Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hunderteinundvierzigster Band
36. Jahrgang : 1912 : April – Juni

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. Wien — R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl. München — Berthold Sutter. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Inhalt des 141. Bandes: April / Mai / Juni 1912

Seite

Balfour, A. J., früherer Premierminister: Offener Brief an den Herausgeber 284
Barclay, Sir Thomas: Eine reale Basis für den Frieden 328
Baumert, Justizrat Dr.: Der 2. internationale Hausbesitzerkongreß und die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands 163
Bilguer, Dr. von: Geht der italienisch-türkische Krieg zu Ende? 42
" " " Das große ? von Libyen 158
Bloem, Wilhelm: Die Kinematographie und das Grammophon im Dienste der Naturwissenschaft 197
Boeglin, Monsignore Eugen: Crispi und der Vatikan 29
Böttger, Dr. Hugo, M. d. R.: Nationalliberale Parteikrisis. 160
Brandes, Georg: Eine Aufnahme in die französische Akademie. Autorisierte Übersetzung von Erich Holm 64
Breul, Professor Karl: Britisch-Deutsche Freundschaft 303
Buxton, Noël, lib. Mitglied des Parlaments: Offener Brief an den Herausgeber 331
Corbach, Otto: Soziale Nöte in „freien" Berufsarten 193
Courtenay of Penwith, Lord: Deutsch-englische Freundschaft 327
Dietze, Dr.: Vorposten der wissenschaftlichen Forschung (Frau Curie) 49
Eickhoff, Richard: Italien und die Interparlamentarische Union 154
Ernst, Dr. rer. nat. et pol. M.: Pathologisch oder Kriminell? 199
de Forest, Baron, lib. Mitglied des Parlaments: Wer vermittelt?. 339
Garvin, J. L., Editor of „Pall Mall Gazette": Offener Brief an den Herausgeber 342
Haldane of Cloan, Viscount, Kriegsminister: Was ist Goethe uns Engländern? . . 281
Hülsen, Hans von: Inge (Novelle) 350
Ibsen, Dr. Sigurd, Staatsminister a. D.: Machtpolitik und Kulturpolitik. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg. I 149
Katscher, Leopold: „Stead, dieser gute Mensch" 343
Klaar, Prof. Dr. Alfred: Epilog zur Kleistfeier I 78
" " " Kleistprobleme 223
Koelsch, Dr. Adolf: Die Entwicklung der Zweckmäßigkeit 56
Koigen, Dr. David: Die Entstehung der modernen Demokratie aus dem Geiste des Christentums 21
König, Geheimrat Prof. Eduard: Sage und Mythus in bezug auf den „ewigen Juden" 217
Lagerlöf, Selma: Der Spirtus. Einzig autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos 95, 234
Lascelles, Sir Frank, früherer britischer Botschafter in Berlin: Offener Brief an den Herausgeber 294
Law, A. Bonar, Führer der Konservativen im Unterhaus: Offener Brief an den Herausgeber 293
Lipp, Dr. Franz: Italienische Königsmörder. Eine kriminalpsychiatrische Studie 186
Lough, The Right Hon. Thomas, Mitglied des Parlaments: Englisch-Deutsche Beziehungen 336
Lund, C.: Eine bedeutsame Neuerung im Schiffsbau 46
Mond, Baronet Sir Alfred, Mitglied des englischen Parlaments: Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England 323
Neumann, Dr. Otto Philipp: Neue Beiträge zur Geschichte der Freimaurerei . 31
Polly, Dr. Adrian (St. Petersburg): Wladimir Nikolajewitsch Kokowtzow 5
Ramsay, Sir William, Professor an der Universität in London: Englischer und deutscher Wissensbetrieb 314
Ritzenthaler, Dr. M.: Deutscher und Engländer 88
Rogalla von Bieberstein, Oberstleutnant a. D.: Der Flugzeugrausch in Frankreich 17
Roloff, M.: Die Jungtürken 173

Seite
Roth, Dr. L.: Jean Marie Guyaus Philosophie 52
Rothschild, Baron Alfred von: Offener Brief an den Herausgeber 297
Rottmann, Hans: Kuropatkin über die auswärtige Politik Rußlands im 20. Jahrhundert 168
Said-Ruete, R., London: Die deutsch-englischen Beziehungen im nahen Osten . . . 331
Schütte, Oscar: Richtet nicht . . . Eine Erzählung aus den Bergen 104, 240, 364
Schwarz, Geh. Oberfinanzrat Dr. Otto: Reichsbankleitung und Großbanken 11
Spender, J. A., Chefredakteur der Westminster-Gazette: England-Deutschland 289
Speyer Bart, The Right Hon. Sir Edgar: Deutschland und England als Weltbürger 308
Stein, Prof. Dr. Ludwig: Französische und englische Stimmen über Krieg und Frieden . . . 36
" " " " Politische Legendenbildungen. Stimmen führender englischer Politiker über Deutschland 141
" " " " Sir Edward Grey und die englisch-deutsche „Entspannung" . 277
Süßmann, S.: Ausstellung der Berliner Sezession 1912 345
Venitz, Architekt A.: Das Theater der Neuzeit 206
Vezey Strong, Sir T., früherer Lordmayor: Deutsch-englische Freundschaft 299
Weardale, Lord, Mitglied des Parlaments, Präsident der engl. interparlamentarischen Gruppe: Die interparlamentarische Union. Offener Brief an den Herausgeber . . . 311
Zimmermann, Prof. Dr. Max Gg., und Paul Nauen: Die Farbe Grün 69

Gedichte:

Falke, Gustav: Der lustige Schweinekrieg 221
Puttkammer, Alberta von: Gero (Ballade nach einer alten Sage) 93
Salus, Dr. Hugo: Die beiden Einsiedler 45

Rundschau:

Frauen-Rundschau (Ulla Wolff-Frank) 132, 399
Juristische Rundschau (Rechtsanwalt Dr. Hugo Waldeck) 126
Koloniale Rundschau (Otto Jöhlinger) 123, 259
" " (Coloniensis) 393
Literarische Rundschau (Friedrich Stein—Berlin) 128, 263, 396
Musikalische Rundschau (Walter Dahms) 266
Österreichische Rundschau (Dr. J. Sinnreich, Wien I) 269
Politische Rundschau (Dr. E. Mühling) 118, 254
Sozialpolitische Rundschau (Senatspräsident am Reichsversicherungsamt Dr. Flügge) 257, 390
Theologisch-kirchliche Rundschau (Theodor Kappstein) 125, 262
Wirtschaftliche Rundschau (Horatio) 134, 267, 402

Bildbeigaben:

Grey, Sir Edward 274
Ibsen, Staatsminister a. D. Dr. Sigurd 138
Kokowtzow, russ. Ministerpräsident Exzellenz 2

NORD UND SÜD

20 Februar / 4 März 1912.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig G. F. Steinacker. | Wien R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl. | München Berthold Sutter. | Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 141. Heft 451 April 1912

Dr. Adrian Polly:
Wladimir Nikolajewitsch Kokowtzow

Mit Bildnis und Faksimile.

Als am 13./1. September des Vorjahres die Schreckenskunde nicht allein das Russische Reich, sondern die gesamte Kulturwelt durcheilte, daß Rußlands dritter verfassungsmäßiger Ministerpräsident, Peter Arkadjewitsch Stolypin durch die mörderische Kugel eines fanatischen Verbrechers hoffnungslos auf das Siechbett gestreckt wurde, richteten sich naturgemäß aller Augen zugleich auf den „Kommenden Mann", der berufen sein sollte, das politische Erbe Stolypins anzutreten.

In der Welt der Diplomatie und Politik bestand kein Zweifel und keine Frage, kein Raten und Umhertasten: Die Ernennung Kokowtzows, des bewährten Hüters und Mehrers des russischen Reichsschatzes, zum zukünftigen Lenker der Geschicke Rußlands stand von vornherein für jedermann fest. Auch sein Monarch, Zar Nikolaus II. war vor keine Wahl gestellt. Die Entscheidung konnte nur so und garnicht anders getroffen werden. Und als nach mehrtägigem qualvollen Todeskampfe der durch seine Ritterlichkeit, wie durch seine tiefwurzelnde Vaterlandsliebe hochragende Staatsmann Stolypin, der Rußland aus einer Epoche vollständig anarchistischer Zerklüftung zur Ordnung und Arbeitsfähigkeit zurückgeführt, dessen Verdienste trotz vielfacher politischer Entgleisungen, namentlich in den letzten Jahren seiner Geschäftsleitung, die Geschichte nach sachlicher Gebühr werten wird — seine Augen für immer schloß: vollzog sich der Übergang von Stolypin zu Kokowtzow in bemerkenswerter Ruhe. Geräuschlos; ohne jeden fühlbaren Ruck im Gange der Staatsmaschine. Selbst die In- und Auslandsbörsen, diese empfindlichen Membranen gegen alle den Handel und Wandel bedrohenden Fährlichkeiten, beantworteten den Personenwechsel in der russischen Regierungsleitung durch vertrauensvolle Aufwärtsbewegung.

Woher diese allgemeine Übereinstimmung, die ruhige Zuversicht in dem Widerhall der öffentlichen Meinung? Weil die Aufmerksamkeit aller Welt schon geraume Zeit vor der Kiewer Katastrophe, durch die Mängel und Starrheit des Stolypin-Kurses dazu gedrängt, innerlich den Nachfolger gesucht und in Kokowzow gefunden.

Staatssekretär Kokowtzow ist mit einer in der kurzlebigen Ära der Graf Witteschen Ministerpräsidentschaft, die Kokowzow zum Ausscheiden

aus dem Kabinet zwang, eingetretenen mehrmonatlichen Pause seit dem 5./18. Februar 1904 bis heute Rußlands Finanzminister. Und um an dieser Stelle gleich eine häufig vernommene und erörterte Frage ein für alle Mal zu beantworten, mag gleich hinzugefügt sein, daß Kokowzow entschlossen ist, dieses Amt mit demjenigen des Ministerpräsidenten zu vereinigen. So lange er das Vertrauen seines Herrschers besitzt.

Den Posten des Innenministers, den sein verstorbener Vorgänger besaß und der auch Kokowzow in jenen bewegten Septembertagen angeboten war, strebt er unter keinen Umständen an. Wogegen ihm das Finanzportefeuille — ein von ihm mit Meisterschaft beherrschtes und mit vollendeter Virtuosität gespieltes Instrument — unlösbar ans Herz gewachsen ist. Deshalb bleibt Kokowzow nach wie vor in dem roten Ziegelbau des Finanzministeriums an der Moika; auch als Ministerpräsident.

Was die Finanzkunst Kokowzows in den Tagen des schwersten politischen und wirtschaftlichen Niederganges Rußlands der Jahre 1904, 1905, 1906 geleistet hat, forderte die ungeteilte Anerkennung auch — und vielleicht namentlich — derjenigen heraus, die damals den nach ihrer Meinung von Stunde zu Stunde bevorstehenden Staatsbankrott Rußlands unheilschwer, drohend und warnend laut in die Welt hinausschrien. Und dazu gehörten nicht allein die bekannten und unbekannten Verfasser pamphletistischer Anwürfe, die als Angst- oder Sensationsprodukte keiner ernsten wissenschaftlichen Nachprüfung standhielten. Vielmehr volkswirtschaftliche Autoritäten und machtvolle Finanzpraktiker von Weltruf. Sie alle waren ausnahmslos auf den schrillen Ton abgestimmt: Haltet vor Rußland die Taschen zu!

Gleich dem erfahrenen, in Gefahren erprobten Kapitän auf sturmbewegter See, der mit jeder Küstenklippe und Meerestiefe seines Fahrwassers wohlvertraut ist, stand Kokowzow unentwegt, ernsten doch ruhigen Blickes auf seiner Kommandobrücke. Und brachte in aufreibendster, Tag und Nacht anspannender, aufopferungswilliger Arbeit das ihm anvertraute Fahrzeug schließlich aus Gefahr und Not, doch glücklich und unbeschädigt in den schützenden Hafen. Der heutige Rubelkurs, der Stand der russischen Staatspapiere, und in erster Reihe ein in barem Golde angesammelter — und trotz der letztjährigen Mißernte unangetasteter freier Bestand von 430 Millionen Rubel innerhalb der kurzen Zeitspanne weniger Jahre führen eine weithin hallende beweiskräftige Machtsprache.

Wladimir v. Kokowzow, einer alteingesessenen Nowgorodschen Adelsfamilie entstammend, ist wie die Mehrheit der höheren russischen Staatswürdenträger aus dem juristischen Adelslyzeum hervorgegangen; er steht heute im 58. Lebensjahre. Wie unser Bild zeigt, eine wohlerhaltene, frische, schlankvornehme Erscheinung von mittlerer Größe. In seinen Umgangsformen von ernster, fast gemessener Zurückhaltung. Doch zugleich von außerordentlicher

Höflichkeit und auf den ersten Blick gewinnender Offenheit. Er verlangt als erstes Erfordernis von den bei ihm Zutritt suchenden Personen Aufrichtigkeit. Wie man von ihm überzeugt ist, daß er unbekümmert darum, ob er seinem Gegenüber eine angenehme Empfindung auslöst oder das Gegenteil, unbedingte Offenheit und Wahrhaftigkeit zum Ausdruck bringt.

In der Beurteilung seiner Mitmenschen neigt Kokowzow zu einem gewissen Skeptizismus. Er durchdringt mit scharfem Blick die menschliche Natur in ihren Schwächen und in ihrem Eigennutz. Vor seinem geistigen Auge fällt der von Selbstliebe und Selbstsucht zusammengesetzte Firnis des äußeren Menschen alsbald ab. Er gibt sich keinen Illusionen darüber hin, daß die Triebfeder im Denken und Handeln des überwiegenden Teils der Menschheit weder in hochherzigen, noch in idealen Instinkten zu suchen ist. Umgekehrt kennzeichnet den Ministerpräsidenten in seiner öffentlichen Wirksamkeit überwiegend ein gesunder Optimismus, die ruhige Zuversicht zur gutartigen und gedeihlichen Entwicklung des Staatswesens und das Selbstvertrauen zur Erreichung der Ziele, die er sich in seinen verantwortlichen Aufgaben mit sicherer Festigkeit gestellt hat.

Kokowzow ist eine erstklassige Arbeitskraft. Die zehnte Morgenstunde findet ihn regelmäßig schon, die zweite und dritte Mitternachtsstunde häufig noch an seinem Arbeitstisch. Zum Zaren begibt sich der Präsident des Ministerrates an jedem Freitag Morgen zum Vortrage nach Zarskoje Sselo, der gewöhnlich mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Auch im Umgang mit seinem kaiserlichen Herrn führt der Staatsmann eine selten freimütige, bestimmte und aufrechte Sprache.

Unerschrockenheit, Kaltblütigkeit und eine niemals und durch nichts zu erschütternde Ruhe bilden überhaupt die hervorstechendsten Charaktereigenschaften Kokowzows. Er hat dem Tode mehr wie einmal ins Auge geschaut, ohne auch nur für eine Sekunde aus dem Gleichgewicht zu geraten. Abgesehen von dem Empfang vielfacher Todesdrohungen und Voranzeigen über ihm zugedachte Gewaltakte seitens der Anarchisten, besonders in den Revolutionsjahren — war er bekanntlich bei der Ermordung des japanischen Fürsten Ito, anläßlich der Zusammenkunft beider Staatsmänner am Charbiner Bahnhof in unmittelbarster Nähe Itos, den er in seinen Armen auffing, als der Fürst zusammenbrach. Von den drei Kugeln, die der Mörder abfeuerte, brauchte nur eine um Linienweite ihre Richtung zu ändern, um Kokowzow zu treffen. Umstehende Augenzeugen berichteten über die fast unheimliche klassische Ruhe, die Kokowzow auch bei diesem Anlaß wahrte. Die gleiche Erfahrung mußte eine Vertrauensperson seiner nächsten Umgebung machen, die Schulter an Schulter mit Kokowzow stand, als die ruchlose Mörderhand Bagrows sich gegen Stolypin erhob. Kein Augenblick der Verwirrung, der Unruhe oder gar der

Angst. Nur das instinktive Herbeieilen, um dem Schwerverwundeten Beistand und womöglich Hilfe zu bringen.

Attentatsfurcht liegt dem russischen Regierungschef vollkommen fern. Da er keine Zeit für Spaziergänge hat, legt er seine Geschäftswege — auch zur entfernt vom Ministerpalais liegenden Reichsduma im Taurischen Saale zu Fuß zurück. Fast immer allein. Ohne jede Begleitung. Seine einzige Schutzmaßnahme liegt in der Überzeugung: „Wie Gott will!"

Alle, die ihn aus langjähriger Mitarbeit und unmittelbarem persönlichen Verkehr kennen, bekunden überzeugungsvoll, daß kein Untergebener sich einen idealeren Vorgesetzten auch nur vorstellen kann, als den Ministerpräsidenten Kokowzow. Wiewohl er, der sich selbst die höchsten Anspannungen zumutet, auch von seinen Mitarbeitern ein außerordentliches Maß an Leistungen fordert. Die schon hervorgehobene, ihn nie verlassende Ruhe, die außerordentlich bestimmte, feste Art der Auftraggebung, die kein Schwanken, kein Mißverständnis, keine Inkonsequenz zuläßt, erleichtert indes ungemein die Erfüllung der jedem Einzelnen obliegenden Pflicht. Kokowzow ist keiner Beeinflussung zugänglich. Er kennt kein Günstlingswesen, keine Bevorzugung, noch gar Nepotismus. Keiner seiner Mitarbeiter darf sich rühmen, auf des Ministers Entschließung die geringste Einwirkung auszuüben. Er prüft jede ihm vorgelegte Sache vorurteilsfrei, mit großer Gründlichkeit und verläßt sich nur auf sein eigenes Urteil. Wie er bei Übernahme des Finanzministeriums ausnahmslos alle Beamten beibehalten hat, keinen einzigen aus seinem früheren Wirkungskreise übernommen hat: so entscheidet bei der Beförderung seiner Untergebenen ausschließlich der durch Dienstalter und Verdienst maßgebliche Anspruch. Dennoch bringt er seinen engeren Mitarbeitern, zu welchen in erster Reihe seine drei Ministergehilfen, der Direktor der Kreditkanzlei, der Gouverneur der Reichsbank, der Direktor seines Kabinets und sein persönlicher Sekretär gehören, ein unbegrenztes Maß von Vertrauen entgegen.

Auf die entscheidende Frage, ob Kokowzow das nationalistische Programm Stolypins ganz oder teilweise sich zu eigen machen, oder aber dem politischen Kurse Rußlands ganz neue Wege vorzeichnen werde, hat bis zur Stunde niemand eine zulängliche Antwort gefunden. Umsoweniger, weil Kokowzow selbst in seiner abwägenden, verschlossenen Art sein eigentliches politisches Programm nicht zum Gegenstande der Erörterungen macht. Man ist deshalb im wesentlichen auf Vermutungen angewiesen. Doch einen gewichtigen Anhaltspunkt, diese Mutmaßungen in das richtige Fahrwasser zu bringen, gibt die grundlegende Anschauung, die Ministerpräsident Kokowzow über Pflichten und Aufgaben seines Amtes hat: „Die Minister sind nicht dazu da, Parteipolitik zu treiben; das ist Sache der Berufspolitiker. Die Minister sind Beamte des Staates; sie haben in erster und letzter Reihe die praktischen Geschäfte

des Staates auszuführen. Auf den Grundlagen und nach den Richtlinien der bestehenden Gesetze."

Politisch keiner Partei angehörend, bekennt sich der neue russische Ministerpräsident zu gemäßigt konservativen Anschauungen. Fern von jeder Dogmatik, ist er ein durch und durch praktischer Staatsmann. Er jagt nicht grauen Theorien nach, weil er nicht von der inneren Nützlichkeit und der Möglichkeit ihrer Verwirklichung überzeugt ist. Jeder zweckmäßigen Reform innerlich zugeneigt, meidet Kokowzow sprungweises, übereiltes Vorgehen. Er gibt seine Zustimmung zur Aenderung des Bestehenden nur nach gewissenhaftester Überdenkung und planmäßiger Durchreifung des neuen Gedankens. Auf dem Boden positiven Christentums stehend ist Kokowzow entschieden gläubig, ohne Frömmler zu sein.

Das ausgesprochene diplomatische Geschick, das Staatssekretär Kokowzow bei einer Reihe außerordentlich wichtiger Staatsverhandlungen, namentlich finanzpolitischer Natur ins Ausland geführt, sicherte ihm jedesmal den glücklichsten Erfolg seiner Mission. Überlegene Sachkenntnis vereinigt sich in ihm mit ausgezeichneter Rednergabe von überzeugungsvoller Wirksamkeit. Seine Sprechweise ist — wie sein ganzes Wesen — von abgeklärtester Ruhe. Frei von Pathos. Pose und Gebärdenspiel sind ihm völlig fremd; er gebietet uicht einmal über gewaltige Stimmittel. Dennoch besticht und bestrickt er seine Zuhörer durch die Klarheit und Eindringlichkeit des durchdachten Vortrages, der frei von jedem überflüssigen Beiwerk, in lichtvoller Klarheit und gediegener Sprachfeinheit, zuweilen mit diskretem Einschlag von Humor und Sarkasmus — besonders in der Polemik — den Gegenstand seiner Auseinandersetzung dem Verständnis der Hörerschaft erschließt. Das Auftreten Kokowzows auf der Rednertribüne der Reichsduma oder des Reichsrates sicherte ihm deshalb jedesmal — auch noch ehe er das heutige leitende Amt innehatte, die volle Aufmerksamkeit des Hauses bei Freunden wie Gegnern.

Zu den sog. „großen" Tagen der jungen russischen Volksvertretung gehören die Dumasitzungen, in welchen Kokowzow seine Voranschläge für den Staatshaushalt der Reichsduma entwickelt oder gegen etwaige Angriffe verteidigt. Der sorgsame, peinlich vorsichtige und ausschließlich auf unantastbaren Grundlagen strengster Nachprüfung standhaltender Tatsachen vorbereitete Aufbau der russischen Budgetvorlagen ist in der Fachwelt — auch des Auslandes längst als mustergültig bewertet. Gerade während der Drucklegung dieser Zeilen legte Kokowzow als Finanzminister der Volksvertretung zum fünften Male seinen Staatshaushaltsentwurf, diesmal in der stattlichen Höhe von 3 Milliarden, vor. In diesem Jahrfünft sind die Barbestände des Staates von ein Viertel bis auf eine beinahe volle Milliarde (909 Millionen Rubel) angewachsen, bei gleichzeitiger Tilgung von 205 Millionen Staatsschulden.

Der Bedeutung der Pressegroßmacht bringt Kokowzow volles Verständnis entgegen, deren Vertretern er, sobald es sich um ernste Fragen handelt, willigen Zutritt, schriftliche Aufschlüsse, wie persönlichen Gedankenaustausch gern gewährt. Unbeschadet um Stunde, ob Sonn- oder Festtage. Ohne mich der kleinsten Bevorzugung rühmen zu dürfen, führte mich die Erlaubnis des Staatsmannes schon zur Mitternachtstunde und darüber, wie an allgemeinen Ruhetagen wiederholt in sein Arbeitskabinet. Briefliche Anfragen finden ausnahmslos am Eingangstage pünktlichste Erledigung.

Zu nachdrücklicher Bedeutsamkeit erhob sich das Gewicht der Stimme Kokowzows anläßlich der unter dem Vorsitz des Kaisers in der Epoche 1905—1906 stattgefundenen Beratungen des Minister- und Staatsrates; zur Vorbereitung der grundlegenden Reformarbeiten, die schließlich an dem für die Entwicklung und die Geschichte Rußlands wichtigsten aller Werktage, dem 31./18. Oktober 1905 die Verkündung der russischen Verfassungsgrundgesetze dem russischen Volke nebst den Gesetzen über den erneuerten Reichsrat und Einberufung der Reichsduma bescherten.

Seinen unbeirrt weitschauenden Diplomatenblick bekundete der Staatsmann auch durch sein unmittelbares Eingreifen in die russische Außenpolitik; durch Führung der Verhandlungen, die zu dem russisch-japanischen Abkommen des Jahres 1908 den Grundstein legten, das in seinem Wesenskerne erst die vollständige Abwicklung der vielfachen, durch das Portsmouther Friedensinstrument offen gebliebenen Einzelfragen enthält. Zugleich aber die für Rußlands Sammlung und Ausbau unerläßlich notwendige „Rückversicherung" im Osten. Als das für Rußlands Bewegungsfreiheit im Westen mehr denn wichtige Traktat erst vollständig unter Dach gebracht war, äußerte der Finanzminister mir gegenüber: „Ob der neue Vertrag in seinen zukünftigen Folgen sich für Rußland gut oder ungut bewähren wird, weiß ich nicht. In beiden Fällen aber übernehme ich für ihn die volle persönliche Verantwortlichkeit. Es ist mein ureigenes Werk!"

Von hoher Bedeutung für die russische Industrie, für Rußlands Handels- und Finanzwesen, war und blieb die von Kokowzow durchgeführte Eisenbahnpolitik, die im Gegensatz zum Witteschen Verstaatlichungssystem den Ausbau der russischen Verkehrswege im wesentlichen der Privatindustrie überwies. Mit dem Erfolge, in überraschend kurzer Zeit das Eisenbahnnetz im Inneren des Reiches in ungeahntem Umfange vervollständigt und einen reichen Zustrom an fremdem Kapital zugunsten der russischen Industrie, wie der privaten Handelsunternehmungen ins Land gebracht zu haben.

Die unverrückbare positive Anerkennung der Verfassung sowie Respektierung der Volksvertretungsrechte seitens des gegenwärtigen obersten Beraters der russischen Krone steht außer aller Frage. Niemals wird er sich zu einem „Staatsstreiche" im Sinne gewaltsamer Änderung der Grundgesetze hergeben,

wie solcher in der Stolypinära wiederholt in Verfolgung politischer Prinzipien erlebt wurde. Selbst Erwägungen noch so praktischer Nützlichkeit gegenüber, die Kokowzows Handeln seiner natürlichen Veranlagung nach sonst bestimmend leitet, steht in oberster Reihe die Achtung vor dem Gesetz. Getreu dem Worte Matthäi: Dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist — gibt Kokowzow auch dem Volke, was des Volkes ist!

Geh. Oberfinanzrat Dr. Otto Schwarz: Reichsbankleitung und Großbanken

Die Welt befindet sich in einem gewissen Zustande der Unruhe und Unsicherheit. Der politische Druck, welcher während der zweiten Hälfte des vorigen Jahres auf dem westlichen Europa lastete, ist zwar gewichen. Aber unverkennbar ist eine starke nervöse Spannung zurückgeblieben. Die revolutionäre Bewegung in China, die politischen Unruhen in Persien, die unsichere Lage in Mexiko, vor allem die Schwierigkeiten, welche sich den Bemühungen der Mächte, zwischen Italien und der Türkei Frieden zu stiften, entgegenstellen, sind nicht geeignet, jene Unruhe zu meistern; die Haldane'sche Mission in Berlin hat die politischen Schatten zwar zu mildern, aber vorläufig nicht zu beseitigen vermocht.

Auch die wirtschaftliche Weltlage gibt genug Rätsel zu lösen auf. In den Vereinigten Staaten wird die Geschäftswelt durch das Näherrücken der Präsidentschaftsfrage um so stärker in Atem gehalten, als deren Lösung die Richtung der Trust- und Zollgesetzgebung maßgebend beeinflussen wird. Bei uns wirkt trotz im übrigen aufstrebender Entwickelung die ungünstige Lage des Bau-, Terrain- und Hypothekenmarktes deprimierend. Die Frage, ob es gelingen wird, die großen Kohlen- und Stahlsyndikate zu erneuern, erfüllt weite Kreise mit Spannung.

Die steigende Teuerung von Rohmaterialien und Lebensmitteln, selbst in freihändlerischen Ländern, die Geldknappheit der großen Geld- und Leihmärkte, der Goldhunger Indiens, der, weil man die Ursache nicht klar erkennt, den Londoner Markt beunruhigt, all diese hemmenden Momente des Wirtschaftslebens werden neuerdings außerordentlich vermehrt durch die Besorgnisse, welche sich an den gewaltigen Kohlenarbeiterstreik in England und die drohende Gefahr*)

*) Die sich inzwischen verwirklicht hat.

eines Übergreifens nach Deutschland und Frankreich knüpfen. Milliarden des Nationalvermögens gehen dabei verloren, und um hunderte von Millionen werden die Produktionskosten der Industrie verteuert.

Die Macht des vierten Standes, die sich dabei offenbart, und von der die viereinhalb Millionen sozialdemokratischer Stimmen uns bei den Reichstagswahlen in Deutschland soeben einen weiteren Vorgeschmack gegeben haben, lösen in sozialer Hinsicht ernste Besorgnisse aus.

Daß sich unter solchen Umständen unserer Geschäftswelt und namentlich der Bankwelt, hier vor allem der Großbanken infolge des engen Zusammenhanges, in dem sie mit dem gesamten inneren Wirtschaftsleben stehen, sowie bei ihren ausgedehnten überseeischen Verbindungen eine gewisse Unruhe bemächtigt hat, kann nicht wundernehmen.

In solchen Zeiten gilt es für die leitenden Führer vor allem, kaltes Blut und ruhigen Sinn zu bewahren!

Wenn nun gerade jetzt durch die Blätter bekannt wird, daß die Hüterin des deutschen Währungs- und Wirtschaftslebens, die Reichsbank, an die Banken mit der Forderung, grundsätzliche Änderungen in ihrem bisherigen Geschäfts- und Kreditgebaren vorzunehmen, herangetreten ist und in die Direktionsstuben der Bankleiter damit neue Schwierigkeiten hineinträgt, so muß sich die Frage aufdrängen, ob denn der Zeitpunkt für ein solches Vorgehen richtig gewählt ist?

Um zu einer sachgemäßen Beurteilung zu kommen, wird man sich gegenwärtig halten müssen, daß der gegenwärtige Reichsbankpräsident bereits seit Jahren die Banken an die Herbeiführung einer größeren Liquidität gemahnt hat. Im Prinzip ist also sein jetziges Vorgehen nichts Neues. Die Verbesserung der Zwischenbilanzen, die Lombardverteuerung an den Quartalsterminen sind Erfolge und Betätigungen seiner bisherigen Maßnahmen, Etappen auf dem Wege zu seinem Ziele. Nur der Druck seiner Vermahnungen ist diesmal offenbar ein schärferer geworden.

So wird man fragen müssen, ob denn zu dieser Verschärfung der Note Anlaß vorlag. Mit dem überwiegenden Teile der Tages- und Fachpresse wird dies bejaht werden können.

Die Besserung der Liquidität der Banken, die seit 1908 eingetreten war, hat sich seit dem Jahre 1910 wieder verschlechtert. Das Deckungsverhältnis ist bei den 9 Großbanken von 72,9 Prozent in 1909 auf 69,6 Prozent in 1910 und auf 67,6 Prozent in 1911 herabgegangen, nachdem es sich von seinem Tiefstande im Krisenjahr 1907 mit 64,4 Prozent auf 66,6 Prozent in 1908 und 72,9 Prozent in 1909 heraufgearbeitet hatte.

Nun wird man an die Liquidität unserer Großbanken nicht die gleichen Anforderungen zu stellen brauchen, wie an diejenigen der englischen Aktienbanken, die 16 Prozent ihrer Depositen und Akzepte in bar halten, während sich unsere

Kreditbanken mit 6 bis 8 Prozent begnügen, weil unsere Banken in weit größerem Maße als jene mit eigenem, in kritischer Zeit der Gefahr der Zurückziehung nicht unterliegendem, Kapital arbeiten. Aber eine Liquidität von 67 Prozent im Durchschnitt, die bei einzelnen Großbanken bis auf 53 bis 55 Prozent herabgeht, bleibt immerhin hinter dem, was man wünschen könnte, zurück. Noch mehr muß die fallende Tendenz berücksichtigt werden. Werden wir bei dieser Entwickelung nicht bald wieder auf dem Tiefstand von 1907 anlangen? Zudem! Deckung und Deckung ist nicht dasselbe. Von 1895 bis 1910 stiegen unter den Deckungsmitteln der Deutschen Kredit-Banken Kasse aufs dreifache, Wechsel und Effekten aufs vierfache, Lombard und Reports aber aufs fünfeinhalbfache! Aus noch nicht einer halben Milliarde Lombards und Reports wurden über zweieinhalb Milliarden Mark. Will man diese gewaltige, sicher zu dreiviertel auf Reports zu rechnende Summe, die hauptsächlich Spekulationskredit*) darstellt, auch nur zum größeren Teile für leicht realisierbar ansprechen? Und wie steht's mit Effekten und Wechseln? Der Anteil von Staatspapieren an Effekten hat sich neuerdings vielleicht etwas gebessert. Von den Wechseln ersetzt aber ein wachsender Teil fehlendes Betriebskapital der Geschäftswelt, wie die Notwendigkeit der häufigen Prolongationen anzeigt. Auch hier würde es wie bei den Reports mit der schnellen Realisierung ohne schwere Störung des Geschäftslebens hapern. Die Deckung hat sich also auch *qualitativ* verschlechtert.

Die in Bankkreisen beliebte Beweisführung, daß mit steigender Hochkonjunktur sich die Liquidität der Banken naturgemäß verschlechtern müsse, ist nicht ganz schlüssig. In Zeiten hochgespannter Konjunktur vermindert sich bei Unternehmungen aller Art die Liquidität. Da müssen es sich die großen Bankzentren um so mehr zur Aufgabe machen, für Liquiderhaltung ihres Bankstatus zu sorgen; denn sie sind es, auf welche in kritischer Zeit von der gesamten Geschäftswelt zurückgegriffen werden wird. Sind sie dann selbst wenig liquide, so können sie der Aufgabe, welche ihnen in der Volkswirtschaft und Geldwirtschaft zufällt, unmöglich voll gerecht werden.

In Frankreich, wo der Herbst v. J. auch nicht eindruckslos an dem Bankstatus vorüberging, hat sich die Liquidität der fünf großen Pariser Banken (Lyonnais, National d' Escompte, Soc. Générale, Credit. Ind. et Comm. u. Marseillaise) Ende des Jahres 1911 doch wieder auf 90,3 Prozent (gegen 89,7 Prozent Ende 1910) gehoben.

Die Anspannung der Reichsbank, namentlich an den Quartalsterminen, ist

---

*) Damit soll nicht gesagt sein, daß es sich nur um *ungesunden* Spekulationskredit handelt. Durch die Änderung der Börsengesetzgebung hat zweifelsohne auch eine Erleichterung und Vermehrung volkswirtschaftlich wünschenswerten Spekulationskredits stattgefunden. Aber das enorme Anwachsen dieses Bilanzpostens weist offensichtlich auch auf eine starke Vermehrung ungesunden Spekulationskredits hin.

trotz Lombardverteuerung wesentlich infolge verminderter Liquidität der Banken in den letzten Monaten stärker als je gewesen. Diesen Umstand ganz allein mit unseren Zahlungsunsitten erklären zu wollen, geht nicht an. Die erheblichen Verluste, durch welche mehrere ansehnliche Kreditbanken in neuester Zeit zu beträchtlichen Dividendenreduktionen gezwungen wurden, weisen zu deutlich auf Überspannung der Kreditgewährung hin. Auch die Schwierigkeit der Unterbringung von erstklassigen festverzinslichen Werten, selbst bei vierprozentiger Verzinsung, die Steigerung des Leihzinses überhaupt, zeigt, wie sehr der Kreditbegehr im Lande die Sparbeträge überholt. Die Zurückziehung der mehreren hundert Mill. französischer Leihgelder im Herbst v. J. hat unsere Volkswirtschaft ja verhältnismäßig gut überwunden. Dabei kam uns aber die Geldflüssigkeit und Leihbereitschaft amerikanischer Banken zu Hilfe. Sie werden auch heute, wo die französischen Gelder nur zum Teil zurückgeflossen sind, noch in Anspruch genommen — ein Zeichen, daß sich unsere Geschäfts- und Bankwelt doch noch zu sehr auf den Zufluß ausländischer Gelder eingerichtet hat.

Der Reichsbankpräsident kann sich nach alledem wohl darauf berufen, daß seine Mahnungen die erforderlichen Wirkungen bisher nicht gehabt haben.

Zu dem wirtschaftlichen kommt diesmal ein wichtiges, anderes Moment hinzu! Während in früheren Jahren der Reichsbankpräsident seine Darlegungen wesentlich mit der Notwendigkeit, die Gefahr von Wirtschaftskrisen zu vermeiden, begründet hatte, hat der Herbst v. J. deutlich gezeigt, daß unsere Volkswirtschaft allen Anlaß hat, auch die politischen Entwickelungsmöglichkeiten nicht aus dem Auge zu verlieren. Wenn man heute mehr wie früher die Notwendigkeit finanzieller Kriegsbereitschaft ins Auge zu fassen hat, so darf man sich vor allem darüber nicht täuschen, daß sich diese Bereitschaft nicht in einer gesunden Ordnung der öffentlichen Finanzen allein erschöpft. Im Falle eines Krieges müssen gewaltige Mittel aus der gesamten Volkswirtschaft hervorgeholt werden, und wenn diese, namentlich das Kredit- und Bankwesen sich nicht genügend stark und liquide erweisen, so wird selbst die beste öffentliche Finanzwirtschaft ihre schwierige Aufgabe nur halb erfüllen können.

Man sieht, eine Notwendigkeit, gerade im gegenwärtigen Momente den Status der Banken auf seine Liquidität mit scharfer Sonde zu prüfen, liegt unter mehrfachen Gesichtspunkten vor, und ein öffentliches Interesse an derartigem Vorgehen muß ohne weiteres anerkannt werden.

Die Banken können sich nicht auf ihre private Eigenschaft, auf die Notwendigkeit, die nötigen Dividenden für ihre Aktionäre herauszuwirtschaften, zurückziehen. Große private Macht hat von jeher zu Pflichten gegen die Allgemeinheit, zu öffentlichen Pflichten geführt. Als die Hauptvermögenswerte eines Volkes noch im Grundbesitz lagen, erwuchsen den großen Grundherren daraus zahlreiche öffentliche Pflichten. Wenn heute einige wenige Banken zu Verwaltern eines großen Teiles des Sparvermögens im Volke geworden sind, so können sie

sich bei ihrer Handlungsweise nicht mehr bloß von privatrechtlichen und privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten leiten lassen. Im Gegenteil, das sozial und national geschärfte Gewissen der Jetztzeit stellt vielleicht noch größere Anforderungen an die privatwirtschaftlichen Machtfaktoren im Lande als frühere Zeiten. Im übrigen sind günstige Dividendenergebnisse und hohe Liquidität keine Gegensätze, wie die englischen Banken lehren und bei uns neuerdings namentlich die Deutsche Bank zeigt, die bei 76,6 Prozent Liquidität (Ende 1911) die höchste Dividende unter den Großbanken ($12^1/_2$ Prozent) verteilt.

Bleibt noch zu untersuchen, ob die Mittel, welche Präsident Havenstein den Banken zur Erwägung gestellt hat, zu mechanisch, zu theoretisch gewählt sind und aus diesem Grunde zu Bedenken Anlaß geben, wie das in Bankkreisen öfters behauptet wird.

Genaue Nachrichten über die Einzelheiten der stattgehabten Erörterungen liegen nicht vor. Soviel man den Presseäußerungen entnehmen kann, hat die Reichsbankleitung die allgemeine Forderung besserer Liquidität in den Vordergrund gestellt und nur als erwägenswerte Mittel vor allem Stärkung der Barreserven, größere Deckung der gewährten Kredite, in erster Linie der Spekulationskredite, durch verstärkte Einschußpflicht (allmähliche Erhöhung der Bardeckung von 10 Prozent bis etwa 50 Prozent), in letzter Linie aber auch ungesunden Industriekredits, größere Zurückhaltung in der Vermehrung der Akzepte, Eindämmung der gegenseitigen Konkurrenz in der Heranziehung von Depositengeldern durch Vereinbarungen über die Höhe der Zinsvergütungen usw. in Vorschlag gebracht, ohne aber die Banken auf die eine oder andere Maßnahme festlegen zu wollen. Immerhin scheint doch das allgemeine Ziel dieser Vorschläge, die Erhöhung der Liquidität, so bestimmt betont worden zu sein, daß für die Bankwelt daraus die Frage erwuchs, es könnte, wenn die Banken sich freiwilligen Reformen verschlössen, die Möglichkeit einer gesetzlichen Erzwingung höherer Barreserven oder weiterer eigener Maßnahmen der Reichsbank (Krediteinschränkungen) näher rücken. Was ersteren Punkt anbelangt, so hat die beruhigende Erklärung des Staatssekretärs Delbrück, daß der Erlaß eines Depositenbankgesetzes zur Zeit nicht in Frage stehe, bereits erkennen lassen, daß auch die Reichsbankleitung jedenfalls vorläufig an die Anwendung dieses Druckmittels nicht denkt. Eine Kreditbeschränkung gegenüber einzelnen Großbanken andererseits würde so leicht kaum und nur im Notfalle in Erscheinung treten. Aber die ultima ratio dieses Machtmittels an sich werden die Großbanken nicht beanstanden können. Auf der Bankenquete hat man gerade von ihrer Seite dem Reichsbankpräsidenten mehrfach ein „Landgraf werde hart" zugerufen, und man wird, wenn man auch wohl damals mehr an die kleinen Provinzbanken gedacht hat, sich jetzt nicht beschweren dürfen, wenn die Nutzanwendung dieser Lehre auch einmal gegenüber den Großen Anwendung zu finden droht. Und gerade, wenn die Banken sich gegen eine mechanische, alle Banken gleichmäßig treffende Vorschrift sperren, so müssen sie der Reichsbank zwecks wirk-

samen Vorgehens das Recht zusprechen, da, wo eine Einzelbank ihren Mahnungen nicht folgt, diese die harte Hand der Kreditbeschränkung fühlen zu lassen.

Im allgemeinen wird man davon ausgehen dürfen, daß die zur Erwägung gestellten Mittel nach dem Wunsche der Reichsbank nicht unterschiedlos und in mechanischer Weise allen Bankkunden gegenüber durchgeführt werden sollen, sondern daß sie nur als Wegweiser für die Bankpolitik gedacht sind, um das notwendige Endziel, vermehrte Liquidität, zu erreichen. Finden sie selbst bessere Wege — und guter Wille, Einheitlichkeit und Solidarität des Vorgehens, werden hier selber Weg sein, der Geschäftstüchtigkeit unserer Bankleiter wird man das übrige überlassen können —, so wird die Reichsbankleitung dies sicherlich dankbarst akzeptieren. Denn nicht schematische Einschränkung der für das Gedeihen der Volkswirtschaft notwendigen Kredittätigkeit, sondern Beseitignug zweifellos vorhandener ungesunder Kreditauswüchse ist es, was der Reichsbank am Herzen liegt. Was namentlich die Einschränkung der Industriekredite anbelangt, die am meisten beunruhigt zu haben scheint und bei ängstlichen Gemütern sogar die Besorgnis der Herbeiführung einer Wirtschaftskrise erweckt hat, so hat die Reichsbankleitung an eine rücksichtslose, zu scharfe Kredit-Restriktion offenbar nicht gedacht. Wenn wir nicht irren, ist im Jahre 1906 gerade von dem damaligen Leiter der Seehandlung, jetzigen Reichsbankpräsidenten, der Vorschlag, im Sparkassenentwurf den Zwang zur Anlegung eines Teiles des Vermögens in Staatspapieren erst bei Neueinlagen eintreten zu lassen, ausgegangen, und man wird annehmen können, daß er auch jetzt bei der Forderung an die Banken, in der Gewährung von Industriekrediten vorsichtiger zu sein, mehr an die Eröffnung neuer Kreditbeziehungen für die Zukunft als an die sachgemäße Fortführung und Abwickelung bestehender Kredite gedacht hat. In dieser Weise scheint die Mahnung, wie die Berichte einiger Großbanken ergeben, auch von diesen aufgefaßt worden zu sein. Im übrigen wird die Reichsbankleitung mit Genugtuung konstatieren können, daß fast alle diesjährigen Jahresberichte der größeren Banken mahnende Worte an ihre Klientel wegen größerer Zurückhaltung im Kreditbegehr enthalten und damit die Richtigkeit des Grundgedankens der Havensteinschen Politik bestätigen.

Wenn man die ganze Sachlage überblickt und richtig würdigt, so wird man das Vorgehen der Reichsbankleitung im allgemeinen als durchaus sachgemäß begrüßen dürfen. Es paßt vollkommen in den Rahmen der zunehmenden Erkenntnis hinein, die sich in weiteren Kreisen auszubreiten beginnt, daß wir uns auf allen Lebensgebieten, in der öffentlichen wie privaten Wirtschaft, eine etwas bescheidenere Lebensführung, größeres Maßhalten in dem wirtschaftlichen Expansionsbedürfnis angewöhnen müssen, um der Anschauung des Auslandes, daß unser ganzes Erwerbsleben zu sehr auf Pumpwirtschaft basiert sei, zu begegnen und um unsere so notwendige wirtschaftliche und politische Bereitschaft für ernste Fälle uns zu erhalten. Besorgnisse, daß eine von den Groß-

banken ausgehende allmähliche Einschränkung in der Gewährung von Spekulationskredit, wie eine größere Vorsicht in der Gewährung von neuem Industriekredit zu wirtschaftlichen Krisen führen könnte, schießen über das Ziel hinaus. Wäre die Wirtschaftslage schon eine so ungesunde, daß derartiges zu befürchten wäre, dann könnte man ein scharfes Vorgehen der Reichsbank nur um so mehr begrüßen. Denn die Erfahrungen in den großen Wirtschaftskrisen des vorigen Jahrhunderts haben immer bewiesen, daß, je länger die nationale Zentralbank in solchen Zeiten die Anwendung der ihr zur Verfügung stehenden Krediteinschränkungsmittel hinausschob, um so gefährlicher die Krisen verlaufen sind.

Je ruhiger und besonnener, aber allerdings auch je ernster — denn an einem Scheidewege dürften wir uns diesmal trotz allem befinden — die Großbanken den mahnenden Worten des Reichsbankleiters Gehör schenken, um so nutzbringender wird diese ganze Aktion für unser Wirtschaftsleben verlaufen!

Rogalla von Bieberstein: Der Flugzeugrausch in Frankreich.

Während die französische Flotte in Mitte des vorigen Jahrhunderts die führende Rolle im Panzer-Schlachtschiffbau und in der Neuzeit in dem der Unterseeboote ergriff, war man auch im französischen Heere seit einem halben Jahrhundert eifrig bestrebt, namentlich durch die Verbesserung seiner Feuerwaffen, sowohl der Geschütze wie der Gewehre, ein Moment der Überlegenheit in der Bewaffnung gegenüber derjenigen der Heere der anderen Staaten zu gewinnen. So entstanden die schon im italienischen Kriege von 1859 verwandten „canons rayés", dann die Hinterladergeschütze und darauf die Mitrailleusen und das Chassepotgewehr, in neuester Zeit aber die Schnellfeuergeschütze mit selbsttätigem Rohrrücklauf. Ungeachtet der unverkennbaren Vorteile, die das Chassepotgewehr, wenn auch weniger die Mitrailleusen, selbst bei einer richtigen Verwendung, repräsentierten, wurden beide bekanntlich im Kriege von 1870/71 nicht zu dem erhofften Faktor taktischer Überlegenheit des französischen Heeres, da die Bewaffnung allein kein ausschlaggebendes Moment für kriegerische Erfolge bildet, sondern noch mannigfache andere gewichtigere Faktoren dabei mitsprechen. Nunmehr hat sich das Streben Frankreichs nach militärischer Überlegenheit ganz besonders dem neuen Erzeugnis seiner Luftfahrzeugindustrie, den Aeroplanen, zugewandt, ein Gebiet, in dessen Konstruktionen und ihrer Benutzung Frankreich unbestritten heut an der Spitze der Nationen steht. Auf dem Gebiet der mehr den strategischen, wie den taktischen Zwecken der Aeroplane, dienenden starren und halbstarren Luftschiffe aber ist der westliche Nachbar Deutschlands von diesem an leistungsfähigen Erzeugnissen und Anzahl weit über-

flügelt. Denn während das französische Heer schon heute über 100 Flugzeuge besitzt, und diese Anzahl im laufenden Jahre auf 234 bringen will, so verfügt dasselbe nicht nur bloß über 14 fahrbare Luftschiffe gegenüber 19 deutschen, sondern die seinigen erreichen auch in keiner einzigen Konstruktion die Leistungsfähigkeit, Fahrsicherheit, Größe und Tragfähigkeit der Zeppeline. Ungeachtet der zweifellosen Vorzüge, die diese, namentlich für die strategische Aufklärung und auch für die Lösung gewisser strategischer Aufgaben besitzen, die man, wie z. B. die Rheinbrückenzerstörung, die Unterbrechung der Eisenbahnlinien bei der Mobilmachung und beim Truppentransport nach dem Kriegsschauplatz, durch Zerstörung der Bahnhöfe, Viadukte usw., französischerseits im Auge hat, hat sich das Interesse und der Luftfahrzeugbau Frankreichs ganz überwiegend den Aeroplanen zugewandt, obschon neuerdings auch den starren Luftschiffen mehr Beachtung geschenkt wird, weil man an die Leistungen der Aeroplane ganz übertriebene Erwartungen für den Krieg, ja für „die Eroberung der Vorherrschaft Frankreichs in der Luft" knüpft, und da ihre Konstruktion dort, wie erwähnt, bereits außerordentlich entwickelt ist; ja schon zu einer Überproduktion von Flugzeugen in den über Gebühr zahlreichen Flugzeugindustrieunternehmungen geführt hat. In erster Linie für Flugsportzwecke in großer Anzahl, erst in zweiter, aber in weit geringerer für militärische Zwecke beschafft, erwiesen sich die Beschaffungs- und Unterhaltungskosten für Privatleute auf die Dauer als so gewaltige, daß sie sich nur sehr reiche Leute und die Konstrukteure von Flugmaschinen leisten konnten, welche letztere aus ihren Schauflügen vor dem Publikum und aus dem Verkauf ihrer Maschinen ein Gewerbe machten. Die Leistungen der 22 französischen Militär- und Zivilflieger, darunter nur erste Kräfte, die unter neuen, wesentlich erweiterten Bedingungen und Verhältnissen bei den jüngsten Herbstmanövern in Ost-Frankreich in der Trouée von Belfort ihre Aufgaben erfüllten, vor allem aber eine von den namhaftesten Organen der französischen Presse aufs wärmste mit Wort und Tat unterstützte Agitation für „die Eroberung der Vorherrschaft Frankreichs in der Luft", haben die nationale Begeisterung für dieselbe in verschiedenen französischen Städten, sowie bei Großindustriellen und selbst den Schülern der Pariser Gymnasien zur hellen Flamme angefacht, mehrere Städte schenkten der Regierung Aeroplane, und sehr beträchtliche Sammlungen für deren Beschaffung kamen zustande. Die freiwilligen Spenden betrugen bis zum 20. März 1³/₄ Millionen Franks, davon etwa eine Million von den großen Zeitungen und den am Flugzeugbau interessierten Banken, und es bildete sich unter der Präsidentschaft des Generals de Lacroix und des Senators Reymond ein „nationales Komitee für Militärflugwesen", das alle eingegangenen Summen im Einverständnis mit dem Kriegsminister entsprechend den Bedürfnissen der nationalen Verteidigung verwenden wird. Eine lebhafte Polemik dafür, daß „Frankreichs Zukunft in der Luft liege", entwickelte sich in der Presse und seitens einer Anzahl Generale, und fand in einer sich dieses Titels bedienenden

Broschüre des „Matin" ihren beredtesten Ausdruck. 5000 Flugzeuge und 5000 Militärflieger werden in ihr für Frankreich nebst den erforderlichen Hangars, fliegenden Werkstätten, ausgebildeten Führern, Piloten und Mechanikern, und 50 bis 60 Millionen pro Jahr für das Flugwesen verlangt. Ein Fluggeschwader, die vierte Armee, müsse im Kriegsfall die Mobilmachung und Konzentration der feindlichen Truppen verhindern. Bei genügender Anzahl müßten die Flugzeuge die rückwärts liegenden Arsenale und Magazine der feindlichen Armeen zerstören, vor der Schlacht der Anmarsch des Feindes erkundet und aufgehalten, während der Schlacht er in Verwirrung gebracht werden, bei der Verfolgung die Aeroplane mitwirken. Diese sollen jedoch nicht nur, wie erwähnt, als Zerstörungsmittel für Eisenbahnen und Brücken usw. dienen, sondern auch als Erkundungswerkzeug der Oberkommandierenden, als Mittel zur Aufrechterhaltung der Verbindung und vor allem als eine neue Waffe, die durch ihren gewaltigen moralischen Einfluß das Vertrauen der von ihr begleiteten Kämpfer verdoppeln müsse. Der Kriegsminister Millerand brachte ein Gesetz über das Militärflugwesen ein, und forderte dessen rascheste Verwirklichung, sowie mit seinem Dank für die gewidmeten Geldspenden vollständige Freiheit der Kriegsverwaltung in der Auswahl der zu beschaffenden Flugzeuge. Die Selbständigkeit der „fünften Waffe", erklärte er, bedeute nicht, daß diese ein geschlossenes Korps bilden solle. Das Personal würde aus der ganzen Armee rekrutiert werden, doch würden die Offiziere und Unteroffiziere je nach Bedarf des Alters und der Neigung zu ihrer früheren Waffe zurückkehren können. Der Friedensbestand würde jeweilig durch Dekret festgesetzt, damit er den Umständen entsprechend abgeändert werden könne. In Friedenszeiten würden den Militärfliegern gewisse Vergünstigungen gewährt, und bei tödlichen Unfällen ihren Hinterbliebenen dieselben Rechte bewilligt, wie den Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. Die einzelnen kriegsmäßigen Fliegerabteilungen werden je 8 Flugzeuge umfassen. Ein Erlaß des Kriegsministers ordnet die Ausbildung von Generalstabsoffizieren als Beobachter in Flugzeugen an. Für 1912 sind Gesamtausgaben in Höhe von $22^1/_4$ Millionen, für die späteren Jahre durchschnittlich 25 Millionen Franks vorgesehen. Der Kriegsminister wie auch der Ministerpräsident Poincaré und der Marineminister Delcassé sprachen sich über die von der Presse zugunsten des Militärflugwesens eingeleitete Propaganda sehr anerkennend aus. Delcassé erklärte, durch die Militärflugzeuge könnten die Bedingungen des Seekrieges umgestaltet werden. Das Flugwesen entwickeln heiße die Größe Frankreichs fördern. Die gesamte derart auch von der Regierung geförderte Bewegung und Propaganda für das heute die vollsten Sympathien der französischen Nation besitzende Flugwesen zielt offenbar darauf ab, für einen eventuellen künftigen Krieg mit den Eroberern Elsaß-Lothringens, für den man sich heute im französischen Heere und der Nation für gerüstet hält, dieser Rüstung ein, wie man annimmt, besonders wichtiges Moment der Überlegenheit hinzuzufügen. Der Kriegsminister erklärte, die Opfer,

welche die Republik und das Land seit dem Unheil vor 40 Jahren gebracht hätten, seien keine unnützen gewesen, und die Republik habe volles Vertrauen zu der Armee, was auch die Ruhe des Landes in den unerträglichen Tagen des vorigen Jahres zeigte, weil es der Kraft seiner Armee sicher war. Für das Flugwesen verlangt General Maitrot, daß, wenn auch ein Fliegerregiment errichtet werde, der Bau von Lenkballons nicht vernachlässigt werden dürfe. Es sei unerläßlich, daß Frankreich in kurzem eine mächtige und zahlreiche Luftflotte besitze, deren Rolle bei Beginn des Krieges darin bestehe, in die deutsche Mobilmachung Verwirrung zu bringen, sie zu verlangsamen und zu verhindern. Alle Konzentrationswege der deutschen Armee hingen von 8 Eisenbahnbrücken ab, die den Rhein zwischen Köln und Basel überbrückten. Diese Brücken würden das Ziel der französischen Lenkballons bilden.

Die sehr große Schwierigkeit, welche jedoch das Treffen militärischer Objekte durch den Granatwurf vom Lenkballon bietet, sein völliges Versagen, bei Sturm, unsichtigem Wetter, wie Nebel, Schnee, starkem Regen und Wolkenverhüllung, der bisherige, völlige Mangel umfassender, zuverlässiger Erfahrungen und Ergebnisse auf diesem Gebiet und die große Treffunsicherheit des Granatwurfes vom schwankenden, sehr schnellen Aeroplanfluge aus, lassen aber die Granatwurfwirkung vom Lenkballon aus, und weit mehr noch die der nur sehr kleinen und wenigen Projektile der Aeroplane, vor der Hand als ein höchst unsicheres und in seiner Wirkung sehr beschränktes Zerstörungs- und Kampfmittel erscheinen. Überdies vermögen die Rheinbrücken und andere militärisch wichtige Kommunikationsbauten, wie Viadukte usw., durch verdeckt postierte, versenkbare Haubitzen, durch deren Steilfeuer wirksam verteidigt zu werden. Die bisherigen Leistungen der italienischen Aeroplane im Tripolis-Feldzuge in dieser Richtung bestätigen die geringe Wirkung der Aeroplane, wenn diese auch mehrfach ergebnisreiche Aufklärungsflüge und einige gelungene Granatwürfe ausführten. Auf den Verlauf des Feldzugs aber ist ihre Verwendung bis jetzt ohne jede namhafte Einwirkung geblieben. Die Bedeutung der Flugzeugverwendung im Krieg wird daher französischerseits offenbar stark überschätzt, wenn sie auch, in umfassender Weise stattfindend, und in zuverlässig erprobte Bahnen geleitet, für die taktische Aufklärung bei günstigen Wetterverhältnissen von bedeutendem Wert zu werden vermag. Die übrigen Armeen sehen sich daher veranlaßt dem Vorgehen Frankreichs in besonnener, bedächtiger, Mittel und Leistungen abwägender Weise zu folgen. Das deutsche Kriegsministerium u. a. wird am 1. April d. J. über 60 Flugzeuge verfügen, und hat jüngst 40 Ettrich-Aeroplane in den Trautenauer Ettrichwerken bestellt, und auch die Pforte den Erwerb einiger Aeroplane für den Tripoliskrieg und nunmehr zweier für die Aufklärungsaufgaben, für die Verteidigung Konstantinopels und der Dardanellen, beschlossen, der Sultan aber einen Beitrag von 1000 Pfd. für die Beschaffung einer Luftflotte gespendet.

Dr. David Koigen: Die Entstehung der modernen Demokratie aus dem Geiste des Christentums*).

Es sind der Wege viele, die von der hellenischen zur modernen christlichen Volkstümlichkeit führten. Selbst die sekundären, spezifisch-christlichen Gefühle der Demut, der Begnügsamkeit, der Verzichtleistung sind eng mit der antiken Humanität verwachsen. Nur sind diese im Hellenismus aus anderen Motiven als im Christentum entstanden; was den Ausgang, die letzten Regungen des hellenischen Geistes bedeutete, gestaltete sich in der christlichen Seele zur Quelle neuen eigenartigen Lebens. Der Grieche aus dem Volke beharrte in einer beständigen Distanz gegenüber der Gottheit. Ihm genügte die Welt, die der „anthropomorphen", vermenschlichten Ordnung angegliedert werden konnte. Der titanische Dünkel der Gottähnlichkeit beunruhigte ihn, vermochte ihm auch keine greifbaren Dienste zu leisten, weil sein Leben, seine Macht so wenig denen der Titanen gleich sah. Er hatte ja tagtäglich vom Baum der menschlichen Erkenntnis gegessen und hütete sich wohl, dem Übermut anheimzufallen. Er hütete sich, sehr glücklich, sehr groß zu scheinen; der Ernst des menschlichen Alltags verbot ihm, sich gar auserwählt zu dünken. Der Freude folgt der Schmerz auf der Spur, und der Hochmut wird vom Gefühl der Demut und Unterwürfigkeit abgelöst. Die Nemesis, die im Menschenlande zu Hause ist, hat ihn in dieser harten Erkenntnis bestärkt. Und doch fühlte sich seine Seele nicht zerknirscht. Er faßte schon Liebe zum Leiden, aber nur weil es zum Gleichgewicht, zur Harmonie des Menschenloses gehört. Das Kreuz, das Symbol des im Grunde rebellischen, umschaffenden Leides lag ihm fern. Aus dem Gefühl der Gerechtigkeit heraus, kraft des demokratischen Willens sollten beide, sowohl der Schmerz wie die Freude, zur Geltung

*) Dies ein Auszug aus der demnächst bei Eugen Diederichs in Jena erscheinenden Schrift: Die Kultur der Demokratie. Vom Geiste des volkstümlichen Humanismus und vom Geiste der Zeit, die einen Band der „Politischen Bibliothek" darstellt. Die traditionelle Auffassung der Demokratie als einer Art volkstümlicher Regierung wird hier verlassen. Ein besonderer Wille der Kulturbildung, den Koigen als den unbedingten Willen zur Geltung bezeichnet und als eine grundsätzliche Begabung aller Menschenwesen dartut, wird den Äußerungen der Volkskultur zur Grundlage gelegt. Die Volkskultur mündet in zwei Richtungen ein: In die Los-von-Macht-Bewegung und in den Kampf um die Macht. Der Verfasser bleibt hier, wie früher in seinen „Ideen zur Philosophie der Kultur. Der Kulturakt", nicht an der bloßen Form des Sozialen oder Politischen haften. Er dringt zu den letzten, konkreten Inhalten der Kultur. Die neue Schrift könnte man dementsprechend betiteln: De profundis populi.

gelangen, alle typischen Erscheinungen des Lebens sollten sich der Autonomie erfreuen. Denn nur auf solche Weise vermag man den menschlichen Begebenheiten den ihnen zukommenden Schutz angedeihen zu lassen: alles wird verschont und nimmt daher auch formvollendete Gestalt an. Die Dinge und Ereignisse der Seele atmen Schönheit. Schönheit und Gerechtigkeit fließen in eins zusammen. Und beide, von einem Vater gezeugt, von der volkstümlichen Bescheidenheit, von der Humanität, die mit dem Volke selbst geboren ward.

Im Schoße des Griechentums lagen Gefühle, die sich später um das Kreuz sammelten. Hier sprengten sie den harmonischen Kreis, in dem sie eingeschlossen waren. Der Schmerz rebellierte und gebärdete sich christlich, erlösend. Vor allem flößte er Liebe zum Leiden ein. Und ein weitgesponnenes Netz von Daseinswerten hat er so über den langen, mühevollen Weg der kleinen armen Leute ausgebreitet. Mit dem Christentum hielt der Schmerz den feierlichen Einzug in die Kultur. Ein an sich negatives Gefühl, wurde das Leiden zum physiologisch und technisch fruchtbaren Faktor des Lebens. Man übte sich in dem Gedanken (dies geschah später, im Laufe des gesamten katholischen Zeitalters), daß der Schmerz und das Leiden mit zur Menschenexistenz gehören, daß die Kirchen-, Staats- und Arbeitsordnung ohne diese beschränkenden und zugleich aufstachelnden Gefühle kaum auszukommen vermögen. Regelrechtes Leben der Geschlechter, regelrechte Arbeit, soziale und staats-kirchliche Dienstleistungen, die gesamte Askese des Daseins, sollte sie mit Freude und Eifer geübt werden, erheischte diese bejahende Neubewertung des Leidens. Vollends geschah es im Bereiche des inwendigen Lebens, wo Religion in Ekstase und der Kult in freiwilliges Märtyrertum übergingen. Und so ist es gekommen, daß eine notwendige Begleiterscheinung des volkstümlichen Wirkens, ein Grunderlebnis des nicht titanenhaften menschlichen Elements in uns, den Einzelnen in einen Zustand des Schaffens, in einen inwendig und äußerlich Tätigen versetzte. Das uralte Sichzurückziehen des Volkes auf die rein menschlichen Positionen, die mit Leiden und Unterwürfigkeit verbunden waren, hat zu allerletzt Früchte gezeitigt. Die Vielen luden das Kreuz auf sich, und das Kreuz hat Wunder vollbracht. Es brachte ihnen den Mut bei, sich zur höchsten Hoffnung des Menschengeschlechts, zur Überwindung der Gebrechlichkeit und des Todes durch den Glauben an die eigene Gottesnatur hinaufzuschwingen.

Diesem Ziele näherte sich auch das Volk von Hellas, vermochte aber nicht völlig die Strecke zurückzulegen, die dazu nötig ist. Ich rufe die Orphiker, den Dionysos-Kult und in späterer Zeit den Kult der Verstorbenen, den Kult der Volks-Heroen (man lese darüber bei Rohde, in den letzten Kapiteln des II. Bd. seiner Psyche nach) ins Gedächtnis, alles Zeichen, wie das Volk, sich dem Menschenlose hingebend, hinauf zur Göttlichkeit strebte. Der Glaube an die Seele, an die Unsterblichkeit dieses rein menschlichen, nicht tierischen und nicht titanischen Elements in uns, bemächtigte sich des hellenisch-römischen Geistes. Die Titanen dünkten sich bereits in den ersten Stunden ihrer Geburt den Göttern ähnlich.

Die Weise dieser Götter selbst war von der der entbundenen Natur und ihren vulkanischen Ausbrüchen nicht weit entfernt, die Vielen hingegen kamen auf dem Wege der Zucht, Askese und ekstatischer Erhebungen zu Gott. Die Gottheit schien irgendwo zu winken, in der Tiefe der eigenen Seele und in der Ferne, im Leben nach dem Tode, wo noch manche Prüfungen dem Einzelnen bevorstanden, bis er es wagen durfte, in den gütigen Schoß Gottes „zurückzukehren". Die irdische Misere hielt noch lange die arme Seele gefangen. Gott selbst aber, wenn auch keinem kosmischen Titanen mehr ähnlich, blieb außerhalb des humanitären Gesichtskreises, für sich bestehen. Vor der Gottheit machte der hellenische Humanismus Halt.

Um der eigenen Bestimmung vollauf gerecht zu werden, mußte der volkstümliche Humanismus das Höchste wagen, er mußte Gott selbst vermenschlichen, Gott ins Menschenland bringen. Im Schoße des Griechentums, und noch früher im alten Indien, war ein besonderer Wille, der volkstümliche Umwandlungswille tätig, der aus sich heraus, aber, wie die Legende berichtet, im Hinblick auf das Los der Menschen, der Vielen, die Einverleibung der göttlichen Kräfte in das Menschliche und den Menschen anstrebte. Prometheus, auf den der Wille zur Wandlung in uns als auf sein mythisches Urbild zurückweist, unternahm es, das Göttliche menschlich zu gestalten. Vom Wunsche der Gottähnlichkeit erfüllt, unterließ er es, ein Olympier unter den Olympiern, ein Gott unter Göttern zu werden. Er ging seinen eigenen Weg. Die dem Gotte vindizierte Schöpfungskraft sollte unter den Menschen heimisch werden. Das Recht auf die völlige Umgestaltung des jammervollen Menschenloses und die Macht dazu sollten ihnen beigebracht werden. Prometheus jagte nicht nur den Titanen, sondern selbst den Vielen im Menschenlande Furcht ein. Das im Mythos des Prometheus eingeschlossene Streben, die Vermenschlichung des Göttlichen durchzuführen, sah ursprünglich einem Aufstande gegen die Gottheit gleich, bedeutete ein völliges Vernichten der Unterschiede und Privilegien. Wie Plato gelegentlich das Prometheus-Symbol deutet: Einführung des einen in die Mehrheit, in die Mannigfaltigkeit. Mit Prometheus war die harmonische Ordnung des hellenischen Bewußtseins völlig durchbrochen, der demokratische Humanismus der Antike war es auch. Die demokratische Vermenschlichung des historisch-gegebenen, diesseitigen Lebens und die prometheische Vermenschlichung des Göttlichen, die Humanisierung des Gewöhnlichen, Alltäglichen und die Humanisierung des Ausschließlichen, Jenseitigen, standen sich eine Zeitlang als die größten Gegensätze gegenüber, näherten sich dann im Innern des Einzelnen, im Erlebnis einander und flossen endlich, jedoch auf dem neuen Boden des israelitisch-christlichen Religionssystems, in eins zusammen, sie wurden Eins. Diese innere Versöhnung des Menschlichen und Göttlichen geht weit über die Grenzen des Hellenismus hinaus und zählt zu den größten Ereignissen der christlichen Humanität.

Das andere Volk des Altertums, das gleich den Griechen die Fundamente

unserer europäischen Gesittung festlegte, die Hebräer, verknüpfte von Anfang an die Vorstellung des Humanismus mit der Idee des Göttlichen. Indem die Hebräer ihrer Kultur das Prinzip der Theokratie zugrunde legten, trugen sie nicht nur alle Rechte des Menschen auf den einzigen Gott über (dies die Formulierung der Theokratie durch Spinoza, im theologisch-politischen Traktat), sondern sie ließen auch Gott dem Menschen Rechte einräumen. Wo sich Menschen einer echten Rechts- und Sittenordnung, einer Kultur erfreuen, verwirklichen sie, dies die hebräische Auffassung, Gebote Gottes in ihrem Leben mit sich selbst, miteinander und mit der Natur, sie sind das „Ebenbild" Gottes. Gott in eigener Person ist hier einen Vertrag mit der Menschheit eingegangen: das Menschliche solle des Göttlichen habhaft werden. Als Mitinhaber der Theokratie, als Glied des Hebräertums oder Judentums dünkte der Jude sich göttlich, auserwählt, als einzelner und einziger aber teilte er das Los aller Menschen, aller „Heiden". Der Kosmos, der Staat, der Kopf nahmen an der göttlichen Gnade teil, die Seele, der Körper, die Handlung blieben auf lange hinaus „menschlich", am Natürlichen haften. Dem unmittelbar gehandhabten Leben wohnte wie früher die Gebrechlichkeit inne, der Tod wollte nicht weichen. Der Wille Gottes erstreckte sich nicht bis hinunter auf das konkrete Dasein des einzelnen, und noch heute müssen es die Juden den Mitmenschen gestehen: als einzigen, als nicht durch die göttliche Ordnung vermittelten und verankerten vermögen wir dich nicht zu erlösen. Und der einzelne empfand im vollen Maße den Schmerz der menschlichen Niederlagen, der Krankheit, des Sterbens und des Todes. Der Mensch wurde nicht ganz und nicht einheitlich. Bloß die Hoffnung auf den Messias vermochte das Übel zu beschwichtigen.

Der also sich gestaltenden Welt der mittelbaren Vergöttlichung des Menschenlebens begegneten in der eigenen Mitte (israelitisches Sektenwesen) und obendrein im hellenischen, gräco-römischen Humanismus Gefühle und Vorstellungen der Vermenschlichung des Daseins bis hinauf zur Gottheit. Der einzelne ein „Ebenbild Gottes", ein jeglicher Mensch ein Priester, ein Vertreter Gottes hienieden! Was geht da vor? War es am Ende nicht Prometheus, der sich gottähnlich dünkte, dem es um die Vermenschlichung des Göttlichen zu tun war? Der Erlöser, der Christus der gräco-jüdischen Welt, ist ein Prometheus, Prometheus ist Christus. Jetzt wird der Abgrund, der zwischen dem „diesseitigen" Menschenleben und dem „jenseitigen" Recht Gottes klaffte, verringert. Das Volk, die Vielen, ganz besonders die Sklaven und Armen des Römerreiches, die das Leid schon lieben, die bereits die Wonne und Zucht des ekstatischen Schmerzes kennen, alle nehmen sie teil an der Erlösung von Armut, Krankheit und Tod, alle vermögen sich inwendig als lebendig, schaffend zu erleben, alle vermögen Christen zu werden. Wer aber Christ geworden ist, dem vermögen keine usurpatorischen Mächte Böses zuzufügen, der ist autonom in alle Ewigkeit. Im konkreten einzelnen Menschen und nicht bloß im Menschentum, wie es das Judentum wähnte, hat nun Gott seinen Wohnsitz

aufgeschlagen. Durch die christliche Tat, durch den christlichen Prometheus ist er in die Herzen aller gedrungen. Und ein jeder fühlte sich inwendig, in seelischer und geistig-sittlicher Beziehung zum „Übermenschen" berufen. Der einzelne wußte sich göttlich, ohne sich titanenhaft gebärden zu müssen. Das Geheimnis der inneren Vermählung von Göttlichem und Menschlichem ist in die Erscheinung getreten.

Immer tiefer und weiter breitete sich der volkstümliche Humanitäts-Gedanke aus. Er bediente sich der Bescheidenheit und der Askese, des göttlichen Willens und des prometheischen Dranges, um nur seine Machtbefugnisse zu erweitern, um das Menschliche, die Person zu befestigen. Im Hinblick auf dieses Ziel feierte er im germanischen Protestantismus wahre Triumphe. Die Idee der Verselbständigung der menschlichen Person, die Rechtfertigung ihres Eigenwillens, ihrer freien Kundgebungen erreichte da ihren Gipfelpunkt. Es bedurfte nicht mehr außerordentlicher innerer Erhebungen, keiner orphischen Ekstase und keiner ekstatischen Liebe zum Martyrium, keiner Gegnerschaft dem Titanentum gegenüber und keiner besonderen zeremoniellen Religionsübung, um sich als Menschenperson und obendrein als erlöste, autonome Person überhaupt zu wissen. Ganz gemäß den Forderungen der intellektuellen Entwickelung: kleinster Kraftaufwand und möglichst großer individueller Seelen-Affekt. Der Katholizismus vermochte solch eine Leistung nicht zu vollbringen. Sein Schwerpunkt liegt im kollektiven Bewußtsein und Wollen, in der Institution der Kirche. Zwar tritt auch hier die Eigenart der menschlichen Person hervor, indem von Zeit zu Zeit die Gesetzesordnung des weltlichen Getriebes durchbrochen wird. Das Netz der Notwendigkeit reißt entzwei, es wird Platz für das Unmögliche, für das Wunder geschaffen. Hinter der wundertätigen Person steht aber die Kirche, und diese als Ganzes ist es, die das göttliche, übermenschliche Werk ins Leben ruft. Ihr steht das Recht zu, indeterministisch zu verfahren, der einzelne aber ist in seiner Handlung determiniert, selbst seine profanen Taten sind an dingliche Bedingungen, an Sakramente gebunden. Die Erlösung wird hier nicht als persönliche Angelegenheit, als individuelle Tat des einzelnen empfunden. Man muß sich den menschlichen Träger des katholischen Zeitalters näher ansehen, um gewahr zu werden, welche hellenistischen und christlichen Elemente das Wesen unseres protestantisch-liberalen Zeitalters bilden. Nur sich nicht vom Worte Christentum in die Irre führen lassen. Bei allem gemeinsamen übermenschlichen Endzweck deckt es verschiedene Seelenrichtungen. Der Mensch selbst kommt dem katholischen Bewußtsein als ein aus Teufel, Mensch und Gott zusammengesetztes Individuum vor. Als von ewiger Schuld Belasteter steht der Mensch da. Sein persönlicher, eigenster Wille wird eher als Übel denn als Wohltat, das Freiheitsvermögen als Last und Bürde empfunden. Im katholischen Christentum ist Prometheus aufs neue in Ketten gelegt. Prometheus verwandelte sich in einen Satan, in den Antichristen, Christus tritt seinen Platz der kirchlichen Theokratie und Hierarchie ab. Es verrät Mangel an Tiefsinn oder Unerschrockenheit des Denkens (und von diesem Vorwurf ist auch

nicht der Kant der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" frei zu machen), wenn man den lutherisch-protestantischen Gedanken in allen Stücken bloß als Reform des Katholischen hinstellt. In Wahrheit hat sich da eine weltgeschichtliche Wendung vollzogen, die selbst ihren Urhebern nicht immer klar zum Bewußtsein kam. Indem der einzelne vom Bewußtsein der Schuld befreit wurde, das ihm der Katholizismus beigebracht hatte, (man lese darüber auch bei A. Dorner, „Grundriß der Religionsphilosophie", S. 166 nach), richtete er seinen Blick auf sich selbst. Das Menschliche in ihm, der Grund seines Wollens ist ein anderer geworden. Lediglich die Vorstellung von der höchsten Hoffnung, von der absoluten Freiheit genügte, um das Wollen zu bestimmen. Dazu bedurfte es gar nicht unbedingt religiös-dichterischer Visionen oder kultischer Zeremonien, sondern einer inneren Fähigkeit, eines Talents, das Luther den Glauben, der „gegen den Schein gehet", nannte. So ein individuelles Talent ging im großen und ganzen dem katholischen Zeitalter ab, und es fehlte noch in höherem Maße der antiken Welt. Durch eine Art Glauben, in letzter Instanz durch das eigene unfaßbare Selbst vermochte jetzt der einzelne seinen Willen in ständige Bewegung zu setzen. Das perpetuum mobile, das das sog. Mittelalter in der physischen Außenwelt suchte, ward nun im Gemüte wahrgenommen. Der Glaube, eine durchaus ekstatische, dionysische Äußerung, ein rein dynamisches Element, versuchte aller Illusion den Garaus zu machen, indem er, von allen sakramentalen Begleiterscheinungen befreit, sich selbst überlassen wurde. In einen durchaus schlichten, unansehnlichen Rahmen ist ein Bild von unvergänglicher Lebendigkeit hineingestellt worden. Die Kultur ist mit einem neuen Talent bedacht worden. Dem talentierten menschlichen Willen waren jetzt keine Schranken mehr gesetzt. In seiner innerlich freien Bewegung geriet er jenseits der von Natur und Sitte vorgeschriebenen Gesetze, sein inwendiger Drang ließ ihn das Reich des Übermenschlichen, des Göttlichen berühren. Frei und fröhlich schritt er jetzt unaufhaltsam zwischen Himmel und Erde. Der Sehnsuchtsgedanke des Humanismus, auch in der Welt des Metaphysischen den Menschen als Gesetzgeber walten zu sehen, schien sich ereignen zu wollen. Nüchtern, mit vollem Bewußtsein hat der Mensch der Reformation wenigstens im Gemüt, im Erlebnis, sich als absolut Freien, als Sich-Selbst-Bewegenden kennen gelernt. Luther legte ihm folgerichtig den Zunamen „freier Christenmensch" bei. Der Mut zu glauben an die absolute Befähigung zur Selbstbestimmung, zur inneren Freiheit wurde da einem jeden „Gliede des Christenstandes" ohne weiteres mit auf den Weg gegeben. „Glaubst du, so hast du." Gottes Wort und Gnade bedeutet diesen Glauben. Dies würde der freie Christenmensch sagen. Eine neue Art des Schaffens, der Begabung, würden wir heute sagen. Beides aber ist wie ein „fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist . . . Hin ist hin . . . Darum greift zu und halt zu, wer greifen und halten kann, faule Hände müssen ein böses Jahr haben." Klänge modernen, demokratischen Über-

mutes. Wir werden ihnen noch oft und in ganz verschiedenen Tonarten begegnen. Sie gehören sicherlich mit zum Wesen des Modernen.

Im Hinblick auf den Humanitäts-Gedanken ist die Auffassung des Menschen das bedeutendste Ereignis im ursprünglichen Reformations-Christentum. Wie im Griechentum, so zerflossen auch hier die Begriffe Sünde und Schuld in nichts. Die Vorstellung: der Mensch ist, was er kann, was er dank den eigensten Kräften vermag, faßte im Protestantismus noch tiefere Wurzeln als selbst im volkstümlichen Hellenismus. Dem Streben des protestantischen Germanen standen ja keine Schicksals-Gespenster im Wege; der Protestant war von keiner Furcht vor dem Neide der Götter geängstigt. Sich innerlich frei, von aller Erdenschwere entlastet fühlen, bedeutete da so viel, wie sich mit Gott, mit Christus eins wissen. Der einzelne stellte sich gut mit Gott, und sein eigenstes, menschliches Leben sollte nun, einer biblischen Tradition gemäß, den Ruhm Gottes vermehren. Die protestantische Überhebung ist keine Prometheische Überhebung mehr, ist vor Gott gerechtfertigt. Im Hintergrunde des griechischen Volksbewußtseins lagen die Vergeltungs- und Schicksals-Ideen verborgen und schränkten die individuelle Impression des einzelnen beträchtlich ein. Hier aber war es der Gotteswille selbst, der sich zu einem menschlichen gewandelt hat. Und in dem Maße, als der einzelne ein Christ, ein Erlöster geworden war, war sein Wille nicht mehr von den Rücksichten des Tages, nicht von den irdischen Zielen, wie Ruhmsucht, Habsucht, Ehrgeiz bestimmt, auch die Furcht vor unbekannten Schicksalsmächten war es nicht mehr, die den Willen in Bewegung setzte, sondern einzig und allein sein göttlicher Kern, sein Selbst. Das Selbst, das nie zu fassen ist, das nie ist und nimmer wird, befehligte jetzt das Wollen. Mit dem Willen zum eigenen, göttlichen Selbst, wie es die Art der künstlerisch Schaffenden ist, hat die Laufbahn des neuen, freien Christenmenschen begonnen, im Streben nach Freiheit schlechtweg sah sie ihrem Ende entgegen. Der absolute Glaube an die innigste Vermählung mit dem Göttlichen, mit dem Ewigen und Unbestimmten ging in absolute Hoffnung über. Ein jeder wußte sich befähigt, autonom unantastbar und frei zu sein. Die von personalen Grenzen umschlossene Freiheit ist zur Zentralvorstellung erhoben worden. Möglich, daß die Jahrhunderte lang währenden Bauernkriege, daß der großzügige Kampf gegen das feudale Titanentum diesem Freiheitsstreben zum Siege verholfen hatten. Wie einst im Hellas der Urzeit der Kampf gegen das homerische Titanentum dem Streben nach Recht, nach Rechtsfreiheit förderlich war. Sowohl die Freiheitsidee in unserem Zeitalter, wie die Gleichheitsidee in Hellas bedurften jedoch eines eigenen autochthonen Bodens, um in die Erscheinung zu treten. In beiden Fällen war eine eigene volkstümliche Atmosphäre nötig, um jene groß zu ziehen. In Hellas geschah es abseits von Gott, in seinem Reiche blieb Gott der alleinige Meister. Daher auch kein Platz für absolute Menschenfreiheit. In der Reformationszeit ist der Grundtrieb der Humanität von vornhinein ein göttlicher. Frei sein mit Gott. Gott ist bereits vermenschlicht, und der Mensch ist seinem

innersten Wesen nach eine Potenz, eine Äußerungsform dieser unbegrenzten, göttlichen Freiheit. Im übrigen bleibt der einzelne Natur, gesellschaftliches Stückwerk. Ein pyramidaler, im Grunde gotischer Bau der Person. Die Freiheit ragt hier über das Ganze empor. Ganz anders wie in Athen, wo die Einheit der Person von der Totalität der Lebenselemente und ihrer Gleichmäßigkeit bewerkstelligt wird. Erst die Polis, erst die Idee des harmonischen Kosmos und im Hintergrunde die alle gleich bindende Rechtsordnung gestaltet da den Menschen zur Person. Der Hellene hängt mit Leib und Seele an einem sich genügenden sozialen Ganzen, das keine „Gotik" aufzuweisen vermag. Das harmonische Ganze wirkt in der Folge auf den individuellen Bau zurück. Der neueuropäische Christenmensch ist eine Einheit von vornherein, kraft seines Glaubens an das Erlöstsein: vermöge seiner Freiheit und nicht auf Befehl des Staates oder der Gesellschaft, nicht auf Grund eines Vertrages verfügt er über sich. Die dominierende, emporragende Freiheit läßt ihn aber keiner harmonischen, festumschlossenen Welt habhaft werden. Er selbst wie seine Umwelt sind stets der Dynamik unterworfen, seine gesamte Existenz hängt von den Beziehungen ab, die er zu entwickeln und festzuhalten vermag. So sieht, von innen betrachtet, der neueuropäische Christenmensch, das Prototyp des neudemokratischen Menschen in Reinkultur aus.

Nach zwei Richtungen hin hat das unverfälschte Denken dieses neuen Menschen den demokratischen Willen gestaltet und befestigt, nach der inneren moralischen und in der äußeren, politischen. Als Folge davon ergaben sich ein neues Gewissen und ein neues Kulturrecht. Beide waren nötig, um nicht von der eigenen Freiheit vernichtet zu werden, um nicht in ihr gänzlich zu verschwinden. Das Gewissen verschaffte dem Freiheitsvermögen feste Formen, es legte dem einzelnen Pflichten auf, die zugleich seinen Wert erhöhten, das Kulturrecht brachte ihm das Bewußtsein von den unbedingten unantastbaren Menschenrechten bei, die seinem Leben in der Gemeinschaft, auf dem sozial-politischen Schlachtfelde Stabilität verliehen. Aus beiden Methoden, sich und die Umwelt zu bewältigen, bildete sich der gesamte moderne demokratische Geist heraus. Wer des Bildungsvermögens der Demokratie in seinen Wurzeln, in seinen verborgenen Hintergründen gewahr werden will, muß den neuen Freiheitsgedanken nach beiden Richtungen hin verfolgen.

Monsignore Eugen Boeglin: Crispi und der Vatikan

Crispi's in Mailand im Verlag von Treves erschienene Erlebnisse bilden ein literarisch-politisches Ereignis. Kennen lernte ich Crispi im Jahre 1881 und habe stets seine geräuschvolle Laufbahn verfolgt. Er war der ausgeprägteste italienische Staatsmann: stolz wie ein Albaneser; unbeugsam wie der Caballero; unnahbar und hartköpfig; die echte, megalomanische Verkörperung der Einheitsidee und der Auffrischung des alten römischen Ideals. Wie der Held der Promessi Sposi von Manzoni — pochi amici, ma ci tiene molto — hatte er wenige Gedanken, aber Tag und Nacht schlief er mit ihnen. Hier lag seine Größe, seine Schwäche: ein Fels unverrückbar und alles überragend. Als im Jahre 1881 Bismarck in der Post die Sensationsartikel über die römische Frage und die italienische radikale Gefahr losließ, um die „Italia irredenta" zu köpfen und Italien dem Dreibunde nahe zu bringen, folgte Crispi mit Begeisterung dem deutschen Leitmotiv. Schwer war der Zeitpunkt, heikel die Angelegenheit. Gegen Österreich grollten Regierung und Volk, weil Kaiser Franz Josef den Besuch von Umberto I. und der Königin Margerita nicht in Rom erwiderte. Beim italienischen Besuche zürnte Leo XIII. Nach der Hofburg sandte er Msgr. di Montel, den gewandten, einflußreichen Uditore di Rota von Österreich-Ungarn, mit dem bestimmten Auftrage, den edlen Herrscher zur Unterlassung des Gegenbesuches zu bewegen. Der geheime Botschafter überzeugte den Kaiser; dieser sagte am Schlusse dem Prälaten: „Ich gebe mein Ehrenwort, nie nach Rom zu kommen." Trotz aller Zeitereignisse hat der vornehme Landesherr seinen Vorsatz durchgeführt. Doch die Postartikel hatten geleuchtet und gezündet: 1882 unterzeichnete der Quirinal das Bündnis mit Österreich und mit Deutschland, und seither arbeitete die italienische Diplomatie unter Crispi gegen Frankreich.

Als im Mai 1887 Leo XIII. mit Bismarck Frieden schloß, hielt der Papst im geheimen Konsistorium eine geschichtliche, inhaltsschwere Rede über das Geschehnis und die Notwendigkeit, die Versöhnung zwischen Vatikan und Quirinal anzubahnen. Es schlug eine wichtige Stunde. Preußens Freundschaft mit dem Papsttum übte auf den berechnenden Italiener ihre volle Zaubermacht aus. Stets schwebte dem Geiste des Papstes der Gedanke vor, er müsse die Kluft zwischen Italien und der Kirche überbrücken. Friede mit allen Regierungen zur Erhöhung des päpstlichen Ansehens; volkstümliche Anfeuerung des Nationalbewußtseins, um der Nation die Vorteile der Annäherung beizubringen; Anschluß der allgemeinen Kultur an die Religion bildeten den Grundstock der Weltanschauung des alten Pontifex. Vertrauensvoll hegte er die Hoffnung, Rom wiederzuerobern, und

sein Geist malte römisch die Macht und den Glanz dieser Lösung aus. Periodisch entfaltete er mir und seinen Mitarbeitern sein Programm: Bearbeitung und Befruchtung des Agro romano nach mittelalterlichem Muster, Kommunalismus der Stadt Rom; Rom, freie, unabhängige Metropole der Welt und des Christentums. Er meinte, Italien würde die Größe und die Folgen dieses Ideales würdigen.

Blitzartig schlug das Friedensanerbieten ein. Tosti, naiv wie ein Kind, der ein gefühlvoller Träumer und gottbegnadeter Dichter war, war der Unterhändler zwischen Kardinal Mocenni und Crispi. Der Abt von Monte Cassino, trotz seiner Volkstümlichkeit, eignete sich für diese Aufgabe wie Talleyrand für eine idyllische Schäferei. Doch die Hoffnung und Freude auf Frieden rüttelte die ganze Welt auf. Die Katholiken und Regierungen, eine Osmose der Doppelstadt befürchtend, machten beim Staatssekretariat scharfe Vorstellungen: die Katholiken, weil sie an eine Interessenschädigung der Universalkirche glaubten; die Regierungen, da der italienisch-päpstliche Streit, beide Gewalten schwächend, ihnen mehr zusagte. Bestürmt und betäubt, sandte der Kardinal Rampolla rasch an die Nunziaturen eine diplomatische Note, wo der heilige Stuhl die volle, allseitige Aufrechterhaltung seines Rechtes feststellte. Crispi, der geweckte Polizeiorganisator, hatte die päpstlichen, geheimen, diplomatischen Ziffern des Staatssekretariats entdeckt und veröffentlichte in Brüssel das Aktenstück. So tönend der erste Jubel durch die Cento Città hallte, so tief fraß sich die Enttäuschung ein.

Crispi grollte. Leo XIII. sah den Sturm kommen. Sofort beauftragte er seinen Vertrauten, den genialen und bescheidenen Msgr. Boccali aus Perugia, im Kapuzinerkloster in Albano, den nicht vergessenen Brief an den Kardinal Rampolla aufzusetzen, in welchem der Papst, sein umfassendes Regierungsprogramm verkündend, den Passus über die römische Frage so behandelte, als ob der heilige Stuhl sich mit Rom begnügen könnte. Jeden Gebildeten begeisterte das herrliche Schriftstück; in Italien aber war der Zauber gebrochen, und schlagfertig benützte Crispi diese Umwandlung. Es begann ein heißer Strauß: Einziehung der opere pie und der Kirchengüter; Verleumdungs-Feldzug gegen Papst, Kardinal und Priester; Giordano Bruno's Verherrlichung auf dem Platze Campo di Fiori; großartige, stürmische Volksversammlung in Rom; in Palermo und in Florenz Kampfreden, wo der Prokonsul die römische Frage als die Unterlage der auswärtigen und inneren Politik bezeichnete. Leo XIII., in einem außerordentlichen, geheimen Konsistorium, bekundete seinen Entschluß, Rom zu verlassen. Der alte, edle Fürst von Monaco bot ihm sein Kastel in Monaco an; der heilige Vater willigte unter der Bedingung ein, daß die Roulette aufhöre. Msgr. Theuret, der Unterhändler, ließ die Papiere im Palazetto Borghese auf seinem Tische liegen, und nach Monaco zurückgekehrt, telegraphierte er dem Grafen Wagner, dem Minister des Fürstentums, man solle sie ihm senden. Feiner Polizist, entdeckte Crispi den Zwischenfall, und seine Bestürzung wuchs jeden Augenblick. Er wandte sich an Bismarck,

der die Regentin Maria Christina in Madrid bat, die ihrerseits Franz Josef anging: Leo XIII. fügte sich, aber die Lehre blieb: wenn je der heilige Stuhl den Quirinal haben will, braucht er nur mit der Auswanderung zu drohen.

Die Encyklika des Papstes über die Arbeiterfrage erhöhte Crispi's Besorgnisse. Die aufsteigende Macht des Papsttums verdunkelte den Quirinal, und Crispi's Megalomanie fühlte sich erschüttert. Zu gleicher Zeit veröffentlichte Leo XIII. seinen Brief an die Franzosen über die Anerkennung der Republik von Seite der Katholiken. Crispi, der Franzosenhasser, fürchtete, dieser Schritt werde den inneren Frieden in Frankreich herbeiführen und dessen Einfluß in Europa stärken. Im Februar 1892, einige Wochen nach der Encyklika, veröffentlichte sein Freund Zerbi, im Mattino von Neapel, eine Artikelserie über die Notwendigkeit, das nächste Konklave vorzubereiten, und einen einfach religiösen Papst zu wählen. Im Sommer 1892, auf Rat Crispi's, sandte der König Umberto I. durch den österreichisch-ungarischen Botschafter in Rom, den Grafen Paar, einen persönlichen Brief an Franz Josef, wo er den herrlichen Gedankengang ausführte, der Dreibund solle die Kandidatur des Kardinals Monaco della Valletta aufstellen. Der Kaiser berief einen Familienrat, welchem der Kardinal Schönborn, Erzbischof von Prag, beiwohnte. Es wurde beschlossen, seine apostolische Majestät könne nicht dem Quirinal Vorschub leisten, doch in Anbetracht der vatikanischen Politik Frankreich gegenüber stellte man sich auf den Standpunkt Italiens und nahm den Kardinal Serafino Vannutelli, den früheren Nuntius in Wien, als eventuellen Nachfolger des Leo XIII. in Aussicht. Der Pontifex erfuhr den diplomatischen Zwischenfall, und der gute, kluge und gelehrte Kirchenfürst fiel in Ungnade.

Dr. Otto Philipp Neumann: Neue Beiträge zur Geschichte der Freimaurerei

Die Geschichte der Freimaurerei soll noch geschrieben werden. Zwischen den Zeilen der Weltgeschichte, sagt Dr. Otto Hieber, kann die wahre Geschichte der Freimaurerei nur gelesen werden. Wenn das richtig ist und wenn der Freimaurerei eine so bedeutende kulturelle Wesenheit zukommen soll, dann erweckt die Geschichte der königlichen Kunst der Freimaurerei nicht nur Interesse bei den Freimaurern selbst, sondern sie muß allgemeines Interesse beanspruchen.

Es hat eine ganze Reihe von Bearbeitern der Geschichte der Freimaurerei gegeben; Kloß, Katsch, Walden, Boos haben Beiträge

geliefert, und die Zahl der Geschichten einzelner Logen und Großlogen ist nicht unbedeutend. In der neueren Zeit ist eine Sammlung freimaurerischer Geschichte in Einzelabhandlungen erschienen, welche sich u. A. mit der Geschichte der Freimaurerei in England, Frankreich, Rußland, Deutschland, sowie mit der Entwicklung einzelner bedeutender Freimaurer wie Lessing, Herder, Wieland, Fichte, Feßler beschäftigt. Diese Sammlung ist unter dem Namen Bücherei für Freimaurer erschienen und von Franz Wunder in Berlin verlegt. Sie hat 26 Bände und wird weiter fortgesetzt. Dr. F. J. Schneider hat sich unter dem Titel: Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des XVIII. Jahrhunderts, Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Romantik, mit der Entwickelungsgeschichte der Freimaurerei beschäftigt. Ich selbst habe in einer vom Großorient von Belgien preisgekrönten Schrift: „Die Freimaurerei ihr Wesen und ihre Geschichte" einen Überblick über die Entwickelung gegeben und das Wesen in der Gegenwart erläutert.

Es ist von der Tatsache auszugehen, daß die Geschichte der Freimaurerei in Dunkel gehüllt sein mußte, weil sie bei ihrer Entstehung bis auf die heutige Zeit den Charakter einer Geheimwissenschaft trug, und so hat auch Schuster in seiner Darstellung der geheimen Gesellschaften die Sachlage aufgefaßt. Indes das Streben nach einer Publizistik der Freimaurerei ist uralt, denn schon in der ersten Ausgabe des Lenningschen Handbuches hat das Stichwort Publizität sechzehn Spalten. Diese Ausgabe erschien 1822, eine weitere 1868 und eine dritte, vom Verein deutscher Freimaurer herausgegebene, welcher das Reformwerk deutscher Freimaurerei seit fünfzig Jahren betreibt, 1900. In diesem Konversationslexikon der Freimaurerei ist der geschichtlichen Entwickelung reichlich Rechnung getragen.

In der neuesten Zeit sind nun zwei Werke erschienen, welche sich speziell mit der Geschichte der Freimaurerei beschäftigt haben. Das eine ist von Professor Dr. Begemann verfaßt und beschäftigt sich mit der englischen Freimaurerei. In England ist 1717 die erste Großloge gestiftet worden; 1723 erschien das Grundgesetz der Freimaurerei, die alten Pflichten. Sie hat Begemann kritisch behandelt und so den Grund zu einer philologischen Textkritik der freimaurerischen Verfassung, den Konstitutionen oder Landmarken, gelegt. Die zweite Schrift ist von Dr. L. Keller, Geheimen Archivrat in Berlin. Sie hat den Titel: Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben, ist bei Eugen Diederichs in Jena 1911 als gekrönte Preisschrift erschienen. Beide wichtige und grundlegende Arbeiten sind von Professor Dr. Wolfstieg in Berlin in den preußischen Jahrbüchern und in anderen Zeitschriften und Zeitungen besprochen worden.

Die Ansichten der beiden Schriftsteller weichen erheblich von einander ab, ein Beweis, daß es sehr schwer ist, in die Geschichte der Freimaurerei einzu-

bringen. Begemann, der seine bisherigen Untersuchungen in freimaurerischen Zeitschriften veröffentlicht, geht von der Ansicht aus, daß die Londoner Großloge, welche die bestehenden Werklogen zusammenfaßte, nur eine lediglich auf die Londoner Verhältnisse der Freimaurerei sich beziehende Bedeutung gehabt hat, daß die englische Großloge nicht deistisch, sondern christlich gerichtet war und daß ein Zusammenhang der Londoner Großloge also bei Entstehung der Freimaurerei aus den Werklogen mit anderen geisteswissenschaftlichen Bewegungen nicht statthatte. L. Keller hat seine eingehenden Forschungen in den Comeniusheften verlautbart; in großzügiger Weise weist er nach, wie das, was wir Freimaurerei nennen, eine Reihe von Vorläufern gehabt hat in geistigen Gesellschaften verschiedenen Namens, die den Namen als Decknamen benutzten, um sich vor Verfolgung zu schützen, und so gibt er in umfassender Weise von Plato bis auf die Gegenwart den inneren Zusammenhang folgerichtig wieder, den er mit dem Kennwort des Humanismus bezeichnet, um mit diesem treffenden Wort die Bestrebungen und Grundlagen zusammenzufassen, und zeigt in fortlaufender logischer Entwickelung das geistige Band, welches diese Strebeziele zusammenhält, während Begemann eine mühsame Teilarbeit eines Gliedes dieser geistesgeschichtlichen Kette leistete. Keller hat ohne Zweifel die wesentlichste Arbeit getan, weil es ihm gelungen ist, die geschichtlichen Fäden nachzuweisen, welche die Freimaurerei als ein Denksystem mit der Vergangenheit verbindet, Begemann hat einen Abschnitt, den des Anfangs der Freimaurerei in England, bearbeitet und hat den Zusammenhang der geistigen Bewegung mit der Zeit nicht beachtet.

Wir werden, sagt Wolfstieg, im wesentlichen auf Seite Kellers stehen. Dieser Ansicht schließe ich mich aus folgenden Beweggründen an.

Wesentlich ist der Satz der alten Pflichten. Er steht im Mittelpunkt der Erörterung. Ich gebe ihn in der Begemannschen Übersetzung wörtlich: Ein Maurer ist durch seine Berufspflicht gehalten, dem Sittengesetz zu gehorchen, und wenn er die Kunst recht versteht, wird er nie ein törichter Gottesleugner oder ein ungläubiger Freigeist sein. Aber obwohl in alten Zeiten die Maurer verpflichtet waren, in jedem Lande der Religion jenes Landes oder Volkes anzugehören, welche es auch war, so wird es doch jetzt für zweckmäßiger gehalten, sie nur zu derjenigen Religion zu verpflichten, in der alle Menschen übereinstimmen, indem man ihre besonderen Meinungen ihnen selbst überläßt, nämlich gute und redliche Männer zu sein, Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was für Benennungen und Überzeugungen sie sich auch unterscheiden mögen. Dadurch wird die Maurerei der Einigungspunkt und das Mittel, unter Leuten, die einander beständig fremd hätten bleiben müssen, treue Freundschaft zu stiften.

Aus diesem Begemannschen Text geht zweifellos hervor, daß die genannte Religion ein novum war. Diese catholic religion war eben das reine

Gegensätzliche im Widerpart zur Konfession. Dem speziellen Bekenntnis, das nicht angetastet wird, ist der allgemeine Religionsbegriff gegenübergestellt. Aus Kellers zusammenhängender Darstellung geht ohne Zweifel hervor, daß diese Humanitätsreligion, so will ich sie einmal nennen, um einen kurzen Ausdruck zu brauchen, sich bis auf die platonischen Ideen zurückverfolgen läßt. Nun ist aber der Gegensatz zwischen dieser Humanitätsreligion und dem herrschenden Bekenntnis von jeher ein diametraler gewesen und ist es noch heute. Ich meine, hier hat gerade L. Keller den verbindenden Faden gefunden, und seine Beweisführung wird u. a. von Natorp in seiner Schrift: Religion innerhalb der Grenzen der Humanität unterstützt. Auf die Einzelheiten kann ich indes hier nicht eingehen. Der Gegensatz von Scholastik und Humanismus ist so in die Augen springend, daß wir garnicht anders urteilen können, als L. Keller es getan hat. Zudem gibt ja Begemann S. 207 selbst zu, daß die etwaige Tatsache, die Stiftung der Großloge von England sei spezifisch christlich gewesen, schon 1723 durchbrochen war. Eine sichtbare weltbürgerliche Religion konnte es 1723 ja auch garnicht geben, denn die Großloge von England als organisierter Beginn der humanistischen Kultgesellschaft, die wir Freimaurerei nennen, ist ja erst 1717 gestiftet worden.

Zu derselben Ansicht wie L. Keller kommt der Publizist Karl Jentsch, der frühere katholische Geistliche, wenn er sagt, daß das religiöse Leben zu den Dissenters sich flüchtete. In seinen geschichtsphilosophischen Gedanken sagt er: Aber man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, das Christentum habe die antike Humanität überflüssig gemacht. „Zu den Geistesmächten, die ihm gegen gewisse Verirrungen Schutz gewähren, gehört auch die Humanität der alten"; die schöne Moral unseres gebildeten deutschen Bürgerstandes, sagt Jentsch, beruht auf einer glücklichen Mischung christlicher und humanistischer Anschauungen und Motive. Ja er spricht sogar von einer Republik der Gebildeten, die auf literarischem Wege wie im 18. Jahrhundert zu gründen sei, die über den Parteien und Konfessionen steht.

Wir sehen also, wie der Kellersche Humanitätsgedanke auch von anderen Beurteilern geteilt wird, wie das ja Keller schon selbst in den Aufsätzen der Comeniusgesellschaft gesagt hat.

Wenn auch die Ansichten geteilt sind, so besitzen wir doch in den beiden von mir besprochenen Schriften wertvolle und an sich einwandfreie Grundlagen und Bausteine zur Entwickelungsgeschichte der Freimaurerei. Einwandfrei mit dem Bemerken, daß wir der Begemannschen Textkritik und seiner unendlichen Mühe jede Achtung zollen, daß auch Begemann innerlich zu der Ansicht gelangt, daß die Geschichte der englischen Großloge aber sich nicht ohne weiteres als ein Sonderteil loslösen läßt von der Entwickelungsgeschichte der Zeit, in der die Großloge entstand. Wenn Begemann diese Geschichte mit Kleinarbeit sorgfältig zusammengestellt hat, so hat Keller das Verdienst, daß er in

großzügigem Maßstabe im Sinne Diltheyscher Geisteswissenschaft den Zusammenhang der Geschichte dieser Großloge mit der Kulturgeschichte nachgewiesen hat.

Mir ist es allerdings auffällig gewesen, daß in dem Handbuch der freimaurerischen Enzyklopädie von Lenning — im Verlag von Brockhaus in Leipzig, welches die Zeit von 1717—1822 umfaßt, ein Stichwort Humanität ebensowenig existiert, wie das Stichwort Gott und das Stichwort Religion. Die Verfasser der Enzyklopädie sind sich der Bedeutung jenes Wortes nicht klar gewesen, sonst wäre es auch als Stichwort erschienen. Im übrigen ist natürlich die Humanität, der Gottesbegriff und der Religionsbegriff erwähnt und abgehandelt, auch die Geschichte der Freimaurerei ausgiebig dargestellt. Daß Keller darin recht hat, wenn er die Verirrungen des 18. Jahrhunderts, welche den Hauptwert auf die lediglich christliche Grundlage der Freimaurerei legten, in seinem Buche als solche charakterisiert, geht aus einer Notiz in der Lenningschen Enzyklopädie hervor, wonach das spezifisch Christliche erst 1766 in die Freimaurerei durch Zinnendorf eingeführt wurde. Begemann lehnt ja den Zusammenhang der Freimaurerei mit den Rosenkreuzern ab. Nun heißt es bei Lenning I S. 413 in den allgemeinen Freimaurergesetzen unter Artikel 5: Wer wider die heiligen Lehrsätze des allgemeinen Glaubens der Kreuzbrüder geredet oder geschrieben hat, soll auf immer vom Orden ausgeschlossen sein usw. Das will, sagt der Herausgeber in der Anmerkung, heißen, daß ein Freimaurer ein guter Christ sein muß. Aus der Geschichte der Freimaurerei geht für mich und andere hervor, daß die Freimaurerei von 1717 ein Novum war, weil sie eine allgemeine Religion in Gegensatz gestellt hat zu dem Bekenntnis und den Satz: Cujus regio ejus religio umstieß. Eine Gesellschaft, welche dies tat, mußte anfangs geheim sein, um sich zu schützen, weil damals weder der Begriff der Toleranz noch der Gewissensfreiheit in dem Maße vorhanden war, wie er der Humanitätsidee entsprach.

Die Freimaurerei ist eine Kulturmacht, ein Kulturfaktor. Ihre Geschichte aufhellen heißt arbeiten an der Entwickelung der Menschheit zu hoher Vervollkommnung. Das Heil der Menschheit liegt vor uns.

Prof. Dr. Ludwig Stein: Französische und englische Stimmen über Krieg und Frieden

Der „politische Alkoholismus", den der führende englische Staatsmann als die Signatur unserer Gegenwart bezeichnete, ergreift nach und nach unseren ganzen Erdball. Eine nervöse Unrast hat sich des ganzen Menschengeschlechts bemächtigt. Es kriselt allüberall, wo zivilisierte Menschen wohnen. Der chinesische Koloß zerfällt in Trümmer, Persien wankt. Die Türkei windet sich in Todeskämpfen. Der Bergarbeiterstreik droht unser Industriesystem in seinen Grundlagen zu erschüttern. Angesichts dieses politischen Tohuwabohu tut es wohl, führende Franzosen und Engländer über das Thema „Krieg und Frieden" zu vernehmen. Die Pariser „Monde illustré" hat im Januar und Februar dieses Jahres eine Umfrage an namhafte Männer aus allen Lagern gerichtet. Auch deutsche Stimmen, wie die Ludwig Thoma's und Kerr's, ließen sich vernehmen. Mit Erlaubnis der Redaktion der „Monde illustré" geben wir einige französische und englische Stimmen wieder, welche Fräulein Jenny Jaffé für „Nord und Süd" ins Deutsche übertragen hat.

* * *

27. Januar 1912.

Joseph Reinach, der nächste Freund Gambetta's schreibt: Die modernen wie die meisten der früheren Kriege sind aus politischen und wirtschaftlichen Ursachen hervorgegangen. Jahrhunderte lang hat der Krieg gegen die Fortschritte der Zivilisation gewütet, die Fortschritte in der Kriegswissenschaft selbst haben sogar die Kriege seltener gemacht, immer mehr widerstrebt dem modernen Bewußtsein alle Gewalttätigkeit, aber man müßte aus der Geschichte nichts gelernt, nicht die Vielfältigkeit der Interessen erfaßt haben, die die Völker erregen und beherrschen, um sich mit der Illusion eines ewigen Friedens zu schmeicheln. Wer mitarbeitet an der Entwickelung der Schiedsgerichtsverträge, macht sich gewiß um die Menschheit verdient, aber es gibt kein Mittel, die Schiedsgerichte für alle Streitigkeiten obligatorisch zu machen. Das gilt überall da, wo es sich um die vitalsten Interessen oder um die Ehre des Staates handelt. Wollte man vielleicht durch den Krieg selbst das Schiedsgericht obligatorisch machen?

Es werden immer Zeiten kommen, wo die Ehre das einzig Ausschlaggebende bleibt. Nach dem Frieden um jeden Preis schreien, heißt Krieg, Niederlagen, feindliche Invasion, ja selbst Zerstückelung schmachvoll heraufbeschwören. Je mehr wir das Ideal sozialer Gerechtigkeit, des geistigen und sittlichen Fortschrittes hochhalten, um so eher müssen wir bereit sein, mit den Waffen dafür einzustehen. Sie fragen mich, ob ich glaube, daß ein Waffenstreit

zwischen zwei großen europäischen Nationen auf einen einfachen Zweikampf zu begrenzen wäre. Das glaube ich nicht. In einem Konflikt, bei dem es sich um die Ehre und sonstige tiefgehende Interessen handelt, werden es weder Frankreich, noch England oder Rußland an sich fehlen lassen, einen Krieg zu beginnen. Das berüchtigte Wort: „Es gibt kein Europa mehr!" hat aufgehört, wahr zu sein. Europas Auferstehung bedeutet für künftighin, daß ein Zusammenstoß zweier großer Völker nicht mehr ohne die Beteiligung der andern Nationen möglich wäre, und darin liegt gerade die stärkste Garantie für den Weltfrieden.

Joseph Reinach.

* * *

3. Februar 1912.

Bernard Shaw.

Unter den modernen englischen Schriftstellern nimmt Shaw einen der ersten Plätze ein. Seine urwüchsige, kräftige Begabung, seine ganz persönliche Art, die Dinge zu betrachten, sein ebenso kühner wie paradoxer Freimut haben ihm eine Popularität verschafft, die weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgeht.

Sehr geehrter Herr!

Als Erwiderung auf Ihre Anfrage muß ich zuerst um Entschuldigung bitten, daß ich nicht in der Lage bin, Fragen zu beantworten, die auf einer anderen Auffassung als der meinigen fußen. Denn der Krieg ist keine Notwendigkeit, er ist ein Sport, sogar der äußerste Sport, denn er tötet sowohl Menschen als Tiere. Wie aller Sport, wird der Krieg durch eine Reihe von Vorschriften geregelt, deren Streben dahin geht, die harten Fährlichkeiten dieses Sports in erträgliche Grenzen zu bannen. Meinen Gedanken wird ein Vergleich klarer machen, ein Vergleich mit dem alten englischen Sport des Boxens. Man hat nämlich beobachtet, wenn zwei Leute in einer bestimmten Umzäunung sich gegenübergestellt wurden, um durch alle möglichen Mittel einander kampfunfähig zu machen, sei es durch Beißen, sei es durch Fußtritte auf besonders verwundbare und empfindliche Stellen, oder mit dem Daumen die Augen auszuschlagen und durch andere ähnliche Dinge — daß dieser Sport ganz aufhörte. Erstens erwies es sich als unmöglich, außer den allerrohesten Patronen, Kämpfer unter solchen Bedingungen überhaupt zu finden, und zweitens bemerkte man, daß die Boxer unter solchen Bedingungen sich sofort ergaben, wenn sie sich im Nachteil sahen, so daß, an Stelle eines besonders erbitterten Kampfes, kaum noch der Anschein eines Kampfes überhaupt übrig blieb. Man schuf deshalb Vorschriften, um gewandte Menschen, die sich dem Boxerkampfe stellen wollten, zu ermutigen, und um die Kämpfe bis zum Äußersten zu verlängern. Fußtritte wurden verboten, ebenso Stöße unterhalb des Gürtels, sowie Augen auszuschlagen. Ferner sollte das Hinfallen eines der Gegner eine Unterbrechung zur Folge haben, um dem Gefallenen Zeit zur Erholung zu geben. Nachdem diese Vorschriften angenommen waren, erkannte man, daß erst jetzt Boxerkämpfe überhaupt möglich wurden. Oft dauerten sie nun mehrere Stunden lang, ohne daß die Ringenden Beweise von ungewöhnlichem persönlichem Mut gegeben hätten. Man hat Fälle erlebt, daß ein Faustkämpfer, der dem Siege nahe war, den

Kampf nicht fortsetzen wollte, bis man ihm einen Spiegel brachte, um ihn zu überzeugen, daß sein Gesicht unverletzt geblieben, während das seines Widersachers braun und blau aussah. Genau so hat der Krieg nur aufrecht erhalten werden können dadurch, daß man seine früheren Greuel und Grausamkeiten durch eine Reihe von Gesetzen in erträgliche Grenzen gebracht hat. Explosivgeschosse sind verboten, Nichtkombattanten werden geschont, Plünderung und Raub sind auf das nachdrücklichste untersagt, der Dienst des roten Kreuzes für die Verwundeten ist organisiert und genießt allgemeinen Schutz. Von Zeit zu Zeit werden in Genf oder im Haag Kongresse abgehalten, um die Schönheit des alten Sports (denn als solcher wird der Krieg noch angesehen) zu bewahren und um neue Einschränkungen gegen alles, was unliebsam erscheint, aufzuerlegen. Aber keinem dieser Kongresse ist es gelungen, die alte Form vergangener Zeiten, wo der Krieg der Sport der Könige war, wieder aufleben zu lassen. Von dem Augenblick an, wo die französische Revolution aus dem Kriege eine Angelegenheit des Volkes gemacht hat, offenbarte sich das etwas gemeine Bestreben, diesen Sport ernst zu nehmen, indem man heutigen Tages den Feind zu vernichten trachtet, anstatt sein Heer im Kriegsspiel zu besiegen. Nach allgemeinem Kriegsgebrauch wurde Napoleon bei Marengo geschlagen. Er verwandelte aber die Niederlage in einen Sieg, weil er sich weigerte, das Ergebnis anzuerkennen. Zu einer Stunde, wo die Schlacht, um es grade heraus zu sagen, schon beendet war und die Österreicher ruhig zum Abendbrot nach Hause gegangen waren, begann er einen neuen siegreichen Angriff. Übrigens waren Napoleons Marschälle trotz ihrer heroischen Kriegführung schamlose Räuber. Indessen war die alte Tradition des Kriegsspiels noch stark genug, um für den Triumph der Reaktion bei Waterloo wieder zu Ehren gebracht zu werden. Die darauf folgende lange Friedensperiode gab dem liberalen Bürgertum Zeit genug, sich politische Macht anzueignen. Als der Krieg wieder ausbrach, hatte die Richtung auf allgemeine Angelegenheiten Königtum und Adel in den Hintergrund gedrängt. Bismarck brachte mit dem Schlagwort „Blut und Eisen“ eine neue Note, die zynisch genug klang, in das europäische Konzert. Daß dieses Wort, das heute Gemeinplatz geworden, solche Wirkung hervorgebracht, beweist, wie wenig sich die Welt darauf verstand, die alten Ritterturniere durch reiflich überlegte Angriffe einer Nation, die eine andere vernichten oder unterjochen will, ersetzt zu sehen. Und von nun an wurde die Bismarcksche Lehre immer häufiger in die Praxis übertragen. Aber Bismarck wirkt noch sentimental gegenüber den englischen Befehlshabern im Burenkrieg oder den Amerikanern gegenüber im Kampf mit den Philippinen. Beide aber waren noch Philanthropen gegen die Italiener, die mit blendender Logik den sicheren Besitz von Tripolis verkünden, indem sie die Araber ganz einfach niedermetzeln.

In kurzem wird die Tradition, den Krieg als Sport anzusehen, aus der Welt verschwinden und damit eine Überlieferung des Rittertums, an der man lange mit zähester Neigung festgehalten hatte. Nehmen wir einmal an, daß A und B sich den Krieg erklären, ich stände an der Spitze von A, A bliebe Sieger und wäre in B eingedrungen. Fern davon, so barbarisch zu sein, alle Einwohner von B zu vertilgen, tötete ich nur alle Frauen unter fünfzig Jahren, ohne einen Tropfen männlichen Bluts zu vergießen. Auch ohne die geringste Entschädigung zu beanspruchen, kehrte ich nach A zurück, und wartete nun ruhig ab, ob die Bevölkerung von B entweder langsam an

Altersschwäche zugrunde ginge, oder ob sie, um sich zu erhalten, Frauen aus A zu heiraten genötigt wäre. Auf diese Weise würde B vollständiger vernichtet werden, als durch eine Eroberung. Um übrigens meinen Ruf der Menschlichkeit zu retten, bleibt mir noch hinzuzufügen, daß ich Sorge tragen würde, die Frauen auf die zarteste Weise, so schmerzlos wie möglich, ums Leben zu bringen.

Sobald diese logische Entwickelung des Krieges, als ernste Maßnahme, um die Nationen aufzureiben, dem Empfinden der zivilisiertesten Mächte zu widerstreben beginnt, dann ist es natürlich möglich, den Krieg vollständig zu unterdrücken, mit der Erklärung, daß die Armee, die den Feldzug anfängt, oder die Flotte, von der die erste feindliche Kugel ausgeht, von den verbündeten Heeren und Geschwadern vernichtet würden. In diesem Falle (und in keinem anderen) wird der Krieg aufhören.

Inzwischen sollte besonders Frankreichs Aufmerksamkeit durch den auffallend providentiellen Charakter des italienischen Einfalls in Tripolis gefesselt werden. Durch den gemeinsamen Angriff, den die europäischen Herrscher gegen Frankreich gerichtet hatten, wurde die französische Revolution gerettet. Diese furchtbare Gefahr elektrisierte das französische Volk, befähigte es zu der überraschenden Kraftanstrengung, die als ein Wunder der Weltgeschichte gilt, so daß jeder Art fremder Einmischung in die französische Politik ein Ende bereitet wurde. Ohne diesen schrecklichen Druck von außen, der im kritischen Moment die Geister einte, hätte es der Revolution an Ansehen gefehlt, sie wäre einfach an Hinfälligkeit zugrunde gegangen. Die Proklamation von Braunschweig hat sie gerettet.

Betrachten Sie dagegen die Lage der Türkei. Auch sie hat ihre Revolution gehabt, aber wegen des abgesetzten Sultans haben sich die Herrscher Europas nicht verbunden, im Gegenteil, Europa hat gesagt: „Er hat, was er verdient, es war hohe Zeit, modernen Anforderungen Rechnung zu tragen.“ Aber ebenso wenig begeisterte man sich für die Jungtürken oder hegte ernste Hoffnung auf einen günstigen Erfolg ihrer Bestrebungen. Kurz, der türkischen Revolution fehlte eine Proklamation von Braunschweig, um sie zu konsolidieren. Plötzlich veranlassen Shaws „Lebenskraft“ und Bergsons „Lebensaufschwung“ (élan vital) Italien, gegen die Türkei in einem wilden Angriffskrieg loszuziehen. Anfangs schien der Widerstand der Türkei genau so verzweifelt, wie der Frankreichs gegenüber Europa, in dem Treffen von Wattignies. Aber Italien hat Geld, Kanonen, kriegerischen Mut, Raubgier und enorme Überlegenheit an politischem und kriegerischem Ansehen. Die Türkei hat weiter nichts für sich als die Revolution und Muhammet. Dabei soll uns die Geschichte lehren, daß überall die Revolution den Sieg davonträgt. Allerdings hat Hegel bemerkt, daß uns die Geschichte auch lehrt, daß die Menschen niemals aus der Geschichte etwas lernen. G. Bernard Shaw.

* * *

10. Februar 1912.

Henri Poincaré.

Henri Poincaré, der berühmte Mathematiker, gibt im folgenden seine Ansicht über den Krieg:

Sehr geehrter Herr!

Der Krieg wird deshalb immer seltener, weil er zu einer Marktware geworden, die bedeutend im Preise gestiegen und nicht für jeden Beutel er-

reichbar ist. Dennoch wird er nicht vollständig verschwinden, damit die Furcht vor ihm niemals aufhören soll, auf Verstand und Sittlichkeit heilsam und anregend zu wirken.

Poincaré.

* * *

Camille Flammarion, der bekannte Astronom, schreibt:

Teurer Kollege!

Zur selben Stunde, als ich diesen Morgen Ihren Brief erhielt, in welchem Sie mir die große Ehre erweisen, meine Ansicht über die interessante Umfrage, die Sie begonnen, einzuholen, erhielt ich die Zuschrift eines Berliner Astronomen, der mir mitteilte, daß in dem Lande eines Kepler, Leibniz, Kant, Goethe und so vieler Apostel des Fortschrittes die Rüstungen immer eifriger betrieben werden, sowohl für die Kriegsmarine, als auch für das Landheer, und daß die bevorstehende Thronrede an den Reichstag sich hauptsächlich mit dem Kriegsbudget befassen wird.

Alles, was wir sagen können, ist rein platonisch, da der größte Teil der Menschheit seine tierische Hülle noch nicht abgestreift hat und aus Barbaren besteht, wie sie in der Steinzeit existiert haben mögen. Ist denn unser Planet, trotz aller Denkerarbeit, ein Zufluchtsort für Piraten?

Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß bei allen Völkern gescheite Männer und hochherzige Frauen kommende Geschlechter zu der geistigen Höhe erheben werden, auf der sie vernünftiger, weniger roh und verderblich, weniger töricht geartet sein mögen

Gestatten Sie mir, verehrter Herr Kollege, den Ausdruck sympathischster und ergebenster Gefühle.

Camille Flammarion.

* * *

3. Februar 1912.

René Worms

René Worms, der hervorragende Leiter der Revue internationale de Sociologie, hat uns folgende Zuschrift gesandt:

I. Über die möglichen Ursachen eines bevorstehenden Krieges.

Jede Gemeinschaft ist aus Elementen eines besonderen Volkscharakters zusammengesetzt, jede Gemeinschaft zeigt außerdem bestimmte wirtschaftliche, geistige und politische Erscheinungsformen. Durch solche vielfältige Beziehungen unterscheiden sich die Gemeinschaften, ja wirken sogar gegensätzlich zu einander. Deshalb entstehen Kriege aus den mannigfaltigsten Ursachen, aus Rassenverschiedenheit, aus wirtschaftlichen, geistigen und politischen Streitfragen. Solche Veranlassungen können vereint wie getrennt wirken, so daß jede dieser Beziehungen hinreicht, zu einem Konflikt mit bewaffneter Hand zu führen.

II. Über die Möglichkeit, in der Gegenwart Kriege zu vermeiden.

Es scheint mir durchaus denkbar, daß heut ein europäischer Krieg vermieden werden kann, da er nur aus privaten, nicht mehr aus allgemeinen Interessen hervorginge. Erst wenn die Völker dahin gelangen, sich selbst zu

regieren, ihrer eigenen Interessen sich voll bewußt zu werden, dann wird der Krieg nicht mehr notwendig, vielleicht nicht einmal mehr möglich sein.

III. Über die internationalen Verwickelungen, die entstehen könnten, falls ein Krieg ausbräche.

Sollte zwischen zwei großen Westmächten ein Krieg beginnen, so werden die andern Staaten aller Wahrscheinlichkeit nach es für vorteilhaft erachten, sich jeder Einmischung zu enthalten, um keinen Weltbrand zu entfachen. Durch die Erfahrungen der letzten fünfzig Jahre wird diese Auffassung bestätigt.

IV. Über die Zukunft des Krieges.

Sicher ist es vom Übel und zugleich unvorsichtig, den Propheten zu spielen. Dennoch kann man annehmen, daß das Machtgebiet des Krieges ständige Einschränkungen erfährt. Es ist falsch, daraus verhängnisvolle Folgerungen für die Zukunft zu ziehen. Denn wenn der Krieg vergangenen Zeiten als Schöpfer großer Umwälzungen und Ideen galt, so besitzt die Menschheit heut genügend andere Quellen der Erleuchtung, um in Zukunft ohne Bedauern auf den Krieg verzichten zu können.

René Worms.

* * *

24. Februar 1912.

Eli Metchnikoff.

Eli Metchnikoff, der gemeinsam mit Dr Roux an der Spitze des Pasteur-Instituts steht, ist einer der größten Gelehrten und Denker, die Rußland je hervorgebracht hat. Fast sein ganzes Leben hat er dafür geopfert, die fürchterlichsten Übel, welche die Menschheit hinraffen, zu bekämpfen. Um so lebhafteres Interesse erregt seine Meinung über den Krieg. Bei aller lapidaren Kürze läßt sein Schreiben den Ideenkreis des Verfassers der Essais Optimistes klar erkennen. Er schreibt: Ich bin Mitkämpfer im erbitterten Krieg gegen die schädlichen kleinsten Lebewesen. Je mehr es gelingen wird, ihrer Herr zu werden, je höher wird das einzelne Leben gewertet werden. Folglich kann man es nicht mehr so billig hergeben, und der Gedanke, Menschen als Kanonenfutter zu betrachten, wird dann zu den frühern Schrecken der Menschheit zurückverwiesen werden, etwa gleich der korsischen Blutrache, bei deren Ausübung es heute niemandem mehr einfallen wird, an Gerechtigkeit zu denken. Ich lebe des festen Glaubens, daß der Krieg in einer, wenn auch vielleicht noch fernen Zukunft auf immer verschwinden wird. In bezug auf die Gefahr der Übervölkerung bemerke ich, daß die zivilisierte Menschheit schon genügende Vorsorge zu treffen beginnt, um die Zahl der Geburten freiwillig einzuschränken.

Eli Metchnikoff.

Dr. von Bilguer: Geht der italienisch-türkische Krieg zu Ende?

Tripolis, den 17. März 1912.

Vor wenigen Tagen hielt der Deputierte Bissolati seinen Landsleuten das bekannte Dilemma vor: entweder mit geschlossenen Augen in eine politica catastrofica oder in eine guerra cronica in Tripolitanien. Unser hiesiges Gesichtsfeld geht nicht über den Miniaturkriegsschauplatz hinaus; was wir aber hier an Ort und Stelle hören und sehen, ist nur zu gut geeignet, Bissolati Recht zu geben. Da wir hier von der großen internationalen Politik nur wenig erfahren, so ist unser Blick unbeeinflußter und das gesehene Bild ein klareres. Über der hiesigen italienischen Unternehmung (um einen streng neutralen Ausdruck zu gebrauchen) liegt seit einigen Tagen eine Art von innerpolitischer Gewitterschwüle, die Luft ist mit militärischer Elektrizität geladen, allerlei Bewegung macht sich bemerkbar, die vorher nicht vorhanden war. Die Vermehrung der vor Tripolis stationierten Kanonenboote, die beständig auf hoher See kreuzenden Kriegsschiffe, die neuen, im Südwesten fast unmittelbar vor Tripolis angelegten formidablen Befestigungswerke und die weitgehenden Truppendislokationen (auf die ich aus bekannten Gründen nicht näher eingehen darf) bilden nur einen Teil der Anzeichen einer bevorstehenden Veränderung in der strategischen Durchführung dieses Teiles der ganzen Unternehmung. Die Zahl der neuausgeschifften Truppen, Kamele und Kriegsmaterial ist allerdings nicht groß genug, um an ein irgendwie geartetes Vordringen in größerem Maßstabe denken zu können.

Fühlen wir hier die Folgen dieser anormalen Gewitterstimmung, so sind die Ursachen derselben im feindlichen Lager zu suchen. Ganz gegen alle Gewohnheit zeigen die Türken seit einigen Wochen eine große Rührigkeit. Sie gingen zu einer starken Offensive über, und in den letzten vierzehn Tagen gab es nicht weniger als sieben harte Kämpfe, bei denen die Italiener 126 Tote und 446 Verwundete hatten und unter den ersteren allein 14 Offiziere. Die Anzahl dieser Gefallenen aber ist der beste Maßstab für die Erbitterung des Feindes sowie für dessen ganzes Vorgehen. Der Feind zeigte diesmal überall, namentlich in der Cirenaica, eine ganz besondere Energie und Ausdauer; auch seine Verluste waren bedeutende.

Bekanntlich hat ein Teil der italienischen Presse es für gut befunden, die Verhältnisse im feindlichen Lager als die allerverzweifeltsten darzustellen. Unlogischer Weise wird dann aber bei jedem Zusammenstoß berichtet, daß die Italiener sich „immer" einer ungeheuren feindlichen Übermacht gegenüber befunden hätten. Beim Kampf bei Derna (3. März) soll diese Übermacht sogar eine zehnfache gewesen sein! Das Alles legt die Frage nahe: wie viele feind-

liche Streitkräfte stehen denn eigentlich den Italienern gegenüber? Ich gebe hier die einigermaßen richtigen Zahlen und zwar nicht nach den türkischen, sondern nach den amtlichen italienischen Angaben. Um Tripolis herum stehen 13000 Mann (darunter 1600 Reguläre) sowie eine Informations- und Postenkette von 500 Türken, 100 Reitern und 800 Arabern. In Bengasi hatte man am 27. Februar mit 2000 Feinden zu tun, am folgenden Tage in Choms mit 9000 und am 3. März beim mörderischen Kampf bei Derna mit mehr als 30000. Der ganz unnütze Kampf der Askari bei Bir-el-Turk vom 4. März (bei welchem diese 10 Tote und 28 Verwundete mit nach Hause brachten) galt 1750 Feinden, und bei Tobruk (11. März) tauchten plötzlich 5000 Feinde auf. Das macht bereits eine Gesamtzahl von 62150 Turko-Arabern. Nicht inbegriffen in diese Zahl aber sind: die Besatzungen der ganzen langen Küste, der geradezu unzähligen befestigten Schlösser zwischen den Küsten-Oasen und den Höhenzügen des Innern, die Garnisonen der größeren Städte und wichtigsten Ortschaften usw. Man hat hier angefangen sich einzubilden, daß seit der Okkupation der bekannten fünf Küstenpunkte (Tripolis, Choms, Bengasi, Derna und Tobruk) das ganze übrige Tripolitanien gewissermaßen seine Existenzberechtigung eingebüßt habe ... Man bedenkt nicht, daß ein Land, dreimal größer als Italien, nicht nur zu leben fortfährt, sondern daß dies Leben sich durchaus in der bisherigen Weise abspielt und daß die alte Verwaltung in der gewohnten Art funktioniert, zumal das eigentliche Innere des riesigen Landes vom Kriege gar nicht berührt wird. Welch eine mit Hohngelächter vermischte Überraschung zeigte man auf italienischer Seite, als der Sultan an Stelle des alten einen neuen Wali für Tripolitanien ernannte. Was würde man sagen, wenn (es wäre etwa dasselbe Verhältnis) Deutschland auf die Verwaltung des Reichslandes verzichten sollte, weil eine feindliche Macht ein kleines Grenzzollamt besetzt halte?

Bezüglich der allernächsten strategischen Zukunft gibt es (wenn man die ganze kriegerische Frage in Tripolitanien selbst lösen will) gegenwärtig nur zwei Möglichkeiten: ein wenn auch noch so langsames Vorgehen oder einen vollkommenen Stillstand, und zwar unter tunlichster Aufgabe der vorgeschobenen befestigten Lager von Ain Zara und Gagaresch. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde jedes Vorgehen nur den Erfolg der beiden Proben von Bir Tobras (die dem General Pecori seine Stellung kostete) und von Bir-el-Turk haben, nach denen man, ohne die geringsten strategischen Erfolge erreicht zu haben, mit großen Verlusten in die alten Stellungen zurückkehren mußte. Man scheint hier vor einem neuen Dilemma zu stehen: In diesen Tagen soll die neue Eisenbahn nach Ain Zara eröffnet werden. Sie wurde in Angriff genommen, als ein Vormarsch zum Dschebel vor der Tür zu stehen schien. Jetzt da sie fertig ist, taucht die Frage auf, ob das Lager von Ain Zara heute noch seine bisherige strategische Wichtigkeit hat: Denkt man wirklich vor der Hand an kein momentanes Vorgehen, so wäre es wenig klug, die

große dortige Besatzung der Gluthitze der Sonne auszusetzen (denn das Lager liegt in einem tiefen Sandbecken, wo der geringste Schatten fehlt), zumal der Feind sich anscheinend von der Vergeblichkeit einer Einnahme desselben überzeugt und sich mehr den schwächeren italienischen Stellungen zuwendet. Was wird dann aber aus der funkelnagelneuen Eisenbahn?

Ebenso gefährlich, wie der bewaffnete, erscheint gegenwärtig der unbewaffnete innere Feind, d. h. die Eingeborenen und deren Anhang. Man schwankt hier beständig zwischen Strenge und Milde. Die intelligenten eingeborenen Elemente scheinen sich in ihre „Rolle" hineingefunden zu haben: die kirchlichen mohamedanischen Behörden luden die italienischen Machthaber zum Besuch einer Moschee ein, in der sogar Gebete für Italien gesprochen wurden — und anläßlich des Attentats auf den König wurden mohamedanische Gottesdienste abgehalten, ja beim heutigen offiziellen Tedeum in der hiesigen katholischen Kirche erschien Hassuna Pascha in Begleitung von 3 vornehmen mohamedanischen Arabern, von denen der eine sogar in demonstrativer Weise ein Geldstück in den Klingelbeutel warf. Wo bleiben wir da mit unserer Theorie von der Unversöhnlichkeit des Islamismus mit dem Christentum? Es ist wohl kaum anzunehmen, daß Giolitti und Caneva dies große Problem geradezu spielend gelöst haben. — Aber auch General Caneva ließ es nicht an Entgegenkommen fehlen. Das Hauptfest der Mohamedaner wurde dreimal durch königlich italienische Salutschüsse eines Kriegsschiffes begleitet, und am Attentatstage empfing der Gouverneur in seinem festlich illuminierten Schlosse einen arabischen Festzug, der je eine italienische, griechische und — französische Fahne mit sich führte. Anläßlich des erwähnten Festes wurden Geld, Fleisch und Kerzen an die Araber verteilt, und in Bengasi druckte man arabische Proklamationen im reinsten Koranstil, durch welche die dortigen Eingeborenen wieder einmal „im Namen Gottes" eingeladen werden, den Kampf einzustellen, die Türken zu verlassen und den Italienern Gutes zu erweisen, denn es steht im heiligen Buch: Gott liebt die Wohltäter und die Beschützer. Aeroplane sorgten für die Überschüttung der Landbevölkerung mit diesen theologischen Traktätchen, während die hiesigen Luftfahrzeuge unausgesetzt — Bomben werfen.

Aber auch eine internationale Schwierigkeit macht hier viel von sich reden. Bekanntlich hat sich ein Modus vivendi im Verkehr der fremden Konsuln mit den italienischen Behörden herausbilden müssen, der allein ein ersprießliches Fortführen der laufenden Geschäfte ermöglicht. Da nun keine Macht bisher die italienische Okkupation anerkannt hat und die fremden Vertreter nach wie vor von den Botschaftern in Konstantinopel abhängen, so gehört ein gegenseitiger wohlwollender Takt dazu, die vielen Klippen eines derartigen Zustandes zu umgehen. Denn ging es nur nach dem starren Recht, so müßte z. B. der deutsche Konsul sich als der Beschützer des Generals Caneva und

aller seiner Truppen betrachten, denn bekanntlich wurde den deutschen Konsuln der Schutz aller — Italiener im ottomanischen Reich übertragen . . . Es zeugt nun von einem wenig wohlwollenden Anpassen an die neuen Verhältnisse, daß gerade der hiesige Vertreter der großen lateinischen Schwesterrepublik wegen seines angeblichen allzu starren Festhaltens an dem alten Zustand scharf angegriffen wird. Ja man klagte sogar seinen Kawassen öffentlich in den Blättern an, mohamedanische Askaris gegen Italien aufgehetzt zu haben! Infolge der erfundenen Attentatsgeschichte von seiten eines wahrscheinlich nach Ehrenbürgerbriefen, güldenen Ehrengeschenken und Orden lüsternen italienischen Kriegsreporters (der indessen alsbald unter Anklage gestellt und ausgewiesen wurde) verdächtigte man sogar die hiesige französische Post und mit derselben viele Arabernotable, die man noch kurz vorher als die besten Freunde der italienischen Sache gefeiert hatte.

Immerhin, trotz aller Sympathien oder Antipathien, kann man sich bei gewissen Anlässen eines tiefen Mitleids beim Anblick dieser unglücklichen Muß-Italiener nicht erwehren —, aber auch eines gewissen Mitgefühls für die wirklichen Italiener, welche hier so viele Beweise ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Energie und ihrer Opferfreudigkeit liefern zugunsten einer Sache, die trotz alles Heldenmuts im Interesse der Zivilisation nun einmal nicht recht vorwärts gehen will, wenigstens nicht so schnell und leicht, wie man gedacht hatte.

Hugo Salus:
Die beiden Einsiedler

Gleichaltrig sind wir von einand geschieden.
Seit damals gingen Tag dahin um Tag,
Der Ort, wo ich der Einsamkeit oblag,
War weit von deiner Einsamkeit geschieden.

Und Tag war Tag und Nacht war Nacht. Wir mieden
Des Menschenseins verlognen Stundenschlag,
Der nichts als Altern kündet, Müh und Plag',
Und waren einsam jung und ganz zufrieden.

Heut ist der Tag des Wiedersehns gekommen.
Wir sahn uns lange an im Sonnenschein,
Ins Mark durchfröstelt von der Zeit Gewalt,

Und murmelten ein Jeder tief beklommen
Und dumpf und schaudernd und in uns hinein:
„Wie alt er ist! Bin ich denn auch so alt?"

C. Lund:
Eine bedeutsame Neuerung im Schiffsbau.

Eine technische Plauderei.

In schiffbautechnischen Kreisen macht seit kurzem eine Erfindung von sich reden, die berufen erscheint, nach mehr als einer Seite hin Bedeutung zu erlangen. Daher geht sie nicht bloß die Schiffskonstrukteure und Reeder, sondern auch das große Publikum an, oder doch den Teil desselben, der beruflich oder zu seiner Erholung kürzere oder längere Seereisen unternehmen muß. Es handelt sich um den Schlingertank, dessen genialer Erfinder, Hermann Frahm, Direktor der Schiffswerft von Blohm & Voß in Hamburg ist.

Der Schlingertank, auf dessen Konstruktion wir unten näher eingehen, verdankt seinen Namen dem Umstande, daß er das Schlingern oder Rollen eines Schiffes bei grober See verhütet. Das ist zunächst für die Sicherheit des Schiffes selbst und seiner Ladung von nicht zu unterschätzender Bedeutung, denn nicht selten geht einem Schiffe bei schwerem Wetter infolge des starken Schlingerns die Ladung über, was allemal eine bedenkliche Sache ist. Wichtiger aber noch ist die Abdämpfung des Schlingerns für das Wohlbefinden der Passagiere, denn gerade die Rollbewegung der Schiffe ist es, die die mit Recht so gefürchtete Seekrankheit hervorruft. Solange das Schiff überhaupt nicht oder doch nur in geringem Grade dem Spiel der Wellen folgt, pflegen sich auch die unbefahrensten Landratten an Bord wohl und behaglich zu fühlen, während sie im entgegengesetzten Falle fast ausnahmslos dem Meeresgotte ihren Tribut darbringen müssen. Seit der Erfindung der Schlingertanks nun kann die Seekrankheit als ein überwundenes Übel gelten.

Bevor wir auf die Einrichtung der Schlingertanks eingehen, müssen wir ein wenig weiter ausholen, wobei wir im allgemeinen den Darlegungen des Erfinders folgen wollen.

Ein schwimmendes Schiff verhält sich wie ein Pendel und kann durch äußere Einflüsse z. B. durch die Wellen verhältnismäßig leicht zum Schwingen gebracht werden. Gleich dem Pendel hat auch jedes Schiff seine nach der Größe, Bauart, Belastung usw. verschiedene Periode, in der es seine Schwingungen ausführt. Ein erhebliches Schwingen (Rollen) tritt aber, wie die Erfahrung lehrt, nur dann auf, wenn das Schiff von den Wellen annähernd im Takte seiner Eigenschwingungsperiode getroffen wird, weil dann den Gesetzen der Resonanz entsprechend von Schwingung zu Schwingung ein Anwachsen des Schlingerausschlages stattfinden muß. Gleichzeitig besteht zwischen Schiff und Welle eine Phasenverschiebung von 90 Grad, d. h. das Schiff erreicht

seinen größten Ausschlag eine Viertelperiode später, als die Welle in ihrer Vorwärtsbewegung ihre größte Schräge zum Schiff besitzt.

An diese Tatsache nun knüpft die Wirkung des Frahmschen Schlingertanks an. Ein solcher Tank bildet eine Art kommunizierende Röhre, die aus zwei an den Schiffsseiten angeordneten senkrechten Behältern besteht, die unten durch einen quer über das Schiff führenden Kanal verbunden sind, während die oberen Teile der Seitenbehälter durch einen luftgefüllten Gang miteinander in Verbindung stehen. Das Tankwasser, das mittels der Deckwaschpumpe zugeführt wird, füllt den Querkanal ganz, die Seitenbehälter aber nur bis zur Hälfte. Die Abmessungen des Tanks müssen derartig berechnet sein, daß die Schwingungsperiode des eingeschlossenen Wassers der Eigenperiode des Schiffes gleich ist. Hierin liegt

c d c
a a
b b

Schematische Darstellung eines Schlingertanks nach Frahm.
a, a, b, b der Tank in gefülltem Zustande. a, a Seitenbehälter. b, b unterer Verbindungskanal. c, c der obere Luft-Verbindungsgang. d Absperrventil.

der springende Punkt der Erfindung. Wird nämlich das Schiff durch Resonanzwirkung zu erheblichem Rollen gebracht, so muß sich diese Bewegung auch dem Tankwasser mitteilen. Aber auch hierbei tritt wieder eine Phasenverschiebung von 90 Grad ein. Die Gesamtverschiebung der Phasen zwischen Wellenimpulsen und den Tankwasserschwingungen beträgt also $2 \times 90 = 180$ Grad, oder mit andern Worten: das Tankwasser wirkt den Wellenimpulsen direkt entgegen, und das sonst von Schwingung zu Schwingung stattfindende Anwachsen der Schlingerausschläge ist unmöglich gemacht.

Sehr wichtig ist die Anbringung eines Absperrventils in der oberen Luft-Verbindungsröhre. Ist dieses Ventil geschlossen, so wird das Hin- und Herströmen der in den Seitenbehältern über dem Wasser befindlichen Luft verhindert, und das Tankwasser vermag infolge des Widerstandes der eingesperrten Luft nur noch ganz geringe Bewegungen auszuführen, so daß

die Wirkung des Schlingertanks ausgeschaltet erscheint. Wird jedoch das Ventil der oberen Leitung geöffnet, so erhält die Luft freien Durchgang, das Tankwasser kann ebenfalls frei arbeiten und seine abdämpfende Wirkung zur Geltung bringen. Durch eine geringere oder größere Abdrosselung des Luftganges ist es möglich, die Wirkung der Tanks dem jeweiligen Seegange anzupassen.

Die erste praktische Verwendung des Frahmschen Schlingertanks fand auf dem Schiffe „Ypiranga" der Hamburg-Amerika-Linie statt, das in dem Rufe stand, stark zum Schlingern zu neigen und deswegen als besonders geeignetes Versuchsobjekt gelten konnte. Da es sich um einen Einbau in ein fertiges Schiff handelte, wurden zwei Schlingertanks oben auf Deck vorgesehen, während man den Tank bei Schiffsneubauten dahin verlegt, wo er am wenigsten nutzbaren Raum wegnimmt und doch zugleich eine gute Wirksamkeit verspricht. Der Einbau geschah bei Blohm & Voß. An der ersten Fahrt des Schiffes nach seiner Ausrüstung mit den Schlingertanks nahmen hervorragende Nautiker, Reeder und schiffbautechnische Sachverständige teil, die von der Wirkung der Tanks völlig überrascht waren. Die Ergebnisse waren derart, daß die Schlingerausschläge, die bei Ausschaltung der Tanks bis zu 18 Grad nach jeder Seite hin betrugen, auf zwei bis drei Grad abgedämpft wurden und daß sich während der Tafel die Schlingerleisten, die das Herabrutschen des Geschirrs verhüten sollten, als völlig überflüssig erwiesen. Die nächste Folge dieser Probefahrt, die im Frühjahr 1910 stattfand, war, daß die Hamburg-Amerika-Linie auch das Schwesterschiff der „Ypiranga", die sonst ausgezeichnete „Corcovado", einen Passagierdampfer von mehr als 16000 Tons Wasserverdrängung, bei Blohm & Voß mit Schlingertanks ausrüsten ließ, was in dem kurzen Zeitraum von 4 Wochen durchgeführt werden konnte. Auch bei diesem Schiffe erwies sich die Wirkung der Tanks als eine verblüffende, so daß die Passagiere des Lobes über die ruhige Gangart auch bei schwerem Wetter voll waren.

Unter diesen Umständen beschloß die Hamburg-Amerika-Linie, der das Wohl ihrer Reisenden stets am Herzen liegt, eine Anzahl weiterer Schiffe mit dem Frahmschen Tank auszurüsten, was zum Teil bereits im Laufe des verflossenen Jahres durchgeführt werden konnte, teils im Laufe dieses Jahres geschehen wird. Wir nennen hier die Doppelschraubendampfer „Cleveland" und „Cincinnati", die Exkursionsyacht „Viktoria Luise" (der frühere Schnelldampfer Deutschland), sowie die Doppelschraubendampfer „Kaiserin Augusta Viktoria" und „Amerika"*). Aber auch für die drei neuen Riesen-Schnelldampfer, welche die Hapag zurzeit bei dem „Vulcan" sowie bei Blohm & Voß

*) Von besonderem Interesse für die Leser von „Nord und Süd" dürfte es sein, daß auch der Vergnügungsdampfer „Meteor" von der Hamburg-Amerika-Linie inzwischen mit Schlingertanks ausgerüstet worden ist.

bauen läßt, sind Schlingertanks vorgesehen. Dem Vorgang der Hapag sind inzwischen die Deutsch-Ostafrika Linie, die Woermann-Linie und die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft beim Bau ihrer neuesten Schiffe gefolgt, und mit weiteren Reedereien schweben wegen Ausrüstung ihrer Schiffe mit Schlingertanks Verhandlungen. Selbst die bekannte englische Cunard Line hat Verträge mit dem Erfinder abgeschlossen, denen zufolge ihre im Bau begriffenen Dampfer „Laconia" (20 000 t), „Aquitania" (48 000 t) und „Franconia" (20 000 t) Schlingertanks erhalten werden. Daß sich aus Konkurrenzrücksichten weitere britische Reedereien diesem Vorgange anschließen müssen, bedarf wohl kaum der besonderen Erwähnung.

Endlich möge noch erwähnt werden, daß auch die Kaiserliche Marine der Frahmschen Erfindung ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat und zurzeit Versuche mit einer besonders für Kriegsschiffe ersonnenen Form der Schlingertanks anstellen läßt, über deren Verlauf natürlich Stillschweigen beobachtet wird. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß sich die Tanks auch in diesem Falle bewähren werden. Bedenkt man aber, daß die Einführung der neuen Erfindung den Kriegsschiffen auch bei schwerem Wetter eine wesentlich ruhigere Plattform für die Geschütze zu sichern vermag, daß sich demgemäß die artilleristischen Leistungen beträchtlich erhöhen müssen, so können solchen Vorteilen gegenüber die erhöhten Baukosten kaum in Betracht kommen.

Dr. Dietze:
Vorposten der wissenschaftlichen Forschung

(Frau Curie.)

An den letzten Verhandlungen der Solvay-Gesellschaft zu Brüssel im Februar d. J. nahm auch Frau Curie und, wie die Tagespresse berichtete, ihr Geliebter teil. Die berühmte Gelehrte trat damit von neuem in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses; denn auf dem Solvay-Kongresse wurden gar gelehrte Fragen erörtert, so tiefgründige Fragen, daß man nun erst recht, nachdem der Kongreß zu Ende, die Welt nur mehr hypothetisch erklären kann.

Frau Curie hat zweifelsfrei nicht nur ihre Zeit vorwärtsgebracht, sondern sie hat mit ihren Forschungen bereits die Peripherie der entlegeneren Zukunft berührt. Aber es würde unwissenschaftlich sein, würde dem chemischen Denken widerlaufen, wenn hier behauptet würde, es ist in dem Ehepaar Curie doch ein Meister vom Himmel gefallen, es habe keine Vorgänger gehabt! — Die Arbeiten von J. und P.

Curie gehen 30 Jahre zurück. Im Jahre 1882 nämlich traten sie gemeinsam mit einer Studie hervor, welche sich mit der Messung der Strahlungsstärke und der Ionisation der Gase beschäftigte.

Nicht früher als G. C. Schmidt mit seinen aufsehenerregenden Abhandlungen über die Strahlung des Thor und Uran in den Verhandlungen der Phys. Ges. zu Berlin und den Annalen der Physik und Chemie im Jahre 1898 veröffentlichte Frau Sklodowska Curie ihre Untersuchungen über die Thor- und Uranstrahlen. Noch in demselben Jahre, im Juli, arbeiteten die beiden Eheleute Curie noch „über eine neue radioaktive Substanz"; erst Ende Dezember 1898 fand der Taufakt derselben in einer Arbeit für die Berichte der Akademie der Wissenschaften im Verein mit Bémont statt. Vor und neben ihnen hatten sich Gelehrte von Ruf, wie Crookes, Poincaré, Henry, Niewenglowski, Troost, H. Becquerel mit Studien über phosphoreszierende Körper zwar im allgemeinen beschäftigt, für die Auffindung des Radiums aber doch ganz erhebliche Vorarbeit geleistet. Namentlich der letztgenannte H. Becquerel hatte daran den allerlebhaftesten Anteil, was beweist, daß das Ehepaar Curie mit ihm den ersten Nobelpreis für Physik teilen mußte. Angeregt aber, das muß einmal nachdrücklich behoben werden, wurden Herr und Frau Curie durch Röntgen, dessen Entdeckung der X-Strahlen die gesamte denkende Menschheit mit Staunen und Begeisterung erfüllte.

Die Kenntnis der Eigentümlichkeiten der Röntgenstrahlen feuerte in der Tat die verschiedensten Köpfe an, zu erforschen, ob die Eigenschaft, sehr durchdringende Strahlen auszusenden, nicht etwa eng verknüpft wäre mit der Phosphoreszenz. Der Deutsche W. Arnold bejahte diese Frage mit voller Ausführlichkeit. Und da war es Becquerel, der beobachtete, daß die Uransalze die Quelle besonderer Strahlungen, ähnlich den Röntgen- und Kathodenstrahlen, wären. Da nun die Atomgewichte vom Uran und Thor annähernd gleich groß sind, folgerte Frau Curie auf Grund des Satzes, wonach die Eigenschaften der chemischen Elemente periodische Funktionen ihrer Atomgewichte sind, daß auch das Thor ähnliche Eigenschaften wie das Uran besitzen müsse. Aber nicht sie allein, sondern Schmidt, seine eigenen Wege gehend, kam zu demselben Ergebnis. Frau Curie war indes diejenige, welche Thor und Uran als radioaktive Substanzen bezeichnete, und sie gab den von ihnen ausgehenden Strahlen den Namen *Becquerelstrahlen*. Sie bestätigte Becquerels Hypothese, daß die Radioaktivität der Thor- und Uranverbindungen eine *Atomeigenschaft* darstellt. Soweit war Frau Curie eigentlich nicht selbstschöpferisch hervorgetreten. Allein im weiteren Verlaufe ihrer Untersuchungen fand sie, daß gewisse Verbindungen in ihrem Naturzustande eine Tätigkeit (Aktivität) zeigten, die ganz und gar mit den früheren Forschungsergebnissen im Widerspruch stand. So zeigte es sich, daß die Pechblende als Uranoxyderz viermal aktiver als das Uranmetall, das Chalcolit als kristallisiertes Kupfer- und Uranphosphat zweimal aktiver als das Uran war. Auf nassem Wege führte Frau Curie allein die Analyse der Pechblende aus und maß sodann in

gemeinsamer Arbeit mit ihrem Ehemanne die Radioaktivität aller daraus gewonnenen Körper. Das Ergebnis all dieser und der sich hieranschließenden Untersuchungen war die Entdeckung zwei neuer, eine Million mal aktiveren Urstoffe als Uran, nämlich des dem Wismut verwandten Poloniums und des dem Baryum verwandten Radiums. Die Entdeckung des Poloniums fällt Frau Curie allein zu; an der Entdeckung des Radiums haben beide Ehegatten Anteil, und Debierne schied das Aktinium als abermals neue radioaktive Substanz aus einem Erz, das der Gruppe der seltenen Erden angehört. Es wäre aber ganz gewiß nicht den beiden Curies gelungen, überhaupt die das eine große Ziel verfolgenden Untersuchungen durchzuführen, wenn sie in den Herren Schützenberger und später Lauth nicht mächtige und wohlgesinnte Gönner aller wissenschaftlichen Bestrebungen zur Seite gehabt haben würden.

Es ist genau 10 Jahre her, daß Herr Langevin seine Dissertationsschrift über Untersuchungen der jonisierten Gase der naturwissenschaftlichen Fakultät zu Paris überreichen ließ. Diese eminent fleißige und für den wissenschaftlichen Fortschritt fraglos äußerst wichtige Arbeit war es, die Frau Curie auf den jungen Gelehrten aufmerksam werden ließ. Sie erkannte in ihm also schon damals einen hervorragend befähigten Mitarbeiter, den sie noch enger an sich zu fesseln erstrebte, nachdem der Tod jählings ihren geliebten Gatten entrissen hatte. In den Augen eines auf den höchsten Höhen der Kultur und Zivilisation stehenden Menschen scheint es erfahrungsmäßig durchaus nicht ein Verbrechen zu sein, seine innersten Neigungen, seine Liebe jemandem zuzuwenden, der als Rechtsgut bereits eines anderen gilt. — Es ist eine irrige Annahme philiströs veranlagter, pedantischer Menschen, daß die Wissenschaft eine befreiende Macht, Wissen ein alles überwindender Sieger sei. Gerade der geistig rege und hochstehende Mensch, dessen Nervensystem viel stärker beansprucht wird, das Reize unausgesetzt aufnimmt, ist nach mindestens einer Richtung leidenschaftlicher, als der Alltagsmensch. Und warum sollte Frau Curies Psyche nicht in der schönen Leidenschaft glänzen dürfen, die wir Liebe nennen? Warum denn gerade sie nicht, die aus der Fülle ihrer geistigen Titanenkraft geben kann, was vielleicht die andere gar nicht vermag? — Ich weiß, daß unsere modernen Psychiater, die mit den Juristen staats-sozialistische Irrwege wandeln, für derartige Ansichten das blöde Wort psychopathisch haben, aber die Menschheit in ihrer Totalität, und darin die Psychiater nicht ausgenommen, denken anders, nämlich so, wie Frau Curie und Herr Langevin.

Frau Curie ist noch lange nicht am Ende ihrer Siegeslaufbahn; ihre Entdeckungen bedürfen noch sehr der Feile und ihre Anschauungen sind doch gar zu sehr hypothetisch, als daß man geneigt sein könnte, mit ihr die Hände zu einem inbrünstigen Amen zu falten. Und wenn das Feuer der leidenschaftlichen Liebe der Gelehrten ihre geistigen Fonds nicht versehrt, dann wird die erlauchte Frau die Erreichung ihres letzten Zieles, die Lösung eines der größten chemischen Probleme, wohl kaum ihren männlichen Rivalen abzutreten brauchen. In den Kompendien

finden wir noch ein Fragezeichen hinter dem Radiumelement. Es wird bezweifelt, ob es als Urstoff anzusprechen sei, wie Gold, Silber, Schwefel, Sauerstoff, Wasserstoff. Man folgert dies aus dem Umstande, daß das Radium mit eigenem Atomgewicht, und dem ihm selbst eigenen Spektrum, in seiner in einem luftleeren Glasröhrchen angesammelten Emanation beim Durchgang des elektrischen Stromes schon nach einigen Tagen an Stelle der Radiumspektrumlinien die Heliumlinien treten läßt, d. h. das Radium hat sich in Helium verwandelt, ein Vorgang, den wir bei keinem anderen Urstoff beobachten. Nun ist aber weiterhin das Atomgewicht des Heliums kaum mehr als viermal größer, denn das des Wasserstoffes.

Die moderne Chemie ist geneigt daraus den letzten Schluß zu ziehen, daß das System der Elemente, die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft seit 1815 auf 82 angewachsen sind, in seiner Periodizität den Weg zur Einheit heischt, nicht zu jener, mit welcher Empedokles aus vier Elementen die Welt erklärte. (Es ist hier an die Rückstände gedacht. Sie enthalten vorwiegend Blei-, Kalk-, Kiesel-, Aluminiumsulfate und Eisenoxyd; ferner Kupfer, Wismut, Zink, Kobalt, Mangan, Nickel, Vanad, Antimon, Thallium, seltene Erden, Niob, Tantal, Arsen, Baryum usw. Das Radium findet sich in diesem Gemenge im Zustande schwerlöslichen Sulfates.) Wenn man Jacob Dannes Buch über die Curiesche Entdeckung des Radiums, das er als erster Assistent im Laboratorium Curies in dessen besonderem Auftrage verfaßt und das ich mit seiner Genehmigung in 1904 übersetzt habe, aufmerksam nachliest, wird man wohl innewerden, wie nahe man daran ist, das Wesen der dem Stofflichen innewohnenden Kraft zu begreifen.

Dr. L. Roth: Jean Marie Guyaus Philosophie

Die Philosophie Guyaus ist durch die meisterhafte Übersetzung seiner Hauptschriften der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht, und hiermit ist einer der interessantesten französischen Denker des 19. Jahrhunderts für uns in den Vordergrund der Betrachtung gerückt. (Bisher erschienen die drei Hauptwerke: Sittlichkeit ohne „Pflicht", Die Irreligion der Zukunft, Die Kunst als soziologisches Phänomen, sämtlich in der Philosophisch-soziologischen Bücherei, Leipzig, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt.) Seine Philosophie bedeutet einen Höhepunkt der gedanklichen Entwicklung, die durch die wissenschaftlichen Grundbegriffe des 19. Jahrhunderts vorbereitet wurde; eine Synthese der Zentralgedanken der Entwicklungslehre und der sozialen Ideen. Denn diese beiden Anschauungsweisen

verschwistern sich im Denken Guyaus, sie bestimmen sowohl seine Kritik der bisherigen Weltanschauungslehren, wie sie andererseits in seinem Fühlen den positiven Aufbau seiner eigenen Gedankenwelt bewerkstelligen. Philosophisch ist dieses Gefühl Guyaus, denn es umspannt mit synthetischer Kraft die Gesamtheit der Ideenwelt und erhebt die positive Anforderung, alle Erscheinungen von Sein und Denken, die Gesamtnatur, wie den Kosmos der Ideen einheitlich, umfassend zu erklären, und jeder Zersplitterung der Betrachtung und des Wertens durch die allgemeingültige Hypothese zu entrinnen. Diese Hypothese ist für ihn das Alleben der Natur und des Geistes. Die Erscheinungsformen dieser im Wesen und im Ursprung einheitlichen Substantiliät sind durch die zwei Grundansichten von Entwicklung und sozialer Sympathie zu erklären und werttheoretisch zu bemessen. Im Zusammenhange von Guyaus Gedankenwelt erhebt sich die Bedeutung des Lebens zu einer kosmischen Hypothese, die als zentraler Begriff Sein und Werden umfaßt und ihren tiefsten Ausdruck in der universellsten Anwendung der soziologischen Betrachtungsweise auf das gesamte kosmische Geschehen findet. Soziologie „als Grundwissenschaft, die fähig ist, eine bestimmte Vorstellung des Universums auszulösen, einen Typus der Welt hinzustellen, der diese als eine in Bildung begriffene Gesellschaft zeigt, die im Streben, die mechanische Kraft in waltende Gerechtigkeit zu verwandeln und den Kampf ums Dasein in Brüderlichkeit ausklingen zu lassen, hier Fehlschläge, dort Erfolge zu verzeichnen hat . . . ." Mit diesen Worten Fouillées läßt sich Guyaus Bestreben kennzeichnen, das bedeutsamer Weise die Ethik im Mittelpunkt der Philosophie erblickt. Dies um so bedeutsamer, denn in seinem Denken und Fühlen wird die Ethik gleichsam das Kriterium der Weltansicht. Die drei großen Probleme der Wissenschaft: Alleben, Entwicklungstendenz alles Seins und universelle Soziabilität durchwirken das Denken Guyaus; diese steigern sich ihm zum metaphysischen Gefühl und die Triebkraft dieser drei Probleme bildet in ihm jene Bewegungstendenz, die ihn hinausführt über den Positivismus Comtes, ihn vertiefen läßt den Evolutionismus Spencers, zumal den Begriff des Lebens und schließlich überwinden lehrt den ethischen Subjektivismus des ihm nach Geschick und geistigem Interesse so nahverwandten Nietzsche. Denn die Fassung, die das Leben und soziale Phänomen bei Guyau erhält, drängt ihn zum vollen Bewußtsein einer Allbeseelung und universellen Sympathielehre, die wie eine antizipierte Absage an die Schlußfolgerungen Nietzsches ausklingt. Die gedankliche Parallele beider Denker ist so groß, daß dieses Moment für die geschichtliche Stellung Guyaus höchst merkwürdig erscheint. Die geistige und seelische Attitüde ihrer Zeit haben sie beide geteilt, sie wurzeln, bis zum Verwechseln ähnlich, in den Stimmungen, Tendenzen ihres Denkens; fast die gleichen Voraussetzungen beherrschen sie, Lebensbejahung und Höherentwicklung des Daseins, als sittliches Grundphänomen, die Abkehr von der Dogmatik der Vergangenheit, die antike Sehnsucht nach neuem Leben, nach Harmonie und Schönheit; eine Reihe gleicher Interessen, die Kritik des Pessimismus, die Unzulänglichkeit des

individuellen Optimismus, das Ineinandergreifen von philosophischem Denken und dichterischem Ahnen, die ungestillte Sehnsucht nach Erhöhung und Schaffung eines neuen Lebenstypus, ist ihnen gemeinsam. Und gemeinsam der seelische Eindruck, den die Entwicklungstheorie auf sie macht, das Gefühl, daß der Relativismus nicht das letzte Wort der Welterklärung sei. Und dann erfolgt bei Guyau die starke Biegung zur sonnigen Daseinsbejahung, das „Soziale" als Grundphänomen taucht in seinem Fühlen auf; es steigern sich die Momente seiner Weltbetrachtung zu einer Weltbewertung. Wir fühlen es, wie eine große innerliche Wandlung in ihm vorgeht, kein Buch mit früheren Meinungen etwa, kein Verleugnen jener Grundansichten, zu denen er sich bekennt, und die das kritische Gerüste seines Denkens ausmachen. Sondern, eine neue Erhebung des Wertens, ein gesteigertes Gefühl für die Welt und das Leben, die uns als Alleben, Allnatur in großen Disharmonien und wiederum Ausgleichstendenzen, im ewigen Formtrieb des Lebens unendliche Daseinsmöglichkeiten eröffnet. Man hat neuerdings besonders die religiöse Wendung hervorgehoben, die sein Denken genommen hat und wodurch er die positivistische Richtung, der er angehört, merklich verlassen habe. Diese Wendung darf aber nur so verstanden werden, daß er das Problem der Religion in engste Verbindung mit dem ethischen und ästhetischen gebracht habe, die alle drei im Begriff des Lebens zusammentreffen und alle drei als Momente im geistigen Kräftespiel hervorragen, deren allgemeinster Ausdruck Soziabilität ist. Die Tiefe und Weite, die dieser Gedanke für ihn gewinnt, das universelle Sympathiegefühl, das ihn beseelt, führt ihn allerdings zu einer metaphysischen Wendung des Daseinsproblems. Sein, Werden und Sollen fallen hier in Eins. Die Sittlichkeit hat keinen Begriff der „Pflicht", die Natur ist im Grunde indifferent. Die Erklärungsversuche der einzelnen Werte sind unzulänglich. Und dennoch baut er auf der Hypothese der „Indifferenz der Natur" seine ethischen Imperative. Denen er wohl den imperativen Charakter nimmt, aber ebenso durch gewisse „Substitute" ersetzt. In der scharfen Kritik, die er an der Ethik des Pflichtbegriffes übt und alles Sollen zerstört, fühlt er sich als Ausdruck der geistigen Lage, wie sie die Kritik der Grundbegriffe der Wissenschaft an die Hand gab. Das Zuendedenken seiner Kritik aber ermöglicht ihm die positive Wendung zur inneren Wertlehre, und als Kriterium steigt ihm ein natürlicher Wert „valeur naturelle" auf. Diese Wendung ins Positive verdankt er dem Streben, das Leben, das ihm als sicheres Phänomen gilt, zu erklären. Darum verinnerlicht er gleichsam die ganze Wertlehre und gesellt zum Begriffe des Lebens den der sozialen Sympathie als Bewegungsbegriff, als Ausstrahlung der Kraft und des Formentriebes, der eine Steigerung, Bereicherung, ein Überströmen des Lebens ermöglicht. Soziale Sympathie ist Altruismus. Hier nimmt in der Tat das Denken Guyaus die Richtung vom reinen Intellektualismus zum Gefühlsmäßigen. Er zertrümmert den Kantschen Pflichtbegriff, denn er entstamme dem Intellekt und nicht dem unendlichen Lebensgefühl, und setzt an seine Stelle eine Reihe immanenter, biotischer

Momente, die allesamt Triebkräfte des Lebens sind. Die zunehmende Übereinstimmung im Empfindungsvermögen und der immer mehr Gemeinschaft bildenden Kraft der höheren Freuden ist ein Äquivalent für den alten Pflichtbegriff. Dieses Äquivalent ist dem Gefühlsleben entnommen; bezeichnend dafür, daß die Ethik hier kraft des Entwicklungsgesetzes lehrt, wonach unsere Freuden sich beständig erweitern, immer „unpersönlicher" werden.

Von hier aus eröffnet sich der Blick für die Kunstphilosophie Guyaus, die er in musterhafter Weise dargestellt. Hier erst zeigt sich die Synthese, zu der seine Philosophie fortschreitet. Die Bedeutung der Kunstlehre ist es, daß sie den Begriff des Sozialen auf Gebiete ausdehnt, wo bislang der soziologische Gesichtspunkt nicht gegolten hat. Die Kunst ist von drei verschiedenen Gesichtspunkten aus als sozial zu betrachten: ihrem Ursprung, ihrem Ziele und Wesen nach. Sie ist, wie Guyau gezeigt hat, „eine durch das Gefühl hervorgebrachte Ausdehnung des gesellschaftlichen Verhältnisses auf alle Wesen der Natur und selbst auf Wesen, die über die Natur hinausgehend aufgefaßt werden . . .", so ist die Kunst Trägerin und Erzeugerin einer idealen Gesellschaft. Die künstlerische Erregung ist hauptsächlich sozialer Natur. Sie läuft auf das Resultat hinaus, das individuelle Leben zu vergrößern, dadurch, daß sie es mit einem breiteren und universellen Leben sich verschmelzen läßt. Das innere Gesetz der Kunst ist: eine ästhetische Erregung sozialen Charakters hervorzubringen. Hatte sich für Guyau in der Kritik des ethischen Problems als innerster, positiver Kern für die Lebensbejahung das soziale Gefühl als Ankergrund alles sittlichen Wollens erwiesen, so mußte ihn seine Ästhetik darin nur bestätigen. Im Fortgang seines Denkens gewinnt das Problem der Kunst grundlegende Bedeutung: sie verifiziert, bestätigt und erhellt auf dem Gebiete des Schönen die seelische Landschaft, nach der der ethische Altruismus ausschaut. Was die Ethik wünscht, aus ihren tiefsten, ursprünglichsten Gefühlstrieben heraus, das verwirklicht sich am reinsten im Reiche des Schönen. Hier hat die realistische Kunst die Aufgabe, die treibenden Lebenselemente des Gefühls, der Vorstellung nicht als Illusionen, sondern als Wirklichkeiten herauszustellen, zu neuem Sein, Ideen zu verknüpfen, die so wesenhaft, so wirklich sich einschließen im großen Kreis des Lebens. Die Lebenstriebe zu neuen Typen zu verschlingen, und als Ideal ihres Schaffens die „Intensität der Wirklichkeit" vor Augen zu haben. Wie in der sittlichen Wertskala die Vollnatur und nicht das abstrakte Gesetz, so gilt in der Philosophie des Schönen „ein heißes und dauerndes sich Sehnen nach der Natur", aber nicht etwa ein Symbol, als Leitstern.

So durchdringen sich die drei Probleme des Ethischen, Religiösen und Ästhetischen gegenseitig. Sie verschmelzen zu einer realistischen Metaphysik, zu einem Gefühlsrealismus nicht mehr individueller Natur, sondern sozialen Charakters.

Vom Standpunkte der seelischen Lage der philosophischen Gegenwart ist das Lebenswerk Guyaus in doppelter Hinsicht bedeutend. Denn seine Gedankenwelt

hat die Voraussetzungen, die die zeitgenössische wissenschaftliche Philosophie teilt: die Evolutionslehre und der ethische Imperativ der Vervollkommnung des Menschengeschlechts, unter der Leitung nicht mehr transzendenter, sondern immanenter Werte und Zwecke. Die Wandlung des philosophischen Ideals kennzeichnet sich in der Gegenwart vornehmlich durch die bewußte Verknüpfung des Problems von Wissenschaft und Leben. Guyau bedeutet in gewisser Beziehung einen Höhepunkt des Naturalismus, aber in seiner Philosophie liegen zugleich die Keime für die Überwindung jener Einseitigkeit, die im Leugnen alles Metaphysischen sich nicht genug tun kann. Die Wandlung des philosophischen Gesamtbildes unserer Zeit, wie sie sich in Eucken, Bergson und James vollzieht, drängt unser Nachdenken dem Einheitsproblem von Wissenschaft und Leben zu. Guyau ist der Typus des metaphysischen Realismus, der diesen Einheitsgedanken im Mittelpunkt des Philosophierens trägt. Seine Philosophie wird besonders in der kritischen Arbeit, die einer Kulturphilosophie unserer Gegenwart harrt, vorzügliche Dienste leisten. Sie wird namentlich dartun, daß der Positivismus nicht ein Dogma ist, das entweder angenommen oder verworfen sein will, sondern als Ferment zu dienen hat zwischen positiv wissenschaftlicher Errungenschaft und intuitiver Seelenforschung. Ihr einzig Dogmatisches hat diese Weltanschauung vielleicht nur in der Auflösung des Seins in Werden, und darin daß alle Menschenwerte nicht transzendent, sondern psychologisch immanente Realität besitzen. Ein Standpunkt, der einen tiefen Ausblick der Wissenschaft eröffnet.

Dr. Adolf Koelsch: Die Entwicklung der Zweckmäßigkeit

Biologisch gesprochen ist Entwicklung das Hineinwachsen eines befruchteten Eies in jenen Grad von Zweckmäßigkeit, der dem fertigen Organismus erlaubt, sich mit Nutzen in seiner Umwelt zu bewegen, d. h. zu l e b e n und auf unvorhergesehene Änderungen der Umweltbedingungen so zu reagieren, daß das Leben an der Verschiebung des Milieusystems nicht von vornherein scheitern muß. Man weiß, daß alle vielzelligen Organismen, — ob Pflanze, ob Tier, macht keinen Unterschied — sich dieser Aufgabe entledigen, indem sie alle aus dem Urmutterboden des Eies hervorknospenden Zellen und Zellenhaufen immer tiefer in eine gegenseitige Abhängigkeit versenken, die sich nicht nur auf die Lagebeziehungen der Teile zueinander erstreckt, sondern gleichermaßen auch auf die Leistungen. Komplexe von Zellen werden mit bestimmten Arbeitsaufgaben betraut, die sie im

Dienste des Ganzen zu erfüllen haben, werden dabei aber nicht durchweg so gebunden und einseitig spezialisiert, daß sie nachträglich der Abberufung auf einen anderen Posten nicht mit Nutzen fürs Ganze Folge leisten könnten. Wir wissen vielmehr, daß nach Katastrophen, die den Organismus betroffen haben, in einzelnen Zellen und Gewebearten etwas wie ein Nationalgefühl erwacht, welches sie den Platz, auf dem sie im bürgerlichen Leben der Friedenszeit gestanden haben und fett geworden sind, verlassen heißt, um sich fürs Wohlergehen des Zellenstaates hinzuopfern. Auf diesen Freiheitsreservaten, verbrieften Rechten, auf die der Zellenbürger im Alltagsleben nirgends pocht, an die er sich jedoch im Augenblick der Not erinnert, beruht die Fähigkeit zum Wundverschluß, zur Wiederherstellung und Neuschaffung von Teilen, die verloren gingen usw.

Einst wußten Menschen nichts von alledem; sie sahen nur das Schauspiel, nicht die Drähte und wie sie ineinander griffen. Und heute? Es habe sich, deucht mich, in unsern Tagen das Denken und das Publikum bereits so sehr daran gewöhnt, durch die bunten Gewänder und häutigen Hüllen jeder Erscheinung, die das Leben von sich gibt, das Drahtgerüst und den subtilen Mechanismus des *technischen* Betriebes zu erspähen, daß nur noch wenige empfinden, wie wunderbar es ist, daß jede der vielen Zellen, in die das Ei sich gliedert, scheinbar mühe- und kampflos den *sozialen Ordnungsgrad* findet, der ihr zugehört, daß sie mit dem sozialen Ordnungsgrad auch ihre Aufgabe findet und mit ihrer Aufgabe zugleich ihre Form und ihren Platz. Es ist die alltäglichste aller Tatsachen, daß diese vier Dinge bei jedem Entfaltungsprozesse zusammengehen, und man konstatiert nur einen banalen Befund, wenn man sagt, daß die Embryonalentwickelung jede Zelle, die sie aus dem Eiboden hervorholt, in richtiger Form an die richtige Stelle rücke. Aber diese Tatsache, jedem so vertraut wie die Erfahrung, daß ein in die Luft geworfener Ball immer wieder zur Erde zurückkehrt, ist zugleich das geheimnisvollste Problem, das einem Menschen begegnen kann. Es ist *das* Problem der Entwickelung, außer dem es kein anderes gibt. Es übersehen, heißt auf Denken verzichten, und es leugnen, heißt mit Blindheit geschlagen sein.

* * *

Es ist nicht zu bestreiten, daß das Problem hoffnungslos war, solange die Biologie ihr weites Feld nur mit dem archaischen Gerät beschreibender und spekulativer Methoden beackerte. Wie ferner Sternenhimmel begann es über der nachtblauen Tiefe erst zu flimmern, als auch die *Embryologie* zur experimentellen Behandlung ihres Stoffgebiets überging. Schon durch die ersten Versuche wurde eine überraschende Erfahrung heraufgepflügt: es zeigte sich, daß im embryonalen Organismus, gerade umgekehrt wie im fertigen, die einzelnen Teile eine enorme Selbständigkeit und einen erschreckenden *Eigenwillen* besaßen, der unverweilt zum Durchbruch kam, wenn die Teile durch künstliche Eingriffe von-

einander losgetrennt wurden. Wenn man beispielsweise das aus zwei Zellen bestehende Furchungsstadium eines Seeigeleies halbierte, also die begonnene Systembildung zerstörte und jede Eihälfte ihrem Schicksal überließ, so schienen gewisse Erinnerungen und soziale Koordinationsgefühle, die sonst durch das bloße Aneinanderhängen der Eihälften ausgelöst wurden, in den Teilstücken vollkommen erloschen zu sein. Denn jede Hälfte begann sich in der frischgewonnenen Unabhängigkeit sofort als Ganzes zu fühlen und entwickelte sich (statt zu einer halben Larve) zu einem vollständigen, fehlerlosen, wenn auch kleineren Tier.

Heute käme es uns absonderlich vor, wenn die Furchungskugeln sich nicht so verhalten hätten; denn durch die Trennung wurde ja jede in eine ganz andere Umwelt und eine ganz andere Reizatmosphäre, damit aber auch in einen ganz andern inneren Erregungszustand versetzt. Der körperliche Zusammenhang zwischen den Eihälften war für einmal gefallen, — wie hätten da Nachbarschaftsgefühle, Erregungszustände und Entwickelungstendenzen ausgelöst werden sollen, deren Voraussetzung eben das Vorhandensein eines körperlichen Berührungs- und Druckreizes von seiten der Schwesterhälfte war? Nein, wo nichts ist, sagt ein Sprichwort, hat der Teufel das Recht verloren, — im Zellenstaat ist es ebenso. Es war drum nur natürlich, daß jede Eihälfte, nachdem ihr (gleich dem ganzen Ei) als Umwelt und Bezugssystem für Reize nur noch der Wassertropfen und nicht mehr ihre Schwesterhälfte zur Verfügung stand, auch wie ein ganzes Ei sich fühlte, in allen Stücken sich wie ein solches benahm und alle Anlagen zur Entwickelung brachte, die in ihr enthalten waren.

Gleichartige Experimente sind in tausendfacher Variation an den allerverschiedensten Entwickelungsstadien aller möglichen Eier ausgeführt worden, — immer aber hat sich bestätigt, daß in sehr frühen Stadien fast jedes Stück eines Embryos die Neigung hat, durchaus individualistische Wege zu wandeln, und daß diese Neigung ganz kraß zum Durchbruch kommt, sobald dem Teilstück Gelegenheit geboten wird, die Beziehungen zu den Zellkommilitonen abzubrechen und auf eigene Faust ins Leben hinauszuflanieren. Es kommt dabei allerdings in der Regel ja um, weil die fortschreitende Aufteilung der Eimasse rein mechanisch auch zu einer Aufteilung der Organanlagen und einer Lokalisation der Baustoffe führt, aber wir dürfen uns durch diese Nebenerscheinung nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß jede embryonale Zelle und Zellpartie nur gezwungen ihre anfängliche Selbständigkeit aufgibt, daß sie nur gezwungen in ihre soziale Unterordnung hineinwächst und daß sie einem sinnlosen Anarchismus zu huldigen beginnt, sowie jener Zwang, den alle Glieder des Verbandes dauernd gegen alle ausüben, vom Menschen künstlich aufgehoben und damit eben das Umweltsystem der Plasmamasse von Grund aus geändert wird.

Was heißt das aber anderes, als daß auch die Zweckmäßigkeit, gleich irgendeiner anderen Eigenschaft des Körpers, sich im Verlauf des Werdens erst allmählich entwickelt? Daß sie in ihrer jedesmaligen Erscheinungsform —

das Wort im vollsten Sinn — eine Funktion der Umwelt ist, ein Lebenswert, geprägt vom Kräftedruck jener Partie des Lebensraumes, die dank bestimmter Angriffsflächen am Zellenhaufen sich grade aktivieren kann? Gewiß ist Zweckmäßigkeit im Ei nicht weniger als im ausgebildeten Zellenstaat. Das, was den fertigen Organismus im Schleiergewand des Wunderbaren umkreist, zieht als das Wunderbare auch hinter den Vorgängen her, die das winzige Ei in den Endzustand des ausgebildeten Körpers hinübertragen. Es schwebt hin über dem Werden und strahlt aus jedem Zustand, der während der Entwickelung durchlaufen wird, wie ein Leuchtturmfeuer heraus. Aber so wenig wie der Organismus im mikroskopischen Format schon in der Eizelle enthalten ist, sodaß er sich nur aufzublähen braucht, um Vollkommenheit zu erreichen, so wenig ist auch die Zweckmäßigkeit des fertigen Zellenstaates schon in der befruchteten Eizelle als mikroskopisches Erzengelorchester enthalten. Vielmehr ist sie keimhaft im Keim, embryonal im Embryo, larval in der Larve, ausgewachsen im Augenblick, wo das Tier die Eihülle sprengt, und . . . göttlich erst, wenn es stirbt. Langsam wie in seine Vollform und seine Umgebung wächst der Körper in sie hinein, nicht aus ihr heraus: das ist die Formel.

*   *   *

Man kann diese Formel heutzutage mit dem Mikroskop geradezu sichtbar machen, weil man die Eigenwilligkeit der Teile eines embryonalen Organismus ohne weiteres im lebenden Präparat dem Auge zur Wahrnehmung bringen und zeigen kann, daß sich an Stelle der Zweckmäßigkeit die vollkommenste Anarchie entwickelt, sowie man durch Isolierung eines Gewebestreifens den Zwang aufhebt, den die Zellkommilitonen vordem auf ihn ausgeübt haben. Sie waren die Umwelt, unter deren Druck er stand, — sie waren das Kräftesystem, das seinen Eigenwillen niederrang und sich selbst mit jeder Zellteilung, die in ihm vorging, mehr und mehr komplizierte. Nun der Mensch die Verbindung zerschneidet und die gegenseitige Beeinflussungsfähigkeit zunichte macht, fehlen auch die Direktiven, an denen die embryonale Zweckmäßigkeit des isolierten Teiles zur Zweckmäßigkeit einer höheren Ordnung hätte heranwachsen können. Sie bleibt auf der Stufe stehen, die sie erreicht hat, und zerstört zuletzt sich selbst, weil sie nicht weiter kann.

Die ersten Versuche in dieser Hinsicht rühren von dem Amerikaner Roß Gr. Harrison her. Er hub aus dem Rückenmarkstrang eines 3 bis 4 Millimeter langen Froschembryos einige Zellen, ohne sie zu verletzen, heraus, und übertrug sie in eine keimdicht verschließbare gläserne Kammer, in der ein Tropfen Leibeshöhlenflüssigkeit, die man einem erwachsenen Frosche abgezapft hatte, als Nährmedium hergerichtet war. In dieser Aufmachung konnte das winzige Zellenhäufchen beliebig lange mit sehr starken Vergrößerungen beobachtet werden, sodaß auf diese Weise die Natur selber in ihrer Werkstatt zu belauschen war. Es stellte sich heraus, daß die Rückenmarksmasse in dem Glaskämmerchen sich eine Zeitlang

aufs lebhafteste weiterentwickelte und wuchs, als säße sie noch im Körper. Die nämliche Erfahrung wurde mit Muskel-, Knorpel- und Drüsenzellen gemacht, die von Vögeln und Säugetieren stammten und als Nährflüssigkeit einen Saft zugewiesen erhielten, der aus dem Blutplasma der betreffenden Tiere hergestellt war.

Ich will hier einfügen, daß Ursachen, die zunächst unbekannt blieben, die Entwickelung der isolierten Gewebestückchen nach 6 bis 12 Tagen zum Stillstand brachten, daß aber vor ganz kurzem Alexis Carell, Professor am Rockefeller-institut, der seit Jahren gleichfalls erfolgreich auf diesem Gebiete arbeitet, eine Abhandlung veröffentlicht hat, die den Grund für den verhältnismäßig frühen Verfall der Kammerkulturen enthüllt und zugleich verrät, wie man die Ursachen des frühzeitigen Verfalls leicht beseitigen kann. Es schien Carell auf Grund anderweitiger Erfahrungen unwahrscheinlich, daß das Erlöschen der Wuchskraft versetzter Zellverbände und ihr schließliches Eingehen eine notwendige und unaufhebbare Folge ihrer Entwickelung sei. Er vermutete vielmehr, daß der Wachstumsstillstand einerseits von der Anhäufung gewisser giftig oder ermüdend wirkender Abbauprodukte des Stoffwechsels an der Grenze zwischen Gewebe und Nährlösung, andererseits von einer Erschöpfung des Nährbodens herrühre. Die experimentelle Nachprüfung gab diesen Vermutungen recht. Carell wusch, wenn ein Nährboden erschöpft war, den Gewebestreifen mitsamt den Zellen, die er neu angesetzt hatte, in Ringerscher Lösung sorgfältig aus und übertrug ihn auf einen neuen Nährboden, der aus drei Teilen Plasmaflüssigkeit und zwei Teilen destilliertem Wasser hergestellt war. Der Forscher hat auf diese Weise Kulturen aus Muskel-, Venen-, Haut- und Herzbeutelgewebe 16 bis 20 Tage alter Hühnerembryonen bis zu neunmal einen neuen Wachstumsimpuls geben und ihr Greisenhaftwerden solange aufhalten können, daß ein Zellverband am 30. bis 40. Tage nach seiner Entnahme aus dem Organismus noch mit großer Lebhaftigkeit weitergedieh, während sonst der Tod schon nach 6 bis 10, spätestens 14 Tagen seine Hand über die versetzten Zellen hingelegt hatte.

* * *

Nachdem die Wachstumsfähigkeit isolierter Gewebestreifen erst erwiesen war, konnte man natürlich auch an die Bearbeitung der Frage gehen, *wie* sie wachsen. Harrison hat in dieser Beziehung schon vor zwei Jahren sehr interessante Angaben über die *Entfaltungsart der Ganglienzellen des zentralen Nervensystems* gemacht. Einen wirklichen Einblick in die Vorgänge, welche die ursprünglich sehr selbständigen Ganglienzellen der Gehirnblase und Rückenmarksröhre langsam ins Getriebe des Ganzen hineinwachsen und jenes scheinbar unentwirrbare, aber aufs feinste geordnete Netz von leitenden Fasern und zentralen Zellen entstehen lassen, dessen Organisation uns so wunderwürdig erscheint, — einen wirklichen Einblick in diese subtilsten aller Geschehnisse haben

uns aber doch erst die neuen glänzenden Versuche der Franzosen Legendre und Minot und des Heidelberger Anatomen Herman Braus gebracht.

Um recht zu begreifen, worauf es ankommt, müssen wir uns gegenwärtig halten, daß das Nervensystem eine Art technisches Verwaltungsbureau des Organismus ist, dessen maßgebende Persönlichkeiten als Ganglienzellen im Gehirn und Rückenmark liegen. Von dem, was außerhalb des Körpers und in ihm selber vor sich geht, erhalten sie durch Vermittlung langer Telephondrähte, der sogenannten sensibeln Nervenstränge, Kenntnis. Die so erhaltenen Anregungen fließen dann auf wegführenden (motorischen) Nerven wieder in den Körper hinaus an die verschiedenen Arbeitsplätze d. h. an die Stätten, wo produziert wird, und setzen die entsprechenden Organe in entsprechende Aktion. Zu berücksichtigen ist, daß die motorischen und sensiblen Stränge jeder Ganglienzelle tunlichst lange die gleiche Chaussee nebeneinander hinwandern. Sie liegen, gegeneinander isoliert, wie die Drahtfäden eines Kabels innerhalb derselben Scheide. Erst wenn das Ziel es erheischt, trennen sie sich, um auf die zugeordneten Organe zuzueilen und sich mit ihnen zu verbinden.

Was nun die Entstehung der Ganglienzellen betrifft, so war man darüber längst unterrichtet. Ganglienzellen gehen direkt aus einem Gewebestreifen hervor, der sich frühzeitig aus dem Ektoderm, der äußersten embryonalen Zellenschicht, in Röhrenform abgliedert. Aber woher stammen die langen Bahnen, die Nervenstränge, die jede einzelne Ganglienzelle mit dem oft weit abgelegenen Endorgan in leitende Verbindung setzen, und wie werden diese Kabel gelegt?

Woher sie stammen, wissen wir heute einwandfrei. Harrison und Braus haben am lebenden Objekt gesehen, wie sie entstanden. Mit allerfeinsten Glasnadeln gelang es Braus aus der Anlage des Rückenmarks von Frosch- und Unkenkeimen einzelne Ganglienzellen vor Beginn des Differenzierungsaktes unbeschädigt herauszuklauben und im Blutplasma weiterzuzüchten. Er sah, daß am folgenden Tag aus dem runden Zellkörper ein protoplasmatischer Schlauch herauswuchs, der gleich dem Füßchen einer Amöbe vorwärts strebte, „medusenartig feinste Ausläufer" aussandte, sie wieder einzog und neue bildete, sich also tastend bewegte. Dieser Strang wuchs und wuchs, fühlte sich gleich einem Wanderer, der ein Ziel sucht, immer weiter in die umgebende Nährflüssigkeit hinein und wurde schließlich „zum Faden, welcher die vielfache Länge des Zelldurchmessers erreichte". Dabei entwickelte er eine Schnelligkeit von etwa $^1/_{1000}$ Millimeter in der Sekunde, die bei entsprechenden Vergrößerungen kinematographisch sichtbar zu machen war. Mit dem Auswachsen zugleich begann sich der Nervenstrang innerlich fädig zu differenzieren, und das Ergebnis dieser Differenzierung war die Heranbildung jener feinsten motorischen und sensiblen Faserbündel, die man schon vor langer Zeit, als sie nur in erstarrtem Zustand an toten Präparaten studiert werden konnten, als die wesentlichsten Elemente des nervösen Leitungsapparates erkannt hat.

Aber wie wachsen diese Nervenstränge von ihren Bildungsherden aus in ihre Bestimmung hinein? Ihr Ziel liegt ja, oft weit entfernt von Hirn und Rückenmark, draußen im Körper. Für die Nerven beispielsweise, welche die Tasteindrücke der Haut dem Zentralorgan zuzuleiten haben, liegt die Endstation direkt in der Körperdecke, sodaß mitunter meterlange Nervenstränge notwendig sind, um den Sinnesbezirk mit dem zugehörigen Ganglion zu verbinden. Selbst wenn wir berücksichtigen, daß die Gesamtdimensionen des Embryos zur Zeit, wo diese Kabel gelegt werden, sehr winzig sind, bleiben doch noch Distanzen von mehreren Millimetern oder gar Zentimetern. Diese Entfernungen wollen überbrückt werden, und es muß etwas dasein, was die (gleich Fühlern) aus der Ganglienzelle hervorknospenden Nervenfäden den Weg zu den zugeordneten Endorganen durch das Labyrinth der zwischenliegenden Gewebepartien mit unbestürzbarer Sicherheit finden läßt.

* * *

Die einfache Deckglas-Kultur blieb die Antwort auf dieses Wie schuldig, und mußte sie schuldig bleiben. Der hervorsprossende Nervenfaden hatte ja als Umwelt nur die indifferente Nährflüssigkeit. In sie wuchs er tastend, aber vollkommen ziellos hinein. Er wich zwar vor größeren Hindernissen aus, umging sie oder bohrte sich bei kleinen Widerständen durch sie hindurch, aber die ganze Bewegung war richtungslos und eben diese Richtungslosigkeit in der Deckglaskultur war indirekt ein Beweis dafür, daß beim Wachstum im Organismus eine Leitung vorhanden sein muß, weil dort das Wachstum zielstrebig geschieht. Da nun der einzige Unterschied zwischen Deckglaskultur und Wachstum am natürlichen Ort in der andersartigen Umwelt der Ganglienzellen gegeben war, mußten auch von ihr die zielstrebigen Direktiven ausgehen.

Welcher Art mochten sie sein? Durch eine außerordentlich geistreiche Versuchsanordnung gelang es Braus auch hierfür vom lebendigen Organismus eine Antwort zu erhalten. Da bekanntlich kleine Stückchen eines Embryos, Extremitätenknospen beispielsweise, wie Bäume an jede beliebige Stelle eines anderen Artgenossen verpflanzt und dort aufgezogen werden können, so brauchte man nur die sehr junge, noch nervenlose Armknospe einer Unke aus der Schultergegend loszulösen und in das Gebiet einer Ganglienzelle zu versetzen, deren nervöser Auswuchs sonst ein Stück Hüft- oder Schwanzregion zu versehen pflegt, und man konnte sehen, ob der ortsfremde Schwanznerv in der Lage war, in dem ihm durchaus unbekannten Terrain der Vorderbeinknospe den Weg zu den Endorganen zu finden, oder ob er sich in ihm verirrte wie ein Kind in einem großen fremdartigen Wald.

Das Ergebnis war überraschend: Der Schwanznerv, der mit den Situationen in einem Vorderbein, den Winkelzügen seiner Muskeln und der Lage der End-

organe, die ans Rückenmark angeseilt werden sollten, doch ganz unvertraut war, wuchs nicht nur ohne Zögern in das Adoptivkind hinein, sondern bildete auch an der Stelle, wo er in den aufgesetzten Gewebehöcker übertrat, mit derselben Exaktheit, wie das sonst der Armnerv tut, die außerordentlich komplizierten Geflechte, Verzweigungen und Gabelungen, die für eine wirksame Betätigungsmöglichkeit des Armes unerläßlich sind, bildete jeden Zweig an richtiger Stelle und in typischer Situation! Der ortsfremde Nerv hatte sich also bei der Einwanderung in dem fremden Terrain vollkommen zurecht gefunden, war mit nachtwandlerischer Sicherheit Wege gegangen, die weder er, noch irgend einer seiner Vorfahren jemals gegangen war, und hatte die ebenso komplizierten als typischen Bahnen bis zum Ende richtig verfolgt, sodaß der Arm auch hinten am Schwanz richtig funktionieren konnte. Ebenso gut fanden sich andere Nerven, denen die Vorderarmknospe vorgelegt wurde, in ihr zurecht. Aus *sich* heraus hatten alle Nerven das *unmöglich* leisten können. Denn es hätte dann ja jeder alle Nervenwege aller anderen Organe des Körpers bis ins Einzelne hinein sozusagen im Kopf haben müssen, als hätte er, wie Braus in seinem Vortrag vor der Karlsruher Naturforscherversammlung im vorigen Sommer sich humoristisch ausdrückte, „eigens Frosch- oder Krötenanatomie studiert." Wenn aber eigenes Wissen ihn nicht zum Ziel hinführte, wer führte ihn dann?

* * *

Hier wird die Betrachtung zur Theorie, aber zur guten, weil alle Möglichkeiten, die neben der einen denkbar waren, experimentell als ziemlich unwahrscheinlich oder gar unmöglich entlarvt worden sind. Noch einmal muß ich das Wort *Umwelt* vor die Rampe stellen, Umwelt jetzt im Sinn des reinen *Situationbefundes* der Zellen in der noch nervenlosen Knospe. Denn auch diese Direktiven gehen von der Umwelt aus.

Braus erinnert daran, daß bei allen primitiven Vielzellern, die ein Nervensystem zur Reizleitung noch nicht besitzen, die Beziehungen zwischen den Zellen des Körpers von feinen Plasmaverbindungen hergestellt werden, die durch Wände und Zellmembranen hindurch Kämmerchen mit Kämmerchen verbinden. Sie sind auch jetzt noch bei Embryonen höherer Tiere vor der Anlage des Nervensystems die einzigen Brücken. Sie werden Plasmodesmen genannt und sind wohl nichts anderes, als letzte, feinste Gitterstäbe, die bei der Teilung der Zellen nicht abgebrochen wurden. Braus meint nun, daß diese Plasmodesmen die Spuren sind, denen der von der Ganglienzelle ausstrahlende Nervenstrang nachwächst. Sie waren die ersten nervösen Pfade im Urwald der ersten Vielzellerwesen und werden gleichsam als trübe Erinnerungen des Organismus an eine weit zurückliegende Vorfahrenstufe und Zeit der Niedrigkeit immer noch angelegt, — waren die kürzesten und dankbarsten Wege, auf denen ehedem die Verständigung von Zelle

zu Zelle durchgeführt wurde. Was hätten, als schließlich im Laufe der Entwickelung an Stelle des alten Reizleitungssystemes ein vollendeteres trat, die neuen Techniker besseres tun können, als den vorgebahnten Pfaden sich anzuschließen? . . . Es ist sonach wie das Auftauchen einer Millionen Jahre alten Erinnerung in jedem Embryo, wenn das Nervensystem bei der Entwickelung den Plasmodesmen folgt. Wie ehedem in der Stammesgeschichte, so tappt noch heute in der Entwickelung des Einzelwesens das neue Reizleitungssystem einfach dem alten nach und findet dadurch seine Ziele.

Von diesem Gesichtspunkte aus versteht man auch, warum jeder Nerv in jedem Organ sich zurechtfinden kann. Die Plasmodesmen werden ja in allen Teilen eines Körpers bereits mit jeder Zellteilung gebildet, sind daher auch in jedem verpflanzten Stück, lange bevor der Nerv erscheint, vorhanden, sodaß der Weg zum Ziel für jeden Ganglienstrahl, der Witterung aufnimmt, von vornherein abgesteckt ist; er muß es erreichen, wenn auch er sich noch nie in dem betreffenden Reviere bewegt hat.

Ich muß es mir versagen, die Experimente anzuführen, die diese Auffassung von Braus bis in die letzten Ausdeutungen sehr wirksam unterstützen. Es ist ja weniger wichtig, daß ein höchst geheimnisvoller Vorgang, das Hineinwachsen der Nervenfaser in die Zweckmäßigkeit, sich in einfacher Weise mechanisiert, als daß er sich überhaupt mechanisiert, daß diese Mechanik sich aufzeigen und zugleich dartun läßt, wie die Zweckmäßigkeit der höheren Stufe nicht erreicht werden kann, ohne daß die der niedrigeren Stufe zuvor entwickelt war. Und so ist es letzten Endes die Geschichte, welche das vorhandene Material bewirtschaftet und diszipliniert.

Georg Brandes:
Eine Aufnahme in die französische Akademie

Autorisierte Übersetzung von Erich Holm.

Jedes Mitglied der Akademie hat zwei Plätze im Parterre, der Direktor und der Aufzunehmende deren je 20 zu verteilen, der lebenslängliche Sekretär, Herr Thureau-Dangin, verfügt alles in allem über 80 Plätze. Da er wohl tausend Gesuche um Zutritt erhält und jeder der andern Genannten viele hunderte, so kann man sich einen Begriff von der Schwierigkeit machen, einen Platz zu erlangen.

Zu den elenden Räumlichkeiten der Tribünen und des Amphitheaters, von wo aus man so gut wie nichts sieht, haben die Mitglieder des Instituts je zwei Plätze zu vergeben. Da aber alle unnumeriert sind, so sieht man sich, will man

einen solchen zu benützen versuchen, genötigt, einen Diener zu schicken oder einen Dienstmann aufzunehmen, der gegen ein Entgelt von zehn und zwölf Franks vom vorhergehenden Abende um 10, oder spätestens von morgens 7 Uhr, in den langen Reihen der Wartenden steht und einem, wenn man sich eine Viertelstunde vor der mittags um 12 erfolgenden Eröffnung der Tore einfindet, seinen Platz in der Reihenfolge überläßt. Man muß dann auf harten schmalen Bänken ohne Rückenlehne, gedrängt und gestoßen, die Knie des Hintermannes im Rücken, von beiden Seiten eingezwängt, ohne seine Stellung wechseln zu können, dasitzen, erst von 12 bis 1, wo der Akt beginnt, dann von 1 bis 4 Uhr, wo er zu Ende ist.

Auch die Parterreplätze, die ebenfalls unnumeriert sind, müssen um 12 Uhr eingenommen werden, da weit mehr Eintrittskarten zur Ausgabe kommen, als Plätze vorhanden sind, und dort hat man auf einer Bank, die ebenso schmal wie die der Tribüne ist, doch zum mindesten eine Art Lehne für den Rücken, wenn sie auch, völlig lotrecht wie sie ist, aus dem schmalen Sitz herausdrängt. Diese Bänke, selbst die besten, sind wahre Folterbänke, wo man leidet, ohne in der Regel viel anderes oder mehr zu genießen, als die Vorstellung, wie viele vergebens den Platz ersehnten, den man sich durch seine Bekanntschaften erkämpft hat.

Mit dem Schlage 12 sind die Tribünen und Amphitheater überfüllt, das Parterre zur Hälfte oder etwas darüber besetzt. Da sitzt man in dem kleinen Raum unter der historischen Kuppel; er ist mit vier Statuen in Nischen, jenen Fenélons, Bossuets, Sullys und Richelieus, sowie mit einer Büste des Herzogs von Aumale geschmückt, des Wohltäters der Akademie, der ihr das Schloß Chantilly hinterließ. Die Statuen sind im Barockstile des 17. Jahrhunderts, malerisch mit bewegten Gewändern, die Büste im schlechtesten Stil des 19. Jahrhunderts, kalt, langweilig, korrekt.

Um eins erschallen Trommelwirbel und die Mitglieder des Instituts treten ein und finden Platz. Zugleich drängen aus dem Hintergrunde sich gegen fünfzig oder mehr der bekanntesten Männer und Frauen Frankreichs in den Saal und erhalten knappe Plätze auf Taburetten und Bänkchen.

Mitten auf der Estrade nimmt der Akademie-Direktor des Jahres, Graf de Mun Platz, zu seiner Rechten der gegenwärtige Conseilspräsident, Herr Raymond Poincaré, links der lebenslängliche Sekretär der Akademie, Herr Thureau-Dangin. Rechts von ihnen hat Henri de Régnier zwischen den Mitgliedern der Akademie seinen Sitz, flankiert von seinen beiden Paten, Jules Lemaître und Paul Hervieu. Alle diese sechs Herren sind in der grünen Uniform der Akademiker, mit Goldpalmen auf den breiten Aufschlägen, haben den Dreispitz in der Hand und an der Seite den Degen. Paul Hervieu und Jules Lemaître sitzen wie zwei bescheidene Pfauen da. Als Graf de Mun, Paul Bourgets Ideal, mit starker Stimme ruft: „Herr Henri Régnier hat das Wort", erhebt sich dieser, jung, lang und schmächtig, und mit seiner hohen Glatze, seinem lang herabhängenden fast weißen Schnurrbart, seiner blassen Gesichtsfarbe, seiner nachlässigen Haltung,

seiner nervösen Ergriffenheit, gleicht er einem kranken Reiher. Die vielen reizend gekleideten, schönen jungen Frauen mit dem distinguierten Profile, die sich unter den geschwungenen oder Goldhelmen gleichenden Hüten prächtig ausnehmen, verwenden kein Auge von ihm, wie er so dasteht, und durch das in die Augenhöhle geklemmte Monocle etwas langsam und eintönig liest.

Er hat die Aufgabe, dem verstorbenen Vicomte Eugène Melchior de Vogüé, dem Verfasser des Roman Russe, des Romans Jean d'Agrève und verschiedener Reisebeschreibungen aus dem Orient, die Lobrede zu halten, einem Manne von vornehmem Wesen und vornehmer Gesinnung, einem Erben aristokratischer Traditionen, mit ererbter Religiosität, mit Hang zur Mystik, mit recht farbloser Schreibweise, doch mit so großer geistiger Regsamkeit, daß er, der in Rußland russisch gelernt hatte, die Franzosen in das russische Geistesleben einführte, wie er auch der erste war, der seine Landsleute auf Gabriele d'Annunzios Prosa und Verse aufmerksam machte. In seinem Wesen lag etwas Ritterliches — wer ihn kannte und sich an seinem feinen Ton und Gehaben zu erfreuen Gelegenheit hatte, kann es bezeugen — doch ein fester Charakter war er nicht. Er, der Idealist von Profession, bestand die Probe nicht, da am Schlusse des vorigen Jahrhunderts Frankreich sich in zwei Lager teilte. Es war ein Schmerz für Gaston Paris, wie wohl auch für ihn selbst, als ihre Wege sich damals trennten. Ein eigentlich anziehendes Thema für einen Redner war er nicht. Dazu hatte er etwas zu Moralisierendes, zu wenig Dämonisches, zu Professorenhaftes.

Die einzige Aufnahme in die Akademie, von der ich früher, es mögen 40 bis 50 Jahre her sein, Zeuge gewesen, war die Auguste Barbiers. Damals hatte bei weitem kein so großer Andrang geherrscht und damals waren die Anzüglichkeiten seitens des Einführenden Dornen zwischen Rosen. Heute waren Neugier und Interesse ungleich größer, doch die Rosen spärlich, die Dornen härter und spitzer.

Henri de Régniers Rede war schön. Er hatte offenbar einen wohltuenden Eindruck von Melchior de Vogüés ritterlichem Sinn und lebhaft angeregtem Geiste empfangen. Er sympathisierte sowohl mit dem Soldaten von 1870, der verwundet worden und in Gefangenschaft geraten war, wie mit dem begeisterten Vaterlandsfreunde des letzten Jahrzehnts. Aber persönlich hatte er ihn nur wenig gekannt. So begann er denn mit einer Huldigung gegen eine andere Persönlichkeit, in deren Haus er Vogüé zum erstenmal getroffen hatte, gegen seinen eigenen Schwiegervater, den untadeligen Dichter José Maria de Heredia, Vogüés vertrauten Freund. Und es stand Régnier wohl an, von Heredia zu sprechen, stand dem Lyriker, der seiner Zeit der beste Mann der symbolistischen Schule gewesen, wohl an, den strengen Klassiker, den letzten großen Sprossen des Parnaß zu preisen, den niemand, der ihn gekannt, umhin konnte zu lieben und zu bewundern. Vogüé gewann nicht die Herzen wie Heredia. Seine höfliche Aufmerksamkeit wirkte wohltuend; doch was er an feinerer Originalität besaß

(siehe Jean d'Agrève) kam im Alltagsgespräch nicht zum Vorschein. Und Régnier mit seiner geistigen Geschmeidigkeit, seiner Verwegenheit und Sinnlichkeit, seinem ausgeprägten und zur Schau gestellten Heidentum, hat nur aus akademischen Gründen sich zu dem katholischen und mystisch veranlagten Bewunderer der russischen Gewissensskrupel hingezogen gefühlt. Seine Rede wurde an allen Effektstellen, an denen jeder Franzose die kleine Pause macht, mit aufrichtigem, ob auch diskretem Applaus aufgenommen.

Weit dröhnenderer Beifall begrüßte Albert de Mun, das anerkannte vieljährige Haupt der katholischen Partei in der Kammer, den gegenwärtigen beredten Direktor der Akademie. Breitschulterig und noch sehr kräftig, stand er in seiner etwas verschlissenen Uniform, deren Palmen wie altes Gold leuchteten, da, mit seinem mächtigen Kahlkopf, seiner Reitermoustache über dem sarkastischen Mund, noch in jedem Zoll der einstige Kürassierhauptmann, der als Offizier an dem Krieg teilnahm, in dem Vogüé als einfacher Soldat gedient hatte. Er war nichtsdestoweniger dem Verstorbenen durch vieljährige Freundschaft verbunden geblieben.

Daß er ein ausgezeichneter und geübter Redner war, das spürte man sofort in dem ersten Satze, den er aus seinem Hefte las. Er schilderte eine Szene unter französischen Offizieren in Tonkin 1896, am Abend nach einem siegreichen Treffen. Sie haben einen Höhenzug gestürmt. Der Kampf war hart, aber ehrenvoll. Sie sind um das Biwak geschart, als die Post aus Frankreich kommt und unter Briefen und Kreuzbandsendungen ein Heft der Revue des Deux mondes liegt mit kriegerisch stolzen Versen von Régnier. Ein junger Offizier (der jetzt berühmte General Lyautey) liest die Verse vor, die mit Entzücken aufgenommen werden.

Das war eine Einleitung, die mit einem Schlage die Zuhörer mitten in den Gegenstand hineinriß, ein wahrer Meistergriff. Wir saßen jedoch alle miteinander da und wußten, nun würde die Exekution folgen. Und sie kam. Ich mußte der groben und demütigenden Aufnahmsrede Alfred de Vigny gegenüber gedenken, von der, so unwürdig sie war, vor etwa 70 Jahren Sainte Beuve in seiner Malice sich so befriedigt fühlte.

Es ging noch an, solange Mun von Régnier als Lyriker sprach, wiewohl er natürlich nicht unterlassen konnte, sich über die Undeutlichkeit und Unverständlichkeit des Symbolismus lustig zu machen und seinem Opfer zu Gemüte zu führen, daß der wahre Katholik keiner anderen Symbole als der seiner Kirche bedürfe. Vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang, ja bis in die durch liturgische Gebete bezeichneten Stunden der Nacht, sei er von Symbolen umgeben, alles sei ihm symbolisch, die Bilder der Bibel, die Parabeln der Evangelien, die Form seiner Kirchen, die Trachten seiner Geistlichen, die Zeremonien seines Gottesdienstes.

Der andere Symbolismus hingegen, der für einige Wenige da sei, gebe keine Nahrung für das gemeine Volk, das arbeitende, das wahre ab, und das richte ihn.

Graf de Mun kam nun auf Régniers Erzählungen und Romane zu sprechen. Jeder werde sich im vorhinein darüber klar sein, daß diese Pastiches aus früheren Jahrhunderten, besonders dem achtzehnten mit seiner Sinnenanbetung und eleganten Frivolität, dem Redner ein Greuel sein müsse. Er verhehlte es auch nicht. Mit einigen höflichen Worten deutete er es erst als selbstverständlich an, daß ihn das Heidentum in diesen Büchern abstoßen mußte. Hierauf sagte er mit einem vieldeutigen, viel Impertinenz bergenden Lächeln: Ich sollte nun von Ihren Romanen sprechen. Wie mich das doch in Verlegenheit setzt! Ich habe sie gelesen, diese Romane, allesamt, habe sie zu Ende gelesen. Ich war nämlich Kürassierhauptmann. Doch um hier unter diesen ernsten Bildern (der Musen), die unsere Kuppel schmücken, von ihrem Inhalte zu sprechen, von den Sonderbaren, Liebenden, den Stelldichein des Herrn de Bréot, den Versuchungen des Herrn de Galantot, dazu bin ich denn doch nicht genug Kürassier.

Die Rede gestaltete sich schließlich zu einer Lektion in Patriotismus. Auf die Generation, die unter der Demütigung des großen Krieges litt, war eine andere gefolgt, die genießen, die Kunst um der Kunst willen üben wollte, die gleichgültig gegen die Wirkung der Kunst auf die Leser war. Er wie Vogüé hätten keine andere Kunst als die gekannt, die erhebe, bessere, zur Moral erziehe, und der Vortrag lief auf eine kräftige patriotisch-religiöse Fanfare hinaus.

Graf de Mun hatte dieser Versammlung aus dem Herzen gesprochen und, ohne es zu wollen, allen ihren Instinkten, von den verknöchertesten bis zu den feinsten, geschmeichelt. Man applaudierte so heftig, daß man fürchten mußte, es würde die berühmte Kuppel sprengen; doch sie hielt. Hat sie damals nicht gewankt, als Alphonse Daudet sein berühmtes Projektil L'Immortel gegen sie richtete, so kann sie auch recht wohl noch einige Jahrhunderte länger Beifallsstürme überdauern.

Der Totaleindruck war der: Die von der Akademie repräsentierte Welt hat überwiegend katholische Sympathien, nicht gerade in dogmatischem, aber in gesellschaftlichem Sinn. Die Akademie ist vielseitig und nimmt mit ruhigem Wohlwollen manch einen Heiden auf, doch in ihren Neigungen ist sie auch auf diesem Gebiete konservativ. Ein strenger, fester Katholik, der zu gleicher Zeit ein Kürassierhauptmann, ist ihr im innersten Herzen weit teurer, als ein ganzes Dutzend dekadenter Poeten.

Doch das wäre das wenigste, obschon es bezeichnend ist, daß in den augenblicklich dominierenden Schauspielen, z. B. im Théatre français in Trarieux' La brebis perdue (nach Balzacs Der Dorfgeistliche), noch stärker in Caillavets und Flers Primerose, dem Bombenerfolge der Saison, edle oder hervorragend kluge Geistliche die entscheidenden Rollen spielen.

Die Hauptsache dies: Der Nationalismus, der in der Dreyfusangelegenheit als Theorie überwunden wurde, ist im Augenblick praktisch genommen

entschieden siegreich in Frankreich, siegreich wie in England und Deutschland und Italien, doch in auffälligerer Weise.

Über Europa geht ein Windstoß nationaler und kriegerischer Tollheit, trotz aller Wahlsiege der Sozialisten. Besonders aber saust er über Frankreich hin. Bei Algeciras bekam der Nationalismus frischen, starken Wind in seine Segel, seit jedoch das deutsche Schiff nach Agadir gesendet wurde, ist Frankreich nicht bloß auf den Krieg gefaßt, sondern unter Regierungen, die alles tun, um ihn abzuwenden, in Wirklichkeit zum Kriege entschlossen und voller Kriegshoffnung. Dergleichen läßt sich aus der Ferne weder fühlen noch beurteilen. Doch Gespräche mit Menschen der verschiedensten, einander fernstehenden Kreise, wie nicht minder der Eindruck aller öffentlichen Demonstrationen sind gleich geeignet, darüber zu belehren.

Desungeachtet ist es ja sehr möglich, daß unter dem Eindruck neuer unvorhergesehener Ereignisse der Sturmhauch dieser Stimmung wieder umschlägt. Derzeit kennt er nur eine Richtung.

Professor Dr. Max Gg. Zimmermann und Paul Nauen: Die Farbe Grün.

Briefwechsel zwischen
Kunsthistoriker und Maler
über alte und moderne Kunst

Ich komme von einem Gang durch das Kaiser-Friedrich-Museum und möchte Dich fragen, was dem Hans Baldung den Zunamen „Grien" verschafft hat? Die Schreibweise würde mich nicht in der Vermutung stören, daß damit eine Besonderheit seiner Malerei charakterisiert wird. Tatsache ist, daß er auf seinen Bildern ein scharfes, kaltes Grün verwendet, das sich auf keinem anderen Gemälde der umfangreichen Sammlung so wieder findet. Wie das vereinzelte Vorkommen dieses Farben-Pigmentes unter so vielen und farbenfreudigen Bildern jener Zeit, ebenso auffallend ist das spätere Wegbleiben desselben; denn die Farbe ist nicht nur haltbar — der Augenschein lehrt es — sondern auch außerordentlich brauchbar, insofern sie eine große Lücke auf der Palette ausfüllt. Baldung ist ja Kolorist in einem naiven Sinne, farbenfroh mehr als gewählt in seinen Farben. Trotzdem, allein das Auftreten dieses energischen kalten Grün ist eine Erquickung; es ist, als ob der Blick aus den sattdunkeln Tönen eines reichen Interieurs plötzlich durch ein Fenster auf frische Wiesen fiele. Kann ein Farbstoff, einmal gefunden und für die Malerei verwertet, wieder verloren gehen? Es wird sich wohl erweisen lassen, daß die Farbe vereinzelt

noch wieder auftritt, wenigstens glaube ich etwas ähnliches bei Mathias Grünewald, dann später bei Veronese und Tiepolo zu kennen. In ihrer Verleugnung oder Vermeidung bei der erdrückenden Überzahl aller Maler und Schulen liegt aber dann doch ein Bekenntnis, ein Programm! Ich habe, in solchen Gedanken, die Berliner Sammlung auf Grün überhaupt durchgesehen und ich habe diese Betrachtungsweise, recht eigentlich die eines Malers, sehr anregend gefunden.

Was mir augenfällig geworden ist, ist zunächst: das bei den frühen Malern noch sehr reichliche Grün, meist saftig, tief und warm, in Gewandungen, Vorhängen, Landschaftsgründen, verschwindet immer mehr aus den Bildern, je mehr die eigentlichen Maler auftreten. Als sprechende, wirksam auftretende Farbennote ist es bei den Holländern des 17. Jahrhunderts so gut wie nicht mehr vorhanden, als die Landschaftsmalerei sich zu ihrer Höhe und zu völlig selbständiger Kunstgattung entwickelt hat. Die Kunst der Ruysdael, van de Velde, van Goyen, Cuyp verwendet das Grün nicht als Potenz. Wie kommt das? Auf den sechsundzwanzig Rembrandts der Sammlung kommt überhaupt kein Grün vor, nicht nur kein grünes Farbenpigment (wie grüner Zinnober, Deckgrün oder sonst dergleichen), noch nicht einmal ein ausgesprochen grüner Lokalton, der durch Mischung von Gelb mit Blau erzeugt wäre. —

Die niederländischen Meister des bürgerlichen Porträts haben uns an die Vorstellung gewöhnt, daß das Repräsentationskleid ihrer Besteller schwarz war mit weißen Zutaten, so spärlich sind die Ausnahmen von dieser Regel. Wer als Maler sich jemals Aufgaben dieser Art gestellt hat, weiß, daß durch diese Skala von Weiß an durch beinahe jede Nüance von Grau bis zum tiefsten Schattenschwarz ein feinstes Maß für die benachbarten Fleischtöne geschaffen wird, das jede Übertreibung oder Verfehlung scharf herausstellt. Ganz sicher hat das Schwarz-Weiß der Niederländischen Bildnismalerei mit seiner Konsequenz einer subtilsten Farbenempfindlichkeit den Charakter ihres Kolorits bestimmt, hat sie zu den feinsten Tonkünstlern gemacht, die wir kennen, und wäre dieses Programm nicht mit der notgedrungenen Einseitigkeit eines jeden Prinzips überhaupt durchgeführt worden, so fehlte der Gesamtheit dieser Maler die Signatur, jenes Etwas an Tonhaltung, das uns sofort bei Nennung der Holländer des siebzehnten Jahrhunderts vor Augen steht. Die Einseitigkeit wird erst zum störenden Mangel, wo wichtigste Erfordernisse unberücksichtigt bleiben. Schauen wir uns um im Rembrandtsaal, so können wir wohl sagen: es fehlt das Grün, das heißt, es ist nicht da, aber wir werden nicht sagen können: es mangelt; deshalb nicht, weil kein Erfordernis dafür vorliegt, denn das wenige Landschaftliche auf einzelnen Bildern ist zu sehr nur Tonfolie oder Beiwerk.

Wie aber sieht's in der selbständigen Landschaft damit aus? Nun, ich gestehe, ich bin noch niemals von den Bildern ihrer ersten Meister weggetreten, daß ich nicht den Wunsch übrig behalten hätte, sie hätten diesem Grundelement ihres Darstellungsgebiets besser sein Recht zuteil werden lassen. Ist das Ketzerei den Großmeistern dieser Gattung gegenüber? Wie, wenn nun doch einmal Grün die Saft-, die Blutfarbe der Vegetation ist, dann muß man doch diese alte Landschaftsmalerei eine blutarme nennen, ja bei einzelnen Werken von Salomon van Ruysdael, van Goyen kann man geradezu von Bleichsucht sprechen, so ausgefärbt erscheinen sie. Wäre es denkbar, daß diese technisch so sicheren Künstler ein Pigment, sei es als Misch- und Deckfarbe oder als oberste Transparenz, verwendet hätten, das in den Zeiten verblaßt wäre? Gerade diese? Und ihre

Nachbarn, die Rubens und Jan Brueghel, Potter und andere, die so viel Grün, vom tiefsten und saftigsten bis zum hellsten haben, hätten sie darin nicht beraten können? Nicht der bestechendste Goldton bei dem Einen noch der äquivalente Silberschimmer beim Andern kann die Forderung nach grüner Lokalfarbe verstummen machen, wo uns Wiesen und Buschwerk und sonnenbeschienene Bäume gezeigt werden. Ich gestehe, ich wäre sehr neugierig auf eine Erklärung dieser koloristischen Anämie, ich meine eine Erklärung, Begründung, die mich davon abbringen könnte, hier Manier, Beschränkung, unkünstlerische nämlich, zu sehen.

Für die neuere und neue Landschaftsmalerei aber muß ich eintreten mit der Meinung, daß sie wirklich weitergekommen ist, daß auf diesem Gebiet die neue Zeit und noch die letzten Jahrzehnte Neues zugleich und Bestes gebracht haben. Ich spreche wieder als Maler, was an dieser Stelle nur heißen soll, als Beobachter der Erscheinungswelt, des optischen Weltbildes, und da muß ich eben sagen, daß die besten Meister unserer Tage mich durch ihre Interpretation mehr befriedigen, und daß diese mir bei aller Subjektivität treuer und wahrer erscheint. P. N.

Deine Frage, ob Hans Baldung seinen Beinamen „Grien" von dem auffallenden Schweinfurter Grün in seinen Gemälden hat, ist wohl zu bejahen, obschon es nirgends ausdrücklich bezeugt ist. Die von Dir angeführte merkwürdige Tatsache, daß das Grün mit der fortschreitenden Entwicklung der Malerei zum Malerischen immer mehr aus den Bildern verschwindet, beweist, daß für die alten Meister Grün mehr eine Farbe der Koloristen als der „eigentlichen Maler" war.

Die früheren Venezianer, jene, die um 1500 schaffen, verwenden Grün je nach seiner Art und nach seinem Verhältnis zu den andern Werten des Bildes als warme Farbe oder als neutrale Folie, Hans Baldung hat es, wie Du richtig sagst, gar als grelle kalte Farbe gebraucht. Das war etwas so Eigenartiges, daß seine Zeitgenossen ihn wohl danach benannt haben können. Auch Rubens bleibt noch so viel Kolorist, daß er Grün vielfach und in großen Flächen, z. B. bei der Kleidung der heiligen Cäcilie auf dem Berliner Bilde verwertet, während Velazquez, der nicht wie jener von den venezianischen Koloristen-Malern herkommt, und ganz „eigentlicher Maler" ist, es wenig und nur blaß und zart oder tief und stumpf verwendet.

Du bist mit dem Fehlen des Grün auf den holländischen Landschaften des 17. Jahrhunderts nicht einverstanden. Auch bei anderen Landschaftsmalern desselben Jahrhunderts spielt es keine große Rolle. Bei Claude Lorrain kommt es wohl im Vordergrunde vor, aber mehr als Tiefe, denn als Farbe; schon im Mittelgrunde wird es meist von dem Silber des Lichtes verschleiert. Bei Nicolas Poussin finden wir in der Vegetation fast nur rostbraune Töne, die an Herbststimmung gemahnen, und bei Salvator Rosa schwimmt alles in Braun. Wohl gibt es eine ganze Anzahl holländischer Landschafter, bei denen das Grün eine größere Rolle spielt, aber sogut wie niemals hat es die vegetabilische Frische, die wir davon verlangen. Bei Jacob van Ruisdael ist das Grün dunkel und trübe, entsprechend der düsteren Stimmung seiner meisten Bilder, bei Hobbema stark bräunlich. Paul Potters intensiveres Grün aber — er hat das grünste Bild in der Berliner Sammlung — ist hart und klanglos.

Die beiden Maler, die Du in erster Linie als koloristisch blutleer in ihren Landschaften nennst, Jan van Goyen und Salomon van Ruysdael, gehören ein

und derselben Schule an, der von Haarlem, und diese ist es, die in ihren Landschaften so stark auf den Ton hin arbeitet, daß ihre beiden genannten Hauptmeister die Lokalfarbe zeitweise ganz unterdrücken. Bei beiden sind es die vierziger Jahre des 17. Jahrhunderts, in denen sie darin am weitesten gehen, so daß ihre Landschaften wie Sepiamalereien erscheinen. Dieses Unterdrücken der Lokalfarbe ist nur daraus zu erklären, daß sie das überaus sensible Malerauge dieser Künstler störte; die Sprünge von einer Farbe zur andern waren ihnen zu groß, nur in Silbergrau oder in zartem Braun konnten sie feinste Nuancen geben und eine unendlich subtile Differenzierung erreichen. Goethe sagt in seiner Farbenlehre (I, 664), die gemischte, durch organische Kochung bezwungene Farbe bezeichne eine höhere Stufe als die reine Elementarfarbe. Jan van Goyen ist ja vor allem Maler der Atmosphäre. Die Luft legt sich als zarter Schleier über alle Farben, und kommt als solcher desto mehr zur Geltung, je weniger kräftig die Lokaltöne von vornherein gewählt werden. Wohl ist Holland mit seinen fetten Wiesen und seinem üppigen Baumwuchs ein grünes Land, aber zugleich ist die Luft dort wegen des großen Wasserreichtums dieses von Kanälen durchzogenen Niederungs- und Küstenlandes fast immer dunstig. Diese Meister empfanden die Tonmalerei als die am meisten malerische, sie glaubten nur entweder wahr in der Farbe oder fein im Ton sein zu können, und zogen als echte Maler das letztere vor. Es muß zugegeben werden, daß gerade die größten unter ihnen, Jan van Goyen und Salomon van Ruysdael, mit der Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit des Genies zeitweise darin zu weit gingen, bis zu unkünstlerischer Manier.

Wie in der Haarlemer Schule meist der Silberton, so war es bei anderen Künstlern der Goldton, der sie zur Unterdrückung der Farbe führte. Eine Anzahl von Landschaftern wie Berchem, Jan Both, Karel Dujardin ging nach dem Süden und suchte die wundervolle Wärme des südlichen Sonnenlichtes wiederzugeben. Da sie das nicht ganz von innen heraus vermochten, überzogen sie die Landschaft wie mit einem, öfters fast greifbaren, goldenen Schleier, und dieser warme und leuchtende Ton fand in der Heimat solchen Beifall, daß einige Künstler wie Jan Hackaert ihn auch bei ihren holländischen Motiven einführten und andere, wie der große Albert Cuyp, der niemals im Süden war, ihn für seine heimischen Landschaften von jenen annahm und zu wundervoller Wirkung brachte.

Eine dritte Gruppe von Landschaftern steht unter dem Einfluß Rembrandts. Dieser ist in seinen gemalten Landschaften nicht nur phantastisch im Aufbau, sondern auch in der Farbengebung, er malt diese Bilder fast ganz in dunkelbraun. Aber weniger die Landschaften Rembrandts als sein machtvolles Helldunkel überhaupt beeinflußte andere in ihren Landschaften oder in den landschaftlichen Teilen ihrer Bilder. So wirkte er auf die beiden Ostade, auf Jacob van Ruisdael und andere, während Aart van der Neer sich mehr parallel entwickelte.

Alle diese Maler aber, mögen sie nun auf Silber- oder Goldton oder auf Helldunkelwirkungen ausgehen, stellten das Malerische in erste Reihe, und darin fand das Grün keinen Raum. Es ist doch sehr bezeichnend, daß das so eminent malerisch empfindende 17. Jahrhundert, wie wir gesehen haben, auch bei andern Landschafterschulen dem Grün nur einen bescheidenen Platz einräumt.

Der Mangel an Naturwahrheit zeigt sich bei den Holländischen Landschaften aber nicht nur in der ungenügenden Darstellung von Grün.

Auch an botanischer Genauigkeit im Einzelnen lassen sie vielfach zu wünschen übrig. So ist Jan Hackaert besonders durch seine Bilder von Eschenalleen und Eschenwäldern berühmt, und doch ist oft dieser Baum weder im Habitus, noch in der Zeichnung des Laubes gut charakterisiert. Einzelne Maler befleißigen sich größerer botanischer Treue, wie Jacob van Ruisdael und Adriaen van de Velde. Aber selbst Hobbema, in dessen Bildern die Bäume ein Hauptmoment sind, bleibt in ihrer Wiedergabe konventionell, so daß die Art schwer oder garnicht zu erkennen ist; in noch höherem Grade gilt das von vielen andern Malern, bei denen die auf Schablone hinweisende Bezeichnung „Baumschlag" gebraucht werden muß. Am nachlässigsten sind darin diejenigen, die auch das Grün am wenigsten geben, Jan van Goyen, Salomon van Ruysdael, und bezeichnenderweise gerade in ihren am meisten in silbergrau oder braun gehaltenen Werken. Der letztere geht darin so weit, daß in seiner braunen Periode das Laub ganz in Punkte aufgelöst ist und die Bäume zuweilen wie Bienenschwärme aussehen.

Es erscheint erstaunlich, daß die holländischen Maler, die im Figürlichen und Gegenständlichen, im Interieur usw. trotz aller Poetisierung durch das Malerische doch so außerordentlich nah bei der Natur bleiben, bei der Landschaft in wesentlichen Punkten so stark von ihr abweichen. Einen Fingerzeig zur Erklärung gibt uns vielleicht, daß auch andere Kunstschulen in diesem Jahrhundert des Naturalismus in der Landschaft unwahre Elemente haben oder, wie Poussin und Claude Lorrain, die Landschaft ins Heroische und Poetische verklären. Erinnern wir uns, daß die Landschaftsmalerei als eigene Kunstgattung erst von diesem Jahrhundert geschaffen wurde. Sie war also noch jung, während die Figurenmalerei, die Darstellung des Gegenständlichen, schon eine lange Tradition hinter sich hatten. Nun erkennen wir, daß jene Mängel etwas Altertümliches sind, was der Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts noch anhaftete. Das ganze Feld konnte nicht mit einemmal erobert werden, man begnügte sich mit Teilerfolgen, wie Jan van Goyen mit der wundervollen Wahrheit in der Wiedergabe des atmosphärischen Zustandes, Jacob van Ruisdael, Rembrandt, Aelbert Cuyp, Poussin und Claude Lorrain mit dem Phantasie- oder Poesiegehalt ihrer Landschaften. Gerade die größten Meister wollten sich die Wirkung ihrer Bilder nicht durch Unvollkommenheiten, die sie in bezug auf die Naturwahrheit nicht durchweg vermeiden konnten, zerstören lassen, daher beschränkten sie sich. Auffällig ist auch in diesem naturalistisch empfindenden Jahrhundert die große Zahl von Künstlern ersten Ranges, die eine über das Gewöhnliche erhobene Landschaft malen. Ebenfalls ein Zeichen noch nicht ganz reifer Kunst. Die geistige Wahrheit wird in der bildenden Kunst immer eher erreicht als die Wahrheit in allem Einzelnen, das sehen wir z. B. im Altertum an Phidias, im Mittelalter an Giotto, ferner an der ganzen Renaissancekunst, die sich an Naturwahrheit im Einzelnen nicht mit der Kunst des 17. Jahrhunderts messen kann.

Vielleicht findest Du es durch das Vorstehende doch noch nicht genügend erklärt, daß ein so wesentliches und selbstverständliches Element wie das Grün so schwer Eingang in die Landschaftsmalerei fand. Wir können, der Sache aber wohl noch von einer andern Seite beikommen. Alles, was bis zum 17. Jahrhundert in der Kunst an eigentlich malerischen Wirkungen vorhanden gewesen war, basierte auf Harmonien in Warm: die malerische Stimmung im Innern einer romanischen, einer gotischen Kirche ist warm.

Das Helldunkel, das durch die Brechung des Lichtes an den Pfeilern und seine Verteilung durch verschieden gestaltete Räume entsteht, ist schon an und für sich warm, dazu kamen die farbige Ausmalung der romanischen Kirche, in der Rot und Gold herrschten, die farbigen Glasfenster der gotischen Kathedrale, in denen wieder Rot und Goldgelb dominierten. In den byzantinischen Mosaiken stehen die Farben meistens auf Goldgrund, und ihre Harmonie erscheint in dem Zwielicht der Kirche um so wärmer: man denke nur an den Innenraum von San Marco zu Venedig. Die gewollte mystische Wirkung würde ja auch durch keine andere als durch eine warme Harmonie zustande kommen. Warm, zum Teil glühend warm ist auch die Grundnote der Hauptmalerschule Italiens im Renaissancezeitalter, der Venedigs.

Kühlere Harmonien treten zum erstenmal im 17. Jahrhundert bedeutsam hervor. Künstler ersten Ranges und zwar gleichzeitig bei mehreren Völkern machten sie zur Grundlage: der Spanier Velazquez, der Franzose Claude Lorrain, der Holländer Frans Hals und mit ihm fast die ganze Haarlemer Schule mit ihrem Silberton. Aber auch andere niederländische Meister, sowohl in Holland als auch in den südlichen Niederlanden, räumten der kühlen Stimmung in ihren Bildern oft einen großen Platz ein, wie ja schon Dein Hinweis auf die seit etwa 1620 meist ganz schwarz-weiße Kleidung bei den Porträts zeigt. Rubens versteht in feiner Weise kalte mit warmen Tönen wechseln zu lassen, aber fast immer so, daß die letzteren das Übergewicht behalten. Bei seinem großen Schüler van Dyck jedoch dominiert in seiner späteren Zeit öfters die kalte Stimmung. Die Holländer verstehen kühle und warme Farben oft in kleinen und kleinsten Teilchen so neben einander zu setzen, daß ein phantasievolles und unentwirrbar reiches Spiel sich entfaltet. Zu wirklich kalten Farben kommt es bei ihnen sehr selten. Selbst da, wo die Farben an und für sich kalt sind, versuchen sie meist durch die Zusammenstimmung und den Ton die kalte Wirkung zu mildern, so daß sie nicht mehr als kühl genannt werden darf. Diese Maler dokumentieren sich so als Angehörige eines besonders gemütswarm empfindenden Volkes. So wenig durfte es in der Regel bei ihnen nach der Seite des Kalten über kühl hinausgehen, daß, wie wir gesehen haben, Meister wie Jan van Goyen und Salomon van Ruysdael selbst in ihren prinzipiell kühl gehaltenen Landschaften dem frischen und kalten Naturgrün weit aus dem Wege gingen.

Nach einer so langen Herrschaft der warmen Farbe und dem geschilderten Übergang folgte im 18. Jahrhundert der volle Durchbruch der kalten Stimmung. Wem wäre nicht noch der überraschend kühle Farbeneindruck bei den Ausstellungen englischer und französischer Malerei aus dem 18. Jahrhundert in der Akademie der Künste zu Berlin aus den letzten Jahren in lebhafter Erinnerung? Im 17. Jahrhundert war bei den romanischen Nationen die Kühlfarbigkeit noch Ausdruck wirklicher Vornehmheit, wie wir an Velazquez und Claude und an den kühlen Elementen in der Kunst des Rubens und van Dyck sehen. Bei den Franzosen des 18. Jahrhunderts aber zeugt er von dem Absterben der alten Welt, die ihrer Vernichtung in der Revolution entgegenging. Es ist die Kühle des Greisenalters. Die ganze Innendekoration des Rokoko ist nicht nur blaßfarbig und bei allem Reiz kraftlos, sondern auch kühl, sie ist entnervt und blutlos zugleich. Bei den englischen Malern im 18. und um die Wende zum 19. Jahrhundert erklärt sich die Kühlfarbigkeit einerseits aus ihrer Anknüpfung an die Spätwerke van Dycks, an Watteau und andere kühlfarbige

Franzosen, andererseits — sie sind auch da kühl, wo sie an die Venezianische Malerei anknüpfen, — durch das Temperament ihrer Nation.

Die kühle Farbenstimmung erfordert mehr technische und enthält meist mehr geistige Feinheit als die warme. Es ist gewiß nicht zufällig, daß unter den Holländern des 17. Jahrhunderts, abgesehen von dem auch sonst außerhalb der Linie stehenden Rembrandt, gerade die malerisch höchst begabten kühle Stimmungen lieben: Man denke an Frans Hals und die von ihm beeinflußte Schule seiner Vaterstadt Haarlem, aber auch an Terborch und Vermeer, von denen der erstere einen überaus feinen, silbergrauen, kühlen Ton mit kühlen und warmen Farben verbindet, der letztere gern kühle Farben zusammenstellt und sie durch ein wunderbar feines aufgelichtetes Helldunkel warm überhaucht. Selbst die Vertreter eines degenerierten Geschlechts, die französischen Maler des 18. Jahrhunderts und die späten Venezianer, Tiepolo und Guardi, sind oft mit ihren kühlen und kalten Bildern an Delikatesse und Feinheit vielen früheren Meistern des warmen Tons überlegen.

Erst nachdem so in breitem Zuge die kalte Farbe ein Jahrhundert lang vorbereitet war, dann ein Jahrhundert lang geherrscht hatte, wagten neben der öden Mißfarbigkeit, die in Frankreich im Empire-Zeitalter und in Deutschland weit darüber hinaus herrschte, die Künstler das kalte Grün, wie es die Vegetation in der Natur hat, ganz in die landschaftliche Darstellung aufzunehmen und zu deren Grundlage zu machen. Bezeichnenderweise vollzog sich das in England, wo die kühle Farbe um die Wende des Jahrhunderts so große Triumphe gefeiert hatte und wo sie dem Volksnaturell entsprach. John Constable war es, der zuerst das frische Naturgrün mit größerer Wahrheit in seine Bilder einführte und u. a. damit auf einer Pariser Ausstellung des Jahres 1830 solches Aufsehen erregte, daß die französische Landschaftsmalerei sich ebenfalls einer näheren Naturwahrheit als bisher auch in der Farbe zuwandte. Die Vollendung darin aber haben, wie Du anmerkst, erst die letzten Jahrzehnte gebracht. Nur sind freilich die Künstler nach Art aller Neuerer darin oft zu weit gegangen und haben nicht bedacht, daß ein grüner Ausschnitt der Natur auf einem Gemälde grüner wirkt als in der Wirklichkeit, wo das Grelle der einzelnen Farbe durch die Umgebung gemildert wird. Auch vor modernen Landschaftsbildern haben wir oft den „Eindruck, als ob aus den sattdunkeln Tönen eines reichen Interieurs der Blick plötzlich durch ein Fenster auf frisches Wiesengrün fällt", wie Du es bei Hans Baldung gefunden hast. Das kalte Grün, das den Zeitgenossen jenes Künstlers innerhalb der Herrschaft der warmen Farbe, wie es scheint, so auffiel, daß sie ihn danach benannten, hat sich also jetzt das Gebiet erobert, auf dem es von Anfang an hätte zu Hause sein sollen; und die modernen Landschafter haben zu beweisen verstanden, daß es keineswegs unmalerisch ist. M. G. Z.

Du erklärst das Zurücktreten des Grün außer anderem mit der zunehmenden Herausbildung des Tons, der goldig, bräunlich oder grausilberig die Malerei, Figürliches wie Landschaft, im 17. Jahrhundert charakterisiert. Sein Hervortreten und seine Herrschaft, ja Tyrannei, seine späteren Wandlungen in der von Dir angegebenen Weise lassen sich in jeder größeren Galerie gut verfolgen. Aus dem Kolorismus des Cinquecento — der als Farbenfreudigkeit auf die Farbenbuntheit der früheren gefolgt war — macht sich eine Wandlung bemerkbar, indem die Beleuchtung als malerischer Faktor mehr Beachtung

findet. Vor allem Tizian hatte schon mehr und mehr die Farben durch großzügige Lichtführung in wogende Massen von hellen und tiefen Tönen eingeordnet, den Edelstein Farbe in das Edelmetall Ton gefaßt. In der Kunst der Niederländer führt, scheint mir, der gleich zu Anfang betretene Weg direkt zu dem Endergebnis, das uns jetzt besonders interessiert, eben zum Ton. Jan van Eyck hat ja schon Ton und hat auch andere Merkzeichen des eigentlichen Malers, Reiz im Stofflichen, Sinn für das Lichtspiel. Der Ton aber wird durch das Zurücktreten, das Gebrochenwerden der starken Farbenwerte erst möglich. Die Gleichordnung von zwei Grundfarben, speziell von Blau und Rot, auf einem Bild, dieser laute Kampf so zu sagen zweier starken Gegner, ist dem Spiel der feineren Kräfte, der Tonstufungen, ungünstig. Daß dann im anderen Extrem, bei den eigentlichen Manieristen des Tones keine Farbe mehr vernehmlich mitspricht, also auch kein Grün, ist nur Konsequenz. Wenn wir den Eindruck der Ruisdaelschen Kunst resumieren, scheint mir, daß er aus der Reihe der gleichzeitigen Meister sich durch gesteigerte Wirkung von Hell und Dunkel kenntlich macht. Er ist eine Art Rembrandt der Landschaft. Ein guter Ruisdael ist ein voller Akkord, nicht ein Ton. Meist ist die Wertskala der Palette von leuchtendem Weiß massiger Wolken durch alle Töne von Grau bis zu den letzten bräunlichen Tiefen in Terrain und Baumschlag aufgebraucht, wobei die dunkleren Töne vorwiegen. Ich gestehe, daß mir die gelegentlich zu hörende Behauptung gar nichts Gewagtes hat, Ruisdael — und nicht er allein — habe die Landschaft im Schwarzspiegel angesehen. Sein Bedarf an sprechender Farbe dagegen ist mit dem oft kräftigen Blau der Luft schon beinahe gedeckt; ein Rot oder Rotbraun — als Dach oder Segel etwa — erscheint weit häufiger als ein wirklich mitsprechendes Grün. Ein Maler des Hell und Dunkel, wie des Tons, nicht der Farbe. Seine neutralen bis kühlen Gewölktöne lassen die Zusammenwirkung mit einem frischen Luftblau zu; (bei einem charakteristischen van Goyen ganz undenkbar; und man sehe einmal, wie unwahr hart das Luftblau in manchen sonnengoldigen Bildern des Karel du Jardin und anderer Italien-Maler unter den Holländern steht!) die Zusammenstellung mit Grün aber wird vermieden, und nicht nur, wo sich Grün mit Blau ergab, eine Kombination, die sich im Rahmen dieser feinfühligen Kunst allerdings schwer denken läßt und entschieden als Disharmonie empfunden würde, sondern auch zu einem nur grauen oder weißlichen Luftton wird es nie als sprechendes Moment herangezogen.

Du hast recht, man hätte diese größten alten Landschaftsmeister in falschem Verdacht, wenn man ihnen eine „voraussetzungslose Forschung" so zu sagen der Naturerscheinung gegenüber zuspräche; auch sie heißt ein künstlerisches Leitmotiv Faktoren ausschalten, die nicht dessen Zielen entsprechen. Es ist interessant zu sehen, daß in ihrer Kunst von den sogenannten Grundfarben die drei so gut wie ganz beiseite gelassen werden, die die Malerei unserer Jahrzehnte in Landschaft und Freilicht allgemein zu höchsten Ehren gebracht hat, Gelb, Grün und Violett, dazu die Zwischenfarben Blaugrün, Lila und Rosa, von denen unsere Ausstellungen flimmern. Das ist ungefähr eine Hälfte der Palette überhaupt und bedeutet nicht viel weniger als die Entdeckung oder Eroberung eines ganzen neuen Erdteiles für die Malerei. Oder sind es nicht drei Farben, die erst seit einem halben Jahrhundert in der Landschaftsmalerei auftreten? Ist es nötig, wie für die Vegetationsfarbe

Grün, auch für eigentliches Gelb und Violett bei den Älteren das Fehlen nachzuweisen? Von Gelb und von der letzten der sechs Grundfarben, Orange, wäre zu sagen, daß sie gewissermaßen aufgelöst als Goldton und tiefgedämpft als Braun da sind.

Ich möchte dem, was Du über die Landschaftsmalerei als junge Kunst im siebzehnten Jahrhundert sagst, noch beisetzen: dieses Genre, das damals als selbständig erst allmählich frei wurde, fand in den Niederlanden eine solche Feinausbildung des Tons schon vor, daß die Künstler aus diesem sich erst wieder zum Natürlichfarbigen durch zwei Jahrhunderte zurückfinden mußten. Die Scheu, mit der Tradition zu brechen, etwas schon in den Grundlagen völlig anderes zu bringen, war sichtlich groß bei den Altvordern (nicht nur auf künstlerischem Gebiet); wie anders heute, wo das Neue, nicht das Bessere, so oft der Feind des Guten ist! Auch Ruisdael hat maigrüne Wiesen und goldwogende Felder im Sonnenlicht gesehen, den Zauber des sommergrünen Laubdaches, das Lichtblau eines wolkenlosen Himmels und sein Widerbild im Wasser hat auch er gekannt, auch vor ihm ist die Sonne in einem Meer von Farben untergegangen. Ob er den Abstand des Gesehenen von den Kräften der Palette zu sehr empfunden hat, um eine Wiedergabe davon gar nicht erst zu versuchen? Ob ihm das mögliche Resultat zu sehr aus dem Rahmen desjenigen hinauszufallen schien, was diese Künstler ein Bild, eine Harmonie nannten? Genug, er blieb bei dem Ton, die ganze holländische Schule mit ihm, und hielt sich in den engeren Grenzen, die dieser dem Farbigen steckte, und sicher hast Du recht: erst die schrittweise Herausbildung eines neutralen Tones — schon dieser erschien dann relativ kalt — hat den Farben nach und nach ihre natürliche Geltung wiedergegeben.

Diese Emanzipation der Farbe hat dann wieder im Gefolge die Lösung der engeren Beziehung, die bis in die Neuzeit zwischen dem Gemälde und dem Raum seiner Unterbringung bestanden hat. Gemeint ist: die neuzeitliche Ausstellungspraxis; sie erst hat den freien und freiesten Gebrauch aller Farben (und noch einiger mehr, möchte man sagen) dankbar gemacht. „Durch Licht entsteht erst Farbe", wie Du betonst. Das ist auch in dem Sinne richtig: helle, frische und namentlich kühlfarbige Bilder verlangen Licht, um ihr Bestes zu zeigen, viel Licht. Auf den ersten Anschein mag es plausibler klingen, daß das dunklere, farbenschwere oder farbenarm tonige Bild mehr Lichtauffall nötig hätte, um zu gelten, das hellere oder grellere dagegen sich auch unter ungünstigen Bedingungen behaupte. Aber jeder, der einmal Bilder „gehängt" hat, weiß, daß Werke von dem zuerst erwähnten Charakter, wir können beinahe sagen: die alten Meister insgesamt — denn auch deren primitivste Buntheit ist ja noch schwer gegen die irisierenden Farbenbuketts des Neuesten — anspruchsloser sind hinsichtlich des Platzes. Sie fügen sich, ohne eine Sonderexistenz führen zu wollen, dem gebrochenen und getönten Licht der Innenräume ein und wirken als Zusammenfassungen oder Akzentuierungen von dessen Stimmung. Diesen engeren Zusammenhang zwischen Lokalität und Gemälde charakterisierst Du zunächst mit Hinblick auf die kirchliche Kunst; ich glaube, daß sich das dort Gesagte auch auf das Profanbild und das ihm zugedachte Interieur erstrecken läßt. Die Schönheiten eines Brouwer und Ostade kann man in einer spärlich beleuchteten Ecke, ja fast schon beim Licht einer Kerze würdigen, und hat nicht Lenbach sich für seine so im Extrem tonige Malerei in den bekannten Sonderkabinetten der Ausstellungen wieder das Licht hergestellt, wie es der stattliche

Wohnraum bietet? — Anders das kühle und das hellfarbige Bild; es drängt aus dem Halbdunkel heraus, denn es will Farben- und Lichtwerte zur vollsten Geltung bringen; die Maler gehen bis an die äußerste Helligkeitsgrenze, bis zur völligen ungebrochenen Aufbrauchung der lebhaftesten Farben; die Höchstleistung oder wenigstens höchste materielle Kraftleistung in dieser Richtung kann nur bei alles aufzeigendem Licht gewürdigt werden. So sind helle Ausstellungsräume, helle Ateliers überall in Fülle entstanden, und wir fragen heute, durch die Ausstellungstechnik zu ganz anderen künstlerischen Möglichkeiten gelangt und auch wieder gedrängt, überhaupt kaum mehr nach der mutmaßlichen Wirkung unserer Bilder in den lichtärmeren Privaträumen des späteren Besitzers. Du sagst, daß der Maler des siebzehnten Jahrhunderts die Malerei um ihrer selbst willen übte. Aber erst heute hat sich das Bild völlig aus allem bedingenden Zusammenhang mit der Umgebung gelöst und will, in einseitiger Konsequenz des „l'art pour l'art", ein „Ding für sich" sein. —

P. N.

Professor Dr. Alfred Klaar: Epilog zur Kleistfeier

I.

Kämpfe, Niederlagen und Siege*).

Als ich vor etwa acht Jahren, ehe die nüchterne, spekulative Bauwut unserer Tage, den heiligen Kleisthain in eine schablonenhafte Anlage verwandelt hatte, zum letzten Male in der Waldwildnis am Wannsee weilte und zwischen dichtem Gestrüpp, im Gedränge von Föhren und Kiefern an das schlichte Kleistdenkmal herantrat, warfen alle dunklen Mächte des Lebens ihre Schatten auf mein Gemüt. Hier gab sich der Genius geschlagen; hier täuschte er sich in eine Todesheiterkeit hinein, hinter der die Verzweiflung lauerte; hier kniete er und sank er hin, der trotz alles Leids und trotz aller Enttäuschungen mit dem Stolz eines Prometheus durch das Leben gegangen war. Und lange währte es, ehe die Beklommenheit aus meinem Innern wich. Ganz allgemach erst tauchte aus dem Nebel eines grauen Herbsttages, aus dem Dickicht der Wildnis, aus den Schauern der Selbstvernichtung, die mich umwehten, der großartige Gehalt des gesättigten Lebens empor, das mit dem Blute des Dichters hier verströmte, Gestalten von andringender Lebendigkeit, voll wilder Größe und unwiderstehlicher Anmut, Bilder von unvergleichlichem Zauber der Ursprünglichkeit stiegen aus dem Boden herauf und drängten durch das welke Laub und die Schleier der Dämmerung hindurch, immer mächtiger,

*) Aus einem Vortrag, gehalten im Volksbildungsverein zu Weimar.

lichter und körperlicher, ein erdrückender Reichtum inmitten der Einsamkeit und Weltabgeschlossenheit. . . . .

So folgte dem Drucke die Erhebung, so löste sich der Schauer in Bewunderung auf. Hier war einer von uns geschieden, der sich über die Welt erhob, die ihn verkannte, der die letzte Sorge um äußeren Erfolg von sich getan und sich dem Universum in die Arme geworfen, trotz aller Demütigungen kein Gedemütigter — ein Stolzer, Eigener, Einziger, der auf eigene Faust das Höchste erreichen und das Letzte erdulden wollte. Er wehrt sich gegen das Mitleid, wie gegen die Norm der alltäglichen Welt. Die Menschen hatten weder die Kraft, ihn zu werten, noch das Recht, ihn zu richten; er hat immer nur der inneren Stimme gehorcht, derselben, die uns Unsterbliches in seinen Werken kündet. So wuchs aus dem Wehe die Weihe des Gedenkens empor, und durch diesen Widerspruch geht unsere Empfindung immer wieder hindurch, wenn wir an das Leben, Schaffen und Sterben Heinrich von Kleists zurückdenken. Aller Zwiespalt, alles, was die Zeitgenossen verschuldet, alle konventionelle Gebundenheit, die das Genie in ihre eigenen Fesseln schlagen wollte, alle Blindheit und Stumpfheit gegen kühne Originalität taucht in diesem Widerspruche mit empor, im Mittelpunkte aber das große, herrliche und doch unglückliche Naturell, das aus dem Widerspruche unter furchtbaren Wehen eine Welt von Kraft und Schönheit gebar, um zuletzt in chaotischen Wirren unterzugehen. Der kämpfende, nicht der versöhnte Gegensatz war die Seele dieses Dichters. Er hat die Beruhigung, die Harmonie nicht erreicht, aber er war einzig im Ringen um die höchste Befriedigung; herrlich, mit einer Sonnengewalt sondergleichen schimmert das Ideal der Vollendung in seine Dichtungen herein: in Käthchens rührenden Freudentaumel, in Hermanns glorreiches Heldentum, in den Triumph des Prinzen von Homburg. Und aus solchem Dichtertraum senkte sich das Glück nie auf sein Leben hernieder. Er lebte in rastlosen Spannungen, Überspannungen und in Rückschlägen der Erschlaffung. Auch als er als Dichter längst seinen Ton und als Meister des Bildens die Sicherheit der Hand gefunden, schwelgte er niemals in Befriedigung, und die Lust des Schaffens wurde immer wieder durch einen Hang zum Äußersten verscheucht, dem sein Leben nicht gerecht werden konnte. So war und blieb er der Dichter der Ekstase und eben darum einzig als Dramatiker, als unmittelbarer Verkünder der höchstgesteigerten Lebenskämpfe, als dichterischer Entdecker der Naturen, die im Gefühle aufgehen. . . . . Die letzten Forderungen, die er an Leben und Dichtung stellte, waren unerfüllbar: erst denkend, dann dichtend wollte er an den Kern aller Rätsel heran, die die Sphinx des Lebens sich nicht abringen läßt. Aber auf dem Wege zum Unerreichbaren gewann er Höhen, zu denen wir uns bewundernd von ihm emportragen lassen. Überschauen wir sein Leben, so liegt kein einheitlicher Aufstieg vor uns, dessen Linien wir nachziehen könnten, wie sonst im Dasein der Großen. Es ist ein Auf und Ab, ein Wechsel von Sieg und Niederlage, von Triumph und Resignation, ein ungeheurer Lebenskampf mit wechselndem Kriegsglück, keine Entwicklung zu

harmonischer Menschlichkeit, aber eine Offenbarung von ungeheuren Kräften. Daß er diesem aufreibenden Kampfe die Sammlung zum Schaffen abgewann, daß er die Kraft besaß, das Ekstatische in seinem Leben und in seinen Kunstbestrebungen festzuhalten und zu verbildlichen, macht seine Größe aus und begründet einen Ruhm, wie er ihn einst erträumte und zuletzt verwarf, weil auf der Wage seiner unbestechlichen Empfindung auch dieses Gewicht zu leicht befunden wurde. Sterbend hegte er nicht die geringste Sorge um seine Werke, auch nicht um die Meisterschöpfungen, die der Welt völlig verborgen geblieben waren. Wie immer, beherrschte ihn zuletzt nur ein Gefühl: einer unerträglichen Welt ledig zu werden und sich in das Geheimnis einer anderen hinüberzuträumen, und gerade diese völlige Hingabe an das Gefühl gab ihm und seinen Werken etwas Einziges, das nicht untergehen kann. . . .

Eine Welt von Gegensätzen war Heinrich von Kleist in die Wiege gelegt. Von Haus aus war er märkischer Edelmann, Abkömmling eines Geschlechts, das dem Throne der Hohenzollern nahestand, Sohn eines höheren Offiziers in Frankfurt a. Oder, früh bestimmt, in die Fußtapfen seiner Vorfahren zu treten. Den ehrenfesten Vater, den wir uns ganz im Zuge der Tradition zu denken haben, verliert er im elften, die Mutter, deren Gestalt in historisches Dunkel gerückt ist aber in deren Wesen wir wohl die Quelle seiner Eigenart zu suchen haben, im sechzehnten Lebensjahr. In den frühen Krisen des Lebens fehlte ihm jene intime Führung, die im Drucke der festen, lenkenden Hand die warme, liebevolle Fürsorge empfinden läßt; was seine ersten Schritte im Leben bestimmt, ist unverkennbar mehr die Tradition des Standes, als das zarte Familiengefühl. Eine Verwandte, die nach dem Tode der Eltern das Haus in Frankfurt a. Oder vertritt, ist ihm innerlich immer fremd geblieben; ein einziges Wesen seiner Sippe, seine Schwester Ulrike, hat in seinem Leben eine entscheidende Rolle gespielt, bezeichnend für den leidenschaftlich geistigen Zug seines Wesens eine größere als alle Frauen, denen er sich jemals mit sinnlicher Liebe genähert hat. In Ulrike waren die Elemente ähnlich gemischt wie in ihm selbst, eine Verbindung von starkem Verstand und ausschweifender Phantasie, von traditionellem, adligem Wesen und Trotz, sich eigenwillig auszuleben — sie ging auf Reisen mit Vorliebe in Männerkleidern einher — von konservativen und genialen Neigungen; nur war das Mischungsverhältnis zum Unglücke Kleists ein umgekehrtes: das Ererbte, das Herkömmliche hatte trotz aller originellen Neigungen, die auf der Oberfläche spielten, das Übergewicht in dieser denkwürdigen Frau, die den Bruder vertrauens- und liebevoll auf kühnen Wegen begleitete, aber das tiefste Geheimnis seines Naturells nicht verstand und immer vor der letzten Höhe, die er nehmen wollte, zurückschauderte. So oft er in die äußeren Niederungen des Lebens geriet, bot sie ihm die stützende Hand, aber nur um in gewohnte Bahnen, die sie für die alleinseligmachenden hielt, immer wieder zurückzulenken. Bei seinen verwegensten Aufstiegen ließ sie ihn allein, und als er, ein scheinbar unterlegener Lebenskämpfer, zum letzten Male zu ihr

ins Vaterhaus zurückkehrte, ein Dreißiger, der es in den Augen der Welt zu nichts Rechtem gebracht hatte, war sie nicht stark genug, ihm Momente der Scham und der Demütigung zu ersparen. Zu spät bereute sie die Regungen nüchterner Überlegenheit, mit denen sie ihn empfangen und sein Selbstgefühl herabgedrückt hatte. An der Einzigen, die ihm oft eine treue Lebens- und Leidensgefährtin gewesen, mußte er die bittere Erfahrung machen, die Frau von Staël in die Worte faßt: „Es ist das traurigste im Leben, daß sich die Verkennung der Welt bis in das Herz unserer Liebsten schleicht.“

Im wesentlichen, in den Entschlüssen über äußere und innere Bestimmung war Kleist schon als Knabe auf sich selbst gestellt; eine Natur, in der Vererbung und Herkommen auf der einen, Individualität und leidenschaftliche Neigung auf der anderen Seite früh miteinander in Streit gerieten, aber einander innerhalb dieses Streites in der eigenartigsten Weise durchdrangen und ergänzten. Entscheidende Züge seiner Originalität und die schwersten Konflikte seines Lebens sind in diesem Widerstreit und in dieser Durchdringung mitbegründet. Nie hat er das Familienerbteil, die edelmännische Überlieferung, die märkisch-preußische Art, das Herkommen des Offiziergeschlechtes völlig von sich geworfen; er hat es nur in sich umgebildet, ins Geistige transponiert, und ein Blutstropfen der Kleist ist in alle seine Gestalten und Gestaltungen eingedrungen. Man muß sich hüten, auf den Familienspruch: „Alle Kleists Dichter“ dabei zu großes Gewicht zu legen. Trotz des Großoheims in einer Seitenlinie, des Frühlingsdichters Ewald von Kleist, der namentlich durch seinen Heldentod bei Kunersdorf berühmt geworden, trotz des im Dunkeln gebliebenen poetischen Dilettanten Franz von Kleist, deutete dieses Wort nicht auf ausgesprochen literarische Neigungen der Familie, sondern nur auf einen leicht schwärmerischen Zug des Adelsgeschlechts. Im Kern waren und blieben die Kleists patriotische Edelleute von aller Festigkeit und Enge soldatischer Lebensanschauungen. Auch Heinrich von Kleist stand, trotzdem sein Lehrer Martini den unbezähmbaren Feuergeist schon in der Schule erkannt hatte, völlig im Zuge dieser Tradition. Die heimische Erziehung und der Unterricht, den ihm später Catel in Berlin erteilte, waren Vorbereitungen für den militärischen Beruf, in den er, noch ein Knabe an Jahren, in Potsdam eintrat, und in dem er als siebzehnjähriger Fähnrich oder Junker den Rheinfeldzug von 1793/94 mitmachte, um bald darauf zum Sekondeleutnant aufzurücken. In diesen Jugendjahren scheint nichts auf den originellen Lebens- und Schaffensdrang hinzudeuten. Nur ein Kleist mehr scheint dem Offizierstande neu erwachsen zu sein.

Aber unter der Decke des Herkommens arbeitete es gewaltig in diesem verschlossenen jugendlichen Geiste, bis die Hülle gesprengt ist und alle Quellen der Originalität hervorsprudeln. Zur Verwunderung der Vorgesetzten, zum Schmerze der Familie tritt Kleist mit dem Entschluß hervor, den Soldatenrock abzulegen und sich der Wissenschaft zu widmen. Drill und Disziplin, das Einerlei der täglichen Pflichterfüllung und die Enge der soldatischen Interessen waren ihm unerträglich

geworden; explosiv kam das Verlangen nach freier, geistiger Entwickelung zum Durchbruch. Schweren Herzens fanden sich die Seinen darein, auf den Entschluß einzugehen. Aber es war eine ausgemachte Sache für sie, daß ein Kleist nur unmittelbar dem Staate dienen könne, sei es als Soldat, sei es als Beamter, und so war ihm, als er als Student nach Frankfurt zurückkehrte, nur die Wahl zwischen Jus und den Cameralien gestattet. Äußerlich fügte er sich, vermutlich sogar mit dem Ausblick auf die Laufbahn, die man ihm vorzeichnete. Innerlich drängte es ihn anderswohin — zu den letzten Fragen des Lebens, deren Lösung er von der Philosophie erwartete. Der Drang nach Erkenntnis war merkwürdigerweise der erste und stärkste in diesem dichterischen Naturell. Und in der Art, wie er sich diesem Drange hingab, wie in anderen Charakter- und Entwicklungszügen, wirkt das Erbteil seiner Natur, die Überlieferung des märkischen Soldatengeschlechtes: immer entschiedene Hingabe an Eines, wie die Tradition es vorzeichnet, immer heroische Disziplin nach innen, bei aller Regellosigkeit des äußeren Lebens. Immer die Parole: „Alles oder nichts, voller Sieg oder Untergang", wie sie auf dem Schlachtfeld die Gemüter stachelt, und eine Empfindlichkeit der persönlichen Ehre, der gegenüber jede Rücksicht zurücktritt. Aber auch in den letzten Idealen, denen Kleist nachstrebt, in einem zuletzt zur Wildheit gesteigerten Patriotismus, zu dem er sich aus dem Weltbürgertum seiner Jünglingszeit hindurchringt, offenbart sich dieser alte, märkische Edelmannsgeist; er entflammt für die stolze, plötzliche Erhebung gegen das Joch Napoleons; er fühlt sich immer wieder berufen, sein Wollen unmittelbar durch die Staatsmächte zu verwirklichen; er hat, wie kein Zweiter, die nationale Überlieferung der Hohenzollern und ihrer Getreuen verherrlicht. Aber alle diese ererbten Züge erscheinen ihm gehoben, mit neuem geistigem Gehalt gefüllt; kein Dichter hat wie er den Adel verinnerlicht und zum Edlen verklärt.

Als Student in Frankfurt betätigte er zunächst jene wundersame Willenskraft und Entschlossenheit in einem grenzenlosen, auf die letzten Fragen gerichteten Erkenntnistriebe, der alle anderen Lebenstriebe, selbst die Sinnlichkeit der Jugend, in ihm zurückdrängt. Die günstigen äußeren Lebensbedingungen, das Gegebene, wobei kleine Geister sich beruhigen, das auf die alltäglichen Bedürfnisse zurechtgeschnittene Herkommen hat er mit der Leutnantsuniform von sich getan; er will auf den Grund des Lebens sehen und wird ein leidenschaftlicher Wahrheitsucher, der alle philosophischen Systeme durchirrt, um Sinn und Zweck des menschlichen Lebens zu begreifen; er wird Philosoph mit Leib und Seele, mit allem Aufgebot angeborenen Scharfsinns und innerster Leidenschaft. Die Briefe an seine Braut Wilhelmine von Zenge, ein Mädchen seines Standes und seiner Familienüberlieferung, das er mit tyrannischem Eigenwillen zu seinem zweiten Ich umprägen will — pädagogische Liebesbriefe, die in der ganzen Literatur nicht ihresgleichen haben — führen uns in die Sphäre dieser Studien ein, die an die faustische Verzweiflung des Nichtwissenkönnens heranführen. Wunderlich scheidet sich schon hier Kleists Entwicklungsgang von dem Werdeprozeß anderer großer Poeten, zumal von dem

unserer Klassiker. Für Goethe und Schiller, aber auch für Lessing, der zwar von der Kunsttheorie, aber nicht von der Metaphysik ausging, bedeutet die Philosophie, das Ringen um Welt- und Selbsterkenntnis die letzte Weihe eines tatenreichen Lebens, die Krone eines gereiften Schaffens. Das Wirken, die Verkörperung poetischer Ideale, die verklärte Spiegelung des Lebens geht voran, und erst im Vollgefühl inneren Berufs, individueller Befriedigung und im Besitze der reichsten Erfahrung, suchen sie ein klares Verhältnis zu Leben und Universum und beruhigen sich dabei, das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche zu verehren. Kleist geht den umgekehrten Weg. Als Jüngling will er ans Äußerste, an die letzten Wahrheiten herandrängen, mit dem feurigen Schlüssel eines Denkens, das Kopf und Herz zugleich an sich gerissen, an die Mütter heranbringen, die ihm das Geheimnis von Welt und Leben verraten sollen. Und da die Sphinx ihm die Antwort verweigert, liegt ihm nichts ferner als die weise, milde Beruhigung, die, nachdem die äußeren Schleier gelüftet sind, sich demütig vor dem letzten Rätsel neigt, sondern er verzweifelt an einem Wissen, das mit dem Rauschen der Quellen lockt und immer tiefer ins unfruchtbare Gestein hineinführt, das Befriedigung verheißt und versagt, verfällt erst in Seelenqual und Trübsinn über die furchtbarste aller Enttäuschungen und findet zuletzt, in seinem ungeheueren Drange nach geistiger Erweiterung und Vertiefung des Wesens seine Zuflucht im Anschauen und Erfühlen des Lebendigen der Menschennatur, der ursprünglichsten Triebe, die uns in die Wiege gelegt sind, der schaffenden und leidenschaftlichen Kräfte, die uns mit dem All verbinden. Er will nicht mehr grübeln, sondern schauend erkennen; er sieht das Höchste, was das Leben bieten kann, nicht mehr in metaphysischen Hypothesen, sondern in der Intuition, er erwartet das Letzte, was das Leben bieten kann, nicht mehr von der untersuchenden Doktrin, sondern von der unbewußten Offenbarung der Innerlichkeit, in der er einzig das Schöne und Große noch zu finden hofft. In dieser Reaktion, die der Verzweiflung an der Philosophie auf dem Fuße folgt, fühlt er ungeahnte Kräfte in sich erwachen; selbst so herrlich naiv, wie die großartigen Gestalten, denen er von seinem Wesen mitgeteilt hat, fühlt er sich, nicht aus Ehrgeiz, nicht im Zuge der Berufswahl, sondern wie von Traum und Trieb erfaßt, zur Dichtung hingezogen: was ihm die Philosophie versagte, soll ihm die Innerlichkeit des Lebens offenbaren, und aus dieser neuen Exaltation wachsen seine Dichtungen hervor, Geschöpfe einer sich in das Leben einbohrenden Phantasie, die die Fesseln der Abstraktion und der Reflexion von sich geworfen.

In diesem ganz eigenartigen Entwicklungsprozeß, der durch den leidenschaftlichen Philosophen zum noch leidenschaftlicheren Poeten führt, der jenseits jeder Metaphysik rastlos die Natur befragt, liegt ein Schlüssel zum höchsten Glück und Unglück Kleists, zu einem künstlerischen Gelingen und zu praktischen Mißerfolgen sondergleichen. Er hat hemmende und bändigende Mächte zugleich von sich getan. Sein Evangelium des alleinseligmachenden Gefühls trägt ihn zu unvergleichlichen

Höhen der Poesie heran und nimmt ihm alle Maßstäbe äußerer Berechnung. Er wird zum Märtyrer einer künstlerischen Begeisterung und Überzeugung, die nur das Ursprüngliche, das aus der Menschennatur hervorströmt, als groß und schön gelten lassen will, mit hinreißender Kraft an diese Quellsprünge des Daseins heranbringt, aber auf dem einsamen und steilen Wege alle Berührung mit anderen Mächten, die das Leben lenken und regeln, verliert. Ein entschlossener Feind aller Kompromisse, scheitert er zuletzt an den Lebensbedingungen einer Gesellschaft, die nur durch gegenseitige Zugeständnisse sich im Schwebezustande der Beruhigung erhalten kann.

Auf einer Reise nach Würzburg, die nach neueren Forschungen mit einem körperlichen Leiden zusammenzuhängen scheint, von dem der an der Pforte des Ehestandes stehende junge Mann sich befreien wollte, und die zur ersehnten Heilung führte, vollzieht sich der große innere Umschwung: der entschiedene Übergang zum poetischen Beruf. Aber diesen Frühlingsstürmen des Genies folgt keine Zeit beruhigter Reife und innerlich gesicherter Meisterschaft, sondern Sturm auf Sturm mit allen verheerenden Wirkungen der Zerrüttung, Krisis auf Krisis mit allen Verzückungen des höchst-gesteigerten Könnens und allen Selbstdemütigungen einer Natur, die sich nur im Höchsten genugtun kann und jedes Sichabfinden verabscheut. Es ist nicht beabsichtigt, im Rahmen dieser kurzen Charakteristik der Zickzacklinie des äußeren Kleistschen Lebens zu folgen, der ruhelosen Wanderung des Genies, das sich immer wieder von Menschen und Zuständen losreißt, um höhere Daseinsformen zu suchen, den fortgesetzten Erschütterungen und Enttäuschungen einer problematischen, dämonischen Natur, die das Höchste leistet, ohne sich genug zu tun, und ohne das Verständnis der Mitwelt zu finden. Dunkle Vorstellungen waren früh in das Gemüt des Dichters gesenkt. In seinem Drange zum Grenzenlosen gerät er immer wieder an die Pforte des Todes heran, hinter der ihn eine zweite, rätselhafte Welt zu locken scheint.... Mit einem ungeheuern Liebesbedürfnis, das sich mit keinen Almosen der Freundschaft begnügt, sondern bei aller scheuen Verschlossenheit die vollste Hingabe verlangt, darbt er im Verkehr mit Freunden und Frauen; im Gefühl einer außerordentlichen Kraft, die das Recht eines neuen Tones einsetzt und keiner Gunst zu bedürfen scheint, begegnet er ertötender Stumpfheit und Verkennung. So wandert er, wie von Furien verfolgt, von Ort zu Ort, von Freiheit zu Amt, von Erfolg zu Verzweiflung, aber immer von den Musen begleitet und nach jeder Erschlaffung fähig zur erneuten Anspannung aller Kräfte. An jeder Station seiner Lebenspassion, in Paris, wo er erst angeekelt, dann gefesselt weilt, in der Schweiz, wo er als Landmann das Ideal eines Lebens in und mit der Natur zu verwirklichen sucht, als Diätar in Königsberg, in einem Amte, in das ihn die Nötigung des Lebens zurückdrängt, als französischer Gefangener in Chalons, als Journalist in Dresden, als rastloser Agitator gegen Napoleon in Österreich, in seiner letzten Berliner Zeit, da ihn mehr noch der flammende Patriotismus, mehr noch die allgemeine, als die persönliche Not in die Reihen der Armee zurückführt, bis hart an den freiwilligen Tod heran, bis zur letzten Flucht ins Äußerste, in die ihn

eigener Schwärmerdrang und verhängnisvoller Irrtum der Mitwelt zugleich hineinziehen — immer steht er im Zeichen des Schöpferischen, immer betätigt er die Kraft, Außerordentliches aus sich heraus zu bilden und das Genie zu beglaubigen. Unvergleichlich ist diese Macht der Innerlichkeit, die durch die unglückseligen Verhältnisse zwar gebrochen, aber nicht gebeugt werden kann. Diese in das eigene Selbst zurückgedrängte Meisterschaft, die die Menschen zuletzt geringschätzt, ihrem Lob oder Tadel nicht mehr nachfragt und doch aus innerer Nötigung für die Menschen ein Herrliches bildet, das nicht vergehen kann.

Folgen wir der Linie der Kleistschen Schöpfungen, so gewahren wir staunend, wie der Zerrissenheit des Lebens die Einheit der Produktion, wie der scheinbaren Regellosigkeit des Daseins das innere Gesetz, und wie den schwankenden Entschlüssen des ruhelosen Lebenspilgers die bewundernswerte geschlossene Energie der Dichtwerke gegenübersteht. Auch hier ein Zug zum Äußersten, aber beherrscht durch die bildnerische Kraft, die sich nicht ins Ziellose verliert, sondern die höchsten Ekstasen des Lebens in künstlerisch vollendete Bilder faßt. In der Phantasiewelt befriedigte sich der Drang, der unbefriedigt durchs Leben tobte, gewann das Ungeheuere Gestalt und Leben. Von der Grübelei auf die Macht des Impulses zurückgeworfen, lebte sich Kleist in einen Kultus der Naivität hinein, die all seinen Werken das Gepräge aufdrückte. Gegenüber dem Gegensatze naiver und sentimentalischer Dichtung, wie ihn Schiller so tiefsinnig und geistvoll formuliert, trat er mit großartiger Einseitigkeit, ja fanatisch für die entscheidende Macht des Unmittelbaren und Unbewußten ein. „Nur die erste Regung ist schön", rief er im Rausche der innerlich erwachenden Poesie aus, und in den mannigfaltigsten Stoffgebieten, die seine Phantasie reizten, in allem Wechsel der inneren Tendenzen, die ihn vom Weltbürgertum zum flammenden Patriotismus, zum ungeduldigen nationalen Befreiungsdrange hinüberleiteten, blieb er dem Glauben an die Macht des Gefühles, das über allen Mächten des Lebens ist, an die beseligende Offenbarung des Unbewußten, das über alle bewußten Pläne triumphiert, im Herzen und in der Dichtung treu. Daher sein Drang zu unerhörten Naturlauten, sein Eindringen in die Geheimnisse der Psyche, die sich unabsichtlich verrät, seine unverkennbare Freude an der nachtwandlerischen Sicherheit der Einfalt, seine erschütternde Kraft in der Tragik der Naturen, die nur ihrer inneren Stimme gehorchen. Kleist hat sich für die Grundanschauung vom Leben, für diese eigenartige Prägung der Daseinswerte, seinen besonderen Ton und seine besondere dramatische Technik geschaffen: den Ton der äußersten Unbefangenheit und Unmittelbarkeit, die Technik einer Charakteroffenbarung, die nicht durch Reflexionen, sondern durch unwillkürliche Entladungen des Inneren hindurchgeht. So wurde er ein Reformator des poetisch-dramatischen Stils und aus dem Bedürfnis des Gefühls heraus ein Charakteristiker sondergleichen.

Die Literaturgeschichte hat ihn als den größten, hervorragendsten den Romantikern beigesellt, mit denen ihn tatsächlich soziale Beziehungen, die Liebe

zum Wunderlichen und Wundersamen, die Richtung auf nationale Geschichte und Überlieferung und zuletzt die leidenschaftliche deutsche Bewegung der Befreiungskriege verband. Aber diese Einteilung rührt nicht an den Kern seiner dichterischen Persönlichkeit. Die Romantiker stellten den Symbolen eines geklärten Lebens, die in der klassischen Wiedergeburt der Antike lagen, zunächst eine vieldeutige, heimische Märchen- und Sagenwelt entgegen, die sich noch nicht voll entschleiert hatte und den mannigfachsten Deutungen ausgesetzt war; sie setzten die schwanke Vision an die Stelle des fest umrissenen Bildes, die Sehnsucht an die des klaren Wollens, das kühne Spiel mit Sinnbildern an die einer Zeichensprache, die das Ewige im chaotischen Gewirre des Lebens kündet. Sie waren und sind Träumer — von der blauen Blume bis zum blauen Vogel, von Novalis bis Maeterlinck — die der höchstgesteigerten subjektiven Stimmung ein lyrisches Spiegelbild entgegenhalten; aber sie waren und sie sind kleine Bildner, die den Kern des Lebens und der Menschen für alle Zeit veranschaulichen. Sie lieben es, in ihrem dunklen Drange ein zweites Leben aus dem realen herauszuspinnen, das sich wie ein hold trügerischer Schleier über die Wirklichkeit legt; aber sie greifen nicht an den Kern und in jene dunklen Tiefen des Lebens, aus denen, uns selbst unbewußt, immer wieder die Entschlüsse und die Taten der Menschen emporkeimen. In allen diesen Grundstimmungen des Schaffens war Kleist der gerade Gegensatz zu den Romantikern, mit denen ihn die Zeitstimmung und die nationale Tendenz zusammenführte. Er verlor sich nicht im Traume, sondern verdichtete ihn; er gab der Geschichte und Sage handgreifliche Realität; er war von Hause aus eine bildende Natur von erstaunlicher Kraft, die das Leben nicht mit Nebeln verschleierte, sondern es entschleierte, um auf seinen Kern zu bringen, in ein *nicht darüber gebreitetes, sondern darunter liegendes Dunkel* der Gefühle, aus dem das Lebendige von der physischen bis zur geistigen Geburt hervorquillt. In ihm wirkte zeugungskräftige Poesie, die Menschen von Fleisch und Blut hervorbringt, und wenn er bei diesen Bildnerprozessen, von einem fast unheimlichen Drange getrieben, bis in die geheimsten Falten der Lebensphänomene eindringt, in die Sphäre der Träume, der Hypnose und der Suggestion, so ist es ihm niemals um eine Welt- und Lebensflucht zu tun, die die Realität hinter sich wirft, sondern um den Kern der Realität, den er in unseren unbewußten Regungen suchte.

Wie jener Philosoph, der uns sagte, daß die Störungen des Bewußtseins uns den Schlüssel zu dessen Geheimnissen in die Hand drücken, so war ihm das Traumleben seines Käthchen, die Nachtwandlerstimmung seines Prinzen von Homburg, ein letztes Mittel der Charakteristik, der sicherste Schlüssel zu den Geheimnissen des Innenlebens, ein untrüglicher Behelf, aus einem Zustand, in dem die Phantasie ohne Hemmungen waltet, das Unbewußte, worin alle Macht und Eigenart des Individuums liegt, ans Licht zu rufen; das waren ihm keine Erfindungen, die das Leben mildernd verdunkeln, sondern Entdeckungen der Lebenselemente. Ein leidenschaftlicher Charakteristiker, sah er in den Reflexionen der Menschen nur die

Hüllen der unbewußten Anlagen und der entscheidenden Willenstriebe und rang rastlos danach, das Primäre, die individuelle Natur in diesen Hüllen zu zeigen. Dadurch kommt er von allen unseren Dramatikern dem mit der Natur wetteifernden Shakespeare am nächsten, und ich glaube, ihm eine richtigere Stelle in der Entwicklung zugewiesen zu haben, als ich ihn seinerzeit in meiner „Geschichte des Dramas" aus dem Kreise der Romantik heraushob und ihn den ersten Charakteristiker unserer Literatur nannte, den überragenden Gipfel am Beginn des Gebirgszugs, der durch die Höhen Otto Ludwigs und Friedrich Hebbels gekennzeichnet ist. Aber auch das faßt freilich nicht die Fülle seiner Eigenart in sich. Er hatte nicht nur die leidenschaftliche Sehnsucht und Kraft, die Menschen durch das enthüllte Geheimnis ihrer ersten Regungen aus allen theoretischen Täuschungen heraus ans Licht zu locken, sondern auch den unvergleichlichen Drang, diese latenten Kräfte zur höchsten Betätigung anzuspannen und sie in ihrer rastlosen Bewegung zu offenbaren. Kein zweiter hat aus der Charaktereinheit heraus in so genialem Fluge den Weg von Höhen zu Tiefen durchmessen, wie er in seiner „Penthesilea", keiner das Oszillieren einer wundersam reinen Natur von mimosenhafter Zartheit zu heroischer Todesverachtung so kühn und wahr vor Augen gestellt, wie er im „Prinzen von Homburg". Zur hellseherischen Beobachtung, die auf das Wesentliche im Menschen gerichtet war und uns mit Tauchermut Meerestiefen des inneren Lebens enthüllte, gesellte sich dieser Sinn für die kühnsten Bewegungen der Charaktere, dieses Nachbilden der Ekstasen, in dem in merkwürdigster Art zugleich mit dem Gefühl eine blitzartig wirkende Bildnerweisheit tätig war, eine von innen geförderte technische Meisterschaft, die man in der Art, wie sie die Objekte in der Bewegung bestimmt und das Unendliche in die Rechnung einsetzt, als höhere Mathematik des Dramas bezeichnen könnte. Das Wort vom größten Dramatiker der Deutschen, das in bezug auf Kleist da und dort gebraucht worden ist, lasse ich absichtlich beiseite; denn da kommt eine Fülle von Faktoren in Anschlag, wie Ideenreichtum, Massenbeherrschung, Theaterwirkung, Umspannung von Historie und Gegenwart, kurz, der ganze Komplex dichterischer Fähigkeiten, der in jeder Art von Dichtung drinsteckt, und alles Messen und Wägen ist hier vergebens. Aber sicher war Kleist, der uns in seinem kurzen Leben eine Reihe unvergleichlicher Meisterwerke geschenkt hat, mit seiner Kraft, alles aus dem Menschen herauszuholen, was sich von seinem Wesen unwillkürlich offenbaren kann, und seiner Gabe, diese Urnatur in die mächtigsten Schwingungen zu versetzen, unser *spezifischer* Dramatiker — wie kein zweiter zu überzeugender Menschengestaltung prädestiniert, und das hat der milde, weise, altruistische Wieland schon im Jüngling erkannt, als als er ihm den Beruf zuerkannte, eine Lücke auszufüllen, die selbst Schiller und Goethe noch offengelassen hatten.

Dr. M. Ritzenthaler: Deutscher und Engländer

Das Trennende zwischen Deutschen und Engländern ist zweifelsohne ein seltsames Phänomen: trotz unablässiger, nun schon ein Jahrzehnt andauernder Annäherungsversuche seitens hervorragender Männer oder ganzer Korporationen beider Länder will es nicht gelingen, ein besseres Einverständnis zu erzielen. Dem weiter Abstehenden drängen sich da zwei Fragen auf; die eine, ob vielleicht diese in ihren Motiven so lobenswerten Bestrebungen nicht eher das Gegenteil des Erwünschten herbeiführen; die andere Frage, worin eigentlich im letzten Grunde dieses Trennende bestehen mag. Der Gründe für den Gegensatz zwischen Deutschland und England werden ja nun viele aufgezählt, das Bemerkenswerte an ihnen ist, daß sie im gleichen Atemzug als nicht stichhaltig und als unwahrscheinlich bezeichnet werden. Mit Recht, denn das Trennende zwischen Deutschen und Engländern liegt weniger in den sogenannten „Tatsachen" (Konkurrenz in Handel oder Politik), sondern eher, so komisch es klingen mag, im rein Formalen, wobei unter „Formalem" die Art und Weise der Objektivierung des Willens zu verstehen ist.

Kommt es schon im engeren Kreis der Familie wenig darauf an, was man will, sondern wie man will, so gilt dies in noch weit höherem Maße von den Völkern. Dieses „Wie" ist das Entscheidende, an das Wie klammert sich die Trägheit des Urteils, des Individuums wie der Masse, um es der Geschichte zu überlassen, das Was späteren Geschlechtern zu enthüllen. Der Wille Englands wie Deutschlands ist fast der gleiche, und sie schließen sich nicht aus, wie es überhaupt viele Plätze an der Sonne gibt. Der Engländer ist weit davon entfernt, dem anderen den Schatten zu werfen, weder auf dem Gebiet des Handels noch dem der Politik. Bestände die kommerzielle Tätigkeit beider Länder z. B. nur darin, daß sie dem dritten ihre Kisten und Ballen sendeten, so hätte sich die Legende von der Feindschaft beider Völker wegen der Handelsrivalität niemals so fest verwurzeln können, schon deshalb nicht, weil der dritte noch auf lange hinaus kaufsbedürftig ist. Der Handel aber zwingt die beiden Bewerber, sich auf dem Markte persönlich zu begegnen, und hier klafft der Abgrund im Formalen weit und meist unüberbrückbar. Ein Gleiches gilt für die Politik.

Es kann sich nun weniger darum handeln, in welcher Weise rein im Gehaben diese Verschiedenheit des Formalen zum Ausdruck kommt, sondern mehr darum, woher ihr die Quellen fließen.

Auch heute noch zählt in England in der Hauptsache nur der Angehörige besserer Kreise, er ist der Führende auf allen Wegen, sehr im Gegensatz zu dem im tieferen Sinne viel demokratischeren Deutschen. Der Engländer der besseren Kreise ist aber durchaus Aristokrat; sein Leben wie seine Lebensauffassung ruhen auf der sicheren und bequemen Basis langer Tradition, und vor allem eignet ihm die so vornehme wie nützliche Kunst des Wartens, überzeugt wie er ist, daß die Zeit jeder Frage die Lösung bringt. Ganz anders verhält es sich mit dem Deutschen. Über Nacht aus minderen Verhältnissen heraus zu einem ersten Volk gesetzt, findet er sich trotz aller Geschmeidigkeit nicht leicht in die neue Lage hinein. Es haftet ihm etwas Schwankes, Unsicheres und Tastendes an, etwas, das gefällig ausweicht und doch widersteht. Wo die Tradition vermißt wird, sucht man sie fast immer durch Verdienst und Wissen zu ersetzen, und dies trifft beim Deutschen, entsprechend seinem Glauben an das Schlagwort „Wissen ist Macht", in hohem Maße zu; er verfügt gegenüber dem Engländer über ein erdrückendes Maß von Kenntnissen und scheut sich nicht, seine Überlegenheit bei passenden wie unpassenden Gelegenheiten geltend zu machen. So gerne aber Ignoranz, sei sie noch so kraß, verziehen wird, so aufreizend wirken Besserwissen oder Kritik, besonders falls diese berechtigt ist. Nun will es aber das Leben, daß wirkliches Wissen, d. h. Erkenntnis der Verhältnisse und Dinge, wie sie vielen im Ausland repräsentativen Deutschen zu eigen ist, eher Ohnmacht ist, als Macht, und in ihrer letzten Konsequenz zur indischen Nabelbeschauung führen muß; bewahrt hiervon den Deutschen auch sein Tätigkeitsdrang und seine Energie, so trägt diese Tatsache doch dazu bei, seine Stellung unklarer, weniger einheitlich und weniger faßbar zu gestalten — wie es heute neben dem japanischen nur dem deutschen Volk beschieden ist, Politiker und Diplomaten zu haben, die einerseits mit etwas bauernhaftem Sinn für „Tatsachen" Bismarcksche Realpolitik zu betreiben glauben und andererseits völligem Quietismus zugetan sind. Derartige Vertreter eines Volkes müssen dem auf das Praktisch-Nüchterne abgestellten Sinn des Engländers unsympathisch, oft unheimlich vorkommen. Weiß nun der Deutsche der letzten zehn, fünfzehn Jahre in vielen Fällen selten genau, was und wie er eigentlich will, so ist das bedauerlich, aber eine Tatsache, die sich bei allen jungen Völkern vorfindet; es dauert Jahrzehnte, ehe ein Volk seinem Genie nachgehinkt ist. Schlimmer aber ist es, daß dies des Deutschen Gegner nicht weiß, und deshalb immer gezwungen ist, a priori das Schlimmste, ihm Gefährlichste anzunehmen. In diesen Verhältnissen liegt übrigens nicht nur ein Teil der Unmöglichkeit einer Annäherung zwischen Deutschland und England, sondern auch ein großer Teil der Unbeliebtheit, deren das junge deutsche Reich bei allen ihrer Traditionen sicheren Staaten genießt.

Unheimlich kommt der Deutsche dem Engländer vor, unbehaglich ist es dem Engländer in des Deutschen Nähe — das sind vielleicht die beiden besten

Ausdrücke für das Gefühl, das sich des Engländers bei der näheren Bekanntschaft mit dem Deutschen bemächtigt. Dieses Gefühl wird noch dadurch gesteigert, daß der Engländer mit Staunen sehen muß, in welch kurzer Zeit sich der gebildete, repräsentative Deutsche in seiner äußeren Erscheinung dem die Welt beherrschenden englischen Vorbild angepaßt hat, wie der Deutsche nach wenigen Wochen Aufenthalt in England glattrasiert und unbestimmten Alters herumläuft, *ohne das geringste seiner Mentalität aufgegeben zu haben* (wie nebenbei gesagt nichts hohler ist, als der durch *frühere* Erfahrungen festgestampfte Gemeinplatz, der Deutsche gehe rasch im fremden Volke unter). Die Mentalität des Engländers ist ein reines und klares Wasser, sie weist keine Untiefen auf, und das Senkblei stößt überall auf den ebenen Grund solider und tatkräftiger Einseitigkeit. Diese Mentalität ist der stärkste Kitt in der sozialen Struktur des englischen Volkes, sie sitzt überall, in der dauerhaften Ware des Handwerkers, in der Kunstbetrachtung eines Ruskin, in der Politik eines Sir Edward Grey. Ist es mit einem Engländer hierin anders bestellt, so ist er klug genug, dies nicht wissen zu lassen; tut er es doch, so zu seinem Schaden. Leute wie Shaw, wie Beardsley oder der so schüchtern-vorsichtige Galsworthy sind ihrem Vaterlande doppelt schlechte Propheten. Der Engländer, in gewisser Hinsicht noch mehr Gesellschaftsmensch wie der Franzose, scheut verfängliche Unterhaltungen, der Deutsche sucht sie, gefällt sich zu gern in seinen allgemeinen Ideen, an denen er immer eine reichliche Auswahl zur Hand hat, und glaubt sich dazu verpflichtet, zu allem und jedem Stellung zu nehmen, die er öfters und unbefangen wechselt. Da er seine Ideen nicht nur ausspricht, sondern sie manchmal erlebt, wird er selten gewahr, wie fremd und befremdend er wirkt, wie sehr er an den Personen vorbei spricht, und wie aufreizend sich seine vielseitigere Betrachtungsweise ausnimmt.

Als Illustration hierzu mag ein kleiner Vorfall dienen, der, an und für sich unbedeutend, hier besser spricht als lange Worte. Es war in einem der Klubs von Piccadilly. Das abgerissene und zerfetzte Gespräch drehte sich um des Deutschen Kaisers Bild „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!", dem die Vorzeichen der chinesischen Revolution neue Symbolik verliehen hatten. Ein als Gast weilender Deutscher hörte längere Zeit schweigend den verschiedenen Bemerkungen zu, um dann auch das Wort zu ergreifen und, wie dies der Deutsche so sehr liebt, zu einem kleinen, netten und wohldisponierten Vortrag auszuholen, in dem er mit ziemlichem Eifer asiatische Unkultur gegen europäische Kultur ausspielte. Er fand bei den Söhnen desjenigen Volkes, das sich als der Vertreter Europas in Asien betrachtet, willige Zuhörer, und als das Referat zu Ende war, fehlte es nicht an warmem Beifall. Schließlich faßte ein älterer Herr das Lob in der Äußerung zusammen, er habe selten ein so umfassendes und vor allem so *richtiges* Urteil über diese Frage gehört. Der Deutsche, überrumpelt durch diese Anerkennung,

ließ alle Vorsicht dahin, verbeugte sich geschmeichelt und sagte: „Doppelt richtig, man braucht nur asiatisch mit europäisch vertauschen, und es stimmt auch.“ Derartiges verträgt der Engländer schwer. Ein Augenblick der Verblüffung folgte, dann wurden mit heftigem Rauschen die Zeitungen wieder aufgenommen, und aus dem tiefen Schweigen klang es deutlich heraus: A dangerous man!

A dangerous man ist vielleicht das Schlimmste, was man in England von einem Menschen sagen kann. Diese Spezies ist in England zu sehr Ausnahmeerscheinung, steht zu sehr im tätigen Gegensatz zu dem Empfinden des wohlerzogenen Durchschnittengländers, als daß sie hier übergangen werden dürfte. A dangerous man ist jeder, dem das solide Fundament einer nützlichen Weltanschauung abgeht, kurz, dem die Erkenntnis oder Einsicht nicht das schwelende Lichtlein ist, das nur einen und deshalb nie zu verfehlenden Weg beleuchtet, sondern die blendende Sonne, die tausend Wege weist, die die Wahl zur Qual, die Qual zur Unsicherheit wandelt. Um den Unterschied zwischen dem Deutschen und Engländer in dieser Hinsicht zu verstehen, vergleiche man das jüngst erschienene Werk eines Walter Rathenau mit den Erzeugnissen von Engländern, die etwa die gleiche Stellung im sozialen Leben ihrer Heimat einnehmen und etwa den gleichen Erfahrungsschatz schriftlich niedergelegt haben; an Werken dieser Art ist in England kein Mangel. Auf der einen Seite ein an Glaubensbedürfnis, an Einsicht und schwanker Vorausahnung den Rahmen sprengendes Buch, auf der anderen Seite Werke, die in jeder moralpädagogischen Bibliothek junger Kaufleute oder Techniker einen Ehrenplatz einnehmen könnten und auch einnehmen. Herr Walter Rathenau dürfte ein most dangerous man sein, und gibt es in Deutschland auch nicht viele Menschen, die so seltsam kluge Bücher schreiben, so doch viele dangerous men.

Über den Unterschied des Formalen in der sozialen Struktur beider Staaten ließe sich überaus vieles und für eine Beurteilung des Trennenden zwischen Deutschen und Engländern Grundlegendes sagen. Es sei hier nur eines herausgegriffen. Es existiert in Deutschland eine Klasse, die England nicht hat, und die man als „liberale Bourgeoisie“ bezeichnen mag. Sie ist hier deshalb von Bedeutung, weil zu ihren Angehörigen die meisten Vertreter des Deutschtums im Ausland zählen. Die deutsche liberale Bourgeoisie zu definieren, dürfte schwer fallen; wie sie sich noch entwickeln wird, steht ganz dahin. Sicher ist nur, daß in ihr neben üppig wucherndem Unkraut reiche Zukunftskeime wirken, daß sie lebt und leben läßt, sich durch intensive Selbstbespöttelung und Selbstironie auszeichnet, kurz, daß ihr nichts Menschliches fremd ist, außer einem — der respectability. Über die respectability lacht jeder gebildete Deutsche, nachdem er sie kennen lernte. Hat er aber ihre Notwendigkeit und vor allem ihre Nützlichkeit in der sozialen Struktur eines Volkes erkannt, so wird manchmal aus dem Lachen ein verständnisvolles Lächeln, und er versagt ihr nicht die Reverenz, die einer so

ehrwürdigen Dame zukommt. Leider ist dem aber nicht immer der Fall, und in den geringsten Kleinigkeiten, allerdings meist unbewußt, vergeht sich der Deutsche gegen diese respectability. Sie aber ist der Wall, die Notwehr, in der sich der Engländer sicher glaubt, und greift man ihn hinter ihr an, so wird er leicht bösartig — perfid, sagt in diesem Falle der Deutsche mit ebenso ehrlicher wie unberechtigter Entrüstung.

Aus diesen infolge Raummangels skizzenhaften Ausführungen ergibt es sich zur Genüge, warum die einleitend erwähnten Annäherungsversuche zwischen England und Deutschland bis jetzt so herzlich wenig Erfolge hatten. Die Voraussetzung, von der man beiderseits bei diesen Bestrebungen ausgeht, ist der so schlecht fundierte wie allgemein verbreitete Glaube, zwei Völker brauchten sich nur besser kennen, um sich dann über die größten Hindernisse hinweg die Freundeshand zu reichen. Wieso man zu diesem Aberglauben gelangte, ist mir unklar, auf jeden Fall wäre es ein leichtes, historisch das Gegenteil nachzuweisen. Daß uns heute der Franzose besser kennt, als vor 1870, ist wohl kein Zweifel; er kennt uns vielleicht besser, wie wir ihn. Ebenso unzweifelhaft ist es aber, daß uns der Franzose heute weniger liebt denn je, nicht nur weniger, denn vor dem Kriege, sondern auch weniger, als vor zehn, viel weniger, als vor zwanzig, dreißig Jahren. Diese wachsende Abneigung ist nun auffallenderweise gerade bei denjenigen Franzosen am stärksten zu erkennen, die am tiefsten in die deutsche Gefühlswelt eingedrungen sind; mit dem beliebten Worte „Chauvinismus" eine Antipathie erledigen zu wollen, wie sie der so klare, unparteiische und kluge Clemenceau uns gegenüber hegt, ist denn doch zu billig. Ich meine, die Eintracht zwischen zwei Völkern ist besser in dem warmen Schoße einer „douce illusion" aufgehoben, wie sie der heilige Atheist Renan seinen Landsleuten über die „mater populorum" wob, als in den blechern klingenden Komiteephrasen der Annäherungsverbändler unserer Tage. Zu viel Licht wirft zu dunkle Schatten. In bezug auf England verhält sich die Sache merkwürdig einfach: je besser der Engländer den Deutschen kennen lernt, desto mehr steigert sich seine Hochachtung und seine Antipathie. Hochachtung wie Schätzung sind teuere Artikel. Ganz merkwürdig mutet es aber an, wenn diese Annäherungsversuche unter den Namen „Goethe" und „Shakespeare" u. a. mehr gemacht werden. Das heutige Deutschland hat mit demjenigen Goethes so ziemlich nichts mehr gemein, trotz aller „Goethegesellschaften", „Goethealmanache" und ähnlicher literar-historisch so verdienstvoller Dinge; noch weniger aber hat das heutige England mit dem England eines Shakespeare oder überhaupt mit dem Geiste dieses Renaissancemenschen etwas zu tun, wie man doch nicht moderne Politik mit kulturgeschichtlichen Reminiszenzen betreiben soll. Das Fazit des jüngsten Annäherungs- und Verständigungsexperimentes wird ja wohl aufklärender wirken. So sicher, wie sich nach jedem Englandbesuch des besten Englandkenners, des deutschen Kaisers, eine vermehrte Flottenvorlage einstellte, so sicher wird dies nach jedem Gegenbesuch der Fall sein — eine recht kostspielige Verständigungsspielerei. Eine Ent-

spannung kann nur die Zeit, und nur sehr allmählich bringen. Ist der Deutsche im Formalen zu jener Klarheit und Sicherheit herangereift, die seinem Vorbild Bismarck eignete, so ist das halbe Spiel gewonnen. Der Engländer seinerseits steht im Anfangsstadium einer tiefgehenden Umwandlung des Formalen, bedingt durch die Verarmung des rein angelsächsischen und das Eindringen des keltisch-rischen Geistes. Zu hoffen ist, daß man in Ruhe reifen wie umwandeln läßt.

Alberta von Puttkamer: Gero

(Ballade nach einer alten Sage.)

„Fürst Gero von der nordischen Mark,
Mein Wille ist's, der Euch kürt;
Euer Sinn ist scharf, Euer Herz ist stark,
Und heiß das Schwert, das Ihr führt.

„König Heinrich, mein Vater, zerbrach seine Kraft
An dem trotzigen Wendengeschlecht;
Es erglühet in düsterer Leidenschaft
Für der alten Götter Recht.

„Ich muß hinaus ins Reich zum Kampf,
Holt *Ihr* von den Trotzigen Sieg!
Mich mahnt meiner Schlachtenrosse Gestampf,
Daß ich zu lange schon schwieg . . ."

König Otto sagt's — Fürst Gero nickt —
Das ist wie gewaltiger Schwur.
Wie innig und stark sein Auge blickt!
So schaut die Treue nur. —

Unnahbar wohnen die Wenden im Reich;
Ihre Grenzen säumt ein Morast.
Wie trügende Wiesen in Blumen bleich
Hält er die Lande umfaßt.

Kein Weg ist da für Roß und Mann . . .
Sie sänken in Sumpf und Tod,
Und Mut und Kräfte lägen im Bann —
Das schafft Herrn Gero Not.

Und die Wenden drüben im festen Reich,
Die lachen in feinem Spott:
„Was sollen *wir*, die an Göttern reich,
Mit eurem einzigen Gott?

„Und den *einen* Pfad über tödlichen Sumpf,
Den *wir* wissen, ihr findet ihn nicht.
Laßt verfliegen den Zorn und den frühen Triumph,
Und gönnt uns der Götter Licht!"

„Und *doch* bricht der Gott euren Götzenkreis",
Ruft Gero da stolz und laut,
„Und sollt' ich warten, bis Winter und Eis
Zu euch mir die Brücken baut.

„Und wollt ihr nicht offen Krieg um Krieg,
So biete ich List um List",
Spricht Gero heimlich, „bis unser der Sieg
Und des einigen Gottes ist."

Da entbot er die Wendenfürsten zum Schloß
Zu hohem Rat und Mahl.
Der Met wie ein üppiger Springquell floß,
Und gülden gleißte der Saal . . .

Das war eine kühngewaltige Schar,
Dreißig Fürsten im Ritterkleid.
Es lohte kupfergrell ihr Haar,
Jeder Blick war ein flammender Streit.

Doch der Met und Herr Gero dämpften sie mild,
Und Wort und Gebärde ward weich . . .
„Bleibt nüchtern", raunt Gero den Deutschen, „es gilt
Sie zu fällen mit einem Streich!

„So ist die Losung: beugt euch dem Gott,
Eure Götzen sind tönern Gebild!"
Wie ein Gift durchfuhr die Trunknen der Spott —
Nach den Schwertern griffen sie wild.

Doch, eh' sie den metschweren Arm geregt,
Streckt der Deutschen Schwert sie wie Blitz —
Und die Kunde vom Fürstenmorde trägt
Ein Page zum Königssitz . . .

So ward Fürst Gero ein trauriger Held
Und nimmer fand er Ruh . . .
„König Otto, wohl hab' ich die Wenden gefällt,
Doch mein blutendes Herz dazu . . .

„König Otto, ich habe in Rom gebüßt —
Erd' und Himmel gibt mir kein Dach —
So Glück und Kraft ging mir zu Rüst'
Und die Toten folgen mir nach . . ."

Er barg sich entsetzt in der Väter Schloß.
Da, — einst in Mondmitternacht,
Kam über die Sümpfe ein seltsamer Troß,
Zog tropfende Schwerter sacht, —

Und schleppte blutge Gewänder nach —
In den Blicken lag schwelender Haß — . . .
Da wurde Fürst Gero jähe wach,
Sein Leben ward todesblaß —

Und Einer zeichnet ein gräßliches Mal
Aufs Haupt ihm, wie Höllenglut . . .
Der Morgen sah Gero in letzter Qual,
— Auf der Stirne ein Kreuz von Blut . . .

Selma Lagerlöf:
Der Spirrtus.

Einzig autorisierte Übertragung a. d. Schwedischen v. Marie Franzos.

Krus Erik Erson, der Dorfschuster, und sein Lehrling, Konstantin Karlsen, waren die ganze Woche im Pfarrhof gesessen und hatten Schuhe gemacht, und nun, so etwa um neun Uhr am Samstag Abend waren sie auf dem Heimweg zu ihren an der äußersten Grenze des Kirchspiels gelegenen Behausungen.

Es war Herbst, und die Sonne war schon längst untergegangen, aber sie wanderten darum doch nicht durch die Dunkelheit, sondern vielmehr durch klare Luft und Mondschein. Es war so schön, wie man es sich nur denken konnte. Der See unterhalb des Pfarrhofs lag spiegelblank da, und eine silberne Straße ging mitten durch, und auf den Feldern sah man an jedem Halm Tautropfen hängen, die im Mondschein zu weißen Perlen wurden. Nur hie und da, wenn sie ein Gehölz zu durchkreuzen hatten, wurde es dunkel um sie. Der Herbst war noch nicht weit vorgeschritten, die Bäume waren noch belaubt, und ihre Kronen breiteten sich wie tiefschwarze Wölbungen über den Köpfen der Wanderer aus.

Es kam ihnen ein bißchen ungewohnt an, zu gehen, nachdem sie sechs Tage über die Schusterbank gebückt dagesessen hatten. Sie pusteten unter der Last ihrer Ränzel, und keiner von ihnen sprach ein Wort.

Aber der Weg aus dem Pfarrhaus führte am Friedhof vorbei, und als Krus Erik Erson die alten Grabkreuze über die Kirchhofmauer schimmern sah, da kamen ihm plötzlich allerlei Gedanken.

„Ja, Konstantin", sagte er, und seine Stimme klang zugleich ängstlich und sehnsüchtig, so wie wenn man nachts an einem fremden Obstgarten vorbei geht und davon spricht, wie schön es wäre, wenn man ein paar Äpfel mitnehmen könnte. „Das wäre doch prächtig, wenn man ein bißchen Graberde kriegen könnte."

„Graberde", sagte der Lehrling und war so verdutzt, daß er stehen blieb. „Davon könnt Ihr doch haben, soviel Ihr mögt. Aber was wolltet Ihr damit anfangen?"

Krus Erik blieb ebenfalls stehen. Er war jetzt so ergriffen von dem, wovon sie sprachen, daß er kein lautes Wort herausbringen konnte, sondern flüstern mußte.

„Auf diese Art bekommt man nämlich einen „Spirrtus". Und wer einen Spirrtus hat, der kann alles haben, was er will. Da brauchte eins nie mehr ein paar Schuhe zu machen. Man könnte sich ein Haus bauen, so hoch wie der Glockenturm, und sich Pferde und Wagen anschaffen und brauchte keinen Schritt mehr zu gehen."

Der Lehrling war aus einem Hause, wo große Frömmigkeit und Gottes-

furcht herrschte und aller Aberglaube aufgegeben war. Er stand in dumpfem Staunen da und konnte gar nicht glauben, daß Krus Erik es ernst meinte.

„Es ist doch wohl nicht möglich, daß Ihr an derlei glaubt, Meister Erik", sagte er.

„Und ob ich es glaube", sagte der andere. Und wie sie so vor dem Gottesacker standen, begann er von Diesem und Jenem zu erzählen, der sich einen Spirrtus verschafft und sich seiner bedient hatte.

Aber es gelang ihm nicht, bei dem Lehrling Glauben zu finden. Das war ein hochaufgeschossener schöner siebzehnjähriger Bursche von gutmütigem, aber ein wenig schläfrigem Aussehen. Er fragte in aller Unschuld:

„Wenn Ihr so fest dran glaubt, warum verschafft Ihr Euch nicht selbst einen solchen Helfer?"

Doch Krus Erik antwortete düster: „Das kann ich nicht. Es geht über meine Kräfte."

Und seufzend schob er sein Ränzel höher auf die Schulter und setzte seinen Weg fort.

Konstantin blieb stehen. Es sah aus, als sei ein leises Interesse an der Sache in ihm erwacht.

Als Krus Erik ein paar Schritte gegangen war, blieb er auch stehen und drehte sich zu dem Lehrling um.

„Du kannst doch nicht meinen, Konstantin", und die Stimme zitterte bei dem bloßen Gedanken an etwas so Unerhörtes, „du meinst doch nicht etwa, ich könnte auf den Friedhof gehen und dort Erde einsammeln?" „Nein", sagte der Lehrling nachdenklich. „Wenn Ihr wirklich daran glaubt, begreife ich schon, daß Ihr es nicht könnt."

„Ich kann nie nachts an einem Friedhof vorbeigehen, ohne mir einen Spirrtus zu wünschen", sagte Krus Erik. „Aber ich kann mir keinen verschaffen. Drum lohnt es nicht, daß wir noch länger hier stehen bleiben, Konstantin."

Und er setzte seine Wanderung fort, aber langsam, gleichsam in der Hoffnung, aufgehalten zu werden.

Der Lehrling folgte ihm auch jetzt nicht. Die Sache war nämlich so, wenn es jemand auf Erden gab, dem er so recht von Herzen gut war, so war es Krus Erik. Die Eltern daheim waren so streng, daß sie weder Scherz noch Spiel duldeten. Der Schuster hingegen war voll Späßchen und Schnurren, und es ließ sich so leicht mit ihm umgehen, als zählte er selbst erst siebzehn Jahre. Und als Konstantin ihn nun so alt und gebeugt am Wege stehen sah, da wandelte ihn die Lust an, ihm eine Freude zu machen.

Er stieß mit dem Fuße an ein Rasenstück, so daß die Tauperlen in die Luft sprühten.

„Seht Ihr, Krus Erik, ich habe nicht mehr Angst vor einer Erdscholle

als vor einer anderen, und wenn Ihr nur ein kleines Weilchen auf mich warten wollt, sollt Ihr haben, was Ihr Euch wünscht."

Er hatte, während er so sprach, sein Ränzel abgenommen und es auf die Straße geworfen. Nun war er mit einem Satz über den Straßengraben und die Mauer gesprungen und stand schon auf dem Kirchhof, ehe noch Krus Erik ihm befehlen konnte, von seinem Vorhaben abzustehen. Es war auch notwendig, daß alles für den Meister so überraschend kam. Denn Krus Erik lag das Wohl seines Lehrlings ebenso sehr am Herzen wie sein eigenes. Er hätte, wenn er gefragt worden wäre, Konstantin nie und nimmer erlaubt, nächtlicher Weile einen Kirchhof zu betreten.

Er rief ihn auch zurück, aber mit schwacher Stimme, so als stimmte er im tiefsten Herzen doch zu, und Konstantin dachte auch keinen Augenblick daran, dem Rufe zu folgen.

„Ich weiß nicht, warum Ihr keinen Spirrtus haben sollt, wenn es so leicht ist, Euch einen zu schaffen", sagte er und verschwand in der Dunkelheit unter den großen Bäumen. Es wäre für Konstantin ein Leichtes gewesen, ein wenig Erde aus einem Grab in der Nähe der Friedhofsmauer zu nehmen. Aber das wollte er nicht. Es bot sich ihm nicht so oft Gelegenheit, sich irgendwie auszuzeichnen, aber Mut hatte er, und es war ihm nicht unerwünscht, daß Krus Erik sich davon überzeugte.

Endlich machte er bei einem Grabhügel Halt, der mitten auf dem Friedhof lag, machte mit dem Fuß ein Rasenstück los und grub dann mit den Händen die oberste Erdschichte ab.

Als er glaubte, daß er tief genug gekommen war, nahm er ein paar Hände voll Erde und füllte die Taschen seines Kittels damit. Wie viel Erde für einen rechten Spirrtus nötig war, konnte er freilich nicht so genau wissen, aber er dachte, zwei Taschen voll würden schon reichen.

Die ganze Zeit war er mit Eifer bei der Sache und verspürte nicht die leiseste Furcht. Seine Gedanken gingen zu Krus Erik, was würde der wohl anfangen, wenn er einen Spirrtus in seiner Gewalt hatte?

Ganz totenstill war es rings um ihn. Er fand es beinahe schmählich, daß er nichts von alledem sah und hörte, was Leute auf Kirchhöfen zu hören und zu sehen pflegen. Nun konnte er mit gar keinem Abenteuer prahlen, wenn er zum Meister zurückkam. Das bißchen Erde hätte er wirklich ebensogut überall nehmen können wie auf einem Friedhof.

Er schüttete die aufgeworfenen Erdschollen wieder in die Grube und legte den Rasen zurecht. Er tat dies ganz langsam, damit es doch ein Weilchen dauerte. Krus Erik konnte sonst noch am Ende glauben, er hätte Eile fortzukommen.

Mitten in der Arbeit hielt er inne und wurde ganz still, aber es war kein Gespenst, das ihn erschreckt hatte, nur ein wunderlicher, kleiner Gedanke.

Er kam sich mit einem Male recht dumm vor, daß er sich so abmühte, um Krus Erik einen Spirrtus zu verschaffen. Warum behielt er ihn denn nicht selber? Er hatte ihn wahrhaftig ebenso nötig wie der Meister.

Blitzschnell sah er eine kleine graue Hütte mit einem einzigen Gelaß vor sich, das war sein Heim, einen mageren, traurigen todkranken Mann, das war sein Vater, eine abgearbeitete blasse Frau, das war seine Mutter. Weiß Gott, die daheim brauchten einen Spirrtus nötiger als irgend jemand sonst.

Während er noch so dachte, fiel ein Blatt von einem Baume. Es raschelte, wie es an seinem Kopfe vorbeiflatterte, und er sprang hastig auf.

Mit verwirrten Blicken sah er sich um. War etwas geschehen, während er über das Grab gebeugt dagestanden hatte? Wachten die Toten auf? Es ging bestimmt ein Flüstern von Grab zu Grab. Dort in dem schwarzen Schatten der Bäume schimmerte etwas Weißes. Da standen die Toten in hellen Scharen. Sie waren die ganze Zeit dagewesen. Im nächsten Augenblick würde er sie sehen.

Er war erschrocken, einen Augenblick, aber er lief nicht davon, sondern blieb stehen. Er zwang seine Blicke. Die durften nicht nach allen Seiten irren und nach Gespenstern ausspähen. Er wollte sich nicht einschüchtern lassen, wollte nicht atemlos und zitternd zu Krus Erik zurückkommen.

Und vor den festen Blicken verschwand alles. Die Luft wurde gleichsam von Spuk und Gespenstern gesäubert, und er konnte ruhig den Rückweg antreten.

Die Graberde für sich zu behalten, daran dachte er gar nicht mehr. Wozu sollte das gut sein? Es war ja nur Erde.

Es kam ihm recht seltsam vor, daß ein so kluger Mann wie Krus Erik sich sein ganzes Leben lang in Sehnsucht nach solchen Kindereien hatte verzehren können.

Das war auch was Rechtes, um sich darnach zu sehnen. Konstantin steckte die Hände in seine wohlgefüllten Taschen. Nur ein bißchen Erde.

Aber im selben Augenblick stieß Konstantin einen schrillen, gellenden Schrei aus, so wild und angstvoll, als hätte ein Gespenst sich auf ihn gestürzt.

Als seine Hände sich in die Taschen versenkten, da hatte er gefühlt, daß das, was da lag, nicht Erde war, sondern die Überreste toter Menschen. Es waren Finger, Zehen, glatte Augäpfel, verrunzelte Haut, verfilztes Haar, Fleisch, Knochensplitter, Sehnen.

Und all das war klebrig, kalt, weich, in Auflösung begriffen. Er riß die Hände heraus, und in wildester Flucht eilte er der Mauer und der Landstraße zu, während er zugleich versuchte, seine Taschen umzukehren, um sich von ihrem entsetzlichen Inhalt zu befreien. Die ganze Zeit schrie er, weniger aus Angst als aus Ekel.

Als er wieder auf dem Wege stand und sich nach Krus Erik umsah, merkte er, daß dieser schon weit über die Kirche hinausgelaufen war.

Konstantin packte in aller Eile sein Ränzel und warf es über die Schulter. Am liebsten wäre er so rasch gelaufen, als die Beine ihn tragen wollten, aber er mochte sich nicht auslachen lassen. Und so biß er die Zähne zusammen und schlug seinen gewohnten gemächlichen Trab ein, bis er schließlich beim Meister anlangte, der an der Ecke des Gemeindehauses stand und auf ihn wartete.

„Nun, wie steht es mit dir?“ fragte Krus Erik, und als Konstantin antwortete, mit ihm stünde es ganz gut, stellte er keine weiteren Fragen. Denn, seht ihr, Krus Erik wußte ja, wenn man den Verdacht hegt, daß jemand etwas Wunderliches gesehen hat, dann ist es nicht ratsam, gleich mit ihm darüber zu sprechen, sondern man muß erst einige Zeit verstreichen lassen.

Wie es mit dem Einsammeln der Graberde gegangen war, das sah er nur zu gut an Konstantins umgestülpten Taschen.

* * *

Im Sommer und so tief in den Herbst hinein wie nur möglich schlief Konstantin auf dem Dachboden, wo er sich mit ein paar Brettern einen Verschlag abgeschrägt hatte, den er seine Kammer nannte. Groß war sie freilich nicht, eine schmale kleine Bettstatt nahm fast den ganzen Raum ein, aber sie hatte das Gute, daß er sich am Sonntagmorgen da ausschlafen konnte. Hätte er unten in der Stube bei den Eltern gelegen, dann hätte er beizeiten aufstehen müssen, damit die Mutter das Bett zurechtmachen konnte, ehe sie zur Kirche ging.

Seit er bei Krus Erik zu arbeiten begonnen, war es keine Seltenheit, daß er am Sonntag schlief, bis die Wanduhr in der Stube zwölf schlug, aber am Tage nach dem Abenteuer auf dem Kirchhof geschah ihm das nicht, da erwachte er schon vor neun. Sogleich erinnerte er sich an alles. Er spürte den Ekel noch in den Fingerspitzen. Es kribbelte in ihnen, wie er nur an das dachte, woran sie gerührt hatten.

Natürlich war es alles nur Einbildung gewesen, pure Angst. Er wußte ja, daß es nichts anderes war als Erde, was er in die Taschen gesteckt hatte.

Aber Krus Erik hatte doch recht gehabt. Es war kein Spaß, nachts auf den Friedhof zu gehen und da Graberde zu holen.

Plötzlich war er mit einem Satz aus dem Bett. Man denke, wenn Mutter und Krus Erik sich auf dem Weg zur Kirche trafen, und wenn nun der Meister erzählte, daß Konstantin gestern abends auf dem Friedhof gewesen war, um dort einen Spirrtus zu holen. Er mußte gleich mit dem Meister sprechen und ihn bitten, reinen Mund zu halten, Mutter würde ja ganz außer sich geraten.

Er zog seine Kleider in der Reihenfolge an, die er immer einhielt.

Zuerst Strümpfe und Hosen, dann Weste, Rock, Mütze und zu allerletzt die Schuhe.

Das war seine Art zu bezeichnen, welches Kleidungsstück er am höchsten in Ehren hielt.

Das waren ganz unzweifelhaft die Schuhe, und so hatte er es schon von kleinauf gehalten. Er wollte immer schmucke Füße haben und war tief unglücklich gewesen, wenn er barfuß gehen mußte. Er war auch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt zu Krus Erik in die Lehre gegangen, daß er sich ein paar Schuhe machen dürfe, sobald er geschickt genug dazu sei.

Und diese selbstverfertigten Schuhe wollte Konstantin jetzt anziehen. Sie waren noch so gut wie neu, und er pflegte sie jeden Tag zu putzen und zu bürsten. Wenn sie dann rein und blank waren, konnte er es nicht lassen, sich an ihnen zu freuen. Sie hatten Kappen aus irgend einem blitzblanken Leder, prächtige Absätze, die klapperten, wenn er ging, ganz neuartige Ösen, gelbe Strupfen und innen eine Kante aus rotem Saffian. Sie hatten nur den einen Fehler, daß sie ein klein wenig zu weit waren und tjap-tjap sagten, wenn er ging. Aber das gestand er niemandem zu, kaum sich selbst.

So eilig er es auch hatte, konnte er es doch nicht über sich bringen, die Schuhe so staubig und schmutzig anzuziehen, wie sie waren. Er nahm Schuhlack und Bürste aus dem Ränzel und zog den Schuh auf die Hand.

Da fiel eine ganze Menge Erde heraus.

Konstantin wurde vor Zorn ganz rot. Hatte sich eins der kleinen Geschwister nachts auf den Boden geschlichen und Erde in seine Schuhe geschüttet. Sie hielten ihn beständig zum Besten, weil er so stolz auf sie war.

Aber nun zog er heftig den Atem ein und blies ihn mit einem Pfeifen wieder aus. Er wußte nun, woher es kam, daß er Erde in den Schuhen hatte. Sie mußte hineingefallen sein, als er auf dem Friedhof seine Taschen ausgeleert hatte. Die Schuhe waren ja oben so weit. Jaja, es konnte gar nicht anders zugegangen sein.

Er sah sich die Erdschollen an. Sie waren ganz wie andre Erde. Ja, gewiß, alles andre war nur Einbildung gewesen.

Er leerte beide Schuhe aus und scharrte die Erde mit dem Fuße zusammen. Sie mit den Händen zu berühren hütete er sich wohl.

Viel war es nicht, aber — — — vielleicht konnte es doch zu einem Spirrtus reichen.

Wieder öffnete er das Ränzel, zog eine kleine Blechdose heraus, in der er Nägel und Pflöckchen zu verwahren pflegte, leerte sie aus und fegte die Graberde hinein.

Krus Erik sollte seinen Spirrtus haben. Er sollte sehen, daß Konstantin Manns genug gewesen, ihm einen zu bringen. — — —

Obgleich Konstantin sich kaum die Zeit genommen, das Brot und

die Milch zu kosten, die Mutter ihm hingestellt hatte, kam er doch nicht beizeiten zu Krus Erik. Der Meister war schon in die Kirche gegangen. Konstantin eilte ihm nach, um ihn womöglich auf dem Wege einzuholen, und das wäre ihm wohl auch gelungen, wären die Schuhe nicht gewesen.

Er wußte nicht, was in die gefahren war. Sie schlappten bei jedem Schritte wie noch nie und rieben den Fuß auf. Die Haut begann so zu brennen, daß er stehen bleiben mußte.

Er legte die Schuhe ab und setzte sich am Wegesrand nieder. Konnte es der Spirrtus sein, der da im Spiele war? Konstantin ging doch schon zwei Wochen mit diesen Schuhen, ohne daß sie ihm lästig gefallen waren.

Barfuß zu gehen konnte er sich nicht entschließen, und mit den Schuhen kam er nicht vom Fleck. Er hatte schon wunde Stellen an beiden Füßen.

Während er noch so ratlos auf der Erde saß, kam ein Wagen herangefahren, und darin saßen Öst Samuel Andersson und ein Fremder, der wie ein Stadtherr aussah. Sie fuhren ganz langsam, was ihn wundernahm, denn Öst Samuel war Pferdehändler und pflegte sonst immer so zu fahren, daß das Pferd platt am Wege lag.

Öst Samuel war ein guter alter Freund von Konstantins Eltern. Ihre Hütte lag auf einer Trift unter demÖsthof, und er war ihnen manches liebe Mal mit Rat und Tat beigestanden, namentlich seit Vater die schlimme Krankheit hatte, die ihn fast immer ans Bett fesselte.

Als Öst Samuel Konstantin sah, zog er die Zügel an und fragte ihn, wohin er wolle.

Ja, er wollte zur Kirche, aber er hatte wunde Füße, und so mußte er wohl wieder umkehren.

Da bot ihm Öst Samuel an, rückwärts aufzusitzen. Er fuhr nicht zur Kirche, sondern zum Kirchenvorsteher in Aspnäs, aber Konstantin sparte doch immerhin den halben Weg.

Konstantin sprang rückwärts auf. Dies war ja immerhin eine gute Fügung.

Vorne im Wagen sprachen sie über ihn. Zuerst sagte der Fremde etwas, aber in so leisem Tone, daß er es nicht hören konnte. Öst Samuel hingegen hatte eine dröhnende Stimme, und er verstand es nicht, sie zu dämpfen. Konstantin hörte, wie er zugab, der Junge sehe nicht so übel aus und sei ganz ordentlich, aber er habe keine rechte Schneid, und das wäre doch so nötig. Der Vater lag beständig krank, die Mutter rackerte sich fast zu Tode, aber der Junge ging am liebsten herum und stahl unserem lieben Herrgott den Tag. Jetzt hatten sie ihn zu einem Schuster in die Lehre getan, und der Meister sagte, er sei brav und willig, aber er glaubte doch nicht, daß ein rechter Schuster aus ihm werden konnte, er hatte keine glückliche Hand und war langsam.

Wieder sagte der Fremde mit seiner leisen Stimme etwas. Er mußte wohl daran erinnert haben, daß Konstantin vielleicht hörte, was sie sagten.

Doch Öst Samuel antwortete ganz unbekümmert, dieser Bursche höre nichts. Der ging immer herum wie im Schlafe.

Woher es nun kommen mochte, aber an diesem Tage schlief Konstantin nicht. Er hörte nicht nur dies, sondern auch alles andre, was die beiden Gefährten sprachen.

Bei dem Seitenweg, der nach Aspnäs führte, hielt Öst Samuel das Pferd an. Konstantin stieg aus, und die anderen fuhren weiter zu dem Bauernhof.

„Du mußt dich aber tüchtig sputen, wenn du noch in die Kirche kommen willst, bevor der Pfarrer von der Kanzel steigt", rief Öst Samuel ihm nach.

Aber weiß Gott, es war für Konstantin nicht so leicht, sich zu sputen. Jeder Schritt tat ihm weh. Er kam nicht rascher vom Fleck als eine Schnecke. Es war, als wollte der Spirrtus nicht, daß er ihn hergebe.

Und so war der Gottesdienst zu Ende und die Kirchenbesucher auf dem Heimweg, als Konstantin noch kaum das Kirchdorf erreicht hatte.

Einer der ersten, denen er begegnete, war der Kirchenvorsteher aus Aspnäs, der mitten über die Straße geschritten kam, so groß und breit, als wollte er sie für sich allein behalten.

Der Schuhmacherlehrling, der auf jedem Hof im Kirchspiel gearbeitet hatte, erkannte den Kirchenvorsteher sofort. Er stellte sich gerade vor ihn hin, streckte die Hand aus und sagte Grüßgott.

Der Kirchenvorsteher reichte ihm die rechte Hand, in der er den Stock mit dem großen Silberknopf hielt. Er nahm den Stock nicht in die andre Hand, sondern ließ Konstantin, so gut dies eben gehen wollte, die zusammengeballte Faust und den Stockgriff schütteln.

Aber der Junge ließ sich das nicht anfechten und sagte rasch:

„Ich meinte, ich müßte Euch doch sagen, daß Ihr daheim Besuch habt. Öst Samuel und ein Herr aus Falun. Ich weiß es, weil ich hinten auf dem Wagen aufsitzen durfte."

„Soso, soso, das sind ja große Neuigkeiten. Ist es schon lange her, daß sie gefahren kamen?"

„Es wird wohl eine Stunde sein. Aber sie warten schon, bis Ihr heimkommt, denn sie wollen Eure graue Stute kaufen."

Es war seltsam. Konstantin verspürte an diesem Tage keinen Respekt vor dem Kirchenvorsteher, keine Scheu. Er wagte sogar, ein wenig mit ihm zu scherzen.

„Ich hörte auch, um wie viel sie Euch voriges Jahr übers Ohr gehauen haben, als sie Euch ein Pferd abkauften, und ich weiß, was die Stute wert ist und wie viel Ihr dafür kriegen könnt, wenn Ihr nicht nachgebt."

Im selben Augenblick, in dem er das hingeworfen hatte, ging er auch schon weiter, der Kirche zu. Er ging rasch, ohne sich um seinen wunden Fuß zu kümmern.

Der Kirchenvorsteher rief ihm nach, aber Konstantin tat, als höre er nicht, und schritt rüstig aus. Da kam der große schwere Mann hinter ihm hergelaufen.

Konstantin ging nur um so rascher. Es war ganz gut, wenn der Kirchenvorsteher es für ein anderes Mal lernte, nicht mit dem Stockgriff zu grüßen.

Endlich befand er es für gut, stehen zu bleiben. Der Kirchenvorsteher kam ganz außer Atem und keuchend auf ihn zu.

Es konnte doch nicht möglich sein, daß er so viel wußte, als er da flunkerte. Es hatte ihm wohl nur Spaß gemacht, daß ein alter Kerl sich zuschanden lief, um ihn einzuholen.

Konstantin machte ein beleidigtes Gesicht. Es lohnte ja nicht, daß er sagte, was er wußte, wenn der Kirchenvorsteher glaubte, daß er log.

Der Kirchenvorsteher musterte ihn mit raschem Blick. Dann steckte er die Hand in die Brusttasche, zog die Brieftasche heraus und zeigte ihm einen Fünfkronenschein.

„Ich glaube nicht, daß du lügst", sagte er. „Erzähle, was du gehört hast, dann sollst du den haben."

Der Schuhmacherlehrling, der noch ohne Lohn arbeitete, wurde ganz heiß vor Eifer, als er den großen Schein erblickte. Das hätte Öst Samuel sehen sollen, er, der glaubte, daß Konstantin weder sehe noch höre, sondern nur im Schlaf herumgehe.

Nun erzählte er natürlich, was er wußte, und bekam auch die versprochene Belohnung.

Als er mit dem Fünfkronenschein in der Tasche weiter wanderte, begegnete er endlich Krus Erik.

Gleich fiel ihm der Spirrtus ein. Dies war die allerbeste Gelegenheit, ihn dem Meister zu geben. Die Beiden waren jetzt mutterseelenallein auf dem Wege, und niemand sah und hörte sie.

Aber Konstantin ging an Krus Erik vorbei, ohne stehen zu bleiben. Grade nur, daß er grüßte und hinwarf, er wolle Barsche fischen gehen. Er hatte es gestern mit den Jungen aus dem Pfarrhof besprochen.

Der Spirrtus lag in seiner Tasche, als wäre er festgenietet. Er sagte sich, ehe er ihn weggab, müsse er doch erst selbst ins reine kommen, ob er etwas taugte.

Schluß folgt.

Oskar von Schütte: Richtet nicht . . . .

Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

„Da mußt du nicht richten, Christian. Der eine hat ein Herz, das lose sitzt und schnell auf die Zunge springt. Dem andern wieder ist das Herz wie mit Ketten festgelegt. Ehe sich ihm ein Glied ums andere löst, geht es oft lange, oft geht es gar nicht. Solchen Menschen muß man drum in die Augen sehen. Da wird man viel gewahr, was nicht ausgesprochen werden kann. Auch tut man solchen leicht Unrecht. Besonders aber die Kinder denken, Worte sollen immer bei der Hand sein, wie ein Pflaster für all ihre kleinen Leiden. Du, Christian, so will es mich bedünken, hast deiner Mutter noch wenig in die Augen gesehen. Sie hat was in sich von den regierenden Herrn. Sie hält es mit einer Politik auf dem Hof. Da steckt eben noch anderes darin, als bei uns Fraueli, da sitzt ein stolzes Geschlecht dahinter. Und vor diesem, Christian, mußt auch du Achtung haben in der eigenen selbstsichern Art."

„Ich gehöre da wenig hinein", seufzte Christian. „Mein Herzensglück war meinem Leben das Nötige."

„Das wird alles kommen. Du bist noch gar jung und kannst schon eine Weile zuwarten. Die Freuden halten auch länger vor, wenn sie erst die gute Grundlage von Pflichten haben. Es ist auch gar nicht übel, daß des Anni kleiner Dünkel sich in der Fremde demütigen wird. Nur, daß sie gerade ins Welsche zog, wollte mir wenig behagen. Da hat es leichten Sinn bei den Meisten. Es gehört Standhaftigkeit dazu, sich dagegen zu wehren. Nun, der Vater hat ihr Bescheid geschrieben. Sie wird wohl niemals vergessen in dem stolzen Sinn zu leben, um einstens als Herrin auf dem Holunderberg bestehen können."

„Und so weit meine Kräfte reichen, werde ich der Anni die Treue halten", sagte Christian feierlich und stand auf. Nun war ihm fast wohl im Herzen. Er brauchte das vor sich selbst, dieses feierliche Gelöbnis.

„So ist es recht, Christian. Aber Unmut hilft nicht weiter. Der Frohsinn ist ein gar lieblicher Sonnenstrahl, welcher durch alle Leidensfinsternis dringt."

Die alten Grubers verstanden es so recht, gute Laune um sich zu verbreiten. Der nächste Tag verflog allen im Handumdrehen, besonders dem Linni, die ihrer heitern Art hier nicht zu wehren brauchte. Der Christian

hatte sich auch manches von dem alten Mut und der Unbefangenheit wieder geholt. Gegen Abend schlittelten sie den Weg hinunter um zur Station zu kommen. Von unten jodelte es aus den jungen Kehlen den Berg zurück.

Die Gruberleute standen noch lange vor dem Hause und sahen den beiden nach, wie sie die weiße Halde hinuntersausten.

Sie strengten ihre Lungen gewaltig an, um in langgezogenen Tönen den Berggrüßen von unten zu antworten. Das Muetti bekam schier einen Hustenanfall, was dem Alten noch viel Spaß hinterdrein gab und zu lachen. Die beiden Alten hatten sich längst ihr Lebensrezept mit der Heiterkeit zurechtgelegt. Als sie längst das Licht verlöscht hatten und in den hochaufgetürmten Betten lagen, führte der Gruber noch ausdauernde Selbstgespräche. Des Christian schweres Blut beunruhigte ihn.

„Laß das nur ausgären", meinte das Muetti beschwichtigend. „Der eine muß ums tägliche Brot kämpfen, der andere um die eigene Art, bis die gar ist und dem Leben dienlich."

„Es ist ein Wort zur richtigen Zeit", nickte der alte Gruber dem Muetti als einen Gutenachtgruß hinüber.

5.

Bis Neujahr zogen sich die Tage auf dem Hof in stiller Untätigkeit dahin. Christian blieb zumeist in des Vaters Stube für sich allein, aber mit warmen Gedanken und einem Heimatsgefühl, das ihm eine ruhige Bewußtheit gab vor der Mutter. Frau Veronika beunruhigte das einfach Zuversichtliche in des Sohnes Wesen mehr, als seine knabenhaft trotzige Art von früher. Sie sah in dieser plötzlich männlichen Sicherheit ein verhängnisvolles Hindernis ihren Plänen, die mit den letzten Tagen des Jahres immer fester aneinanderrückten.

Am Altjahrstag wurde Christian nach der Station geschickt mit dem Schlitten die Verwandtschaft heraufzuholen. Dicht ging der Nebel um den Berg. Die Fahrt durch die vor ihm sich teilenden, hinter ihm wieder sich schließenden Wolkenmassen schien ihm gleich einem sanften Hinübergleiten in das Traumland, wo seiner Hoffnung Rosengarten lag. Und Träume, das wußte er, bedeuteten für die Seele, was der Tau für die Wiesen. So erquickt, lebten sich ihm die Tage leichter dahin. Seinem Vertrauen hatte er nun den besten Platz in sich eingeräumt. Die Prüfungszeit schien ihm nicht unbezwinglicher als die scharfzackigen Felsen, die hinter dem Holunderberg in den Himmel ragten. Wie oft war er da oben gewesen, mehr auf die eigene Sicherheit gestützt als auf den stärksten Stock.

An der Station konnte man vor Nebel nicht erkennen, wer sich im Schlitten in die Decke wickeln ließ. Es hatte sich noch dichter zusammengeballt, sodaß Christian die Pferde am Zügel den Berg aufwärts führen mußte.

Oben ward Frau Veronika indessen ungeduldig von einer Stube in die andere getrieben. Immer fand sie noch etwas zu ordnen zur Bequemlichkeit der Gäste. Linni wunderte sich arg über die rastlose Sorge der Mutter und wohl an die zehnmal war sie schon vor die Tür geschickt worden zu sehen, ob der Schlitten noch nicht um den letzten Bühl herum wäre. Als ob man in dem Wolkenknäuel, wie er eben grad ums Haus festsaß, irgend was zu erkennen vermochte. Nicht den leisesten Schein. Linni horchte. „Mutter, nun aber kommen sie", rief sie fröhlich ins Haus zurück. Die Mutter war auch schon da mit dem Knecht, der die große Laterne jedem einzelnen, der sich aus dem Schlitten heraus machte, unters Gesicht hielt, denn nicht haarbreit konnte man sehen.

Drinnen im Haus war der junge Vetter zuerst ausgeschält und küßte der Frau Tante, wie er die Veronika nannte, mit viel Geräusch und städtischen Redensarten die Hand. Linni konnte sich gar nicht fassen vor dem Getue. Und der alte Vetter erst! Wo blieb doch nur der Christian, daß sie loslachen könnte mit ihm über diesen alten Vetter, der genau dreinsah wie der Gockeley auf dem Hühnerhof und genau so krähte, immer von der Tiefe zu ganz hoch hinauf.

In einer Ecke der großen Stube stand winzig, braunhaarig und wie ein schüchternes Geißlein, das sich im Stall geirrt hatte, die Rose. Linni stürzte auf sie zu. So mutterlos kam ihr die Rose vor, so ganz verwaist, das war am Ende noch viel trauriger als vaterlos sein. Sie legte ihr die Arme um den Hals und zog den kleinen Kopf an ihre Wange.

„Da ist etwas zum Liebhaben, Christian", rief sie dem Bruder zu, der eingetreten war.

Nun wurde des Aufhebens kein Ende. Erst mußte der alte Vetter mit allerhand ordentlich erwärmt werden, dann mußte ihm Linni eine Fußbank unter die mangelhaften Beine schieben, denn der Ofen, auf dem er saß, war zu hoch, und endlich wurde ihm der große Tisch sogar bis heran geschoben, damit er auch gleichzeitig essen könne. Dem Linni schien die Welt aus den Fugen zu sein. Die Mutter sprach zu allen mit einer fremden sanften Stimme, die so wenig zu ihr paßte, wie das gefällige Wesen, das sie zur Schau trug, und sie errötete vor dem Sohne, der sie unverwandt und erstaunt anblickte.

Christian saß dabei in sich gekehrt. Was ging ihn nur dieser Mummenschanz an, den die Mutter mit sich und diesen fremden Verwandten aufführte, Auch die Rose blieb still und wie an die Wand gedrückt.

Die Mitternachtsstunde sollte heute richtig abgewartet werden, darum wollte der alte Vetter in seiner Stube vorher ausruhen. Der Vetter Karl erbot sich den Punsch anzurühren und die Mutter ließ alles gewähren. Allerhand Spuk mußte der Karl vorzubereiten. Er wollte durchaus lustig sein,

das merkte man, wenn auch den andern nicht darnach war. Nur die Linni, die machte er ganz wirbelig. Bleilöffel holten sie schließlich aus der Küche, damit sich ein jedes sein Schicksal gieße. Christian tat nun mutig mit. Er lachte sogar, als er sich zwei Hutzelweiblein gegossen hatte.

Die Rose kauerte noch immer in der Ecke. Christian hatte sich schützend vor sie gestellt, als der Karl mit derben Spöttereien auf sie losfuhr. Die Rose wurde feuerrot und kämpfte mit den Tränen.

Da setzte sich Christian zu ihr, während die andern nach der Küche gingen.

„Friert Euch so", frug er kleinlaut, als er sah, daß die Rose fröstelnd zusammenfuhr.

„Sie haben mich aus dem Bett geholt zu der Reise", antwortete sie leise, während ihr die Zähne aufeinanderschlugen.

„Ja aber warum denn?" frug Christian verwundert.

„Es muß sein, hat der Vater gesagt. Und wenn der Vater etwas sagt, dann muß es eben sein."

„Am Ende sagt er noch manches, was nicht sein muß", lachte Christian beklommen.

„Es wird sein, verlaßt Euch darauf."

„Jetzt, was zum Beispiel?"

„Daß wir zwei uns heiraten müssen."

„Wenn nun keines von uns beiden es will."

„Wir werden uns dennoch heiraten." Die Rose schaute mit Augen zum Christian auf, worin er seine eigene Geschichte lesen konnte.

„Wenn Ihr Euch nicht wehrt, ich werde mich bis zum letzten Atemzug weigern", sagte er entschlossen.

„Das wird uns beiden nicht weiter helfen. Ich dachte es anders. Wir können uns vorerst immer heiraten, um ihnen den Willen zu tun."

Die Rose stockte. Sie zupfte fiebernd an ihren Händen.

„Ich kann mir das nicht erklären", sagte Christian und wollte mit heftiger Abwehr aufstehen.

„Nur eine kleine Weile noch hört mich an." Der Rose Stimme war zu einem verzweifelten Flüstern herabgesunken.

„Wenn wir ihnen nun vorerst den Willen tun", sagte sie hastig und heiser. „Hinterdrein —"

„Hinterdrein?" Das Geheimnisvolle erregte Christian, daß er sich wie gebannt zu der Rose hinbeugte.

„Es ist schon manches in der Welt geschieden worden."

Christian sprang auf. „Ihr, Ihr könntet lügen vor dem Altar?"

„In die Kirche, nein, das könnt' ich auch nimmer —." Die Rose sah geisterhaft weiß auf zu Christian.

Es hämmerte in seinen Schläfen, alles durcheinander.

Die Rose nahm sein Schweigen für Einverständnis. Es gab ihr neuen Mut. Sie hatte sich unzählige Mal vorgestellt, wie sie es dem Vetter Christian beibringen wollte. Sie wußte es fast wie Auswendiggelerntes. Sie konnte schon so hinreden, was der Christian noch lange nicht fassen würde. „Wir brauchen nur aufs Standesamt, was keine richtige Verheiratung ist in meinen Augen, und dann -- wir wechseln ja nicht einmal den Geschlechtsnamen."

Christian fand keine Antwort. Das alles lag in seinem Kopf noch nicht zurecht. Er dachte an seine Träume von vorhin in den Winternebel hinein. Nun wußte er, daß er nicht den Mut hatte in das verworrene Gewebe seiner Zukunft mit festem Mannesgriff hineinzufassen. Die dürftige Kinderhand der Rose riß jetzt Faden um Faden heraus. Die Lücken zeigten ihm klar, was es für ihn zu erwarten gab hier auf dem Hof, von der Mutter und von dem alten Vetter, die sich wieder einmal verbündet hatten, den Besitz zu erhalten um jeden Preis. Wie ihm das an die Kehle fuhr. Er röchelte in tiefem Schmerz.

„Ihr müßt nicht glauben, Vetter, daß Ihr es mit mir schwerer haben werdet. Ihr müßt denken, daß wir dann zwei sind uns gegenseitig zu helfen und so für uns, daß niemand mehr ein Wort wird dreinreden dürfen."

Christian fuhr auf in erregtem Staunen. „Ja und woher konntet Ihr nur auf all dieses kommen?"

„Was bringt nicht die Verzweiflung auf", lächelte die Rose schmerzlich. „In der Stadt, da hört man auch vielerlei, was einem auf dem Lande nie in den Sinn kommen könnte."

Lautes Lachen tönte aus der Küche herüber. Die Mutter lachte mit, Christian hielt den Atem an. Niemals noch hatte er die Mutter lachen hören. Er horchte angestrengt, um ihr Lachen von dem der andern unterscheiden zu können. Es klang, wie wenn es weit her käme.

„Wann habt Ihr Eure Mutter begraben?" frug er unvermittelt die Rose.

„Das kann ich so genau nicht sagen. Damals wußte ich noch nichts von mir."

„Und wer hat Euch dann weiter aufgezogen?"

„Oh allerlei."

„Und der andere?"

Rose wehrte ab. „Ich werde nie begierig sein zu erfahren, wo Euer Herz hingehört."

Sie war aufgestanden.

„Gut. Und der andere sollte mit dem einverstanden sein, was Ihr da ausdenkt?"

Die Rose stockte. „Er wartet gern", sagte sie schließlich mit fester, einfacher Stimme. „Ich aber hatte Vertrauen zu Euch, vom ersten Moment an."

„Und wann," Christian stockte der Atem — „wann denkt Ihr, daß wir uns entscheiden müssen."

„Der Vater will morgen zurück", antwortete sie leise und sah zu Boden.

„Dann werden sie uns heute noch zusammentun?"

„So wird es kommen."

„Und der Karl?"

„Der nimmt das Linni. Das steht lange fest bei ihm."

Die Beiden sprachen nicht weiter. Der alte Vetter kam herein. Christian sah nun statt des alten Haushahn einen hungrigen Raben in ihm, der gierig mit dem scharfen Schnabel nach Herzen hackte. Der Karl hatte auch, trotz der lärmenden Fröhlichkeit, die an ihm war, etwas ähnlich Habgieriges im Aussehen. Christian fühlte den Wunsch die Linni aus der Stube zu führen, so quälten ihn diese lauten Blicke, welche die Schwester umkreisten und sie ordentlich blendeten. Sie wurde müde davon und hockte halb liegend auf der Ofenbank mit schlaffen Gliedern und sah mit fremden Augen um sich.

„Linni, steh auf", schrie Christian die Schwester herrisch an.

Linni fuhr verwirrt in die Höhe. „Ja was?" frug sie unsicher und strich sich die Haare aus der Stirn.

„Kleine Mädchen hat man nicht anzubrüllen, wie das Vieh im Stall", meinte der Karl anmaßend und stellte sich wie schützend neben sie. „Kleines Goldenes, da trink von dem Süßen", fügte er in aufdringlicher Zärtlichkeit hinzu und hielt Linni ein Glas Punsch hin. Christian zitterte am ganzen starken Körper. Dieser fremde, hergelaufene Vetter da und die Linni, die gleich zahm wurde und einen ordentlichen Schluck von dem hitzigen Trank nahm, und die Mutter daneben, die ruhig zusah, wie der Karl ganz ungenierlich aus demselben Glas und von derselben Stelle weiter trank. „Nun kenn ich Eure Gedanken", sagte der halblaut der Linni hinter das schimmernde Ohr.

„He, das möcht' ich auch wissen", lachte sie und legte den Kopf seitwärts auf den Ellenbogen.

Statt aller Antwort beugte sich der Karl nieder und küßte sie auf den Mund.

Christian schrie laut auf und wollte sich auf den Karl stürzen. Die Mutter blickte ihn an — da faßte er sich an den Kopf. Ganz elend wurde ihm, verkauft kam er sich vor, verkauft vor sich selbst. Die Rose merkte, was in ihm vorging. Sie hielt seinen Arm fest mit ihrer kleinen Kraft. In dem Druck lag es wie eine Bitte. Da kam die Linni angesprungen, mit fröhlich glänzenden Augen und heißen Lippen, so wonnig jung erregt. Sie schmiegte sich an den Bruder. „Gel, Christian, das ist wie ein Wunder. Der Karl hat auch meine Gedanken erraten. Den Kuß, den hatte ich gerade im Sinn, so einen rechten Schnurrbartkuß." Sie wollte sich ausschütten vor herzhaftem

Lachen. „Die Mutter hat uns auch gleich zusammengegeben und jetzt bin ich eine wirkliche Braut."

Was sollte nun Christian vor dieser wunderseligen Kindlichkeit. Am Ende hatte die Mutter wieder einmal alles nach dem Rechten geleitet. Sie brauchte ja nur gerade nach ihrem Willen bei den Menschen die richtigen Zeiger aufzudrehen und dann ging alles, wie sie es sich vorher ausgedacht hatte. Warum auch sollte er der Schwester das Selige einer ersten Liebesstunde stören?

Draußen fingen an die Glocken zu läuten aus den Tälern und von den Höhen. Es war ein großtönendes Ineinanderklingen. Das überrauschte der Menschen kleinen Gram und half den Sinnen in das Unbekannte treten. Christian spürte ein kleines verängstetes Flattern neben sich, wie von einem Vogel, der Futter suchend in einen geschlossenen Raum geraten war. Die Rose war es, die sich dicht an ihn gelehnt hatte, während er sich mit dem Geläut aus dem alten traurigen Jahr heraushoffte. Der Vetter hatte in einer Rede, von der Christian nichts vernahm, so weit ab war er gewesen, die beiden auch gleich verlobt gesprochen.

Christian lächelte die plötzlich ganz erschrockene Linni verloren an.

Als sie später zusammen die Treppe hinaufstiegen, wollte ihn die Schwester fragen. Christian wies sie zurück und sagte mit einer Stimme, die schwer war und hart: „Nie daran rühren, Linni, das sinkt vorläufig dorthin, wo des Herzens Unergründlichkeit anfängt."

Er ging in des Vaters Stube. Dort saß er an dem großen Tisch und schrieb, bis daß er sein Vieh morgenfrüh im Stall hörte! Es war gerade so, wie in dem Häuschen in der Mulde auch, wo er und das Anni von den hungrigen Kühen herausgeschreckt wurden aus ihrer ersten Verträumtheit. Damals ging ihm nur ein Tag zu Ende, heute aber graute ein Jahr, ein endloses, das ihm schien wie eine Wüste, darein er sich durchirren mußte in mühbeladener Wanderung, bis er einziehen würde in das gebenedeite Land seiner Liebe.

Christian hatte den Brief, worin er sein ganzes Herz mit allem Elend und aller Hoffnung hineinsenkte, nicht direkt an das Anni, sondern erst auf den Breitenast geschickt. Wie sollte er der Anni mit einem solchen Entschluß kommen, ohne die einleitenden Worte des alten Gruber, der ihr erst das Richtige erklären würde, wie sie durch solchen Umweg dennoch am schnellsten zu ihrem Ziel gelangen konnten. Der Gruber nahm sich alle Zeit, um des Christian langen Brief zu lesen. Aber immer unklarer wurde er und verworrener, je mehr er im Umfange zunahm, sodaß der Gruber schließlich mehr und mehr sich den Inhalt herauszuraten hatte.

„Und dieser Schreibebrief soll nun den Mut des Anni in der Fremde stärken", rief er und haute über den Tisch.

„Diesen Brief mußt du eben umschreiben, denn es scheint mir wohl

nötig, daß das Anni die Wahrheit hört durch Christian selbst und nicht durch das, was das Geschwätz der Leute daraus machen wird", meinte das Muetti nachdenklich.

„Es hat nicht Sinn", schrie der alte Gruber der Muetti in die Rede. „Das Anni mit dem heftigen Blut, da würde man richtig ankommen. Bekäme die jetzt zu erfahren, daß nun doch ein anderes auf dem Berg hauste, da käme die tolle Leidenschaft über sie, wie damals über die Mutter. Damals war es nur ein Gerede vorerst mit dem Fritz und der Veronika, aber aus dem zornigen Gemüt heraus hatte sie den versoffenen Oberknecht in ihre Kammer gelassen" — der Gruber spuckte heftig aus, „darum werde ich dieses Schreiben in einem festen Schrank verschließen. Da tut es niemand etwas zu Leide. Das Anni weiß jetzt nichts von Christian und so soll es vorläufig bleiben, bis es sich über Jahr und Tag vielleicht so anlassen wird, wie die beiden sich es abenteuerlich genug ausgedacht haben mit den absonderlichen Kreuz- und Querwegen."

Das Muetti schüttelte den Kopf, aber der Gruber war eisenfest in seinen Bestimmungen und daran war nichts zu ändern.

„Also man schweige und lasse der Welt wieder einmal den Lauf," seufzte das Muetti, „geradeaus oder im Zickzack." „Wir Frauen nehmen das Leben auf uns und schleppen daran beharrlich weiter; was aber eine Manneskraft ist, die bändigt sich das Leben, bis es windelweich gemacht ist und seinem Willen gehorcht. Nun muß Christian zeigen, ob es am Ende nicht doch ihn in die Gewalt bekommt, denn dieses Leben, von dem er da schreibt, kommt nicht aus seinem Sinn, der allweil einfältig war und geradezu." Das Muetti seufztef, tie „ob es dann einen Segen ansetzt in einem selbst, wenn eines andern Willen den Samen hineinträgt zu den Früchten, die an dem eigenen Lebensbaum erblühen sollten?"

Noch lange sprach das Muetti, denn ihr Herz war ihr schwer geworden um die Anni. Wo sie wohl untergeschlupft war, man weiß nichts von ihr und dem Vater im Dorf berichtet sie gar nichts.

* * *

Das Anni rannte wie ein aufgescheuchter Vogel an den vielerlei Zügen entlang. Ihr Hut hatte sich verschoben und mit dem Korb, den sie trug, stieß sie immerfort die Leute an, die an ihr vorüber hasteten. Alle fanden ihren Platz, nur das Anni war jetzt bereits nach dem dritten Bahnsteig geschickt worden, wo ihr Zug abfahren sollte. Kein Mensch verstand mehr ihre Sprache. Sie suchte die Brocken ihres Schulfranzösisch zusammen, aber dazu brauchte es Muße. Im Gedränge und der Hetze verlor sie immer wieder die einfachste Anrede.

Sie lehnte endlich müde und stumpf gegen eine Mauer. Nur ausruhen. Mag auch heute der Zug für sie davonfahren. Nur einen Tag noch sich besinnen. Sie stellte den Korb neben sich und drückte die Hände vor die Brust. Ihr Atem war klein geworden vor dem Stürmen da drinnen und jetzt war sie müde, nur müde. Sie wußte kaum mehr, was sie fortgetrieben hatte aus der Heimat. — Anni strich sich über die Augen — ja das war's —: Groß und breit hatte sich der Vater vor sie hingestellt — der Christian nähme nun doch auch die Rose von der Tannen.

Die Nacht darauf hatte sie dagelegen mit offenen Augen und gesonnen. Mit der Morgenfrühe stand ihr Entschluß fest. Sie wollte dem Christian fortgegangen sein, ehe er ihr die beschämende Tatsache eingestehen mußte. Der alte Gruber hatte dem Gerede nicht widersprochen. Man ließ sie ziehen. Das Muetti glaubte es nicht, aber man ließ sie ziehen. Der Christian und niemand sollte erfahren, wo sie dem Fünkchen Hoffnung weiterleben würde. Nur gleich weit weg von allen. In Genf war sie schon tagelang umhergeirrt, endlich wies man ihr eine Magdstelle in den Savoyerbergen — noch manche Stunde von der Stadt entfernt. Dort war sie, wenn sie es nicht wollte, gar nicht aufzufinden. — „Was soll es?"

Anni drehte sich rasch um. Einer, der ihre Sprache redete.

Sie lächelte. Sie wußte es gar nicht, daß sie lächelte, während ihr die Tränen in den weit offenen Augen standen.

„Ihr seid fremd hier?"

Nun sah Anni auf. Ein schlanker feiner Bursche stand vor ihr, nicht viel älter als sie selbst. Sonderbar sah er sie an. Anni wurde verlegen. „Ich finde den Zug nicht, der in die Savoyerberge geht."

„Was wollt Ihr in Savoyen?"

„Dienen."

„Warum wollt Ihr dienen? Ihr seid gar schön."

Anni sah zu Boden. „Oh das" —

„Hierbleiben solltet Ihr. Sie würden sich um Euch reißen — ach was, ich würde Euch gar keinem gönnen."

Der junge Mensch war dicht an sie herangetreten.

„Oho", sagte sie herb und trotzig. Sie empfand in diesen Blicken, die an ihr herummusterten, eine Kränkung für den Christian. „Wenn Ihr mir als Landsmann nicht behilflich sein wollt in der fremden Sprache, dann macht auch, daß Ihr fortkommt", hastig nahm sie den Korb an sich.

„Na jetzt" — der junge Mensch war rot geworden — „Ihr wißt eben nicht, daß ich ein Maler bin, und so verschaut man sich bald in so was herrlich Buntes wie Ihr eins seid. Also wohin, und seid nicht bös weiter. Es gibt wenig wie Ihr und man könnte schnell sein Glück damit machen —" Anni ließ sich von dem Landsmann an den Zug bringen — es war die allerletzte

Minute und nun fuhr er auch schon. Anni atmete tief und richtete sich in die Höhe. Noch heißt es für den Christian leben und, wie Vater Gruber sagte, in dem stolzen Bewußtsein leben, einstmal die Herrin zu werden oben auf dem Holunderberg, die Herrin in der seidenen Tracht und mit den silbernen Ketten. Sie sann und sann, bis ihr der Kopf auf die Brust sank. — Anni rieb sich die Augen. Auf der Station stieg alles aus, weiter ging das schmale Geleise nicht. Einsam stand der Bahnhof und die wenigen Leute verloren sich auf den kleinen Wegen, die nach verschiedenen Richtungen auseinander liefen. Sie ging um das Gebäude, da stand ein Wägelchen mit einem Maulesel davor. Ein Bursche holte ihm Wasser. Anni zeigte ihm den Zettel mit der Adresse, die man ihr gegeben. Der Bursche grinste, es war richtig, die neue Magd. Je weiter sie fuhren, desto mehr schoben sich die Berge aneinander. Eine Stunde ging es durch eine schmale Schlucht, von deren Wänden die Bergwasser rieselten und darin für das Tageslicht nur spärlich Raum blieb. Anni fror. Sie nahm bereitwillig die Decken, die ihr der Bursche bot. Am Ende der Schlucht tauchten an einer mageren Halde ein paar niedrige Häuser auf aus Stein mit schwerem Dach. Wie Zwerge mit zu großen Köpfen. Das sollte nun ihre Heimat werden. Es schüttelte sie. Sie hielten vor dem ersten Haus. Ein Mann war herausgetreten, der aussah wie die Tannen, darin sich das Waldmoos festhing. Drinnen im Hause war es warm und geräumig mit ordentlichem Gerät. Die Frau mußte liegen, immer liegen, darum brauchte es eine Magd hier. Drei Kinder spielten um die Mutter, schwarz alle mit großen verschrockenen Augen. Anni gemahnte es an ihre Kälber auf dem Selhöfli, und da packte es sie das Heimweh — sie konnte nicht mehr an sich halten, sie legte den Kopf auf den Arm und weinte — weinte. Man ehrte ihre Traurigkeit und ließ sie ruhig sich ausweinen. Es war noch mit einer jeden so gewesen, die in dies finstere Tal einzog. Und lange hielt es auch keine. Die Frau seufzte. Diese Magd schien ihr so hell, so sonnenbeschienen. Es war mit ihr wie ein Licht, wie eine freundliche Wärme. In der Stille um sie herum erschrak Anni mit eins, wie sie sich so vergessen konnte. Schnell trat sie ans Bett der Frau, die nahm ihre Hand zwischen ihre verkümmerten Finger. Ein Kind führte dann Anni nach der Kammer. Auch hier eine Wohnlichkeit, die Anni weich stimmte. Sie küßte das Kind, legte ihre Sachen weg und ging an die Arbeit. Der Mann führte sie im Hause umher — das war für sie — mit dem Hof hatte sie nichts zu tun. Sie fand sich leicht zurecht. Als sie flink und sauber das gutgekochte Abendessen hereintrug, da sah sie einen so beglückten Schimmer auf dem Gesicht der kranken Frau, daß sie sich fest gelobte sich hier den Christian zu erwarten, denn hier war sie nötig.

* * *

Auf dem Holunderberg war des Vaters Todestag abgewartet worden und bald nachher gab es eine stattliche Hochzeit und eine fröhliche, tränenüberströmte Braut. Linni lachte und weinte aus einem Sack heraus. Bald wurde ihr besinnlich, daß der Vater bei allem fehlte, dann wieder jubelte sie über all die prächtige Wäsche und Kleidungsstücke, welche die Mutter fein und städtisch anfertigen ließ. Dann schluchzte sie heiß, als sie die feierlichen Orgeltöne vernahm und sie den Herrn Lehrer dahinter wußte, der eigens für sie spielte, denn er hatte es ihr gesagt, so besonders traurig gesagt, als sie das letzte Mal im Verein mitsang. Und während der Pfarrer eine schöne lange Rede hielt, stellte sie es sich plötzlich vor, wie es wäre, wenn gerade der Herr Lehrer da stände, wo jetzt der Vetter Karl, der ihre Hand so gewaltsam hielt zwischen den seinen, und wie es doch ein rätselvolles Ding wäre die Liebe, daß die gar nicht mehr so über sie kam, wie am Altjahrsabend. Nie wieder hatte sie es gespürt dieses wunderliche Bewußtlose, als sauste man im Schlitten einen schneeweißen Berg hinunter und alles flog an einem vorüber in taumeliger Herrlichkeit. Dieses war sicher die Liebe gewesen, aber die war wohl nur einmal im Leben da und nicht für alle Tage, das hatte sie schon bei Vater und Mutter bemerken können. Und heiraten, das war doch noch etwas ganz anderes, als man es sich als kleines Mädchen vorgestellt hätte. Da steckte doch sicher noch ein heiliges Geheimnis dahinter — das Geheimnis mit den Kindern. Wie gern hätte sie mit der Rose, die doch nun bald die Frau des Christian würde, darüber gesprochen, aber die Rose war immer so für sich, daß es schwer war an sie mit Vertraulichem heranzukommen. Schließlich beruhigte sie ihre zitternde Neugier damit, da die Liebe damals so mit einem Schlage über sie gekommen war, dies mit den Kindern eine ähnliche, selige Bewandtnis haben werde. — Armes kleines Linni! Wenige Tage nach der Hochzeit saß sie bleich und verdrückt in der Fensternische eines kalten häßlichen Hotelzimmers in Basel. Da war ihr, als sei sie tief unten am Fuß des Berges nach der schwindelndschönen Traumfahrt mit zerbrochenen Gliedern angelangt in einem Rinnsal, das nichts an sich hatte von der hehren Schneeweiße und das ein schmutziges Talwasser geworden war. Als sie dann ein Jahr später unter unsagbaren Qualen, welche sie mit fliegenden Händen in die Wand kratzte, davor ihr Bett stand, denn das Gejammere hatte sich der Karl ein für allemal verbeten, ihr erstes Kind gebar, da begriff sie, daß Kinder schwer und dumpf machen, und von Stund an schien ihr auch das Wesen der Mutter verständlicher.

* * *

An einem Augustmorgen fuhr die Rose von der Tannen im ernsten schwarzen Kleid an der Seite des Christian zum Standesamt. Die beiden hatten diese einfache von niemand beachtete Hochzeit durchführen können, da sie in die große Feldarbeit fiel, wo keiner den Sinn, noch die übrige Zeit hatte nach Festlichkeiten. Nur auf dem Breitenast wollte der Christian mit der Rose einen Tag verweilen. Ihn

quälte die Ungeduld, was der Gruber ihm für eine Antwort aufbewahrte auf sein Schreiben.

Schweigend schritten Christian und Rose den Weg hinauf zu den Gruberleuten an dem hochwogenden Korn vorbei mit dem feurigen Mohn dazwischen, den tiefblauen Himmelsblumen und den weichfarbigen Wicken.

Christian grüßte dies alles voll Inbrunst. Hatte er doch vier Jahre hindurch dies Erblühen gesehen in derselben Wärme, darin sein eigenes junges Herz der Reife entgegengoldete.

An der Gabelung überwältigte es ihn völlig. Er schluchzte seine heiße Sehnsucht und seine junge Kraft hinaus in den Sommertag um ihn. Die Rose, die da fein und bleich neben ihm stand, störte ihn nicht. Mit weiten, versehnten Augen schaute sie über die Berge, allwo ihre Gedanken die Heimat hatten. So blieb ein jedes für sich und mit aller Ehrfurcht vor der Herzensnot des andern.

Sie gingen den steilen Weg durch die Kiefern aufwärts. Christian mußte die Rose oft stützen, denn die Nadeln waren trocken, der Boden aalglatt und sie trug feine Stadtschuhe. Er hielt sie brüderlich sorgsam um die schmalen Hüften. So kamen sie oben an, wie ein einmütig Paar.

Das Muetti hatte schon lange auf der Bank vor dem Hause gewartet. Sie legte die Hand über die Augen. Die Sonne schickte die letzten scharfen Strahlen über den Waldrand, als sie die zwei ankommen sah wie eins und nicht, als ob sie sich bloß zum Schein geheiratet hätten. Ihr wurde leicht zu Mute, denn das andere konnte ihr einfältig frommer Sinn nimmer begreifen. Sie küßte die Rose wie ein liebes Kind und ließ sie gleich vor dem Hause niedersitzen nach dem mühseligen Aufstieg. Der alte Gruber war noch hinten auf dem Feld, wo Heu an die Scheune gefahren wurde, und Christian ging gleich hinüber ihn zu grüßen und die bekannten Knechte und Mägde, die ihn scheu betrachteten, wie er sonntäglich und stattlich einherkam in dem Herrenanzug.

Der Gruß wollte ihnen nicht recht von Herzen, denn es hatte sich herumgesprochen, daß er dem Anni das Wort nicht gehalten habe aus Habgier. Niemand würde dies dem Christian zugetraut haben, wie er stets treuherzig tat. Dem aber war es so sehr darum zu tun mit dem Gruber allein zu sein, daß er die flüchtige Begrüßung der Feldleute, die sich weiter bei der Arbeit nicht stören ließen, nicht wahrnahm. Der Gruber hatte noch allerhand Befehle zu geben, ehe er sich entschloß, mit dem Christian nach dem Hause zurückzukehren. Christian, dem vorläufig nichts anderes in den Sinn kommen konnte, ging gleich auf sein Ziel los. „Ihr habt mir meinen Brief nie beantwortet", sagte er schnell und erregt. „Ich habe es Euch als eine Vorsicht ausgelegt wegen der Mutter."

Der alte Gruber blieb stehen und holte tief Atem. „Ja, hast du in deiner Einfalt wirklich geglaubt, daß ich dem Anni eine solche Post in die Fremde schicken würde? Das hätte ein Todesstoß für sie werden können, oder was noch schlimmer

— es konnte ihr den Sinn fürs Leben erwecken. Der Brief liegt eingeschlossen bei mir und das Anni weiß von nichts."

Nun war es heraus und der Christian konnte damit anfangen, was er wollte.

Sie gingen eine Weile stumm nebeneinander her. Christian schmerzte der Kopf von den vielen verwickelten Gedanken, die sich schwer bei ihm einordneten, und der Gruber hatte recht, wie hätte sich das Anni da durchfinden können, allein wie sie war. Christian holte ein paarmal tief Atem, dann hielt er den Gruber beim Rockärmel zurück. „Ihr habt vielleicht in einer richtigen Einsicht gehandelt. Es war am Ende wirklich nicht an der Zeit des Anni stille Verlassenheit zu stören."

„Somit, lieber Christian," antwortete der Gruber erleichtert, denn ihm bangte vor dieser Aussprache, „kannst du dich in allen Stücken auf die Erfahrung verlassen, welche ein bestandenes Alter mit sich bringt. Die Männer sind hierfür alltäglich auch nicht so eingerichtet wie du, daß einer als rechtlich angetrauter Mann von einem jungen, feinen Jungferlein, einer andern die Treue wahren kann. Solches würde dir das Anni auch niemals geglaubt haben, darum habe ich sie erst gar nicht bedrängen wollen mit deinem Schreibebrief."

Der Rose feinstille Art hatte ihr bald das Herz der alten Leute gewonnen. Nur das Muetti sah sie kopfschüttelnd an, als sie sich ihr Lager zur Nacht auf dem Sofa unten ausbat, da man die Freude des Christian, wieder einmal in seiner alten Kammer hausen zu können, nicht stören dürfe.

Oben aber in der Kammer, da konnte der Christian nicht zur Ruhe kommen. Ihn belastete diese neue Lebenseinrichtung noch, die er als eine Schuld empfand dem Anni gegenüber. Die Rose war ein Leichtbeschwingtes mit ihren Gedanken, sie würde sich schon irgendwie an ihr Ziel wirbeln lassen, während er mit seiner schwerfälligen Art am Boden wurzeln mußte. Die Rose! Er sann, was es wohl für eine Bewandtnis mit ihr gehabt hatte. Niemals sprachen sie noch darüber. Der Karl, der neckte sie oft mit einem Herrmann, einem Farbenklexer. Die Rose hatte ihn nur verächtlich angeblickt und das Linni — mein Gott, das Linni! Zum erstenmal wurde es Christian bewußt, daß seine Schwester nun mit einem fremden Mann in der fremden Stadt lebte und aller Willkür dieses Karl ausgesetzt war. Christian packte mit eins ein mächtiges Herzeleid um Linni. Der Vater hätte ihn nie geduldet, diesen Vetter. — Stöhnend und wie unter einer schweren Verantwortung lief er in der Kammer auf und nieder.

Die Rose unter ihm hätte gern geschlafen. Ihr war ruhig im Sinn. Bis nun war alles gegangen, wie sie es gewollt hatte. Mit dem Christian über ihr aber wurde es immer schlimmer. Erst das Geseufze und nun stampfte er fast noch den Bretterboden durch. Sie stand leise auf und ging vor die Türe hinaus in die lebendige Sommernacht hier oben. Sie rief in das Kammerfenster und dieses war für Christian wie eine Erlösung aus aller Not. Mit einem Satz war er unten. Ohne Ziererei nahm er die Rose um die Mitte und setzte sich mit ihr ins Heu, das hinter dem Hause auf

der Wiese aufgeschichtet lag. Da ließ es sich nun herrlich sprechen über alles, was oben nicht zur Ruhe kommen wollte. Die Rose fand stets ein gutes, bedachtes Wort. Ganz wonnig wohl wurde ihm, müde und weich und gelöst, gerade so wie als Junge, wenn er ins Heu schlafen ging.

„Weißt du auch, wie das mit dir ist, Rose?“ sagte er langsam. „Hier in den Bergen heißt es, daß wer im Heu schläft, dem helfen die heilsamen Kräuter da drinnen den unruhigen Herzschlag beschwichtigen. So, Rose, ist auch deine Nähe.“

Rose strich dem schlaftrunkenen Christian über die Stirne, und als sein Kopf vornüber sank, bettete sie ihn sorglich an ihre Schulter. Sie war ihm dankbar aus ihrem jungfräulichen Herzen heraus. Er sollte ein Vertrauen bei ihr finden und eine gute Fürsorge. Sie lehnte sich dicht ins Heu. Ja, beschwichtigen lassen die Not, die den Herzschlag beunruhigte. Und droben der Mond, der weiß und weit hinausleuchtete über die Berge und alles näher rückte dem Bewußtsein und der Sehnsucht. Dort, wo sich's in den See senkte das Land, dort schaute sich der Herrmann alle Wunder der Erde in die Seele, um sie später den Menschen wiederzugeben. Und sie wird wunschlos und in Andacht auf dem Holunderberg seine große Zeit erwarten und seine Wiederkehr. Jetzt dürfen sie nichts wissen von einander, solange sie unter dem Dach des Christian als Hausfrau bleiben wird. Rose faltete die Hände. Immer hatte sie den Herrmann gehabt — für — sie war er im nachbarlichen Garten groß und hochgewachsen, für sie hatte er die Blumenwunder aufs Papier gemalt so herrlich bunt und für sie zog er ungetröstet in die Fremde was zu werden. Sie aber mußte auf den Holunderberg, das stand in Ziffern auf des Vaters Lebenstafel. Rose fuhr mit den Händen an die heißen Augen. Tränen verdunkelten ihr die Mondhelle. An ihrer Seite lag der Christian auch wie ein müder Bub, der sich in den Schlaf geweint hatte. Es ist vielleicht manchmal mit dem Leben, dachte Rose, wie auf einer Wanderung — man macht einen recht großen Umweg, um desto sicherer ans Ziel zu kommen.

Fortsetzung folgt.

R u n d s c h a u

P o l i t i s c h e R u n d s c h a u.

Von Dr. E. Mühling.

Attentate auf gekrönte Häupter pflegen schon in normalen Zeiten das Band, das die Völker mit ihren Dynastien verbindet, zu befestigen. Doppelt fest mußte die Mörderhand des römischen Maurers dieses Band schmieden, da sie sich in einem Augenblick, in dem das ganze italienische Volk von hochgradiger patriotischer Erregung ergriffen war, und gegen einen König erhob, der unter allen Herrschern Europas einer demokratischen Staatsauffassung das größte Verständnis entgegenbringt. Victor Emanuel III. ist bekanntlich König von Italien nicht nur durch die Gnade Gottes, sondern auch durch den Willen des Volkes, und es ist kein Geheimnis, daß er von diesen beiden Quellen seiner königlichen Rechte diese zum mindesten für ebenso heilig hält wie jene. Kein Wunder, daß der Knall des Revolvers, der am 14. März auf der Via Lata gegen ihn gerichtet wurde, einen Sturm der Entrüstung in der ganzen Halbinsel entfesselte und mit den monarchistischen Abgeordneten auch die republikanischen und sozialistischen Vertreter des Volkes in den Königspalast rief. Der politischen Ausbeutung des Verbrechens wurde dadurch sofort die Spitze abgebrochen, daß der König selbst die Führer der antimonarchistischen Parteien empfing und ihnen herzlich die Hand drückte, als sie ihn beglückwünschten. Der Versuch einiger Blätter, die Tat als das Ergebnis einer Verschwörung des jungtürkischen Komitees hinzustellen, wurde nicht ernst genommen. Der König selbst und seine Regierung betrachten das Verbrechen als die Ausgeburt eines kranken Gehirns.

Aber auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hat es ein Wunder gewirkt. Zum erstenmal, seitdem die Trikolore auf dem Kapitol weht, umbrauste den Palazzo Chigi der Jubel des römischen Volkes. Sonst schallte in die Fenster des altehrwürdigen Sitzes der österreichischen Botschaft nur immer das Johlen und Pfeifen der empörten Menge und der Ruf: Abasso l'Austria. Auch diese Wandlung ist ein Zeichen dafür, wie leicht die beweglichen Herzen der Italiener zu gewinnen sind. Weil der Kaiser Franz Joseph zufällig der erste war, der den König zu seiner Rettung beglückwünschte, brachte ihm, „dem vielgeschmähten Tyrannen", das plötzlich bekehrte Volk seine jubelnde Huldigung dar.

Auf den Krieg und seinen Fortgang hat das Attentat selbstverständlich nicht den geringsten Einfluß. Seine Wirkung beweist, daß es kein Symptom der Kriegsverdrossenheit war.

Wenn der General Caneva auch den Vormarsch ins Innere von Tripolis aufgegeben zu haben scheint, weil die öde und wasserlose Sandwüste seiner Armee verhängnisvoll werden könnte, so ist er doch Anfang März zur Offensive übergegangen. Die Eroberung des Hügels Mergheb bei Homs am 3. März und der Angriff auf die Oasen von Foyat bei Benghasi am 14. März sind die ersten Kämpfe seit der Landung

in Tripolis, die der Initiative der Italiener entsprungen sind. Aber sie haben natürlich keine entscheidende Bedeutung. Man kann wohl heute nicht mehr daran zweifeln, daß der Krieg zwischen Italien und der Türkei nicht in der libyschen Wüste entschieden werden wird. Entweder wird ihm die Intervention der europäischen Mächte ein Ende machen, oder Italien wird durch seine Flotte den Krieg auf Gebiete ausdehnen, auf denen die Türkei verwundbarer ist als in Tripolis. Niemand kann Italien das Recht zu solchen Unternehmungen verweigern. Ein Krieg zwischen europäischen Großmächten ist undenkbar ohne Verletzung der Interessen der neutralen Staaten. Nur bis zu einem gewissen Grade können die kriegführenden Parteien auf diese Interessen Rücksicht nehmen. Darum wird Italien sich nur die Frage vorzulegen haben, ob Angriffe auf die kleinasiatische Küste oder auf Saloniki oder auf die Dardanellen und Konstantinopel es in einen so schweren Konflikt mit den eignen Verbündeten oder mit England, Rußland und Frankreich treiben können, daß diese Mächte seinen kriegerischen Unternehmungen gegen die Türkei nicht mehr durch freundschaftliche Mahnungen und Ratschläge, sondern mit offener Gewalt entgegentreten. Wenn es auf Grund seiner Kenntnisse von der Stimmung, die in Berlin, in Wien, in Petersburg, in Paris und in London herrscht, diese Frage verneinen kann, so würde es gegen seine eigensten Interessen handeln, wenn es den Krieg auf Tripolis beschränkte, und ihn nicht vielmehr mit der Rücksichtslosigkeit führte, die zwischen kriegführenden Mächten üblich ist, sobald sie die Einmischung der Neutralen nicht zu fürchten haben. Es scheint mir aber schon heute keinem Zweifel zu unterliegen, daß ein gemeinsames bewaffnetes Vorgehen der europäischen Mächte gegen Italien vollkommen ausgeschlossen ist, weil es den Umsturz aller internationalen Verträge zur Voraussetzung hätte. Ebenso unwahrscheinlich ist es, daß eine von den europäischen Großmächten, die sich durch Italiens Vorgehen ganz besonders geschädigt fühlen sollte, in diesem Kriege zum Bundesgenossen der Türkei wird. Denn die erste Granate, die sie gegen ein italienisches Kriegsschiff abfeuern ließe, würde die Wirkung eines Erisapfels haben. Rußland, das seinen Botschafter vom goldnen Horn abberuft, weil er seine türkenfeindliche Vermittlungsaktion nicht kräftig genug unterstützte, und sein kaukasisches Armeekorps mobilisiert, um die bedrängte Lage der Türkei zur Erlangung von Sondervorteilen in Persien zu benutzen, wird seine Flotte vielleicht durch den Bosporus fahren lassen, wenn italienische Kreuzer die Dardanellen forcieren. Aber gegen Italien wird es gewiß nichts unternehmen. England und Frankreich haben es Italien erst durch feierliche Staatsverträge ermöglicht, nach Tripolis zu gehen, und können ihm nicht in den Arm fallen, wenn es die äußersten Konsequenzen aus dem Schritt zieht, zu dem sie es angeregt haben. Deutschland und Österreich aber, die durch Bündnisse mit Italien verbunden sind, welche dreißigjährigen Stürmen standgehalten haben, müssen dem Verbündeten aus eigenstem Interesse den Sieg wünschen, weil seine Festsetzung in Tripolis das bedrohte Gleichgewicht im Mittelmeer wieder herstellt und sichert. Hat aber Italien, wenn es mit der ganzen ihm zur Verfügung stehenden Flottenmacht gegen die Türkei vorgeht, von den europäischen Mächten nichts Ernstliches zu fürchten, so darf es hoffen, daß solches Vorgehen eine Intervention der Mächte in Konstantinopel veranlaßt, die vielleicht wirksamer sein wird als die, auf deren Ergebnis Europa jetzt mit Spannung wartet. Denn mit der Ausdehnung der kriegerischen

Unternehmungen wächst das Interesse der europäischen Mächte an der Herstellung des Friedens, und da er, wie ich oben ausgeführt habe, durch eine gemeinsame bedrohende Aktion der Mächte in Rom nicht herbeigeführt werden kann, so wird versucht werden, ihn durch eine Pression in Konstantinopel zu erzwingen. Wenn man sich in die Seele italienischer Staatsmänner versetzt, und einmal von ihrem Standpunkt aus die internationale Lage beurteilt, so wird man sich klar darüber werden, daß Italiens Politik von solchen Erwägungen geleitet sein wird. Für Deutschland wird das natürlich nicht angenehm sein. Aber die Leiter seiner auswärtigen Politik werden gewiß, auf den Spuren ihres großen Vorgängers wandelnd, ihre Maßnahmen unter der Voraussetzung treffen, daß auch Italien seine Politik nicht nach ihren Wünschen, sondern nach seinen Interessen orientiert, die in ihren Zielen nach meiner Auffassung den Interessen der Dreibundmächte nicht widersprechen.

Inzwischen darf man die Vermittlung der Mächte, die mit der Provozierung der italienischen Friedensbedingungen begonnen hat, nicht deshalb für gescheitert halten, weil die Türkei durch ihre Botschafter hat erklären lassen, daß sie die ihr noch gar nicht offiziell mitgeteilten Friedensbedingungen für unannehmbar hält. Denn wie oft hat die Türkei schon Vorschläge mit der größten Entschiedenheit zurückgewiesen, die sie später angenommen hat! Freilich darf man auch kein allzu großes Vertrauen auf den Erfolg dieses ersten ernstlichen Vermittlungsversuches setzen. Ich würde ihn sogar für aussichtslos halten, wenn Italien, wie vertrauenswürdige Blättermeldungen behaupten, nicht erklärt hätte, daß es von der Pforte nicht die ausdrückliche Anerkennung seiner Souveränität über Tripolis verlange. Stillschweigend hat man in Konstantinopel schon oft auf Rechte verzichtet, deren vertragsmäßige Abtretung unerreichbar war.

Die Verhandlungen zwischen England und Deutschland, die durch den Besuch Lord Haldanes eingeleitet werden sollten, sind in den dichtesten Schleier des Geheimnisses gehüllt. Wenn man aus Churchills merkwürdiger Rede einen Schluß auf ihren Inhalt ziehen darf, so muß man annehmen, daß es den englischen Staatsmännern vor allen Dingen daran liegt, zu einem Übereinkommen über die Flottenrüstungen mit Deutschland zu kommen. Wenn das wahr ist, so begehen sie den großen Fehler, zuerst die Wirkung und dann die Ursache beseitigen zu wollen. Wenn erst einmal eine Einigung über die Abgrenzung des Welteinflusses der beiden Mächte zustande gekommen ist, wird eine Verständigung über die Flottenrüstung viel leichter zu erzielen sein, denn sie ist bis zu einem gewissen Grade nur deshalb nötig, weil jene Einigung bisher nicht zu erzielen war. Nur deshalb, weil die Rede Churchills diese Tatsache nicht berücksichtigte und weil sie infolge dessen, wie ich annehme, ohne daß der Redner es wollte, nur einen ungünstigen Einfluß auf den Fortgang der englisch-deutschen Verhandlungen ausüben kann, ist sie zu bedauern. Aber nicht nur zu bedauern, sondern auf das schärfste zu verurteilen sind die maßlosen Angriffe der deutschen Flottenenthusiasten, die jene Rede gezeitigt hat. „Man darf“, so schreibt einer von den kurzsichtigsten unter ihnen, „England keine Zeit zum Verschnaufen lassen, denn es handelt sich jetzt für uns um das Finish im Endkampf. Wir haben England jetzt so an der Klinke, daß wir die größten Narren der Welt wären, die das miserabelste Schicksal verdienten, wenn wir es uns jetzt entkommen lassen wollten.“ Die Rede

Churchills soll uns gewiß nicht veranlassen, unsere Flottenrüstungen allein von ihrem Verhältnis zu Englands Seemacht abhängig zu machen. Aber wenn man diesen berechtigten Wunsch in so wilde Worte kleidet wie die oben zitierten, so darf man sich nicht darüber wundern, daß in England der Glaube an einen deutschen Überfall nicht auszurotten ist. Und der Deutsche, der dazu beiträgt, diesen Glauben zu bestärken, der handelt gewiß gegen die Interessen seines Vaterlandes, denn eine Verständigung zwischen Deutschland und England ist das politische Ereignis, das von allen Feinden Deutschlands am meisten gefürchtet wird.

Der deutsche Reichstag wird sich, nachdem er die langwierigste Präsidentenkrisis überwunden und das unermeßliche Füllhorn seiner Wünsche bei der Beratung des Etats des Reichsamts des Innern ausgeschüttet hat, erst nach den Osterferien mit den großen Aufgaben beschäftigen, deren Lösung ihm obliegt. Diese großen Aufgaben aber werfen schon ihre Schatten voraus. Einer der tüchtigsten Staatssekretäre des Reichsschatzamts, die das deutsche Reich seit seiner Begründung gehabt hat, ist der Vorbereitung dieser Aufgaben zum Opfer gefallen. Über die Gründe seines Sturzes kann wohl niemand mehr im Zweifel sein. Nicht die Forderung des Verzichts auf die Erbschaftssteuer, sondern die Meinungsverschiedenheit darüber, ob mit den vom Bundesrat angenommenen Deckungsmitteln für die Wehrvorlagen das von ihm aufgestellte und vom Reichskanzler anerkannte Prinzip: „Keine Ausgaben nichtwerbender Art ohne Deckung" verlassen worden sei, hat ihn bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Der Bundesrat ist der Ansicht, daß die Aufhebung der sogenannten Liebesgabe dazu ausreicht, um diesem Grundsatz gerecht zu werden, der Staatssekretär nicht. Es scheint mir müßig, darüber zu streiten, wer Recht hat, solange man die Überschüsse des Etats von 1911 noch nicht genau kennt und solange man nicht weiß, ein wie großer Teilbetrag dieser Überschüsse wirtschaftlichen Ausnahmezuständen zu verdanken ist. Wenn die voraussichtlich wiederkehrenden Teilbeträge dieser Überschüsse so groß sind, daß sie mit den Erträgen, die aus der Beseitigung der Liebesgabe zu erwarten sind, bei hinreichender Schuldentilgung die Mehrausgaben für Heer und Flotte decken, so hat der Reichskanzler gewiß Recht, statt der Erbschaftssteuer die Liebesgabe gewählt zu haben. Denn die Annahme der Erbschaftssteuer war im höchsten Grade zweifelhaft. Bis tief in die Reihen der Fortschrittlichen Volkspartei war man nicht sicher, ob die Sozialdemokraten für sie stimmen würden, wenn sie zur Bestreitung militärischer Forderungen verwendet werden sollte. Die Liebesgabe aber wird voraussichtlich gegen die Stimmen einiger unentwegter Agrarier von allen bürgerlichen Parteien angenommen werden. Und des Reichskanzlers Recht wird nicht dadurch zum Unrecht, daß die Entscheidung, die er traf, den Wünschen des Zentrums entgegenkam. Die Beseitigung der Liebesgabe ist eine viel ältere Forderung des Liberalismus als die Einführung der Erbschaftssteuer. Und wenn sie ihm jetzt plötzlich wertloser erscheint als vor drei Jahren, da die Meinungsverschiedenheit über sie den Bülowblock sprengte, so erweckt er den Verdacht, daß der Wert seiner programmatischen Forderungen von der Größe des Ärgers abhängig ist, den seine politischen Gegner über sie empfinden. Denn es ist nicht wahr, daß erst in den letzten drei Jahren die Monopolstellung der Spirituszentrale so stark geworden ist, daß es in ihrer Macht liegt, die Aufhebung der Liebesgabe auf die Konsumenten abzuwälzen. Das konnte sie im Jahre 1909, als die libe-

ralen Parteien die Beseitigung der Steuerfreiheit auf Spiritus so stürmisch verlangten, gerade so gut wie jetzt. Darum sollte der Liberalismus, wenn anders die Grundsätze einer gesunden Finanzverwaltung nicht verletzt werden, sich mit der Liebesgabe abfinden, die Einführung der Erbschaftssteuer aber auf die hoffentlich nicht allzu ferne Zeit vertagen, in der sie im Rahmen einer großzügigen Finanzreform die Beseitigung der schikanösen Verbrauchssteuern ermöglicht, durch welche die überhasteten und dilettantischen Finanzgesetze von 1909 so unpopulär geworden sind. Aus dem letzten zu wenig beachteten Satze der Erklärung, mit der die Norddeutsche Allgemeine Zeitung am 15. März das Ergebnis der entscheidenden Bundesratssitzung bekannt gab, darf man vielleicht schließen, daß auch der Reichskanzler gleich den Ministern der süddeutschen Bundesstaaten die Erbschaftssteuer noch nicht endgültig aus dem Programm der Reichsregierung gestrichen hat.

Die nervöse Stimmung, die durch die Vorgänge auf dem Gebiete der äußeren Politik erzeugt und durch falsche und sensationelle Krisengerüchte erhöht wurde, erfuhr eine noch größere Steigerung durch wirtschaftliche Kämpfe von so ungeheurem Umfang, wie sie die Geschichte der Arbeiterbewegungen noch nicht verzeichnet hat. In England forderten die Arbeiter der Kohlenbergwerke die Einführung des Mindestlohns und traten trotz aller Bemühungen der Regierung und der für die Schlichtung sozialer Streitigkeiten eingesetzten Behörde in den Ausstand, als er ihnen nicht bewilligt wurde. Ihre bewunderungswürdige Einmütigkeit legte in kurzer Zeit den Betrieb der Bergwerke lahm, die nicht nur der englischen Industrie, sondern einem großen Teil der Fabriken und Transportanstalten der ganzen Erde das Lebensbrot liefern. Die Arbeiter der Kohlengruben im Ruhrrevier hielten diesen Zeitpunkt für günstig, um eine Lohnerhöhung und die Verkürzung der Arbeitszeit zu fordern. Der Zechenverband lehnte es auch diesmal wieder ab, mit den Vertretern der Organisationen über diese Forderungen zu verhandeln, ließ aber durchblicken, daß am 1. April eine etwa zehnprozentige Lohnerhöhung aus freien Stücken von den Zechenbesitzern bewilligt werden würde, und versprach, daß seine Mitglieder mit den Arbeiterausschüssen über die Forderung der Bergleute verhandeln würden. Trotzdem verkündeten die Führer der Organisationen mit Ausnahme der Leiter der christlichen Gewerkschaften den Ausstand. In noch höherem Grade wie auf dem Gebiet der Politik wird auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Kämpfe die Frage nach der Berechtigung eines Unternehmens durch den Erfolg entschieden. Darum muß man dem Streik im Ruhrrevier jede Berechtigung absprechen, denn mit einem größeren Mißerfolg hat wohl noch nie eine Ausstandsbewegung, an der Hunderttausende von Arbeitern teilnahmen, geendet. Der Mißerfolg hatte nicht nur seinen Grund darin, daß die in den christlichen Gewerkschaften organisierten Bergleute die Arbeit nicht niederlegten, sondern auch darin, daß durch ihn nicht nur wirtschaftliche sondern auch politische Ziele erreicht werden sollten, und darin, daß er in dem Augenblick, in dem der Weltmarkt die gesamte englische Kohlenproduktion entbehren mußte und darum der deutschen Kohle die günstigsten Aussichten eröffnete, allgemein für kurzsichtig, für unklug, für unpatriotisch gehalten wurde. So hat dieser Ausstand keinen anderen Erfolg gehabt als den, daß die Arbeiter Millionen an Löhnen verloren haben, daß Hunderte von Existenzen vernichtet worden sind, die von den Bergleuten lebten, und daß es dem deutschen Bergbau unmöglich gemacht wurde, eine nie wiederkehrende Konjunktur auszunutzen.

Welchen Verlauf der Ausstand der englischen Bergleute nehmen wird, kann sich erst in einigen Tagen entscheiden. Er hat weit über die Grenzen Englands hinaus verheerend gewirkt; mehr als eine Million Arbeiter hat er zu unfreiwilliger Muße gezwungen, das ganze englische Erwerbsleben hat er wochenlang lahm gelegt und die Verluste, die er zur Folge hat, sind größer als die eines unglücklichen Krieges. Wenn aber das Gesetz, das die Regierung dem Parlament vorgelegt hat, angenommen wird, werden die englischen Bergleute den größten Sieg erringen, der seit dem Beginn der sozialen Bewegung erfochten worden ist. Denn sie würden es dann erzwingen, daß eine der am heißesten umstrittenen sozialistischen Forderungen in die Gesetzgebung des größten Industrielandes eingeführt würde. Die englischen Minenbesitzer würden dann durch die Staatsgewalt auf den Weg gezwungen werden, der bei der Verstaatlichung der Produktionsmittel endigt. Die Freiheit des Arbeitsvertrages würde vernichtet sein. Der englische Liberalismus — es klingt wie eine Ironie des Schicksals — würde dann das Fundament seines volkswirtschaftlichen Programms in Trümmer legen: Der Preis der Arbeit würde nicht mehr durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, sondern durch das Staatsgesetz bestimmt werden. Viel folgenschwerer, viel gewaltiger als der Wahlsieg der deutschen Sozialdemokratie würde der Erfolg dieser ungeheuersten aller Ausstandsbewegungen sein. Die Annahme des Gesetzes, das einen Mindestlohn für die Arbeiter der englischen Kohlenbergwerke erzwänge, würde eine neue Epoche der volkswirtschaftlichen Entwickelung einleiten, und daß eine Regierung aus der Schule von Manchester den Wegweiser in diese neue Zeit aufgepflanzt hätte, das wäre der Humor davon.

Berlin, den 26. März 1912.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Jöhlinger.

Schutztruppen.

Bevor sich der Reichstag den größeren politischen Fragen zuwandte, die der Etat des Reichsamtes des Innern mit sich brachte, kam es zu einem kleinen aber nicht minder interessanten kolonialen Wortgefecht. Dieses ist nur als ein Vorspiel der demnächst zu erwartenden größeren kolonialen Aussprache anzusehen, und Herr Solf, der neue Leiter unserer Kolonialverwaltung wird alsdann seinen Ruf als gewandter Redner zu rechtfertigen Gelegenheit haben. Bei dem Vorspiel hat er, obschon er nur wenig in die Debatte eingriff, recht gut abgeschnitten und das, obwohl bis jetzt nur wenige Parteien auf seiner Seite standen.

Veranlaßt wurde die Kolonialdebatte durch ein neues Gesetz über die Schutztruppen in den deutschen Kolonien, das die Rechtsverhältnisse der Kolonialkrieger, die Frage des Beurlaubtenstandes, die Versorgung der Angehörigen und dergl. regeln soll. Bisher hat es an einer solchen einheitlichen Regelung gefehlt und es hat sich im Laufe der Zeit die Notwendigkeit eines Gesetzes immer mehr ergeben. Die Frage des militärischen Schutzes unseres Übersee-Deutschlands ist von großer Bedeutung, hängt doch die Entwickelung unserer ganzen Kolonialwirtschaft von der friedlichen Erschließung unserer Schutzgebiete ab, und der kostspielige Krieg gegen die Herero und Hottentotten hat uns gezeigt, wie ein Land durch eine falsche Taktik wirtschaftlich ruiniert werden kann. Die Tausende von Eingeborenen, die in Südwest unter Trothas Leitung ohne zwingenden Grund in die Wüste gejagt wurden, wo sie verdursteten, fehlen heute als Arbeits-

kräfte beim Wiederaufbau des Landes, dessen Wirtschaftslage durch Diamanten etwas überstrahlt wird, in Wirklichkeit aber sehr bedenklich ist.

Trotzdem nun gerade in Südwest eine Aufstandsgefahr am wenigsten zu befürchten ist, denn die Spuren des letzten Feldzuges sind noch nicht vergessen bei der elend zusammengeschrumpften Eingeborenenbevölkerung, so kostet uns doch die Bewachung dieses Schutzgebietes, in dem nur 14 000 Weiße wohnen, die stattliche Summe von 14,2 Millionen Mark pro Jahr. Es ist zwar für das Jahr 1912 eine Verringerung der Schutztruppe in Südwestafrika um 209 Mann auf 1970 Mann vorgesehen, aber man geht wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß jetzt, nachdem friedliche Verhältnisse herrschen, eine so starke und kostspielige Besatzung durch die Verhältnisse im Lande selbst nicht gerechtfertigt wird. Aber man darf andererseits nicht vergessen, daß die Schutztruppe von Südwestafrika auch noch einen anderen Zweck hat als die Bevölkerung vor den Eingeborenen zu schützen. Eine starke Schutztruppe in Südwest wird vielmehr von sehr vielen Politikern als dringend notwendig bezeichnet, um im Falle von Verwicklungen mit einem anderen Staate die Landesgrenzen von Südwest nach außen hin zu schützen oder gar den Feind in seiner eigenen Kolonie anzugreifen. Gerade in Afrika gibt es Stellen, wo unsere Gegner sehr leicht zu verwunden sind, und mit Recht hat der ausgezeichnete Kolonialpolitiker Konsul Voßen das Wort geprägt: Si vis pacem, para — Africam! Gerade die politische Stärke, die in einer Schutztruppe in Südwest liegt, darf nicht unterschätzt werden.

Freilich sind, wie schon erwähnt, Schutztruppen sehr teuer; sie kosten viel mehr als die Regimenter in der Heimat und dadurch wird der Kolonialetat, der vorläufig immer noch auf Zuschüsse aus dem Mutterlande angewiesen ist, belastet. Kein Wunder, wenn sich dann im Reichstage das Bestreben geltend macht, bei der militärischen Bewachung der Schutzgebiete nach Möglichkeit zu sparen. Dies Bestreben kam auch bei der Reichstagsdebatte über die Schutztruppe deutlich zum Ausdruck. Namentlich Noske, der Sozialdemokrat, war es, der auf die hohen Kosten der Schutztruppen hinwies, ohne aber zu erwähnen, daß ohne Schutztruppe die Zahl der Eingeborenenunruhen wahrscheinlich viel größer gewesen wäre, als es bis jetzt der Fall war. Aufgabe der Schutztruppe soll es nämlich sein, Aufstände vor Entstehen bereits zu verhindern, nicht nur nach Ausbruch zu bekämpfen. Freilich gibt es Offiziere, deren Ideal es ist, einem Eingeborenenaufstande beigewohnt zu haben. Das hat uns Fritz von Unruh in seinem Drama „Offiziere" sehr lebenswahr geschildert. Aber gegen diese koloniale Kriegslust hat einmal ein alter Schutztruppenoffizier ein sehr wirksames Mittel empfohlen: Man soll allen Offizieren, ehe sie zur Schutztruppe abkommandiert werden, die „Schwerter zum Kronenorden" vor der Ausreise bereits verleihen — dann wird ihre Kriegslust sehr gedämpft.

Naturgemäß fehlte in der Reichstagsdebatte der Rekordredner des Zentrums Herr Matthias Erzberger nicht. Erzberger muß sich ja — seit Roeren vom Schauplatz abgetreten ist — pflichtgemäß zu jeder kolonialen Frage äußern, ob er etwas davon versteht oder nicht, das ist ihm einerlei. Die Frage der kolonialen Krieger liegt ihm anscheinend besonders am Herzen: erstens war er es doch, der dem armen Südwestafrika 80 Millionen Mark Kriegssteuern aufbürden wollte, ohne zu bedenken, daß die meisten Kolonien vom Mutterlande abgefallen sind, wenn sie zu

Kriegskosten herangezogen wurden. Zweitens war es Erzberger, der auf dem letzten „Kolonialkongreß" sich zum Träger der Worte machte: die Militärstationen in Afrika sind die Verbreiter von Syphilis und Islam (beides für Herrn Erzberger gleich schlimme Krankheiten!)

Selbstverständlich wetterte Erzberger kräftig gegen das neue Gesetz, in dem er Fußangeln für den Reichstag vermutet, das ein Überwuchern des Militarismus zur Folge habe und dergl. Aber er war so klug, nicht gleich endgültig für oder gegen das neue Gesetz Stellung zu nehmen — das kommt erst später. Einstweilen hat er sich als kritischer Geist und kolonialer Sachkenner gezeigt, vor dem der neue Staatssekretär zittern soll. —

Solf ließ sich aber durch das Gebell nicht reizen, er zeigte, daß er von englischen und amerikanischen Staatsmännern gelernt hatte: statt nach Art Bethmann Hollwegs seine Angreifer weidlich auszuschimpfen, bedankte er sich bei den Rednern für die gegebenen Anregungen, denen er Berücksichtigung zusagte, wo es möglich sei, ohne sich aber im einzelnen zu vinkulieren. So gelang es ihm trotz heftiger Debatte zum Schlusse die meisten Redner für sich zu gewinnen, was für die bevorstehenden Kommissionssitzungen nicht ohne Wert ist.

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Pfarrer Jathos treuer Freund, der Dortmunder Pfarrer Lic. Gottfried Traub, ist am 15. März vom Schlesischen Konsistorium in Breslau nach viertägiger Verhandlung zur Strafversetzung verurteilt worden. Als Pfarrer Traub mit der ihm eigenen durchdringenden juristischen Schärfe und dem aus ihm strömenden religiösen Ernst vor dem Spruchkollegium im Sommer 1911 seine erschütternde Meisterrede für Jatho hielt, da zweifelte niemand im Ketzersaal, daß Traub selber das nächste Opfer unserer kirchlichen Verwirrung sein werde. In einer Selbstverblendung, die zu beklagen ist, gedachte die Kirchbehörde sich den unbequemen Mann — mit dem wachen Gewissen für kirchliche Reinlichkeit und religiöse Wahrheit — von den Schranken des öffentlichen Spruchhofes fernzuhalten; er sollte gleichsam in der Dunkelkammer der Disziplinarbehörde unter Ausschluß der Öffentlichkeit unrühmlich abgetan werden. Die Ausschließlichen in der Kirche rechneten bestimmt mit Traub's Dienstentlassung, also mit dem Wegfall der Rechte des geistlichen Standes und der Pension, mit seiner öffentlichen Bemakelung. Das zuständige westfälische Konsistorium in Münster folgte dem Wink von oben um so williger, als diese unmittelbare Behörde Traub's gegen ihn bereits vor etlichen Jahren gerichtlich geklagt hatte und in beiden Instanzen leer abziehen mußte, während der beschuldigte Pfarrer, absolut freigesprochen, gerechtfertigt aus dem Handel hervorging; ein mit Traub verfeindetes Mitglied jenes Konsistoriums, die eigentliche Seele des Vorstoßes, erlebte als Nebenkläger die gleiche Niederlage. Traub lehnte daher das Konsistorium in Münster als befangen ab; der Oberkirchenrat, von der Öffentlichkeit ermuntert, schickte den Angeklagten in eine unbeteiligte Kirchenprovinz. Während der Präsident in Breslau lediglich auf Erteilung eines Verweises antrug und sowohl eine Geldstrafe wie Dienstentlassung, Amtsenthebung, Strafversetzung ausschied, hat sich eine Zufallsmehrheit der Richter für die Strafversetzung entschieden. Im Dienst der

Kirche aber, darin waren die geistlichen Herren einig, müsse die bedeutende Wirksamkeit Traub's festgehalten werden. Man beschuldigte ihn in einer erheblichen Zahl von Fällen der Beleidigung, begangen in Aufsätzen der von Traub geleiteten Wochenschrift, in Vorträgen und andern Publikationen; das „Treuverhältnis" des Pfarrers zur Landeskirche soll er durch seine öffentliche Kritik — wenn auch in religiöser Leidenschaft — verletzt haben. Zweifellos hat Traub als Redakteur, als Redner und Schriftsteller in den heißen Kämpfen der letzten Jahre mehrfach über die Schnur gehauen, mit Fischblut ist er leider nicht ausgestattet; aber er ist um mehrere Jahrhunderte höflicher als ein gewisser Martin Luther, und wenn er das Staatschristentum zur Volkskirche entwickeln will, so leitet ihn die Sorge um die Gemeinde und die Begeisterung für den christlichen Idealismus, sein lodernder Zorn ist wie aller gerechte Zorn nur eine Erscheinungsform der Liebe. Immerhin, solange ein landeskirchlicher Pfarrer doch noch irgendwie Beamter ist und den Schutz und die Vorteile des beamtlichen Charakters genießt, solange muß er sich auch gefallen lassen, daß ein Aktenstück über ihn angelegt und er für Übergriffe zur Rechenschaft gezogen wird. Denn wohlgemerkt, es geht hier nicht um Traub's Glauben, nicht um seine Lehre — die gehört ausschließlich, nach der Neuregelung, vor das Spruchkollegium, dem er ja nun wohl kaum erspart bleiben dürfte nach seiner rücksichtslos ehrlichen Kampfschrift (im Anschluß an den Fall Jatho), sondern lediglich um beleidigende Ausfälle gegen Einzelne und gegen kirchliche Korporationen und Institutionen.

Die Begründung des Urteils steht noch aus; Traub wird nach ihrem Empfang vielleicht den Beschwerdeweg an den Oberkirchenrat in der Gewißheit *meiden*, daß ihm von dorther keine Hilfe kommt. Dann bleibt es bei der Strafversetzung — was werden die begeisterten Dortmunder Freunde als entschlossene Westfalen tun, wenn ihnen der treue und verehrte Mann entführt werden soll? Und wohin will man Traub strafversetzen? In eine schwierige Landgemeinde oder in eine andere lebhafte Industriestadt; will man ihn in die Bergwerke verschicken oder auf hochgelegener Einöde ansiedeln? Kommt er wieder in große Verhältnisse, so wird er ein neues Dortmund gestalten; bekommt er wenig zu tun, so wird er desto emsiger schreiben und reisen! Der kirchliche Liberalismus kann bei der Affäre nur gewinnen und er würde Grund haben zu jubelndem Dank an die Kirchbehörden, wenn die im glänzenden Aufstieg begriffene Kraft von Traub *völlig frei* würde, wie der um zwei Jahrzehnte ältere Jatho, für die Propaganda des neuprotestantischen Christentums im gesamten Deutschland. Man erkennt: die kämpfende Kirche hat schicksalsschwangere Tage . . .

Juristische Rundschau.

Von Rechtsanwalt Dr. *Hugo Waldeck* (Berlin).

Spiel und Börse.

Zwei *Spielerprozesse* haben in jüngster Zeit mit Rücksicht auf die Kreise, denen die Angeklagten und ihre Opfer angehörten, einiges Aufsehen erregt. Wenn die erkannten Strafen nicht besonders hart ausgefallen sind, so ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß, wie es gewöhnlich bei derartigen Prozessen der Fall ist, das Treiben der Schuldigen nicht genügend hat aufgeklärt werden können. Die deutsche Strafgesetzgebung sieht, wenn es nicht gerade wie z. B. bei der preußischen Klassenlotterie im Namen und zum Nutzen des Bundesstaates, dem der

Spieler angehört, geschieht, in dem Betriebe und in der Förderung des Glücksspiels etwas Gefährliches. Auch die auf das Spiel bezüglichen privatrechtlichen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches und des Börsengesetzes sind von diesem Gesichtspunkte aus aufzufassen und auszulegen. Unter Spielvertrag verstehen wir mit dem Rechtslehrer Dernburg einen Vertrag, bei dem die Parteien Gewinn und Verlust unter entgegengesetzten Bedingungen vereinbaren, lediglich um durch den Zufall einen Gewinn zu erzielen oder sich die Zeit zu vertreiben. Charakteristisch für das Spiel ist also einmal, daß die Entscheidung über Gewinn oder Verlust allein oder hauptsächlich von Vorgängen, die sich der menschlichen Berechnung entziehen, und nicht im wesentlichen von der Kraft, dem Geschick oder der Überlegung der Spielenden abhängt, und sodann, daß ein ernster sittlicher oder wirtschaftlicher Zweck dem Geschäft fehlt. Den letzteren Gesichtspunkt hat das Reichsgericht namentlich in verschiedenen Entscheidungen, die sich mit den an der Börse gemachten Differenzgeschäften befassen, betont.

Nach § 284 des Strafgesetzbuchs wird derjenige, der aus dem Glücksspiel ein Gewerbe macht, mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft, neben welchem auf Geldstrafe von 300 bis 6000 Mark, sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann. Zur Strafbarkeit gehört demnach Gewerbsmäßigkeit der Handlung. Eine solche liegt nicht vor, wenn der Spieler ohne Rücksicht auf Gewinn oder Verlust, nur um seiner Spielleidenschaft zu frönen, gespielt hat. Betreibt er aber das Glücksspiel, um es als fortgesetzte Erwerbstätigkeit auszuüben, so macht er sich strafbar.

Die Differenzgeschäfte, bei denen der auf Lieferung von Waren oder Wertpapieren lautende Vertrag in der Absicht geschlossen wird, daß der Unterschied zwischen dem vereinbarten Preise und dem Börsen- oder Marktpreise der Lieferungszeit von dem verlierenden Teile an den gewinnenden gezahlt werden soll, werden zwar nach § 764 des Bürgerlichen Gesetzbuches als Spielgeschäfte angesehen, rechnen aber nicht zu den Glücksspielen im Sinne des Strafgesetzbuchs, weil sie auf kaufmännischer Spekulation beruhen, ihr Ausgang also nach übereinstimmender Ansicht der Literatur und Judikatur nicht wesentlich vom Zufall abhängt. Wer aber, wie es z. B. oft die Inhaber der Bucketshops und die sogenannten Animier-Bankiers tun, gewohnheitsmäßig in gewinnsüchtiger Absicht andere unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit oder ihres Leichtsinns zu Börsenspekulationsgeschäften verleitet, welche nicht zu ihrem Gewerbebetriebe gehören, wird nach § 94 des Börsengesetzes mit Gefängnis bis zu fünf Jahren und zugleich mit Geldstrafe bis zu fünfzehntausend Mark bestraft.

Trotz der oben erwähnten strafrechtlichen Vorschriften beruhen die zivilrechtlichen Bestimmungen über das Spiel nicht auf dem Gedanken, daß der Abschluß eines Spielvertrages ein unsittliches Rechtsgeschäft ist, denn der Vertrag als solcher ist nicht ungültig. Er ist jedoch in seinen Wirkungen in der Richtung beschränkt, daß die Geltendmachung von Ansprüchen aus ihm versagt wird. Was aber auf Grund des Spieles geleistet ist, kann nicht zurückgefordert werden. Insoweit hat also der Spielvertrag eine gewisse rechtliche Bedeutung. Unter Leistung ist nur eine solche zu verstehen, die das Schuldverhältnis unwiderruflich und zwar so löst, daß keine persönliche Verbindlichkeit mehr übrig bleibt. Daraus folgt, daß z. B. die Hingabe eines Wechsels seitens des Schuldners, die zahlungshalber erfolgt, keine Tilgung der Spielschuld, sondern

nur die Eingehung einer Wechselverbindlichkeit bedeutet. Der Wechsel kann daher jederzeit zurückgefordert werden, und der Gläubiger aus dem Spielgeschäft muß selbst dann dem Schuldner das Akzept wieder zurückverschaffen, wenn er es im Einverständnis mit dem Schuldner weiter begeben und die Valuta erhalten hat. Nur wenn der Schuldner den Wechsel freiwillig einlöst, liegt eine gültige Erfüllungsleistung des Spielgeschäfts vor (vergl. Entscheidungen des Reichsgerichts Band 77 Seite 280). Für Schuldanerkenntnisse und Vergleiche, selbst wenn sie gerichtlich oder notariell abgegeben worden sind, gilt das Gleiche. Sie sind absolut unverbindlich. Auch die Umwandlung einer Spielschuld in eine Darlehnsschuld ist unzulässig.

Das Spiel an der Börse wickelt sich im allgemeinen in der Form der sogenannten Börsentermingeschäfte ab, indem die Kontrahenten dieselben dann lediglich als Differenzgeschäfte behandelt wissen wollen; d. h. ein bestimmter Preis wird nach Maßgabe des Kurses der Papiere bei Eingehung des Geschäfts gebucht, während durch Gegenbuchung eines später notierten Kurses der Gewinn zugunsten eines der beiden Beteiligten ermittelt wird. Das Geschäft wird also lediglich durch Zahlung der Differenz und nicht durch Lieferung und Abnahme der gehandelten Papiere oder Waren realisiert. Diese Art der Börsentermingeschäfte, die das Gesetz als Spiel auffaßt, ist, wie die Börsentermingeschäfte überhaupt, nur für eingetragene Kaufleute und die ihnen im § 53 des Börsengesetzes gleichgestellten börsentermingeschäftsfähigen Personen rechtsverbindlich. Das Gros des spekulierenden Publikums wird durch die Eingehung der Börsentermingeschäfte ebenso wenig wie durch ein Spielgeschäft weder berechtigt noch verpflichtet. Aber auch für die eingetragenen Kaufleute und die übrigen börsentermingeschäftsfähigen Personen sind die reinen Differenzgeschäfte — und dies wird leicht übersehen — nur dann rechtsverbindlich, wenn die Papiere, in denen gespielt worden ist, in Deutschland zum Börsenterminhandel zugelassen sind. Mit anderen Worten: Die Differenzgeschäfte deutscher Bankiers in Papieren, die nur an ausländischen Börsen notiert sind, oder die Differenzgeschäfte, die jene mit ausländischen Bankiers an ausländischen Börsen abschließen, sind ohne Rechtswirksamkeit. Denn auf die betreffenden Geschäfte finden in Gemäßheit der §§ 61, 58 und 50 des Börsengesetzes ausschließlich die §§ 762 und 764 des Bürgerlichen Gesetzbuchs Anwendung, d. h. aus den Geschäften können keine Ansprüche geltend gemacht werden, da sie nur Spiel sind. Das Reichsgericht hat dies in einer Entscheidung vom 14. Juni 1911, Band 76, S. 371, ausdrücklich festgestellt.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Tolstoi, der prophetische Dichter der „Auferstehung", der seelenweckende Apostel der Menscherneuerung im Geist und im Gewissen, feiert in jedem seiner hinterlassenen Werke Auferstehungen seiner weltsittlichen, seiner menschheitsittlichenden Gedanken. Auch sein hinterlassener Kampfroman „Chadschi Murat" (S. Fischer-Verlag, Berlin), die Geschichte der Unterjochung der aufständischen Daghistan-Völker durch russische Waffengewalt, ist schon von diesen großen Gedanken getragen, obwohl anzunehmen, daß die Entstehung des Werkes weit zurückliegt. Seiner späteren Erkenntnisse Kern und Krone, seiner letzten Weisheit Wurzel und Wip-

fel: Ihr Menschen, hört auf, gegeneinander mit Überlegung zu rasen; kränkt einander nicht an Leben und Lieben, an Besitz und Recht, an Gott und Gewissen; kerkert eure Seele nicht ein in Rachgier, Blutdurst, Machtverlangen und Ungerechtigkeit, in widrige, niedrige Gesinnung — das ist der breite, tiefe Unterstrom, das ist sein ethischer Appell an die Menschennatur in dem äußeren Geschehen auch dieses Kriegsromans. Die Spannweite seiner dichterischen Schwingen entfaltet er auch hier schon mit all der Kraft, die seine späteren Dichtungen zu Trägern seiner rückhaltlos aufhellenden Anschauungen macht. Seine Ehrlichkeit war immer kühn, seine Güte ohne Furcht.

Das feile, intriguante Schmeichler-Geschmeiß am Hofe des Zaren Nikolaus gleicherweise wie die entsetzlichen Greuel in Krieg und Parteizerfall, wie das Listen und Morden, das Beschleichen und Vernichten in Feldleben und Dorfbedrängnis — mit besonnen ruhiger Kraft, wie nur die schmerzbeteiligte Seele sie dem Künstler leiht, wird alles schleierlos verlebendigt. Wie der Held jener blutig finsteren Tage, Chadschi Murat, mit seinem bisherigen Kampfgenossen, dem Hauptführer Schamyl, in Blutfeindschaft gerät und flieht; wie der Gehetzte zu den Russen übergeht, um seine Familie aus den Händen Schamyls zu retten; wie die Russen den Vertrauenden hundertfach täuschen und den Fliehenden endlich töten, sein blutig Haupt durch die aufständischen Dörfer tragend — das alles ist echter Tolstoi in jedem Zug. Nicht als ein bloß interessant und mit Wahrscheinlichkeit Vermutetes, sondern als ein in reiner Überzeugung und bitterer Erfahrung Gewußtes. Heiß betrauert und geschildert, nicht in der Absicht zu unterhalten, sondern zu unterweisen, im edelsten und weitesten Sinne.

Daß dieser Tolstoi in seinem parteizerwühlten, lichtverlassenen Vaterlande von der Zensur verschluckt worden, ist verständlich. Um so wertvoller sein Besitz für uns!

Ein zweites Auferstehungswerk verschickt in diesen Tagen der gleiche Verlag: Herman Bang's nachgelassenen Roman „Die Vaterlandslosen". Die ganze tiefe, leidvolle Seeleneinsamkeit des Dichters, das bange Glückversagen seines erinnerunggekreuzigten Empfindens, sein stillverschlossenes Lebenrätseln und all die feinspürende Analyse menschlichen Fühlens, die seiner Kunstpersönlichkeit Silhouette geben — sie finden sich in diesem Vermächtnisroman, zu vertiefter Wirkung gebracht. Es ist, als habe Bang bei seinem Gestalten geahnt, daß er sein letztes Werk schaffe, daß es gelte, noch einmal alles auszusprechen, was er als Lebenslast in ausdauernd müden Sinnen getragen — ein Vaterlandsehnsüchtiger, ein heimatlos Schweifender, ein Weltverschlagener bis ans traurige Ende.

In dem Helden seiner Erzählung, Joan, Graf Ujhazy, einer Dänin und eines Ungarn zwiespältig Kind, hat er unzweifelhaft sich selbst porträtiert. Vornehmlich in der fließenden Wandelbarkeit der Empfindungen, in dem Erforschen und Erfüllen antipolarer Seelenzustände, für deren schlichten, keuschverhüllenden Ausdruck er so unerschöpfliche Nüancen findet. Denn die tiefinnerste Wesenheit des Künstlers ist Blut und Mark seiner Geschöpfe.

Als Kind sieht Joan seine vergötterte, ätherische Mutter, immer fröstelnd, an heimlicher, ungestillter Heimatsehnsucht sich verbluten. Weiterhin sieht er, wie sein traurig stiller Vater, von einem Stammverhängnis, schuldlos und glücklos, im eigenen Vaterland zu einem Verbannten, Gezeichneten, Verfemten gemacht wird ... In dieser Unheilsphäre wächst Joan auf

und in einer Umgebung von feindselig Zusammengeworfenen: Ungarn, Serben, Rumänen — jeder Mund eine andere Sprache; seine Heimat, ein Donau-Eiland „die Insel der Verbannten", die Zuflucht aller recht- und zuchtlos Gewordenen; er selbst immer einsam, umflüstert von den Sehnsuchtliedern seiner dänischen Amme, oder von Gassenroheit verfolgt, wegen seiner Vaterlandslosigkeit verhöhnt, mißhandelt. Wie das Volk Gottes belastet, so fühlt Joan sich von dem Fluch dieser Vaterlandslosigkeit durch sein ganzes Leben verfolgt. Heimlich und öffentlich, von ungewollten Nadelstichen, meuchlerischen Dolchen und offenem Schwertstreich. Unter diesem Gram blutet seine Seele in brennender, niemals narbender Wunde, fühlt er sein armselig Dasein mit Mal und Makel behaftet. In die Musik rettet er seine Sehnsucht nach Glück, sein Heimatweh. Von der Kunst mit höchster Meisterschaft gesegnet, wird er doppelt heimatlos, weil auf stetiger Wanderschaft, fremd in aller Herren Länder. Des großen, weltberühmten Geigers, Graf Joan Ujhazy letzte Kunstreise soll nach Dänemark gehen, die Heimat seiner Mutter zu grüßen. Schon auf der ersten Station erfüllt sich sein Geschick. Gerda Johansen, ein lieblich feingemutes Mädchen von unbewußter Holdseligkeit, schönheitserfüllt, starken Herzens, weckt in der Seele des Einsamen jähen Liebesmut und alles aufblühende Glückheischen. Hier, hier muß ihm Erlösung werden! Was ihm das Leben je versagt, was er traumhaft ersehnt — aus dieser Mädchenblüte kann es in fruchtender Erfüllung ihm Glück und Frieden und gesegnetes Tun auf der bannbelasteten Heimatinsel zureifen. Ein glücklicher Tag, ein seliger Konzertabend, ein Rausch der Hoffnung und — ein gescheitertes, lichtloses Weiterdämmern daheim, ohne jedes Lebenswerk. Denn Joan hat nicht Mut und Festigkeit gefunden, zu sprechen, zu werben. Die Stunde, mit ihrem leisen innigen Herzensweben zerrann, die Trennung schlug — für ewig: Trennung von Hoffnung, Kunst und Wirken. Eine Tragödie der Unbewußtheit, dargestellt von der höchsten Bewußtheit der Kunst.

Es ist nicht abzusehen, wie es möglich wäre, das alles noch feiner, zarter und so blütenhaft rein zu malen, zu verflechten, liedhaft anzudeuten; traumbefangen, lauschend, in tausend schillernden Goldfäden hundert Lebensbeziehungen verknüpft. Man erwarte aber keinen „Roman", nicht einmal eine „Erzählung" nach den Regeln der Kunst. Hier ist kaum ein Vorgang. Es geschieht alles, als ob nichts geschähe. Nur Stimmung. Und leichter Nebel über Stimmung und Seelen. Tatverlangen, erlöschend in unsäglich tiefer Schwermut, stiller Trauer. Scheue Hoffnungslosigkeit, verschwiegene Sehnsucht. Dazwischen Bilder des Alltags der Alltäglichen, packend lebendig — kunstvoll im besten Sinne: Schulerlebnisse; Städtebilder; wandernde Künstler; zechende Banausen; zielgehärtete Bauernüberheblichkeit; gescheiterte Wissenschaft. Menschengeschick, Daseinsrätsel, Wesensabgründe — durchsichtig gemacht von des Dichters zu absoluter Meisterschaft gereiftem aphoristischen Dialog. Und über allem das düstere Gespinst der Lebensabkehr. In jeder süßen Frucht der sehrende Wurm; in jeder Blüte der Gifthauch; auf jeder lächelnden Lippe Verrat, Hohn und Tod.

Denn das ist Bangs Wesenheit und Poesie: ein kraftverzehrtes Ringen mit einem Verhängnis im eigenen Blut; verzweifelte Abwehr der ererbten Art. Es ist sein Tag nur wie ein Glimmern; wie wenn ihm die Sonne nur durch den Mond schiene; wie wenn das Leben ihn durch den Tod jagte. Die tiefste, unerlösbare Verzagtheit an

allem, was der Mensch an Schöne und Holdseligkeit, an Glücksmöglichkeiten auf Erden finden kann und mit allen Fibern seiner Seele zu erjagen und zu halten nicht müde wird. Ohne welche das Leben ein Fegefeuer minus Läuterungsabsicht wäre.

Über Gesetz und Giltigkeit technischer Aufbauregeln darf man mit Bang nicht rechten. Er hat sich nie darum gekümmert — hier am wenigsten. Aber das Höchste in der Kunst war dennoch sein: jener eindringende Stil der Sinnbelichtung, der schon Gestaltungskraft ist und in sich schöpferisch wirkt; der nicht den wirklichen Kampf, sondern nur sein Bild, das Spiel der Leidenschaften, ausdrückt; dessen lautere Wahrheit zum sittlichen Wollen wird. Jenes rein spontane Formungsvermögen, das den Zwang zur Höhenreife als unumgängliches Eigengesetz in sich trägt — also geborne Kunst, also der Gegensatz von Routine ist. Routine ist ein Ergebnis von Erfahrungen und erwerblich — Kunst ist ein Geschenk der Natur. Ein Geschenk, das nur ihre Auserwählten erhalten.

Eine mehr empfundene als streng abgewogene Abhandlung über den jäh verblichenen Dichter stellt Emil Ludwig dem würdig ausgestatteten Buche voran, das von Julia Koppel sinnsicher und charaktertreu übersetzt ist.

*   *   *

Noch eines Dritten muß hier gedacht werden, von dessen unerwartetem Ableben der Telegraph traurige Botschaft bringt: Max Burckhard, einer der markantesten aus der Wiener Schule — wenn von einer solchen gesprochen werden darf. Und einer der interessantesten Menschen seines vaterländischen Milieus. Praktischer Jurist, Burgtheater-Direktor, Verwaltungsjurist, Feuilletonist, Kritiker und Romancier nacheinander — auf jedem Platze ein Ganzer, reformeifrig, tatsachenstreitbar, klarschauend und an allem Tun persönlich lebhaft beteiligt; als Romancier vielleicht von Dauer. Obschon auf diesem Gebiet numerisch keineswegs stark. Aber tiefeingreifend mit gnadenloser Satire in das Besserungsbedürftige seines Landes, mit schöpferischem Blick für die Besserungsmöglichkeiten seiner Zeit. Sein glücklichstes Werk „Die Insel der Seligen" exemplifiziert in phantastisch-poetischer Satire das, was „faul ist im Staate". In allen Einzelheiten zeigt er dort eine Willküranarchie, von einer Handvoll deportierter Verurteilter aller Stände auf einer weltgemiedenen Ozeaninsel, ohne Recht und Gesetz, lediglich auf den „gesunden Sinn" der Menschennatur gegründet. Bis die Gesetzfreien allmählich sich hinauf entwickeln in alle unsere Gesetz- und Kultur-Gebrechen, an deren Zäune und Gitter sie vormaleinst gescheitert . . . Auch seine Dichtung „Trinacria", ein Gleichnisroman von stark moussierender Gesellschaftssatire, trägt Merkmale des Dauerfähigen an der Stirn. Vor allem in seinen Charakteren wird Burckhard's Gestaltungskunst bedeutsam. Immer und überall stellt er wirkliche Menschen hin, warmpulsig, lebenskräftig. Nichts von jenen konstruierten Roman-Maschinen, deren Räderwerk, auf eine bestimmte Aufgabe eingestellt, in mißtönigem Quarren prompt funktioniert.

Ob Burckhard „berühmt" war? Ein französischer Klassiker definiert Ruhm so: „Ruhm heißt, von denen gekannt sein, die wir nicht kennen." Wenn man das gelten läßt, war Burckhard sehr berühmt, denn er war einer der Gekanntesten daheim. Welchen Platz aber die kritisch-ästhetisch-historischen Literaturoberförster dereinst im deutschen Dichterwald ihm anweisen werden, ist nicht abzusehen. Möglich übrigens, daß eine große Hinter-

lassenschaft von rein poetischem Charakter seine literarische Physiognomie für das Urteil der Späteren in ganz neue, fremde Beleuchtung rückt. Möglich auch, daß der juristische Wissenschaftler das letzte Wort erhält und ihm die stärker nachwirkende Note gibt. Vielleicht auch wird Max Burckhard schließlich zu Jenen geworfen, die nach den schutztümlichen Jahren von honorarscheuen Verlegern raubritterlich erweckt und zeitweilig immer wieder unsterblich gemacht werden. Man hat Beispiele dieser Art. Fest steht heute schon, daß Burckhard nicht so bald zu den Vergessenen gehören und immer einer nicht nur der stark Begabten, sondern der ganz aufrecht Stehenden bleiben wird. Einer jener Wenigen, die das Leben mit Künstleraugen visionär geschaut, aber aus ihren Künstlervisionen immer starkes ehrliches Leben geschaffen.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Die Momentaufnahmen der Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf" sind geschlossen, wenn dieses Heft zu unsern Lesern gelangt. Was sie gezeigt, hat zu bleibenden Werten sich verdichtet, und wird von einer Nachwirkung sein, deren Tragweite sich heute noch nicht genau bemessen läßt. Bedeutsame und überraschende Ereignisse und Erscheinungen bedürfen einer gewissen Distanz, um richtig gewertet zu werden. Als bedeutsam, und vor allem überraschend traten diese Frauentage vor uns hin, und mit einem kurzen Resümee über den „Deutschen Frauen-Kongreß" seien sie eingereiht, ein ehrenvolles Gedenkblatt der Frauenbewegung.

Vierundachtzig Vereine und Verbände hatten durch Delegierte, Referenten und Diskussionsredner sich an dem Kongreß beteiligt, der fünf Tage währte und das einzig dastehende Interesse für die Verhandlungen zunächst darin dokumentierte, daß diese, ursprünglich für die Vormittagsstunden anberaumt, am Nachmittag vollständig wiederholt werden mußten, so groß war der Andrang der Einlaßbegehrenden. Ebenso stark waren die Abendvorträge besucht, und das gewiß äußerst seltsame, vielleicht überhaupt noch nicht dagewesene Bild zeigte sich, daß der riesengroße Versammlungssaal mit seinen weiten Galerien dreimal täglich bis auf das letzte Plätzchen besetzt war, meist überfüllt, und daß jedesmal große Scharen von Einlaßheischenden zurückgewiesen werden mußten. Trotzdem war die Ordnung, — nur von Frauen hergestellt — musterhaft. In wahrer Andacht folgten die Zuhörer den Verkündungen neuer, für die sozialen und ethischen Lebensfragen und Existenzbedingungen des Weibes klug durchdachter, fein empfundener und klar geprägter Dogmen. Es war eine Freude zu beobachten, wie aufmerksam, verständnisvoll und dankbar die Tausende und Abertausende den Reden und Diskussionen lauschten. Diese umfaßten alle Fragen aus der Daseinssphäre der Frauenwelt, Hauswirtschaft, Bildungs- und Erziehungsfragen, öffentliches Leben, Berufsangelegenheiten, Organisationsfragen, das akademische Studium der Frauen, die Konkurrenz der Geschlechter im Berufsleben, die Frauen in der Politik, im kirchlichen und religiösen Leben, das Reichstheatergesetz in seiner Bedeutung für die Schauspielerinnen, die soziale und wirtschaftliche Lage der Krankenpflegerinnen, Eheprobleme, öffentliche Sittlichkeit. . . Diese Materien wurden beleuchtet von Frauen von hervorragender geistiger Bedeutung, von Erfahrung, Nachdenklichkeit, sittlicher Reife und moderner Kultur, und ihnen zur Seite der Nachwuchs: die

Jugend, mit Ernst und Eifer und Mut zur Sache! Die Namen der Führenden in diesen edlen Wettbewerben sind in diesen Tagen überall so oft genannt worden, daß es sich erübrigt ihrer wiederum Erwähnung zu tun. Nur der Vorsitzenden dieses Kongresses, Fräulein Dr. Gertrud Bäumer, sei in besonderer Anerkennung gedacht. Sie leitete die Versammlungen mit einer Ruhe, Umsicht und Sicherheit, die für die parlamentarischen Fähigkeiten der Frau erweiterte, interessante Ausblicke gewährten. Und gern und liebenswürdig unterwarfen auch die Redner sich dem Zeichen ihrer Präsidentenglocke. Als erster der Rektor Magnificus der Berliner Universität, Professor Lenz, der am Begrüßungsabend des Kongresses in ehrender, warmherziger Rede über das Frauenstudium sich äußerte und ihm eine große Bedeutung für künftige Zeiten verhieß. „Es komme wohl die Zeit, in der das Wort: „Die Weltgeschichte macht allein der Mann" nicht mehr seine Geltung haben wird. Auch die Frauenbewegung habe ihre Parteien, die auf dem Kongreß zu Worte kommen würden. Der Kampf sei unvermeidlich, aber wie im Kampfe der Männer, hätten auch die Kämpfe der Frauen das Ziel des Friedens, der Erhöhung der deutschen Sittlichkeit, Ehre und Macht." In der Rede des Bürgermeisters Dr. Reicke, der im Namen der Stadt Berlin den Kongreß begrüßte, kamen die Gesichtspunkte erweiterter Freiheiten für die Frauen ebenfalls zum Ausdruck, wenn auch Wert und Wirkung ihrer weiblichen Vorzüge stark betont wurden. Aber die Kraft und Energie ihrer hier geleisteten sozialen Arbeit fand reiche Anerkennung und den Dank der Stadt Berlin, die er vertrat.

Bei den Verhandlungen über das „Frauenstudium und Anstreben gelehrter Berufe, gab Professor Harnack in gütiger, geistvoller Rede seine Zustimmung und Anerkennung dieser Bestrebungen. Nicht eingeschränkt, sondern erhöht, durch seinen Wunsch, daß das Studium nicht den Reiz weiblicher Wesensart vermindere, was ihm übrigens so unwahrscheinlich erscheint, wie daß der Schmetterling den Blütenstaub von seinen Flügeln streifen könnte. Zum Reichstheatergesetz und den Problemen im Leben der Bühnenkünstlerinnen hatte der Reichstagsabgeordnete Dr. Pfeiffer das Wort ergriffen in seiner temperamentvollen, überzeugten Weise. Da er aber zu diesem vielumstrittenen und noch wenig geklärten Thema wenig Neues zu sagen wußte, wirkte er nicht so überzeugend, wie überzeugt. In allem aber war der Grundgedanke sichtbar, den Frauen zu geben, was den Frauen gebührt!

Und neben all den denkwürdigen Kundgebungen in diesen Tagen, bei denen selbst das sonst so rastlose, hastige, treibende Berlin ein Weilchen stillehielt, schreitet unermüdlich, stetig, langsam und doch förderlich die Frauenbewegung vorwärts, und hat in letzter Zeit wieder einige bemerkenswerte Erfolge errungen. So hat die Handelskammer zu Köln beschlossen, beim preußischen Handelsminister den Antrag zu stellen, daß den Kauffrauen, die Inhaberinnen eingetragener Firmen sind, das persönlich auszuübende, aktive Wahlrecht gewährt werde. Sehr erfreulich erscheint auch, daß endlich bei den Stipendien und Darlehn für Ausbildungszwecke jetzt weibliche Bewerber zugelassen werden. Zur Erinnerung an den Professor Abegg ist bei der Technischen Hochschule in Breslau soeben eine Stiftung begründet worden, für die auch w e i b l i c h e Bewerber in Betracht kommen. Die Zinsen sollen in erster Linie zu Auslandreisen vergeben werden. Vorgesehen sind die Fächer: Chemie, Hüttenkunde und Luftschiffahrt. Die Verleihung erfolgt zum erstenmale am 1. Februar 1913 . . . .

Welch neue Perspektiven eröffnen sich damit den studierenden Frauen. Eigenartig und nicht ohne einen humoristischen Beigeschmack erscheint daneben: „Die Kriegsdienstpflicht der Frauen“, wie sie vor einiger Zeit Professor Dr. Witzel in einem Vortrag in Düsseldorf, im Vaterländischen Frauenverein auseinandergesetzt hat. Wenn man auch nicht annehmen will, daß Professor Witzel daran denkt Utopistisches zu fordern, da seine Anregungen von den Regierungs- und Militärbehörden mit großem Interesse aufgenommen wurden, so muß man doch daran denken, daß der Titel dieses Vortrages wohl nur als Mittel zum Zwecke anzusehen ist, denn im letzten Grunde behandelt er nur Verbesserungen im Kranken- und Verwundetenpflegedienst, in der Samariter- und Pflegetätigkeit und Krankenkostbereitung, alles Dinge, die lange schon und trefflich organisiert von den Vaterländischen Frauenvereinen geleistet werden. Aber man soll nie damit aufhören vorwärts zu streben, Besseres an die Stelle des Guten setzen zu wollen, und da Professor Witzel die „obligatorische Dienstpflicht der Frauen“ ganz fallen gelassen hat, so kann man sich mit dieser Kriegsdienstpflicht — richtiger Samariterpflicht — der Frauen im Kriegsfalle gern einverstanden erklären.

Wirtschaftliche Rundschau.

Die wirtschaftlichen Ereignisse oder doch die Börsen-Sensationen, die sich in den letzten Wochen wesentlich im Tragikomischen erschöpften, haben sozusagen über Nacht ein tiefernstes Gesicht bekommen — und schreiten mit dem wuchtigen Schritt des Schicksals daher. Mehr als 200 000 westfälische Grubenarbeiter streiken. Der gewaltige Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, der in keinem anderen Gewerbe sich auf so gewitterschwerem Schauplatz abspielt, in keinem anderen Gewerbe so atemlose Spannung auslöst und von da aus so tief in alle Schichten des Wirtschaftslebens eindringt, wie im Lande der schwarzen Erde, hat wieder einmal begonnen. Das wildflackernde Bild Germinals taucht auf. Es handelt sich um andere Dinge wie um das Gezänk zwischen der Fürstengruppe und der Deutschen Bank, die jede der anderen die Hauptschuld an einer der größten „Finanzschlampereien“ (österreichisch ausgedrückt) zuschieben wollen, welche die neuere Wirtschaftsgeschichte kennt. Zwar auch der Streit bei den Hohenlohewerken, der das durch die Affäre der Berliner Terrain- und Baugesellschaft bereits stark gelockerte Band zwischen der Deutschen Bank und den fürstlichen Kaufleuten vollends zerrissen hat, weist Züge auf, die in das Bild Germinals mit frappanter Kontrastwirkung hineinpassen, — gerade als wären sie von einem großen Epiker wie Zola unmittelbar zu diesem Zwecke erdacht worden. Der üppige Hütten- und Zechendirektor, der das Sümmchen von einundeinerviertel Million Mark allein in das ihm als Amtswohnung dienende Schloß und den dazu gehörigen Garten hineingesteckt hat, natürlich auf Kosten der Aktiengesellschaft, deren Interessen er wie ein guter Kaufmann wahrzunehmen hatte, der für die Ablösung seines noch 7 Jahre laufenden Vertrages eine Abfindung von mehreren Millionen verlangt, ist immerhin wohl eine Ausnahmeerscheinung unter den Industrieleitern, in deren Kreisen es gewiß auch viele nicht nur arbeitsame, sondern auch bescheidene Männer geben mag. Typischer wird schon das Bild, wenn man die Finanzkonsortien und die Aufsichtsräte sich ansieht, die den industriellen Unternehmungen angeblich ihre Arbeit leihen, in Wirklich-

keit sie aber nur als „melkende Kühe" betrachten, die ihnen oft ohne jegliches Verdienst Hunderttausende und Millionen in den Schoß werfen. Herr Lob, der Generaldirektor der Hohenlohewerke, zweifellos an sich ein zielbewußter und tüchtiger Mann, hat seinen luxuriösen Aufwand im vollsten Lichte der Öffentlichkeit getrieben, alle seine persönlichen oder halbdienstlichen Aufwendungen sind durch die Bücher der Hohenlohewerke gegangen. Der Aufsichtsrat und der Hauptaktionär, Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen, haben alles das, weswegen sie ihren Generaldirektor jetzt in die Wüste schicken, jahrelang mit angesehen, oder sie hätten es doch, wenn sie ihre Pflichten der Aktiengesellschaft gegenüber auch nur halbwegs ernsthaft erfüllt haben würden, zweifelsohne sehen müssen. Sie haben aber ein Auge zugedrückt, weil sie ihr Unternehmen, trotz der Aktiengesellschaftsform und der Inanspruchnahme des öffentlichen Kapitals- und Börsenmarktes, immer noch als eine Privatdomäne auffaßten, und sich der aktienrechtlichen Verpflichtungen immer nur dann erinnerten, wenn sie Geld „aufnehmen" wollten. So ließen sie den Generaldirektor ruhig gewähren, solange er ihren persönlichen Wünschen und Interessen sich fügte oder doch nicht entgegenarbeitete. Erst als Herr Lob bei den letzten Reichstagswahlen eine selbständige Ansicht zu haben und die politischen Kreise des Fürsten Hohenlohe zu stören wagte, erinnerte man sich an das prunkvolle Schloß, an den mit aktiengesellschaftlichem Gelde ausgeschmückten Garten des Herrn Lob, und benutzte das als Gründe zur Ausschiffung des mißliebig Gewordenen, was der Kenner der Verhältnisse und möglicherweise auch der Richter nur als Vorwände gelten lassen wird.

Es ist zweifellos, daß die hohen und oft nur ungerechtfertigtem Luxus dienenden Verwaltungskosten, mehr aber noch die in vielen Fällen dem Unternehmen und seinen Aktionären nichts nützenden, oft sogar schadenden Finanzgewinne, Aufsichtsratstantièmen usw. den Betrieb unserer Aktiengesellschaften über Gebühr verteuern. Daß mit dem Gelde, welches hier zu ersparen wäre, den Arbeitern die von ihnen geforderten Lohnerhöhungen in vollem Umfange gewährt werden könnten, ist natürlich eine Behauptung, die höchstens als Agitationsmittel, nicht als ernstes wirtschaftliches Argument gebraucht werden kann. Immerhin gäbe die denkbar größte Sparsamkeit in den oberen Verwaltungsschichten den Industrieleitern ein größeres moralisches Recht, Lohnforderungen, die ihnen ungerechtfertigt erscheinen, abzulehnen, als dies bei den jetzigen fürstlichen Direktionsgehältern und Aufsichtsratstantièmen der Fall ist.

Ob und inwieweit die von den Ruhrarbeitern in der gegenwärtigen Lohnbewegung geforderten Lohnerhöhungen gerechtfertigt oder ungerechtfertigt sind, kann im Rahmen dieser Ausführungen nicht entschieden werden. Daß die steigende Tendenz der Lebensmittelpreise auf der einen Seite und die vom Kohlensyndikat vorgenommenen Preiserhöhungen auf der anderen Seite höhere Löhne im Prinzip rechtfertigen, wagen auch die Bergherren nicht zu bestreiten, das bringt höchstens die Regierung des Herrn von Bethmann Hollweg fertig, die anscheinend dem diesmaligen großen Streik nicht so unparteiisch zuzusehen entschlossen ist, wie dies die Regierung des Fürsten von Bülow dem letzten großen Streik gegenüber tat. Neben dem Umfang der Lohnerhöhungen wirkt auch diesmal wieder die Prinzipienfrage auf beiden Seiten streitverschärfend, ob vom Zechenverband mit den Arbeiterverbänden, oder von jeder einzelnen Zeche mit ihrer Arbeiterschaft verhandelt werden soll. Es ist nach-

gerade schon fast tragisch, daß der deutsche Geist mit derartigen theoretischen und doktrinären Problemen, die andere realpolitischer denkende und handelnde Völker im Handumdrehen erledigen, noch immer nicht fertig werden kann, um so tragischer, als die Fähigkeit zur Organisierung dem deutschen Geist in einem Maße eigen ist wie kaum einem anderen Volksgeist sonst. Nur einer anderen deutschen Eigenschaft, der Prinzipienreiterei, ist es zuzuschreiben, daß sich hier die Kreise der Organisation nicht vollends schließen wollen, und es nirgends so viel Kämpfe an der Peripherie von Problemen gibt wie in Deutschland.

Eine besondere Komplikation bei der diesmaligen Streikbewegung im Ruhrrevier ist ihr zeitliches Zusammentreffen mit dem englischen Grubenarbeiterstreik, das zweifellos keinem Zufalle entspringt, sondern innere Zusammenhänge hat. Es müßte den deutschen Bergarbeitern jedes Fünkchen taktischen Sinns abgehen, wenn sie die englische Bewegung hätten vorübergehen lassen, ohne ihrerseits loszuschlagen. Die Lamentationen mancher industriell gesinnter Blätter, daß die deutschen Kohlenarbeiter antinational handelten, wenn sie das Kohlensyndikat daran hinderten, das an die englische Kohle verlorene Terrain bei Gelegenheit des englischen Grubenarbeiterstreiks wiederzuerobern, sind so ungefähr das Lächerlichste, was sich das Industrieagrariertum seit vielen Jahren geleistet hat.

Die Börse, die in der letzten Zeit Tragikomödien wie die Fürstentrust-Affäre und Operettenszenen wie die Beschießung von Beirut durch die Italiener über alle Maßen ernst genommen hat, tröstet sich über die wirtschaftliche Tragweite des Kohlenarbeiterstreiks mit dem törichten Argument hinweg, daß ja nicht alle Arbeiter streiken. Legt sie sich nicht die Frage vor, was aus der deutschen und europäischen Industrie werden soll, wenn die Kohlengruben in den beiden europäischen Hauptkohlenländern Deutschland und Großbritannien vielleicht auf Monate hinaus stilliegen? —

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Staatsminister a. D. Dr. Sigurd Ibsen.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Gegründet von Paul Lindau

Herausgegeben von Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Wien | München | Budapest

36. Jahrgang. Band 141. Heft 452 Mai 1912

Dr. Sigurd Ibsen

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. Wien R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl. München Berthold Sutter. Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 141. Heft 452 Mai 1912

Prof. Dr. Ludwig Stein: Politische Legendenbildungen.

(Stimmen führender englischer Politiker über Deutschland.)

London, Ende April 1912.

Ein Ferienaufenthalt in England im Vorfrühling gehört zu den erlesensten Genüssen. Der Kohlenstreik zwang mich, meinen diesjährigen englischen Aufenthalt in den Vorfrühling zu verlegen, unmittelbar vor Beginn der „season“. Das Ungewitter des Kohlenstreikes wurde abgelöst von dem politischen Kraterausbruch des „Home Rule“, wozu noch im letzten Augenblick die niederschmetternde Katastrophe der „Titanic“ trat. Inmitten dieser hochgehenden Wogen des öffentlichen Lebens war die deutsch-englische Frage, der „Nord und Süd“ in den letzten Monaten die Aufsätze von Dr. Paul Nathan, Dr. Ritzenthaler und Sir Henry Roscoe gewidmet hat, merklich zurückgeebbt. Die Sorgen um den eigenen Herd ließen die weltpolitischen Befürchtungen mehr in den Hintergrund treten. Aus den Spalten der großen Tagesblätter ist die Flottenfrage nahezu verschwunden, um sich in den essayischen Auslassungen der vornehmen Wochen- und Monatsschriften um so nachdrücklicher zu entladen.

Im Aprilheft von „Nord und Süd“ nahm ich Veranlassung, die Stimmen führender Franzosen und Engländer über Krieg und Frieden angesichts des „politischen Alkoholismus“, dem wir verfallen sind, wiederzugeben, um solchergestalt zum Ausdruck zu bringen, daß es hüben und drüben, neben den Ultras von rechts und links, auch besonnene und gemäßigte Stimmen gibt, auf die bedachtsam zu lauschen wir allen Anlaß haben. Die Sprache des Affektes hören wir ja in den sensationell zugespitzten Berichten der Tagespresse laut genug; die Monatsschriften hingegen, deren bester Typus in England erscheint, sind dazu angetan und berufen, die Sünden der allzueiligen Tagesberichte wettzumachen. Die gemäßigte und abgeklärte Form, wie sie dem englischen politischen Essay eigen ist, muß sich nach und nach auch bei uns einbürgern, wenn anders die Fragen des öffentlichen Lebens ihres Augenblickscharakters entkleidet und auf ihren Ewigkeitswert hin beleuchtet werden sollen. Die englischen Wochen- und Monatsrevuen spiegeln in der künstlerischen Form, die sie den brennenden Tagesfragen

zu geben verstehen, den englischen Geist in seiner spezifischen Eigenart ganz anders wider, als unsere politisch nur mangelhaft entwickelte Zeitschriftenliteratur.

Aus Besprechungen mit Politikern aller Schattierungen und Leitern maßgebender Organe habe ich während meines englischen Osteraufenthaltes die Überzeugung gewonnen, daß eine Verständigung mit Deutschland auf Grund der „open door“ im Geistigen nicht nur allenthalben gewünscht, sondern geradezu als unerläßlich für den Bestand der solidarisch verbundenen westeuropäischen Kultur gefordert wird. Ich hoffe, Äußerungen bedeutsamer Engländer über ihre Auffassung der Beziehungen Englands zu Deutschland demnächst an dieser Stelle übermitteln zu können. Heute beschränke ich mich darauf, gleichsam als Präludium der hier vorzuführenden Meinungsäußerungen, einzelne Stimmen führender englischer Politiker aus jüngster Zeit über das Verhältnis Englands zu Deutschland zu Gehör zu bringen. Es gilt vor allem, der politischen Legendenbildung entgegenzutreten, als ob England im letzten Sommer entschlossen gewesen sei, über Deutschland herzufallen, um die deutsche Flotte vor ihrer weiteren Entwickelung zu vernichten. In England wird die Leichtgläubigkeit für derartige Ammenmärchen um so peinlicher empfunden, als der Respekt vor der Urteilsfähigkeit der Nation „von Dichtern und Denkern“ tief in der englischen Überzeugung eingewurzelt und verankert ist. Wie kann, so fragen sich hier die maßgebenden politischen Kreise, eine solche Legende Verbreitung finden, wenn der verantwortliche Träger der auswärtigen Politik, Sir Edward Grey, in öffentlicher Parlamentssitzung feierlich erklärt, daß der angeblich beabsichtigte Überfall auf Deutschland nur der Ausfluß einer übelwollenden politischen Phantasie war? Man vergesse nicht: ein englischer Staatssekretär bleibt auch als Politiker immer der Gentleman; er wird, mit Kant zu sprechen, nicht immer die volle Wahrheit sagen, wo Schweigen Landesinteresse ist, aber doch niemals in feierlicher Parlamentssitzung die objektive Unwahrheit sagen.

Man kann sich des Eindrucks nicht entschlagen, daß ein Teil der deutschen Presse Berichte aus England, die für Deutschland günstig lauten, ungern abdruckt, um die weniger günstigen mit verdoppelter Kraft herauszustellen.

In amtlichen wie in nichtamtlichen Kreisen wird, nach der glücklichen Beilegung der Marokkoaffäre, jeder Versuch, die Schroffheiten und Kanten in den Flottenfragen hüben wie drüben abzuschleifen, mit offensichtlicher Beflissenheit gefördert. Man hat hier mit den Nachwirkungen des Kohlenstreiks, mit Home Rule, mit Persien und der Türkei so viel zu tun, daß man froh wäre, den Schatten der Flottenfrage zu bannen. Alles, was dazu beiträgt, die Stimmung zwischen beiden Ländern zu bessern, die öffentliche Meinung aufzuklären und die unheilvolle politische Legendenbildung radikal zu zerstören, wird hier willkommen geheißen, und zwar von konservativer Seite nicht minder, wie von der liberalen.

Man vergesse nicht, daß das liberale Ministerium schon aus Tradition-

die ja in England — wie Ritzenthaler an dieser Stelle glücklich ausgeführt hat — das entscheidende politische Kriterium ist, im Prinzip deutschfreundlich sein muß, denn sonst würden die Liberalen im eigenen Lager gegen das Ministerium revoltieren. Seit Campbell-Bannerman gehört die Deutschfreundlichkeit zum eisernen Bestand des politischen Credo's eines englischen Liberalen. Wenn das heutige liberale Ministerium gleichwohl in der Flottenfrage der öffentlichen Meinung Englands entgegenkommt und vom alten liberalen Programm unter jubelnder Zustimmung der Konservativen abweicht, so wird es dabei mehr geschoben, als daß es selber schiebt. Man vergesse eben in Deutschland nicht, daß die öffentliche Meinung dort schon eine Macht ist — in England aber ist sie die Macht. Und diese öffentliche Meinung ist nun in England nervös geworden; gereizt besonders durch die neuen Steuern, die mit Rücksicht auf den Flottenausbau bewilligt worden sind. Diese neuen Steuern drücken hier ebenso gut wie in Deutschland. Die Liberalen fürchten insbesondere, daß eine weitere Anziehung der Steuerschraube zugunsten eines Flottenprogrammes, das hier im Parlament einmütige Zustimmung findet, letzten Endes zum Anschneiden der „Tariffrage" führen müßte. Der Schutzzoll aber ist und bleibt das rote Tuch der Liberalen; er ist in England so wenig populär, daß selbst die Konservativen anfangen von dem politischen Schlagwort der Tarifreform sachte und allmählich abzurücken. Die Vermutung ist nicht ganz abzuweisen, daß der konservative Führer Balfour nur deshalb Bonar Law den Platz geräumt hat, weil er selbst, Balfour, auf die Tariffrage festgelegt ist, während Law darin ein unbeschriebenes Blatt bleibt. Wenn die Konservativen wieder ans Ruder kommen wollen, müssen sie die Tariffrage zurückstellen, da sie den sicheren politischen Instinkt haben, mit der alten Plattform des „Schutzzolles" augenblicklich keine Geschäfte machen zu können. Es wird in politischen Kreisen stark bemerkt, daß die jetzigen Führer der Konservativen der heiklen Frage nach der Tarifreform scheu aus dem Wege gehen, so daß man sich des Eindrucks kaum erwehren kann, als ob dieses „Schibboleth" der politischen Parteien Englands sehr bald zum alten Eisen geworfen würde.

Der Engländer ist alles andere eher denn sentimental; politische Melancholiker sind ihm ein Greuel. In der Theorie wie in der Praxis des Lebens bleibt er der Mann des „matter of fact". Bei aller Größe seines Geldbeutels ist dieser doch die Stelle, an welcher er am empfindlichsten getroffen werden kann. Da nun beide politischen Parteien spüren, daß der Zolltarif unvermeidlich ist, wenn die Flottenrüstung in demselben Tempo fortfährt, so willigen sie in eine Flottenvermehrung nur aus Angst und Furcht, aber nicht aus Liebe und Begeisterung. Für den Engländer ist die Vorherrschaft zur See politisches Dogma geworden — ein noli me tangere seiner zum Instinkt geronnenen Überzeugung. Diese Vorherrschaft sieht er gefährdet, wenn Deutschland neben seiner gewaltigen Handelsflotte auch noch eine ebenbürtige Kriegsflotte bekäme. Gegen Kreuzer zum Schutze des Handels haben die Engländer nicht die geringsten Bedenken, und wenn die Dreadnoughts

nichts kosten würden, so wäre ihnen auch eine Vermehrung ad libitum unbedenklich. Gefährlich ist ihnen nur der politische Zirkelschluß, daß sie mitrüsten und dadurch ständig die Steuern erhöhen müssen, was die Einführung der ihnen bis auf den Grund der Seele verhaßten Tarifreform zur unausweichlichen Folge haben würde. Schutzzoll und allgemeine Wehrpflicht sind das ständige Schreckgespenst der englischen Liberalen, die sich der Befürchtung nicht entschlagen können, auf dem Umwege der Flottenvermehrung zuvörderst zum Schutzzoll und weiterhin zur allgemeinen Wehrpflicht nach deutschem Muster übergehen zu müssen.

Unter diesem ökonomischen Gesichtswinkel sollte die deutsch-englische Frage von den besonnenen Vertretern einer von den Intellektuellen beider Länder sehnsüchtig herbeigewünschten Verständigung unter den beiden Nationen betrachtet werden. Bisher überwog der rein politische Gesichtspunkt, während im Unterbewußtsein des Engländers der ökonomische prävaliert. Deutschland **mit** England bedeutet die Weltherrschaft, d. h. die Aufteilung unseres Planeten unter die führenden Nationen unseres Kultursystems, während Deutschland **gegen** England eine Zertrümmerung unseres gesamten Kultursystems im Gefolge haben könnte, wobei der Osten der „tertius gaudens" wäre.

Der Engländer ist an Konventionen geschäftlich so sehr gewöhnt, daß er eine Konvention zwischen „triple alliance" und „triple entente" als den Gipfelpunkt der Weltpolitik empfinden dürfte. Dem englischen Volksempfinden stünde eine solche Vereinbarung um so weniger entgegen, als der Deutsche Kaiser nach einem Ausspruch, der mir hier aus allen Lagern entgegentönte, der „most popular man in England" ist. Dem Zauber seiner Persönlichkeit vermag man sich hier so wenig wie anderwärts zu entziehen; dazu tritt das unbedingte und rückhaltlose Zutrauen, dessen sich der gegenwärtige Reichskanzler, von Bethmann Hollweg, unter den Politikern aller Schattierungen und insbesondere in den amtlichen Kreisen erfreut. Von zuständigster Seite ist mir versichert worden, daß die ruhige, gleichmäßige, besonnene Art des Reichskanzlers den Engländern wesensverwandt und darum durchaus sympathisch ist, sodaß er der wichtigste Stein auf dem internationalen politischen Schachbrette der Gegenwart ist. Was von Bethmann amtlich sagt, wird hier ohne jeden Hintergedanken geglaubt. Dieses rückhaltlose Vertrauen, das sich der Reichskanzler in den drei Jahren seines Wirkens im offiziellen England erworben hat, stellt ein politisches Kapital von nicht zu unterschätzendem Werte dar. Gerade weil die „power to work" der Grundtrieb des englischen Nationalcharakters ist, dem er seine Weltherrschaft dankt, stemmt er sich mit dem ganzen Schwergewicht seines nationalen Einheitsgedankens einer Preisgabe dieser Weltherrschaft Europas über den Osten entgegen. Und hier liegt der Schlüssel zu einer Verständigung mit England, wenn von Bethmann es versteht, das angesammelte Vertrauen glücklich auszumünzen und die englischen Sympathien, deren er sicher ist, für eine Einigung auf angedeuteter Grundlage auszunutzen.

Länderhungrig ist England schon lange nicht mehr, zumal es mehr denn

saturiert ist, sodaß es an seinen Kolonien mehr als ihm dienlich zu würgen hat. Es gönnt nicht nur Deutschland den Platz an der Sonne, soweit er nicht bereits von anderen Mächten okkupiert ist, sondern es wünscht ihm einen Zuwachs an Kolonien, damit der Blick Deutschlands vom alten Europa auf den Osten abgelenkt wird. Hier ist der Punkt, wo eine deutsch-englische Verständigung einsetzen muß; England kann keine neuen Kolonien mehr verdauen, während der Machtzuwachs Deutschlands neue Einflußsphären gebieterisch fordert. Liest man nun die Stimmen führender englischer Politiker über Deutschland, so wird man jenen ökonomischen Unterton durchweg herausfühlen, der bisher — so weit ich übersehen kann — nirgends Beachtung gefunden hat.

Ein Schulbeispiel politischer Legendenbildung war auch die lärmschlagende Rede Captain Faber's, die unsere Alldeutschen so in Harnisch gebracht hat. Von eingeweihter und durchaus zuverlässiger Seite erfahre ich darüber, daß der Anlaß zu den Indiskretionen Fabers, die beinahe einen Weltbrand heraufbeschworen hätten, in lokalen Reibereien mit dem ihm persönlich verfeindeten Admiral zu suchen ist. In hiesigen amtlichen Kreisen wurde der aufgebauschte Zwischenfall von Anfang an nicht ernst genommen, während er den ganzen Kontinent in Alarm versetzt hat. Sollte die kleinliche Privatrache eines obskuren Captains einen Weltbrand entfachen? Solchem Herostratosruhme der politischen Legendenbildung setzen wir nachfolgende amtliche Äußerungen führender Staatsmänner entgegen, die dazu angetan sind, das Schreckgespenst von einem beabsichtigten Überfall Englands auf die deutsche Flotte als eine lächerliche Farce zu entlarven.

„England und Deutschland werden durch keine tiefgehenden Differenzen geschieden und zwischen beiden Ländern schweben keine Fragen, die nicht auf dem Wege gütlicher Verhandlungen gelöst werden können; jedenfalls nicht solche, die den Ausbruch eines Krieges zu rechtfertigen vermögen. Der bestehende wirtschaftliche Wettkampf weist ungleich mehr zum Frieden als zum Kriege hin, denn die gewaltige Ausdehnung der wechselseitigen Handelsbeziehungen fordert gebieterisch alle störenden Momente auszuschalten."

Sir Frank Lascelles, während 13 Jahre englischer Botschafter in London, auf dem Kirchenkongreß in Stoke-on-Trent, 4. Oktober 1911.

„Ein nicht unbedeutender Teil der deutschen Nation scheint der Auffassung zu sein, als ob England in anmaßender und selbstsüchtiger Weise bestrebt sei, ihr das Recht, als Großmacht bei der Lösung internationaler Fragen mitzuwirken und ihren Welthandel auszudehnen, abzusprechen. Eine derartige egoistische Politik würde mit dem guten Namen Englands unvereinbar sein und eine nur zu wohlverdiente Wiedervergeltung heraufbeschwören."

Sir T. Vezey Strong, Lord Mayor von London, auf einer Sitzung der Englisch-Deutschen Freundschaftsgesellschaft am 2. November 1911.

„Ich bin gewiß, daß nach Verlauf von zwei bis drei Jahren alle Kriegsgerüchte verstummen und daß gute Beziehungen nicht nur zwischen Deutschland und England, sondern auch zwischen diesen zwei Ländern und deren beiderseitigen Freunden herrschen werden."

Sir Edward Grey, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, im House of Commons, 27. November 1911.

„Wir unterhalten mit einzelnen Mächten Freundschaften und besondere Beziehungen, welche der übrigen Welt bekannt sind. Wir beabsichtigen sie zu pflegen und nichts zu unternehmen, was dieselben in Frage stellen könnte. Jene Beziehungen schließen nichts in sich, was zu einem Angriff oder einer herausfordernden Politik irgend einer anderen Macht gegenüber führen könnte. Dort, wo Argwohn oder Mißtrauen besteht, sind wir andererseits bereit, alles zu tun, um diese zu beheben. Das ist eine einfache Politik des gesunden Menschenverstandes und des guten Glaubens, welche kein Vertrauen erschüttern sollte und keinen Anlaß zur Verletzung bietet. Ich betonte, wir wollen niemanden beleidigen; aber auf einen Punkt müssen wir besonderen Nachdruck legen, und das ist, daß das Ausland sich nicht als die Beleidigten gebärdet, wo keine Beleidigung beabsichtigt war."

Sir Edward Grey, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, in Manchester, am 17. Februar 1912.

„Ich bin fest davon überzeugt, daß alles, was über Deutschland im freundlichen Sinne gesagt wurde, dem Empfinden der ganzen Nation entspricht."

Viscount Morley of Blackburn, liberal, im House of Lords, 28. November 1911.

„Ich bin überzeugt, daß die öffentliche Meinung, soweit die einsichtigen Kreise beider Länder in Frage kommen, im hohen Maße zugunsten einer Freundschaft zwischen Großbritannien und Deutschland ist."

Marqueß of Lansdowne, konservativ, im House of Lords, 28. November 1911.

„Von den guten Beziehungen zu Deutschland hängt alles ab, sowohl was die Wohlfahrt Englands zu Hause, als seinen Handel nach außen angeht. Wenn freundschaftliche Beziehungen mit Deutschland bestehen, ist nichts in der Welt vorhanden, was England irgendwelche Sorge bereiten kann. Ein Krieg mit Deutschland aber wird beide Nationen zu einem Abgrunde führen, dessen Tiefen niemand ermessen kann."

Sir Henry Norman, liberal, im House of Commons, 14. Dezember 1911.

„Ein Krieg mit Deutschland würde, auch wenn wir gewinnen, uns über eine Milliarde Pfund Sterling kosten."

Lord Charles Beresford, konservativ, im House of Commons, 14. Dezember 1911.

„Ich möchte als einer derjenigen, welche viel Zeit und Mühe darauf verwandt haben, der Freundschaft beider Nationen zu dienen, Deutschland gegenüber folgendes zum Ausdruck bringen: Man sagt uns, daß selbst freundlich gesinnte Deutsche daran glauben, England wolle sie unbedingt mit Krieg überziehen. Ich wünsche einwandfrei und mit größtem Nachdruck festzustellen, daß diese Annahme im vollen Umfange unberechtigt ist. Es mögen wohl einige Leute bei uns, wie auch in Deutschland, zum Kriege drängen; aber ich bin gewiß, sie stellen noch nicht fünf Prozent der Bevölkerung dar. Kopf und Herz Englands lehnt sich gegen eine solche Treiberei auf."

Der Bischof von Winchester, auf der Diözesen-Konferenz am 30. Januar 1912.

„Man sagt u. a., daß innerhalb der deutschen Bevölkerung viele fest daran glauben, daß wir während des Sommers und Herbstes letzten Jahres einen Angriff auf ihr Land erwogen und selbst vorbereitet haben und daß die Bewegung unserer Flotte mit diesem Zweck im Zusammenhang stand. Es ist mir direkt peinlich, einer solchen wilden und ausschweifenden Legendenbildung entgegentreten zu müssen. Es handelt sich um eine reine Wahnvorstellung. Ich brauche kaum zu sagen, daß nicht der geringste Anhalt für eine solche Annahme vorliegt und daß die Manöver unserer Schiffe zu keiner Zeit und an keiner Stelle einen Angriff oder eine Herausforderung planten."

Premierminister Asquith, im House of Commons, 14. Februar 1912.

„Ich möchte nochmals meine aufrichtige Überzeugung dahin zum Ausdruck bringen, daß niemand, sei es in diesem Hause oder außerhalb desselben, mehr Wert auf eine gute Verständigung mit Deutschland zu legen vermag, gleichwie ich glaube, daß kein Mensch den Gedanken eines Krieges zwischen den beiden großen Ländern mehr verabscheuen kann, als ich es tue."

Bonar Law, Führer der Opposition im House of Commons, am 14. Februar 1912.

„Mir erscheint in diesem Momente kaum etwas so wünschenswert, als daß England und Deutschland dazu gelangen, einander zu verstehen. Ein solches wechselseitiges Verstehen ist aber nur durch Studium und Erkenntnis zu erlangen. Dieses Studium läßt, wie ich meine, bei uns mehr zu wünschen übrig als bei den Deutschen. Sie kennen unsere Literatur und Geschichte weit besser als wir die ihrige. Shakespeare und Scott sind ihnen beinahe ebenso vertraut wie uns selber. Auf jeden Briten, der deutsch lesen und sprechen kann, kommen fünf Deutsche, die englisch lesen und sprechen können. Hingegen scheinen sie mir etwas weniger von unserer Art, die Dinge zu betrachten, zu wissen, als uns die ihrige bekannt ist. Wir sind keineswegs eine Nation, welche hinter dunklen Worten und Taten

geheimnisvolle Pläne und selbstsüchtige Absichten verbirgt. Wir streben nicht aus Prinzip und planmäßig, einen immer größeren Teil der Erdoberfläche allen anderen vorweg zu nehmen. Was wir in dieser Hinsicht bisher getan haben, taten wir nicht gemäß einer vorgeplanten und ausgeklügelten Politik, sondern nur deshalb, weil wir lange Zeit das einzige Volk am Platze waren, weil es zur Zeit geboten schien und wir das einzige dazu bereite Volk waren. Deutschland hat, wie mir scheint, das besondere Pech gehabt, hundert Jahre zu spät in der Weltgeschichte zu einer Nation zu erwachsen, und dieser Umstand hat die Entwicklung, die es sonst genommen hätte, beeinflußt. Sein Fortschritt muß aber dadurch nicht gehemmt werden. Es ist schon jetzt durch seine intellektuelle und moralische Tüchtigkeit eine der größten Nationen der Welt; seine Organisationskraft ist unerreicht; es verfügt über vortreffliche Methoden und hat viel Sinn für das Aktuelle und Konkrete. Überall dringt es zum Wohle der Menschheit vor, und es wird sich kaum durch etwas zurückhalten lassen. Ich darf wohl hinzufügen, daß nichts seinen Weg so erleichtern wird, als wahrhaft offene und günstige Beziehungen zu unserem Lande in Handel, Politik und gesellschaftlichem Verkehr. Denn viele, sehr viele von uns sind der Ansicht, daß, je bedeutender Deutschlands Handel und Gewerbe ist, desto mehr auch unser Handel und Gewerbe zunehmen wird. Kooperation in der Entwicklung ist nach jeder Richtung von hoher Bedeutung.

Der englische Kriegsminister Viscount Haldane in seiner Festrede vom 3. August 1911.

So sprachen führende Engländer der Gegenwart über die Wechselbeziehungen beider Länder. Diese Blütenlese der Stimmen verantwortlicher Kreise über Deutschland wird hoffentlich dazu beitragen, die bösartigen Ausstreuungen jener unverantwortlichen Störenfriede, welche diese beiden Kulturnationen systematisch gegeneinander verhetzen wollen, endgültig zu widerlegen. Der Falschmünzerei heimlicher Legendenbildungen kann man nur durch das offene, vor aller Welt verkündete Bekenntnis des amtlichen England wirksam entgegentreten. Das Komitee für eine englisch-deutsche Verständigung, an dessen Spitze Exzellenz von Holleben steht, wird gut daran tun, diesseits und jenseits des Kanals in Wort und Schrift der politischen Brunnenvergiftung, wie sie in den hier aufgezeigten künstlichen Legendenbildungen zutage tritt, unter Zuhilfenahme der großen Presse beider Länder planbewußt und zielsicher entgegenzuarbeiten.

Staatsminister a. D. Dr. Sigurd Ibsen: Machtpolitik und Kulturpolitik.

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg.

I. Machtpolitik.

Jüngst wurde zum elften Mal der Nobelpreis erteilt. Einige Storthingsmitglieder hatten es anheimgestellt, die Erteilung in diesem Jahre fortfallen zu lassen, um gegen den Friedensbruch Italiens zu demonstrieren. Der Vorsitzende des Nobelkomitees machte in seiner Festrede geltend, das sei formell nicht zulässig. Und er betonte außerdem die sehr richtige Erwägung, daß ja gerade das Unheil des Krieges Nobels Interesse für die Friedensarbeit geweckt habe und es also nicht in seinem Sinne sein könne, diese Unterstützung just dann zu entziehen, wenn die kräftigste Mahnung dazu triebe, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Er räumte ein, daß wir im vergangenen Jahr Enttäuschungen erlebt hätten, aber, fügte er hinzu, wir machen auch erfreuliche Erfahrungen. Kürzlich haben die deutsche und die französische Regierung eine der schwierigsten Konfliktsfragen friedlich gelöst. Das beweist, daß der Friedenswille bei den leitenden Staatsmännern durchgedrungen ist. Hoffen wir, daß dieser Anzeichen immer mehr und der Rückschläge immer weniger werden, sodaß der internationale Verkehr schließlich sicher auf gerechte und gütliche Entscheidungen bauen kann.

Jeder wird diesem von Herrn Løvland ausgesprochenen Wunsch beipflichten können, und es wird ihm auch niemand verdenken, daß er es bei einem festlichen Anlaß wie dem ebengenannten vorzieht, bei den freundlicheren Erscheinungen zu verweilen. Aber nun, da der Festtag vorüber ist und der Alltag sich meldet mit Kritik und Betrachtungen, kann man es nur geradeheraus sagen: der internationale Rechtszustand, der an Stelle der Machtherrschaft treten sollte, scheint uns nicht näher gerückt zu sein in dem Jahrzehnt, das seit der Erteilung des ersten Friedenspreises verflossen ist. Damals, im Jahre 1901, fochten die Buren die letzten Kämpfe aus in dem Kriege, den Großbritannien einzig und allein in dem Gelüst nach ihrem Lande gegen sie unternommen hatte. 1904 wurde dann der große Krieg zwischen Rußland und Japan eingeleitet. 1905 drohten die marokkanischen Gewitterwolken sich in einen europäischen Krieg zu entladen. 1907 teilten Rußland und England Persien, über das sie doch keine Verfügung hatten, unter sich in Interessensphären. 1908 verleibte Österreich-Ungarn trotz des Berliner Vertrages Bosnien und die Herzegowina der Monarchie ein und verursachte dadurch Verwickelungen, die leicht ganz Europa in einen kriegerischen Wirbelwind hätten mitreißen können. 1910 verschlang Japan Korea ohne Rücksicht auf dessen garantierte Integrität.

Und im letzten Jahre endlich waren wir Zeugen von Italiens Zug gegen Tripolis, von dem Einmarsch russischer Truppen in Persien und von einem diplomatischen Konflikt zwischen Deutschland auf der einen und Frankreich und England auf der andern Seite, dessen voller Ernst erst jetzt der Allgemeinheit zum Bewußtsein gekommen ist. Sir Edward Greys Rede im Parlament und die Erklärungen des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg und des Staatssekretärs von Kiderlen-Wächter im Reichstag lassen keinen Zweifel darüber, daß man im Sommer dicht am Rande eines Weltkrieges gestanden hat. Die akute Krise ist vorläufig überwunden, aber sie kann von neuem auflodern, denn der Antagonismus, der ihr zugrunde lag, nämlich der Gegensatz zwischen deutschen und englischen Interessen, besteht weiter. Ein britischer Politiker soll neulich geäußert haben, daß nach Verlauf weniger Jahre alle europäischen Staaten gezwungen sein werden, Partei zu ergreifen, ihre Wahl zu treffen zwischen England und Deutschland.

Schließt man den moralischen Status der internationalen Politik des letzten Jahrzehnts ab, so weist die Debetseite, wie man sieht, eine Reihe von ganz beträchtlichen Posten auf. Auf der Kreditseite steht dagegen die Haager Konferenz von 1907. Sie wurde doch insofern eine Enttäuschung, als sie die Frage der Kriegsrüstungs-Beschränkung fallen lassen mußte, und als sie nicht zur Einigung über das in allen Fällen obligatorische Schiedsgericht kommen konnte. Große Hoffnungen hatte man im vorigen Jahr an das angekündigte Taft-Greysche Schiedsgerichtsabkommen geknüpft; aber nach dem, was später über die Einzelheiten des Entwurfs bekannt geworden ist, wird der Vertrag nicht als bahnbrechend bezeichnet werden können. Ich gehöre keineswegs zu denen, die die Möglichkeit eines zukünftigen Weltfriedens überhaupt leugnen, aber ich glaube, das steht noch in weiter Ferne, und das Zusammenleben der Staaten wird noch viele Jahre von Machtverhältnissen beherrscht werden.

Es ist auch gar nicht zu erwarten, daß die äußere Politik, die ja dasjenige Gebiet ist, das zuletzt von der modernen Kulturströmung berührt worden ist, im Handumdrehen den Vorsprung vor der inneren Politik bekommen sollte. Solange das konstitutionelle Parteiwesen sowohl wie die sozialökonomischen Zustände in einem so hohen Grade, wie es der Fall ist, von Machtverhältnissen bestimmt werden, ist es ganz unwahrscheinlich, daß die verschiedenen Nationen in ihren Beziehungen zum Ausland einer höheren Moral huldigen sollen als der, die unter den Mitbürgern betätigt wird. Alle Politik dreht sich mehr oder weniger um Machtfragen. Auf diesem Hintergrund muß auch die internationale Politik betrachtet werden; es geht nicht an, sie als eine Erscheinung für sich zu isolieren. Die Herstellung einer internationalen Rechtsgemeinschaft ist also eine Aufgabe, die in ihrem Zusammenhang mit dem politischen Problem in seiner Ganzheit gesehen werden muß. Um sich über dieses Problem eine Meinung zu bilden, muß man mit zwei Dingen ins reine zu kommen suchen: vor allem, in welchem Umfang

das Machtelement sich im politischen Leben geltend macht, und dann, ob neben ihm ein anderes, entgegenwirkendes Element besteht, das allmählich stärker wird und womöglich die Oberhand gewinnen kann.

Daß Machtverhältnisse in den Gemeinwesen aller Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt haben, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Jeder, der seine Geschichte gelernt hat, weiß darum, daß Kriege, Unterdrückungen und allerlei Übergriffe entscheidend waren für die Grenzen der Staaten, für die innere Organisation der Völker, für die Verteilung des Bodens und anderer Güter. Aber er weiß auch darum, daß mit der fortschreitenden Kultur die Macht sich ihrer Nacktheit zu schämen beginnt und das Gewand des Rechts anlegt. Diese juridisch-moralische Bekleidung wechselt nach den Umständen: in der mehr zurückgebliebenen äußeren Politik beschränkt sie sich oft auf ein notdürftiges Feigenblatt, während sie in den relativ vorgeschrittenen inneren Gesellschaftsordnungen die Wirklichkeit der Dinge recht dekorativ verhüllen kann.

Aber sieht man genauer zu, so kann man nicht umhin zu entdecken, daß Staatsverfassungen und Rechtssysteme im wesentlichen Bestätigungen eingewurzelter Machtverhältnisse sind. Zu allen Zeiten ist die Gesetzgebung ein Exponent für die soziale Auffassung der Machthaber gewesen und als Werkzeug zur Wahrnehmung ihrer Sonderinteressen benutzt worden. In alten Tagen zeigte sich das in völlig unverschleierten Formen: ich möchte nur an eine Begünstigung erinnern wie die Steuerfreiheit der privilegierten Stände. Wer hat, dem soll gegeben werden, hieß es unter dem alten Regime, und wir sehen es fortdauernd: so kommt in der Zusammensetzung gewisser erster Kammern die Anschauung zum Ausdruck, daß den Klassen, die bereits sozial und ökonomisch die Oberhand haben, auch politisch eine besondere Repräsentation, ein Mehr an Einfluß gesichert werden muß. Diese Einrichtungen haben kurz und gut einen Schutz für die Starken bezweckt.

Nun sieht man allerdings andere Einrichtungen entstehen, die umgekehrt einen Schutz für die Schwachen erstreben, und diese Erscheinung nimmt sich ja wie eine teilweise Widerlegung der Gültigkeit der Machttheorie aus. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Wenn heutzutage auch die Schwachen geschützt werden, wenn auch deren Wohl nicht außer acht gelassen wird, so geschieht es, weil sie nicht mehr so schwach sind, wie sie es einst waren, indem sie in Wirklichkeit auf dem Wege sind, stark zu werden. Die mannigfachen modernen Anordnungen in humanitärem und demokratischem Geist wären nicht denkbar gewesen ohne die Verschiebung der Machtverhältnisse, die tatsächlich stattgefunden hat und die weiter vorgeht. Wären nicht die Arbeiter durch ihren Zusammenschluß eine Macht geworden, mit der die Herrschenden zu rechnen haben, so würde die Sozialgesetzgebung, deren die Gegenwart sich rühmt, noch zu den frommen Wünschen gehören. Hätten die weniger bemittelten Klassen nicht die Waffe des Stimmrechts in die Hand bekommen, so wäre nie von der gerechteren Verteilung der Steuerlasten die Rede gewesen, die jetzt in der parlamentarischen Finanzpolitik an der Tages-

ordnung ist, und die sich unter anderm in Mr. Lloyd Georges „demokratischem Budget“ kund getan hat. Und verhehlen wir es uns nicht: an dem Tage, da die Massen einen vollständigen Sieg errungen hätten, würden sie ebenso einseitig die nackten Interessen des gemeinen Mannes fördern, wie frühere Machthaber die Vorrechte der Geburt und des Reichtums begünstigt haben. Jeder Faktor, der in die öffentlichen Angelegenheiten eingreift, wird nun einmal die Gesellschaft nach seinem eigenen Bilde und seinen besonderen Bedürfnissen formen wollen. In dieser Beziehung ist kein Unterschied zwischen der Monarchie und der Demokratie, zwischen dem Kapitalismus und dem Sozialismus, und auch insofern gleichen sie sich, als sie allesamt Machtmittel anwenden. Die Arbeitgeber wollen durch Aussperrung zwingen, die Arbeiter durch Streik: die militärischen Kämpfe haben ihr Seitenstück in den industriellen. Dieselben französischen Sozialisten, die in diesem Sommer gegen einen Krieg mit Deutschland protestierten, fanden es ganz natürlich, daß ihre Kameraden gegen ihr eigenes Land Krieg führten durch jene Sabotage der Verkehrsmittel, die wohl noch in frischer Erinnerung sein dürfte. In früheren Zeiten waren es fast ausschließlich Lohnfragen, die die Arbeitseinstellungen verursachten, aber nun tritt die direkte Machtfrage immer mehr in den Vordergrund. So war der Pariser Elektriker-Streik im Jahre 1907 einzig und allein in Szene gesetzt, um der Gesellschaft die Macht zu beweisen, die disziplinierte Arbeiter besitzen, und der englische Eisenbahner-Streik vor einigen Monaten ging zunächst darauf aus, den Gesellschaften die Anerkennung der Fachorganisationen abzuzwingen.

Die Parteileitungen und Gewerkschaften der Sozialisten beanspruchen eine Zwangsautorität, die nicht hinter der zurücksteht, die von den bürgerlichen Staatsorganen ausgeübt wird. Und andererseits verschmäht der bürgerliche Staat es nicht, sozialistische Methoden anzuwenden, wenn sie seinen Zwecken dienen; selbst das konservative Preußen gab ja ein Beispiel hierfür bei dem Enteignungsgesetz gegen die polnischen Grundbesitzer der Ostprovinzen. Bei diesem Anlaß stimmten alle Polen von neuem das hundertjährige Klagelied von ihrer unterdrückten Nation an, ohne zu beachten, daß sie selbst recht kräftige Unterdrücker sind, wenn sie nur die Gelegenheit dazu finden: man sehe, wie sie die Ruthenen in Galizien mißhandeln. Es ist mit ihnen wie mit der römischen Kirche, die sich bekreuzigt über die Vergewaltigung, der sie in Frankreich und Portugal ausgesetzt zu sein meint; diese Kirche, die die Inquisition und Tausende von Scheiterhaufen auf ihrem Sündenregister hat, und die überall, wo sie Spielraum bekommt, sich von der finstersten Unduldsamkeit beseelt zeigt. Mag es sich um Glaubensgemeinschaften handeln oder um Nationalitäten, um Parteien, Klassen oder Massen, keines bleibt dem andern etwas schuldig, wenn von Machtmißbrauch die Rede ist. Die Politik erweist sich demnach als eine Anwendung von Machtmitteln zur Erreichung von Machtzwecken. Aber wie ich bereits angedeutet habe, herrscht eine gewisse Scheu davor, diese Dinge in unverhüllter Gestalt zu sehen. Als Bismarck verkündete,

daß die großen Fragen der Zeit durch Eisen und Blut entschieden werden würden, wirkte der Ausspruch mindestens verblüffend. Und doch enthielt er nichts anderes, als die Feststellung einer Tatsache. Die Äußerung fiel im Hinblick auf die Stellung Preußens zu Österreich, und es ist ja eine uralte Erfahrung, daß in den gegenseitigen Abrechnungen der Staaten die Macht ultima ratio ist. Aber man war an einen solchen Freimut wie der Bismarcksche nicht gewöhnt. Er wird jedoch zur Not in der äußeren Politik geduldet, obwohl die leitenden Kreise auch hier Handlungen, die von Mann zu Mann als Überfall und Raub gelten würden, mit trügerischen Schlagworten zu schmücken lieben: es gilt die Ehre und das Wohl der Nation, die Sache der Gerechtigkeit oder kulturelle Notwendigkeiten.

Aber ich möchte den Staatsmann sehen, der offenherzig genug wäre, zu bekennen, daß seine innere Politik von Machtzwecken und von diesen allein inspiriert sei. Nicht daß es je an Staatsmännern gefehlt hätte, die sich auf diesem Fundament eingerichtet haben, aber keiner von ihnen hat es unverhohlen zugestehen wollen. Will man die volle Wahrheit hören über die Bedeutung der Macht im Staatsleben, so darf man sie nicht von den Regierenden erwarten, die gar zu viel riskieren würden, indem sie sie offenbarten, und ebenso wenig darf man sie von den Oppositionsführern erwarten, die allerdings bestehende Machtverhältnisse angreifen, jedoch nur um sie durch andere zu ersetzen. Nein, die volle Wahrheit wird hier nur von Männern ausgesprochen, die nicht durch Rücksichten gebunden sind, bei Philosophen und Soziologen ist sie zu lesen. Diese Unbeteiligten haben offenbaren können, was ein Politiker verschweigen wird, weil er sonst Gefahr liefe, den Halt zu verlieren, den er an seinen Zeitgenossen haben muß. Um die Massen für größere Aktionen zu gewinnen, muß man zu ihren Herzen und zu ihrer Phantasie sprechen, und das tut keine Politik, die sich nur auf die reine Macht beruft. Selbst ein Genie wie Napoleon konnte nicht durch Machtspruch allein herrschen: er mußte Gefühlssaiten anschlagen, Frankreichs Größe, Frankreichs „gloire“ anrufen; aber durch diesen Appell brachte er auch Hunderttausende dazu, für ihn und seine Pläne in den Tod zu gehen. Wie viel weniger können da die Mittelmäßigen, auf denen das Schicksal der Staaten zu beruhen pflegt, den Schein eines höheren Rechtes entbehren.

Und so ist es zugegangen, daß die Machtverhältnisse überall mit einem allgemeinen Wohl identifiziert worden sind, das doch in der Regel die Eigentümlichkeit hat, ziemlich allgemeine Leiden mit sich zu führen. Die Geschichte erzählt von einer unablässigen Aufopferung des Lebens und Glückes unzähliger Menschen für Dinge, die auf den ersten Blick als Abstraktionen erscheinen, wie das monarchische Prinzip, die republikanische Idee, die bürgerliche Freiheit, die nationale Selbständigkeit, politische und zivilisatorische Berufungen. Aber hinter diesen Abstraktionen verbergen sich sehr handgreifliche Realitäten. Und wenn uns gewisse Leute nicht genug ermahnen können, in Staatsangelegenheiten Idealismus zu beweisen, so darf man nicht glauben, daß dieser hoch über dem Tiefland der In-

teressen schwebe: der Idealismus, den sie verlangen, besteht nämlich darin, daß wir nicht unsern, sondern ihren Interessen dienen sollen. Diese Leute können mit Erfolg operieren, besonders wenn sie auf dem vaterländischen Instrument spielen. Wo immer es gilt, sich Vorteile anzueignen, politische oder ökonomische, muß das Vaterland herhalten, umgeben Eigennutz und Machtbegier sich mit dem nationalen Nimbus. Die Vorstellung von der Vortrefflichkeit der Zarengewalt ist durch die Redensart eingebleut worden, das Selbstherrschertum sei eine Einrichtung, die „dem heiligen Rußland" ureigen ist. Das tatsächliche Fleischeinfuhrverbot, das zugunsten einer Handvoll Großgrundbesitzer in Deutschland und Österreich-Ungarn die gegenwärtige Teuerung herbeigeführt hat, wird motiviert mit dem Wunsch, die heimische Landwirtschaft zu schützen. „Amerika den Amerikanern! Keine Abhängigkeit vom Ausland!" Das war der schutzzöllnerische Feldruf in den Vereinigten Staaten, und die Massen haben ihn befolgt, und die Lasten des Krieges haben *sie* tragen müssen, aber die Beute ist den Kohlenbaronen, den Eisenbahnmagnaten, den Fabrikherren und Trusten zugefallen.

Es ist ein tragikomischer Anblick, wie die Menschen dazu getrieben werden, sich für sogenannte Ideen zu begeistern, die, bei Lichte betrachtet, auf die Interessen anderer Leute hinauslaufen; Opfer zu bringen für vorgebliche Notwendigkeiten, die nur von hochgeborenen Dilettanten oder geschäftigen Fachpolitikern erfunden sind; leidenschaftlichen Anteil zu nehmen an Fragen und Dingen, die sie persönlich nicht im geringsten angehen. Es wäre unleugbar vorzuziehen, wenn dieser ganze Vorrat von Enthusiasmus und Opferwilligkeit für würdigere Zwecke aufgespart bliebe, als die Aufrechterhaltung und Förderung von verkleideten Machtverhältnissen.

Richard Eickhoff: Italien und die Interparlamentarische Union.

Ein Brief an den Herausgeber.

Wiesbaden, 10. April 1912.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie hatten die Güte, mir für einige Betrachtungen über die Möglichkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung, die der auch in Deutschland hochangesehene französische Senator Baron d'Estournelles de Constant angestellt hatte, in Ihrer geschätzten Zeitschrift Gastfreundschaft zu gewähren, und da ich zu meiner Freude sehe, daß „Nord und Süd" unter Ihrer Leitung den internationalen Friedensbestrebungen eine immer größere Aufmerksamkeit schenkt und die Verständigung unter den Kulturvölkern zu

fördern auf alle Weise bemüht ist: so darf ich vielleicht auch die nachstehenden Zeilen Ihnen senden, die dem gleichen Ziele zu dienen bestimmt sind.

Wie Ihnen erinnerlich sein wird, hatte der Interparlamentarische Rat, der Gesamtvorstand der Interparlamentarischen Union, in seiner am 4. Oktober v. J. in Paris abgehaltenen Sitzung einmütig — allerdings unter Stimmenthaltung der beiden italienischen Mitglieder — sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß bei dem italienisch-türkischen Konflikt, der zum tripolitanischen Feldzuge geführt hat, so wenig dem Geiste des Friedens und der Gerechtigkeit Rechnung getragen wurde, der die beiden Haager Konferenzen beseelte, und die Kriegserklärung so rasch erfolgte, daß die Möglichkeit einer Vermittlung oder Verständigung ausgeschlossen war. Durch diesen Beschluß hatte sich die italienische Gruppe der Union verletzt gefühlt und eine Änderung der Satzungen der Union dahin beantragt, daß es dieser selbst oder ihren Gruppen nicht gestattet sei, besonders im Falle eines bewaffneten Konfliktes, die Haltung einer Regierung zu kritisieren oder zugunsten oder ungunsten der einen oder andern kriegführenden Macht sich zu äußern. Dieser Antrag lag dem Interparlamentarischen Rate in seiner Sitzung vom 10. Februar d. J., die in Brüssel stattfand, zur Beratung vor. Aber mit Recht hatte schon der Präsident des Rates, der belgische Staatsminister Beernaert, in einem unterm 1. Februar d. J. an den Präsidenten der italienischen Gruppe, Marquis Cappelli, gerichteten Schreiben die Auffassung zurückgewiesen, als ob es sich bei dem in Paris gefaßten Beschlusse um eine Verletzung der von der Union zu allen Zeiten befolgten Grundsätze handle. Niemals in der Tat hat die Union, solange sie besteht, bei Streitigkeiten, die zwischen den Mächten ausbrachen, ein Urteil abgegeben oder sich gar als einen Gerichtshof betrachtet, dem die Entscheidung über den ausgebrochenen Konflikt zustände. Auch diesmal hat sie sich wohl gehütet, etwa einen an die Adresse der italienischen Regierung gerichteten Tadel auszusprechen; sie hat sich vielmehr nur auf den Ausdruck des Bedauerns darüber beschränkt, daß die Grundsätze so wenig beachtet worden sind, die einst zu ihrer Gründung geführt und die sich dann die Haager Konferenzen von 1899 und 1907 zu eigen gemacht haben. Daß die Union dies tat, daß sie nicht stillschweigend an dem Ereignis vorüberging, das die ganze Kulturwelt erregte, war nicht nur ihr gutes Recht, sondern sogar ihre Pflicht, die sie in keinem Falle hätte versäumen dürfen, wollte sie nicht ihre ganze Existenz aufs Spiel setzen: niemand, der diese Frage ruhig und objektiv beurteilt, wird darum die Haltung des Interparlamentarischen Rates tadeln können, der sich in seiner Sitzung vom 10. Februar d. J. der Auffassung seines Präsidenten einmütig anschloß und zugleich sein Bedauern darüber ausdrückte, daß die italienischen Mitglieder der Sitzung fern geblieben waren.

Die Hoffnung, die ich in dieser Sitzung aussprach, daß auch unsere italienischen Freunde die Richtigkeit dieses Standpunktes anerkennen und nicht etwa durch ihren Austritt aus der Union, den sie für den Fall der Ablehnung

ihres Antrages angekündigt hatten, der gemeinsamen Sache einen schweren Schlag versetzen würden, hat sich leider nicht erfüllt: durch Beschluß vom 23. März erklärte die italienische Gruppe mit Bedauern, sich solange von der Union trennen zu müssen, als nicht ihrem Verlangen nach Änderung der Satzungen Genüge geschehen sei, und ihr Präsident, Marquis Cappelli, teilte diese Entschließung mit einer ausführlichen Begründung dem Interparlamentarischen Rate mit, indem er der Hoffnung Ausdruck gab, daß dieser sie zu würdigen wissen werde.

Nun kann ich mich sehr gut in die Seele unserer italienischen Freunde versetzen, die in Übereinstimmung mit ihrer ganzen Nation die Besetzung von Tripolis als eine nationale Notwendigkeit betrachten, die allein das zuungunsten Italiens verschobene politische Gleichgewicht im Mittelmeere dauernd wiederherzustellen vermöge. Aber war dieses Ziel nicht ebenso gut oder vielleicht weit besser auf friedlichem Wege zu erreichen? Konnte Italien seine berechtigten Ansprüche vor einem internationalen Kongreß nicht mit demselben Erfolge durchsetzen, wie es einst Frankreich auf dem Berliner Kongreß von 1878 mit Bezug auf Tunis getan hatte? Ist es nicht noch in diesem Augenblicke gelungen, die wahrlich schwierige und verwickelte Marokkofrage zwischen Frankreich und Deutschland zu beiderseitiger Befriedigung allein schon auf diplomatischem Wege zu lösen? Und hat etwa der bisherige Verlauf des tripolitanischen Feldzuges den Beweis erbracht, daß die kriegerische Beilegung des Konfliktes für Italien die einzig mögliche und erfolgversprechende war?

Gewiß hat das italienische Vorgehen in fast allen Kulturstaaten hie und da eine recht herbe Kritik erfahren. Ich leugne auch nicht, daß die eine oder andere Gruppe der Interparlamentarischen Union unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereignisse sich dieser Kritik mehr oder weniger offen angeschlossen hat. Daß die Deutsche Gruppe es abgelehnt hat, diesem Beispiele zu folgen, erforderte schon die Rücksicht auf das verbündete Italien. Aber mit Recht wurde in Paris betont, daß die Union als solche und ihr verantwortlicher Vorstand für Äußerungen der einen oder andern ihrer Gruppen nicht die Verantwortung tragen könne. Und wenn diese Äußerungen etwas subjektiver gefärbt waren, als vielleicht wünschenswert gewesen wäre, so darf man sich schon deshalb nicht darüber wundern, weil es nur durch den Zufall der Cholerагefahr verhütet worden war, daß die 17. Interparlamentarische Konferenz in Rom in demselben Augenblicke eröffnet wurde, wo die italienische Regierung zur größten Überraschung der ganzen Welt und vielleicht unserer italienischen Freunde selber an die Türkei den Krieg erklärte. Denn wie hätten diese sonst bis zum letzten Moment den dringenden Wunsch hegen können, die Konferenz in jedem Falle in Rom versammelt zu sehen!

Und darum scheinen mir unsere italienischen Freunde, für deren patriotische Haltung ich ein volles Verständnis besitze, doch etwas ab irato gehandelt

zu haben, als sie den folgenschweren Schritt taten, sich von der Union zu trennen; denn daß dieser Schritt für die Union eine ernste Krisis heraufbeschwört und ihre großen Erfolge in Frage zu stellen geeignet ist, kann leider nicht bestritten werden. Seit nahezu einem Vierteljahrhundert hat die Interparlamentarische Union, diese große Vereinigung von Parlamentariern aller Kulturstaaten, eine überaus segensreiche Tätigkeit entfaltet, hat sie erst leise und in bescheidenen Grenzen, dann immer lauter und vernehmlicher ihre Stimme zugunsten internationaler Schiedsgerichte und einer friedlichen Schlichtung aller Völkerkonflikte erhoben, hat sie die erste Anregung zu den beiden Haager Konferenzen von 1899 und 1907 gegeben und ihnen wertvolles Material für ihre Beratungen geliefert. Und nun, da sie, von den Regierungen aller Staaten offiziell anerkannt und in ihren Bestrebungen tatkräftig unterstützt, im Begriffe steht, der dritten Haager Konferenz von 1915 neue Wege und Ziele zu weisen, soll sie in dieser ihrer segensreichen Tätigkeit durch eine innere Krisis gelähmt oder doch geschwächt werden, die nur durch einen Völkerstreit hervorgerufen wurde, den zu verhüten leider nicht in ihrer Macht stand? Das kann nie und nimmer der Wille unserer italienischen Freunde sein; er kann es um so weniger sein, als im September dieses Jahres, wenn die 17. Interparlamentarische Konferenz in Genf tagt, wie wenigstens alle Friedensfreunde hoffen und wünschen, durch die Vermittlung der Mächte der Konflikt beseitigt sein wird, der den äußeren Anlaß zu dem unseligen Zwiespalt gegeben hat, unter dem die Interparlamentarische Union jetzt leidet. Diesen Zwiespalt im Keime ersticken zu helfen, ist der einzige Zweck dieser Zeilen.

Ich richte sie an Sie, sehr geehrter Herr Professor Stein, weil ich weiß, daß Ihre Zeitschrift auch drüben jenseits der Alpen die gebührende Beachtung findet. Ich richte sie an Sie in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die italienischen Mitglieder der Union sie in dem Geiste aufnehmen werden, in dem sie geschrieben sind: wenn sie sich von diesem Geiste leiten lassen, wird sicherlich in Genf die Brücke zu jener gegenseitigen Verständigung geschlagen werden, die den herrschenden Zwiespalt ebenso rasch aus der Welt schafft, wie er entstanden ist, und damit die Interparlamentarische Union in den Stand setzt, ihr ruhmvolles Werk erfolgreich fortzusetzen und es allmählich dem erhabenen Ziele entgegenzuführen, das allen aufrichtigen Freunden der Kultur und des Fortschritts vor Augen schwebt.

In jedem Falle bleibe ich Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, für Ihre gütige Mitwirkung bei diesem Werke der Verständigung aufrichtig dankbar: in magnis voluisse sat est!

Ihr ergebener

Richard Eickhoff,

Vorsitzender der Deutschen Gruppe der Union interparlementaire.

Dr. von Bilguer: Das große ? von Libyen.

Tripolis, Ende April 1912.

Vor wenigen Tagen hätte die libysche Unternehmung ihr halbjähriges Jubiläum feiern können: am 29. September wurde dieser Krieg erklärt, der bis jetzt eigentlich nur mit königlichen Dekreten, mit diplomatischen Noten, mit feierlichen Parlamentsbeschlüssen und mit Volksdemonstrationen geführt wurde. Dennoch hatte es den Anschein, als ob das italienische Volk mit den bisherigen Erfolgen vollauf zufrieden gewesen sei. In der allgemeinen Begeisterung hatte man die Proben individueller Tapferkeit, ja Heldenmuts, welche die Offiziere und Soldaten ablegten, mit den strategischen Erfolgen verwechselt.

Heute sollte man kaum seinen Augen trauen: noch vor kurzem, gelegentlich der letzten Anwesenheit des Generals Caneva in Rom, wurde dieser angejubelt und triumphartig durch die römischen Straßen geleitet und seine Ernennung zum Senator des Königreichs galt als eine Belohnung für dem Vaterlande in Afrika geleistete Dienste. Im Generalissimus sah man die Verkörperung der ganzen kriegerischen Unternehmung. Das war gestern. Heute bringt uns die italienische Post „Ermunterungen" herüber, an die direkte Adresse der hiesigen Armeeleitung. Derartige Ermunterungen für einen italienischen Feldherrn gab es schon einmal. Sie stifteten damals viel Unheil an und führten den unglücklichen General Barattieri zur Niederlage von Adua. Damals war es Crispi allein, welcher einen Druck auf Barattieri ausgeübt hatte; heute ist es die öffentliche Meinung, die Volksstimmung, die Caneva zu einem energischen Handeln ermuntern möchte. Selbst die dem Kriegsministerium nahe stehende und von fast allen Offizieren eifrig gelesene militärische Zeitschrift „Esercito" wirft dem Oberkommando Mangel an Wagenwollen sowie an Vertrauen in die ihm zur Verfügung stehende Streitmacht vor: „Eine weitere Untätigkeit heißt auf alle Tugenden unserer Soldaten verzichten und den leider verbreiteten Glauben an die unseren Führern mangelnde Initiative und Verantwortlichkeitsbewußtsein bestätigen. Die Tendenz, sich aller Operationen zu enthalten, mit denen irgendwelches Risiko verbunden ist, kann die Ursache größter Schäden werden; ein weiteres Hinausziehen dieses Krieges kann außer unseren Interessen auch unserem Prestige schaden." Bis hierher die Theorie . . .

Heute noch sitzt der Generalissimus-Senator umgeben von seinem Generalstab auf seinem hiesigen Hochschloß und läßt nichts von sich hören, aber — er handelt im Einverständnis mit der Regierung, so heißt es. Er sowohl wie der kommandierende General des afrikanischen Armeekorps haben ihre Generalstabschefs gewechselt. Das ist vorläufig alles.

Italien will nunmehr allein für irgendeinen günstigen Ausgang dieses

nun bereits ein halbes Jahr dauernden Kriegszustandes sorgen, und zwar vor allem in Afrika selbst: so lautet die neueste Parole, die von der gesamten hiesigen Soldateska mit wahrer Begeisterung aufgegriffen wurde. Die nicht zum Generalstab gehörenden Offiziere und die Soldaten sind voll von Freude und Jubel beim Gedanken an ein Vorgehen, womit ich jedoch durchaus nicht sagen möchte, daß ich den Generalstab ausnehme. Vielleicht wird letzterer nur anders beurteilt, weil er zugeknöpfter erscheint, als die redseligeren Kameraden von der Front.

Dieser plötzliche Umschwung ist nichts anderes als die Folge verblaßter Illusionen und getäuschter Hoffnungen. Diese bezogen sich vor allem auf die Neutralitätspraxis der lateinischen Schwesternation in Tunis und Großbritanniens in Ägypten, auf eine ganz eigene Auffassung gewisser Bundesgenossenpflichten, auf allerlei Hoffnungen, die man an die Auflösung der türkischen Deputiertenkammer, an die türkische Furcht vor Balkanwirren, an die Revolte des Said Idriß im Jemen und an die verschiedenen Friedensvermittelungsversuche, sowie an eine türkenfeindliche Haltung Rußlands geknüpft hatte. Hierher gehören ferner noch zwei deutsche Besuche, die auch nicht die Hoffnungen erfüllten, die man sich eingebildet hatte. Diese Illusionen waren alle die Folge jener Sentimentalität, die wir bekanntlich an den Italienern in Italien wohl zu schätzen wissen: nur in diesem Falle war sie schlecht angebracht; sie trug denn auch die Hauptschuld an den hier begangenen Fehlern; sie ist aber auch die Ursache der Leichtgläubigkeit, mit welcher das italienische Volk die bekannten Übertreibungen seitens der nationalistischen Presse aufnahm. Wie kann es in den Köpfen einer poetisch-sentimental angelegten Volksmenge aussehen, der man seit sechs Monaten tagtäglich vorgeredet hat, daß seit dem Beginn des Krieges die Türkei eigentlich ihre Existenzberechtigung verloren, daß Rußland der Türkei den Krieg erkären wird, daß Kiderlen-Wächter den Frieden in der Tasche mitbringt, daß der Sultan seine Privatkleinodien im römischen Leihhause für 400 000 Franken versetzt hat (buchstäblich!) und daß (nun bereits seit Monaten) der Friedensschluß, die Einnahme der Dardanellen, das Bombardement von Saloniki und der völlige Zusammenbruch des ottomanischen Reiches „unmittelbar bevorstehen"? Was für einen Begriff soll sich dies Volk von der hiesigen Kriegsführung machen, von deren fortwährenden Siegen die Zeitungen immer voll waren, während heute plötzlich dieselbe nationale Presse entdeckt, daß trotz aller dieser Siege, trotz aller Opfer an Menschenleben und Geld, die Dinge eigentlich noch auf demselben Fleck stehen?

Und nun zur Praxis. Der Feind hat in diesen sechs Monaten hinreichend Zeit gefunden, sich zu organisieren. Italien hat ihn ruhig gewähren lassen. Heute schreit man nach einer eigenen kriegerischen Aktion, nach Initiative und Energie. Der kriegerische Apparat soll in Bewegung gesetzt werden, unter allen Umständen.

Aber die Schwierigkeiten, mit denen Italien in Libyen zu kämpfen hat, sind nicht allein militärischer Art. Im Gegenteil: hier handelt es sich gegen-

wärtig um friedlichere Dinge. Wenn Italien in Libyen zivilisatorische Fortschritte machen will, so müßte es in allererster Linie das Land beruhigen. Was nutzt es der „italienischen Sache", ob das gegenwärtige Okkupationsgebiet um einige, ja selbst um hundert Kilometer nach irgendeiner Richtung hin verlängert wird? Tripolis ist bekanntlich der Schlüssel Afrikas, aber das tripolitaner Hinterland ist das Schloß, ohne welches der Schlüssel nicht funktioniert. Die bisher angewendeten Mittel zum Gewinnen der Eingeborenen hatten nicht den gehofften Erfolg: weder die Kanonen Canevas noch die honigsüßen Maßnahmen des neuen Versöhnungskurses. Selbst die im reinsten Koranstil gehaltenen arabischen Einladungen des Generals Briccola an die Eingeborenen „den Italienern Gutes zu erweisen und sie zu beschützen anstatt sie gegen den Willen Gottes zu bekämpfen" halfen ebensowenig, wie die Bomben der Luftschiffe und Aeroplane.

Kurz: eine Fortsetzung des gegenwärtigen Zustandes ist unmöglich; ein irgendwelches Vorgehen ebenfalls. Auch die soeben in Sidi Said bei Suara (von wo Barth 1846 seine Erforschung der Küste antrat) begonnenen Operationen sollen sich erst entwickeln, bevor man von einer Änderung der Lage wird sprechen können. Derartige Entwickelungen pflegen hier ja ziemlich lange zu dauern. Indessen ist heute wirklicher Grund zur Annahme vorhanden, daß man beiderseits mehr Energie und — Schnelligkeit zeigen wird. —

Dr. Hugo Böttger M. d. R.
Nationalliberale Parteikrisis.

Märzstürme sind über die nationalliberale Partei gebraust, und wenn nicht der nächste Delegiertentag, der mit tunlichster Beschleunigung zum 12. Mai nach Berlin einberufen worden ist, die Risse repariert und die Fundamente aufs neue sichert, so steht der Verfall der Partei der Reichsgründung vor der Tür. Mag es auch natürlich sein, daß in einer Mittelpartei, die alle Schichten der Bevölkerung und alle Landsmannsverbände umfaßt und Tradition mit Fortschritt vereinen soll, Meinungsunterschiede in sozialen und wirtschaftlichen Fragen, selbst erheblicher Art, gar nicht von der Tagesordnung verschwinden und erst im nationalen Einheitsbedürfnis ausbalanzieren — diesmal wird die Partei, für die noch bei den jüngsten Reichstagswahlen über eineinhalb Millionen Wahlberechtigte votiert haben, ihre schwerste Stunde durchmachen. Alte Leiden sind verschleppt worden, und so ist die akute Krisis — vielleicht bei einer verhältnismäßig kleinen Störung des Organismus — überraschend plötzlich gekommen. Ob der energische Medizinmann und das richtige Rezept zur Heilung zur Stelle sein werden, das steht dahin und interessiert im geheimen die deutschen Politiker mehr als manche andere großmächtige Frage.

Die nationalliberale Partei hatte sich vor 12 Jahren einen Junior, eine Geschäftsstütze genommen oder besser noch, die nationalliberale Jugend war mit kräftigen Ansprüchen den Alten von damals nahegetreten und hatte als künftiger Erbe um besser rentierende Politik ersucht. Mehr Leben, mehr Frische, mehr Unabhängigkeit verlangte die im Rheinlande entstandene Jugendorganisation; dafür wollte sie dann ihrerseits die alten Reihen stärken mit Intelligenz, Rührigkeit und Elan. Von der Partei wurden die jungen Herren mit wohltemperierter Freundlichkeit aufgenommen, die öffentliche Meinung war ihnen wohlgesinnt und die übrigen Parteien warteten mit angenehmer Spannung auf den ersten Zwist zwischen At und Jung. Bei dem Volksschulgesetz im preußischen Landtag brach er aus, und seitdem ist das Verhältnis nie ganz ungetrübt gewesen. Dann flaute die Jugendbewegung sichtlich ab, einige ihrer tüchtigsten Kräfte, wie Stresemann, Heintze, Weber, kamen ins Parlament und wurden vom Theoretischen ins Praktische übersetzt. Der Kurs der deutschen inneren Politik unter dem Fürsten Bülow zwang die Liberalen, wollten sie sich nicht alle Chancen verderben, ihre Sorgen um Nuancen zurückzustellen. Der Block, dieses Gebilde des Ausgleichs zwischen liberalen und konservativen Grundsätzen wurde zerschlagen, der Zweiparteiengedanke kam hoch: ein Großblock der Linken sollte die klerikal-reaktionäre Koalition, die beim Scheitern der Erbanfallsteuer und der Bülowschen Finanzreform entstanden war, siegreich überwinden.

Wenn man im liberalen Lager die Dinge etwas nüchtern und ohne Phrasenrausch ansieht, was in der Politik einiges für sich hat, so muß man heute erkennen, daß bei den Reichstagswahlen von 1912 dem Großblock, von dem man so vieles erwartete, der ersehnte Erfolg nicht beschieden worden ist. Unerschüttert ist die Macht des Zentrums und die 110 Sozialdemokraten, die das einzig greifbare Ergebnis der Großblockwahlen darstellen, haben die deutsche Politik bislang nicht einen Zoll vorangebracht; ihre Brauchbarkeit und Bündnisfähigkeit wird durch ihr passives Verhalten für absehbare Zukunft stark in Frage gestellt.

Die nationalliberale Partei war nun aber durch das schwere Zerwürfnis mit der Rechten nach der Finanzreform auf ein Zusammengehen mit dem geeinten Fortschritt angewiesen, wollte sie nicht bei dem Wahlkampfe in der Formation der starken Hoffnungslosigkeit, im Karree nach vier Fronten fechten. Nach den Wahlen mußte dann freilich in ihren Reihen die Schicksalsfrage entschieden werden, ob man bei der Einigung oder gar beim Großblock bleiben, der Zweiparteientheorie wenigstens bedingte Anerkennung zollen, ob die Partei also den Ruck nach links dauernd vollziehen, Massenpolitik betreiben und damit ihren mittelparteilichen Charakter abstreifen sollte, — denn die berühmten zwei Parteien wollen ja eben die Mitte aufteilen — oder aber ob die Partei, am Heidelberger Programm und an Bennigsenschen Traditionen festhaltend, den Stürmen der neuen Entwickelung Trotz bieten wollte, im Glauben an die Notwendigkeit einer starken, nationalen Mitte, die der klerikalen Mittelpartei die Wage halten muß. Die einen

werden zur Systemänderung gedrängt durch das enorme Wachstum der sozialdemokratischen Stimmen, die anderen sind der Meinung, daß es die Partei nicht an volkstümlicher sozialer Politik hat fehlen lassen und daß ein weiteres Nachgeben gegenüber den Forderungen der Massen die Sozialdemokratie nicht entwaffnen würde. Dieser Entwickelungsprozeß der Partei, der ihr, wie die Dinge liegen, gar nicht erspart werden kann, muß nach Kräften in Ruhe und Sachlichkeit zu Ende geführt werden und namentlich im Rahmen und auf dem Boden einer einheitlichen Parteiorganisation. Und da setzt eben die Krisis ein. Die Organisation ist heute nicht einheitlich, sondern zerrissen; es kämpfen nicht innerhalb einer Partei zwei Meinungen miteinander, sondern neben diesen Meinungen auch zwei Parteiorganisationen, die Alten und die Jungen, die nationalliberale Partei und der Reichsverband der Vereine der nationalliberalen Jugend, wobei ein Teil der Jugend entsprechend ihrer ganzen Geschichte und Veranlagung zum linken Flügel in der Parteibewegung gestoßen ist. Bassermann, der Parteiführer, hat sich bei dem Konflikt, der in der Zentralvorstandssitzung vom 24. März ausbrach und wo dem Reichsverband anheimgegeben wurde, seine Sonderorganisation mit eigener Spitze aufzugeben und seine Vereine den Provinzialverbänden der alten Partei anzugliedern, auf die Seite der Jugend geschlagen. Nun sind also Personalfragen und Gemütsempfindungen zu den Zeitproblemen und ernsten Parteifriktionen hinzugekommen und niemand weiß, was das Endergebnis sein mag.

Wird die Sonderorganisation der Jugend, die dem rechten Flügel der Partei als Organisation der zur Demokratie und zum Freisinn neigenden Linken gilt, auf dem nächsten Delegiertentage nicht aufgegeben, so liegt die Vermutung nahe, daß sich jener rechte Flügel als Altliberale ebenfalls mit besonderer Organisation und Zentrale auftun wird, mithin die Dreiteilung der Partei auf der Bildfläche erscheint. Es ist ferner möglich, daß von diesen Scheidungen die Reichstagsfraktion in irgend einer Form ergriffen wird und daß alsdann Sezessionen und Absplitterungen unvermeidbar sind. Vieles wird davon abhängen einen modus vivendi mit der Jugend zu finden, welcher ihr ihre Regsamkeit und Frische erhält, ihr aber kein Zensoramt und keinen ungesunden Separatismus beläßt. Die Partei braucht in den kommenden Tagen der inneren Politik, die wahrscheinlich stürmisch sein werden, Sammlung und Einheit; wird ihr dies versagt, so ist der Führung der Partei die Arbeit so erschwert, daß sie als nationale Mittelpartei kaum weiter bestehen wird. Die Bahn ist dann frei für Neubildungen, gewiß, aber es fragt sich, ob etwas Haltbares und etwas trotz menschlicher Schwächen Tüchtiges herauskommen wird, wie es die alte nationalliberale Partei zu allen Zeiten dargestellt hat. Diese Frage wird Alt und Jung gemeinsam bewegen und sie wird beide Teile veranlassen müssen, darüber zu beraten, wie der Partei die erforderliche Einheit und Festigkeit zurückzugeben ist.

Justizrat Dr. Baumert

Der zweite internationale Hausbesitzerkongreß und die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands.

Die Wohnungsfrage bewegt seit langem die Gemüter. Man erkennt gewisse Mängel, die vorhanden sind, und glaubt dafür unser Hypotheken- und Bodenrecht verantwortlich machen zu müssen, welches die Spekulation am Grund und Boden begünstige, die wieder den Boden verteuere und die Mieten zum Steigen bringe. So schließen die Bodenreformer.

Als ein Mittel, um die Spekulation zu beseitigen, glauben die Bodenreformer die Steuern erkannt zu haben, d. h. sie lehren, wenn man recht viele Steuern auf den Grundbesitz legt, so werde dadurch der Grund und Boden billiger und damit das Wohnungswesen besser und die Mieten niedriger. Es verlangen daher die Bodenreformer schon seit langem, daß auf den Grundbesitz alle möglichen Steuern gelegt und die bestehenden erhöht werden. So ist auf das Drängen der Bodenreformer hin die Wertzuwachssteuer kürzlich vom Reiche eingeführt worden und bei dem Kampf um dieselbe ist insbesondere hervorgehoben worden, sie richte sich ja nur gegen die Bodenspekulation, nicht gegen den soliden Hausbesitz, und es sei ein Unrecht von dem soliden Hausbesitz, daß er nicht auch für Einführung der Wertzuwachssteuer eintrete. In Wirklichkeit wird aber der solide Hausbesitz von dieser Steuer auch betroffen und muß von ihr betroffen werden, weil die Steuergesetze nicht zwischen gesunder und ungesunder Spekulation unterscheiden können. Besonders hart werden aber die Urbesitzer getroffen, die sogenannten Millionenbauer von Schöneberg, die im gewöhnlichen Sinne des Wortes überhaupt nicht spekuliert haben, sondern ihren Besitz von Vater auf Sohn und Enkel vererbt haben. Indes diese wollten ja gerade auch die Bodenreformer treffen, und doch stellen diese, welche an ihrem Grund und Boden viele Generationen hindurch festgehalten haben, wohl das solideste Element in unserer Volkswirtschaft dar. Jedenfalls kann man sie nicht mit den wüsten oder bösen Spekulanten in einen Topf werfen.

So ist weiter auf das Drängen und die Ratschläge der Bodenreformer die Steuer vom gemeinen Wert in den Städten eingeführt worden, die bewirkt, daß in ihnen noch die letzten Gärten verschwinden, und die selbst gezahlt werden muß, wenn ein Hausbesitzer sein Haus leerstehen hat und gar keine Miete bezieht, denn sie ist vom Mietertrage losgelöst, vielleicht deshalb, damit sie nicht so leicht überwälzt werden kann, wie eine Mietsteuer. Sie trifft besonders hart den Hausbesitzer, der neben seinem Hause noch ein unbebautes Stück Land besitzt, welches ihm die Freude am Wohnen in seinem Hause vergrößert. Indes ein solcher Hausbesitzer

ist nach den Lehren der Bodenreformer ein Dieb am Wohle des Volkes. Er erhält eine Baustelle unbebaut, die längst hätte bebaut werden können, und trägt damit, wie die Bodenreformer meinen, zum Steigen der Grundrente bei. Deshalb muß er eben besonders hart besteuert werden.

Die Wissenschaft hat nun klar nachgewiesen, daß die Lehre der Bodenreformer, daß man durch Steuern auf den Grundbesitz diesen verbilligen und das Wohnungswesen verbessern könne, unhaltbar und verkehrt ist. Durch Steuern kann man wohl die Finanzen der Städte und Staaten günstiger gestalten, aber niemals das besteuerte Objekt verbilligen. Trotzdem hat z. B. noch der Bodenreformer Pohlmann auf dem letzten Internationalen Wohnungskongreß in Wien im Jahre 1911 vorgetragen, daß in Belgien die Mieten deshalb so billig seien, weil dort eine hohe Umsatzsteuer bei jeder Grundstücksveräußerung gezahlt werden müsse. Demgegenüber weist Professor Gemünd in seiner Schrift „Bodenfrage und Bodenpolitik", S. 231, 232, darauf hin, daß in dem Belgien benachbarten Aachen, wo geringere Umsatzsteuern gelten, ebenfalls der Grund und Boden billig und die Mieten niedrig seien. Es seien eben in der weiten Umgebung Aachens wie in ganz Belgien zahlreiche Verkehrsmittel, Vorortbahnen, Vizinalbahnen usw. im Betriebe, sodaß jeder schnell zu seiner fern gelegenen Arbeitsstätte gelangen könne und die Menschen nicht genötigt seien, sich in einem großen Mittelpunkt zusammenzudrängen und zusammenzupferchen, und dadurch zum Steigen der Grundrente in diesem Mittelpunkt beizutragen, wie es in den deutschen Städten geschehen sei, wo es an solchen zahlreichen Verkehrsmitteln fehle. Die Mieten in Belgien sind daher nicht deshalb billig, weil dort teure Umsatzsteuern erhoben werden, sondern weil für Verkehrsmittel in ergiebigster Weise gesorgt ist. Einige Bodenreformer haben schon früher diese Irrlehren erkannt, und es ist deshalb damals zu einem Zerwürfnis mit der jetzt noch bestehenden Leitung gekommen. Indes die Masse hat treu zu der jetzt noch bestehenden Leitung gehalten, die da glaubt, mit der Erhöhung der Steuer auf Grund und Boden eine soziale Tat zu begehen. Aber selbst in ihren eigenen Reihen greift die Überzeugung immer mehr Platz, daß es der verkehrteste Weg sei, die Wohnungsfrage durch Auferlegung von Steuern lösen zu wollen. So wenigstens hat Altenraht in der Zeitschrift für Wohnungswesen kürzlich folgendes geschrieben: „Es dürfen allmählich auch diejenigen Freunde der Wohnungsreform, die bisher anderer Ansicht waren, mehr und mehr zu der Erkenntnis kommen, daß die steigende steuerliche Belastung des Bodens das allerschlechteste Mittel zur Förderung des Wohnungswesens ist. Es wird auch unseres Erachtens noch so weit kommen, daß man die jetzt noch vielfach bestehende Verwirrung der Begriffe nicht mehr begreifen und daß man jenen Satz einfach als Binsenwahrheit ansehen wird." Somit kann man den Glaubenssatz der Bodenreformer, daß man durch Steuern das Boden- oder Wohnungswesen verbessern könne, als durch die Wissenschaft abgetan erachten. Indes die Bodenreformer predigen ihn trotzdem noch heut den Massen. Wenn aber weiter die Boden-

reformer glauben, durch Bekämpfung der Spekulation irgend etwas zur Verbilligung der Mieten beizutragen, so irren sie sich ebenso. Denn wenn sie auch nur die ungesunde Spekulation angeblich bekämpfen wollen, so können die Gesetze zwischen gesunder und ungesunder Spekulation nicht unterscheiden, sondern sie müssen jeden Grundbesitzer treffen, wie das ja auch die Zuwachs- und Umsatzsteuergesetze beweisen. Insofern ist auch jeder Hausbesitzer ein Spekulant, denn kein Mensch kauft sich ein Haus oder erwirbt ein Grundstück, um daran Geld zu verlieren, sondern immer in der Hoffnung, damit ein Geschäft zu machen oder gut zu fahren. Und in derjenigen Familie, in welcher der Grundbesitz gehalten wird, wo er vom Vater auf den Sohn und Enkel vererbt wird, geschieht es, doch auch in der Hoffnung und in dem Sinne damit wirtschaftlich zu verfahren und eine günstige Vermögensanlage weiter zu erhalten. Es sind daher die Urbesitzer auch Spekulanten. Gerade aber diese wollen ja die Bodenreformer treffen und gegen diese kämpfen sie am meisten an, weil diese, wie sie sagen, den Boden künstlich zurückhalten. Sie werfen also diesen vor, daß sie nicht verkaufen, und den anderen werfen sie vor, daß sie den Grundbesitz als Ware betrachten und fortwährend verkaufen. Beides aber müsse verhindert werden. So bewegen sie sich in Widersprüchen. Es ist aber von der Wissenschaft längst nachgewiesen, es sei hier auf die Schriften von den Professoren Pohle, Voigt, Weber und insbesondere auf die bereits genannte von Gemünd verwiesen, daß die Spekulation an sich nicht imstande ist, den Grund und Boden zu verteuern oder die Grundrente an sich zum Steigen zu bringen. Dies wird vielmehr durch ganz andere Umstände hervorgerufen, als wie durch die Spekulation. Ein Hausbesitzer kann noch so teuer sein Haus gekauft haben, kein Mieter wird ihm aber einen Pfennig mehr für seine Wohnung Miete zahlen, wenn die Wohnung nicht in Anbetracht ihrer Lage und sonstigen Beschaffenheit den Mietspreis wert sein sollte. Und ein Bodenspekulant kann noch so teuer den Boden verkaufen wollen, es wird ihm niemand den von ihm geforderten Preis zahlen, wenn nicht der Preis als angemessen von dem Käufer erachtet wird. Des näheren sei hier verwiesen auf die Ausführungen von Gemünd auf Seite 66 ff., S. 108 ff. Die Bodenreformer wollen zwar nicht das Privateigentum aufheben, in Wirklichkeit laufen jedoch ihre Maßnahmen und ihr Kampf gegen den privaten Grundbesitz am letzten Ende auf eine Beseitigung desselben hinaus*), während es die Sozialdemokratie geradezu anstrebt. Diesen Bemühungen steht der städtische Haus- und Grundbesitz gegenüber, indem er für Erhaltung des Privateigentums am Grund und Boden eintritt. Er fühlt sich selbstverständlich auch sehr schwer getroffen durch die Steuerlasten, die ihm infolge der Agitation der Bodenreformer allmählich aufgedrängt worden sind, aber er fühlt sich insbesondere verletzt dadurch, daß gewissermaßen das Steuererheben von dem Grundbesitz als eine soziale Tat gepriesen wird und damit das Besitzen von heimatlichem Grund

*) Pabst, Kritik der Bodenreform. Band 13, Heft 3 der Schriften des Zentralverbandes.

und Boden unter Umständen als etwas Schimpfliches hingestellt wird. Denn wenn von den Bodenreformern gesagt wird, das Spekulieren am Grund und Boden sei schimpflich, so ist doch gleichfalls hier schon nachgewiesen, daß das Besitzen und Festhalten des Grundbesitzes eine Art Spekulation darstellt und daß gerade dies von den Bodenreformern heftig bekämpft wird.

Die Hausbesitzer haben sich nun in den Städten zu Haus- und Grundbesitzervereinen, diese wieder in den Provinzen und Ländern zu Verbänden zusammengetan. Für ganz Deutschland besteht der Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine. Das Streben dieser Vereine und Verbände geht zunächst dahin, das Privateigentum am Grund und Boden als erhaltenswert für die Gesetzgebung nachzuweisen. Sie kommen damit in entschiedenen Gegensatz zu den Sozialisten und Bodenreformern, und es fragt sich, entsprechen die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzer am Festhalten des Privateigentums am Grund und Boden unserm Volkswohl und gewährleisten sie ein Fortschreiten der Kultur. Wir meinen, daß die Höhe unserer Kultur nur durch Schaffung eines Privateigentums am Boden erreicht werden konnte, und daß das Gesamteigentum am Grund und Boden, wie es in fast allen unsern Ländern in früheren Jahrhunderten bestanden hat, und wie es z. B. in Rußland zum Teil noch jetzt besteht, kulturfeindlich und dem Fortschreiten unserer Kultur hinderlich war. Es ist beseitigt worden und auch in Rußland ist man jetzt bestrebt, das Gesamteigentum der Dorfgemeinde — das Mir — zu beseitigen.

Die Hausbesitzerverbände haben sich aber ursprünglich zusammengetan, nicht um irgendwelche Theorien von Agitatoren und Irrlehren zu bekämpfen, sondern zunächst, um die gemeinsamen wirtschaftlichen Fragen zu lösen, z. B. die Frage des Wohnungsnachweises in der einzelnen Stadt und alle die Fragen, die mit der Bewirtschaftung eines Hauses und eines städtischen Grundbesitzes verbunden sind, und über alle die Fragen ihre Mitglieder zu belehren und zu unterrichten. Aus diesem Grunde sind die Hausbesitzerverbände bestrebt, die Kreditfrage, insbesondere die Realkreditfrage zu lösen. Lehrt doch Adolf Wagner, daß unsere Hypothekarverschuldung eigentlich ein Widersinn sei, denn jemand, der auf sein Haus eine Hypothek von 100 000 Mark aufnimmt und sich verpflichtet, dieselbe nach 5 oder 10 Jahren zurückzuzahlen, wisse ganz genau, daß er aus den Erträgnissen des Hauses dieses Kapital in dieser kurzen Zeit nicht ersparen kann. Er gibt das Versprechen der Rückzahlung der Hypothek nur ab in der Hoffnung, daß er nach 5 oder 10 Jahren, oder falls ihm die Hypothek früher gekündigt wird, auch früher wiederum einen Geldgeber finden wird, der ihm die 100 000 Mark auf sein Haus leiht. Sind jedoch ungünstige Zeiten eingetreten, ist das Geld knapp geworden, so fühlt er sich bei Fälligkeit der Hypothek enttäuscht und die Nichtbeschaffung der Hypothek führt meist seinen Vermögensruin herbei. Es entspricht daher die kündbare Hypothekarverschuldung in der Tat nicht dem Wesen des städtischen Haus- und Grundbesitzes. Diesem entspricht nur die Rentenverschuldung oder die

seitens des Gläubigers unkündbare Hypothek. Nur durch solche kann der städtische Haus- und Grundbesitz gesunden und wird in Zeiten der Krisen geschützt und kann solche bestehen. Nicht die Entschuldung des städtischen Haus- und Grundbesitzes ist notwendig, um ihn widerstandsfähig gegen Krisen zu machen, sondern die Unkündbarkeit der Hypothek seitens der Gläubiger erreicht denselben Zweck. Deshalb streben die Haus- und Grundbesitzer nach solchen unkündbaren Hypotheken. Diese bestehen schon längst beim ländlichen Grundbesitz, hervorgerufen durch die in Preußen seit länger als einem Jahrhundert bewährten Landschaften, welche die landwirtschaftlichen Güter beleihen. Die Hausbesitzerverbände verlangen die Einführung solcher Institute für den städtischen Haus- und Grundbesitz und zwar sowohl für erste wie für zweite Hypotheken. Allerdings können solche unkündbaren Hypotheken nur dann in gesunder Weise aufrecht erhalten werden und können derartige Pfandbriefinstitute gedeihen, wenn die unkündbare Hypothek selbst nicht einer ewigen Rente vergleichbar eine ewige Last bleibt, sondern wenn für eine Abzahlung derselben durch eine jährliche Amortisation oder Tilgung gesorgt wird. Es ist daher mit der unkündbaren Hypothek für den städtischen Grundbesitz notwendig auch deren Amortisation oder jährliche Tilgung verknüpft und damit im gewissen Sinne eine allmähliche vorübergehende Entschuldung. Derartige Pfandbriefinstitute bestehen bereits in Berlin seit 1868, in der Provinz Brandenburg seit 1. April 1912. Die Pfandbriefanstalt in Posen und Westpreußen, welche vor einigen Jahren der preußische Staat — es sei ihm Dank hierfür gebracht — ins Leben gerufen hat, weicht leider in erheblichen Punkten von dem Vorbilde der Landschaften ab*). Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden, es würde zu weit führen, und sei dies für später vorbehalten.

Neuerdings haben sich die Hausbesitzervereine auch dem Personalkredit zugewandt und sogenannte Hausbesitzerbanken begründet, welche in vielen Städten Deutschlands sich schon seit längerer oder kürzerer Zeit bewährt haben und sich immer noch vermehren. Diese wirtschaftlichen Bestrebungen der Hausbesitzervereine, welche sich damit auch das Genossenschaftsgesetz und die preußische Zentralgenossenschaftskasse dienstbar machen, wird man nur mit Freude begrüßen können, denn sie dienen dazu, den besten und solidesten Mittelstand unseres Staates zu erhalten, welcher ein Stück städtischen Grund und Bodens sein eigen nennt. Die Maßnahmen der Bodenreformer führen aber am letzten Ende entgegengesetzt dahin, den mittelstandlichen Besitz allmählich zum Verschwinden zu bringen. Sie sind mittelstandsfeindlich. Es ist doch unzweifelhaft eine Folge der Wertzuwachssteuer, daß ein kleiner kapitalschwacher Mann, der ein Haus zu seinem Gewerbe und seinem Emporkommen braucht, heute schwieriger sich ein Stück Land oder ein Haus erwerben kann, weil sein Verkäufer mindestens die Baranzahlung der Wert-

*) Vergl. das Vorwort in Heft 72 der Mitteilungen des preußischen Landesverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine.

zuwachssteuer verlangt, ganz abgesehen davon, daß auch die hohen Umsatzsteuern, die jetzt bestehen, vom Käufer bar gezahlt werden müssen. Früher aber konnte er bei geringerer Anzahlung Hausbesitzer werden und damit sich das Instrument erwerben, dessen er zu seinem Gewerbe bedarf.

Hoffen wir, daß unsere Regierungen allmählich zu der Einsicht gelangen mögen, daß die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzervereine vom Staate mehr zu fördern sind als bisher und daß die Irrlehren der Bodenreformer zu bekämpfen sind. Gelegenheit zur Aussprache über einige dieser Fragen, insbesondere über die Realkreditfrage und deren beste Lösung, die Heimstättenfrage, über Wohnungsstatistik, gewährt der 2. Internationale Hausbesitzerkongreß, welcher am 5. Mai in Berlin im Landwehroffizierkasino am Zoo eröffnet wird. Anmeldungen zu diesem Kongreß können an den Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands oder an den Verfasser dieses nach Spandau gerichtet werden.

Dieser 2. Internationale Hausbesitzerkongreß wird auf Anregung der französischen Hausbesitzer vom Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands einberufen und zwar aus Anlaß der von diesem Verbande ins Leben gerufenen Ausstellung für „Haus- und Wohnungsbau" bezw. von Bedarfsartikeln für den städtischen Hausbesitz, welche am 4. Mai in den Ausstellungshallen am Zoo eröffnet wird. Möge diese Ausstellung Zeugnis dafür ablegen, daß in unserm städtischen Haus- und Grundbesitz noch eine wirtschaftliche Kraft wohnt, die, wenn sie vereint wirkt, Nützliches und Ersprießliches für Stadt und Staat leistet, ist doch der Grundbesitz aufs engste mit dem Gedeihen seines Ortes verknüpft. Mögen die Verhandlungen des 2. Internationalen Hausbesitzerkongresses eine weitere klare Grundlage schaffen für die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzervereine und die gesetzlichen Maßnahmen der Staaten!

Hans Rottmann:
Kuropatkin über die auswärtige Politik Rußlands im 20. Jahrhundert.

Nachdem sich seit der Kaiserzusammenkunft in Potsdam das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland allmählich wieder etwas günstiger gestaltet hat, scheint in jüngster Zeit endlich auch die durch die bosnische Krise verschärfte Mißstimmung zwischen Rußland und Österreich freundschaftlicheren Beziehungen Platz machen zu wollen. Unverkennbar ist freilich, daß diese gegenseitige Annäherung sich auf russischer Seite vorläufig nur auf die Regierungskreise beschränkt, während die russische große Öffentlichkeit in ihrer überwiegenden Mehr-

heit nach wie vor durchaus deutsch- und österreich-feindlich denkt. In altgewohnter Weise benutzt die bekanntlich am englandfreundlichsten gesinnte Nowoje Wremja, auf die ja leider der größte Teil des Russentums schwört, mit ihrem zahlreichen Gefolge größerer und kleinerer Gesinnungstrabanten in der Provinz jede Gelegenheit, um über das verhaßte Deutschland herzufallen. Nun ist aber neuerdings für solche Hetzereien der Nährboden gerade wieder besonders günstig. Hat doch in den letzten Jahren das National-Russentum, das nach außen wie nach innen eine streng national-russische, fremdenfeindliche Politik fordert und zu deren Anhängern auch der so tragisch ums Leben gekommene Ministerpräsident Stolypin gehörte, außerordentlich an Boden gewonnen. Man wird naturgemäß in diesen Kreisen Freunde Deutschlands und Österreichs, überhaupt des Deutschtums, das ja durch seine überragende Tüchtigkeit seit mehr denn 200 Jahren im Leben des russischen Staates die führende Rolle gespielt und vor allem die auswärtige Politik stark beeinflußt hat, nicht suchen dürfen.

Um so interessanter ist es, daß kürzlich gerade eine durch und durch national-russisch gesinnte Persönlichkeit ihre Stimme gegen eine gegen Deutschland und Österreich gerichtete Politik erhoben hat. Es ist dies Kuropatkin, der unglückliche Feldherr von Mukden, der in seiner neuesten Schrift „Rußland für die Russen. Die Aufgaben der russischen Armee“ hochbedeutsame Ausführungen über die bisherige und die in Zukunft zu befolgende innere und äußere Politik Rußlands bringt. Er schildert in den 1525 Seiten umfassenden 3 Teilen seines Werkes ausführlich die gesamte Politik Rußlands vom Entstehen des Reiches an bis auf die neueste Zeit und leitet aus den Lehren der Geschichte seines Vaterlandes, besonders derjenigen des 19. Jahrhunderts, die unbedingte Notwendigkeit einer streng nationalen Politik für dasselbe ab. Gerade diese Notwendigkeit aber ist es, die ihn zu Forderungen für die Politik Rußlands veranlaßt, die denen der übrigen national-russischen Presse vollkommen entgegengesetzt sind. Als für uns in erster Linie interessant, sollen von mir hier wenigstens die Gesichtspunkte, die Kuropatkin für die auswärtige Politik Rußlands im 20. Jahrhundert aufstellt, kurz skizziert werden.

Die Angelpunkte der russischen Auslandspolitik bilden nach seiner Ansicht heute und auch für die nächste Zukunft die Balkan- und die ostasiatische Frage.

Erstere hat schon seit der Niederwerfung Napoleons I. in hohem Maße die Geschicke Rußlands bestimmt. Dank der von der Gründung des Reiches an Jahrhunderte lang konsequent durchgeführten nationalen Politik war es Rußland am Ende des 18. Jahrhunderts gelungen, seine Herrschaft bis an die von der Natur gegebenen Grenzen auszudehnen und fast sämtliche Zweige des russischen Stammes unter seinem Zepter zu vereinen. Statt nun dem Lande die Möglichkeit zu geben, die durch die unausgesetzten Kriege geschlagenen schweren

Wunden allmählich auszuheilen, das Volk in moralischer, materieller und sanitärer Beziehung zu heben und die neuerworbenen Grenzgebiete nicht nur äußerlich, sondern vor allem auch innerlich mit dem national-russischen Element zu verschmelzen, wandte sich die russische Regierung jetzt plötzlich völlig entgegengesetzten, kosmopolitischen Anschauungen zu und mischte sich, obwohl ihm schon das aktive Eingreifen in die westeuropäische Politik unter Napoleon I. nur Schaden gebracht hatte, durchaus unnötigerweise in die Wirren auf der Balkanhalbinsel ein.

Die aus solchen Ideen heraus für notwendig gehaltene Unterstützung der christlichen Brüder auf dem Balkan in ihrem Freiheitskampfe gegen den Mohammedanismus hat zwar Griechenland, Rumänien, Serbien und Bulgarien zur Selbständigkeit und Österreich in neuester Zeit durch die Angliederung von Bosnien und der Herzegowina zu einem beträchtlichen Landzuwachs verholfen, Rußland selbst aber, abgesehen von der geringfügigen Gebietsabrundung zwischen Dnjestr und Prut mit ihren ganzen 828 Quadratmeilen nur schwere Nachteile gebracht. Denn sie hat das Land in seiner Weiterentwickelung im Innern fast völlig gehemmt und die Bevölkerung, und zwar gerade die eigentlich russische, materiell vollkommen erschöpft. Daß das Ergebnis der langjährigen Kämpfe für Rußland selbst so ungünstig ausgefallen ist, hat es in erster Linie dem ja zeitweise sogar in offene Feindschaft übergegangenen Mißtrauen der übrigen europäischen Großmächte zu verdanken gehabt, die ihm nicht glaubten, daß die Befreiung der slavischen Brüder sein eigentliches Ziel auf dem Balkan sei, sondern die Besetzung Konstantinopels und der Dardanellen sowie die Begründung eines großen slavischen Länderbundes daselbst unter seiner Führung befürchteten.

Dieses Mißtrauen aber besteht noch heute unvermindert, daß man in Rußland jetzt, nachdem die Befreiung der Slaven vom türkischen Joch in der Hauptsache erreicht ist, vollkommen in panslavistischen Ideen befangen, der Ansicht huldigt, die Stammesgenossen auf dem Balkan vor dem Pangermanismus schützen zu müssen, statt mit den Mächten, insbesondere mit Österreich, eine Verständigung über die noch schwebenden Balkanfragen zu suchen und so im Wetterwinkel Europas Ruhe zu schaffen. Eine solche österreich- und deutschlandfeindliche Politik muß nach Kuropatkins Ansicht früher oder später zum Kriege mit diesen beiden Staaten führen. Dabei ist infolge der voneinander fast völlig unabhängigen geschichtlichen Entwickelung der Ost- und Westslaven, ihrer Vermengung mit ganz verschiedenen, teils unterworfenen, teils benachbarten Stämmen, der ganz anderen Existenzbedingungen u. a. m. die Stammesverwandtschaft zwischen dem Zarenreich und den slavischen Balkanvölkern gar nicht so groß, daß die russische Regierung auch nur im entferntesten berechtigt wäre, um ihretwillen eine so große Gefahr heraufzubeschwören.

Worin bestehen aber dann die wirklichen Interessen Rußlands auf dem Balkan? In dem Erwerb zweier zu Fort-

auszubauender, einander gegenüberliegender Punkte am Nordausgang des Bosporus! Nicht also in einer Besitzergreifung von Konstantinopel und den Dardanellen selbst, zu der die europäischen Großstaaten gutwillig schon aus Sorge um ihre Handelsinteressen ihre Einwilligung nie geben würden. Die Schaffung eines russischen Gibraltar am Nordende des Bosporus dagegen würde für das übrige Europa handelspolitisch ohne größere Bedeutung sein, für Rußland jedoch von hohem militärischen Werte; natürlich nicht in offensivem, sondern lediglich in defensivem Sinne, insofern feindlichen Kriegsschiffen die Einfahrt in das Schwarze Meer versperrt werden könnte und damit der sicherste Schutz für die dortigen russischen Küsten erreicht wäre. Das jetzt bestehende bloße Verbot der Durchfahrt für außertürkische Kriegsfahrzeuge hat ja, wie bereits der Krieg 1877/78 deutlich genug bewiesen hat, nur einen sehr problematischen Wert.

Würde sich Rußland diese seinem wirklichen Interesse entsprechenden Ziele für seine Orientpolitik zu eigen machen und sie ohne Nebenabsichten offen und ehrlich verfolgen, so würde das bisherige Mißtrauen zwischen ihm und dem an den Balkan-Verhältnissen am meisten interessierten Österreich sowie dessen Verbündeten, Deutschland, allmählich schwinden, ja es dürfte wohl sogar eine gegenseitige Verständigung nicht unmöglich sein.

Für eine solche Einigung formuliert Kuropatkin folgende interessante Vorschläge: 1. Rußland betrachtet seine Befreiermission auf dem Balkan als beendet. 2. Rußland und Österreich verpflichten sich, die Selbständigkeit der auf dem Balkan entstandenen Staaten zu erhalten (status quo). 3. Rußlands Einflußsphäre beschränkt sich auf den östlichen, diejenige Österreichs auf den westlichen Teil der Halbinsel; die Trennungslinie der Einflußzonen verläuft zwischen Bulgarien und Serbien. 4. Bei allen in Zukunft auf dem Balkan etwa entstehenden Verwicklungen handeln Rußland und Österreich nur in gegenseitigem Einvernehmen. 5. Der Abschluß eines Bündnisses zwischen irgend welchen Balkanstaaten wird als den Interessen Rußlands bezw. Österreichs nicht zuwiderlaufend erklärt.

Ebenso muß auch die Politik Rußlands gegenüber Bulgarien genau festgelegt werden, und zwar unter dem Gesichtspunkt: Schutz der Unabhängigkeit Bulgariens, aber Verhinderung aller Schritte dieses Landes, die zu einem Kriege mit der Türkei oder anderen Staaten führen könnten.

Diese Vorschläge dürften in der Tat eine nicht ungeeignete allgemeine Grundlage für eine Annäherung zwischen Rußland und Österreich-Deutschland und damit für eine friedlichere Gestaltung der gesamten Orientpolitik sein, denn Deutschlands rein wirtschaftliche Balkaninteressen würden in keiner Weise gestört werden und Österreich würde wirtschaftlich und vor allem politisch auf dem westlichen Balkan vollkommen freie Hand bekommen. Rußland selbst aber würde eine solche Wandlung nicht nur, wie erwähnt, ermöglichen, seine

Kräfte mehr den immer dringender werdenden Aufgaben im Innern zu widmen, sondern sie würde ihm vor allem auch den Rücken für seine ostasiatische Politik frei machen.

Eine derartige Rückendeckung im Westen würde für *das Zarenreich* einen ganz *gewaltigen Kraftzuwachs im fernen Osten* bedeuten, auf *diesem zweiten, für die russische auswärtige Politik im 20. Jahrhundert so wichtigen Gebiet.* Es brauchte dann z. B. nicht mehr den besten Teil seiner Streitkräfte an der Westgrenze bereit zu halten und auch bei einem Kriege auf einer ganz anderen Front für alle Fälle daselbst zu belassen, wie es erst wieder gelegentlich des Krieges gegen Japan der Fall war, sondern könnte diesen auch auf einem entlegenen asiatischen Kriegsschauplatz verwenden.

Asien, insbesondere zunächst Ostasien, dürfte aber aller Voraussicht nach in unserem Jahrhundert der *Schauplatz wichtiger Ereignisse* werden. Das erste Jahrzehnt hat hier zunächst den Eintritt Japans in die Weltpolitik gebracht, die nächste Zukunft scheint die allmähliche Wiedergeburt Chinas zeitigen zu sollen. Sind die Meinungen über die Möglichkeit einer wirklichen Erstarkung des Reiches der Mitte auch noch sehr geteilt, so wird man doch die in ihm schlummernden Kräfte nicht unterschätzen dürfen. Kuropatkin, der ja am eigenen Leibe die Fähigkeiten der Japaner recht unangenehm hat spüren müssen, erblickt in dem erneuten Erwachen des Mongolentums jedenfalls eine schwere Gefahr für sein Vaterland und heischt deswegen eine energische und zielbewußte *Abwehrpolitik gegenüber Japan und China.*

Während sich Europa bis jetzt fast ungehindert sowohl auf politischem wie besonders auch auf wirtschaftlichem Gebiete hat ausbreiten können, setzt Japan bereits heute dem weiteren Vordringen der weißen Rasse in Asien erheblichen Widerstand entgegen. Der Schlag, den es jetzt gegen Rußland geführt hat, bedeutet nur den Beginn weiterer Kämpfe mit dem neu erwachten Mongolentum. In erster Linie wird natürlich wieder Rußland das Ziel dieser Angriffe sein. Aber auch *England ist in seinem indischen Besitz* ernstlich *bedroht,* denn erneute Niederlagen der weißen Rasse könnten auf die ohnedies schon unruhige dortige Bevölkerung von den unheilvollsten Folgen sein. Demnach sind die Interessen Rußlands und Englands in Asien nicht, wie bisher immer behauptet, einander entgegengesetzt, sondern im Gegenteil auf das engste miteinander verknüpft. Eine nicht bloß auf den Augenblick berechnete, sondern weiter schauende Politik müßte daher *die beiden Staaten zu einem Bündnis* führen, das die Unterstützung Englands durch Rußland in Indien und umgekehrt diejenige Rußlands durch England im fernen Osten gewährleistete. Rußland brauchte zu diesem Zwecke nur den absurden Plan einer Eroberung Indiens endgültig aufzugeben, England andererseits müßte von seiner egoistischen Bündnis-

politik mit Japan ablassen, durch die es zu der jüngsten schweren Niederlage seines vermeintlichen asiatischen Rivalen zweifellos wesentlich mit beigetragen hat.

Jedoch nicht nur diese beiden Mächte werden von der gelben Gefahr bedroht, sondern auch die übrigen europäischen Großstaaten, insbesondere Deutschland und Frankreich, und dies sowohl in ihren wirtschaftlichen Interessen wie in ihrem asiatischen Kolonialbesitz. Deswegen muß das gegen das Mongolentum gerichtete Bündnis überhaupt ganz Europa umfassen. Es wäre somit eine durchaus unverständliche und unverzeihliche Politik, wenn sich etwa Rußland und Österreich oder England und Deutschland gegenseitig bekämpfen und auf diese Weise schwächen würden. Die auswärtige Politik der europäischen Großmächte darf im 20. Jahrhundert vielmehr nur das *eine* Ziel kennen: *Front des geeinten Europa gegen die Mongolen!*

Ein von Rußlands, als des zunächst bedrohten Staates, Standpunkt aus verständlicher Wunsch. Ob er freilich so bald in Erfüllung gehen wird, ist eine Frage, die heute noch niemand beantworten kann. Jedenfalls dürften aber die von mir im vorstehenden wiedergegebenen *Ansichten Kuropatkins* über die von Rußland im 20. Jahrhundert im fernen Osten und im nahen Orient einzuschlagende Politik *manche beachtenswerte Gesichtspunkte* enthalten.

M. Roloff:
Die Jungtürken.

I.

Will man die jungtürkische Bewegung gut verstehen, so muß man in der Geschichte etwa 70 Jahre zurückgehen, nämlich bis zur Thronbesteigung Abd-al-Madsjid's im Jahre 1839. Damals war der Zustand im ottomanischen Reiche derartig, daß diejenigen, welche nur nach dem äußeren Schein urteilten, jeden Augenblick die Auflösung dieses Reiches erwarteten. Im Jahre 1829 hatte der Vater und Vorgänger Abd-al-Madsjid's, Sultan Mahmud II. (1808—39), in dem mit Rußland geschlossenen Frieden von Adrianopel, nicht nur die Unabhängigkeit Griechenlands und die Selbständigkeit der Donaufürstentümer anerkennen müssen, sondern er war auch gezwungen worden, eine für die damalige Zeit ganz enorme Summe als Kriegskontribution zu zahlen und verschiedene Festungen an der Ostküste des Schwarzen Meeres an Rußland abzutreten. Aber auch durch all' diese Konzessionen bekam das Land keine Ruhe. Das Übergewicht, welches Rußland in der Levante erlangt hatte, beeinflußte die Christenunter-

tanen des Sultans und erweckte bei diesen immer mehr und mehr den Wunsch, von der türkischen Herrschaft befreit zu werden. Ein in Albanien und in Bosnien ausgebrochener Aufstand hatte erst im Jahre 1831 unterdrückt werden können, und im Jahre 1833 bedrohte der damalige Pascha von Ägypten, Mehemed Ali, Konstantinopel. Rechnet man hierzu die traurige finanzielle Lage, die Bestechlichkeit und Unfähigkeit vieler einflußreicher Staatsbeamten, die mangelhafte Rechtspflege, welche alles zu wünschen übrig ließ, so ist es begreiflich, daß bei vielen Türken, welche es mit ihrem Vaterlande gut meinten, der Wunsch nach Verbesserungen lebendig wurde. Unter diesen Türken verdient namentlich Reschid-Pascha Erwähnung, der, nachdem er durch russischen Einfluß sein Portefeuille verloren hatte und kurze Zeit in Paris und London Gesandter gewesen war, vom neuen Sultan wiederum in das Ministerium berufen wurde; er bekleidete bis zum Jahre 1856, mit kleineren Unterbrechungen, verschiedene hohe Staatsämter, auch als Großvezier, und war einer der einflußreichsten Männer im damaligen türkischen Reiche. Diesem Staatsmann hat die Türkei viel zu verdanken; in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es ihm, den Zustand im türkischen Reiche bedeutend zu verbessern. Auf der anderen Seite aber war gerade er es, der den ersten Anstoß gab zum äffischen Nachahmen europäischer Sitten und Einrichtungen, worunter die Türkei noch jetzt zu leiden hat.

Dadurch, daß Reschid-Pascha die Zustände in den west-europäischen Reichen besser fand, als in seinem Vaterlande, zeigte er, mehr Einsicht zu besitzen, als die meisten Zeitgenossen unter seinen Landsleuten. Diese nämlich beurteilten vielfach die Christen anderer Länder nach denjenigen Exemplaren, welche im türkischen Reiche ansässig waren, nämlich den Rajas oder Christenuntertanen des Sultans und den vielen Abenteurern, welche sich namentlich in den großen Handelszentren niedergelassen hatten. Und doch hatte Reschid-Pascha seine Erziehung nicht im Auslande genossen, was um so mehr Beachtung verdient, da er bereits vor seiner kurzen Tätigkeit als Gesandter in Paris und London vorausstrebenden Ideen gehuldigt hat. Aber nach der Ursache, weshalb es in den westeuropäischen Ländern besser war, als in der Türkei, forschte er nicht, oder doch nur sehr oberflächlich. Der Gedanke, daß diese Ursachen in der sittlichen Inferiorität des Islam liegen könnten, war ihm völlig fremd. Er gab sich auch nicht die Mühe, sein eigenes nationales Recht gründlich zu studieren; hätte er dies getan, dann würde er bald gefunden haben, daß, wie man auch sonst darüber denken möge, das mohammedanische Recht auf alle Fälle fürstliche Willkür, Amtsmißbrauch, Bestechlichkeit und finanzielle Mißwirtschaft verbietet; daß also die schlechten Zustände im ottomanischen Reiche nicht dem mohammedanischen Rechte, sondern den Verwaltungsbeamten und Richtern zuzuschreiben sind.

Reschid-Pascha sah, daß die christlichen Länder besser verwaltet werden als die Türkei, daß die Richter in Westeuropa unbestechlich sind und das Recht ohne Ansehen der Person anwenden, daß sich die Steuereinnehmer nicht an Er-

pressungen und Unterschlagungen schuldig machen, daß die Wege, Brücken und Hafenanlagen in gutem Zustande sind, und daß die Bevölkerung durch Handel und Industrie mehr Geld verdient, als die Türken durch Beutemachen; daß gesetzlich geregelte, regelmäßige Steuern mehr Geld in die Staatskasse bringen, als dies jemals im ottomanischen Reiche der Fall gewesen war. Wie die Christen zu dem allem gekommen waren, darum bekümmerte sich Reschid-Pascha nicht. Möglicherweise standen sie wohl mit dem Teufel in Verbindung! Was war einfacher für die Moslims, als die Europäer einfach nachzuahmen; man konnte deshalb doch guter Moslim bleiben! Wenn man europäische Wissenschaften, Industrie und Sonstiges nach der Türkei verpflanzte, so mußte dies doch genügen! Was ein Ungläubiger kann, das muß doch einem gläubigen Moslim noch viel besser gelingen!

Man suchte auf zweierlei Weise die Produkte des christlichen Geistes zu importieren: man berief europäische Beamte und Offiziere in türkische Dienste, und man schickte junge Türken nach Westeuropa, namentlich nach Paris und London, um dort zu studieren.

Das Indienstnehmen von christlichen Offizieren lag ganz auf der historischen Linie des Islams. Stets haben die Moslims eingesehen, daß die Kriegskunst, namentlich die Artillerie und das Ingenieurwesen, in den Ländern der Christen sehr hoch entwickelt sind; stets haben sie gern christliche Offiziere in ihren Dienst genommen. Der Araber und der Türke, sie sind beide von Haus aus Ritter, die den Feind am liebsten mit der blanken Waffe anfallen; sie haben wenig Neigung zum Festungsbau, zum Anfertigen von Feuerwaffen und Explosivstoffen, und wenig Fertigkeit im Bedienen der Kanonen. Aber ungeachtet dessen haben sie den großen Nutzen dieser Dinge schon lange eingesehen. Schwieriger wurde die Sache freilich, als Mahmud II. im Jahre 1826 auch seine Truppen nach europäischem Muster organisieren und ausbilden wollte; man sah hierin anfangs eine unerlaubte Neuerung, und namentlich die fürstliche Leibwache, die Janitscharen, widersetzte sich. Als diese Truppe aufgehoben war, nahm der übrige Teil der türkischen Armee die Neuerung ohne Widerstreben an.

Die Berufung von europäischen Beamten nach der Türkei hat im allgemeinen den daran gestellten Erwartungen nicht entsprochen, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß einige derselben der Türkei nicht unbedeutende Dienste geleistet haben. Es waren dies meistens technische Beamte, Ingenieure und Ärzte; von den berufenen Verwaltungsbeamten besaßen nur wenige die Einsicht, daß es das Beste sei, die alte türkische Staatsmaschine weiter laufen zu lassen, natürlich nach einer gründlichen Reinigung des Räderwerkes; die meisten vergaßen diese Reinigung und fügten dem alten Räderwerke noch neue Verordnungen und Vorschriften hinzu.

Auch das Entsenden türkischer junger Leute in die höheren Lehranstalten des Westens entsprach nicht den daran gestellten Erwartungen. Allein auf militärischem und technischem Gebiete erhielt die Türkei durch diese Maßnahme einige

tüchtige, sehr brauchbare Männer, obwohl dabei nicht vergessen werden darf, daß unter den Offizieren verschiedene gefunden wurden, welche selbst sehr bedeutend waren, und doch ihre gesamte Erziehung in ihrem Vaterlande genossen hatten, wie z. B. Osman Pascha, der Verteidiger von Plewna im Jahre 1877. Indirekt hat diese Maßregel das Entstehen der jung-türkischen Partei, wenn auch nicht verursacht, so doch in großem Maße befördert.

II.

Im Jahre 1831 wurden auf Befehl des Sultans Mahmud II. die ersten jungen Türken nach Paris und London geschickt. Dieser Sultan hatte hierbei vor allem die Ausbildung von Offizieren im Auge; die Wünsche nach Verbesserungen dieses Fürsten — übrigens ein roher und unsympathischer Despot — richteten sich einzig und allein darauf, sobald als möglich eine gute Armee zu besitzen, mit welcher er die erlittenen Niederlagen rächen konnte. Aber Reschid-Pascha faßte im Jahre 1840 auch andere Studienzweige ins Auge. Bis dahin war die Türkei geistig vollständig isoliert gewesen von dem übrigen Europa; selbst mit den europäischen Diplomaten in Konstantinopel hatte man nur offizielle Beziehungen, welche meistens durch die christlichen Beamten des Sultans unterhalten wurden. Die wenigen in der Türkei ansässigen Kaufleute und Industriellen lebten in den großen Handelsplätzen unter ihren eigenen Konsuln vollständig getrennt von den Ottomanen. Türken der besseren Stände besuchten das westliche Europa nie; auch zu Gesandten benutzte die Hohe Pforte in der Regel Griechen oder Armenier. Für die Türken war Europa ein Land, mit dem man nur feindliche Beziehungen unterhalten durfte, ein Land des Unglaubens, voll von Barbarei und Revolution, in welches das Licht des Korans noch nicht gedrungen war. Die Türken hatten damals dieselbe Meinung von uns, wie wir heute von ihnen, und die Angehörigen der jungen Leute, die man nach dem Westen schickte, zitterten und bebten bei deren Abreise.

Diese jungen Leute selbst aber, die unter solchen Eindrücken ihre Heimat und ihre Blutsverwandten verlassen hatten, merkten bald, daß es sich in den Ländern der Ungläubigen noch lange nicht so schlecht leben läßt; daß niemand daran dachte, ihnen irgend welches Leid zuzufügen, und daß das Leben hier bei weitem angenehmer war, als in Konstantinopel, wenn man nur über das nötige Kleingeld verfügt. Mit unseren gesellschaftlichen Zuständen unbekannt, machten die jungen Türken, mit der dem Orientalen angeborenen Offenheit Europäern gegenüber, Bekanntschaft mit allerlei internationalen Glücksuchern und Damen der Halbwelt, in deren Gesellschaft sie sich bald wohler fühlten, als in den besseren, offiziellen Kreisen, denen sie aufs wärmste empfohlen waren. Wenn man ferner bedenkt, daß ihre Vorbildung nicht eine derartige war, daß sie mit Erfolg den Studien an den europäischen Universitäten und Akademien obliegen konnten,

so ist es begreiflich, daß sie den Hörsälen immer mehr und mehr den Rücken kehrten und Cafés und andere Vergnügungslokale besuchten. An diesen Orten standen sie bald in hohem Ansehen, schon ihrer gut gefüllten Börse wegen.

Hierbei kam noch ein anderer Umstand: Man übersah ganz, daß unsere Kultur das Produkt einer langen Entwickelungsperiode ist, und daß, will man sich diese Kultur aneignen, man dann auch die verschiedenen Entwickelungsphasen, wenn auch in kürzeren Zeiträumen, durchmachen muß. Diese jungen Leute aber sollten auf rein mechanischem Wege unsere neuesten Erfindungen und Einrichtungen jeglicher Art in sich aufnehmen. Selbst denjenigen, welche es mit ihren Studien ernst meinten, war der Gedanke fremd, daß, will man die christliche Kultur gut verstehen, man dann doch wenigstens eine Idee vom Christentum selbst haben muß. Die jungen Türken wurden auch durch niemand ihrer Umgebung auf diesen Punkt hingewiesen, denn diese Umgebung bestand meistens, wenn auch nicht aus religiösen Freidenkern, doch aus solchen Personen, welche, um für das religiöse Gefühl der jungen Mohammedaner keinen Anstoß zu erregen, mit diesen so wenig wie möglich über Religionssachen sprachen. Die Erfüllung der im Islam strikt vorgeschriebenen Religionspflichten ist in der Fremde oft unmöglich; übrigens befreit der Islam selbst in solchen Fällen seine Anhänger davon. Nun ist aber der Islam ein sehr formalistischer Gottesdienst, das ganze Gemütsleben und die Sittlichkeit des Moslim sind so eng mit den rituellen Vorschriften verbunden, daß die Vernachlässigung dieser letzteren meistens auch auf ersteres eine große Wirkung ausübt. Dies ist der Grund dafür, daß ein Mohammedaner, welcher Freidenker geworden ist, häufig in den gröbsten Materialismus verfällt, ja nicht selten ein sehr gefährliches Element für die menschliche Gesellschaft wird.

Unter solchen Umständen ist es leicht begreiflich, daß sich die meisten der jungen Türken, einmal in ihr Vaterland zurückgekehrt, dort nicht mehr zu Hause fühlten; sie waren im Westen, wenn auch nicht dem Atheismus, so doch dem Skeptizismus verfallen. Sie hatten solange ihre Religionspflichten nicht mehr erfüllt, daß diese aufgehört hatten, einen integrierenden Bestandteil ihres Lebens auszumachen; sie hatten jahrelang ihre Gebete nicht verrichtet und hatten im Abendlande gesehen, daß es dort viele gibt, die sie früher für gute Christen gehalten hatten, und die doch ohne alle Religion ein ganz angenehmes Leben führten, jedenfalls angenehmer als in Konstantinopel. Warum, so fragten sie sich, kann es in der Türkei nicht auch sein wie in England und Frankreich? Kann man in der Türkei den Islam nicht ebenso den Liebhabern überlassen, wie man dies in jenen Ländern mit dem Christentum tut? Daß es nicht nötig ist, Mohammedaner zu sein, um gut und angenehm zu leben, das hatten sie in Paris und in London mit eigenen Augen gesehen. Ihre Väter und Onkels mit langen Bärten und Turbanden, die noch mit den Fingern aßen, anstatt mit Messer und Gabel, wie sie es gelernt hatten, waren jetzt in ihren Augen bäurisch, zurückgeblieben, unkultiviert. Ihre Mütter, Tanten, Schwestern und Kusinen waren im Vergleich

mit den sich frei bewegenden europäischen Damen, welche sie kennen gelernt hatten, äußerst dumm und langweilig.

Auch in Konstantinopel verkehrten sie am liebsten mit Europäern; ihre Gespräche, in denen sie das Leben im Westen verherrlichten und die Jahrhunderte alten, zurückgebliebenen türkischen Gesellschaftsformen verspotteten, fanden bei anderen jungen Leuten, die den Okzident noch nicht mit eigenen Augen kannten, ein aufmerksames Ohr. Seitdem es Sitte geworden war, nicht mehr ausschließlich Christenuntertanen, sondern auch Moslims in feste diplomatische Ämter an die europäischen Höfe zu schicken, verherrlichten auch diese, in ihre Heimat zurückgekehrten Diplomaten das Leben in den großen Metropolen des Westens über alle Maßen. Doch sie verwechselten den Schein unserer Kultur mit ihrem Wesen, ihre Kenntnis ging nicht weiter als bis an die sichtbare Oberfläche.

So entstand in Konstantinopel bei einem großen Teile der höheren Stände eine gewisse Geringschätzung des alten Gottesdienstes und der in ihren Augen altmodischen nationalen Einrichtungen, welche beide doch ehemals das Reich groß und stark gemacht hatten. Es wurde Mode, das Abendland soviel möglich nachzuahmen. Hatte früher die Hohe Pforte Mühe gehabt, junge Leute zu finden, die nach dem Westen gehen wollten, so drängten sich jetzt mehr dazu, als man nötig hatte; vornehme Türken schickten ihre Söhne aus eigenem Antriebe und auf eigene Kosten in die großen Metropolen des Westens. Daß diese letzteren es noch weniger ernst nahmen mit dem Studium als die ersten, liegt auf der Hand. Dessenungeachtet gab es aber unter den Türken der vornehmen Stände viele, die jeder Neuerung abhold waren; bis zur Volksklasse drang das Bedürfnis nach Neuerungen überhaupt nicht durch. Unter denen, welche in Europa ihre Studien absolviert hatten, war auch mancher, der, einmal in sein Vaterland zurückgekehrt, dem Islam und den alttürkischen Einrichtungen durchaus nicht den Rücken kehrte; einige wurden selbst im Abendlande noch fanatischere Christenfeinde, wie sie es vielleicht in ihrem Vaterlande je geworden wären. Bemerkenswert ist hierbei noch, daß diese teilweise Verbrüderung mit der westlichen Kultur, durch welche der Islam so manchen treuen Anhänger verlor, dennoch keinen einzigen dem Christentum zugeführt hat; Vorteil hatten nur der Atheismus und der Skeptizismus.

Wohl fand man unter den Anhängern der neuen Richtung viele, denen es in ihrer fortschrittlichen Gesinnung nur darum zu tun war, fortan ungestraft Wein trinken und die Gesellschaft leichtsinniger europäischer Frauen aufsuchen zu können. Aber es gab auch genug ernste Männer, welche mit ihrem alten Glauben gebrochen hatten und nun aufrichtig wünschten, zum Besten des Vaterlandes, mit den alten Einrichtungen gründlich aufzuräumen. Diese nannte man im Jahre 1857 zum ersten Male die „jungtürkische Partei".

Die Weltanschauung der meisten dieser Jungtürken ist sehr oberflächlich. Man findet unter den Alttürken viel mehr ernste Männer, welche nicht vergessen, daß die Türkei historisch ein mohammedanischer Staat ist, und

dies auch bleiben muß, will sie nicht aufhören, die „Türkei“ zu sein. Sie haben die Überzeugung, daß alles Recht, welches nicht auf einer höheren Basis als der menschlichen Vernunft ruht, notwendigerweise in das Recht des Stärksten entarten muß. Da nach den Vorschriften des Islams die Gläubigen nur dann ihrem Fürsten Gehorsam schuldig sind, wenn dieser nach den Vorschriften der Sjariah, dem heiligen Gesetz, regiert, liegt in der Richtung der Alttürken eine Bürgschaft gegen fürstliche Willkür und Regierungsmißbrauch; ihrer religiösen Weltanschauung zufolge bilden sie eine demokratische Partei im guten Sinne. Der Islam, wenn auch als Gottesdienst tiefer stehend als das Christentum, ist als Basis für das Recht und die Sittlichkeit immer noch besser wie nichts. Vor diesem Dilemma stand man und steht man noch jetzt in der Türkei! Gewiß, es wäre besser, wenn die Türken nie Mohammedaner geworden wären; Heiden sind für das Christentum und für die christliche Kultur in ihrem ganzen Umfange viel leichter zu gewinnen, als die Anhänger des Korans. Am entferntesten aber steht jedenfalls dem Christentum der Moslim, der zu der Überzeugung gekommen ist, daß alle positiven Gottesdienste nichts anderes als das Produkt der menschlichen Einbildungskraft sind, und daß Moses, Buddha, Jesus und Mohammed in Wirklichkeit nicht mehr von den Rätseln des Daseins gewußt haben, wie wir auch. Die Verbrüderung dieser Richtung des Islams mit dem Christentum ist viel bedenklicher, als die gewaltsame Proselytenmacherei des Halbmonds in früheren Jahrhunderten. Auf jeden Fall bilden die Alttürken eine nationale Partei, von welcher man, ungeachtet ihres religiösen Standpunktes, mehr Gutes für ihr Vaterland erwarten kann, als von einer Partei, die in einem von auswärts importierten, kosmopolitischen Intellektualismus ihr Heil sucht.

III.

Bis zum Jahre 1877 war die jungtürkische Partei fast ununterbrochen am Ruder; hin und wieder besaßen auch wohl Alttürken ein Ministerportefeuille, doch sie blieben im Ministerrat immer in der Minderheit. Da auch die Mehrzahl der Beamten der jungtürkischen Partei angehörte und der technische Unterricht ausschließlich in ihren Händen war, so konnten die Alttürken den Strom der Neuerungen wohl etwas hemmen, aber nicht aufhalten. Hierbei kam noch der Umstand, daß die europäischen Mächte die Türkei geradezu in die Neuerungen hineintrieben; diese Neuerungen kosteten aber der Türkei Geld, sehr viel Geld. Die Einrichtung der Hofhaltung nach europäischem Muster, das Bauen neuer Paläste, die Anschaffung von modernem Kriegsmaterial, die Errichtung neuer, oder die Reorganisation der alten Dienstzweige in der Verwaltung und der Rechtspflege, die jährlich zunehmende Zahl der Effendis (kleinere Beamten), die Pariser Modistinnen und Juweliere, welche das Serail „europäisieren“ sollten usw., dies alles erforderte Summen, welche ein orientalisches Reich wie die Türkei nicht aufbringen konnte. Aber Europa borgte der Türkei Geld; man machte ihr weis,

es gelte hier **produktive** Ausgaben. Von diesen Ausgaben aber profitierten nicht die Untertanen des Sultans, sondern abendländische Händler und Industrielle, namentlich aber hilfsbereite Bankiers. Mit echt orientalischer Sorglosigkeit schloß die Hohe Pforte eine Lehnung nach der anderen ab, gegen einen für die Levante sehr niedrigen Zinsfuß, doch mit sehr hohen Kommissionsprämien.

Reschid-Pascha wollte sein Vaterland nur dem Westen etwas näher rücken; es ist nicht seine Schuld, daß man mit den Neuerungen soweit ging, aber er wurde je länger je mehr durch die Bewegung mitgeschleppt. Alle Neuerungen in den verschiedenen Verwaltungszweigen und in der Rechtspflege blieben aber doch nur auf dem Papier stehen, oder sie stifteten heillose Verwirrung. Man hätte das Gute, welches man beabsichtigte, viel einfacher und billiger haben können, wenn man das alte türkisch-mohammedanische Gesetzbuch von Halabi (gest. 1549) wieder hervorgeholt und auf dieser Basis weitergebaut hätte. Nur hätte man dafür sorgen müssen, daß die praktische Rechtspflege und die Verwaltung ehrlichen und unparteiischen Richtern und unbestechlichen Beamten anvertraut worden wäre.

Für den äußersten linken Flügel der Jungtürken gingen aber diese Neuerungen nicht schnell und nicht weit genug; es kam schließlich so weit, daß sich ein Teil der radikalsten Jungtürken von ihren besonneneren Parteigenossen lossagte; denn letztere arbeiteten mehr auf Verbesserungen praktischer und materieller Art als auf das Zuerkennen theoretischer staatlicher Rechte hin. Viele dieser Radikalen fühlten sich schließlich in Konstantinopel nicht mehr in Sicherheit und siedelten nach London über, von wo sie eine Zeitlang durch ihr Organ „Muchbir" ihre in nicht so schnellem Tempo marschierenden Parteigenossen, die in Konstantinopel zurückgeblieben waren, auf dem einmal eingeschlagenen Wege vorwärts zu treiben suchten. Bei der Thronbesteigung des Sultans Abd-ul-Hamid im Jahre 1876 kam endlich ein sehr vorausstrebender Jungtürke, Midhat-Pascha (gest. 1884) ans Ruder; er wurde erst zum Vorsitzenden des Staatsrats und Minister ohne Portefeuille, später zum Großvezier ernannt. Midhat-Pascha wußte seinen Herrn schon bald nach dessen Thronbesteigung zu bewegen, eine von ihm selbst entworfene Verfassung für das ottomanische Reich zu proklamieren. Doch es zeigte sich schon bald, daß dies zu schwer war für die Tragkraft der Partei; sie verlor das Gleichgewicht und ging als staatliche Partei daran zugrunde. Midhat-Pascha mußte bereits im folgenden Jahre abtreten und die von ihm geschaffene Verfassung wurde stillschweigend zur Seite gelegt.

IV.

Abd-ul-Hamid sah ein, daß das Wohl und Wehe des türkischen Reiches auf die Dauer nicht in den Händen einer unwissenden und gewissenlosen Bureaukratie, oder wie man sie in Konstantinopel nannte, der Hohen Pforte, gelassen werden durfte. Durch die eingeführten Neuerungen nach abendländischem Muster waren die Ministerialbureaus unhandliche Instrumente geworden. Diese Bureaus waren

langsamerhand überfüllt mit Effendis, die wenig Arbeitskraft besaßen und als Parasiten lebten. Abd-ul-Hamid brachte nach und nach alle Regierungsfäden in sein Palais über, von wo aus er selbst das ungeheure Reich mit Hilfe von Sekretären und Adjutanten, die unter seinem direkten Befehle standen, verwaltete. Die Minister wurden Exekutivbeamte: sie hatten nichts anderes zu tun, als für die Ausführung der im Palais ausgearbeiteten Vorschriften Sorge zu tragen. Anstatt nun die überflüssigen Bureaubeamten der Ministerien nach und nach in anderen Verwaltungszweigen unterzubringen und die vakanten Stellen nicht mehr zu besetzen, griff man zu einem echt türkischen Mittel: man zahlte ihnen keinen Gehalt mehr, oder doch nur dann, wenn man im Palais Geld übrig hatte, was nicht oft der Fall war. So entstand mit der Zeit bei den notleidenden Beamten der Hohen Pforte und deren Familienmitgliedern und Freunden eine große Unzufriedenheit.

Als nun auch die grausame Weise, auf welche die armenischen Unruhen unterdrückt worden waren, bei vielen, auch bei solchen, die sonst treu zur ottomanischen Dynastie hielten, Mißbilligung fand, und man die in dieser Angelegenheit getroffenen Maßregeln den Einflüsterungen der unmittelbaren Umgebung des Sultans zuschrieb, organisierte sich im Jahre 1896 eine Opposition gegen die bestehende Regierung und bildete ein jungtürkisches Komitee, dessen einflußreichste Mitglieder aber ihren Wohnsitz, der eigenen Sicherheit wegen, bald von Konstantinopel nach Paris verlegten. Dies Komitee knüpfte alsbald Verbindungen an mit dem in Genf gestifteten „Englisch-armenischen Bund" (seither: Revolutionärer Armenischer Bund), mit dem „Zentral-Revolutionären Armenischen Komitee" in Paris und der „Anarchistischen armenischen geheimen Gesellschaft" in London. Das jungtürkische Komitee nannte sich: „Komitee für Einheit und Fortschritt". In den von diesem Komitee herausgegebenen Zeitschriften wurde die Wiedereinführung der Verfassung von 1876 gefordert; die Politik der europäischen Großmächte, welche allem Anscheine nach die Türkei zerstückeln wollten, wurde verurteilt; Abd-ul-Hamid wurde als unfähig für das Sultanat erklärt. Man erwartete von dem Wiederauftreten des im Jahre 1876 abgesetzten Sultans Murad V. eine Veränderung im besseren Sinne. Abdul Aziz war bekanntlich im Mai 1876 abgesetzt und an seine Stelle Murad V. zum Sultan ernannt worden; dieser wurde aber schon drei Monate später wegen Geisteskrankheit — so lautet der offizielle Rapport — vom Throne entfernt und an seine Stelle trat sein Bruder Abd-ul-Hamid. Abdul Aziz machte bald darauf seinem Leben durch Selbstmord ein Ende, Murad aber wurde als Geisteskranker im Tschiraganpalast am Bosporus in strenger Gefangenschaft gehalten. In ihrem Programm, das die Jungtürken im Jahre 1899 der Haager Friedenskonferenz vorlegten, wurden folgende Punkte genannt: Einheit, Unteilbarkeit und Unschändbarkeit des ottomanischen Reiches; Handhabung der jetzigen Dynastie; Gleichheit für alle vor dem Gesetz, ohne Unterschied von Rasse oder Religion; unabhängige Richter; Gewissens- und Religions-

freiheit; Teilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung und an der Feststellung des Budgets.

Das Zusammengehen mit den bestehenden armenischen revolutionären Gesellschaften hatte namentlich darin seinen Grund, daß diese mit reichen Geldmitteln versehen waren, denn die vielen schatzreichen armenischen Bankiers und Großkaufleute im In- und Auslande stellten ihren revolutionären Landsleuten große Summen zur Verfügung. Unlogisch aber war dies Zusammengehen auf jeden Fall, doch es scheint, daß die Jungtürken die Logik nicht kannten und auch heute noch nicht kennen. Unlogisch war auch ihr Erscheinen vor der Haager Friedenskonferenz: die Mitglieder dieser Konferenz hatten doch absolut keine Vollmachten von ihren resp. Regierungen, sich in die inneren Angelegenheiten eines Landes zu mischen.

V.

Das mohammedanische Recht, Sjariah oder Scheriat, wie es heute vor uns liegt, wurde im 8. und 9. Jahrhundert von den noch jetzt als Autorität geltenden arabischen Juristen zusammengestellt und formuliert. Als positive Rechtsvorschriften höheren Ursprungs, und als solche über alle menschliche Kritik erhaben, gelten: der Koran, d. h. das unfehlbare, ungeschaffene und ewige Wort Allahs, welches vom Erzengel Gabriel Mohammed diktiert worden ist; zweitens die Sunnah, oder die Überlieferung von Mohammeds Aussprüchen, Taten und Handlungen; drittens die Idjma oder die Verfügungen und Traditionen der ersten mohammedanischen Gemeinde. Die alten arabischen Juristen begingen aber den Fehler, daß sie nicht nur äußerlich diesen Rechtsgrundlagen einen bindenden und universalen Charakter gaben, sondern auch deren konkretem Inhalt. Dieser erste Fehler ist von allen späteren Juristen wiederholt worden, ja, er wurde sanktioniert durch den Lehrsatz, daß die Fatwas (Erklärungen) der älteren Juristen für die jüngeren stets bindende Kraft haben. Dadurch bekam das mohammedanische Recht jenen versteinerten Charakter, der wohl das Hinzufügen neuer Fatwas erlaubt, aber keine organische Entwickelung zuläßt. Dennoch war die Arbeit der arabischen Juristen eine bedeutende: zu einer Zeit, als man in Europa an dergleichen noch nicht dachte, gaben sie Vorschriften über Scheidung von Justiz und Verwaltung, sie verboten die Folter, sprachen von gesetzlicher Beweiskraft, öffentlichen Gerichtsverhandlungen, unbeschränktem Recht der Verteidigung für jeden, ohne Unterschied von Rang und Stand, Unbestechlichkeit und wissenschaftlicher Ausbildung der Richter usw.

Neben der Sjariah gilt auch die lokale Gewohnheit als Rechtsquelle; nämlich in Fällen, wo die Sjariah schweigt oder ausdrücklich auf die lokalen Gebräuche hinweist. Die fürstlichen Verordnungen gehören nicht zur Sjariah, sie heißen Qanon (Reglemente); kein Qanon ist bindend — wenigstens nicht in der Türkei —,

wenn der Scheich-ul-Islam (der Oberste der Juristen) nicht in einer Fatwa erklärt hat, daß die Sjariah prinzipiell damit nicht in Streit ist. Nach dem mohammedanischen Recht ist der Fürst aller Gläubigen, wie sich der türkische Sultan nennt, Alleinherrscher, Statthalter Allahs auf Erden, und nur diesem Rechenschaft schuldig. Wohl wird ihm geraten, in allen wichtigen Angelegenheiten die klügsten und frömmsten seiner Untertanen zu einem Staatsrat zu vereinigen, aber er ist nicht verpflichtet, ihren Rat zu befolgen. Unrecht, welcher Art auch, wird dem Fürsten in der Sjariah auf das strengste verboten. Übertritt er die in der Sjariah gegebenen Vorschriften, so sind seine Untertanen von Rechts wegen entbunden von der Pflicht, ihm Gehorsam zu leisten.

Mit einer solchen staatsrechtlichen Anschauungsweise wäre wohl ein einseitiges Charter möglich, wobei der Fürst z. B. das Versprechen gibt, keinen bedeutenden Qanon auszufertigen, bevor er nicht erst den Rat der einflußreichsten Notabeln gehört hat, und daß er auch nach der Meinung dieses Staatsrats handeln will, wenn es Dinge betrifft, deren Regelung die Sjariah ausdrücklich den lokalen Gewohnheiten überläßt; aber eine Verfassung in unserem Sinne ist mit der Sjariah in unversöhnlichem Streit. Die einzige Verfassung, die der Islam kennt, ist der Koran, dem auch die Sunnah untergeordnet ist. Setzt man an diese Stelle eine andere Verfassung, so hört man auf ein Moslim zu sein. Und doch hatte man dies bereits im Jahre 1876 getan!

Der ursprüngliche Verfassungsentwurf Midhat-Paschas ging von dem Grundsatz aus, daß der türkische Staat als solcher keinen Gottesdienst als Staatsgottesdienst anerkennt. Dies war anti-national, aber man vermied auf diese Weise von Anfang an alle Schwierigkeiten, welche die Sjariah in den Weg legen konnte. Doch in der Kommissionsberatung mußte Midhat-Pascha diesen Paragraphen ändern: der Islam wurde zum Staatsgottesdienst erhoben und somit die Sjariah als bleibendes Gesetz anerkannt. Auf diese Weise war der Scheich-ul-Islam wohl zufrieden gestellt, aber eine solche Menge unauflösbarer Konflikte war dadurch ins Leben gerufen, daß die Verfassung zum Teil unausführbar wurde. Wie man z. B. die Bestimmungen der Verfassung über die Unabhängigkeit der Richter und das Verbot der fürstlichen Einmischung in die Rechtspflege mit den deutlichen Vorschriften der Sjariah in Einklang bringen will, ist ein Rätsel.

Die Verfassung spricht von einer ottomanischen Nation; die türkische Sprache soll die offizielle Sprache für alle Untertanen des Sultans sein. Mohammed hatte die Ausbreitung des Islams in den Vordergrund gestellt, doch er hatte erlaubt, daß gewisse Kategorien von Ungläubigen, nämlich Christen und Juden, wenn sie sich einem mohammedanischen Herrscher unterworfen hatten und die ihnen auferlegten Lasten trugen, ihren Gottesdienst und ihre gesellschaftlichen Einrichtungen, soweit sie für den mohammedanischen Staat

nicht gefährlich waren, behalten durften. Die ersten Kalifen, namentlich Omar I., ordneten an, daß Christen und Juden in besonderen Stadtvierteln oder Dörfern unter ihren eigenen Stammesältesten wohnen sollten und sich auch in der Kleidung äußerlich von den Moslims unterscheiden mußten. Sie durften keine Proselyten machen und keine öffentlichen Ämter bekleiden, wohl konnten sie in Bureaus Verwendung finden, auch selbst Minister werden. In Gegenden, welche ganz oder zum größten Teile von Ungläubigen bewohnt sind, wurde diesen eine gewisse Autonomie gelassen, sodaß die strengen Polizeivorschriften einigermaßen gemildert waren. Die Folge von diesen Bestimmungen ist, daß die Bevölkerung im alten Kalifenreiche, wie in der heutigen Türkei eine Mosaik der verschiedensten Rechtszustände, Sprachen und Kleidertrachten bildet. Die türkischen Sultane sind selbst noch weiter gegangen, als die Kalifen: sie haben ihre ungläubigen Untertanen, die Rajas, auch in weltlichen Dingen unter ihre Geistlichen gestellt, und so kleine Staaten im Staate gebildet. Dies war auf jeden Fall das billigste und einfachste Mittel, die Rajas zu regieren; die Interessen der Geistlichkeit waren auf diese Weise mit denen ihrer mohammedanischen Herren aufs engste verknüpft. Auf der anderen Seite ist aber diese Organisation ein unüberwindliches Hindernis geworden, um die Rajas untereinander oder mit den Moslims zu assimilieren. Wenn von einer jungtürkischen und von einer alttürkischen Partei die Rede ist, so kann sich das eigentlich nur auf die mohammedanischen Untertanen des Sultans beziehen; will man die verschiedenen nicht-türkischen Elemente in der Türkei zu einer Partei zusammenfassen, so müßte man sie als anti-türkisch qualifizieren. Jedenfalls ist es ganz ausgeschlossen, daß man mit einem Federstrich alle heterogenen Bestandteile des türkischen Reiches in eine „Nation" verwandeln kann. Für die Moslims ist selbst noch ein Unterschied in der Rechtspflege nötig: man kann doch den Kurden oder den Beduinen nicht dem gebildeten Türken von Konstantinopel gleichstellen. Obendrein bilden die Türken, selbst in der europäischen Türkei, die Minderheit, und die türkische Sprache wird in den meisten Gegenden nur von Angehörigen der höheren Stände gesprochen. Die Muttersprache der meisten Untertanen des türkischen Sultans ist das Arabische; will man also eine nationale Sprache, so käme hierfür zuerst das Arabische in Betracht, die alte heilige Sprache des Islams, welche auch in kulturhistorischer Beziehung eine viel größere Bedeutung hat, als die türkische Sprache.

Eine Verfassung, welche die bestehenden Zustände so wenig berücksichtigt, kann unmöglich bei der übergroßen Mehrheit der Bewohner des türkischen Reiches einen großen Beifall finden, wenigstens nachdem der erste Freudentaumel vorüber ist. Man darf nicht vergessen, daß Nationen entstehen und sich durch ein langsames Wachstum ausbreiten und kräftigen, daß man sie aber nicht fabrizieren kann; der Gesetzgeber kann das Wachstum beschleunigen und Hindernisse hinwegräumen, die Assimilierung der verschiedenen Völkergruppen aber ist und bleibt ein langsamer und organischer Entwickelungsprozeß.

Das Ideal der Jungtürken, in ihrem Vaterlande die verschiedenen Religionen und Rechtszustände aufhören und alle Bewohner des türkischen Reiches zu einer ottomanischen Nation mit einer nationalen Sprache zusammenschmelzen zu lassen, würde, auch wäre es zu verwirklichen, der christlichen Kultur keinen Vorteil bringen. Wie oben bereits erwähnt wurde, bilden die nicht-mohammedanischen Millets (Gottesdienste) in der Türkei eine Art Staat im Staate. Die mohammedanischen Autoritäten kümmerten sich früher so wenig wie möglich um die inneren Angelegenheiten der von Ungläubigen bewohnten Stadtviertel, Dörfer, Distrikte, wenn nur die Steuern und sonstigen Abgaben regelmäßig eingingen und Christen und Juden keine Veranlassung zu Klagen gaben; ihr häusliches und gesellschaftliches Leben und ihren Gottesdienst haben die türkischen Herrscher nie angetastet. Die schon von den ersten Kalifen gegebenen Vorschriften verhinderten nicht nur Religionsverfolgungen, sondern erschwerten auch den Übertritt von Ungläubigen zum Islam. Die christlichen und jüdischen Geistlichen hatten den größten Vorteil davon, daß ihre Schafe bei der Herde blieben; und da sie auch die weltlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde zu regeln hatten, besaßen sie ein kräftiges Mittel, um ihre Herde zusammenzuhalten, die sie dann bei passender Gelegenheit auch manchmal gründlich scheren konnten. Die türkischen Autoritäten haben die Proselytenmacherei unter ihren eigenen nicht-mohammedanischen Untertanen nie gern gesehen; sie unterstützten deshalb die ungläubigen Geistlichen soviel wie möglich. Diese Handelsweise war wohl in Streit mit Koran und Sunnah, doch man machte sich darüber keine Gewissensbisse, da man materiellen Vorteil davon hatte. Übergang zum Islam hatte zur Folge, daß der frühere Raja nun als Moslim weniger Abgaben zu zahlen hatte; die den Ungläubigen auferlegten Steuern aber waren von jeher — neben der Kriegsbeute — die Haupteinnahmequelle für das türkische Reich. Aus diesem Grunde haben sich auch so viele Christengemeinden in der Levante bis auf den heutigen Tag erhalten können. Wenn man nun die Tätigkeit der Geistlichen der orientalischen Kirchen auf ihr geistliches Gebiet beschränkt, so würde dies die Lebenskraft dieser Kirchen bedeutend schwächen und Massenübertritte zum Islam zur Folge haben. Auf die Frage, ob der Islam oder die christlichen Kirchen in der Levante mehr kulturfähig sind, wird hier nicht eingegangen. Jedenfalls aber bedeutet die von den Jungtürken geplante und zum Teil angefangene Schöpfung eines einigen ottomanischen Reiches mit der türkischen als Nationalsprache nichts anderes als die Türkifikation der anderen Nationalitäten.

Dr. Franz Lipp: Italienische Königsmörder.

Eine kriminal-psychiatrische Studie.

Giovanni Passanante. Pietro Acciarito. Gaetano Bresci. Sante Caserio. Luigi Lucheni.

Der Mordversuch des arbeitsscheuen Maurergesellen Antonio D'Alba auf König Viktor Emanuel III. in der Morgenfrühe des 14. März zu Rom lehrt, daß die Anarchie der Tat trotz der enormen Fortschritte des modernen Kulturstaates Italien noch nicht aufgehört hat zu existieren, wenn sie auch seit dem Jahre 1902 so gut wie gar kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Daß die Anarchie die gefährlichste Giftpflanze ist, die aus einer politisch und wirtschaftlich gedrückten Niederung ihre Nahrung zieht, steht fest; dazu kommen der Atavismus moralisch grundverderbter Regierungen, welche das junge Königreich unmöglich über Nacht überwinden konnte, die ärmliche Lebenshaltung und Unbildung der Massen, der steigende Steuerdruck und die mangelnde Arbeitsgelegenheit im Inlande und die Verfolgung der italienischen Arbeitskräfte im Auslande. Diese Notstände haben degenerierten Wirrköpfen, Nachkommen von Selbstmördern und Pellagrakranken, Epileptikern und Alkoholikern, die Mordwaffe in die Hand gedrückt; diese „Rächer empörender Unbill" hielten für ihr Vaterland den traurigen Ruhm hoch, an der Spitze politisch-anarchistischer Verbrechen zu marschieren.

„Die Poesie des Hauses Savoyen ist dahin" — hatte die Königin Margherita geseufzt, als am Nachmittag des 17. November 1878 G. Passanante ihren Gatten Humbert angefallen hatte. Dem König-Ehrenmann Viktor Emanuel II. wagte kein Meuchelmörder nahezutreten. Als sein Sohn Humbert zehn Monate nach der Thronbesteigung in offenem Wagen seinen Einzug in Neapel hielt, stürzte der Koch Passanante aus Salerno auf die Königliche Karosse zu und stach nach einem Sprung auf dem Wagenschlag mit einem großen Küchenmesser wie ein Rasender um sich. Der König blieb unverletzt, weil im entscheidenden Augenblick der Ministerpräsident B. Cairoli sich vorgedrängt und den Attentäter an den Haaren gefaßt hatte; dabei erhielt Cairoli einen Stich, der ihm von der Hüfte bis zum Knie den Schenkel aufriß. Die Wunde schloß sich nicht mehr, und Benedetto Cairoli erlag ihr nach monatelangen Leiden. In ihm, ihrem Erstgeborenen, hatte die heldenmütige Frau Adelaide Cairoli geb. Bono den letzten ihrer fünf Söhne dem Vaterlande geopfert.

Der Mörder wies eine Asymmetrie im Gesicht, spärlichen Bartwuchs und den charakteristischen Sprachfehler der Degenerierten auf. Frühzeitig „mußte (!) er seine Bratpfannen verlassen und ein philosophisches Werk schreiben: „Die Ver-

brüderung und Verschwesterung der Menschenkinder"; damit sollte jedem Erdbewohner die Glückseligkeit auf Erden garantiert werden."

Der zum Tode verurteilte Attentäter wurde von König Humbert zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe begnadigt, weil der Henker im Heimatlande Dantes keine Anstellung finden dürfe. Da Passanantes Mutter von ihrem Sohn monatlich zehn bis fünfzehn Lire als Unterstützung erhielt, warf der gute König der unglücklichen Alten eine monatliche Pension von einhundert Lire aus, die sie dreißig Jahre lang bis zu ihrem Tode bezog.

Die krankhafte Anlage Passanantes, eines „Mattoiden",(Cesare Lombroso Gli Anarchici. Torino. 1895 pag. 59 sq.) kam in seiner Einzelhaft, die er in einem Wachturm am Meer bei Portolongone verbüßte, rasch zum Ausbruch. Zuerst stellten sich Halluzinationen des Gehörs ein: Kleine Engel singen die von ihm komponierte Revolutionshymne, und im Brausen des Meeres hört er den Donner der Geschütze und die Flintenschüsse der siegreichen Revolutionäre. Diesen selbstgefälligen Täuschungen folgen bald Schreckbilder grausigen Inhalts: Seine Zelle verwandelt sich in ein Grab, in das immer neue Tote eingesenkt wurden, so daß für ihn selber bald kein Platz mehr übrig ist. Die Paranoia mit den Delirien der Hypochondrie und der Verfolgung ergreift ihr Opfer: er formt als überzeugter „Homöopath" aus seinen Exkrementen Pillen, die er gierig verschlingt, und verhüllt seine Augen mit einer Binde, um die Gesichtshalluzinationen nicht zu sehen. Nach dem Irrenhause für geisteskranke Verbrecher von Montelupo bei Florenz übergeführt und der Pflege des berühmten Psychiaters Codeluppi übergeben, beruhigt sich der Verrückte, der tagelang nackt und laut brüllend in seiner Gefängniszelle auf- und niedergerannt war, bebaut das ihm überwiesene Gärtchen mit Rosen und Bohnen, Lauch und Salat und beschreibt bei häßlichem Wetter ganze Stöße voll Papier: „Um die stumpfe Welt auf mein Hauptwerk aufmerksam zu machen, führte ich den großen Schlag gegen den König; jetzt kann die Neuordnung der Gesellschaft nicht weiter verzögert werden; darum muß ich eine Menge neuer grundstürzender Gesetze formulieren." Philosoph und Komponist, Gesetzgeber und Künstler in einer Person. Passanante versuchte sich auch als Architekt und Bildhauer; seine Modelle formte er aus weichem Brot, die er mit Rötel und Ocker, Kreide und Tinte färbte. Paläste mit Freitreppen und Arkaden, Terrassen und Springbrunnen und Statuen. Alles im bizarrsten Barockstil, aber wohl gegliedert und manches von überraschend malerischer Wirkung. Auch in seinen Schreibereien fand sich mehr als ein Genieblitz. Dann folgte die tiefste Geistesnacht. Passanante erblindete und blieb wochenlang unbeweglich auf seinem Lager; er starb an Marasmus.

* * *

„Das sind die Nebeneinnahmen meines Handwerks!" — bemerkte scherzend König Humbert, als er am Nachmittag des 22. April 1897 den Königlichen

Pavillon des Rennplatzes von Centocelle bei Rom betrat —. „Im Handgemenge mußte ich den Attentäter aus meinem Wagen hinauswerfen, als er mich auf menschenleerer Landstraße mit einem langen Dolche anlief." Der Angreifer war der Schmied Pietro Acciarito aus dem Räubernest Antena im alten Kirchenstaat („un vrai foyer de criminalité spontanée", Joly), das schon im frühen Mittelalter eine traurige Berühmtheit erlangte. Scipione Sighele hat diesen Ort voll geborener Verbrecher von alters her in den Strafkammer-Akten Roms studiert und im Archivio für Psychiatria XII, 1891 die folgende Tabelle veröffentlicht:

Verbrechen	Durchschnittsziffer für 100 000 Einwohner in ganz Italien 1875—1888.	1852—1888 in Antena allein
Mord, Raubmord, Totschlag	9,3	57.
Körperverletzung	34,1	205.
Raub	3,6	114.
Einf. u. Einbruchs-Diebstahl	47,3	177.

In Antena herrscht der Mord auf offener Straße, und hier werden die Zeugen am lichten Tage erwürgt, welche vor Gericht die Wahrheit sagen. Das Verbrechernaturell wird vom Urgroßvater auf den Enkel vererbt. Beim letzten Prozeß, wobei 32 Verurteilungen erfolgten, ist eine ganze Familie, Vater und Mutter, Söhne und Töchter, sieben Köpfe hoch, auf insgesamt 129 Jahre ins Zuchthaus gewandert. Hierzu lautet der Ausspruch Vidocqs: „Il existe des familles dans lesquelles le crime se transmet de génération en génération, et qui ne paraissent exister que pour prouver la vérité du vieux proverbe: „Bon chien chasse de race." —". Pietro Acciarito, Mikrocefale, endete wie Passanante im Kriminalirrenhaus von Montelupo; aus seinen großen Augen leuchtete das Flackerfeuer des Wahnsinns: „Mir gebührt der Thron von Italien, der Usurpator hat mich abgesetzt und unter das verlorene Volk gesperrt." Den fremdländischen Besucher empfängt er mit dem Gruß: „Verdammter Barbar! Kommst auch du als gedungener Mörder, um mich umzubringen?"

Der gute Professor Codeluppi schüttelt betrübt den Kopf: „Auch heute ist's nichts mit meinem Mittagessen; ich muß mit meinem Kranken die Suppe und das Gemüse teilen; wenn ich nicht mit ihm esse, rührt er keinen Bissen an."

Nach Acciaritos Verurteilung wurde König Humbert nachdenklich und sagte zu seinem vertrauten Hausminister Ponzio-Vaglia: „Dem dritten Mordanschlag werde ich nicht lebend entgehn."

* * *

Der 29. Juli 1900 war ein glühend heißer Sonntag, an dem ich, zeitig dem Häusermeer vor Mailand entflohen, im Park von Monza Erquickung suchte. Der Turnverein „Mut und Kraft" von Monza gab seinen auswärtigen Gästen ein

Fest; dabei sollte der König zum Schlusse die Preise verteilen. Schwüle Nacht. Auf dem Turnplatz ein unermeßliches Getöse, viele Betrunkene. Für des Königs Sicherheit war schlecht gesorgt. Das königliche Gefolge kam mit vierzig Minuten Verspätung. Ohrenzerreißendes Geschrei. Preisverteilung. Als die Pferde der königlichen Karosse anzogen, blitzte ein blauer Feuerstrahl auf, dem rasch drei weitere Schüsse folgten. Nachts 10 Uhr 41 Minuten. Der Mörder trug einen hellgrauen Filzhut, der augenblicklich im wildesten Tumult verschwand. Um die Leiche des Patroklus konnte nicht erbitterter gekämpft worden sein als um den Attentäter, dem die Kleider in Fetzen vom Leibe gerissen wurden, bis ihn ein königlicher Stallknecht und zwei Carabinieri vom Kampfplatze wegtrugen. Gleichzeitig verschwand des Mörders Leibwache im Dunkel der Nacht. Der zweite Verschworene, Luigi Granotti aus Biella (genannt der „Blonde“), ein gefürchteter Schütze, ließ am Ausgang des Turnplatzes die eiligst davon fahrende königliche Karosse ungestört passieren; denn König Humbert war auf der Stelle tot geblieben.

Gaetano Bresci, Seidenweber von Cojano bei Prato in Toscana, 31 Jahre alt, „mußte“ den König erschießen, weil im Mai 1898 der General Bava Beccaris die Mailänder Erhebung mit blutiger Strenge niedergeworfen habe. Der Racheakt ist mit kaltblütiger Umsicht ausgeführt worden. In Paterson bei Newyork kaufte der Anarchist, ein tüchtiger und fleißiger Arbeiter in seinem Fach, um zwanzig Dollars die vortrefflich gearbeitete Waffe und übte sich solange im Schießen, bis die Kugel aus seinem Revolver den an einem Seidenfaden aufgehängten Ring durchfuhr. Fehlte Bresci, so stand in der Nachhand Granotti bereit, um das „Werk“ zu vollenden. Bresci erwies sich als „Besessener“, dienstbar einer erhabenen Mission“ (Autosuggestion); er fühlte sich als „Werkzeug der internationalen Revolution, die“ — so lautete sein Schlußwort auf der Anklagebank — „innerhalb kurzer Frist meinen Kerker öffnen wird.“

Zehn Monate lang wartet der „Apostel der Revolution“ in seiner Zelle auf der Insel S. Stefano darauf, daß der Feuerschein des in Brand gesteckten Gefängnisses ihm als Morgenrot der Freiheit leuchte. Vergebens. Die Genossen rührten sich nicht. In stummer Verzweiflung hat sich Gaetano Bresci erhängt. —

* * *

In den Jahren 1893 und 1894 lief eine Welle des Hasses wider die Italiener über alle Arbeitsplätze der Erde: Einer wahren Menschenjagd fielen zahllose Arbeiter italienischer Herkunft als „Sales Maccaronis“ in Aigues-Mortes, als „Chaibe Tschinke“ in Zürich, als „Coltellatores“ in Santos und als „Undesirables men“ in Newyork den erbosten Konkurrenten zum Opfer. Die französischen Mörder von Aigues-Mortes hatten die Geschworenen unter dem Jubel der Bevölkerung frei gesprochen.

Der „Rächer für dieses himmelschreiende Unrecht“ wanderte zu Fuß von Turin über die Alpen nach Grenoble und stieß am 23. Juni 1894 zu Lyon dem Präsidenten

Carnot den Dolch in den Unterleib; es war der 21 jährige Bäckergeselle Sante Caserio von Motta-Visconti in der Lombardei.

Hellblondes Haar auf dem wohlgeformten Schädel, mit blauen Augen in dem offenen Gesicht, zeigte der sanfte Jüngling, der bei den Prozessionen seines Heimatdorfes sich regelmäßig in der Rolle des Heiligen Johannes gefiel, äußerlich keine Merkmale der Entarteten. Gleichwohl war Caserio schwer belastet. Sein Vater, Bauer und Fährmann auf dem Tessin, Epileptiker auf pellagroser Basis seit dem 12. Lebensjahre, war im Jahre 1848 von den Österreichern als Schmuggler und Hochverräter verhaftet und zwei Tage und Nächte lang ohne Nahrung in die Kirche des Heiligen Rochus eingesperrt worden, wo er stündlich die ihm angedrohte Hinrichtung durch Erschießen erwartete. Schreckneurose. Von jenem Tage an werden die Anfälle des Alten häufiger. Zwei Oheime Caserios starben als unheilbare Pellagrakranke im Provinzialirrenhause von Mombello. Die Pellagra ist in Motta-Visconti endemisch. Diese fürchterliche Krankheit wird durch die fauligen Keime des Mais, der im feuchten Spätwinter oder zu Frühjahrsbeginn auszuschlagen beginnt, verursacht und ergreift als Intoxikation das Zentralnervensystem. Maisfladen ohne Salz bilden die Hauptnahrung des lombardischen Kleinbauern, der dank der harten Erbpachtverträge des Großgrundbesitzertums übler dran ist als der antike Sklave; denn jener mußte von seinem Herrn unterhalten werden. Der von der Pellagra geschüttelte Bauer der Brianza fühlt in seiner graugelben Haut, die wie Fischschuppen abblättert, nicht mehr die Kraft der Empörung in sich; das Brennen seiner Haut führt vielfach zum Selbstmord durch Ertränken; die melancholische Depression endigt in Stumpfsinn. Dagegen greift der Romagnole mit Messer und Brandfackel zur Gewalttat, weil er wenigstens am Feiertag Fleisch ißt und Wein trinkt. (G. Ferrero. — C. Lombroso e Laschi, il delitto politico e le rivoluzioni in rapporto al diritto, all' antropologia ed alla scienza di governo. Torino.)

Als Knabe will Sante Priester werden und gerät in einen heiligen Zorn, wenn ein Kamerad einen Apfel vom Baume holt. Mit zwölf Jahren brennt der bildhübsche Knabe heimlich nach Mailand durch und tritt bei einem Bäckermeister ein. Musterarbeiter, der sich streng des Weines, der Liebelei, des Spieles und Blaumachens enthält. Mit 17 Jahren überzeugter Anarchist. Wegen Verteilung aufrührerischer Brandschriften an die Soldaten beim Siegestor verhaftet macht er auf den Untersuchungsrichter den besten Eindruck: Während nämlich seine Genossen alles aufs frechste ableugnen, bekennt er frisch und frei seine Tat und kommt dadurch mit einer Gefängnisstrafe von vier Tagen davon. Der Monoideismus (die ausschließliche Beschäftigung mit einer einzigen Idee) begünstigt bei seiner dürftigen Bildung, welche ihm eine vorurteilsfreie Kritik der verschiedenen wirtschaftlichen Theorien und Parteien vorenthält, das Versinken in die Lehre von den Gewaltstreichen und führt den harmlosen Burschen zu der Wahnvorstellung, in dem fein gebildeten, gerechten und gutherzigen Präsidenten Carnot eine Art Herodes

oder Tiberius vernichten zu müssen. Der Untersuchungsrichter Benoist hat das erste Verhör mit Caserio in dem kurzen Frage- und Antwortspiel veröffentlicht: „Caserio, was habt Ihr unserm Präsidenten vorzuwerfen?" — „Er ist ein Tyrann; darum habe ich ihn getroffen." — „Also seid Ihr ein Anarchist?" — „Jawohl, und ich bin stolz darauf."

Das epileptische Naturell kommt klar zutage, wenn der Zwanzigjährige, der zärtlich zu seinen Familienangehörigen und Freunden hält, aufs Kapitel der Politik gebracht wird; da wird er wild: „Gib acht, wenn ich zur Zeit auch noch nicht einem Bürgerlichen an die Kehle springe, mein Herz schreit nach Rache, ein Tag allein wird ausreichen, um fürchterliche Rache zu nehmen." Brief vom 13. Juli 1893.

Der Untersuchungsrichter läßt den Gefangenen in seiner Zelle die Mordszene vormachen. Caserio ergreift anstatt des Dolches eine Rolle Papier, sein Kopf wird mit einem Male rot, seine Augen treten in stierer Wildheit hervor, die Gesichtszüge verzerren sich ins Grausige, er zittert am ganzen Leib und führt weit ausholend mit furchtbarer Kraft den Streich. Der Richter Benoist entflieht entsetzensvoll mit dem Ausruf: „Vous êtes un monstre!" —; der Angeklagte aber stürzt völlig erschöpft auf sein Lager und verfällt in einen lethargischen Schlaf. Nach zwei Stunden erwacht der Gefangene mit dumpfem Kopf und verlangt ein „Glas Rum oder sonst was Stärkendes."

Typischer Anfall psychischer Epilepsie. (Tonnini, Le epilessie I, pag. 214 sq.)

Am 3. August 1894 schreibt Caserio:

„Liebe Mutter!

Ich schreibe Euch diese Zeilen, um Euch meine Verurteilung zur Todesstrafe mitzuteilen.

Denkt nicht schlecht über mich, liebe Mutter.

Denkt nicht, daß ich (ein böser Mensch) geworden bin, weil ich diese Tat beging, wenn auch viele sagen werden, daß ich ein Mörder sei oder Übeltäter.

Nein; denn Ihr kennt mein gutes Herz, meine Anhänglichkeit, wann ich bei Euch war. Nun ich habe auch jetzt noch dasselbe Herz. Ich habe eine Tat ausgeführt, gerade weil ich diese verruchte Welt nicht mehr sehen wollte . . .

Hunderte von Arbeitern suchen Arbeit und können sie nicht finden. Kinder verlangen Brot von ihren Eltern, die es ihnen nicht geben können.

Oftmals weinte ich, wenn ich sah, wie unsere Nichte mit ihren acht Jahren fünfzehn Stunden lang arbeiten mußte, um 20 Centesimi zu verdienen, und wenn ich sehen mußte, wie viele Bauern frieren, hungern und an der Pellagra sterben . . . dabei sind die Verkaufsläden voll der schönsten Kleider, und die Herrenleute schwimmen in Üppigkeit und Nichtstun . . .

(Mit riesengroßer Schrift) Evviva l'Anarchia!" (Makrografia hysterica.)

Am 16. August 1894 fiel Caserios Kopf unterm Messer der Guillotine; das Gnadengesuch von Mme Carnot war aus Gründen des Staatswohls abschlägig beschieden worden.

Merkwürdiges Schicksal! Jahrhundertelang sang die Jungmannschaft der Hellenen das Lied zu Ehren von Harmodios und Aristogeiton, der Peisistratidenmörder. Heute hört man in den Schwefelminen Siziliens wie auf den Reisfeldern des Potales, in den Tunnels der Schweiz wie auf den Bauplätzen Chicagos und auf den Weidetriften Argentiniens das „Lied von Caserio", der vom Schafott den letzten Gruß der Mutter sendet.

Der italienische Arbeiter feiert in dem Anarchisten Caserio, der aus „Menschenliebe" einen Unschuldigen gemordet, den Rächer der für alle halsbrecherischen Unternehmungen begehrten, schnöde ausgebeuteten und mißhandelten Arbeitskraft seines Landes in der Fremde. —

* * *

Am Sonntag, den 10. September 1898 wurde die Bevölkerung von Genf in tiefe Bestürzung versetzt: Ihr Gast, die Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn, die seit der Schreckensnacht von Meyerling an Schlaflosigkeit, Angstgefühlen und unstillbarem Wandertrieb litt, war mit einer zugespitzten Feile durchs Herz gestoßen worden. Der Mörder Luigi Lucheni aus Lausanne bekannte, daß er seit acht Tagen dem Herzog Louis Philippe Robert von Orléans, dem Bruder der Königin Marie Amélie von Portugal und der Herzogin Helene von Aosta auflauerte, um jenem „intriguanten Nichtstuer den Garaus zu machen." Warum sich der Unhold an der unglücklichen Kaiserin vergriff, konnte nicht ermittelt werden.

Der berühmte Irrenarzt Auguste Forel gab das Gutachten ab, daß der Verbrecher ein Degenerierter sei, der aus eitlem Nachahmungstrieb sich den Anarchisten Ravachol, Henry, Vaillant, Angiolillo zugesellen wollte. Herostratischer Größenwahn. Lucheni hat aus der Untersuchungszelle heraus an den Präsidenten der Eidgenossenschaft die Bitte um Überführung nach Luzern gerichtet, „um in Luzern die Ehre des Schafotts zu erlangen, die ihm in dem verfluchten Kanton Genf mit seiner rückständigen Gesetzgebung versagt sei."

Geboren am 23. April 1873 zu Paris als unehelicher Sohn der Dienstmagd Luigia Lucheni aus Borgo San Donnino kam das Kind 1874 in das Findelhaus nach Parma, das ihn später den Eheleuten Carlo und Luigia Nicasi von Varano zur Pflege gab. Als Zehnjähriger wurde der schlecht genährte Knabe auf die Landstraße gestellt mit der Mahnung: „Sorg für dich selber!" Sein Verteidiger Dr. Moriaud hob vor den Genfer Geschworenen den Mangel jeder sittlichen Erziehung und das soziale Elend hervor, die in Italien, der Heimat der römischen Kirche, herrschen.

Nach dem Urteil vom 10. November 1898 ist durch die Erhebungen der schweizerischen, französischen und italienischen Behörden und Irrenärzte über die

„Degeneration" dieses Attentäters volles Licht verbreitet worden. Der Mörder Ihrer Apostolischen Majestät der Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn war der natürliche Sohn eines durch Trunksucht heruntergekommenen katholischen Priesters. Als Nachkomme eines unverbesserlichen Säufers im schwersten und letzten Stadium (Paranoia alcoholica hallucinatoria) überkam Luccheni von dem unnatürlichen Vater, der sein Kind ins Findelhaus schickte, die tabes hereditaria als einzige Erbschaft. Söhne verkommener Alkoholisten müssen trinken. Légrain, Étude sur les poisons de l'intelligence 1892: „Degenerierte erzeugen Trinker, und Trinker erzeugen Epileptiker, unverbesserliche Taugenichtse und gewalttätige Trunkenbolde. Daraus folgt die häßlichste Mischung körperlicher und geistiger Degeneration: Dirnen und Diebe, Zuhälter und Totschläger, Blödsinnige und Epileptiker erfreuen sich für ihre Laster eines einzigen Ahnherrn: er heißt Alkohol." Bei dem geistig ganz minderwertigen Luccheni entwickelte sich frühzeitig neben der Sucht des eitlen Aufspielens die brutale Impulsivität. Im zufälligen Zusammenstoß des unwissenden und rohen Priesterbastards mit der feinen Dame auf dem Kaiserthron, dem schönsten, geistvollsten und gütigsten Menschengebilde aus dem uralten Hause der Wittelsbacher, liegt ein Moment hoher Tragik.

Otto Corbach:
Soziale Nöte in „freien" Berufsarten.

Im Jahre 1879 wurde bei uns die Advokatur freigegeben und damit ein goldenes Zeitalter für den Stand der Rechtsanwälte eröffnet. Heute gibt es in der Anwaltschaft eine starke Bewegung, die die alte Geschlossenheit der Advokatur wieder herstellen will. Der übermäßige und unaufhaltsam anschwellende Andrang zum Anwaltsberuf soll dahin geführt haben, daß die Freiheit des Wettbewerbes nicht mehr den Tüchtigen nach oben bringt, sondern den Grundsatzlosen, der dort um so verderblicher wirke, je reicher er begabt sei. Zugleich würde das wirtschaftliche Niveau des ganzen Standes durch die übermäßige Konkurrenz heruntergezerrt. Bezeichnenderweise erscholl der Ruf nach einer Wiedereinführung des numerus clausus zuerst bei denen, die 1905 den wirtschaftlichen Verband deutscher Rechtsanwälte ins Leben riefen, weil der deutsche Anwaltverein unter Führung der geschlossenen Anwaltschaft des Reichsgerichts die Fühlung mit der großen Masse der Anwaltschaft verloren hatte und der immer schwieriger sich gestaltenden wirtschaftlichen Lage der Anwaltschaft verständnis- und teilnahmlos gegenüber zu stehen schien. Im Jahre 1910 konnte es auf dem Jahrestage des deutschen Anwaltvereins vom Vorstande noch abgelehnt werden, den numerus clausus auf

die Tagesordnung zu setzen; 1911 entspann sich darüber auf dem Würzburger Anwaltstage schon eine außerordentlich hitzige Debatte und bei der Abstimmung wurden 244 von 619 Stimmen dafür abgegeben. Vielleicht werden einige Jahre genügen, damit die Anhänger der Geschlossenheit der Advokatur eine erdrückende Mehrheit erlangen.

Bis 1869 war die Ausübung des ärztlichen Berufes in Preußen an die Erteilung einer besonderen Konzession geknüpft wie heute noch die des Apothekerberufes. Es herrschte keine unbeschränkte Freiheit in der Wahl des Niederlassungsortes, dafür hatte der Arzt am Ort der Konzession das Monopol der ärztlichen Behandlung; denn es bestanden gleichzeitig strenge Kurpfuschereigesetze. Dann wurde der Kurierzwang aufgehoben, gleichzeitig fiel das ärztliche Monopol der Behandlung und die strengen Kurpfuschereigesetze wurden aufgehoben. Jetzt wollen die Ärzte wieder strenge Kurpfuschereigesetze erlassen wissen, womit sie schon einigen Erfolg hatten, und in ihren Fachzeitschriften werden immer häufiger die verschwundenen Zustände zurückersehnt. So schrieb z. B. die Deutsche Ärztezeitung unlängst: „Um dem ärztlichen Stand wirklich radikal zu helfen, müßte die ärztliche Gewerkschaft die Abkehr vom wirtschaftlichen Liberalismus, die Rückkehr zum Kurierzwang einerseits, zur ärztlichen Monopolisierung andererseits auf ihr Programm schreiben"; dafür verlangt sie zum mindesten „die Durchführung des Prinzips der kontingentierten freien Ärztewahl durch Vertrag zwischen Kassenverband und ärztlichem Verband für jede Stadt und die Vereinbarung des numerus clausus für alle Landgemeinden".

Die wirtschaftliche Lage des Ärzte- wie Anwaltstandes wird außer durch den starken Zudrang durch Bestrebungen verschlechtert, die Sicherheit der Gesundheits- oder der Rechtsverhältnisse der Volksglieder auf natürliche Weise zu fördern. Der Arzt oder der Rechtsanwalt wird entbehrlicher, je hygienischer oder friedlicher der einzelne im Volksverbande leben lernt. Der moderne Kulturmensch lebt länger und wird seltener krank als sein Vorfahre im Mittelalter, weil ihn Volksaufklärung und Technik in den Stand setzen, Krankheiten wirksamer vorzubeugen. Zugleich verliert die Arzneiwissenschaft immer mehr ihren ursprünglichen Charakter als Geheimlehre. Mancher ungelehrte Heilkundige heilt mit Erfolg, während auch mancher nebenbei lernt, in vielen Fällen sein eigener Arzt zu sein. Ähnliches vollzieht sich auf dem Gebiete des Rechtslebens. Der junge Verein für „Recht und Wirtschaft" glaubt, die Häufigkeit der Prozesse durch Volksaufklärung um die Hälfte verringern zu können. Berufsvereine erzielen durch die Übernahme der Prozeßangelegenheiten ihrer Mitglieder deren Einschränkung wie Verbilligung, während immer mehr Streitigkeiten, die früher ohne Juristen nicht zu erledigen waren, von Laien unter sich geschlichtet werden.

Für Ärzte wie Rechtsanwälte ist der ursprüngliche staatliche Gewerbeschutz, der aufs neue erstrebt wird, nie ganz aufgehoben gewesen. Der Staat schützte immer die Standesbezeichnungen „Arzt" und „Rechtsanwalt" und er hat sich der

Standesinteressen der Ärzte und Rechtsanwälte noch besonders durch die Errichtung von Ärzte- und Anwaltskammern angenommen. Für die Anwälte wirkte ferner nach ihrer Befreiung von behördlicher Vormundschaft der Anwaltszwang als Schutz gegen Winkelkonsulenten bis heute fort. Kein Wunder, wenn ein Stand wie der der privaten Architekten, der gleichfalls anfängt freiheitsmüde zu sein, froh wäre, wenn er erst den staatlichen Schutz erlangt hätte, den Ärzte und Rechtsanwälte genießen. „Es ist nicht folgerichtig," sagt Baurat Kramer, in der Zeitschrift „Der Profanbau", „daß der Staat durch technische Hoch- und Mittelschulen Techniker in verschiedenen Graden schaffen läßt, um sie in der Praxis alle als gleichwertig zu behandeln, ja mit dem ungelernten Bauunternehmertum auf eine Stufe zu stellen. Dem wirtschaftlichen Kampf kann die Siebung allein nicht überlassen werden. In diesem wird der Hochschultechniker dem Mittelschultechniker und werden beide dem ungeschulten Unternehmer gegenüber stets im Nachteile sein, müssen sie doch für ihre Schulung aufgewendetes Kapital wieder aus sich herauswirtschaften, während der ungelernte Unternehmer mit dem Kapital seines Bauherrn, wenn nicht mit dem Leben und der Gesundheit der Arbeiter Erfahrungen in sich hineinwirtschaftet. Statt der Schwingen gibt so die Schulung dem Techniker weit eher ein Bleigewicht mit in den Lebenskampf, und die erheblichen Kosten, die für die Heranbildung des Technikerstandes von Staatswegen ständig verausgabt werden, erscheinen teilweise nutzlos aufgewendet, solange der Gelernte nicht ein Betätigungsfeld findet, von dem der Ungelernte ausgeschlossen, und solange nicht weiterhin für die Gelernten das Betätigungsfeld dem Bildungsgrad entsprechend abgesteckt ist."

Baurat Kramer erstrebt gesetzliche Bestimmungen, nach denen erstens alle der baupolizeilichen Genehmigung bedürfenden Bauten nur von Technikern mit abgeschlossener technischer Bildung und zweitens bestimmte Bauten, deren technische Ausführung ein höheres Maß technischer Bildung voraussetzen, nur von Technikern mit abgeschlossener Hochschulblidung bei der Baupolizeibehörde beantragt, von ihr vertreten und in der Ausführung geleitet werden könnten, während die Hervorbringung baukünstlerischer Entwürfe als Ausfluß künstlerischen Innenlebens nach wie vor für jedermann frei sein solle. Die verschiedenen Arten der Baukünstler sollen gesetzlich geschützte Berufsbezeichnungen erhalten.

Es ist merkwürdig, wie sehr sich die Notschreie gleichen, die die gleichen sozialen Nöte den verschiedensten freien Berufsarten entlocken. „Das freie Spiel der Kräfte", liest man in der „Deutschen Ärztezeitung" in einem Aufsatz von Dr. med. Bimarius, „der Kampf aller gegen alle, die schrankenlose Konkurrenz, kurz all die gepriesenen Vorzüge des wirtschaftlichen Liberalismus mögen bei Wollwaren- und Steinkohlenproduktion eine gewisse Berechtigung haben; sobald dieser Wirtschaftsliberalismus aber zur Erschütterung aller bisher stabilen wirtschaftlichen Verhältnisse führt und auch die künstlerische, wissenschaftliche und geistige Produktion in sein Bereich zieht, dann wird er zum Todfeind jeder höheren Kultur." Der

gleichen Empfindung entspringen offenbar auch folgende Sätze Baurat Kramers: „Die Gewerbefreiheit mag bei den Händlern, allenfalls noch bei dem Handwerker, einen Sinn haben, bei denen man ein fertiges Werk erwirbt, bei denen also jeder sein Interesse selbst wahrnehmen kann. Ob und wie er dies tut, ist dabei gleichgültig . . . Gewiß kann dem nicht beamteten Techniker der Lebenskampf an sich ebensowenig erspart werden, wie den andern Berufen, es muß aber möglich sein, zu verhüten, daß das private Bauwesen der Tummelplatz eines großen Heeres technisch ungeschulter Kräfte und oft auch wirtschaftlich skrupelloser Elemente ist.“

Wenn nun aber der Staat sich nicht dazu hergibt, die Standesinteressen von Ärzten, Rechtsanwälten, Architekten usw. in dem Umfange zu schützen, wie es von den Beteiligten mit der Zeit gewünscht werden mag, oder wenn sich der gewährte Staatsschutz als praktisch unwirksam erweist, dann bleibt nur Selbsthilfe übrig. Daß der Heilungsuchende, Rechtsuchende, Bauberatungsuchende in Wirklichkeit nicht, um seine wahren Interessen wahrzunehmen, in dem Maße behördlicher Vormundschaft bedarf, wie es die über den Wettbewerb von Pfuschern klagenden Ärzte, Rechtsanwälte, Architekten glauben machen möchten, weiß jeder, der der Wirklichkeit unvoreingenommen gegenüber steht. Den gebildeten Architekten im besonderen fehlt es nicht an mächtigen privaten Verbündeten im Kampfe gegen die Verunstaltung der Heimat durch häßliche, lieblose Baugebilde. Es sei nur an die Heimatschutzbewegung, die Raumkunstbestrebungen des deutschen Werkbundes, die Gartenstadtbewegung und ähnliche Bestrebungen erinnert. Soweit dennoch die Konkurrenz eines ungeschulten Unternehmertums zu fürchten bleibt, liegt die Schuld gewiß nicht größtenteils an den Bauberatungsuchenden, sondern an dem „Bleigewicht“, welches nach Baurat Kramer das für die Schulung der gelernten Techniker aufgewendete Kapital bedeutet. In Frankreich gibt es längst Gewerkschaften von Angehörigen akademischer Berufe, die vom Staate alle Einrichtungen (Schulen), Mittel und Befugnisse für die Ausbildung eines Nachwuchses ausgeliefert haben wollen, wie sozialistische Handarbeiter die Produktionsmittel, über die heute die Unternehmer oder der „Klassenstaat“ verfügt. Wer kann wissen, ob sich auch nicht bei uns einst solche revolutionär-syndikalistischen Neigungen in den Berufen selbst akademisch Gebildeter entwickeln.

Während Ärzte, Rechtsanwälte, Architekten immerhin noch hoffen können, daß der Staat ihnen beispringen wird, sind die „freien“ Schriftsteller in ihren sozialen Nöten von vornherein ganz auf Selbsthilfe angewiesen. Der geistigste Beruf ist zugleich derjenige, der am erbarmungslosesten den Gesetzen freiesten und skrupellosesten Wettbewerbs preisgegeben ist. Unter den freien Schriftstellern besteht auch gar kein Wunsch nach irgendwelcher äußeren Hilfe für eine Korrektion der Wertung ihrer Arbeitserzeugnisse auf deren Absatzmärkten durch das Spiel von Angebot und Nachfrage. Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller“, dem die glänzendsten Vertreter deutscher Literatur angehören, hat kürzlich eine

Schrift herausgegeben, die den bezeichnenden Titel „Literatur als Ware" führt, worin mit brutaler Offenheit gefordert wird, daß sich der freie Schriftsteller mit den Gesetzen abfinde, die nun einmal für die Preisbildung maßgebend sind. Erhofft wird eine ökonomische Hebung des ganzen Standes nur von einer streng gewerkschaftlichen Organisation, mit einer Geschäftsstelle, einem besoldeten Geschäftsleiter und einem besoldeten Syndikus unter „Ausschaltung alles Vereinscharakters und alles Gefühlsmäßigen in der Behandlung der Schutzverbandsangelegenheiten, die rein nach wirtschaftlichen und unsern Rechtsverhältnissen entsprechenden Grundsätzen ohne Ansehen der Opportunität durchgeführt werden müssen."

Wilhelm Bloem:
Die Kinematographie und das Grammophon im Dienste der Naturwissenschaft.

Wer hinauswandert in Flur und Feld mit offenem Blick, mit tiefem Empfinden, den fesseln die Geschöpfe Gottes, die Lebewesen groß und klein. Man wird nicht müde im Beobachten und im Belauschen. Jedes Tier in seiner Art verlangt ein besonderes Studium seiner Existenz, seiner Lebensweise und Lebensart.

Berufene Naturforscher skizzierten in Worten treffend jede Bewegung; talentvolle Maler hielten die Tiere im Bilde fest; es entstanden hochinteressante Naturkundenwerke, die belehrend und aufklärend bei Jung und Alt ihr Bestes angestrebt und erreicht haben. Und dennoch sind diese Werke erst ein naturwissenschaftliches Fundament, eine feste Grundlage zum stolzen Aufbau der Vollkommenheit. Das Leben verkörpert das Wort, die Gestalt zeigt das Bild, von Künstlerhand entworfen. Es fehlt dennoch im Wort „Naturkunde" eine kleine, wichtige Silbe und die heißt: „ur". Natur u r kunden sollen geschaffen werden! Da half die fortgeschrittene Technik auf photographischem Gebiet in erster Linie. Professor Schillings war der bahnbrechende Mann, der mit Blitzlicht sogar das unsern Augen verborgene Nachtleben der Tiere auf die photographische Platte bannte. An die Stelle der von der Auffassung und dem Können der betreffenden Maler oder Zeichner abhängigen Tierbilder traten Photographien, Urkunden.

Viele Forscher, Jäger und Naturfreunde nahmen den Konkurrenzkampf auf, um immer noch bessere, vollkommenere Ergebnisse für die Wissenschaft zu erzielen, unter Aufwendung von Zeit, Mühen und Opfern pekuniärer und körperlicher Art. Man ist einen Schritt weitergekommen zur Vollendung des Endziels, eines naturkundlichen Archivs. Das leblose Bild bekommt Bewegung, die Kinematographie,

eventuell die farbige, tritt in Tätigkeit und zeigt vor Augen, was bisher Worte der Beschreibung vergegenwärtigten. Es fehlen nur noch die Tierlaute, die Tiersprache, deren Aufnahme und Wiedergabe mit Hilfe des Grammophons zu erreichen ist, und der Schlußstein des naturkundlichen Archivs wäre gesetzt.

Eine große Lücke bis dahin ist noch auszufüllen, eine gewaltige Arbeit noch zu leisten, um den wertvollen Schatz der Natur gesichert zu sehen für spätere Zeiten und Geschlechter. Vor Jahren, als ich das erste Mal hinaus zog nach Afrika, dem Lande meiner Sehnsucht aus der Kinderzeit, nahm auch ich mir vor als Naturfreund und Jäger photographisch festzuhalten, was nur möglich war. Ich lernte das Wild im dichten Urwald, auf lichten Steppen, in zerklüfteten Felsenpartien kennen und beobachten. Durst, Hunger, Hitze, Kälte und Strapazen ertrug ich gerne, die Leidenschaft der Jagd, die Freude am Lebewesen, der Drang nach Neuem und Interessantem trieben mich vorwärts. Ich kam auf meine Rechnung voll und ganz. Meine schönsten Erinnerungen knüpfen sich an meine afrikanische Zeit. Ich faßte den Entschluß, mit aufbauen zu helfen am naturkundlichem Werk, mein Material der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen und aufklärend mitzuwirken. Nach meiner ersten Rückkehr aus Afrika im Jahre 1906 versuchte ich meinen Gedanken, kinematographisch die Tiere im Bilde festzuhalten, zu verwirklichen, doch scheiterte die Ausführung des Planes an dem mangelnden Interesse, an der Unvollkommenheit der Apparate und an der pekuniären Unterstützung. Verbittert kehrte ich zurück und begnügte mich mit den Vorstudien zur Kinematographie, indem ich z. B. eine Nilpferdherde beobachtend, dieselbe, analog des kinematographischen Apparats, mit dem Stativapparat 13×18 ohne Teleansatz auf zirka 20 Schritt in verschiedenen, charakteristischen Stellungen auf die Platte bannte und auf diese Weise eine Serie Urkunden schuf, die bis jetzt noch nicht übertroffen wurde. Es wäre ebenso eine Leichtigkeit gewesen, an Stelle des Stativapparats einen Kinematographen zu bedienen. Mit diesem Film wäre nicht nur eine hochinteressante Beobachtung lebend festgehalten worden, sondern auch vom pekuniären Standpunkt wären die Expeditionsunkosten gedeckt gewesen. Auch eine Elefantenaufnahme möchte ich erwähnen, die ich auf wenige Meter, von einem Termitenhügel aus, in dem Augenblick machte, als der Elefant sichernd die Ohren breit stellt und den Rüssel hochheben will. Wenige Sekunden später hatte er den Rüssel, seine gefürchtetste Waffe, erhoben, und während ich schleunigst mich in Sicherheit brachte, machte der Elefant kehrt und tat dasselbe. — Eine verkleinerte Abbildung der Aufnahme lege ich hiermit den geehrten Lesern vor. Wenn man heute die Interessen auf dem kinematographischen Gebiet gegen 1906 vergleicht, so wird mir jeder zugeben müssen, daß mein etwaiger Nilpferd-Film eine kleine Weltreise angetreten hätte, von klingendem Erfolg begleitet.

Mit einem eigenartigen Empfinden besuchte ich öfters im vorigen Jahr die Urania in Berlin, als Herr Professor Dr. L. Heck seinen hochinteressanten Vortrag hielt, der die kinematographischen Tieraufnahmen des Engländers Kearton er-

läuterte. Unwillkürlich beschlich mich ein gewisser Neid, und ich konnte nicht umhin, zu äußern: „Dasselbe, was ich vor Jahren angestrebt, muß uns Deutschen erst ein Engländer vormachen!" Vielleicht war es gut so, um des Ansporns willen. Wir haben selber Männer, unser naturwissenschaftliches Material zu vervollkommnen, und wäre diese Scharte wieder auszuwetzen! Ein aufgestellter Anfang muß übertrumpft und ausgebaut werden! Noch ist es Zeit, wenn auch die höchste! Welchen Anklang derartige Naturur kunden heute finden, das bewies mir der Erfolg auf der Geweihausstellung 1912, wo ich einige meiner kolorierten Tierphotographien ausgelegt hatte, die ich wohlweislich jahrelang zurückgehalten hatte, um vollem Verständnis zur rechten Zeit zu begegnen. Ich hatte die hohe Ehre, daß sowohl Se. Majestät der Kaiser sich meine Arbeiten ansah, als auch daß Se. Majestät der König von Sachsen mich in ein langes Gespräch zog. Ganz besonderes Interesse brachte Se. Kaiserliche Hoheit unser Kronprinz den Naturur kunden und meinem projektierten, ausführlich geschilderten Plan entgegen.

Noch fehlen die Mittel, das Betriebskapital, das meines Erachtens nicht mehr schwer zu erlangen ist, zu einer kinematographisch-grammophonischen Expedition, die ich selber auf Grund langjähriger Erfahrung großzügig auszuführen gedenke.

Die Ausbeute soll dem deutschen Volk zugängig gemacht und dem naturwissenschaftlichen Archiv einverleibt werden.

Dr. rer. nat. et pol. M. Ernst: Pathologisch oder Kriminell?*)

Pathologisch oder kriminell, that is the question, die seit der Jahrhundertwende die berufensten Vertreter zweier Fakultäten nicht mehr zur Ruhe kommen läßt. Wo früher, und es sind kaum fünfzehn Jahre darüber verflossen, Staatsanwalt und Richter die Alleinherrschaft ausübten, sehen wir mit innigster Verwunderung den Arzt immer lebhafteren Anteil in der Strafrechtspflege gewinnen. Sonderbar, denn die Gesetzgebung hat seitdem keine Änderungen gebracht; erst die Zukunft soll sie bringen. Man behilft sich mit dem geltenden Recht, und offengestanden wird ein Beschuldigter „bei richtiger Anwendung der gesetzlichen Vorschriften vor ungerechter Verurteilung bewahrt" bleiben. Darauf weist der Bearbeiter und Kommentator der Strafprozeßordnung Hellweg mit besonderem Nach-

*) Der Verfasser (Pseudonym) stellt uns das Schlußessay seines demnächst in Leipzig erscheinenden Buches: „18 Essays über das Elend" unter gleichem Titel zum Vorabdruck zur Verfügung.

druck hin. Bis zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lag das Rechtsleben des deutschen Volkes gleich seinem Wirtschaftsleben im Halbschlummer. Die unmittelbar nach dem siegreichen Kriege des Jahres 1870/71 ungestüm einsetzende Spekulation in der Richtung des plötzlich erwachenden Industrialismus steigerte die Rechtsbedürfnisse im Volke von der untersten bis zur obersten Schicht und heischte erhöhten Rechtsschutz. Der Zudrang zum juristischen Studium nahm je länger desto ärger überhand. Juristisch denken, d. h. die Kunst der Gesetzesauslegung und -deutung war für die philosophisch veranlagte junge Nation Bismarcks terra incognita. Ihr Rechtsbewußtsein lag noch in der tiefsten Hypnose. Der Jurist charakterisierte sich selbstverständlich als Anhänger der historischen Schule und führte die seinem Räsonnement anvertrauten Lämmer, straffer als die pietistischsten Kanzelprediger, am Gängelbande. Es muß erfahrungsgemäß bestritten werden, daß die Vertreter unserer Straf- und Zivilrechtspflege vor 40 Jahren schon den sittlichen Höhepunkt erreicht hatten, den sie unter der ständigen Kontrolle der Parlamente gegenwärtig zu erstreben sich befleißigen müssen. Man werfe einen flüchtigen Blick in die Universitätsarchive und alle Zweifel sind behoben. Muß auch auf Konto „Übermut“ viel abgesetzt werden, viel bleibt noch, was den Vergangenheitsjuristen im trübsten Lichte erscheinen läßt. Solche Leute waren durchaus nicht gewillt, Fremde, die sie schon während ihrer Studentenzeit als blödsinnigen Plebs behandeln gelernt hatten, in ihre Mysterien einzuweihen. Sie sahen das Verfahren immer als ein huis clos an, auch wenn die Pforten sperrangelweit offenstanden. Rechtsbewußtsein in ihrem Sinne kannten nur sie.

Da trat eine Wendung zum Bessern ein. Die freie Advokatur hat in allererster Linie dazu beigetragen, daß im Volke das verlorengegangene Rechtsbewüßtsein wieder geweckt ward. Leider aber hat sie ebenso zu einer förmlichen Hetzjagd der Parteien gegeneinander geführt. Das sogenannte Publikum ist bar jeglicher versöhnlichen Gesinnung; es sucht Recht, wo absolut keins zu finden ist; es rennt von einem Anwalt zum andern und alle rennen, bis sich die Gemüter erhitzt, und zum Schlusse Staatsanwalt und Strafrichter das Wort haben.

Kriminalität ist ein Kunstgewächs. Sie läßt keinen Rückschluß auf verbrecherische Naturanlage zu. Verbrechertum aus Neigung und Straffälligkeit auf gesetzlicher Grundlage oder in gesetzlicher Voraussetzung sind zwei ganz verschiedene Dinge. Der juristische Mitarbeiter der besten aller großen Enzyklopädien, „Meyers Konversationslexikon“, führt unter dem Stichwort K r i m i n a l i t ä t aus, daß nicht einmal alle Kapitalverbrechen auf verbrecherische Instinkte des Täters hindeuten*). Es ist dem juristischen Schematismus zuzuschreiben, daß keine feineren

*) Vgl. Tanon, oberster Staatsgerichtshofspräsident zu Paris (1905), L' Evolution du droit et la conscience sociale; Rocheflamme, Soziale Irrungen (1907). Privatdoz. Dr. Landry, Paris, La responsabilité pénale dans la doctrine utilitaire, pag. 190; Paris 1902.

phot. W. Bloem.

NORD UND SÜD

Im Urwald.

Unterschiede gemacht werden. Daher wendet sich die neuere Richtung zuvörderst gegen die Begriffsjustiz. Der Dresdener Staatsanwalt Dr. Erich *Wulffen* hat hierin bahnbrechend gewirkt. Ungeachtet des Beifalls aus urteilsfähigen Kreisen, steht ihm das juristische Kollegium, wenn nicht ausgesprochen feindlich, so doch verneinend gegenüber. Nach seinen Anschauungen ist ein Mensch im Erwerbsleben mit täglicher Kündigung jeden Augenblick von neuem der Gefahr ausgesetzt, straffällig zu werden; die ihm zudem meist unbekannten Strafgesetze bilden dagegen kein schützendes Bollwerk; denn der Hunger ist stärker als der Wille. Der Mensch hat die Pflicht zu leben und sei es auf die Gefahr seiner persönlichen Freiheit. Es ist eine irrige Auffassung, den Anwalt des Staates auf jeden Fall mit dem Ankläger gegen den Rechtsbrecher zu identifizieren; er muß vielmehr dessen Verteidiger sein, wenn die Verhältnisse den Rechtsbruch verschuldeten und eine Zwangslage schufen. Soweit Staatsanwalt Wulffen.

Er steht auf scharf abgegrenztem juristischen Boden, aber er tritt für psychologische Vertiefung in der Strafrechtspflege mit größter Entschiedenheit ein. In seinen theoretischen Anschauungen wird nirgends das *Pathologische* mit dem rein *Kriminellen* verquickt. Wulffen bleibt *Jurist*. Aber er ist nicht wie Birkemeyer-München ein *Sühnejurist*, nicht einer, dem die *Vergeltung Zweck im Strafrecht ist* (Hegelianismus im Recht), sondern *die Idee der sittlichen Wiedergeburt des Straffälligen*. Er ist damit nicht unbedingt ein Anhänger der Franz v. Liszt'schen Schule, deren Lehre eine viel zu große Schwenkung vom Abstrakt-juristischen ins Medizinische wagt.

Im Jahre 1909 verfielen annähernd 550 000 Zivilpersonen strafrechtlichen Verurteilungen wegen gemeingefährlicher Vergehen und Verbrechen, von denen wiederum beinahe die Hälfte vorbestraft und *10 Prozent Kinder waren*. Außerdem wies die Militärgerichtsbarkeit 16 179 rechtskräftige Verurteilungen nach. Wegen der letzteren hat sich noch kein Strafrechtsleher den Kopf zerbrochen; ihnen gegenüber stehen sie genau noch so gleichgültig wie sie der bürgerlichen Kriminalität vor 15 Jahren gegenüberstanden. Die Gesamtziffer der Straffälligen erreicht indes genauesten Erhebungen zufolge rund eineinhalb Million. Diese ungeheuer riesenhafte Zahl der Personen, welche alljährlich mit den Strafgesetzen für Verbrechen, Vergehen oder bloße Übertretungen in Konflikt geraten, hat mit Ungestüm das Gewissen der bürgerlichen Gesellschaft aufgerüttelt. Die tiefste Besorgnis rief das Heer der Vorbestraften hervor. Vor allem ihrer nahm sich die Medizin an. Der § 81 der St.-P.-O. ermöglicht dem Psychiater auf Antrag einen Einsprung in das Strafverfahren zur Erörterung über den § 51 des St.-G.-B., ob der Beschuldigte zur Zeit der Begehung der Tat im Vollbesitze seiner *freien Willensbestimmung* gewesen sei*). Das häufiger

*) Forel, Über Zurechnungsfähigkeit, 1907; Prof. Dr. Hoche, Über § 51 St.G.B. im Vergleiche mit dem internationalen Strafrecht.

werdende Zurückgreifen auf die Gesetzesparagraphen über die moral insanity ist wohl fast ausschließlich vonseiten der Verteidigung angeregt worden: Staatsanwalt und Gerichtshof, denen die historische Schule bis in unsere Tage hinein ein Vorbild ohnegleichen dünkt, verhielten sich in 98 v. H. Fällen strikte abweisend.

Es hat sehr langer Zeit bedurft, ehe die Vertreter unserer Strafrechtspflege zu der Einsicht kamen: res optima est non extirpare sceleratos sed scelera (Syr. 804). Die historische Schule lehrte ja, daß das Verbrechertum nur auszurotten sei durch Unschädlichmachen des Verbrechers. Er müsse geschwächt werden an seiner physischen Lebenskraft. (Mittelstädt bei den Beratungen zur St.-P.-O. Motive.) Das Irrenhaus schien diesen Menschen ein paradiesischer Aufenthalt, ein Eldorado, in welchem Sünden nicht gebüßt werden können. Gewiß, mag es damals sehr wenige Amtsjuristen gegeben haben, die sich in Irrenhäusern umgesehen, um sich zu informieren, um einzusehen, daß es mindestens gleichgültig ist, wo die Absperrung des Straffälligen vollzogen werde.

Die Erleuchtung ist ihnen endlich doch gekommen: Gesetzesbrecher seit ihrem 12. Lebensjahre, nicht einmal würdig im Kriegsfalle zu Kanonenfutter verarbeitet zu werden, Menschenkinder, die seit ihrer zartesten Kindheit des Lebens warmen Sonnenstrahl im elterlichen Hause nie verspürt, sie scheinen nun ausgereift, im Tollhaus ihr Jammerdasein zu beschließen, aber erst, nachdem sie 30, nein 100 Mal dem Strafrichter Rechenschaft ablegen mußten, nachdem ihnen in düsteren Zuchthäusern der letzte Rest an Lebenskraft zur Erwerbsfähigkeit inmitten der bürgerlichen Gesellschaft geraubt worden war! Und kein Staatsanwalt, kein Landrichter wendet mehr dagegen etwas ein: sie haben sich überzeugt, daß es an sich gleichgültig ist, wo der Straffällige, der nach ihrer eigenen Exegese eigentlich gar kein Verbrecher ist, büßt. So ist es dahin gebracht worden, daß die Zahl der Irrenhausinsassen gegenwärtig auf 300 000 gestiegen ist, während sie vor 30 Jahren noch nicht 45 000 betrug. In den letzten 10 Jahren allein hat sich diese Zahl verdoppelt. Von offiziöser Seite wird zwar das unheimliche Anschwellen der Geisteskrankheiten mit dem sich fortwährend steigernden Aufwand an Nervenkraft im Kampfe ums tägliche Brot und ferner damit erklärt, daß im Publikum Furcht und Grauen vor dem Irrenhaus geschwunden sei. Das aber ist eitel Heuchelei. Das Grauen vor irrenärztlicher Einsperrung existiert noch, trotzdem die Zwangsjacke verschwunden ist. Indes, an ihre Stelle ist das heiße Dauerbad gegen die sogenannten Unruhigen, die sich zumeist aus Vorbestraften rekrutieren, getreten.

Professor Dr. Förster stellt sich auf einen wesentlichen anderen Standpunkt; er bestreitet die geistige Alienation infolge nervöser Überanstrengung im Erwerbsleben, namentlich geistiger Art. Ein organisch gesundes Gehirn kann auf diesem Wege nicht paralytisch werden; es können selbst schwere Erregungszustände auftauchen, immer aber wird das an sich gesunde Denkorgan exakt funktionieren: Denken und Urteilen sind intakt.

Die Poenomanie ist ein Überbleibsel aus den prähistorischen Zeiten. In den Kulturzeiten hat sie tausendfache Wandlungen durchgemacht. Was in dem einen Zeitalter lobenswerte Tugend war, wurde in einem anderen Jahrhundert als strafwürdiges Übel verdammt. Das Unzureichende menschlicher Erkenntnis ließ den Gesalbten des Herrn als Gotteslästerer am Kreuze aushauchen, um nach tausend Jahren den Welterlöser aus ihm zu erwecken. Im Zeitalter der scholastischen Philosophie wurden Geständnisse unter der Folter erpreßt, Zauberer und Hexen verbrannt; in der Gegenwart werden Denunzierte durch eine verlängerte Untersuchungshaft, wie Mittelstädt ausführt, mürbe gemacht zum Lobe Gottes und seiner irdischen Knechte, wird, wenn auch dieses Mittel zu Geständnissen nicht führen sollte, der § 51 St.-G.-B. in Anwendung gebracht. Und welche Folgen hat dieses Verfahren für den Angeklagten? — In der Tat wird er der Straffälligkeit ohne großen Müheaufwand entkleidet, aber ihm damit zugleich ex lege die pathologische, d. h. die angeborene Verbrechernatur verliehen. Ermöglicht eine strafrechtliche Verurteilung stets die Wiederaufrichtung des Eigenwesens im gesellschaftlichen Organismus zur harmonischen Mitarbeit, eine Exkulpation aus § 51 St.-G.-B. vernichtet den individuellen Habitus, die Persönlichkeit für immer. Die Gesellschaft kann in freier gewerblicher Betätigung mit einem Unzurechnungsfähigen, Unverantwortlichen*) noch viel weniger anfangen, als mit einem Gesetzesbrecher aus Einsicht. Die Entmündigung des exkulpierten Verbrechers schützt die Gesellschaft, deren Abgrenzungsmöglichkeit erst noch bewiesen werden muß, keinesfalls. Daraus entsteht die erste Forderung: Solange die berufene Wissenschaft den juristischen Begriff der Straffälligkeit im allgemeinen nicht mit einem Verbrechertum aus verkehrten Instinkten zu erklären weiß, muß die Strafrechtspflege vor allem darauf bedacht sein, die sozialen Ursachen der Straffälligkeit zu erforschen und über den toten Buchstaben des Paragraphen hinweg die Verurteilungen noch mehr herabzusetzen, als es seit etwa fünf Jahren schon bemerkbar ist; denn von 700 000 Angeklagten sind in 1909 rund 155 000 freigesprochen worden. Die andere Forderung ist: Mit den Freisprechungen dürfen die Exkulpationen aus § 51 St.-G.-B. nicht etwa vermehrt werden, solange die psychiatrische Wissenschaft sich nur mit Deduktionen behilft und klinische Tatsachensymptome für ihre gutachtlichen Behauptungen nicht beibringen kann. Die von Forel aufgestellte Hypothese, die übrigens von der Mehrzahl seiner Kollegen aus purer Verlegenheitskollegialität sanktioniert wird, wonach jemand schon geisteskrank sei, der mit seiner Umgebung in Widerstreit gerät, darf unter keinen Umständen für die pathologische Bewertung eines Kriminellen herangezogen werden, sonst kann es kaum noch verhindert werden, auf mehr als neun Zehntel den § 51 St.-G.-B. anzuwenden und aus § 6 des B. G.-B. einen Entmündigungsantrag gemäß § 646 Z.-P.-O. gegen sieben Zehntel der Gesellschaft zu rechtfertigen. Plank, Warneger, Staudinger, Kom-

*) Prof. Dr Bernhöfft-Rostock, Kritik d. bürgerl. Rechts; Bd. 1, bei Moritz in Stuttgart.

mentare zum Bürgerlichen Gesetzbuch § 6. Solange Denken und Urteilen eines strafmündigen Menschen in situ integer ist, darf er auf administrativem Wege seinem ordentlichen Richter nicht durch den viel gefährlicheren Psychiater entzogen werden; es darf nicht schon während des Ermittelungsverfahrens ein diesbezüglicher Antrag beim zuständigen Amtsgerichte gestellt werden, sodaß der erkennende Richter nicht mehr Gelegenheit erhält, über den Fall zu befinden.

Kriminalpsychologische und psychoanalytische Erörterungen nach berühmten Mustern sind allerdings an der Tagesordnung; wer aber diese Sorte Strafrechtswissenschaft mit ehrlicher Absicht liest, der muß sich eingestehen, daß so, wie die Herren Psychoanalytiker ihre Versuchsobjekte darstellen, die Mehrzahl ihrer Mitmenschen ebenfalls beschaffen ist, sie selbst aber nicht ausgenommen. Ich gedenke hierbei gern eines Wortes Max Nordaus, daß nämlich der Psychiater sehr häufig selber alieniert sei. Das hatte mir Möbius bestätigt, und in dem Buche „Hygiene der Nerven und des Geistes" von Professor Dr. August Forel*) findet sich der äußerst bemerkenswerte Satz, daß auch er der beständigen Gefahr, geisteskrank zu werden, ausgesetzt sei, und er erklärt diesen Zustand mit den Folgen einer schlecht überstandenen otitis media. In der psychiatrischen Fachwissenschaft ist es kein Geheimnis, daß ein erschrecklich hoher Prozentsatz ihrer Vertreter paranoisch und paralytisch endet. So ist die Psychiatrie vorläufig nicht berufen, über pathologisch oder kriminell zu entscheiden. Sie geht unzweifelhaft von ganz verkehrten Voraussetzungen aus. Sie hält die jüngste Generation der Gesellschaft als die Auslese der von einwandfreien Eltern außerhalb irgendwelcher sozialen Misere Geborenen, und zwar vermöge der zur Verwirklichung gebrachten Maxime von der Höherzüchtung der ganzen Nation, wie dies Professor Dr. Anton, Psychiater in Halle, vor Richtern und Staatsanwälten zu Berlin unterm 6. Februar 1912 auseinandersetzte. Man kann nicht zugeben, daß die individuellen und sozialen Verhältnisse früherer Generationen so beschaffen gewesen seien, um die gegenwärtig lebende mit Eigenschaften ausgestattet zu sehen, die den Herrn Geheimrat Anton berechtigen könnten, eine Höherzüchtung der ganzen Nation vorauszusetzen. Mit der Psychiatrie geht es wie mit der Bakteriologie: Wer sich auf die Bazillenjagd begibt, sieht letzten Endes nur mehr Bazillen und aus blasser Bazillenfurcht glaubt er gut zu tun, die gefährlichen Kleintiere auszurotten, indem er sich selber erschlägt. Der Psychiater, der sich par ordre auf die Jagd nach Geisteskranken begibt, wittert ausnahmslos überall wissenschaftliche Beute und erlegt, bis er die ewig streitende Menschheit total zur Strecke gebracht hat und er als Überlebender nun mit sich selbst auch nichts mehr anzufangen weiß, als angesichts seiner Opfer sich für verrückt zu erklären. Bald sind wir soweit, wenn nicht zeitig genug die mißbrauchte menschliche Psyche aus den tausend Fäden wissenschaftlicher Probleme entwirrt wird. Dazu muß der Herkules erscheinen, welcher berufen sein wird, den

*) ebendas. 1905.

Augiasstall der menschlichen Gesellschaft von dem Unrat zu reinigen, den Selbstsucht und Habgier, Unverstand und ruhmredige Selbstliebe, Wortgleißnerei und Heuchelei ihrer Führer hineingeschleppt haben ... in ihrem hunderttausendjährigen Werdegange*). Bis dahin kann ich es ruhig und getrosten Mutes schülerhaften und schülerhaft bleibenden Pedanten überlassen, stümperhaft sich an historische Vorbilder und Größen anzulehnen, aus ihnen soziologische Sätze herzuleiten und die frommgläubige Gesellschaft immer wieder damit zu trösten, daß es auf Grund dieser Gesetze a priori ausgeschlossen sei, die sittliche Weltordnung zwischen Herrschenden und Beherrschten aus den Angeln zu heben. Ich verzichte gern, mich ihrer Literatur als Quellenmaterial zu bedienen. Ich habe nichtsdestoweniger in den literarischen Schätzen von fünf Kulturvölkern gewühlt, ehe ich mein Gewissen von den Vorurteilen befreit hatte, die ich allenthalben vorfand. Und gerade das letzte Essay hatte mir Vorstudien auferlegt, welche über 20 Jahre zurückreichen. Ich habe im obigen mehrfach Andeutungen gegeben. Am frischesten aber habe ich für meine Zwecke geschöpft aus dem wahren, wirklichen Alltagsleben. Und wie grau müssen vor diesem Richter (nicht von judex, sondern von director) all die Theorien erscheinen! Am dunkelsten aber die, welche Cäsar Lombroso der Nachwelt überliefert hat. Wie konnte ein Mann über pathologisch oder kriminell urteilen, dessen Mitwelt, dessen ganzes Milieu in der allgemeinsten, grenzenlosesten Misere lebt und noch manches Jahrhundert leben wird? — Wie durfte sich ein Italiener erkühnen, auf bloße anthropologische Mutmaßungen, geschöpft aus seinem eigenen Stammblute, hin, die Menschheit zu richten, ohne auch nur mit einem Worte der wahren, nämlich sozialen Ursachen**) zu gedenken? Es gibt im allgemeinen keine kriminelle Pathologie und auch keine pathologische Kriminalität. Was uns pathologisch oder kriminell dünkt, ist in Wahrheit begründet in der sozialen Misere, sei sie hygienischer oder wirtschaftlicher Art. Zeit seines Lebens ist der Mensch, wer es auch sei, erziehungs- und bildungsfähig. Auch der verbrecherischste Mitteleuropäer macht da ebensowenig eine Ausnahme, wie der stupideste Hinterwäldler im Indianergebiet, bei den Zulus oder den Australnegern, von denen unsere Kulturmissionare lange genug behauptet hatten, daß an ihnen Hopfen und Malz verloren sei. Es hätte indes nur der Erziehung bedurft, anstatt der Verleitung zum Fuselgenuß, um die rote und schwarze Rasse auf ein höheres sittliches Niveau zu heben. Die in unseren Gefängnissen und Irrenhäusern praktizierte Ausrottungstheorie an Straffälligen ist so verwerflich unmenschlich, daß künftige Geschlechter darob die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen werden, wie wir im Rückblick in die Zeiten der Folter und der Inquisition.

*) Haeckel, Welträtsel pag. 9 u. ff. Fichte, Sämtliche Werke.

**) Zur Psychopathologie d. Landstreichers von Prof. Dr. C. Wilmans, Leipzig 1906.

Architekt A. Benitz: Das Theater der Neuzeit.

Ursprung der Theaterbaukunst.

Nächst dem in der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse, der Ernährung und des Schutzes gegen Feinde und Witterungsunbilden sich aussprechenden Selbsterhaltungstriebe ist unzweifelhaft der Trieb der Schaulust, und gerade in unseren Tagen, einer der elementarsten und mächtigsten in der Seele des Menschen. Wie vor Jahrtausenden werden alle, die auf der höchsten ebenso wie die auf der niedrigsten Stufe der Kultur Stehenden, durch ihn beherrscht oder doch beeinflußt.

In engster Wechselbeziehung zu diesem Triebe steht das ihm nahe verwandte Bedürfnis der Menschen, durch von außen an sie herantretende, ihrem gewöhnlichen Gedankenkreise fernstehende Eindrücke in gewisse Stimmungen sich versetzen und wenigstens für den Augenblick der Alltäglichkeit des Daseins sich entziehen zu lassen. Es liegt auf der Hand, daß diese Eindrücke, wenn sie dem Sensationsbedürfnisse der Masse genügen sollen, um so roher, grausamer sein müssen, je niedriger die Kulturstufe der Zuschauer ist oder je größer ihre Verwilderung. Parnaß und Paradies!

> „Die gottesdienstlichen Aufführungen der Griechen, in denen die Schicksale einer Gottheit oder ähnliche dem Kultus entnommene Vorwürfe in einfachster dramatischer Form behandelt wurden, werden vielfach als erster Keim und Ursprung jeder dramatischen Kunst angesehen. Mit Unrecht; denn die ersten Anfänge derselben liegen in weit entlegeneren Perioden und weisen auf weit rohere und primitivere Kultusäußerungen zurück."

Die klugen Priester und Diener des Götzendienstes hatten schon in den allerfrühesten Zeiten diese Naturtriebe in ihrer ganzen Bedeutung und Verwendbarkeit sehr wohl erkannt. Sie verstanden das Gefühl des Scheinseins.

In diesen von vornherein vorbereiteten, mit bewußter Absicht zur Erreichung einer bestimmten Wirkung im einzelnen festgestellten Schaugeprängen und Tänzen können wir ohne weiteres die ursprüngliche Äußerung und Befriedigung des dramatischen Bedürfnisses der Menschen, jedenfalls alle Elemente eines Schauspieles erkennen. In den Priestern mit ihren Gehilfen, und selbst in den Opfern derselben, sehen wir die handelnden Personen, in der andächtigen oder fanatischen, immer aber schaubegierigen und nach Aufregung lüsternen Menge das Publikum, die Zuschauer. Die Örtlichkeit wurde entweder mit Rücksicht auf ihre natürliche Beschaffenheit sorgfältig gewählt oder mit Hilfe wohldurchdachter Vorbereitungen zu den Vorgängen in Übereinstimmung gesetzt, welche sich da abzuspielen hatten.

„Wir stehen vor dem Moment, wo die Theaterbaukunst lebensfähig, eine Forderung wurde!"

Es fehlte auch keineswegs an einer Art von Theatermaschinerie, mittels deren überwältigende, dem rohen Verständnis der Anwesenden wunderähnlich erscheinende Effekte hervorgebracht werden konnten, und ebenso wenig an einem Orchester, einer aufregenden und betäubenden Musik.

Vor allen Dingen wurde auch dafür Sorge getragen, daß eine möglichst große Anzahl Zuschauer Gelegenheit finden konnte, den Vorgängen mit der wünschenswerten Aufmerksamkeit zu folgen. Einige Beispiele hierfür kann man belegen:

> Die grausamen Molochopfer der semitischen Staaten des Altertums vollzogen sich nicht im geheimen der Tempel usw., sondern auf offenem Platze im Beisein einer ungezählten Menschenmenge unter feierlichen Aufzügen, Tänzen und Gesängen und unter dem Schalle einer betäubenden Musik, welche jede Wehklage übertönte und die Stimmung der Anwesenden bis zum Taumel erregte. Durch süßen Wein wurden die Sinne aufgepeitscht. Durch bevorzugte Sitze war für die Bequemlichkeit der der Feier beiwohnenden Personen höheren Ranges gesorgt, ebenso wie für diejenige der Angehörigen der bekanntlich aus den ersten Familien gewählten Opfer.

Ganz ähnliches läßt sich nachweisen bezüglich aller großen Feste der halbzivilisierten Nationen des Altertums bis zu den Massenopfern in Dahomeh, ja sogar bis zu den mit allem erdenklichen Pomp inszenierten Autodafés der spanischen Inquisition. In diesen Vergangenheiten liegen auch die Entstehungen der Volkstheater, Olympischen Spiele, wie sie Reinhardt verfolgt, und lassen erkennen, wo Reinhardt nicht ganz mit Unrecht anknüpft. Damals allerdings fanden diese Aufführungen unter teils freiem Himmel statt; heute fordern sie den geschlossenen Raum.

Die Freude am Verkleiden, das Verstecken der eigenen Persönlichkeit unter der Maske einer andern, verbunden mit der Sucht nicht menschlich kleinlich zu scheinen, sondern prächtig, groß und hehr, dieses sind die Entstehungen der dramatischen Kunst und bringen uns die Forderung nach der Kunststätte.

Es bedurfte eines mächtigen Anstoßes, eines göttlichen Funkens, um die verschiedenartigen Äußerungen dieses überall vorhandenen mächtigen seelischen Bedürfnisses zu durchgeistigen, mit dramatischer Auffassung zu erfüllen und so den Grund zu legen zu einer dramatischen Kunst im edelsten Sinne.

Und dieses brachten uns die Griechen und Römer. Die Festspiele des Dionysos bringen uns bereits die Forderung für die Tragödie und Komödie und waren berufen, durch ihre allgemeine Vorbereitung und durch ihren auf alle Schichten der Bevölkerung wirkenden, guten, anregenden Einfluß die dramatische Poesie ihrer vollsten Reife und Entwickelung zuzuführen.

Gar bald entstehen nun die ersten Gebäude der Schaukunst, der Circus Maximus und das römische Amphitheater, als deren erstes wohl das Theater zu

Argos sowie das am Südabhange der Akropolis in Athen gelegene Dionysostheater anzusprechen sind.

Die Entwickelung der Theaterbaukunst und der Bühne.

Mit dem Untergang des römischen Weltreiches und in der furchtbaren Verwilderung, welche die Jahrhunderte der Völkerwanderung und des frühen Mittelalters kennzeichnet, verödeten und verfielen auch die Theater der alten Welt, nachdem schon seit Jahrhunderten die dramatische Kunst rohen Possen, obszönen Ballets, den grausamen Spielen der Arena oder den zu wilden Ausschreitungen führenden Wagenrennen hatte weichen müssen.

War Thespis (536 v. Chr.) schon zur Gegenüberstellung im Spiel geschritten, so blieb die Entwickelung fast dort stehen. Viel später erst sehen wir vereinzelt durch Bildung und Kunstsinn ihrer Zeit voranschreitende Herrscher einen Anlauf dazu nehmen, die Menge durch Darbietung besserer dramatischer Genüsse zu heben, den ehrwürdigen Bauten vergangener Zeiten ihre Bestimmung wiederzugeben und vor gänzlichem Untergange zu bewahren. So verwenden namentlich Theoderich, der Ostgote, und Athanarich große Summen auf die Wiederherstellung der mit Einsturz drohenden Theater Roms. Diese Einzelbeispiele konnten den Verfall jedoch nicht aufhalten. Was diese Verwüstungen, feindliche Stürme und endlich das gewaltsame Brechen der Kulturstätten noch überdauerte, das wurde schließlich als Steinbruch verpachtet und ausgebeutet, zu Kalk verbrannt oder zur Errichtung anderer Bauten verschleppt. So sind der gewaltige Palazzo Farnese, der Palazzo della Cancelleria u. a. aus dem Kolosseum entnommenen Travertinquadern erbaut worden.

Aber selbst die furchtbare Zeit jener Jahrhunderte mit allem für den einzelnen damit verbundenen Elende vermochte das Bedürfnis der Menschen nach dramatischer Zerstreuung nicht auszutilgen. Es forderte Befriedigung; und schon im 7. Jahrhundert erkennen wir wieder das Aufleben einer Art dramatischer Kunst. Da die zertrümmerten Theater ihr keine Stätte bieten konnten, vielleicht sogar die Bestimmung dieser Bauten der Erinnerung entschwunden war, so suchte und fand man in den Kirchen die geeignete Gelegenheit. Aber nicht in frommen durch Begeisterung getragenen Passionsspielen verkündete das Drama sein erstes Wiedererwachen; die verwilderten Neigungen und Sinnesrichtungen jener Zeit brauchten gröbere Genüsse; sie suchten und fanden ihre Befriedigung zunächst in possenhaften Festspielen, einer Art kirchlicher Saturnalien.

Hiermit rückt die Scholastik und Italien mit neuen Eindrücken in die Geschichte der Theaterbaukunst und Bühne.

Der Förderer des Theaters jener Zeit aber war der Herzog Ercole I. von Ferrara. In seinem Palastring zu Ferrara richtete er ein prächtiges Theater ein und aus der Beschreibung, welche uns Tiraboschi davon hinterlassen hat, erfahren

wir, daß daselbst im Jahre 1486 die Menächmen des Plautus in blendender Ausstattung in Szene gesetzt wurden, wofür der Herzog einen für jene Zeit enormen Aufwand von mehr denn 1000 Dukaten machte. Ebenda wurde am 21. Januar 1497 der Cefalus des Plautus und am 26. desselben Monats der Amphitrio mit gleich prächtiger und kostbarer Ausstattung aufgeführt. Aus einer ausdrücklichen Bemerkung Tiraboschi's erfahren wir, daß diese letztere Vorstellung ausnahmsweise bei Nacht stattfand mit einem „Paradies von Sternen und Rädern". Aller Wahrscheinlichkeit nach ist hierunter wohl eine glänzende Illumination mit Feuerwerk zu verstehen, was mit der bekannten Vorliebe des Herzogs für Artillerie und Geschützwesen sehr gut im Einklang stehen würde. Ferner erfahren wir noch die Tatsache, daß der Zuschauerraum dieses Theaters noch unbedeckt gewesen sein muß; denn die Vorstellung mußte unterbrochen werden, weil ein heftiger Regen die Zuschauer verjagte. Die Vorstellung erregte eine so allgemeine und begeisterte Bewunderung, daß der Herzog sich veranlaßt sah, sie dreimal wiederholen zu lassen, und viele von ferne kamen, um des Genusses teilhaftig zu werden.

Hierbei kamen weitere Neuerungen vor, die man bisher nie sah. Die Komödien wurden keineswegs im Zusammenhange gegeben, sondern mit außerordentlich langen, durch Pantomimen, lebende Bilder, Balletts (Moresca) und aller Art Intermezzi ausgefüllten Zwischenpausen.

Dieser seltsame Brauch bedeutete bereits die Geburt der Oper und hat sich bei der italienischen Oper noch bis in die jüngste Zeit erhalten in dem Sinne, daß bei Opernvorstellungen, welche nicht den ganzen Abend füllen, große Balletts usw. nicht etwa am Schluß der Oper, sondern zwischen dem vorletzten und dem letzten Akte derselben, gegeben wurden. Wie wesentlich die Szenerie und Bühnenmaschinerie hierbei mitwirkte, erhellt aus dem Umstande, daß damals bei den Festspielen in Ferrara auch bereits die so beliebten Flugmaschienen so oft wie möglich in Bewegung gesetzt wurden und wie immer einen ganz besonderen Reiz auf die Zuschauer ausübten. Das Theater in Ferrara hatte eine 40 Ellen lange und 50 Ellen tiefe, „von einer Mauer zur andern" reichende, für die Aufstellung und den Wechsel der Dekorationen wohl vorbereitete Bühne (Tribunale). Als Vorhang diente derselben eine wie eine Mauer mit Zinnen bemalte Bretterwand. Leider erfahren wir nichts über die Art der Bewegung dieses Vorhanges, ob er sich hob oder senkte oder nach den Seiten hin auseinanderschob; die größte Wahrscheinlichkeit dürfte letzteres für sich haben.

Die Sessel der fürstlichen Personen standen, wie es weiter sich ergibt, auf dem vorderen Teile der Bühne, einer Art Proszenium, selbst; von da stieg Madonna Lucrezia mehrere Male herab, um an den Tänzen teilzunehmen oder mit der ihr eigenen Zierlichkeit spanische und römische Tänze nach dem Schalle des Tamburins allein auszuführen und den begeisterten Beifall der Zuschauer zu ernten. Diese

letzteren, deren das Theater an 3 000 faßte, fanden ihre Plätze auf 13 mit Polstern belegten amphitheatralisch angeordneten Sitzreihen; die Frauen saßen in der Mitte, die Männer zu beiden Seiten.

Die Zuschauer waren geladen; öffentliche, dem allgemeinen Publikum gegen Entgelt zugängliche Theater waren selbst dem 15. Jahrhundert noch unbekannt.

Den Abschluß dieser Epoche der Theaterbaukunst bildete Palladio mit seinem Theatro olimpico in Vicenza. Waren alle früheren Theater, deren Vasari noch eine ganze Reihe erwähnt, so schön und kunstvoll sie auch waren, aus Holz, so war er berufen uns das erste massive Theater, ein eingedeckter Bau, zu errichten. Das Theatro olimpico in Vicenza hat sich infolge seiner monumentalen Ausführung bis auf unsere Tage erhalten. Darum müssen wir hier etwas verweilen.

Ungefähr 1580 entschloß sich die Academia olimpica, wohl des Herumziehens müde, zur Erbauung eines eigenen permanenten und monumentalen Theaters, mit dessen Entwurf und Ausführung sie Palladio betraute, welcher, wie wir bereits erfahren haben, selbst Mitglied jener Academia war.

Bei diesem Bau sehen wir zuerst das selbständige Theater. Bühne mit Kulissenräumen, verstellbaren Dekorationen, Proszenium Orchestra, mit gesondert zugänglichem Zuschauerraum. Der für den Bau ihm zur Verfügung gestellte Platz von 92 Fuß Länge und 85 Fuß Breite machte seiner Abmessungen wegen es ihm unmöglich, bei der Anlage des Theaters genau den damals allgemein anerkannten Regeln Vitruvs zu folgen. Er entschloß sich deshalb, dem Zuschauerraum anstatt der von Vitruv vorgeschriebenen Form eines vollen Halbkreises, diejenige einer halben Ellipse zu geben. Die Wahl dieser Form ist aber auf einen Zufall, nicht auf besondere Absicht Palladio's zurückzuführen.

Palladio erlebte die Vollendung seines Werkes nicht; und bei seinem Tode war noch mancherlei am Bau des Theaters im Rückstande, namentlich auch die Skena und die Architektur des Bühnenportals. Da in seinem Nachlasse sich keine — oder doch keine genügende Zeichnungen für diese Teile vorfanden und sein Sohn Sylla der Aufgabe nicht gewachsen schien, jedenfalls nicht das erforderliche Vertrauen genoß, so wurde Scamozzi mit der Weiterführung des Baues beauftragt, von demselben auch gelegentlich eines Festes vollendet.

Das Theatro olimpico war noch nicht für Dekorations- und Szenenwechsel eingerichtet, zeigte aber bereits eine gut konstruierte und leistungsfähige Ober- und Untermaschinerie mit Versenkungen usw., was die sehr beliebt gewordenen Erscheinungen, Entrückungen und Apotheosen forderten.

Monumentale Theaterbauten.

Ausbau des Zuschauerraums und des Bühnenhauses.

Mit dem Theatro Farnese zu Parma beginnt der Ausbau in der Geschichte der Theater. Im Jahre 1618 wurde es von Battista Magnani begonnen und

schon 1619 vollendet. Hier fällt zunächst die Größe und Ausbildung der Bühnenöffnung, sowie die Tiefe des Zuschauerraums mit stark entwickeltem Proszenium auf.

Ungefähr um dieselbe Zeit 1639 wurde in Venedig auf Kosten einer Gesellschaft von Edelleuten das Theater San Giovanni-Crisostomo erbaut; es erreichte eine große Berühmtheit wegen der darin mit königlicher Pracht aufgeführten Musikdramen. Der Grundriß ist bereits ein Langhaus, der Typ des modernen Theaters.

Für die Geschichte des Theaterbaues ist dieses Theater weiter deshalb von Interesse, weil es wohl das erste war, welches die noch heute gebräuchliche Logenteilung der Ränge aufwies. Das Theater hatte deren drei, die aber nicht als freie Galerien mit amphitheatralisch übereinander sich aufbauenden Sitzreihen ausgebildet, sondern durch Zwischenwände in kleine Kabinette eingeteilt waren, deren jedes einen eigenen Ausgang nach dem Korridor hatte. Die Akustik des Theaters war gut. Das Theater hatte so starken Zuspruch, daß man sich bald veranlaßt sah, die Logenränge um das Proszenium herumzuführen, eine Anordnung, welche sich in den italienischen und französischen Theatersälen sehr lange erhalten hat und von welcher wir noch heute einen Nachklang in den Proszeniumlogen erkennen dürfen.

Bald kam die Neuerung der abgeschlossenen Logen in allgemeine Aufnahme und wurde ein allgemeines Bedürfnis.

Im Zusammenhang mit dem Aufschwung der Oper und des Balletts, für welche Italien lange Zeit hindurch fast die alleinige Führung hatte, wuchs auch das Verlangen nach großen, monumentalen Theatergebäuden. So entstanden Bauten, welche noch heute nichts von ihrem Ruhm eingebüßt haben und uns ein Muster und Vorbild in vielen Hinsichten sein müßten.

Bei diesen Bauten bildete sich die Schule von Theaterarchitekten, Malern und Maschinisten heran, welche eine Zeitlang von Italien aus Europa ebenso beherrschten, wie es die Bühnenkünstler mit ihren Leistungen taten.

Zunächst machte Frankreich sich die Neuerungen zunutze. Obgleich in Italien schon seit langem ein ganz anderer Typ für das Theater bestimmend war, wurde in Frankreich, wie für die beiden Theater Théâtre du Petit Bourbon und Théâtre Molière, auch für alle um diese Zeit entstehenden kleineren Theater die Urform der Säle, ein längliches Viereck, beibehalten, an dessen drei Seiten sich Galerien an den Wänden entlang zogen, während die vierte schmale Seite die Bühnenöffnung bildete.

Der Bau des Opernhauses am Schlosse zu Versailles wurde schon 1753 im Auftrage Ludwig XV. durch Architekt Gabriel begonnen; die Geldknappheit des Hofes verhinderte aber das schnelle Fortschreiten und verursachte dem Architekten, der genötigt wurde eine überschwengliche Pracht vorzuführen, manche Sorgen

und Schwierigkeiten. Die Rolle, welche dieses Theater in der Geschichte Frankreichs spielt, ist bedeutend. Hier spielten sich die Vorgänge ab, die Mirabeau zu den Maßnahmen, am 5. Oktober 1789, trieben.

Mit den vorstehenden erwähnten Beispielen ist der Übergang zum gegenwärtigen Standpunkt der Theaterbaukunst in Frankreich gegeben, und diese einleitende Besprechung findet für Frankreich erst wieder mit der Entstehung der großen Oper von Arch. Garnier, begonnen 1861, ihren Fortgang. Das Bedürfnis nach einer echten dramatischen Kunst wurde in Deutschland viel später geweckt und allgemein empfunden. Zu der Zeit, da Italien sich derselben schon längst wieder zugewendet hatte, ließen in Deutschland die breiten Schichten der Bevölkerung sich noch Genüge sein mit Mysterien und Passionsspielen oder plumpen Hanswurstiaden.

Als endlich auch für Deutschland die Zeit kam (diesmal spreche ich nicht mehr vom alten fränkischen Reich), welche die Errichtung eigentlicher ständiger Theatergebäude als unabweisbares Bedürfnis empfinden ließ, da gebrach es begreiflicherweise zuerst an jeder Tradition in dieser Kunst, ebenso wie an geschulten Künstlern. Mit dem markgräflichen Hoftheater in Bayreuth, von Giuseppe Galli 1747 erbaut, tritt uns eine ernste Schöpfung, jedoch italienischer Kunst, entgegen.

Während fast alle in jenen Zeiten recht zahlreichen größeren und kleineren Residenzen Deutschlands schon längst ein oder mehrere Theater besaßen, erhielt Berlin sein erstes nicht früher als im Jahre 1700. Es wurde in einem Raume des königlichen Marstallgebäudes eingerichtet und war ausschließlich dazu bestimmt, vom Hofe und von seinen geladenen Gästen bei bestimmten festlichen Anlässen benutzt zu werden. Bereits nach wenigen Jahren verschwand es wieder. Das erste, zu seinem ernsten Zweck als Kunsttempel erbaute Theater Berlins, und zugleich das erste Deutschlands, welches von allen Seiten frei stand, war das im Auftrage Friedrich II. durch Knobelsdorf erbaute Königliche Opernhaus. Obgleich für keinen anderen Zweck und von Grund aus für denselben neu erbaut, wurde doch auch dieses Theater ursprünglich nur für Aufführungen italienischer Opern benutzt, welche letzteren ausschließlich nur während der Karnevalszeit stattfanden. Dieser Bestimmung des Gebäudes entsprach auch die ursprüngliche Anordnung des Zuschauerraums und des Bühnenhauses, für welche beide die Tradition der italienischen Theaterarchitektur nach durchaus bestimmt gewesen war.

Der seiner ausgezeichneten Akustik wegen berühmte Zuschauerraum hat die Form einer Ellipse; das Parterre war sehr wenig geneigt und ruhte auf starken Holzschrauben mittelst welchen es bis auf die Höhe der Bühne gehoben werden konnte, um bei Hoffesten Bühne und Logenhaus zu einem Raum zu vereinigen. Namentlich die Anordnung des Zuschauerraums war eine eigenartige.

Von dieser Zeit entstanden mehrere, zum Teil recht bald wieder verfallene

Theater in Berlin, bis im Jahre 1818 durch Friedrich Schinkel, der nicht berufsmäßiger Theaterarchitekt war, der Grundstein zu dem beispiellosen und dem 1821 vollendeten Schauspielhause gelegt wurde.

Damit beginnt für Deutschland und die Welt eine neue Epoche der Theaterbaukunst, die durch die späteren Forderungen der Wagner-Musik obendrein kräftig unterstützt wurde und den Schritt zur modernen Oper wagte.

Die Theaterbaukunst der neuzeitlichen Spieloper.

Bei den meisten der bis Mitte des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts entstandenen Theater können wir erkennen, daß ein Bedürfnis, den Theatergebäuden in ihrer äußeren Architektur eine charakteristische Erscheinung zu geben, nicht vorhanden war, ja man suchte die Wesensart der Zweckbestimmung zu unterdrücken. Mit Vorliebe geschah dieses mit dem Bühnenhaus.

Daher wurde auch eine Veranlassung nicht empfunden, der Allgemeinheit, welche doch keinen Teil daran hatte, das Theater durch seine Außenerscheinung näher zu bringen und kenntlich zu machen; die Bedeutung des Gebäudes als architektonisches Monument an sich wurde nicht erkannt, wenn nicht absichtlich beiseite gelassen. Man beschränkte sich darauf, das Innere desselben, namentlich den Zuschauerraum, den Ansprüchen und Gewohnheiten der sich da versammelnden auserwählten Gesellschaft entsprechend mit möglichstem Luxus und Raffinement auszustatten. Die wenigen noch in ihrem ursprünglichen Zustande erhaltenen Interieurs von Theatern jener Entstehung können als Beispiele hierfür dienen. Sie waren auch die Erreger jenes Übels, das uns eine Zeitlang Theaterbauer erstehen ließ, die ein Theater nur recht protzenhaft errichten konnten. Was bedeutete damals bei solch einem Theaterspezialisten „Städtebau" oder Gruppierung der Massen. Diese Zeit der Theaterbaukunst war trotz guter Beispiele eine herbe Zeit. Diese Fanatiker beschenkten uns mit dem Theater in Nürnberg, Düsseldorf, Berlin, Freiburg i. B., Kiel, Frankfurt a. M. usw.

Hatte Schinkel noch Beispielloses geliefert, hatte Gottfried Semper noch von dem Wesen eines Monumentes gesprochen, hier wurden nur noch Theater auf Bestellung geliefert. Diese Lieferanten von Theatern drangen sogar bis zur Lieferung von Königlichen Opernhäusern vor. Spekulation und Habsucht haben so dem schaffenden Architekten ein Gebiet entzogen, das wieder zurückerobert werden muß. Und dann der Innenausbau?

Wie sehr der Theaterbau der Entwickelung bedarf, wie sehr dieses engbegrenzte Gebiet das Gebiet des denkenden Architekten ist, erkennen wir aus den Vorgängen, die Garnier bei den Arbeiten der Grand Oper in Paris erlebte.

Wir wollen es uns angelegen sein lassen hier etwas zu verweilen und uns dem Besucher anschließen, der das Theater betritt und dort empfindet.

In keinem neueren Theater finden wir alle im vorstehenden Bedenken gezeichneten Auswüchse besser gelöst, die zum Empfange des ankommenden Publikums dienenden Räume vornehmer und zugleich zweckmäßiger angeordnet, als in der großen Oper in Paris. Versagt dieses Gefühl beim Betreten des neuerbauten Hoftheaters in Kassel ganz, hier ist es bereits früher geleistet worden. Für Kassel haben wir daher auch nur noch Interesse an der mustergültigen Bühnenmaschinerie.

Mag über die von Garnier in Paris gewählte Architektur, sowie über die Ausbildung der dekorativen Einzelheiten die Meinung eine noch so geteilte sein, in Vornehmheit der Anlage, in der Fürsorge für Ordnung, Annehmlichkeit und Bequemlichkeit, stehen seine Vorräume jedenfalls unübertroffen da. Dieser Vorzüge haben sich auch die Beteiligten am letztstattgefundenen engeren Wettbewerb um ein neues Königliches Opernhaus in Berlin erinnert. Leider haben sie dort bei den eingelieferten Entwürfen Garnier wohl kopiert, aber nicht übertroffen.

Wenngleich nicht aus dem Auge gelassen werden darf, daß die Anlage der Grand Oper in Paris in erster Linie nach den französischen Theatergebräuchen und Erfordernissen beurteilt werden muß, so ist es doch auf alle Fälle in hohem Grade lohnend, die Grundrisse des großen Opernhauses in Paris, welche bereits 1861 entstanden sind, sowie auch die Studien, die Garnier hier vorher macht, zu beobachten. Demnach erscheint es auch angemessen, die Pariser Oper diesen Besprechungen als erstes und typisches Beispiel voranzustellen und zunächst die Anlage ihrer Haupträume einer gewissen Vergleichung zu unterziehen; sie kann man als Norm hinstellen, an welcher die entsprechenden Teile anderer Theater gemessen werden können, stehen wir doch vor einer Leistung, die kein Theaterspezialist lieferte, sondern Garnier wußte, bevor er seinen Entwurf einreichte, herzlich wenig vom Theaterbau.

Aus einem zur Erlangung von Plänen im Jahre 1861 eröffneten Wettbewerb für die Grand Opera lag auch der Gedanke zugrunde, daß dasselbe ebenso sehr vom hohen Stande der Kunst des zweiten Kaiserreiches Zeugnis ablegen, wie ein unvergängliches Denkmal der Macht und des Glanzes der Nation werden sollte. Der für Garnier glückliche Umstand, daß er allerdings für seine Arbeit über Platz und Mittel verfügen konnte, wie sie beide nur in den allerseltensten Fällen dem Architekten geboten werden, mindert nichts an seinem großen Verdienste.

Beim ersten Blick auf den Grundriß erkennen wir die Grundgedanken, die der Berliner Königlichen Oper zugrunde gelegt wurden. Weitgedehnte Vorräume und Wandelhallen vor dem Haupttreppenhaus, dessen Eindruck beim Betreten überwältigend wirkt und unvergeßlich ist, links und rechts Pavillonbauten, die linke Seite als Anfahrt für das Staatsoberhaupt, dazwischen umrahmt von Wandelgängen, klein erscheinender Zuschauerraum, dahinter breit gelagert das Bühnenhaus und Hinterbühne, Foyer de danse, eingeschlossen in breiten

Fluren, Treppenhäusern, Lichthöfen und Garderoben. Bekannt ist der in fast allen bedeutenderen Opernhausbauten noch heute beobachtete Gebrauch, daß die Logen und Gemächer des Staatsoberhauptes an der linken Seite des Zuschauerraumes, an der derselben entsprechenden Seite im Bühnenhause aber die Ankleidezimmer der weiblichen Bühnenmitglieder sich befinden müssen. Allem Anscheine nach ist dies eine aus der Regence-Zeit übernommene Gepflogenheit.

Mustergültig sind die Erholungsräume, das große Foyer mit den Nebenräumen und der Loggia, weniger durch ihre beinahe selbstverständliche Lage an der Vorderfront, dem Haupteingangsvestibül entsprechend, als vielmehr durch ihre räumliche Opulenz und namentlich durch ihre Verbindung mit sämtlichen Plätzen des Hauses. In der Pariser Oper steht also einem jeden Besucher des Hauses ohne irgend welche Ausnahme das Durchstreifen des ganzen prächtigen Hauses und aller Räume, soweit sie überhaupt dem Publikum geöffnet werden, frei.

Die Rechnung auf diese Wirkung scheint auch ganz richtig gewesen zu sein; denn keinerlei unangenehme Folgen haben sich hier bei der Vermischung der verschiedenen Kategorien des Publikums bemerkbar gemacht.

Die Bühne hat durchgehends bereits 1863 eisernen Einbau erhalten; ihre maschinelle Einrichtung steht heute nicht mehr auf der durch die moderne Bühnentechnik gebotenen Höhe der Vollkommenheit. Sie hat drei Versenkungsetagen oder Dessous, von zusammen 14,80 Meter Höhe, und neuerdings auch hydraulischen Betrieb. Der unterste Fußboden liegt 6,25 Meter unter der Straßengleiche.

Die Grand Oper hat 2156 Sitzplätze (das Berliner Opernhaus soll 2500 Sitzplätze erhalten) und kostete, da die Vollendung während der Belagerung und des Aufstandes der Kommune 1871 aufgehalten wurde, auch eine verschwenderische Pracht beim Innenausbau entfaltet wurde, 28 Millionen Frank.

Wir haben aus dem vorstehend Gesagten ersehen, daß die Forderungen der Wagner-Oper bis hierher noch nicht berücksichtigt waren. Gottfried Semper hat nun mit Wagner diese Reformbedingungen bearbeitet. Zunächst gehen diese Reformen an das Orchester und den Zuschauerraum. Zu dem Erläuterungsberichte zu den Hauptplänen für das Festspielhaus in Bayreuth sagt Semper, daß lediglich die Forderung des unsichtbaren Orchesters für ihn bestimmend gewesen sei, mit der sogenannten Schablone zu brechen und den Zuschauerraum nach antiker Art auszubilden, nicht als Rangtheater!

> „Von diesen beiden Bedingungen, Trennung der Bühnenwelt vom Zuschauerraum und unsichtbares Orchester, ist besonders die letztere für die Einrichtung des Hörsaales und seiner Gestaltung wie für die Gestaltung des ganzen Werkes entscheidend. Denn um die Orchestra den Augen aller Zuhörer zu entziehen, ohne durch deren zu tiefes Versenken unter den Boden des Hörsaales und unter die Bühne den durchaus notwendigen Zusammenhang

zwischen Bühnenspiel und dem Orchesterspiel zu stören oder ganz zu verhindern, bleibt nur die einzige Auskunft, das Auditorium nach antiker Weise anzulegen, als ansteigenden Sitzstufenbau (Cavea) und von der modernen Logeneinrichtung vollständig abzusehen. Nicht also aus antiquarischer Vorliebe für diese Form des Zuschauerraumes, sondern in nächster und notwendigerer Folge der dem Architekten gestellten Vorbedingungen müßte letztere gewählt werden!"

So wies uns Gottfried Semper den Weg. Leider war es ihm nicht vergönnt mit Wagner zusammen zu arbeiten. Die künstlerischen Bedenken, welche Semper von der Gestaltung eines unschönen Raumes abhielten, hatten Wagner und sein „Nothelfer" Brückwald nicht mehr. In Wirklichkeit ging aber Wagner weit über das hinaus, was in den antiken Theatern für zweckmäßig befunden wurde. Allerdings waren die antiken Zuschauerräume in erster Linie darauf berechnet, dem Zuschauer und Hörer vollen Ausblick auf die Bühne zu gewähren. Gleichzeitig hatte aber auch der Zuschauer die genannte Festgemeinde, die mit ihm denselben Vorgängen ihre Aufmerksamkeit zuwandte, vor Augen, und hierdurch wurde das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Festfreude gefördert.

Das Problem ist noch ungelöst. Auch Littmann hat es nicht gemeistert. Denn ist die Akustik in Bayreuth eine vorzügliche geworden, beim Schillertheater in Charlottenburg ist dieselbe verfehlt. Wir haben bei der Betrachtung der antiken Theater noch gesehen, wie bei den Griechen und Römern für ganz verschiedene Aufgaben und Bedingungen in strenger Zweckmäßigkeit stark voneinander abweichende Theaterformen entwickelt wurden. Gutes Sehen und Hören war oberstes Gesetz.

Was wir also vom Theater der Zukunft, ob Kammerspiele oder Theater der Massen, erhoffen, ist Rückkehr zu den grundlegenden Gedanken der Antike, auf denen fußend eine gesunde Weiterentwickelung einsetzen kann.

In einem Aufsatze schreibt Richard Wagner selbst die prophetischen Sätze:

„Zwei charakteristische Hauptstadien der europäischen Kunst liegen vor; die Geburt der Kunst der Griechen, und die Wiedergeburt bei den modernen Völkern. Die Wiedergeburt wird sich nicht bis zum Ideal vollkommen abschließen, ehe sie nicht am Ausgange der Geburt wieder angekommen ist!"

Diese Worte sollten wir häufiger in unseren Tagen wiederholen. Wer die Mangelhaftigkeit der Entwürfe zur neuen Königlichen Oper in Berlin gefunden hat, wer die ziellosen Experimente zum Erreichen eines genialen Ausführungsentwurfes von Theaterspezialisten erlebt hat, erlebt nur die Leere auf diesem Gebiet. Nicht auf die Darstellungsmanier und Zeichenfertigkeit kommt es an, wohl aber auf den großen Gedanken, der zündet wie ein Funken. Wie scheint es

Architekt:
Oscar Kaufmann.

Bildhauer:
Feuerhahn.

Plastik.
Stadttheater Bremerhaven.

NORD UND SÜD

da angebracht, daß die Besten der Nation, wie einst 1861 in Paris, nochmals zum Sammeln antreten, um der künftigen Zeit ein Produkt deutscher Kunst „des 20. Jahrhunderts zu hinterlassen, das keine Wiederholung, sondern Denkstein" ist.

„Ein Fürst, der Ruhm begehrt,
Muß Bauten gründen,
Die nach dem Tod
Sein Lob verkünden!
Sieh, aufrecht stehen die Pyramiden
Und wieviel Könige sind dahingeschieden!
Ein Bau, in diesem Sinn vollbracht,
Gibt Kunde, daß sein Gründer groß gedacht!"

Geheimrat Prof. Eduard König: Sage und Mythus in bezug auf den „ewigen Juden".

Wer wäre nicht schon einmal im Zweifel über den Unterschied von „Empfindung" und „Gefühl" gewesen? Hat ja die Unsicherheit darüber schon oft auch die Fachleute beschäftigt. Wenigstens hat J. Nahlowsky (Professor der Philosophie in Prag) in seinem ebenso klar wie elegant geschriebenen Buche „Das Gefühlsleben" nicht weniger als achtunddreißig Seiten „Einleitung" darauf verwendet, um — unter Berücksichtigung der bedeutendsten Physiologen und Psychologen — eine „Grenzregulierung der beiden Gebiete: Empfindung und Gefühl" herzustellen. Er hat es aber nach meiner Ansicht auch wirklich zur deutlichen Darstellung gebracht, daß beide Gebiete bestimmt auseinander gehalten werden können. Als Empfindungen bezeichnet er nämlich „alle jene Zustände, die auf der bloßen Perzeption organischer Reize beruhen". Dagegen Gefühle sind nach ihm alle jene Zustände, die keineswegs unmittelbares Produkt von Nervenreizen, sondern vielmehr das Resultat gleichzeitig im Bewußtsein zusammentreffender Vorstellungen sind (S. 27). Möchte nun aber doch eine gleich klare Stimme auch einmal in den Wirrwarr hineinschallen, der jetzt die beiden Ausdrücke Sage und Mythus weithin umtost! Denn leicht ließe sich an Beispielen zeigen, daß beide Wörter vielfach ohne Bewußtsein eines Unterschiedes derselben und hauptsächlich ohne Kenntnis ihrer wahren Verschiedenheit gebraucht werden. Liest und hört man doch oftmals sogar, daß beide Ausdrücke auch in ihrem Genus einander angeähnelt werden, indem der Sage eine Schwester, „die Mythe" gegeben wird.

Ursprünglich aber waren Sage und Mythus ein wohl unterscheidbares Geschwisterpaar. Von ihm bezeichnet die Sage aber eine Erzählung, die an eine tatsächliche Handlung oder einen wirklichen Vorgang in der Menschenwelt angeknüpft ist, aber ihn ausmalt und möglicherweise hinterher zum Träger eines Gedankens, einer Tendenz oder Warnung usw. gemacht hat. Der Mythus aber, der ja auch in seiner griechischen Heimat ein maskuliner Begriff war, bezeichnet eine Erzählung, die von vornherein eine Idee veranschaulicht oder sogar personifiziert, wie ja die Personifikation eine sehr weitreichende Erscheinung in der menschlichen Darstellungsweise ist, wie man z. B. aus meiner komparativen „Stilistik, Rhetorik, Poetik" (S. 104—108) ersehen kann.

Die neuere Vertauschung von Sage und Mythus begegnet nun oft auch gerade in bezug auf die Erzählung vom „ewigen Juden", welche Bezeichnung überdies erst in einem Druck von 1694 vorkommt und viel weniger passend ist, als „The Wandering Jew" oder „Le Juif errant". Denn z. B. liest man in dem gehaltreichen Buche von Th. Kappstein „Ahasverus in der Weltpoesie" gleich auf der ersten Seite von ebenderselben Sache erst „Sagenstoff" und dann die „Mythe". Natürlich aber ist dieses Durcheinander im Gebrauche der beiden Wörter mir nur Nebensache, und die darüber gegebenen Bemerkungen sollten nur eine Vorerörterung bilden, um die Hauptsache daran zu knüpfen, in welche von beiden Darstellungsarten denn nun die Erzählung vom „ewigen Juden" oder Ahasverus gehört.

Die meisten Autoren, die über diese Erzählung gehandelt haben, und zwar auch gerade die neueren unter ihnen, nennen sie eine Sage. Bei dem einen von ihren neueren Bearbeitern ersieht man dies gleich aus dem Titel seines Buches „Die Sage vom ewigen Juden in der neueren deutschen Literatur" (von Dr. Joh. Prost), und ein anderer neuerer Autor auf diesem Gebiete, Albert Soergel, spricht in seinem Buche „Ahasverdichtungen seit Goethe" ebenfalls nur von der „Sage" (S. 5 f.). Ebenso begegnet in der Jewish Encyclopedia, die in ihrem 12. Bande auch „The Wandering Jew" behandelt (1905), der entsprechende Ausdruck „Legende". Aber ist die Erzählung vom „ewigen Juden" denn wirklich eine Sage?

Um diese Frage beantworten zu können, muß natürlich zuerst festgestellt werden, seit wann es eine Erzählung vom ewigen Juden oder Ahasverus gibt. Eine solche aber gibt es in Wirklichkeit erst seit 1602, weil ja damals das Buch von Ahasverus zum ersten Mal erschien. Von diesem Buche habe ich übrigens in der reichhaltigen Bibliothek der Benediktiner-Abtei zu Engelberg in der Schweiz eine Ausgabe gefunden, die in L. Neubaurs Buche „Die Sage vom ewigen Juden" 1884 und 1893 noch nicht mit aufgezählt ist, und die deshalb hier nebenbei mit beschrieben werden soll. Das Titelblatt lautet im wesentlichen: „Gründliche und wahrhaftige Relation von einem Juden aus Jerusalem mit Namen Ahaßverus, welcher fürgibt, er sei bei der Kreuzigung Christi gewesen und bisher durch die Allmacht Gottes beim Leben erhalten worden. Durch Chrysostomum Dudulaeum Westfalum anno 1634." Übrigens konnte trotz aller meiner eigenen Bemühungen und auch An-

fragen bei kundigen Gelehrten die Spur dieses Schriftstellers bis jetzt immer noch nicht aufgefunden werden.

Um aber nun die oben aufgeworfene Frage, ob die Erzählung von Ahasverus eine Sage sei, zu entscheiden, ist zu untersuchen, ob der Inhalt des Ahasverus-Buches (1602 ff.) mit älteren Erzählungen wirklich in Verbindung gesetzt werden kann. Dies geschieht freilich bei der Untersuchung der Quelle jenes Ahasverus-Buches in allen neueren mir darüber bekannt gewordenen Arbeiten. Überall wird vorausgesetzt, daß die Ahasverusgestalt, von der dort die Rede ist, mit älteren Persönlichkeiten verwandt sei, die in der Tradition als „ewiger Jude“ angesprochen worden seien. Gegenüber dieser Annahme kann allerdings nicht schon der Umstand als entscheidend angesehen werden, daß in dem Buche von 1602 selbst durchaus nichts von einem solchen Zusammenhange der Ahasverusgestalt bemerkt wird. Vielmehr ist die Sache im einzelnen zu betrachten.

Erstens sagt man, wie z. B. wieder Soergel (S. 9), Ahasverus bilde eine Metamorphose von Buttadeo (vom italienischen buttare „schlagen“), dem Verletzer Gottes, d. h. Christi. Aber vor allem ist zu bemerken, daß Buttadeo, der Christus geschlagen haben soll, Johannes heißt, indem die dem vierten Evangelium angehängte Erzählung von dem langlebenden Jünger Johannes mit der Gestalt eines „Gottstößers“ verbunden wurde. Sodann ist Buttadeo auch ein Christ, ja ein Mönch, und kein Jude.

Und besteht zweitens mehr Recht, den Ahasverus des Buches von 1602 mit Joseph Cartaphilus zu verknüpfen? Von diesem nämlich berichtet der Chronist Matthäus Parisiensis: Als Jesus auf seinem letzten Leidensgange eben das Tor zum Palaste des römischen Prokurators habe durchschreiten wollen, da habe ihn der Pförtner des Palastes, Joseph Cartaphilus, mit der Faust in den Nacken geschlagen und ihm spottend zugerufen: „Schneller, schneller! Was zögerst du?“ Der Kreuzträger aber habe sich umgewendet und mit aufleuchtendem Auge erwidert: „Ich gehe, aber du sollst wandern, bis ich wiederkomme.“ Der Chronist fügt hinzu, so habe sich's auch bewahrheitet. Den Mann befalle alle hundert Jahre eine Schwäche, aber nach deren Überwindung kehre er jedesmal zu dem jugendlichen Alter zurück, in welchem der Messias bei seinem Todesleiden gestanden habe. Dieser Cartaphilus, der ein Christ geworden sei, bringe sein Leben schweigsam als Büßer in Armenien zu. Später aber tauchte im Flusse der Vorstellungen von dieser Gestalt das mit ihnen ursprünglich verknüpfte Wandermotiv wieder empor. Man erzählte sich, der Wanderer sei in Bremen gesehen worden, und im Jahre 1542 soll er durch Hamburg gekommen sein usw.

Indes die Verschiedenheit zwischen dem Buche von 1602 und auch dieser früheren Erzählung tritt doch klar genug hervor, wenn auch nur an folgende differierende Züge erinnert wird: Dem Namen Joseph Cartaphilus steht der Name Ahasverus gegenüber. Ferner war Cartaphilus Pförtner beim römischen Proku-

rator Pilatus, aber Ahasverus ein Schuhmacher, der anderswo wohnte. Sodann soll Cartaphilus den vorbeigehenden Christus in den Nacken geschlagen haben, aber davon ist bei dem Helden des Buches von 1602 gar nicht die Rede, sondern dieser hat den Kreuzträger nur nicht vor seinem Hause rasten lassen, als er unter der schweren Last ermattet war. Fernerhin ist Cartaphilus durch die Taufe des Ananias in Damaskus ein Christ geworden, aber der Ahasverus des Buches von 1602 ist Jude. Andere, allerdings mehr nebensächliche Besonderheiten der Gestalt des Ahasverus-Buches sind in meinem Schriftchen „Ahasverus, der ewige Jude usw." behandelt.

Nun bemerkt freilich Soergel (S. 10), als Jude trete ja auch der Träger der Malchus-Legende hie und da auf. Das ist nämlich die Erzählung von dem römischen Kriegsknecht, dem bei der Gefangennahme Christi von dem temperamentvollen Jünger Petrus ein Ohr abgehauen wurde, und dessen Gestalt mit der des hohepriesterlichen Dieners zusammenfloß, der Jesu beim Verhör im Synedrium einen Backenstreich versetzt hat und der nach der späteren Erzählung dazu verurteilt worden sein soll, in einem unterirdischen Kerker um die Säule herumzulaufen, an die Christus vor seiner Kreuzigung gebunden worden war (bei Neubaur, S. 4). Aber indem Soergel auf jenen Umstand der Judaisierung des römischen Kriegsknechtes Malchus aufmerksam macht, tut er dies erstens nur mit halbem Rechte, weil, wie erwähnt worden ist, dieser römische Legionär später mit der Gestalt eines hohepriesterlichen Dieners zusammenfloß. Zweitens aber hat Soergel durch den Hinweis auf diese Judaisierung des Malchus unbewußterweise nur eine entscheidende Frage gestellt. Das ist eben diese: Warum denn wird Malchus in den Volkserzählungen zu einem Juden gemacht? Weshalb denn ferner dachte sich das dichtende Volk eine rastlos und ewig wandernde Gestalt als einen Juden?

Also selbst wenn es eine solche Person, wie den Johannes Buttadeo oder den Joseph Cartaphilus, gegeben hätte — was doch aber keiner von den erwähnten neuesten Autoren über Ahasverus annimmt und selbstverständlich nicht anzunehmen ist —, selbst dann würde das legendarische Vorhandensein einer solchen Person nicht die Hauptsache bei der Ableitung der Erzählung von „dem ewigen Juden" sein. Die Hauptsache oder vielmehr der wirkliche Quellpunkt dieser Erzählung ist eine Idee. Es ist der — halb bewußte und halb unbewußte — Gedanke, daß das jüdische Volk sein Heimatland verloren habe und unter den übrigen Völkern zerstreut wohne, weil es einstmals Jesus als den wahren Messias verkannt habe. Um diesen Gedanken zur möglichst scharfen Ausprägung zu bringen, wurde das jüdische Volk in Ahasverus individualisiert. In demselben halb unbewußten Drange wurde das Verhalten des jüdischen Volkes gegenüber Jesus in einem allerschärfsten Extrem, einem recht greifbaren Akt der Erbarmungslosigkeit, nämlich in dem Versagen eines Augenblickes der Rast gegenüber dem Kreuzesträger, erfaßt. Derselbe volkstümliche Gestaltungsdrang vollendete aber sein Werk, indem er auch das

Schicksal des zerstreuten und oftmals unter dem Drucke des Exils seufzenden Volkes Israel in dem Schicksal eines einzelnen personifizierte.

Schon hiermit meine ich aber deutlich genug gezeigt zu haben, daß die Erzählung oder vielmehr Erdichtung vom „ewigen Juden" nicht eine Sage, sondern ein Mythus zu nennen ist.

Wie aber kam die darin auftretende Personifikation des Volkes Israel zu dem Namen Ahasverus? Auch diese Frage, die auch bei allen oben genannten neueren Betrachtern der Ahasverus-Gestalt ungelöst geblieben ist, meine ich beantworten zu können. Ich weise dabei auf die Festspiele hin, die von den Juden an ihrem Purimfeste im März einstmals aufgeführt wurden, und von denen eines auch den Namen Ahasverus-Spiel trug, weil ja die Geschichte von der Entstehung des Purimfestes sich unter der Regierung des Ahasverus zutrug. Zu diesem Ahasverus-Spiel, bei dessen Aufführung vielfach auch gegen die Christenheit polemisiert wurde, kann die Erzählung von dem durch die Welt rastlos wandernden und sein Schicksal beseufzenden Ahasverus im Buche von 1602 ff. ein Gegenstück bilden sollen.

Diese Gedankenreihe erlaube ich mir wenigstens bis zur Darbietung einer besseren Lösung des Rätsels geltend zu machen.

Gustav Falke:
Der lustige Schweinekrieg.

In Bergedorf die Bürger, die aßen gerne Speck,
drum hielten sie sich Schweine und kamen so zum Zweck,
kein Haus, wo sie nicht grunzten, die lieben Säue, ja
es hieß, es wären ihrer bei weitem mehr als Bürger da.

Alljährlich, wenn vom Baum fiel der Eichel reiche Last,
trieb in den Sachsenwald man die Schweine auf die Mast,
da schlemmten sie und schwelgten und wurden prall und rund
und brachten durch die Bank es gewöhnlich auf dreihundert Pfund.

Von Lauenburg der Herzog, des Sachsenwaldes Herr,
dem lief im Mund das Wasser zusammen mehr und mehr.
„Sind mein die Eichen, sind es die Eicheln doch wohl auch?
Bin ich ein Narr und mäste den Bergedorfern ihren Bauch?"

„Sie geben von den Schinken nicht eine Schwarte her,
zu lang hab ich's geduldet und duld's nicht länger mehr."
Der Herzog schwur's im Zorne, setzt heimlich sich in Trab
und führt mit vierzig Knechten die Schweine all gefangen ab.

Nie war solch Jubilieren in Lauenburg zuvor,
als nun die fetten Säue einzogen durch das Tor.
Doch schrecklich war das Schreien in Bergedorf der Stadt:
„O unerhörter Frevel! Wir Bürger haben Brief und Blatt!"

In Hamburg, ihrem Herren, wohledelem Senat,
dem klagten sie entrüstet die frevelhafte Tat.
Der ließ sogleich marschieren die ganze Kumpanei,
Musketen und Kanonen, und Reiter waren auch dabei.

Als das der Herzog hörte, bekam er einen Schreck
und fürchtete die Rechnung für den gestohlenen Speck.
Ei, kroch er schnell zu Kreuze, der truppenlose Fürst,
und tat Verzicht zur Stunde auf Schinken, Speck und Räucherwürst.

Nie war solch Jubilieren in Bergedorf zuvor,
als nun die Säue wieder einzogen durch das Tor.
Sie zählten ihre Lieben und zählten ein bei ein,
sie waren all beisammen, es fehlte nicht ein Schinkenbein.

Der Herzog doch ergrimmte ob solcher Schand und Schmach:
„Und dauert's sieben Jahre, ich rüst' auf meine Rach'!"
Die armen Lauenburger! Die Steuer drückte schwer.
Elf Jahre hat's gedauert, da hatt' der Herzog auch ein Heer.

„Nun wehe Hamburg! Wehe! Nun salz' ich dir die Supp'!
Ihr Hechte und ihr Dorsche, paßt auf, wie ich euch schupp'!"
Mit Trommeln und mit Pfeifen ging's in den Sachsenwald,
das war ein großes Lärmen, sie hörten es in Hamburg bald.

Sie kamen schnell marschieret, die ganze Kumpanei,
Musketen und Kanonen und Reiter auch dabei.
Als das die Krieger sahen von Li — La — Lauenburg,
es waren meistens Bauern, da brannten mit Hurrah sie durch!

O je, das war ein Laufen! Verloren war die Schlacht,
noch eh man die Musketen zum Donnern hat gebracht.
O je, das war ein Springen, wohl über Stock und Stein,
ein Reiter fiel vom Pferde und brach dabei, o weh, ein Bein.

Dem Herzog half kein Fluchen, dem Herzog half kein Grolln:
„Was nützen mich Soldaten, wenn sie nicht schießen wolln!"
Er mußte neu besiegeln das alte Schweinerecht,
die Bergedorfer lachten, und die in Hamburg auch nicht schlecht.

Professor Dr. Alfred Klaar: Kleistprobleme.

In der Betätigung des dramatischen Genies rücken im Gegensatz zu einem zerrissenen Leben die Werke Kleists zu einer Symphonie zusammen, in deren Sätzen die Stimmung wechselt, der gewaltigste Sturm durch dieses und jenes Scherzo abgelöst wird, bald der furchtbare Affekt, bald die bedeutsame Ironie, bald die Verzückung, bald der Todesmut die Oberhand gewinnt, aber in Motiv und Instrumentation die mächtige Eigenart überall einheitlich durchschlägt. Ist der Gehalt schon durch den wechselnden Lebensinhalt verschiedenartig bestimmt, so springt doch in unvergleichlicher Weise eine keusche, künstlerische Meisterschaft hervor, die sich mit imponierender Sprödigkeit an die inneren Forderungen, an das Ideal des Gewollten klammert, ohne dem Geschmack des Publikums, der bequemen Überlieferung, der leichten Theaterwirkung oder gar der Nötigung des Erwerbs das geringste Zugeständnis zu machen. Mit Hohn und Entrüstung weist Kleist in einem seiner Briefe die Zumutung, für Geld zu schreiben, von sich. Von dem Jugendwerke „Die Familie Schroffenstein" bis zum Meisterwerke „Der Prinz von Homburg" gehorcht er, unbeirrt von der Drangsal materieller Not, aber auch unerschüttert durch die Mahnungen eines Goethe, der ihn dem wirklichen Theater näher bringen möchte, und durch die Lockungen eines Iffland, der in seine Ablehnung des „Käthchen von Heilbronn" die Anerbietung des hilfreichen Theatermannes hineinspielen läßt, nur der inneren Stimme, der eigensten Vorstellung vom Berufe des Dramatikers. Als Mensch zerrüttet, stellt er sich als Dichter immer wieder auf die hohe Warte des eigenen Genies, wohl vergeblich harrend, daß die Mitwelt an seine Höhe herankomme, aber zu stolz, ihr die abwärts-

führenden Wege entgegenzukommen. Seinem ersten dramatischen Werke, der „Familie Schroffenstein" merkt man wohl an, daß es ein Kind der philosophischen Verzweiflung ist, und daß es aus der Krisis, die das erschütternde Studium Kants in ihm erzeugte, hervorwuchs. Es ist die Tragikomödie der Dissonanzen zwischen unseren Willenstrieben und den dunklen Mächten, an denen wir scheitern. So nahe es dadurch an die Schicksalstragödien heranrückt, so hoch erhebt es sich trotzdem über die benachbarten Dramen eines eigenwilligen Familienfatums. Einmal durch die Macht eines ironischen Zorns, der den verhängnisvollen Zufall nicht feierlich nimmt, sondern in das Licht des Grotesken rückt, dann durch die wundervolle, sinnlich starke und doch reine Liebesszene, die alle Verzückungen naiver Hingebung als ein unvergängliches menschliches Erbteil erschütternd und versöhnend mitten in die unsäglichen Irrtümer und Mißverständnisse des Hasses hineinstellt, und vor allem durch den Ton der Charakteristik, der zum erstenmal in unserer Literatur erklingt.

Schon in diesem unkalkulablen Jugendwerke steht der Kleistsche Stil blank und fertig vor uns. Das Gefühl ist nicht in rhetorischen Bassins gesammelt, um in der Symbolik rauschender Rhythmen, in regelmäßiger Schönheit des Flusses auszuströmen, sondern es dringt in Quellsprüngen und Bergstürzen zutage, wie es unwillkürlich aus der Seele hervorspringt. Hastige Fragen und kurze Antworten, ineinandergedrängte Sätze, wie sie der Überstürzung des Affekts entsprechen, wiederholende Erwiderungen als der natürlichste Ausdruck der Verwunderung, stammelnde Naturlaute, die der Sammlung vorangehen, und in alledem eine geheime dichterische Melodie, die den Urton verklärt und beleuchtet, ohne ihn umzufärben. An diesem Präludium der Jünglingszeit, das Kleist später selbst verwirft, hat er nichtsdestoweniger schon die Fülle des eigenen Tons gefunden, ermutigt er sich innerlich zur Werbung um den höchsten Preis und geht geradenwegs darauf los, in der Ausführung seines nächsten Planes die Art Shakespeares und der Antike zu vereinen, das heißt die hohe Einfalt der Alten mit dem charakteristischen Vielleben des großen Briten zu gatten. Dieser höchste Ausdruck seines Künstlerprogramms, sein Drama „Robert Guiscard", das ihm in Weimar und in dem nahen Osmannstädt gedieh, und das Wieland, bei dem Kleist als Gastfreund lebte, in helles Entzücken versetzte, ist durch eine unselige Verkettung von Umständen nicht auf uns gekommen. Wir besitzen nur Szenen dieser merkwürdigen Dichtung, in denen in der Tat der stark vermenschlichte Chor der Alten mit den individualisierten Kraftlauten Shakespeares wundersam zusammenklingt, und deren ergreifendes inneres Motiv: die Überwindung der kranken Physis durch heroisches Übermenschentum, unverkennbar auf schon angedeutete Erlebnisse Kleists zurückweist.

Zwischen diese ersten großen Anspannungen des Naturells, die das Gemüt in furchtbare Krisen versetzen und gewaltige Rückschläge zur Folge haben, drängt

sich beruhigend und mildernd ein Werk eigenartigster Komik, das in karg zugemessenen Tagen freundlicher Weltabgeschlossenheit entsteht, Kleists einziges, aber auch in seiner Art einziges Lustspiel: „Der zerbrochene Krug“. Ähnlich wie später der „Prinz von Homburg“ quillt seiner ganz auf Anschauung gestellten Natur das Motiv dieser Komödie aus einem Bilde, aus einem alten Kupferstich, hervor. Die Gestalten wachsen, verschärfen sich, geraten in Bewegung und, in der klassischen Komik eines Prozesses, in dem der Sünder als Richter fungiert, und der mit der behaglichen, volkstümlichen Kunst eines niederländischen Gemäldes durchgeführt ist, blickt die ganze eigenartige Meisterschaft Kleists hervor: in der sicheren Enthüllungstechnik, in die individualisierte Charaktere hineingestellt sind, wiederum eine Vereinigung antiker und Shakespearescher Züge — der Dorfrichter Adam ist mit Recht als ein Fürst des Humors unter der Schwelle des moralischen Bewußtseins dem Falstaff an die Seite gestellt worden — und innerhalb dieser wundersamen Mischung Kleists Eigentümlichkeit, im Austausch von Naturlauten die Menschen zur Selbstoffenbarung zu zwingen. Aber gerade diese Meisterkomödie, getränkt vom glücklichsten Humor spielender Überlegenheit — das beste deutsche Lustspiel neben Lessings „Minna von Barnhelm“ — schlägt für den Dichter selbst ins Tragische um. Sie scheint seine menschlichen Träume verwirklichen zu sollen und macht sie zunichte. In Weimar, wo Goethe als Allmächtiger des Theaters waltete, wurde sie zuerst in ihrer Bedeutung erkannt und aufgeführt, und eben da, wo sie, ein Fremdling auf der akademischen Bühne, nicht Wurzel schlagen konnte, wurde sie zu Grabe getragen, um erst zehn Jahre nach Kleists Tode in Hamburg ihre Auferstehung zu feiern. Kleist fühlte sich gerade da, wo er sich einen Platz neben dem Olympier erträumt hatte, aufs heftigste zurückgestoßen. Der Schlag scheint den Diätar von Königsberg, den Ruhelosen, der zeitweilig wieder in ein kleines Amt geflüchtet war, eine Weile zu lähmen: aber in einer gewaltigen Regung des Selbstgefühls schnellt die Kraft aufs neue empor, um sich aufs höchste zu betätigen. Kleist hatte in früheren Tagen der Entmutigung, um sich der unerstorbenen technischen Geschicklichkeit zu versichern, zur Fingerübung des Übersetzens gegriffen und sich auch an Molières „Amphitryon“ versucht. Im Begriff, den Franzosen nachzudichten, fühlte er eine eigene Weise hervorquellen und die kecke Komödie vom lockeren Olympbeherrscher, der täuschende Menschengestalt annimmt, um die schöne Frau eines Irdischen ans Herz zu drücken, wandelte sich ihm in ein Mysterium vom Gottmenschentum, das reine Gemüter durch seine Umarmung in höhere Sphären entrückt.

In dieser Doppelmetamorphose von Mensch zu Gott und von Komödie zum Mirakel war seinem Genie etwas Neues aufgegangen: die Fabelgewalt der Antike, die das Urmenschliche in den einfachsten und großartigsten Formen darbietet. In diese Welt, die er mit ganz eigenen Augen

ansah, anders als die großen Weimarer Meister der Renaissance, flüchtete er nun mit seinem großen persönlichen Schmerz, mit seiner zurückgestoßenen Hingebung, mit seinem Prometheustrotze und dichtete die höchste Tragik seines Lebens in die gewaltige Penthesileatragödie hinein. Können wir nur ahnen, oder auf Wielands verzückte Äußerung hin vermuten, daß der „Guiscard“ einst die Verschmelzung der Antike und Shakespeares in sich bewirkte, hier in der Tragödie von Achilles und dem Amazonenkampfe sehen wir die dichterische Tat vollbracht: verzückende heroische Einfalt und wildester an Shakespeare gemahnender Heroismus, große Linie und individuellster Ausdruck, die einander durchdringen, und in dieser innigen Vereinigung ein drittes, ein Unvergleichliches, aus sich heraus erzeugen, eine tragische Offenbarung des ungeheuren, schrankenlosen Impulses, die in dieser Kraft der Innerlichkeit nur einmal in der Literatur vorhanden ist. Zwei Empfindungen strömen in diesem Drama der ungezähmten Kraft zusammen; zunächst der Schmerz um die höchste Kraftentfaltung, der der Sieg im Leben versagt bleibt:

> Das Äußerste, das Menschenkräfte leisten,
> Hab' ich getan, Unmögliches versucht,
> Mein alles hab' ich an den Wurf gesetzt;
> Der Würfel, der entscheidet, liegt, er liegt:
> Begreifen muß ich's — und daß ich verlor.

Dann aber die ungeheure Sehnsucht Kleists nach einer Ergänzung in Liebe und Kraft, in Stolz und Keuschheit, wie er sie ersehnte, und wie sie ihm zeitlebens versagt blieb. Sein Ideal des Weibes, das durch alle seine Dichtungen hindurchgeht, war die naive Hingebung, aber nicht die beschränkte, verständnislose, in den engen Kreis der Sinnlichkeit hineingebannte, sondern die beflügelte, mitempfindende, die sich an die Schwingen anschmiegt, um sich zum höchsten Fluge mitemportragen zu lassen. Eine kongeniale Leidenschaft, wie er sie seiner treuen und gütigen Braut vergebens zugemutet hat. Das im Leben unerfüllte Ideal verwirklicht er mit kolossaler Dichterkraft in seiner „Penthesilea“.

Und um dieser kongenialen Erotik die größte Macht des Triebes zu geben, versetzt er sie in die märchenhaften Verhältnisse des Amazonenstaates, wo die Weiber das Kriegshandwerk der Männer ausüben, sich die Gatten als Gefangene erobern und, zu Müttern geworden, sie wieder heimschicken, um als Monarchinnen ihrer selbst, ihr Leben, ihren Staat und ihr Haus selbständig zu regieren. In diesem Gegensatz, der dem verzückenden und erschreckenden Siege der Frauennatur zur Folie dient, hat Kleist, was wenig bemerkt worden ist, alles vorweggenommen, was Mißverständnis der Frauenemanzipation und naturwidrige Lehre von der Verkehrung der Geschlechter in späterer Zeit, nament-

lich in unseren Tagen, als scheingerechtes Postulat verkündet. Nichts anderes als die Grundzüge des märchenhaften Amazonenstaates, von dem Penthesilea mit so herrlicher Naivität dem Geliebten berichtet, predigt die nordische Wanderlehrerin Ellen Key, wenn sie den Frauen empfiehlt, den Mann nur als eine Episode in ihrem Leben zu betrachten, die zwar unentbehrlich für Glück und Adel der Mutterschaft ist, aber nach Erfüllung ihres Zweckes nicht rasch genug überwunden und vergessen werden kann. Unser Dichter führt diesen Zustand nicht im ironischen, wohl aber im tragischen Sinne ad absurdum. Im Gegensatze zur anerzogenen Männerverachtung bricht die Liebe der Penthesilea zum ebenbürtigen Achill mit einer überwältigenden Naturkraft hervor. Hold und unheimlich, beglückend und verheerend, himmlisch in ihrer Seligkeit und bestialisch im Rückschlag ihrer Wut. Nie ist die Gewalt des Naturtriebes in ihrer dämonischen und tragischen Kraft, in ihrer hinreißenden Ursprünglichkeit und ihrer Furchtbarkeit gleich großartig dargestellt worden. Die hundertfachen Versuche der Franzosen, die Dämonie des weiblichen Naturells zu versinnlichen, erscheinen niedrig und trivial neben diesem Bilde. Es ist freilich ein in übermenschlichen Zügen gehaltenes Bild, aber keine Fälschung, nur eine grandiose Verstärkung der Natur. Die Mitwelt, soweit sie überhaupt von diesem Werke erfuhr, erschrak davor. Goethe gewährte dem wunderlichen Produkte keinen Einlaß in sein Theater; selbst in den Tagen der Kleist-Renaissance verschlossen sich die Bühnen lange diesem kühnsten und großartigsten Wagnis der Kleistschen Künstlerschaft. Das seltsame, an Äußerlichkeiten haftende Vorurteil der Theatermänner, daß diese Amazonenkomödie ein Riesenmaß der weiblichen Körper verlange, hat bis vor kurzem diese Sprödigkeit mitbegründet. Erst in unseren Tagen ersteht die Penthesilea zu den mächtigsten Bühnenwirkungen, und zur Stunde beherrscht sie zwei der größten Theater in Berlin. Kleist selbst aber wuchs an solchen dichterischen Taten zu einem unerschütterlichen Gefühl des Könnens empor. Er zieht den Kreis, für den er schafft, immer enger, bis er zuletzt, ein Meister sondergleichen, mit heroischer Selbstbeherrschung völlig in sich selbst den Schwerpunkt findet. Uneingeschüchtert durch den Mißerfolg der „Penthesilea", zeigt er in einem Zauberspiegel die andere Seite seines weiblichen Ideals, „die Kehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol", sein Käthchen von Heilbronn, das zur Heldin des Amazonenstaates nach seinen eigenen Worten gehört wie das Plus zum Minus der Algebra — ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Bedingungen gedacht. Auch Käthchen ist unbewußt von jener kongenialen Erotik überwältigt, die mit allen Sinnen wie im Traume an den Geliebten hingegeben ist. Aber in ihr drängt der unwiderstehliche Impuls zu rückhaltloser Demut und grenzenlosem Vertrauen — auch ein Äußerstes, wie die Wildheit der Penthesilea, ein Letztes, das vor der Brutalität nicht zurückschrickt, aber nicht vor der betätigten, sondern vor der erduldeten, eine Fanatikerin der Liebe,

die in ihrer hingebungsvollen Holdseligkeit einzig dasteht, wie Penthesilea in ihrer Überkraft.

Im Käthchen aber vollzieht sich zugleich mit dieser so bedeutsamen, in ihrer Mildheit so wohltuenden Wendung des Frauenideals eine andere Umstimmung des Dichters. Er war bisher ein großartiger Individualist gewesen, eine ganz in sich ruhende Persönlichkeit, reich im Können und darbend im Gemüte, das vergeblich eine Heimat suchte. Das Unglück hat ihn allem Nahen und Nächsten so entfrembet, daß er mit dem Gedanken umging, Kriegsdienste in der Fremde — in Frankreich — zu nehmen — wohl das grellste Bild der Extreme, die in gewaltigen Rückschlägen sein Inneres bewegten. Jetzt aber, in den Tagen der tiefsten Demütigung Deutschlands, vollzog sich in ihm etwas Wunderbares, die allgemeine Demütigung ließ ihn die persönliche vergessen, die Tage der äußersten Not weckten in ihm den Sohn des tapferen märkischen Adelsgeschlechtes, sein Schmerz erweiterte sich zu dem des ganzen Volkes, und seine fessellose Empfindung ergoß sich in die große nationale Bewegung. Käthchen ist bereits von dieser Strömung erfaßt, ist neben Goethes Götz die farbigste Verherrlichung mittelalterlichen nationalen Lebens, in dem die Kräfte freier und die Charaktere ungebundener walten.

Die nächsten Dichtungen Kleists treten in unmittelbare Beziehung zu dem nationalen Befreiungskampfe. In den Tagen, da der Dichter vergeblich in Österreich umherirrt, um Kräfte gegen das nationale Joch zu werben, drängt er alle Glut der aufgepeitschten und aufpeitschenden Empfindung in sein mächtiges und prophetisches Drama: „Die Hermannsschlacht" hinein, das mit den eindringlichsten Zügen eigenartiger Charakteristik einen erstaunlich scharfen politischen Blick vereinigt. Da diese höchst gestimmten Laute der Begeisterung, die seither Tausende mit sich fortgerissen haben, bei der Mitwelt kein Gehör finden, da dieses poetische Rüstzeug des Kampfes, das er, wie es in einem Briefe an den Gesinnungsgenossen Collin in Wien heißt, den Deutschen schenken will, verschmäht wird, verzagt noch immer nicht dieses tapfere Herz. Mit allen Wurzeln klammert sich die tapfere Natur jetzt an den heimischen Boden, und in den letzten und herrlichsten seiner Dramen klingt zugleich mit allem Weichen und Holden, das in den Tiefen seines stürmischen Wesens lag, die Hoffnung auf die deutsche Mission Preußens, auf die einigende nationale Macht des deutschen Nordens an. Der Prinz von Homburg ist die wundersamste Synthese aller wohltuenden, liebenswürdigen, Herz und Sinne beglückenden Kräfte, über die Kleist gebot, und es hat etwas Ergreifendes, daran zu denken, daß diese erfreulichste aller Kleistschen Dichtungen in der Zeit des stärksten persönlichen Druckes entstand und das schwerste Leid aus der Brust ihres Schöpfers nicht hinwegbannen konnte. Hier ist die Schönheit der ersten Regungen in ein wahrhaft sonniges Licht getaucht, die Macht des Gefühls im Kampf mit der Satzung zum edelsten Siege emporgeführt,

der Konflikt mit einer Energie gelöst, die trotz aller ihrer Wucht dem Herzen keine Wunden schlägt. Dabei ist die Farbe des Urdeutschen und Urmärkischen mit einer Liebenswürdigkeit aufgetragen, der kein Gemüt sich entziehen kann. Der Dichter hat sein Werk nur mit dem inneren Auge gesehen, kein Widerhall dieser beglückenden Schöpfung drang an ihn heran, und auch die wunderlichen Mißverständnisse, mit denen sie später zu kämpfen hatte, sind ihm erspart geblieben. Wir erinnern uns staunend der Widerstände, mit denen dieses Schauspiel bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein zu kämpfen hatte, des stereotypen Tadels, daß der Prinz von Homburg durch die Todesfurcht hindurch zum Heroismus der Todesverachtung hindurchschreite. Gerade darin liegt ja einer der feinsten, der echtesten und der individuellsten Züge der Dichtung. Kleists Held ist kein Soldat von mechanischer Tapferkeit, kein Mann der Konvention, der aus Anstand eine Regung verleugnet, sondern eine Natur, die sich in kindlicher Wahrhaftigkeit offenbart. Menschlich, ehrlich gesteht er, was er sieht, die Grauen des Todes, der ihn nicht im Getümmel der Schlacht, im Rausche der Betätigung, sondern in der furchtbaren Ruhe und Nüchternheit der Richtstatt ereilen soll. Er macht kein Hehl aus seinem Schauder, klammert sich an das warmblütige Leben und erhebt sich zuletzt, da an das Recht seiner eigenen Brust appelliert wird, zum Heldentum der Selbstvernichtung. Das ist groß und natürlich, wie es denn aus einer großen Natur hervorgeströmt ist. Die Zusammenhänge des Prinzen von Homburg mit den eigensten Schicksalen Kleists sind noch zu wenig gewürdigt. Der Dichter selbst hatte mehr als einmal gegen die sogenannte Disziplin gefrevelt, war dem Drill und dem Staub der Paragraphen entflohen und stellte doch seinen Mann in der höchsten Not des Vaterlandes. Wie seine großen Nationalgedichte, so weist seine letzte Rückkehr zum Offizierstande, seine letzte Annäherung an die waltenden Mächte Preußens auf diesen homburgähnlichen Konflikt in seinem Leben. Und Kleist selbst ging durch die Todesschauer zur Todesverachtung. Aber keine gütige Hand nahm ihm im entscheidenden Momente die Binde vom Auge und schlug die tödliche Waffe nieder, und erst über seinem Grabe wurde in späten Tagen der Lorbeer niedergelegt.

Nie wohl hat ein Dichter der Verkennung größere innere Triumphe abgerungen und einer Welt, die ihn verkannte, und die er zuletzt von sich stieß, größeren Reichtum hinterlassen. Wie dem Drama, so hat er der Novelle einen durch die ganze Literatur nachklingenden Eigenton gegeben. Eine Seite seiner dramatischen Meisterschaft, die Kraft der Objektivierung, entfaltete sich hier zu einer erstaunlichen Virtuosität. Leidenschaftlich in der Behauptung seines Stils, legte er hier das größte Gewicht darauf, Menschen und Zustände als ein scheinbar Unbeteiligter mit einer imponierenden Ruhe und Zurückhaltung, mit einer plastischen Sachlichkeit sondergleichen aus ihrem Boden hervorwachsen zu lassen, so daß wir den Eindruck gewinnen, als hätten wir

es mit Natur- und Zeitgebilden, nicht mit Dichterschöpfungen zu tun. Von seinen Dramen weist das Käthchen am meisten auf diese Seite seines Könnens. Auch da ist alles so dargestellt, als wäre nicht nur der Stoff, sondern auch die Vortragsweise aus der Zeit der Vorgänge herausgewachsen. Darum muß, beiläufig bemerkt, Käthchen eine Kaisertochter sein, weil in der Anschauung der Zeit, in die das Ganze getaucht ist, ihr höchster Seelenadel sich nicht anders erweisen kann. Diese Kunst, darzustellen, als ob die Zeit sich selbst berichtete, ist in den Kleistschen Erzählungen zur höchsten Meisterschaft ausgebildet und ist tonangebend für die chronikale Novelle geworden, deren Zauber in einer wundersamen Gegenständlichkeit liegt, die das Gefühl um so stärker ergreift, je weniger sie ihm vorgreift, und die das höchste Maß der Realität dadurch erreicht, daß Einfalt und Unbefangenheit älterer Tage sich garnicht im Geiste des Dichters zu brechen, sondern unmittelbar zu uns zu reden scheinen. Und auch hier sammeln sich die Kräfte zu einer dichterischen Großtat, die den Stil an einem der höchsten Probleme beglaubigt, zu der Meistererzählung „Michael Kohlhaas", die in der chronikalen Art an den Maler-Stil der heutigen Primitiven erinnert, der Erzählung vom leidenschaftlichen und tragischen Kampfe um das Recht — einem Kampfe, in dem Kleist, wie Michael Kohlhaas, erlag, dem er aber den höchsten dichterischen Ausdruck gegeben hat.

In den Tagen, da das deutsche Volk der Reichtümer inne ward, die es der dichterischen Kraft Kleists zu danken hat, wurde naturgemäß auch oft der alten geistigen Residenz Deutschlands gedacht, an die Kleist so nahe herankam und von der er sich dann unsäglich weit entfernte, konnte die Erinnerung nicht an Weimar vorbeigehen, wo die höchsten dichterischen Kräfte der Nation sich in Kleists Tagen zu einer harmonischen Wirksamkeit zusammenschlossen, die durch ein Jahrhundert unser inneres Leben gestimmt und bereichert hat. Aber nicht, wie sonst, in reiner Begeisterung und Verehrung, sondern mit lauterem oder stillerem Vorwurf wurde Weimar, das Mekka deutscher Geister, in den Erinnerungen an Kleist erwähnt. Grade in der Hochburg deutscher Dichtung hat das Genie schwere Wunden empfangen. Doch muß man sich wohl hüten, mit rasch fertigem Urteil und in verseichtenden Schlagworten von der Schuld Weimars an Kleist zu reden. — Gewiß gibt es einen Weimarer Konflikt, der tief in das Leben des Dichters eingegriffen hat. Aber soweit überhaupt bei einem Gegensatz ehrlicher Naturen und durchgreifender Welt- und Lebensanschauungen von einer Schuld die Rede sei kann, ist Licht und Schatten auf beiden Seiten so verteilt, daß sich die Ausgleichung und Versöhnung im Gefühle später Geschlechter ganz von selbst ergeben muß. In Wahrheit war Heinrich v. Kleist kein weimarfeindlicher Mann. Es ist eine ganz falsche Vorstellung, sich ihn wie einen stürmischen Revolutionär des Literaturmarktes zu denken, der die Götterbilder niederreißt, um seine Zeichen aufzupflanzen.

Wie alle Jünglinge seiner Zeit, die die Enge des Lebens durchbrachen und zur geistigen Freiheit emporstrebten, stand er unter dem unmittelbaren Einfluß der Klassiker. Schiller hat auf seine Entwicklungszeit die tiefste Wirkung ausgeübt. Der „Wallenstein" machte Epoche in seinem jungen Leben, und bezeichnenderweise ist es nicht so sehr die seinen späteren Werken verwandte Objektivität, die ihn anregt, als die Liebesepisode, als das Verhältnis zwischen Max und Thekla. Seiner Braut schlägt er einmal vor, nur im Geiste dieser beiden Liebenden verkehren zu wollen. Da er sich als Künstler fühlt, schweifen alle Träume von Ruhm und Anerkennung nach Weimar. Das ihm zugeschriebene Wort, er wolle Goethe den Kranz von der Stirn reißen, zeigt — ob wahr oder unwahr — daß er für den grenzenlosen Aufschwung, der ihm vorschwebte, kein höheres Ziel kannte, als die Hoheit und das Können des Weimarer Olympiers. Eine persönliche Begegnung führte ihn zuerst in den geistigen Kreis von Weimar ein. In der Schweiz hatte er sich in seiner verhältnismäßig glücklichsten Zeit mit Ludwig Wieland angefreundet, und der Jugendgenosse brachte ihn in das Heim seines Vaters Christof Martin Wieland. In das Künstlerleben Kleists hat kaum eine andere Begegnung tiefer und wohltätiger eingegriffen als die mit dem siebzigjährigen Dichter des „Oberon". Die wenigen mit ihm ringenden Freunde späterer Zeit konnten ihm nicht geben, was dieser lebensfrische Greis mit seiner Autorität, mit seiner Einsicht, mit seiner für Kleist so bedeutsamen Anempfindung der Ekstase dem Jüngling gewährte. Was Kleist vor allem verlangte, was das stärkste Bedürfnis seiner impulsiven und anspruchsvollen Natur war, grenzenloses Vertrauen, das brachte Wieland dem Dichter der „Familie Schroffenstein" entgegen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man Weimar als die Geburtsstätte der künstlerischen Sicherheit Kleists bezeichnet. Die große Wärme Wielands schloß das Innere des spröden Gastes auf. Hier entwickelte Kleist sein dichterisches Programm, und dem feurigen Alten vertraute er die fertigen Szenen seines „Guiscard" an. Und nicht etwa mit der Überlegenheit des Meisters, sondern mit der Begeisterung eines Genossen nahm der Siebzigjährige die Bekenntnisse und Proben des Zwanzigjährigen entgegen. Eine Tochter Wielands, ein vierzehnjähriges Mädchen, faßte eine tiefe Neigung zu dem jugendlichen Gaste, der dieses Gefühl erwidert zu haben scheint, aber dann vor der Verantwortung erschrak und aus dem Hause, wo er kein Unheil anrichten wollte, entfloh. Ein Brief von Luise Wieland, der erst in diesen Tagen ans Licht gekommen, sagt uns, daß diese frühe Neigung und Enttäuschung tief in das Leben des Mädchens eingegriffen hat. Wieland wußte darum, und es wäre menschlich gewesen, wenn er dem Gastfreunde gegrollt hätte. Aber nichts lag ihm ferner; in seinen Briefen an den Flüchtling spricht das alte Vertrauen zum Genie: „Nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich; Sie müssen Ihren „Guiscard" vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und alles auf

Sie drückte." Der Eindruck dieser Worte Wielands auf Kleist war so groß, daß er sich in Tagen schwerster Entmutigung diesen Brief Wielands von seiner Schwester erbat, um sich an ihm aufzurichten und zu stärken.

Und Goethe? Um sein Verhältnis zu Kleist zu begreifen, muß man sich vorstellen, welche Mächte da einander gegenüberstanden. Als Kleist als Künstler ins Leben trat, war die höchste geistige Blüte von Weimar angebrochen, und diese brachte der Nation nicht nur einen dichterischen, sondern einen menschlichen Idealtypus. Während Kleist sich früh von der Philosophie losgerissen hatte, um in der Kunst und bloß in der Kunst das Höchste und Letzte zu finden, war hier seit den Tagen des Bündnisses zwischen Goethe und Schiller durch die Kunst hindurch eine Vorbildlichkeit des gesamten geistigen Lebens hervorgewachsen, die zur menschlichen Harmonie, zur Veredlung aller menschlichen Kräfte hinstrebte. Der Sturm und Drang lag weiter hinter den Heroen, die Antike war ihnen mehr als ein Schönheitsideal, war ihnen Norm und Maß erhöhten Lebens, edler Selbstbeherrschung. Und während Schiller die Grundsätze der ästhetischen Erziehung entwickelte, blickte Goethe schon in die Zeit der regierenden Naturwissenschaften, die die Harmonie des Alls enthüllen sollten, hinaus. In diese Welt stürmte Kleist hinein, ein großer Künstler, ein zerrissener, unvollendeter Mensch. War Goethe blind für die Bedeutung dieses Fremdlings? Gewiß nicht. Er ist Kleist weiter entgegengekommen als irgend ein anderer entscheidender Mann seiner Zeit. Er sah das Außerordentliche, er erkannte es an. Goethe allein sah in Kleist das Phänomen, das ihn immer wieder beschäftigte. Er ließ den „Zerbrochenen Krug" in Weimar spielen, wenn auch in einer wunderlichen Form, nämlich in einer Dreiteilung, die tödlich für den unheilbar fortgesponnenen Prozeß wurde. Er las die „Penthesilea", die ihm Kleist auf den Knieen des Herzens darbrachte; aber er konnte kein Verhältnis zu dem Stücke finden, das in der Verherrlichung der Ekstase so sehr seinem menschlichen Ideale widersprach, und das die fessellose Bewegung in den Bereich der Antike verlegte, deren Sprache und Überlieferung ihm selbst zum Ausdruck der edlen Gebundenheit, des schönen Maßes geworden war. Die Iphigenia wehrte sich gegen die Penthesilea. Er glaubte, für Kleist nichts Besseres tun zu können, als indem er ihm mit herber, aber mit ehrlicher Aufrichtigkeit die Mahnung zukommen ließ, an das wirkliche Theater, das heißt an die Grenzen des nach seiner Meinung Darstellbaren zu denken. Wie Nathan glaubte er Arznei, nicht Gift zu reichen. Sicher stand seiner abgeklärten Natur auch Kleists Wesen als etwas menschlich Fremdes, wenn nicht gar Feindseliges, gegenüber. Kleist ging ohne festen Lebenshalt, kühn und stolz auf den steilsten Wegen. Goethe hätte ihm vielleicht zurufen mögen:

„Merke, Jüngling, Dir bei Zeiten,
Da sich Geist und Herz erhöht,

Daß die Muse zu begleiten —
Doch zu leiten nicht versteht!"

Galt doch in jenen Tagen nichts für toller und gewagter, als durch die Dichtung leben zu wollen, und selbst der alte Wieland schrieb seinem Sohne, der als freier Schriftsteller sich eine Existenz gründen wollte, das sei nichts anderes, als wenn sich ein Mädchen zur Metze erniedrigte. So stand Goethe auch der äußeren Planlosigkeit Kleists sicher erst tadelnd und später bedauernd gegenüber; sein Blick trog ihn nicht, als er im Dämonismus des Genies zugleich die Züge der menschlichen Zerrissenheit und Krankheit entdeckte. Zur persönlichen Harmonie war ja Kleist in der Tat nie gelangt, und etwas Elementares schied den großen Lebensmeister, der sich die Welt unterworfen hatte, von dem Lebensmärtyrer, der nur die Welt wegwerfen konnte. Goethe tat und sprach, wie er mußte, und es kam ihm aus dem Herzen, wenn er später sagte, Kleist erinnere ihn an einen von der Natur schön intentionierten Körper, der von Krankheit entstellt worden sei. Eines aber übersah er: die Tapferkeit des leidenden Menschen, der sich immer wieder aus der dunklen Umarmung des Dämons befreite, um dem Genius zu gehorchen. Kleist war kein erlösender Geist wie Goethe; er war es nicht für sich und konnte es auch nicht für die Menschheit sein. Aber er war ein die Gefühle lösendes Genie, das in seiner Kraftbetätigung, in seinen reifsten Kunstwerken nur an sich selbst zu messen ist und darin den Größten, auch Goethe, nahesteht. Was in ihm auch kranken mochte, sein schöpferischer Trieb war gesund, und die Jahrhundertfeier seines Todes konnte den nie verwundenen Schmerz um ihn in seine eigenen Worte fassen:

„Die kranke, abgestorbne Eiche steht dem Sturm;
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann."

Selma Lagerlöf:
Der Spirrtus.

Einzig autorisierte Übertragung a. d. Schwedischen v. Marie Franzos.

Schluß.

Am Montagmorgen, als Konstantin wieder an dem niedrigen schmalen Schustertisch Krus Erik gegenüber saß, war ihm so gottsjämmerlich zumute wie nie zuvor in seinem ganzen Leben.

Er war sich nun ganz klar darüber, daß er Krus Erik den Spirrtus abtreten müsse. Er wollte nichts mehr damit zu tun haben.

Den ganzen Sonntag Nachmittag hatte er beim Fischen ganz merkwürdiges Glück gehabt. Einen großen Barsch nach dem anderen hatte er heraufgezogen, während die anderen Burschen, die mit ihm im Boot waren, gar nichts gefangen hatten.

Es war nicht so leicht zu sagen, woher dies kam. Er wußte bei sich, daß er die ganze Zeit eifrig und wachsam gewesen war, während die anderen geplaudert und an weiß Gott was gedacht hatten.

Schließlich hatten die anderen sich geärgert, daß sie nichts fingen, und waren mitten in seinem besten Fischerglück heimgerudert. Und da das Boot und die Fischgeräte ihnen gehörten, hatten sie auch alle Barsche behalten. Wenn sie sich nicht darüber geärgert hätten, daß er allein Glück hatte, würden sie ihm vielleicht ein paar Fische gelassen haben. So aber mußte er mit leeren Händen abziehen.

Dies war schon recht verdrießlich gewesen, aber noch Schlimmeres erwartete ihn, als er nach Hause kam. Öst Samuel war bei den Eltern gewesen und hatte sich über ihn beklagt. Er hatte einem guten Freunde behilflich sein wollen, ein Pferd zu kaufen, das ganz so wie eines war, das er einmal gehabt hatte. Aber nun hatten sie für des Kirchenvorstehers graue Stute viel zu viel bezahlen müssen, und das war Konstantins Schuld.

Der Kirchenvorsteher hatte nämlich nicht den Verstand gehabt, über den Handel zu schweigen, sondern kaum war der Kauf glücklich abgeschlossen, erzählte er Öst Samuel, woher er wußte, wie hoch die Käufer gehen wollten. Und nun wußten die Eltern von dem Fünfkronenschein und der ganzen Sache.

Sie waren ganz verängstigt, weil er Öst Samuel erzürnt hatte. Was sollten sie anfangen, wenn er seine Hand von ihnen abzog?

Mutter konnte gar nicht verstehen, was in ihn gefahren war. Nie hatte er so etwas getan. Wie konnte es ihm einfallen, andrer Leute Geheimnisse zu verraten und sich dafür noch obendrein bezahlen zu lassen? Er war ein rechter Judas.

Die fünf Kronen hatte die Mutter an sich genommen, um sie dem Kirchenvorsteher zurückzugeben. Solches Sündengeld konnten sie nicht behalten.

Konstantin suchte sich noch selbst weiszumachen, er glaube gar nicht, daß diese Graberde irgendwelche Macht habe. Aber im tiefsten Inneren war er doch überzeugt, daß sie die Schuld an allem trug.

Heute morgens, als er von daheim fortgegangen war, war er fest entschlossen gewesen, sich, sowie er nur Krus Erik traf, des Teufelszeugs zu entledigen. Aber das Seltsame war, daß er es nicht vermocht hatte. Schon mehrere Male war er mit der Hand in die Tasche gefahren und hatte die Dose gefaßt, um sie herzugeben, aber immer wieder war es ihm leid geworden. Es war doch so kurios, ein solches Ding sein Eigen zu nennen. Und sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es wirklich Macht hatte. Bisher hatte es nur Elend über ihn gebracht, aber dennoch schien es ihm ganz unmöglich, sich davon zu trennen.

Er war von diesen Gedanken so benommen, daß er schlechter arbeitete als sonst, und Krus Erik merkte es. Aber Krus Erik hatte eine prächtige Art, mit seinen Lehrlingen umzugehen. Er schalt sie nie, sondern er hatte seine kleinen Finten, die er anwendete, um sie zur Arbeit anzuhalten.

Als Konstantin eben zum zehnten Mal die Hand in die Tasche steckte, um den Spirrtus hervorzuholen, sagte der Meister:

„Du, Konstantin, ich habe nun zwei Paar Schuhe bezeichnet, die wollen wir heute fertig machen. Was meinst du, wenn wir um die Wette arbeiten würden? Du machst das eine Paar und ich das andre, und dann wollen wir sehen, wer zuerst fertig wird."

Der Spirrtus fuhr wieder in die Tasche hinab. Konstantin ging mit Feuereifer auf den Vorschlag ein. Das war einmal eine gute Gelegenheit zu erproben, ob das Teufelszeug zu etwas taugte.

Sie nahmen Messer, Hammer, Zangen, Leisten, Leder, Schuhgarn, Nägel, Pfriem, Ahle, kurz alles, was zur Schusterei nötig ist, und legten es vor sich hin. Dann zählte der Meister feierlich: Eins, zwei, drei, und der Kampf begann.

Sie schnitten das Oberleder zu, kleisterten das Futter mit Roggenmehlpapp fest, und während dies dann auf dem Herde trocknete, drehten sie das Schuhgarn zu hartem Draht und befestigten an den Enden Schweineborsten.

Damit wurden sie alle beide zugleich fertig, aber Krus Erik wunderte sich nicht wenig, als er sah, wie behend Konstantin sich anstellte, als er den Faden drehte und die Borsten befestigte. Dies waren andere Griffe als seine gewöhnlichen.

Dann hieß es die Sohle zuschneiden und einweichen, um dann leichter damit hantieren zu können.

Es war merkwürdig zu sehen, wie rasch Konstantins Messer durch das harte Leder schnitt.

Erik Erson hatte anfangs etwas langsamer .gearbeitet als gewöhnlich, damit Konstantin nicht mißmutig wurde und die Hoffnung zu gewinnen aufgab. Aber nun merkte er, daß er sich etwas mehr beeilen mußte, sollte er nicht selbst zurückbleiben.

Sie nahmen nun Ahle und Pechdraht, um das Oberleder zusammenzunähen. Es war, als bewegten sich die Hände des Lehrlings rascher als Vogelflügel. Krus Erik verlangte die Arbeit zu sehen. Er fürchtete, daß Konstantin vor lauter Eile etwas zusammenpfuschte.

Doch Konstantin zeigte ihm eine Naht, die ganz gerade und gleichmäßig war, eine rechte Perlstichärbeit.

Keinen Augenblick war es Krus Erik in den Sinn gekommen, daß er in diesem Kampfe nicht Sieger bleiben könnte. Aber nun begann er ein wenig bedenklich zu werden.

Konstantin hatte schon einen Vorsprung. Und seine Finger bewegten sich so rasch wie bei Einem, der auf einem Jahrmarkt Zauberkünste macht.

Als es zur Mittagsrast läutete, hatte Konstantin schon den ersten Schuh auf dem Leisten und klopfte jetzt auf die Sohle, um sie glatt und hart zu machen. Krus Erik war noch lange nicht so weit. Keiner von ihnen sah von der Arbeit auf, obgleich jetzt ihre freie Zeit war.

Konstantin dachte ganz flüchtig daran, wie er sich sonst zu freuen pflegte, wenn er ausruhen durfte, aber heute war es etwas anderes, heute ging die Arbeit ganz von selbst. Er wurde nicht müde, und nichts fiel ihm schwer. Er dachte eigentlich gar nicht so sehr daran, vor dem Meister fertig zu werden. Aber er hatte früher gar nicht gewußt, daß es ein Spaß sein kann zu arbeiten.

Sie wurden zum Mittagsessen in die Küche gerufen. Als sie ein paar Bissen herabgewürgt hatten, liefen sie, einer an dem anderen vorbei, wieder in die Gesindestube, wo sie ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten.

Das andre Hofgesinde merkte, was da vorging. Und statt ihre Mittagsruhe zu halten, stellten sich die Leute hin und sahen den zwei Schustern zu.

Alle hielten es zuerst für ausgemacht, daß Krus Erik als Erster fertig werden würde. Aber als sie ein Weilchen zugesehen hatten, begannen sie ihre Meinung zu ändern. Einer nach dem anderen sagte zu Krus Erik, einen so tüchtigen Lehrling wie diesen habe er gewiß noch nie gehabt.

Krus Erik saß jetzt da und hämmerte Nägel in die Sohle. Er schlug ungleich und heftig, und alle sahen, daß er keine so gute Arbeit machte wie sonst.

Für Konstantin hingegen legte sich alles zurecht. Alles paßte an die richtige Stelle. Jeder Hammerschlag traf.

„Das werden schöne Schuhe“, sagten die Leute. „Du kannst bald dein eigener Herr sein.“

Die Knechte gingen ihrer Wege, und die Schuhmacher arbeiteten, klopften und hämmerten schweigend weiter. Plötzlich stieß Krus Erik einen leisen

Schrei aus. Er hatte daneben geschlagen, der Hammer hatte den Daumennagel getroffen.

Konstantin warf einen raschen Blick zu Krus Erik hinüber. Es gab niemanden, der so gut gegen ihn gewesen war, so viel Geduld mit ihm gehabt hatte. Jetzt erst fiel es ihm ein, daß es dem Meister vielleicht weh tun würde, wenn es sich zeigte, daß der Lehrling rascher und besser Schuhe machen konnte als er.

Der Alte sah ganz elend aus, wie er da saß und sich rackerte.

Es war auch vielleicht kein ganz ehrlicher Kampf, Konstantin mußte zugeben, daß er an einem anderen Tage, wo er keinen Spirrtus in der Tasche hatte, nicht so hätte arbeiten können.

Er merkte, daß Krus Erik sich nicht einmal die Zeit nahm, den Daumen ins Wasser zu stecken. Er hatte natürlich Angst, daß Konstantin einen zu großen Vorsprung gewinnen könnte.

Der Lehrling fühlte wohl, daß er den Meister schonen und ein bißchen langsamer arbeiten sollte, aber er konnte sich nicht halten. Es war eine solche Arbeitslust über ihn gekommen.

Als die Uhr fünf schlug, standen beide Schuhe fertig vor ihm. Er schob sie zu Krus Erik hinüber.

Der Meister legte den Schuh, den er in der Hand hielt und der noch nicht fertig gesohlt war, nieder. Er prüfte die Arbeit des Lehrlings lange und eingehend.

„Du brauchst heute nichts mehr zu machen. Du kannst nach Hause gehen", sagte er still.

„Arbeiten wir morgen auch hier?"

„Ja, ich arbeite hier", sagte Krus Erik. Und als er nun den Kopf hob, flog ein scharfer, haßerfüllter Blick zu Konstantin hinüber, „aber du nicht. Ich kann doch nicht mit einem Lehrling dasitzen, der besser arbeitet als ich selber."

Konstantin erwiderte nichts, er nahm nur seine Mütze und ging auf die Türe zu. Auf der Schwelle drehte er sich um. Die Hand fuhr unwillkürlich in die Tasche, aber sie verblieb da, sie kam nicht wieder in die Höhe.

„Schönen Dank auch, behüt Euch Gott", sagte er und schloß sachte die Türe hinter sich zu.

* * *

Konstantin stand im Mondschein daheim auf dem Hof und schoß mit einer Armbrust nach der Scheibe.

Er hatte sie sich vor langer Zeit einmal gemacht, als er etwa zwölf, dreizehn Jahre alt war, aber damals hatte er nie rechtes Glück mit dem

Schießen gehabt. Es war noch nie vorgekommen, daß er das traf, worauf er zielte.

Jetzt hingegen schoß er einmal ums andere ins Schwarze einer kleinen Schießscheibe, die er auf die Scheunenmauer gezeichnet hatte.

Er sah prächtig aus, wie er da stand und schoß, und eine der Schwestern war herausgekommen, um ihm zuzusehen. Er prahlte und rühmte sich seiner Geschicklichkeit, wie er dies nie getan hatte.

Aber im tiefsten Herzen hatte er eine Todesangst. Auf dieses Schießen war er nur verfallen, um nicht an Krus Erik und den Spirrtus und das ganze Elend denken zu müssen.

Er fühlte eine unbändige Lust, sich auszuzeichnen, zu zeigen, wie behend und stark und geschmeidig er war. Er hoffte, daß auch Mutter ans Fenster treten und sehen würde, wie gut er schoß.

Aber gleichzeitig bedrückte es ihn, daß er so schlecht und sündhaft geworden war. Wenn er sich doch von dem Teufelszeug trennen könnte.

Doch jedesmal, wenn er daran dachte, fühlte er, daß er den Spirrtus mehr liebte als alles andere auf Erden. Es ging ihm wohl so wie den Leuten, die den Branntwein liebten. Sie konnten nicht davon lassen, wenn sie gleich wußten, daß er sie zugrunde richtete.

Der Spirrtus hatte ihm nichts andres als Unglück eingetragen. Aber dennoch fühlte er sich stolz und stark und zu allem möglichen fähig, solange er ihn in der Tasche hatte.

Er hätte gerne jemanden gefragt, ob es böse oder unrecht war, daß er den Spirrtus behielt. Doch mit Mutter getraute er sich nicht von so etwas zu sprechen, und Krus Erik war ihm ja böse.

Plötzlich hörte er zu schießen auf und wandte sich an die Schwester, die daneben stand und ihn betrachtete. Und in fliegender Eile erzählte er ihr all das seltsame, das ihm widerfahren war.

Sie saß schweigend da, solange er sprach. Sie glich so ganz der Mutter, wie sie da saß und mit deutlichem Mißfallen zuhörte.

Als er geschlossen hatte, drang sie darauf, das Ganze Mutter zu erzählen.

„Du willst es ihr klatschen?“

„Nein, aber ich will Mutter bitten, herauszukommen, damit du es ihr sagen kannst.“

Er verbot es ihr in höchster Unruhe, aber sie hielt an ihrem Vorhaben fest und stand auf, um ins Haus zu gehen.

„Tu das nicht, ich schieße auf dich“, rief er und hob den Bogen.

Sie drehte sich um, als er das rief. Er hatte schon den Pfeil auf

den Bogen gelegt. Doch sie lachte ihn aus. Der Bogen war klein und schwach und der Pfeil ein Holzpflöckchen ohne Spitze. Nicht einmal einen Sperling hätte er mit dieser Waffe erlegen können.

„Schieße nur, so viel du willst, ich gehe doch zu Mutter", sagte sie eigensinnig.

Im selben Moment kam der Pfeil herangeschwirrt und traf sie gerade ins Auge — — —

Sie lag krank, mehrere Monate mußte sie im Hospital verbringen.

Als sie wieder heimkam, hatte sie nur ein Auge.

Während ihrer Abwesenheit war Konstantin wieder der Alte geworden. Er ging wieder zu Krus Erik in die Lehre. Er war artig und bescheiden, ein bißchen ungeschickt und gleichmütig ganz wie früher.

„Du darfst nicht glauben, daß ich auf dein Auge gezielt habe," sagte er. „Ich schoß auf den Dachfirst, aber als der Pfeil abflog, da war es, als hätte eine Hand darauf geschlagen, so daß er gerade auf dich losflog."

„Ich habe gesehen, daß du nicht nach meiner Richtung geschossen hast," sagte sie.

„Ich bin nachts mit ihm auf den Kirchhof gegangen. Ich hatte solche Angst vor ihm."

Sie saß da und grübelte. Sie war seit dem Unglück ganz wie ein alter kluger Mensch geworden. Sie war kein Kind mehr.

„Ich möchte wissen, was es war," sagte sie.

„Es war wohl nichts. Aber ich sehne mich nach ihm. Jeden Tag sehne ich mich nach ihm."

„Ich denke", sagte sie zögernd — — — „wenn du nur glauben würdest. Wenn du dir nur einbilden könntest, daß du ihn hast. Dann könntest du ebenso gut schießen und Schuhe machen, wie damals, als du ihn noch in der Tasche hattest."

„Nein," sagte er, „ich habe versucht, aber es geht nicht. Es ist, als wollte dir jemand sagen, du sollst dein Auge selbst heilen, so daß du wieder so gut damit siehst wie zuvor. Das ist etwas, worüber man selber keine Macht hat..."

Oskar von Schütte: Richtet nicht . . . .

Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

7.

Die Tage stürmten in den November hinein. Es war die Zeit der Winterverproviantierung für die Dörfler und die Hofbesitzer. In der Stadt gab es den großen Herbstmarkt. Auf dem Breitenast war das Muetti allein zurückgeblieben. Der Gruber war hinunter einen neuen Knecht zu dingen. Der Gewohnheit nach mußte er schon zurück sein. Der Tag war am Verlöschen, spärlich kam das Licht hinter dem Hügel vor. Das Muetti kletterte die nasse Stoppelhalde hinauf, um Ausschau zu halten. Sie konnte noch sehen, wie sich weit unterm Bühl etwas mühselig heraufarbeitete. Schwerbefrachtet, seufzte sie. Sie schüttelte den Kopf. „Er kann es nimmer lassen, da hat ihm sicher wieder einer eine neue Maschine aufgeschwatzt, wovon sie schon drei im Schuppen hatten. Die aber redeten eine fremde Sprache. Denn keiner der Knechte und selbst der Gruber hat je eine von ihnen verstehen können. Trotz der vielen gedruckten Erklärungen.

Der alte Gruber hatte es wahrlich nicht leicht mit einer solchen Last den Berg heraufzufahren bei den schlechten Wegen. Er war längst abgestiegen und ging in gleichmäßig breiten Schritten neben dem Wägelchen einher. Das Pferd führte er am Zügel. Gar oft mußte er rasten und sich die Stirne wischen. Von der feuchten Stirn fuhr er sich oftmals verstohlen über die Augen. Die innere Erschütterung über das, was er da an der Gabelung aufgelesen, machte ihm das Weiterkommen schwer. Dann sah er seitwärts, in aller Heimlichkeit, denn was ihm im Wagen saß, sollte um alles in der Welt nicht glauben, daß man es belauere. Gefragt hatte der Gruber erst gar nicht. Wie sie da saß mit dem Bündelchen an die Brust gedrückt, hatte sie eine so beredte Sprache geführt und ihm soviel erzählt, daß es mit Worten viele Tage lang nicht zu Ende gekommen wäre. Und mit Augen hatte sie ihn angesehen, die mehr nach Hilfe riefen als das lauteste Wehklagen. — Wenn man nur erst damit oben wäre, heraus aus dem Nebel, der ihr den Frost an den armen elenden Körper schüttelte. Nur erst oben sein, sie warm bekommen und das Würmlein, das ihr wimmernd an der Brust lag, mit guter Milch tränken, dann würde man schon sehen. — Nun wußte der alte Gruber nicht weiter. Was würde man sehen? Die Angst schnürte ihm die Kehle. Er hielt das Pferd an und schöpfte tiefen Atem. Das Anni saß auf dem schmalen Sitz, fast steif, wie in hartem Trotz ihrer Hinfälligkeit gegenüber. Verkrampft hielten ihre Hände das Bündelchen fest. Frost-

schauer rissen von Zeit zu Zeit an ihr, dann legte es sich ihr schwarz über die Augen und sie sah nur in sich selbst hinein, immer zurück, immer wie in eine flammende Höhle. So haben sie sie dennoch gefunden und jetzt schleppen sie sie in die Heimat. Sie war daran vorüber geschlichen viele, viele Tage lang. Nur nicht dorthin, wo sie die hochfahrige Selhoferin gewesen ist, die sich den Christian von der Tannen eingeredet hatte. Weit vor der letzten Station war sie vor dem Zug geblieben und dann war sie dennoch in der Richtung weitergegangen, hinter dem abgedorrten Strauchwerk, immer den Schienen lang. Auf einsamen Gehöften hatte sie ein wenig Milch geheischen, wenn ihr das Kind den Hunger grauenerregend aus dem Tuche heraufwimmerte. Dann zog es sie immer wieder in einem dumpfen vorwärts dem heranbrausenden Zug entgegen. Sie hatte die beherzte Kraft nimmer gefunden, da den Tod zu suchen. Die Kälte trieb sie näher zu den Häusern. Wenn sie doch erst um das Heimatsdorf herum wäre. Dieser eine Gedanke schraubte sich ihr fest im schmerzenden Kopf. Nur um das Dorf herum sein, dann in die Berge hinein und still ergeben an der Gabelung verbüßen, was sie dem Leben verbrochen hatte. Seit dem Taganbruch lag sie am Wege. Ihre Augen hielt sie starr nach der Mulde gerichtet. Das Ringelwölkchen hob sich aus dem Hause, wo sie, die Hoftochter, das Herdfeuer angezündet hatte, wo ihre Hoffnungen bis an den Himmel stiegen, wie die Grüßgottsäule aus dem Schornstein. Die Erinnerung wurde ihr lebendiger, je elender der Körper sich abmattete. Dort in der Fremde wartete sie jeden Monat, wenn sie Vorräte einzuholen ging in der Stadt, auf Berichte aus der Heimat. Gar oft war sie verzagend zurückgekehrt in die nachtschwarze Verlassenheit des Savoyertales, immer aber noch mit dem Vertrauen in die Liebe des Christian. Einmal war des Grubers langatmiger Brief gekommen mit viel guten Lehren, aber ohne ein Bestimmtes, an das sie sich hätte klammern können für ihr Leben. Viele Monate später hatte der Vater berichtet, kurz und höhnisch, von dem Besuch des Christian und der Rose von Tannen auf dem Breitenast. — Staubheiß hatte der Boden unter ihren Füßen gebrannt, — die Straßen hatte sie abgejagt, gehetzt weg von den Leuten, mit denen sie zurückfahren sollte in das Tal. Und dann nur der Zeit nicht Übermacht gegeben zu ruhiger Überlegung. Nun dem Blut, das immer um die eine Hoffnung getrieben hatte, seinen Lauf lassen, gleich nur alles miteinander haben in wildem Genießen. Eingekehrt war sie dann irgendwo, als es in dichtem Abenddunst über der versengten Stadt lag. In der andern Ecke — müde, wie sie, fremd wie sie, saß ein bleicher junger Mensch, der einzelne Brocken der fremden Sprache zusammensuchte, wie aus allen Rocktaschen die wenigen Münzen für die Zeche. Sie waren zusammen fortgegangen. Sie wußten beide nicht wohin. Verängstet und doch gierig eins nach dem andern aus dem Grauen vor der Einsamkeit. Zwei Monate war sie mit ihm geblieben. Ihre Ersparnisse waren zu Ende. So fand sie der andere, der, den sie früher getroffen hatte — der Maler. Der erkaufte sich ihre „herrliche Buntheit" mit dem silbernen Gehänge, das er ihr um den nackten Leib hing, und so malte er sie und stellte sie aus in Bildern. Sie hatte sich nimmer auf die Straße getraut. Als sie

entstellt war und nicht mehr nütze den wilden Bildern des Malers, da lief sie ihm und der Stadt weit weg. Nun setzte die Erinnerung aus. Später hatte man sie mit dem Kind auf dem Arm aus einem großen Haus wieder auf die Straße geführt. Jeder Schritt ihres Leidens schien ihr, als hätte sie ihn zehnfach zurückgelegt. Die Wundmale hatten sich ihr tief eingebrannt. In jedem Glied spürte sie die Qualen dieses zehnfachen Todes. Jetzt saßen sie im Kopf — sie schrie auf. Der Gruber konnte sie eben noch zu fassen kriegen, sonst wäre sie mitsamt dem Kindlein vom Wagen gestürzt. Er setzte sich zu ihr, hielt sie warm an sich —. Nun waren sie oben. Der Gruber wies dem Muetti, die mit gerungenen Händen vor dem Hause stand, stumm das ohnmächtige Anni, das er vom Wagen herunterhob und ins Haus trug. Tagelang redete keines. Die bange Stille um ein Todkrankes ruhte auf dem Breitenast.

Dem Anni war durch alle Pflege nicht wieder zu ersetzen, was sich an frischem roten Blut in ihr aufgezehrt hatte. Sie siechte nach einem langen Fieber dahin, immer gleich müde, und immer fernab.

„Ob da nicht eine starke Freude aufhelfen könnte", sagte das Muetti, da keines ihrer Mittel mehr bei Anni angriff.

Der Gruber schüttelte den Kopf. „Da kann keine Freude mehr helfen, da ist was verdorben. Wenn sie die Kraft wiederbekäme zu verstehen, wie viel durch die eigene Schuld verdorben ist, wäre das noch viel trauriger."

Das alte Muetti wurde ihre Gedanken nicht leicht los. „Alte Leute sollten sich nicht vermessen, ihre Erfahrung wie eine Sperre vor den Wildbach zu legen, der doch nun einmal die Jugend ist."

„Du meinst das wegen dem Brief", antwortete der Alte kleinlaut.

Das Muetti nickte.

„Ja, da schlage ich mich auch schon die ganze Zeit mit den Zweifeln herum. Aber Besinnung hätte es bei dem Anni so oder so nicht gegeben. Sie hatte nicht den geschulten Verstand von der Rose. Eine, wie das Anni, die hat ein Herz und einen Entschluß. Sie mußte damals, um des Christian willen auf dem Selhöfli wurzeln und nicht gleich in die Fremde laufen."

„Ja so eines ohne Mutter und mit dem Vater, der alleweil über den Durst getrunken hatte." —

„Sie konnte sich zu uns halten."

„Ja aber" — die Muetti sah vor sich hin — „wir konnten ihr's nicht ausreden das mit der Rose, weil wir die Wahrheit fühlten."

„So ist es. Und da hatte wieder das Höhere seine Hand im Spiele — dem wir armselige Menschen mit der begrenzten Einsicht doch nicht abgucken können, wie es bestimmt ist mit uns."

Da saßen die beiden Alten und sahen das Anni verlöschen. Klaglos verhauchte sie den letzten Atemzug. Indes riß ihr Kindlein hell und wach und voll Neubegier die

Augen auf, in eine Welt zu sehen, in der das Leid groß und mächtig sich oft als wie ein schwerer Holzklotz auf die Freudenfünkchen des Lebens wälzt — in eine Welt, darin es gar kräftige Lungen braucht diese Freudenfünkchen anzufachen zur Daseinslust.

8.

Rose band die Blumen auf vor dem Fenster ihrer Stube. Sie gingen in das vierte Jahr, waren voll mit herrlicher Blüte, jungstämmig und gesund. Mühe und Sorge hatte sie mit dem Wachstum gehabt, sie wollten nicht recht Wurzel fassen, ihr beinahe wie eine Warnung, daß ihrem eigenen Leben hier oben nur eine Station beschieden war. Sie erschrak oft vor sich selbst. Sie hatte ihr Herz an dieses Stammhaus gehängt, wie an etwas, wo nur allein ihre Sicherheit ruhen könnte. Es wandelte sie oft ein Verzagen an, sich hinausdenken zu müssen, fort von hier, keine Spur zurücklassend, kein Bedauern. In ihrem besten Sinnen konnte sie sich nicht mehr losreißen von diesem Boden. Um Christian, da hatte die Hoffnung eine hohe Hecke gezogen, über die hinaus er nicht mehr in das Geschehen der Welt sah. Hatte er des Tages Arbeit beiseite geräumt, flüchtete er hinter diese Hecke. Oftmals lächelte er der Rose aufmunternd zu, denn nun hatte er es auf sich genommen in Geduld auszuhalten, bis die Rose ihm käme mit dem Abschied. Sein Anni, die saß ihm sicher in Treue und Glauben im einsamen Savoyertal, so hatte es ihm der Gruber geschrieben bald nach seinem Besuch auf dem Breitenast, und andere Kunde war bis jetzt nicht zu ihm gelangt. Wie aber wollte er auch des Anni Treue lohnen! Sie einsetzen hier oben als Herrin in die Vollblüte des Hofs, der nun sein Eigen geworden war durch seine Arbeit und die kluge Voraussicht der Rose. Wenn es ihm gar oft zum Herzen stürmte das starke Blut und ihn wirblig machte vor sich selbst, dann brauchte er nur der Rose stilltrauriger Art zu begegnen, wie sie im Hause emsig schaffte ohne viel Worte und doch auch mit der ganzen großen Sehnsucht in sich. Die wußte sich in die Hand zu nehmen, und immer war sie geduldig ihm zuzuhören und ihm weiter zu helfen, wenn es kleinmütig über ihn kam. Darum durfte er der Rose das Zuwarten nicht verleiden. Der Hermann ließ nichts hören von sich, und sie wartete seiner, da er kommen sollte sie zu holen als ein Großer. Die Rose hatte versucht, es dem Christian gleich zu tun. Aber ihre Hecke wollte nimmer so dicht zusammenwachsen, daß es nicht Lücken genug gab darin, die ihren Blick hinauszwangen in die Welt und in das Mißtrauen. Der Mut war ihr für das laute Leben abhanden gekommen vor der Stille und weltabgetrennten Vornehmheit des Holunderberges. In den ersten Jahren hatte die Mutter Veronika viel um die beiden geforscht. Etwas wie aus ihrer eigenen Jugend spürte sie in der Art des jungen Haushaltes. Es kam ihr zeitweilig vor, als wären die beiden in ihrem Ehestande nur zu Gast. Es quälte sie arg,

daß dem Geschlecht nun dennoch die Grenze gesetzt schien. Verbittert zog sie sich ins alte Haus zurück. Was hatte es nun gelohnt das Schaffen und Einheimsen, wenn zu guter Letzt doch alles den ausgewanderten Tannen zufiel, die irgendwo in einem fremden Erdteil auf das Erbe aus der Heimat lauerten.

Beim Karl gab es nur Mädchen. Die Linni wurde darum wenig geachtet. Nun erwarteten sie dort wieder ein Kind und Linni, die wußte es schon, rein aus Angst, daß es kein Junge würde, mußte es ein Mädchen werden. So hatte sich denn auf dem Berge zwischen dem alten Haus und dem Anbau, darin die Rose städtisch eingerichtet war, so etwas wie eine Mauer errichtet. Die Rose war froh darum, denn sie fürchtete die Augen der Mutter Veronika, der sie sich ja nun doch mit einem Betrug auf den Hof gesetzt hatte. „Hier Rose, hier, das mußt du lesen", rief Christian atemlos. Er war nur so die Treppe heruntergesprungen der Rose die Ortszeitung zu geben, wo in breiten Sätzen viel über den Herrmann zu lesen stand. Der hatte nun seine Bilder in der Stadt ausgestellt, absonderliche fremdbunte Bilder, hieß es, die sich gar nicht in den Sinn der kalten weißen Bergheimat einfügen ließen. Rose las es immer wieder. Die Augen waren ihr trocken, sie faltete dann das Blatt zusammen, und ein Frost lief ihr über den Körper, als ob nicht die ganze gute Frühlingswärme über die Erde streifte.

„Ja," sagte Christian endlich leise und verlegen, „es kommt mir sonderbar hart an bei aller Freude uns am Ziel zu sehen ... Ob dir's auch so ist, Rose?" „Es darf aber nicht", Rose sprach überlaut, dann sprang sie schnell auf und strich sich mehrmals über die Stirne, wie eines, daß da was wegnehmen wollte. „Ja und morgen, da möchte ich zur Stadt, wenn die Pferde frei wären." „Die Pferde müssen frei sein," antwortete Christian schwer, „und aller Segen sei mit dir."

Diesen Abend hielt es den Christian nicht hinter seiner Hecke, die seine Sehnsucht und seine Gedanken um das Anni war. Immer wieder trieb es ihn, mit der Rose zu sein. Sie sprachen nichts miteinander, und es wurde wie ein wehmutvolles Abschiednehmen von allem, was sie sich miteinander ausgedacht die Jahre und was sie auch miteinander hier oben geschaffen hatten ... Rose fuhr am andern Morgen allein den Berg hinunter. Sie kam sich vor, wie hinausgetrieben durch einen fremden Beschluß und nicht wie durch den eigenen Wunsch.

* * *

Ineinandergefallen war der Rose mühsam zusammengehaltene Hecke. Der Herrmann hatte sich versündigt! Sie drückte die eiskalten Hände gegen die Augen. Der Herrmann hatte sich versündigt! Ein Frevel war, was da prahlte in Nacktheit und dabei aussah wie eins von den Märtyrern mit den Kreuzesmalen. Als wäre es ihre eigene Schande, drückte sie sich an den

Menschen vorbei, die gierig vor dem Bilde standen. Sie suchte ins Freie zu kommen. Die Knie taten ihr weh, als wollten sie sie keinen Schritt weiter tragen. — Es gab keine Ruhe, sie mußte weiter, Schutz suchen für ihre Müdigkeit und eine Wegstütze.

In tiefer Demut pilgerte sie den Holunderberg hinauf, einem Bittgang gleich und dann oben in Ergebung den Tag abwarten, da Christian ihren Platz begehren würde für das Anni. Oben war es frühlingsstill. Niemand im Hause. Rose konnte allein sein vorerst. Das Bild! Sie kam nicht los davon, es riß ihr die Sinne, die Gedanken wund. Der Herrmann, der kinderklar und einfach gewesen ist und sie darum groß dünkte, war nun geworden wie einer, der hinauszieht und, wenn er eine Weile draußen war, sich auf seine Muttersprache nimmer zu besinnen vermag. Ein Fremdes, ein Wildes hatte sich ihm angenistet, und damit war er ihr fortgerückt für immer, denn wenn einer das sah in dem Abbild, das Gott von sich im Menschen geschaffen hatte, mußte man einen weiten Bogen um ihn machen, wie um einen Gezeichneten. Rose schloß die Hände in schwerer Not. Sie war müde, sterbensmüde. Sie setzte sich still in die dunkelste Ecke des Zimmers. Immer wieder überfroren sie die Gedanken an Herrmann in schreckhafter Angst, und hier oben konnte sie auch nicht bleiben. Dann kam Christian, und sie sprach ihm von dem Bilde.

Der Christian blieb lange still, dann sagte er langsam: „Der Herrmann war allein hinausgezogen, ohne die Zusammengehörigkeit, die unsere Tage wärmte, und so einer muß vielleicht in dem harten Ringen mit sich selbst ein Fremdes hinausarbeiten, um es loszuwerden. Weiß ich doch, was die Sehnsucht Verkehrtes auch aus mir hätte machen können, wäre meine harte Arbeit nicht mit dabei gewesen und deine Nähe, Rose. Da wird man eben das Unheilige, was allemal an solch einer Sehnsucht haftet, los vor der Gewalt der Natur oder vor der guten Art eines Menschen.

Die Rose schlug die Augen nieder. Wenn der Christian wüßte! Und darin sah sie auch ihre Schuld dem Herrmann gegenüber. Ihr Gedenken hatte längst nicht mehr die Kraft für ihn, ihm voran zu leuchten wie ein ehrliches starkes Licht in der Dunkelheit der Wege, darin er vielleicht manchmal verzweifelt umhergeirrt war. Nun war auch alles mit eins erloschen.

Der Sommer breitete sich aus in reicher behaglicher Pracht. Rose konnte das Wachstum ihrer Blumen nimmer bewältigen. Sie ließ es wild und üppig ineinanderwinden vor ihrem Fenster, und dahinter saß sie untätig und still, beinahe scheu vor dem Christian. Sie wußte, daß sie nimmer hier fortkonnte aus eigenem Entschluß. Tag für Tag wartete sie auf den Streich, der der Verworrenheit ihres Lebens nun auch gleich ein Ende bereiten sollte. Christian hatte, als die Rose zur Stadt fuhr, nach dem Breitenast geschrieben. Die Antwort konnte nicht lange ausbleiben. Rose sah, wie Christian mit Unrast darauf wartete. Sie riß mit fiebernden Händen die Blumen vor dem Fenster

auseinander. Eiskalt perlte es ihr auf der Stirne. „Gebt nur immer," rief sie den Knecht an, der eben mit der Post ins Haus wollte. Da war es ... Sie lehnte lange an der Wand im Hausflur. Nun hörte sie eine Türe gehen, der Christian würde kommen, fragen — sie hielt den Brief, wenn er in ihre Tasche glitt; dann gab es noch eine Frist — nur eine Frist. Nun ging sie dem Christian entgegen.

Es war die Antwort. Der alte Gruber berichtete in einfachen Worten von Annis Sterben. Von dem jedoch, was das Anni vernichtet hatte, stand nichts in dem Brief und auch nicht, daß sie auf dem Breitenast ein goldhaariges Jüngferlein großzogen von einer seltsamen Nixenart, und das jetzt schon dem Muetti, so klein und hilflos es war, manche Not schaffte damit, was es alles für sich erriet aus den Dingen der Welt.

Christian gebärdete sich schweranklagend gegen das Schicksal, aber wie der Sturm die Meereswellen aufpeitscht weit über das Ufer hinaus und in den tiefsten Tiefen des gehetzten Wassers wühlt und ihm entreißt, was es versenkt glaubt bis in alle Ewigkeiten, so mögen des Menschen herrlichste Gemütsschätze sich erst loslösen können durch die Gewalt eines allmächtigen Schmerzes. Und Rose saß neben Christian und sammelte sorgfältig ein, was da aus Christians aufgewühlter Seele an die Oberfläche wollte. So lange das Anni lebte und mit ihr sein stärkster und einzigster Anziehungspunkt, da war er wie verliebte Jugend geblieben, halb mit Trotz vor den Menschen, halb mit Scheu. Er hatte noch gar nicht gelernt seinem eigenen Bewußtsein gegenüberstehen mit Menschenpflichten. Der Schmerz erst vollendete seine Mannheit, und von Stund an verstand es die Rose ihn wach zu halten. Das, was er erleben mußte, zeigte ihm, wie hinfällig die Wünsche sind, die man für sich allein großziehen möchte gerade wie ein einziges Kindlein im Hause, das stets mehr Angst bereitet, als Freuden. Nun wollte er seine Vollkraft in die Allgemeinheit tragen, weit weg von sich selbst, denn nur so war es ihm denkbar, die ganze ungeheure Last, die ihm das Leben war, weiter zu schleppen.

Und wie das Getriebe und die Mannigfaltigkeit ihn packten, also schien es, als ob man schon lange gewartet hätte unten im Dorf, daß ein Tannen nun endlich mitspräche in dem, was dem Lande diente, und wie nun, was er in all den Jahren oben in der stillen Stube des Vaters und mit der Rose geschultem Verstand eingeheimst hatte, mit eins lebendig wurde und wichtig. Die Last, die ihm zuerst das Leben dünkte, wurde leichter, und endlich sah er sich wie einer, der seinem Leben ehrlich gegenüberzustehen wußte . . . Viel Neues war es, was er von unten herauftrug in die stille Nachdenklichkeit seiner Stube. Da Rose mit ihm hatte weinen können, waren ihre Gedanken nimmer auseinandergegangen. Sie saßen denn oft, bis der Tag hinüberschritt in die weiche Dämmerung des Feierabends. Dann ruhten auch die Gedanken. Still saßen sie auf der alten Truhe und seltsam wohl war ihnen, still nebeneinander zu bleiben,

wenn die Schatten anfingen sich um die Körper zu vertiefen. Die eigenen Wünsche hatten lange geruht im Dunkel der Trauer. Unsichtbar sprossen Blumen an der Stelle, wo Totes eingesargt ward, und nun war es an der Zeit, wo sie aus dem Gedenken einen blühenden Strauß winden konnten für das Leben.

9.

„Das ist sündiges Zeug", rief die Mutter Gruber ein um das andere Mal dem Vater zu, ohne daß der sich von den kleinen etwas angelaufenen Fensterscheiben wegrührte. „Sündiges Zeug ist das, und du, Vater, solltest Sorge haben, daß die Trudi aufhört dumm zu tun mit der Vermaskierung. Bleibt erst stundenlang im Wald, um das Gesträuch zu holen, und behängt sich am heiligen Sonntag, statt im Dorf unten die Predigt zu hören."

Der alte Gruber antwortete gar nicht. Die Pfeife war ihm ausgegangen über das Bild da draußen vor dem Hause. Da waren Wasser und Berge, welche eigentlich keine waren, und eine feurige Sonne war dahinter, in der stand die Trudi mitten drin. Die rotgoldenen Haare hatte sie gelöst und rote und gelbe Beeren an langen glühenden Buchenzweigen hineingehängt. Die Blätter rankten sich um das zarte Kind, als wollten sie da für immer festwachsen, und in langer Schleppe fielen die leichten Äste an ihr herab. Das Gesicht hatte sie der untergehenden Sonne zugewendet, starr, bewegungslos, nur die Lichter tanzten über das Ganze vom hellsten Rosenrot bis ins leuchtende Braun. Die Augen waren ganz weit offen, und sie tauchte damit in diese Farbenfreuden hinein, als sollte sie da ihrer kleinen Seele Seligkeit finden für alle Zeit.

Der Gruber hatte den Christian gebeten, sich in einer wichtigen Angelegenheit auf den Breitenast zu begeben. Er und das Muetti fühlten sich alt werden und verstanden sich auf des Anni kleines Mädchen gar nicht. Es war anders, als sonst Kinder sind, und schlüpfte ihnen nur so zwischen den Fingern hindurch, als wie ein Eidechslein. Sie konnten ihr nicht nach mit den alten Beinen. Da mußte nun der Christian kommen und helfen und endlich auch von dem Vermächtnis des armen Anni hören. Es gab immer noch keine Kinder auf dem Holunderberg. Junge Leute, wie er und die Rose, würden sich besser auskennen in der absonderlichen Art, von der die Trudi immer mehr und mehr annahm. Die Welt, so meinte das Kind, wäre für sie allein gemacht. Was man ihr nicht freiwillig gab, das nahm sie sich auf irgend eine Weise, und nimmer ließen ihre Gedanken davon, wenn sie sich irgend etwas in ihren Kopf gesetzt hatte. Sie mußten sie aus der Schule nehmen, da sie immer viel weiter war, wie die andern, und sie lief dem Lehrer einfach weg, wenn er ein Ding, das ihr bereits bekannt war, immer wieder erklärte, damit die andern es erst begriffen. . . Der Lehrer wünschte es selbst, daß sie nun ein Jahr vorerst weg=

bliebe, und so hatten die Alten wieder die Unruhe im Hause. Nichts durfte man von ihr begehren, ihr nichts sagen, dann legte sie einfach die Arbeit hin und sprang in den Wald und blieb draußen, bis in die sinkende Nacht, daß die Grubers oft die heilloseste Angst bekamen und mit Laternen ausziehen mußten, die Trudi einzuholen. Ganz in der Nähe saß sie dann oft in einem Ast und wollte sich ausschütten vor Lachen. Das Muetti suchte ihr mit Bibelsprüchen beizukommen, aber da frug sie so vielerlei dazwischen, daß das Muetti nicht aus noch ein wußte. „Bibel wäre doch Bibel," klagte sie dann dem Vater, „da konnte man doch nicht zweierlei deuten." Da merkte der alte Gruber, daß sie sich zeitlebens wenig Kopfzerbrechens gemacht haben, welch ein Sinn in mancherlei zu legen wäre, und daß es oft anders ausfiel, wenn man selbst anfing zu denken, statt immer nur den andern nachzudenken. Aber das schickte sich nicht mehr in ihre alten Köpfe, da mußte nun die Rose heran mit ihrem Verstand. Zum heutigen Sonntag erwarteten sie den Christian. Als Trudi das hörte, gab es für sie kein Halten mehr. Den herbstlichen Wald hatte sie geplündert, das Haus geschmückt und mit dem Rest, den sie nicht unterzubringen wußte, sich selbst wie einen Waldgeist ausstaffiert. So wartete sie draußen in der herben Oktoberluft . . . Da sah der Vater Gruber, wie sie den Kopf vorbeugte und in die Tiefe sah, dann kam sie mit hocherhobenen Armen ins Haus gelaufen. „Ich habe den lieben Gott gesehen," flüsterte sie geheimnisvoll und schmiegte sich eng an den Arm des Großvaters in zitternder Begeisterung. „Und seine Sonne war wie Feuer um ihn."

„Das absonderliche Kind", murmelte der Alte ergriffen. So deutete sie sich nun das Bibelwort selbst, wie der Herr als Gast eintrat in die Hütten der Niedern, und diesen Sinn legte sie nun in das Gefühl, das den Gast willkommen heißen sollte auf der Schwelle des Hauses. Der Gruber hielt des Kindes kalte aufgeregte Hand in der seinen und trat mit ihr vors Haus. Der Christian war schon oben. Er stand da und fand kein Begrüßungswort, denn er wußte im Moment nicht, was ihm da sein Zurückdenken vorgaukelte oder was Wirklichkeit war.

„Ja, das hat uns das Anni von sich dagelassen," sagte der Gruber einfach.

Dann saßen sie in der Wohnstube. Christian fand aus dem Bann gar nicht heraus. Er hörte alles, was das Muetti berichtete, wie aus weiter Ferne, und sah nur immer die grauen Augen des Kindes, die wie in hungriger Erwartung auf ihn gerichtet waren.

„Ja, dann wird es wohl das Beste sein, die Rose holt sich die Trude selbst ab," sagte er nach einer langen Pause und dann zu dem Kind gewendet: „Aber Waldgeist darf bei uns nicht gespielt werden."

„Hast du nicht auch den Wald gemacht?" frug die Trudi hastig dagegen.

„Ja, wenn ich so was könnte," lachte der Christian nun aus dem Herzen, „den macht der liebe Gott."

„Ich weiß aber, daß du der liebe Gott bist," beharrte die Trudi.

Die Mutter Gruber verdrehte die Augen und rang die Hände. Was mußte nur der Christian von dieser Verwilderung denken. Erst die sündige Vermaskierung und jetzt wieder diese Rede.

„Du mußt so etwas nicht sagen, Trudi," unterbrach Christian den gewaltigen Redestrom des Muetti. Er wendete sich lächelnd und mit einer festen Milde an das Kind.

„Nun," sagte sie ganz entschlossen und sah den Christian mit strahlenden Augen an, „ich habe mir den lieben Gott doch genau so gewünscht."

Darauf wußte nun niemand etwas zu antworten. Als es später war und das Kind in seine Kammer ging, da erzählte erst der Gruber, wie er das Anni in Krankheit und Elend an der Kreuzung aufgefunden und ins Haus gebracht hatte. „Wir hätten ja gern ihr Kindlein bis an unser seliges Ende im Hause behalten," schloß er die Erzählung, „aber wir wissen da zu wenig Bescheid darin. Damit haben wir alle drei es nicht gut. Das Muetti, dem das Alter nun doch zu schaffen macht, muß ihre gute Alltagslaune drangeben, und ich bin auch nicht besonders geduldig dabei."

Im Innersten wehrte sich Christian gegen dieses Kind, das auch ihn eher erschreckte. Aber vielleicht war das nur hier so, wo zwischen dem Altgewohnten der Gruberleute und diesem jungen Blut keine Einigung zustande kommen konnte. „Wer da der Vater war, weiß man wohl nicht?" frug der Christian nach einigem Nachdenken. Ihm war plötzlich in den Sinn gekommen, was die Rose ihm damals erzählte von dem Bilde, und ohne es zu wollen, sah er da plötzlich einen Zusammenhang.

„Danach konnte niemand mehr fragen, wie sie so dalag," sagte der alte Gruber und fuhr sich über die Augen. „Es wollte sie auch keines mehr von uns mit den Angelegenheiten dieser Welt stören."

Es wurde ganz still in dem kleinen Zimmer.

„Es nimmt mich endlich nicht wunder, dieses Kind, ich habe eigentlich immer noch etwas wie von dem Anni erwartet," sagte der Christian und blieb wie in ein Zurückdenken versunken.

Mit dem Frühesten ging Christian wieder nach der Station. Der Gruber gab ihm noch ein Stück Weges das Geleite.

Als sie an die Kreuzung kamen, blieb Christian stehen.

„Und jetzt an der Stelle habt Ihr sie aufgelesen, Vater Gruber?"

„Ja, gerade hier."

„Und der Selhofer?"

„Dem hab ich das Kind erst gar nicht eingestanden. Der hatte ja doch

nur das Anni auf dem Gewissen, mit dem ewigen Gehöhne und Geschwatze, das er deinetwegen vollführte. Nun sauft er sich langsam zu Tod."

Wie Christian dann allein weiterschritt, mußte er denken, ob wohl das Anni es so verstanden hätte, wie die Rose, seinem Leben einen kräftigen Inhalt zu geben. Die Jugend freilich war ihm mit dem Anni dahingegangen, die Jugend, welche schäumt und klagt und die Arme gegen den Himmel hebt in jauchzender Lust oder in harter Qual. Die hatte er sich in dem Leid um das Anni herausgetobt. Was dann noch übrig geblieben, war eine Weisheit für alles.

Die Liebe für die Rose war auch wie eine Weisheit. Allem lag irgend ein Gedanke unter, das wußten sie beide, und darin haben sie sich auch finden müssen. Die Rose hatte es ja auch plötzlich mit der Angst bekommen, ins Leben hinein zu laufen. Christian blieb stehen. Nun sollte in ihre gefügte Haushaltung dieses beunruhigende Waldkind. Christian ging nun wieder eine Strecke. Mit eins wurde es ihm klar, daß die das Kind nehmen mußten. Jetzt, wo es kein wirkliches Sorgen in ihrem Leben mehr gab, wo sie von der Vergangenheit sprechen konnten, war es vielleicht an der Zeit, die Seele, die sich ein wenig zu sehr von Allerweltsliebe nährte, etwas zu beunruhigen, damit sie auch neue Früchte zeitigte, ehe die reifgewordenen abfielen. Er mußte lachen, wie das Nirlein da oben mit den alten Grubers hauste. Ihm zu Ehren hatte sie sich geschmückt und wußte doch nichts von ihm. Wie ihr die roten Beeren leuchtend im Haar und auf der Stirn lagen, wie Blutstropfen. Christian fuhr sich über die Stirne. Diesen Zusammenhang, er wurde ihn nimmer los. Der Herrmann war seit langem in der Leute Munde. Immer wieder soll es dasselbe arme gequälte Menschenkind sein, das er aus einer Erinnerung heraus male, einer Erinnerung, die ihn dem Wahnsinn entgegentrieb. Ja so. Christian fuhr auf. Er war an der Station. Man grüßte ihn ehrerbietig.

„Habt Ihr endlich das Kränzlein niedergelegt auf des Anni Grab? Zu Tode hat sie sich gegrämt um Euch, na und die Erbprinzessin droben auf dem Breitenast werdet Ihr wohl nicht länger verleugnen können."

Christian wich zurück. Das war des Anni Vater gewesen. Dieser traurige Trunkenbold würde ihm nun auf dem Holunderberg in seinem reinlichen Hause sitzen. Als er noch der Knecht auf dem Breitenast war, hatte er oft die behagliche Fröhlichkeit, die der Selhofer mit heim brachte, mit der grämlichen Stille verglichen, die im Elternhause herrschte. Mag ihm der Himmel diesen sträflichen Vergleich verziehen haben. Daß Christian still versonnen auf den Selhofer blickte, statt zu antworten, brachte den Trunkenen in sinnlose Wut. Er spie förmlich hinter Christian her, da dieser, ohne eine Antwort zu geben, den Bahnsteig entlang schritt. Es war Markttag. Auf dem kleinen Bahnhof hatten sich eine Anzahl Bauern zusammengefunden, die den Selhofer umstanden,

teils, um ihn zu beschwichtigen, teils, um ja kein Wort von dem zu verlieren, was der betrunkene Selhofer dem Tannen anhing. Wenn auch nicht alles, so mußte doch irgend etwas an der Geschichte sein. Der Gruber war zeitlebens ein Heimlicher gewesen, und daß der ein Kind so einfach aufzog, das wollte ihnen auch nicht ein. Kam eben noch der Besuch des Christian von der Tannen auf dem Breitenast dazu, da mochte denn schon ein Körnlein Wahrheit dahinter stecken. Als der Zug in die Stadt einfuhr, war der alte Selhofer bereit einen Advokaten aufzusuchen und zwar, wie ihm die Bauern rieten, den Schwager des Tannen. Im besten Fall konnte er ein Schweigegeld einheimsen, und dann mußte das Kind sicher gestellt werden, will wohl heißen, meinten die Bauern, wenn alles stimmt.

Der Christian blieb in tiefer Traurigkeit. Das Leben riß allmählich den Glorienschein in Stücke, den er sich um des Anni Sterben gewoben hatte. Wie das nun alles trostlos zusammenhing. Ob es nicht besser wäre, das Kind zu fremden Leuten zu geben, die es für die einfachste Arbeit großzogen?

Christian fürchtete dieses Blut, es zwang ihm jetzt schon eine Unsicherheit auf, mit dem, wie er das Kind in Verbindung bringen mußte mit dem Herrmann. Bis heute hatte er es vermieden, sich das Bild anzusehen, vor dem die Rose zusammengebrochen war, und nun drängte es ihn förmlich dahin mit eigenen Augen wahrzunehmen, was ihn schwer belastete in der Idee.

Lange, lange stand er vor dem Bild, das ihm schreckhaft traurig aus dem fahlen Licht dieses Oktobermorgens entgegenleuchtete. Des Anni wunderholder junger Leib war mit blühendem Herbstlaub umrankt. Um den Hals und über der bloßen Brust hing ein silbernes Gehänge, wie es die Frauen zur Oberländertracht tragen. Die Augen hatte sie gesenkt, und durch die Finger ließ sie die kleinen Silberkugeln der Kette rollen. Um den fest geschlossenen Mund zuckte es wie verhaltene Tränen. Christian las ein schweres Leid in diesem Bild, ein Leid und eine schwere Grausamkeit. Er ballte die Hände darüber, daß dies hatte geschehen können, geschehen, weil er in die Zwangsarbeit, in das Dumpfe gesteckt war oben auf dem Berg, weil er aus seiner Hoffnung nicht herauskonnte zu Taten. Den Herrn hatte er sich erarbeitet, und die Anni ließ er inzwischen ans Kreuz nageln. Sie mußte es über sich ergehen lassen, draußen in der Fremde allein und allem preisgegeben, und von ihm wußte sie ja nur, daß es eine Frau gab auf dem Berg. Der Gruber hatte die erste Schuld auf sich genommen, daß er seinen langen Brief dem Anni niemals zugehen ließ aus falscher Fürsorge, und da in ihm selbst sich lange nicht hervorgewagt hatte, was eine eigene Handlungsweise hieß, mußte ihm indessen das verderben, wofür er sein Leben vorbereitete. Nur mit Gewalt konnte er sich aus der weinerlichen zagen Stimmung reißen, die mit dem Anblick des Bildes über ihn gekommen war, und immer noch fand er in sich keinen Entscheid wegen der Trude. In seinem Haus würde die Ruhe mit ihr zerstört werden

müssen. In ihrer beider Leben könnte ein Zweifel einziehen, ob sie überhaupt ein Recht hatten zu einander, auch jetzt noch. Wie dies alles auf den Kopf drückte . . . „Die Rose soll entscheiden, vielleicht findet sie eine Klarheit, wo ich nur traurige Verwirrung sehe," sagte er endlich laut vor sich hin.

Heute konnte er kaum erwarten, wieder heimzukommen. Er nahm sich nicht einmal Zeit, die Linni aufzusuchen. Als er nach dem Bahnhof eilte, stieß er auf den Schwager.

„Du hast es aber eilig", rief dieser lachend und mit dem Geräusch, das dem Christian so fatal war.

„In zehn Minuten geht mein Zug. Grüß die Linni und sag ihr, die Zeit langte nicht für diesmal."

„Dann will ich sehen, was sich in diesen zehn Minuten noch in deiner Sache tun läßt." Der Karl wollte sich ausschütten vor Lachen.

„In meiner Sache?" frug Christian unangenehm berührt.

„Nun ja, in der mit den Alimenten. Die Mutter ist zwar tot, aber der überlebende Großvater will die nun für sich eintreiben, und außerdem will er das Kind gesichert haben, oder er bringt deine Liebesaffären in alle Zeitungen."

Den Christian würgte es am Hals. Der Karl wartete, immer vor sich hinlachend, bis der Christian, wie er vermeinte, zu sich gekommen war.

Dicht vor dem Bahnhof sagte der endlich. „Den Selhofer, den armen Trunkenbold, kannst du zum Gruber auf den Breitenast schicken. Dort wird er, wenn es der Gruber will, erfahren, wessen Kind dies ist. Er wird nichts erfahren, da niemand etwas Gewisses darüber sagen kann. Der Gruber hatte die Tochter sterbend bei sich aufgenommen. Was aber mit dem Kind geschehen soll, das werde ich heute noch mit der Rose beraten."

Nun lachte der Karl wieder lärmend los. Er schlug den Christian auf die Schulter, damit die Leute ringsum auch sehen konnten, wie er mit dem, sonst von allen gefürchteten Schwager stand.

„Also gute Reise und den Kerl, der mir mit seinem Fusel das ganze Bureau verpestete, werde ich auf den Breitenast schicken oder wohin du willst." Der Zug hatte sich schon in Bewegung gesetzt, und noch immer gestikulierte der Karl dem Davonfahrenden nach.

10.

„Und was sagst du jetzt, Rose", schloß der Christian. Er hatte ihr alles getreulich erzählt vom ersten Erblicken des Kindes, von seinen Vermutungen und der Gewißheit, die ihn beim Anblick des Bildes überkam, daß die Trude des Herrmann Kind sein müsse. Auch von seinen Beunruhigungen verschwieg er ihr nichts. Die Rose blieb still eine ganze Weile, dann sah sie den Christian mit ernsten, feierlichen Augen an.

„Das Anni ist fast wie ein Stück von mir gewesen, sonst hätte nimmer geschehen können, wie alles geschah. Darum muß ich wieder handeln, wie ein Teil von ihr. Und haben wir gefehlt in aller Unerfahrenheit, dann darf es uns nicht verdrießen, gut zu machen an dem Kind, mag auch mancherlei Beunruhigung damit zusammenhängen. Die Trudi also müssen wir nehmen, vorausgesetzt, daß der Herrmann einverstanden ist damit."

„Du weißt," sagte Christian leise, „daß das Anni niemals von dem Herrmann gesprochen hat zu den Gruberleuten. Sie ist doch im Elend von ihm gegangen und er hat sie gehen lassen."

„Das Anni ist tot, Christian. Wir können nur den Herrmann hören, und wir müssen ihn hören, schon wegen dem Selhofer muß das geschehen. Auf dem Manne, der Recht spricht in seiner Gemeinde, darf nicht einmal der Verdacht eines Trunkenboldes haften bleiben."

Christians Besorgnis fing an einer Art Nachdenklichkeit zu weichen.

„Meinst du nicht Rose, daß wir vorerst mit der Mutter beraten wollten. Sie könnte da leicht etwas mißverstehen."

„Nein, Christian. Die Mutter weiß zu wenig von unserm Leben. Und dann . . .", Rose zögerte ein wenig, weiter zu sprechen, „ich will es lieber gleich sagen. Die Mutter geht nicht ehrlich um mit dem eigensten . . . Denk nur, wie es mit uns hätte kommen können, wenn wir uns nicht begegnet wären in Freimut. Denk nur an Linni." Die Rose war aufgestanden. „Was ich dir nun einmal von deiner Mutter sagen mußte, könntest du mir getrost mit meinem Vater wiedergeben. Da aber "— sie schlug die Augen nieder und die Stimme, die bis nun ruhig klang, zitterte, „da aber liegt noch eine häßliche Sünde, — die Habgier. Deine Mutter sah ein Geschlecht, mein Vater ist gierig gewesen nach euerm Gelde." Rose atmete tief. „So und nun meine ich, daß ich den Herrmann aufsuchen müßte — allein. Wenn du es richtig benennen willst, hat er mir die Treue gebrochen, noch lange ehe ich ihm abgeschrieben habe aus meiner Einsicht heraus. Es muß ihm ein Wiedersehen nicht peinlich gemacht werden." Die Rose sah sinnend in den herbstlich dürren Kastanienbaum vor dem Haus. „Solch eine armselige Pracht, wie jetzt dieser Baum, ich muß da an den Herrmann denken. So viel Mark in den Knochen und solch eine armselige Pracht, die nur Dürre zeigt, mit ein paar Blättern dran, und das ist wie sein Ruhm. Gold, wenn das Licht drüber scheint, in der Nähe zerfressen. Seinen Ruhm holt er sich aus einem Grabe."

„Nein, Rose, das scheint mir anders. Sein Kind ist etwas, wie seine Bilder, und das hat zehn Leben im Blut."

„Dann, Christian, muß der Herrmann erst recht von seinem Kinde wissen. Vielleicht ist es ihm am nötigsten."

Schluß folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr C. Mühling.

Die lange angedrohte, immer wieder vertagte Ausdehnung des türkisch-italienischen Krieges auf die Küsten des ägäischen Meeres ist am 18. April erfolgt. Ein italienisches Geschwader von 27 Schiffen ist vor den Dardanellen erschienen und hat die Festungen, die den Eingang des Hellesponts verteidigen, beschossen. Dann ist es wieder nach Italien zurückgekehrt. Andere italienische Schiffe haben die Kabel durchschnitten, die das türkische Festland mit den ägäischen Inseln verbinden, und kreuzen in den Gewässern, die Kleinasiens Küsten bespülen. Nach offiziösen Mitteilungen aus Rom hat diese Flottendemonstration einen dreifachen Zweck. Sie sollte erstens den Beweis erbringen, daß Europa Italien nicht in den Weg tritt, wenn es von dem Machtmittel, das es bisher aus weitgehender Rücksicht auf die Interessen der europäischen Mächte nur an der nordafrikanischen Küste angewendet hat, den Gebrauch macht, der ihm beliebt. Es sollte zweitens die von der türkischen Regierung verbreitete, in der Türkei selbst, wenn auch nicht im Auslande, geglaubte Legende zerstören, daß die türkische Flotte, trotz der geringen Zahl ihrer Gefechtseinheiten, einen ernstlichen Angriff der italienischen Schiffe auf die asiatischen Küsten mit Erfolg abwehren könne, und dadurch den in der türkischen Bevölkerung festgewurzelten Glauben an die Unverwundbarkeit der asiatischen und europäischen Türkei erschüttern. Sie sollte drittens darauf aufmerksam machen, daß Italien nunmehr rücksichtslos dem von Konstantinopel betriebenen Waffenschmuggel nach dem tripolitanischen Kriegsschauplatz auch im ägäischen Meere entgegentreten werde, nachdem es einige Tage früher durch die Besetzung der Karawanenstraße, die von Tunis ins türkische Hauptquartier führt, den von Westen dem Kriegsschauplatz zuströmenden Kampf- und Verpflegungsmitteln den Weg abgeschnitten hatte. Die europäische Presse hat diesen Versicherungen keinen Glauben geschenkt, weil die Erreichung der nach ihr erstrebten Ziele zunächst nicht bemerkbar ist, aber eine andere vielleicht nicht beabsichtigte, jedoch unschwer vorauszusehende Wirkung dieser Flottendemonstration alle europäischen Mächte mehr oder weniger empfindlich betroffen hat. Die Türkei hat nämlich den Angriff des italienischen Geschwaders mit der Sperrung der Dardanellen beantwortet und dadurch dem europäischen Handel die Zufuhrstraße nach Konstantinopel und weiten Gebieten der Balkanländer, dem russischen Reiche aber die Ausfuhrstraße für seine Feldfrüchte, die wichtigsten Erzeugnisse seines Außenhandels, abgeschnitten. Das

Völkerrecht bietet den europäischen Mächten keine Handhabe, diesem schwer erträglichen Zustand ein Ende zu machen. Sie können weder Italien verhindern, die kleinasiatischen Küsten zu beschießen, noch können sie die Türkei zwingen, ein ihnen unbequemes Mittel nicht anzuwenden, das ihm für die Verteidigung seiner Hauptstadt erforderlich erscheint. Wenn es freundlichen Vorstellungen nicht gelingt, die Hohe Pforte zur Aufhebung der Sperrung zu veranlassen, so werden sie die Schädigung ihrer wirtschaftlichen Interessen, die freilich, wie die Times mit Recht hervorheben, größer ist, als sie je ein Krieg neutralen Mächten zugemutet hat, so lange ertragen müssen, wie es eben geht. Aber es ist klar, daß ihr Friedensbedürfnis mit jedem Tage, den dieser Zustand währt, wächst, und daß es schließlich so stark werden kann, daß sie unbekümmert um alle Vorschriften des Völkerrechts den Frieden auf die eine oder andere Weise erzwingen. Wie sie das anstellen werden, ist nicht vorauszusehen. Daß es ihnen durch friedliche Mittel gelingen möge, ist zu hoffen. Jedenfalls ist die von Italien nicht beabsichtigte Wirkung seiner Flottendemonstration von viel größerer Bedeutung für diesen Krieg um Tripolis als die etwaige Erreichung der von seiner Regierung eingestandenermaßen verfolgten Ziele.

Die Verständigung zwischen England und Deutschland, der durch Lord Haldanes Besuch in Berlin die Wege bereitet werden sollten, und die jeder vernünftige Deutsche, der sein Vaterland liebt, wünschen muß, hat keine sichtbaren Fortschritte gemacht. Aber es ist wahrscheinlich, daß an ihr um so eifriger hinter den Kulissen der hohen Politik gearbeitet wird. Man hat der deutschen Flottenvorlage vorgeworfen, die Schuld an der angeblichen Stockung der Verhandlungen zwischen Berlin und London zu tragen, und da man weiß, daß Herr von Kiderlen-Wächter die Seele der Politik ist, die auf die Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und England hinarbeitet, so hat man behauptet, daß diese Flottenvorlage auch in unseren Reichsämtern die Wirkung eines Erisapfels gehabt habe, und ein schon lange latent vorhandener Gegensatz zwischen dem Bewohner der Villa in der Königgrätzer Straße und dem Nachbar Wertheims ausgebrochen sei. Dieser Gegensatz ist in der künstlichsten und ungeschicktesten Weise aufgebauscht worden. Der Flottenvorlage steht ihr rein defensiver Charakter an der Stirn geschrieben. Sie kann unmöglich die englisch-deutschen Verhandlungen gestört haben. Sie macht nicht einmal eine Verständigung über das Maß der Seerüstungen unmöglich, die freilich den Inhalt nicht des ersten, sondern des letzten Artikels eines deutsch-englischen Freundschaftsbündnisses bilden sollte. Keiner von den beiden „Rivalen" hat denn auch bis jetzt den anderen entthront. Vielleicht bringen die Verhandlungen über die Wehrvorlagen, die im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, im Reichstag beginnen, ein wenig Licht in die Vorgänge, die dieser wenig erfreulichen Preßkampagne zugrunde liegen.

Die Wehrvorlagen und ihre Deckung sind jetzt für lange Zeit die Angelpunkte der inneren Politik in Deutschland. Um sie dreht sich der sonderbarste Kampf, der je zwischen Regierungen und Parteien konstitutioneller Staaten entbrannt ist. Die Eigentümlichkeit dieses Kampfes besteht nämlich darin, daß zwar für die Wehrvorlagen eine große Mehrheit vorhanden ist, aber die Regierung einem einflußreichen Teile der deutschen Presse und zwar merkwürdigerweise demjenigen, der die Ansichten der Linken vertritt, nicht genug Steuern zu ihrer Deckung fordert. Sonst pflegt es gewöhnlich umgekehrt zu sein. Noch bei Gelegenheit der Finanzreform von 1908, als unsere

Finanznot auf ihrem Gipfelpunkt angelangt war, hat dieselbe Presse behauptet, daß viel zu viel Steuern gefordert würden, daß die Regierung den Bedarf überschätze, daß sie sich einer strafbaren Plusmacherei schuldig mache. In der strengen Wermuthschen Lehrzeit sind alle Grundsätze liberaler Finanzpolitik über den Haufen geworfen worden. Eugen Richter muß sich im Grabe umdrehen, wenn er hört, daß man von der Regierung neue Steuern verlangt, nicht etwa nur, um Schulden tilgen zu können, sondern schon deshalb, weil die von der Regierung vorgeschlagenen Schuldentilgungen nicht hoch genug erscheinen. In Zahlen ausgedrückt ist die Differenz zwischen den Gegnern der Deckungsvorlage und der Regierung, wie der Reichskanzler in der Rede, mit der er die Verhandlungen über die Wehrvorlagen einleitete, hervorhob, eine Summe von 34 Millionen. Es könnten also, wenn die Erbschaftssteuer eingeführt würde, wie Herr Wermuth verlangte, 34 Millionen mehr Schulden getilgt werden. Und darum Räuber und Mörder! Es ist unter diesen Umständen wirklich schwer zu glauben, daß die Parteien der Linken durch die Sorge um die Zukunft der deutschen Finanzen zu so lebhafter Kritik an der Deckungsvorlage veranlaßt werden. Aber die politischen Gründe, welche die Opposition ihrer Presse veranlassen, — daß sie auch im Parlament für die Abstimmung der Parteien ausschlaggebend sein werden, ist unwahrscheinlich, — sind komplizierter, als der Reichskanzler in jener Rede darzulegen für gut fand. Es ist nicht nur die Sehnsucht nach dem politischen Erfolg, den die Annahme der Erbschaftssteuer für die Linke bedeuten würde, die den Liberalismus veranlaßt, heute „Gesunde Finanzen" zu nennen, was er früher „Überschußwirtschaft" nannte, sondern es ist vielleicht in eben so hohem Grade die Besorgnis, daß das Zentrum, die treibende Kraft, die hinter dieser Deckungsvorlage steht, wie vor 1907 wiederum zur ausschlaggebenden Partei im deutschen Reichstage wird. So berechtigt diese Besorgnis auch ist, so sollte sie doch keinen Einfluß auf die Stellung ausüben, die der Liberalismus der Deckungsvorlage gegenüber einnimmt.

Um so tatkräftiger muß aber dafür gesorgt werden, daß die nicht zu leugnende Steigerung des Einflusses der klerikalen Partei sich nicht auch im Bundesrate geltend macht. Durch die Ernennung des Führers der Zentrumspartei im Reichstage zum bayrischen Ministerpräsidenten ist diese Gefahr heraufbeschworen worden. Es bietet sich eine Gelegenheit, dem Zentrum zu zeigen, daß es nicht allmächtig ist. Der Reichskanzler muß darauf bestehen, daß die Interpretation des Jesuitengesetzes, die von der bayrischen Regierung beliebt worden ist, zurückgenommen wird. Die Mehrheit des Bundesrates wird dabei auf seiner Seite stehen, denn es ist die Pflicht dieser Körperschaft, dafür zu sorgen, daß die Handhabung der Reichsgesetze in allen Bundesstaaten nach denselben Grundsätzen erfolgt. Aber die Auslegung, die die bayrische Regierung diesem Gesetz gegeben hat, widerspricht derjenigen, nach der es in Preußen gehandhabt wird. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die preußische Auffassung im Bundesrate die Mehrheit findet. Das ist nicht nur um der Sache willen zu wünschen, weil die bayrische Auslegung das Jesuitengesetz unwirksam macht, und auch mißliebige Reichsgesetze nicht umgangen werden dürfen, sondern es muß auch erstrebt werden, damit die Vormachtstellung Preußens im Reich nicht erschüttert wird und der Klerikalismus nicht über Preußen im Reich triumphiert. Zwischen den Zeilen eines im Tag erschienenen Artikels des Herrn Bachem liest man schon die nicht überraschende Drohung, daß das Zentrum, „die für den Reichs-

kanzler unentbehrlichste Partei", in guter Stimmung erhalten werden müsse, wenn die Wehrvorlagen angenommen werden sollen. Vor dieser Drohung braucht sich der Reichskanzler nicht zu fürchten. Sie wird keine Tat gebären. Das Zentrum kann die von seiner Presse gepriesene, von mehreren seiner einflußreichsten Mitglieder gutgeheißene, nach seinen Vorschlägen finanzierte, mit dem Votum seines einstigen Führers versehene Wehrvorlage nicht ablehnen. Die Wehrkraft ist heute kein politisches Handelsobjekt mehr im Deutschen Reich. Es kann diese Vorlage besonders nicht deshalb ablehnen, weil ihm ein Angriff auf die Einheit der Rechtsprechung in Deutschland mißlungen ist. Würde es sich aber wider alles Erwarten doch dazu verleiten lassen, weil es Brüskierungen auf dem Gebiete der Kirchengesetzgebung noch weniger leicht verträgt als auf dem der Steuergesetzgebung, so würde es dadurch dem Reichskanzler eine Wahlparole von beispielloser Zugkraft verschaffen. Denn es hätte die deutsche Volksseele an den Stellen getroffen, an denen sie am empfindlichsten ist, wenn es die Sicherheit des Reiches gefährdete, weil es die um der Jesuiten willen von ihm angetastete Einheit des Reichsrechts nicht durchbrechen konnte.

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten Dr. Flügge.

Das dominierende Ereignis der inneren Politik im letzten Monat ist nach meiner Auffassung die Entschließung der Reichsregierung gewesen, eine neue Wehrvorlage einzubringen und die Kosten dafür in der bekanntgegebenen Weise zu decken. Dieses Ereignis hat auch eine große sozialpolitische Bedeutung. Und zwar nicht nur in seinem zweiten Teile, insofern, als die Deckung der Kosten in Frage kommt: daß die finanzielle Gebarung eines Staates, besonders sein Steuersystem, auf die Bevölkerung des Staates soziale Wirkungen ausübt, ist eine Wahrheit, die ja ohne weiteres einleuchtet. Sondern auch in ihrem ersten Teile ist die Entschließung der Reichsregierung von sozialer Wirkung: es hat soziale Folgen, wenn der Friedensstand unseres Heeres um etwa 30 000 Mann erhöht wird.

Man hört oft die Behauptung, Deutschland fange an, ein Industriestaat zu werden, oder gar die andere, Deutschland werde immer mehr ein Industriestaat. Wenn der Ausdruck Industriestaat überhaupt einen Sinn haben soll, so kann er doch wohl nur einen Staat bedeuten, dessen Grundlage ausschließlich oder doch überwiegend die Industrie bildet. In diesem Sinne aber ist die Behauptung, Deutschland werde oder sei schon ein Industriestaat, irrig. Nicht nur steht politisch die Landwirtschaft durchaus gleich mächtig neben der Industrie, sondern auch wirtschaftlich und vor allem ethnisch ist die Landwirtschaft, der bisher nie versiegte Jungbrunnen unserer Bevölkerung, der Industrie heute noch durchaus gleichwertig. Aber das kann allerdings nicht geleugnet werden, daß derjenige Teil des Volkes, der in der Industrie Arbeit und Unterhalt findet, von Jahr zu Jahr gegenüber dem in der Landwirtschaft beschäftigten wächst, das haben die Berufszählungen im Deutschen Reiche unwiderleglich erwiesen. Und damit dehnt sich auch die nachteilige Wirkung, die die Industriearbeit auf die in ihr beschäftigten Personen ausübt, auf immer weitere Teile der Bevölkerung aus.

Schon, daß die Industriearbeit meistens in bedeckten, oft staubigen und trotz aller Ventilation nach Schmieröl riechenden Räumen ausgeführt werden muß, benachteiligt die dabei beschäftigten Personen. Dazu kommen in einzelnen Betrieben besondere Schädlichkeiten, die Bleigefahr, giftige Gase, ätzende Materien

im Staube, heftiger Lärm und dergleichen. Ferner ist die industrielle Arbeit oft einförmig, nimmt nur die Arbeit einzelner Muskelpartieen in Anspruch und entwickelt nur diese zum Schaden der anderen, nicht benutzten. Manchmal ist sie auch geistig abstumpfend, dann, wenn sie ausschließlich in einem einzigen oder doch in ganz wenigen, zu Tausenden von Malen wiederholten Handgriffen besteht, deren Bedeutung für das Gelingen des fertigen Fabrikats der Arbeiter vielleicht nicht einmal kennt. Und welche fast unaufzählbaren Nachteile die Zusammenballung der Arbeitermassen in unseren Industriezentren hat, wie den Arbeitern und ihren Angehörigen Luft und Licht und Spielplätze fehlen, das haben wir in Deutschland grade in den letzten Wochen mit Schrecken erfahren.

Und nun kommt solch ein junger, engbrüstiger, blaßgesichtiger Arbeiter in die Kaserne. Er findet dort hygienisch einwandsfreie Unterkunftsräume, eine gradezu reichliche und tadellose Kost. Auf dem Exerzierplatze wird er Übungen unterworfen, die, bis auf das Kleinste wohl durchdacht, alle Muskeln anstrengen und alle kräftigen. Jeden Tag bewegt er sich dort viele Stunden in freier Luft, wird abgehärtet gegen Wind und Wetter, bis es hinausgeht zur Felddienstübung. Da lernt er, der Berliner oder Hamburger, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, Feld und Flur, Wald und Wiese kennen, lernt erst sehn, d. h. mit den Augen zu apperzipieren, in die Ferne zu blicken, Entfernungen zu schätzen. Und am Nachmittag, wieder in der Kaserne, lernt er Sauberkeit, Reinlichkeit und Akkuratesse und viele andere Dinge, die es vielleicht auch in der Fabrik gab, die aber dort denselben wohltätigen Zwang wie in der Kaserne nicht ausüben konnten.

Anders, aber ebenso ersprießlich geht es dem Ersatz aus der Landbevölkerung, die trotz der numerischen Überlegenheit der Industriebevölkerung noch immer, wie die Heeresstatistik und die Untersuchungen von Ballod, Evert und anderen ergeben, weitaus die Hauptquelle unseres Heeresersatzes ist. Die ländlichen Rekruten bringen wohl die Gewöhnung an die Natur, die Abhärtung gegen Wind und Wetter mit, aber ihre Gewandtheit, die körperliche und oft auch die geistige, ist nicht immer so groß wie die der städtischen. Da setzt nun die militärische Ausbildung ein: Turnen, Bajonettieren, Fechten macht den Körper geschmeidig, das Gewehr mit seinen Geheimnissen, noch mehr das Geschütz, das Gelände mit seinen vielfachen Ausnützungsmöglichkeiten und viele andere Dinge entwickeln die geistigen Anlagen.

Und dazu kommt für beide, für den ländlichen wie für den städtischen Ersatz, die militärische Disziplin, die die Mannschaften lehrt, jeden einzelnen so gründlich, daß er es sein Leben lang nicht vergessen kann, sich unweigerlich und willig mit seiner ganzen Persönlichkeit einzuordnen in den Dienst eines großen Organismus. Das ist das Beste, was der gediente Soldat mitnimmt in das bürgerliche Leben, denn das ist die Grundlage für die Staatsgesinnung, die keinem Reiche mehr not tut als unserem in diesen ernsten Zeiten. Das ist auch eines der — mehreren — Geheimnisse unserer wirtschaftlichen Erfolge, diese Disziplinierung unserer Arbeiterschaft, sie ist dasjenige Geheimnis, das uns England, so lange es nicht die allgemeine Wehrpflicht durchgeführt haben wird, also noch auf lange Zeit hinaus nicht nachmachen kann.

Ja, es ist wahr, was der Generalstabsarzt der Preußischen Armee Dr. von Schjerning in seinem ausgezeichneten Buche ausgeführt hat, das den für seinen reichen Inhalt zu bescheidenen Titel „Sanitätsstatistische Betrachtungen“ trägt: das Heer ist unserem Volke

zu einem unvergleichlichen Erziehungsmittel an Leib und Seele geworden, und wenn wir das Heer nicht hätten, so müßten wir, wenn wir die leiblichen und die geistigen Kräfte unserer jungen Mannschaft in derselben Weise entwickeln wollten, wie es jetzt durch das Heer geschieht, zahllose andere Einrichtungen von Staats wegen mit großen Kosten treffen, und wir wären dann, mindestens in den ersten Jahrzehnten, noch nicht einmal sicher, ob diese neuen, anderen Einrichtungen ebenso zuverlässig wirkten, wie es heute das Heer mit seiner durch ein Jahrhundert hindurch erprobten Erziehung tut.

So begrüßen denn auch wir von unserem, vom sozialpolitischen Standpunkte aus die Wehrvorlage, die dafür Sorge trägt, daß ein größerer Teil unserer Jugend als bisher durch die Schule des Heeres geht, mit großer Freude, und ich für meine Person tue das um so mehr, als ich nur diejenige Sozialpolitik als berechtigt anerkenne, die sich der gesamten Staatspolitik als ein Teil von ihr, ihr dienend und förderlich, einordnet — als mir die soziale Reform nichts anderes ist als ein besonderes Mittel zur Befestigung und Begründung des Staates überhaupt.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Jöhlinger.

Mischehen und Rassenfragen.

In der Budgetkommission des Reichstages pflegt es oft interessanter zuzugehen als im Plenum; die Abgeordneten werden dort nicht so beobachtet und von der Tribüne und Presse belauscht, sie können sich also mehr aussprechen und ihren Worten einen freieren Lauf lassen. Diese alte Beobachtung konnte man auch bei Beratung des Kolonialetats in der Kommission machen: es gab interessante Schlaglichter, die man im Plenum nicht zu sehen bekommt. Da war zunächst Erzbergers Enthüllung, daß ein sehr bekannter national gesinnter Kolonialpolitiker, der jetzt laut für Wild- und Naturschutz in den Kolonien eintritt, bei seinem Aufenthalte in Deutsch-ostafrika für — 30 000 Mk. Elfenbein erbeutet und verkauft habe! Wer muß bei dieser Enthüllung nicht an Heines Worte vom heimlichen Sektsaufer und öffentlichen Wasserprediger denken?

Ebenso bemerkenswert wie Erzbergers Entdeckung war der Standpunkt, den Paasche, der Vertreter der national-liberalen Partei, der seit Arnings Ausscheiden das Kolonialreferat hat, in der Mischehenfrage einnahm. Zu aller Überraschung trat dieser Mann, der Dernburg wegen seiner Negerfreundlichkeit stets angegriffen hatte, für die Mischehen d. h. also mit anderen Worten für die Gleichstellung der Negerrasse mit der weißen Rasse ein. Man geht wohl nicht fehl, wenn man den Umschwung in der Gesinnung Paasches mit den etwas extrem negrophilen Ansichten in Zusammenhang bringt, die sein Sohn, der frühere Kapitänleutnant, jetzt überall vertritt, und von denen auch kürzlich an dieser Stelle die Rede war. Allerdings passierte dem früheren Professor der Nationalökonomie Paasche der recht unangenehme Fehler, daß er Mischlinge und Kreolen miteinander verwechselte, sodaß Ledebour ihn darauf aufmerksam machen mußte, was Kreolen (d. h. die im Lande geborenen reinen Weißen) sind!

Die Frage der Mischehen hat nun eine sehr prinzipielle Bedeutung nicht nur für unsere Kolonialpolitik, sondern für die Stellung der Weißen in den Tropen überhaupt. Sie ist ein wesentlicher Teil der gesamten Eingeborenenpolitik, und sie kann

von dieser nicht völlig getrennt werden. Welche Stellung man zur Eingeborenenpolitik einnehmen soll, hängt oft vom persönlichen Gefühl ab: die einen sehen im Neger den „Menschen mit der unsterblichen Seele", den „schwarzen Bruder", und was dergleichen Kosenamen noch mehr sind. Hierzu gehören die Ultramontanen, die in jedem katholischen Neger den christlichen Mitbruder erblicken, den sie wie sich selbst lieben müssen. Das ist von ihrem Standpunkte aus logisch richtig und religionshistorisch begründet. Die Sozialdemokratie sieht im Neger etwas Wesensverwandtes: den unterdrückten Stand, der vom Kapitalismus ausgebeutet wird, dem also immer und unter allen Umständen geholfen werden muß, selbst wenn, wie es oft der Fall ist, die Staatsautorität im Schutzgebiet untergraben wird. Diese Stellung der Sozialdemokraten hat keine sehr große Bedeutung, da diese Partei bekanntlich in Deutschland so kurzsichtig ist, daß sie positive Kolonialpolitik überhaupt nicht mitmacht.

Grundverschieden von der Tendenz der beiden vorgenannten Fraktionen ist die der rechtsstehenden Politiker: die Alldeutschen erblicken in jedem Streifen Afrikas, mag er noch so tropisch sein, meist ein Siedlungsland für Deutsche, in dem der Deutsche Herr, der Schwarze Knecht sein muß. „Fort mit der Volkskultur, wenn sie den Plantagen im Wege steht", das ist so ungefähr Standpunkt, den Männer wie Liebert usw. einnehmen. Diese Tendenz ist natürlich noch schlimmer als die zu große Negerfreundlichkeit; sie führt zur Unterdrückung der Neger, die doch als Arbeitskräfte nicht entbehrt werden können, oder zu Aufständen, die das Land ruinieren.

Wie stets, so liegt auch in der Frage der Negerbehandlung die Wahrheit in der Mitte; sie ist sehr richtig dahin charakterisiert worden von dem besten Kenner Ostafrikas Stuhlmann in den Worten:

„Der Weiße steht dem Afrikaner als Herrscher gegenüber; er soll ihm keine europäische Zivilisation aufzwingen, die ihm keinen Segen bringt, sie macht ihn nur zu einem unglücklichen aus seiner eigenen Umwelt entwurzelten Zerrbild. Der Weiße soll daher außer Frieden dem Eingeborenen nur das bringen, was ihn nicht entwurzelt, was ihm Segen gibt: eine konsequente Arbeit und eine milde, aber straffe Autorität. Ohne beides verkommt er."

Diese auf jahrelangem ernsthaftem Studium des Negercharakters aufgebaute Ansicht muß sich vor allem der Liberalismus merken, der zwar in der Frage der Eingeborenenbehandlung noch keine entschiedene Stellung eingenommen hat, der aber, wie es scheint, in dieser Beziehung sich zur Gruppe der Ultramontanen und Sozialdemokraten wenden will. Naturgemäß kann und darf der Liberalismus nach seiner ganzen Geschichte und Vergangenheit sich nicht auf die Seite der Alldeutschen stellen, er darf nicht für Arbeitszwang, Eingeborenenmißhandlung und dergl. sein. Aber was er tun muß, das ist ein entschiedenes Eintreten für eine wahrhaft nationale Kolonialpolitik, die von den Erfahrungen anderer Staaten gelernt hat, wohin die Gleichstellung oder gar Vermischung der Rassen führt. Der Neger ist und wird es Jahrhunderte lang bleiben, eine untergeordnete Rasse, die auf einer Kulturstufe steht wie die Völker Europas vor 2000 Jahren. Die ganze Kulturentwicklung der beiden Jahrtausende, die die weiße Rasse auf ihren heutigen Stand gehoben hat, ist am Neger fast spurlos vorübergegangen. Ist es daher möglich, ihm im Eilzugtempo die Kultur von zwei Jahrtausenden einzupauken? Weder die geistige, noch

viel weniger die moralische Bildung eines Durchschnittsmenschen aus dem Mittelalter können ihm so schnell beigebracht werden, es bleibt Firnis, der an der Oberfläche des Zerrbildes haftet. Seine Moral bleibt auf lange Zeit die eines Negers — das hat uns die Geschichte der Negerstaaten zur Genüge gelehrt.

Ganz falsch ist nun, wenn gewisse liberale Kreise, um das Negerproblem schmackhafter zu machen, auf die Kultur der Juden hinweisen zu müssen glauben, die heute hinter der der Christen in keiner Beziehung mehr zurücksteht. So hat der liberale englische Kolonialpolitiker Sir Harry Johnston betont, daß die Neger mit den Juden zu vergleichen wären, die auch erst ihre soziale Stellung in schweren Kämpfen und in harter Schule errungen hätten.

Es ist das Verdienst des deutschen Kolonialwissenschaftlers Professor Zoepfl, in seinem ausgezeichneten Aufsatze im Handwörterbuche der Staatswissenschaften auf den fundamentalen Irrtum hingewiesen zu haben, der dem Gedankengange Johnstons zugrunde liegt: die jüdische Rasse hat schon vor mehr als 2000 Jahren eine eigene hohe geistige Kultur selbstschöpferisch, nicht bloß nachahmend hervorgebracht. Ja, man kann auch sagen, daß das Judentum — von dem doch der Gottesglaube ausgeht — vor 2000 Jahren in moralischer Beziehung den anderen Völkern seiner Zeit überlegen war und vielfach den Christen als Vorbild bei ihren Sittengesetzen diente. Inzwischen haben die Juden hinzugelernt und von der neuen Kultur anderer Länder in sich aufgenommen, — das haben die Neger nicht getan.

Man hüte sich also vor einer Überschätzung der Negerrasse, die sich sehr unangenehm fühlbar machen wird. Der Schwarze muß im Weißen die höher stehende Rasse erblicken, vor der er Respekt hat, nur dann wird er ihm folgen. Er wird aber den Respekt verlieren, wenn sich der Weiße mit seinen schwarzen Töchtern verheiratet und Mischlinge hervorbringt. Die Heirat mit einer Schwarzen zieht den weißen Mann hinab auf das tiefe geistige und moralische Niveau der Frau, und die Mischlinge bilden stets eine Gefahr für die Verwaltung: sie selbst betrachten sich als höhere Wesen, während die Schwarzen nichts von ihnen wissen wollen; Mischlinge den Weißen gleichzustellen hat aber schwere politische Bedenken. Den Schwierigkeiten, die sich hieraus ergeben, geht man aber aus dem Wege, wenn man die Mischehe gesetzlich nicht sanktioniert.

Aber noch etwas anderes ist erforderlich, wenn der Schwarze vor uns Respekt bekommen soll: die Perversität gewisser deutscher Frauen, gerade den Negern nachzulaufen, muß, — eventl. mit Staatshilfe unterdrückt werden. Keine Engländerin oder Amerikanerin würde ihr Rassebewußtsein so verleugnen, daß sie einem Kamerun-Neger oder einem Samoaner Liebesbriefe sendet. Diese Schmach hat sich die deutsche Jungfrau vorbehalten! Welchen Respekt soll da ein Kamerun-Häuptling à la King Bell vor dem weißen Bezirksamtmann bekommen, wenn, wie es tatsächlich der Fall war, ihm die Tochter eines Berliner Versicherungsbeamten einen Liebesbrief sendet, in dem sie ihn mit „Königliche Hoheit" anredet, ihn, der gerade kurze Zeit vorher 25 wegen Unbotmäßigkeit „übergezählt" bekam! Solcher Rasseskandal, der unser Ansehen in den Tropen untergraben muß, kann nur unterdrückt werden, wenn die Kolonialverwaltung radikal vorgeht: sie muß alle derartig perversen Liebesbriefe deutscher Frauen an Eingeborene im Wortlaut mit Namensunterschrift veröffent-

lichen. Dann wird das deutsche Mädchen anfangen das zu lernen — was die Engländerin längst weiß!

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Vor zwei Jahrzehnten noch zählte man in Berlin nur ein halbes Dutzend entschieden liberaler Pfarrer; diese Neuprotestanten im Kirchendienst sind jetzt ungefähr beim vollendeten ersten Hundert angelangt. Das bedeutet: das (erste) Viertel der gesamten Berliner Geistlichkeit. Die Patronatsstellen des Magistrats und die überwiegende Mehrheit der durch freie Gemeindewahl zu besetzenden Stellen fallen dem kirchlichen Liberalismus anheim, während das Konsistorium in direkter Besetzung und wo es ihm sonst der Buchstabe der Paragraphen irgendwie — ob auch unter verzweifelten Auslegungskünsten — gestattet, für die Berufung orthodoxer Pfarrer bemüht ist. Von Greifswald übersiedelte mit dem 1. April an die Kaiser-Wilhelm-Kirche in Charlottenburg mit ihrer weitschauenden Kanzel der ausnehmend tüchtige Prediger und Reichstagsabgeordnete *Immanuel Heyn*, zwischen dessen einmütiger Wahl durch die Gemeinde und seiner Einführung durch die Kirchbehörde die Kleinigkeit von 15 Monaten lag. Heyn war bereits vor einem Jahrzehnt für die Petrikirche in Berlin bestimmt; der damalige Propst und Vizepräsident des Oberkirchenrats Hermann von der Goltz vereitelte mit kirchenpolitischem Raffinement die Bestätigung. Die orthodoxe Minorität der Kaiser-Wilhelm-Gemeinde, protestierte gegen Heyn, der Oberkirchenrat legte die Beschwerde dem sogenannten Kleinen Spruchkollegium zum Ermittelungsverfahren vor (das sich von dem Feststellungsverfahren des großen Spruchkollegiums in der Form unterscheidet). Zu den Unterzeichnern gehörten, neben zahlreichen Damen und einigen Herren, zum Erstaunen der Öffentlichkeit auch zwei Professoren der Berliner Universität: D. Bernhard Weiß und D. Reinhold Seeberg, welche beide in ihren theologischen Büchern bewiesen haben, daß sie keine innere Gemeinschaft mit der „reinen" Kirchenlehre haben, vielmehr in erheblichem Umfange selber Ketzer sind.

Der Hauptvorstoß gegen Pfarrer Heyn richtete sich gegen eine treffliche theologische Studie, in welcher der Verfasser im Sinne der gesamten modernen Theologie die leibliche Auferstehung Jesu ablehnt und (in Übereinstimmung mit fast allen Theologen) die Echtheit des vierten Evangeliums bestreitet. Weiß darf als würdiger Emeritus hoher Jahre ausscheiden; D. *Seeberg* aber, der von den Stöckergruppen wegen seiner glänzenden Redegabe und seines Einflusses bei den Behörden mit verdächtigem Eifer umschmeichelt wird und der in der Nachahmung der äußeren Linien der Wirksamkeit Harnacks sich nicht genug tun kann, Seeberg muß seine Unterschrift um so schwerer verdacht werden, als sich ohne Mühe aus seinen Schriften und Vorlesungen der Nachweis *erheblicher kirchlicher Lehrabweichung gegen ihn selber* erbringen läßt. Zu mindest hätte er die laienhaften Protestler in der Kaiser-Wilhelm-Gemeinde über *seine theologische Verwandtschaft mit Pfarrer Heyn* aufklären müssen, die in ihm naturgemäß ihren Wortführer sahen und ihm bedingungslos vertrauten. Der wahrhaft orthodoxe Professor Hermann *Cremer* in Greifswald hat 1903 in einem unbarmherzigen „Bericht für die Gemeinde" Seebergs Ketzereien ans Licht gestellt und ihm den Kirchenglauben mit ver-

nichtenden Worten abgesprochen, gerade auch in den Lehrpunkten, welche jetzt Seeberg gegen Heyn bei der Kirchbehörde namhaft machte! Das Spruchkollegium hat die ungenügende Beschwerde abgewiesen, das Konsistorium mußte Pfarrer Heyn bestätigen.

Damit ist von den beiden obersten preußischen Kirchenbehörden (denn im Spruchkollegium bilden den Schwerpunkt seine Mitglieder des Oberkirchenrats) zu Recht erkannt worden, daß der Liberalismus, wie ihn Pfarrer Heyn, Reinhold Seeberg, Adolf Harnack und Bernhard Weiß vertreten, neben der altkirchlichen Orthodoxie in der evangelischen Landeskirche gleichberechtigt ist. Das gibt dem jüngsten Aktenstück des Spruchkollegiums grundsätzlichen Wert für die weitere preußische Kirchengeschichte. Jathos schwärmerischer Pantheismus ist abgelehnt worden, Heyns theologischer Radikalismus ist anerkannt worden, Pfarrer D. Max Fischer mit seiner sehr freien religionsphilosophischen Spekulation bleibt nach wie vor unangefochten im Amt. Die Ausschließlichen aber wollen die Liberalen zur Einschüchterung der Behörden wieder einmal glauben machen, in Berlin und in Hamburg — wo Pfarrer Heydorn trotz seiner 100 freimütigen Thesen und trotz einer geradezu wilden Agitation der Gegner vom Senat bestätigt wurde,— daß sie ihre Koffer packen. Nicht einmal sie selber glauben an ihren schon mehrfach angedrohten Auszug aus der verbabelten Kirche. Die Brüder sollen einträchtig beieinander wohnen; Unkraut und Weizen werden nach dem tiefsinnigen Spruch des Meisters von Nazareth erst am Erntetage voneinander geschieden; das Erkennungszeichen für Weizen und Unkraut wird jedoch schwerlich eine so oder so formulierte Kirchenlehre sein . . .

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

In der Frauen-Literatur unserer Tage schwindet mehr und mehr das Element einer naiven Freude am schönen Schaffen, an der Kunst um der Kunst willen. Die Frauen von heut wollen, sobald sie etwas können, an dem Rätseln und Raten der Zeit auch ihr dichterisches Teil haben. Sie wollen — sans phrase — die Probleme der Zeit lösen, oder doch lösen helfen nach ihrem Ermessen. Und ihre Kühnheit im Erfassen solcher Probleme schreckt vor keiner Höhe, keiner Tiefe zurück. Nur, daß im Durchlichten solcher Menschheiträtsel ihre Klarheit, ihr Wille zur Konsequenz, ihre Fähigkeit zur Verdichtung nicht gleichen Schritt hält mit ihrer Kühnheit. Gerade in den besten, eindrucksicheren Frauen-Büchern sind solche Mängel neben großen Vorzügen befremdlich. Da hat Leonore Frey*) ein seltsames, in mancher Hinsicht meisterhaftes Buch geschrieben „Das leuchtende Reich". Ein Buch voller Rätsel, Unklarheiten und Willkür. Es ist möglich, daß ihrer Weisheit letzter Wille als eine feine, schillernde Travestie auf die seichte Allerweltgelehrsamkeit unserer populären Problemhansel gesehen sein will. An Problemen läßt sie es nicht fehlen. An Oberflächlichkeit ihrer Behandlung auch nicht. Die große Frage: ist unser Einzeldasein wirklich von Geburt und Tod endgültig begrenzt? Oder ist es nur ein Glied in einer unaufhörlich sich erneuenden Kette von irdischen Existenzen einer Seele? Sind wir ahnende Kinder des ewig unerlösbaren Karma, oder der gütig auslöschenden Erde? —diese große, beherrschende Frage zieht als Leitfaden durch die Geschicke und Geschehnisse der Dichtung. Daraus

*) Verlag J. G. Cotta-Stuttgart.

ergeben sich die Fragen der Verantwortlichkeit der Erbenden für die Taten ihrer Vorfahren: das Orest-Problem, das Leonore Frey noch mit einem starken Einschlag von Hamlet-Ohnmacht verquickt. Die Ohnmacht dessen, „der die Schuld begeht, nicht schuldig werden zu können!" Durch eigene Schuld zu sühnen und auszulöschen die Schuld der Väter. Und als Begleit-Problem schattet weiter die Frage nach der Prädisposition für das Wiederauftauchen der gleichen Verhängnisse in der gleichen Familie durch Jahrhunderte hin, düster über das Leben der Handelnden, die aus Tantalos' Geschlecht abzustammen wähnen.

Da ist nämlich ein phantasiepathologischer Professor, ganz eingesponnen in den Zauber der griechischen Klassizität, die sein Lebenselement, seiner Seele „leuchtendes Reich" bildet. Seine Tochter, in allem das Kind seiner Phantastik, wird zweier Söhne Mutter, die gleich ihr mehr in dem „leuchtenden Reich" der Griechenschönheit als in der Wirklichkeit leben. Der Älteste, ein trotzig selbsteigener Jüngling von stolzer Griechenherrlichkeit, wirft sein junges Leben von sich, um der Hundepeitsche seines Vaters zu entgehen. Der Jüngere, Daniel Achilles, ein Antinous, Orest, Hamlet und Oswald in traurigem Gemisch, ist Held und Träger der Handlung, die er dennoch nie beeinflußt, leitet oder gar lebt. Seine Mutter, das schönste, vornehmste Weib, wird von ihrem Gatten betrogen, schamlos betrogen. Daniel Achilles weiß das und sieht, daß diese vergötterte Mutter in Abwesenheit des Vaters einen Hanswurst von Vetter an ihre Seite zieht. Der Vater und seine Huldin geraten vor ihren Augen in Todesnot, die Mutter verhindert ihre Rettung. Beide gehen unter in demselben See, in den der ältere Bruder, todsuchend, sich geflüchtet. Nach unlösbaren Innen- und Außen-Erlebnissen beschließt Daniel Achilles, dem unausweichlich gebieterisch werdenden Tantalusruf in seiner Traumseele zu folgen und den verratenen, gemordeten Vater an der eheschänderischen Mutter zu rächen — falls er sie schuldig findet. Die Probe — eine Hamletprobe — bleibt ergebnislos. Daniel-Hamlet aber geht dennoch geradeswegs ins Wasser. In denselben, von einsamer, grauer Sphinx bewachten See, der Vater und Bruder verschlungen.

Man verstehe mich recht: die Handlung darf allenfalls so wie hier aufgefaßt werden. Aber erwiesen, klargestellt und zweifelsohne ist beinahe nichts in der Tatsachen-Folge dieses Buches. Alles verträgt ein Fragezeichen; nichts erlöst von den Zweifeln an dem, was eigentlich gemeint und gewollt ist. Zwar: wo liegt eine tragische Schuld in dem Leben der seelisch Großen anders, als neben der Harlequinerie des Verhängnisses? Aber wer sagt, daß hier eine tragische Schuld wirklich vorhanden war? Wir dürfen alles vermuten; denn alles bleibt unerweisbar.

Soweit die Dichtung. Die Erzählung ist ein Gemisch aller Wissenschaft in ihrer anspruchsvollen Oberfläche — Theosophie, Philosophie, Kunstgeschichte, Altertumskunde, Soziologie, Okkultismus, Vererbungstheorie und allerhand Tagesfragen. Und dennoch ein Buch, in vielerlei Verstehen von tiefem Ernst und Feingehalt,— wenn es nicht dennoch nur ein Vexierbuch von verblüffender Geschicklichkeit ist. Jedenfalls vornehm geschrieben und planvoll durchdacht.

* * *

Anders gibt sich Grete Meisel-Heß*) in ihrem umfangreichen Buche „Die Intellektuellen". Geradlinig und unverkünstelt sagt sie uns das, was ihre

*) Verlag von Oesterheld & Co., Berlin.

Meinung ist und ihre Absicht. In einem großen, sehr gestaltenreichen Zeitgemälde schildert sie das Tun und Treiben, das Leben, Leiden und Lieben, das Sehnen, Suchen und Entsagen, Kämpfen, Ringen, Streben und Stranden derer, die das Adeln und Höhenwärtsführen des Menschengeschlechtes zu der großen Aufgabe ihres Lebens gemacht. Nur geht sie von undurchführbaren Prämissen aus und kommt zu naturgemäß unmöglichen Konsequenzen mit allem, was ihr erweisbar scheint. An der Geschichte zweier Geschwister von ungemein reicher Begabung, die aus der politischen Tiefe klein-jüdischen Herkommens emporwachsen — analog den Frauen, die aus den sozialen Tiefen der traditionellen Rechtlosigkeit zur Höhe sich aufringen — zeigt die Autorin theoretisch die Möglichkeit, reformatorisch erst an sich, dann an seiner Umwelt, endlich durch diese an der Gesellschaft, zuletzt an der Menschheit zu arbeiten. Reformatorisch hinsichtlich der natürlichen Gesetze der Entwicklung, der ungeschriebenen Gesetze der altruistischen Solidarität des Einen mit dem Andern. Reformatorisch durch Veredelung der Menschenrasse, als Folge der Verbesserung ihrer Daseinsbedingungen, ihres Gefühlslebens, ihrer Wahlverbindungen usw. Soziologische Dogmen, die heute längst nicht mehr neu, aber auch heute noch ziemlich utopistisch und jedenfalls in alle Ewigkeit nicht von einem Einzelschwärmer durchführbar sind. Du lieber Himmel, wie viele ehrliche Federn haben sich an diesem Thema schon stumpf geschrieben; wie wenig Köpfe sind davon überzeugt, wie wenig Herzen erleuchtet worden! Dennoch ist gerade das füglich zu bewundern an dieser Art Frauenbüchern: dieses unverrückbar starre Festhalten an einer einmal ersehenen Richtung, die das Weib aus der Enge ihrer sozialen Bedingtheit hinaus in die Weiten einer befreiten Weltanschauung führen soll. Jedenfalls ein ernstes, redlich gewolltes Buch von interessantem Inhalt, vielen, lebendig erfaßten Gesellschaftstypen und Einzelbildern in Porträttreue. Ein bißchen weitschweifig der Vortrag; der Dialog unbeschwingt; die Reflexion stärker als die Empfindung; das Gedankliche mehr wagemutig als folgerichtig; die Charakteristik nicht immer konsequent aber von scharfen Umrissen und zuweilen ein packend profilierter Kopf. Im Ganzen: ein Eindruck!

Erwähnt sei heute noch eine neue Frauen-Potenz, die noch sehr der Gärung und Klärung bedarf, ehe man ein abschließendes Urteil darüber wird gewinnen können: Helene Völk*). Bemerkenswert an ihrem Erstlingsbuche „Du sollst ein Segen sein" ist zunächst die entschlossene Kraft, mit der sie ein Problem von schlagender Kühnheit aufgreift, um es mit fanatischer Glut zu behandeln: ein wunderbar schönes Mädchen mit zarter, wie traumverschleierter Seele, die Tochter einer hereditär irrsinnigen Mutter und eines unverbesserlich leichtsinnigen Vaters, gelangt über andere Kunstversuche zur Bühne, mit jedem höchsten Idealismus, in phantastisch erbauter Eigenwelt befangen. Blind geht sie vorüber an dem Schmutz in ihrer Umwelt. Allmählich wird sie sehend und ihrer Weibreinheit sich bewußt. Mit leidgehärteter Kraft behütet und verteidigt sie, wessen sie zum Weiterleben bedarf, wie der Luft zum Atmen. Unter den wüsten Attacken kupplerischer Direktoren, Mitspieler und Wirtinnen, unter den brutalen Angriffen trunkener „Bewunderer" siegt ihre Reinheit. Man setzt sie zurück; sie bekommt keine Rolle; sie wirft dem Direktor ihre Gage vor die Füße; hungert und bleibt rein. Aber sie glaubt zu begreifen, daß für die höchste Kunst nur heranreife, wer durch die „große Schuld" gangen,

*) Gutenberg-Verlag, Berlin.

wer durch Leidenschaft wissend geworden. Nun sucht ihre Seele. Sucht — aber nicht mit glühendem Sehnen der Empfindung, sondern mit den offenen Augen der Erkenntnis. Sucht nach dem Gefährten der „Schuld“. Denn es muß ein Höchstes und ein Höchster sein! Das Opfer der Frau für die Größe der Künstlerin. Von der Bühne fort, ins Leben zurückgedrängt, findet sie diesen „Gefährten“. Jetzt, wo sie seiner logischerweise nicht mehr bedarf. Dennoch wirft sie sich ihm an den Hals — als Weib, nicht als Künstlerin. Nach kurzer Zeit verläßt sie heimlich ihn, jede Möglichkeit eines irgendwie achtbaren Lebens und geht mit einem stockfremden Mann ins Weite, angelockt von seinen Reisekoffern ....

Schon an dem unlogischen Durcheinanderwürfeln gegensätzlicher Entwickelungsmotive ersieht man ohne weiteres die hilflose Anfängerin, der die Komposition über den Kopf gewachsen. Sprunghaft, aber selbstvertrauend ist alles Geschehen aufgerafft in unbeschwichtigtem Hasten und Fehlgreifen. Hintertreppen-Effekte wechseln mit Gartenlauben-Sentiments. Selten fließt ein beruhigtes Schildern erquicklich vorüber. In allem aber loht heiße Kraft, so des Wollens wie des Zugreifens. Eine stählerne Kraft, ganz von Zukunft gesättigt und von Verheißung einer Meistermöglichkeit. Streckenweise — so die Schilderung einer Lear-Aufführung — ist heute schon alles reife Erfüllung. Den gleichen Eindruck vermittelt ihre Diktion als künstlerisches Ausdrucksmittel. Neben aufblitzenden Feinheiten von sicherer Hand nahezu aufprallende Härten im nackten Worte, da wo der Gereifte mit einer verhaltenen Andeutung sich abfindet. Auch ihren Gestalten fehlt noch Blut und Atem eines pulsierenden Lebens — vorerst noch mehr Absicht als Ausführung. Warten wir ihrer Muse nächsten Streich ab.

Musikalische Rundschau.

Von Walter Dahms.

Auf den Musikbühnen Berlins herrschte in der letzten Zeit ein regeres Treiben als gewöhnlich. Sogar die Königliche Oper brachte mit Frühlingsbeginn eine Novität, Joseph Gustav Mraczek's dreiaktige Oper „Der Traum“. Aus Grillparzers dramatischem Märchen „Der Traum ein Leben“ stammt der Text. Daraus entspringen die Vorzüge und Schwächen des Werkes. Es ist ein Text, dessen wundervolle, musikalische Sprache alles hoch überragt, was sich modernes Opernlibretto nennt. Aber es ist kein Operntext; birgt selbst schon zuviel Musik, zuviel Lyrik in sich, um einer musik-dramatischen Interpretation günstig zu sein. Mraczek's Musik ist eine starke Talentprobe, ein verheißungsvoller Auftakt, dem hoffentlich bald die Erfüllung folgen wird. Die Aufführung unter Leitung von Leo Blech verdiente alle Anerkennung. —

Unsere zweite Opernbühne, die Kurfürstenoper, versuchte es mit dem Fünfuhrtee von Theodor Blumer. Verschämt verbirgt der Komponist hinter dem Titel „Musiklustspiel“ sein Talent zum Possen- oder Operettenkomponisten. Eine Lustspielstimmung wollte während der drei Akte nicht aufkommen. Das langweilige Libretto, die fade, seichte Musik wirkten verstimmend, sodaß man sich mit der Anerkennungsmöglichkeit des Morisschen Strebens auf eine nächste, ernstere Gelegenheit vertrösten muß.

Das dritte Operntheater, die „Komische Oper“, ist tragikomisch geworden. Die jetzige Direktion (Gregors Nachfolge) ist auf dem mit System begangenen Wege zum Tiefstand endlich unten bei der Posse, dem Tummelplatz völliger Verblödung, angelangt. Möge ihr ein sanftes Ende beschert sein.

Kultur herrscht auf den drei großen Operettenbühnen. Ich meine Kultur

der Darstellung, des Ensemblespiels als Träger virtuoser Einzelleistungen. Das Neue Theater hat ein reizendes Repertoirestück in Leo Falls „Der liebe Augustin" gewonnen. Das Neue Operettentheater ist mit dem Victor Jacobischen „Mädchenmarkt" neuerdings nicht so glücklich abgeschnitten. Den Trumpf spielte das Theater des Westens mit Offenbachs „Die schöne Helena" aus. Reinhardts Inszenierung hat die espritvolle Satire Offenbachs zur plumpen, eindeutigen Karikatur vergröbert und damit dem Geschmack und Intellekt des Publikums aus Berlin W. W. geschmeichelt. Kein Wunder, daß der Erfolg auf seiner Seite war. —

Von der verebbenden Konzertflut ist manches der dauernden Erinnerung wert. So der Franz-Schubert-Abend des Domchors unter Prof. Hugo Rüdels Meisterstab. Die Schubertsche Klangseligkeit wurde zu einem Erlebnis; auch in dem Trio-Abend der Meister Schnabel, Flesch und Gérardy. Der Leipziger Bachverein unter Karl Straube erwies in Bachs Johannispassion, daß er in der ersten Reihe der großen Chorvereine steht. Hausegger und Strauß dirigierten Beethovens Neunte und steigerten damit unsere Sehnsucht, recht bald Weingartner wieder hier zu haben.

So drängen sich die Ereignisse. Aber auch die unerschrockensten und hartnäckigsten unter den Musikenthusiasten müssen dem Ansturm des Frühlings nachgeben. Beim Erwachen der Natur liegt die Musiksaison 1911/12 in den letzten Zügen. Ehre ihrem Andenken!

Wirtschaftliche Rundschau.

Als der Reichsbankpräsident Havenstein seine zeitgemäßen Ideen über eine Einschränkung unseres hypertrophisch entwickelten Kreditwesens den Führern der deutschen Bankwelt entwickelte, konnte man aus Finanzkreisen fast allenthalben Urteile wie „unzeitgemäß, undurchführbar usw." hören. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß die Banken sich doch im stillen manches ad notam genommen haben, was Herr Havenstein ihnen in verbindlicher, aber entschiedener Weise zu Gemüt geführt hat. Die Banken sind zweifellos auch ihrerseits der Ansicht geworden, daß unsere Geldwirtschaft liquider gestaltet werden müsse, wenigstens ist Herr v. Gwinner, der kluge und kenntnisreiche Sprechdirektor der Deutschen Bank, unter denen gewesen, die im Herrenhause kürzlich mit Entschiedenheit für die flüssigere Finanzgebarung der — Sparkassen eingetreten sind, die er zu Zwangskäufern großen Stils für heimische Anleihen machen wollte. Wenn Herr v. Gwinner, der im Herrenhause Seite an Seite mit seinem ehemaligen Gegner Rheinbaben für die Sparkassenvorlage der Regierung kämpfte, auch die Konsequenzen eines staatlichen Einflusses auf das Geldgeschäft für die Kreditbanken ablehnte und diesen die volle Bewegungsfreiheit ihrer Finanzpolitik erhalten wissen wollte, so muß man doch zugeben, daß die Banken und allen voran die Deutsche Bank in der letzten Zeit freiwillig das Bestreben gezeigt haben, der uferlosen Kreditwirtschaft auf industriellem Gebiete einen Damm entgegenzusetzen. Dazu beigetragen mag die Tatsache haben, daß die Geldverhältnisse in diesem Frühjahr allen Erwartungen und Erfahrungen zuwider sich ungewöhnlich schwierig gestaltet haben, daß nicht nur die erhoffte Geldplethora, sondern auch die im Frühjahr sonst meist eintretende vorübergehende geldliche Erleichterung ausgeblieben ist. Auch in dieser Hinsicht hat der „Theoretiker" Havenstein die Situation vor Monaten schon richtiger beurteilt als die Praktiker des Geldmarktes. Die Banken, deren flüssige Geldbestände — wie die kürzlich bekannt gegebenen Zwischenbilanzen per Ende

Februar zeigen — in den ersten beiden Monaten des neuen Jahres eine erhebliche Verringerung aufweisen, müssen ihre Gelder zusammenhalten, da sie genau wissen, welche gesteigerten Ansprüche in einem Jahr hochgehender Konjunkturentwicklung wie dem jetzigen erst die Herbst- und Wintermonate bringen werden, da sie sich gleichzeitig auch sagen werden, daß eine Wiederholung der Geldkrise vom Jahre 1907 in einer politisch unruhigen Zeit die Gefahr einer weitgehenden gesetzlichen Regelung des Bank- und Geldwesens heraufbeschwören muß. Ist doch in den letzten Jahren die öffentliche Meinung nicht umsonst durch breite und tiefgehende Diskussionen, über finanzielle Kriegsbereitschaft, über den Import exotischer Werke usw., aufgerührt und auf die Schwächen unserer heimischen Finanzwirtschaft hingelenkt worden. Ob es die Banken nun eingestehen wollen oder nicht, ihr Bestreben ist im Augenblick keineswegs auf die Amalgamierung von Industriekrediten, sondern im Gegenteil auf ihre Realisierung gerichtet. Man ist besonders bestrebt, sich der größten Kreditaufsauger zu entledigen, und nimmt, um dies zu ermöglichen, selbst beträchtliche Verluste bei den Liquidationen mit in Kauf. Namentlich die Deutsche Bank schüttelte ziemlich rücksichtslos alles ab, was nicht ganz sicher und fest in sich fundamentiert ist. Beispiele sind der Fall der Berliner Terrain- und Baugesellschaft und der Fall der Bergmann Elektrizitätswerke. In dem ersteren Falle handelt es sich um ein innerlich wurmstichiges Unternehmen, das bisher sicher nur deswegen nicht preisgegeben wurde, weil man den Eklat und die Aufdeckung der früheren Fehler und Sünden fürchtete. Denn Fehler und Sünden sind in dieser Angelegenheit auch von der Deutschen Bank begangen worden. Darüber täuschen alle haarscharfen dialektischen Künste, die Herr v. Gwinner in der Generalversammlung der Deutschen Bank springen ließ, nicht hinweg. Die Deutsche Bank kann die Handlungen und Unterlassungen eines ihrer prominentesten Vorstandsmitglieder nicht mit der Ausrede von sich abschütteln, daß dieses Vorstandsmitglied nicht als Direktor der Deutschen Bank, sondern als Aufsichtsratsvorsitzender der Bergisch-Märkischen Bank gehandelt habe. Ein Direktor der Deutschen Bank, der dem Aufsichtsrate einer mit diesem Institute eng liierten Provinzbank vorsitzt, tut dies nicht als Privatmann, sondern als Repräsentant der Deutschen Bank. Wenn von einem derartigen Herrn Verhandlungen über eine Transaktion in den Berliner Geschäftsräumen der Deutschen Bank geführt werden, so ist das Prestige der Deutschen Bank bei dieser Transaktion interessiert.

War die Kreditbeschränkung bezw. die Kreditentziehung in dem Falle der Berliner Terrain- und Baugesellschaft zweifellos nicht nur vom privatwirtschaftlichen, sondern auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte berechtigt, so liegt die Sache bei der Bergmann-Gesellschaft doch etwas anders. Die Bergmann'schen Elektrizitätswerke haben in den letzten Jahren in dem Bestreben, sich aus einer Spezialfabrik zu einem weitverzweigten Elektrotrust auszuwachsen und es den „Großen" der Branche, der A. E. G. sowie den Siemens-Schuckertwerken, nachzutun, zweifellos etwas übernommen. Der grundlegende Fehler war aber eigentlich nur der gewesen, daß die Bergmannwerke und deren Kreditgeber sich keinen festen Bau- und Organisationsplan aufgestellt hatten, daß sie sich nicht rechtzeitig darüber klar geworden waren, wohin der einmal eingeschlagene Weg führen und welche großen Aufwendungen die Umwandlung zum gemischten Elektrizitätswerke erfordern würde. So wurden immer nur die nächstliegendsten finan-

ziellen Bedürfnisse befriedigt, und das Unternehmen lebte finanzpolitisch sozusagen von der Hand in den Mund. Trotz eines ausgezeichneten organisatorischen und technischen Kerns hatte die Gesellschaft auf einzelnen Spezialgebieten Fehlschläge zu verzeichnen, und da zeitweilig überdies die in Neubauten festgelegten Kapitalien unproduktiv blieben, ferner auch ein erbitterter Preiskampf in der Elektrizitätsindustrie die alten Erträgnisse der Gesellschaft geschmälert hatte, kam schließlich für das Unternehmen der Augenblick, wo ihre früher allzu unbekümmert hochgehaltene Dividendenbasis erschüttert und die weitere Geldbeschaffung schwierig wurde. Diesen Moment der Schwäche benutzten die Großbanken, die doch selbst einen großen Teil der Schuld an der ungesunden Finanz- und Dividendenpolitik der Gesellschaft getragen hatten, um das Unternehmen unter der Drohung von Kreditrestriktionen unter das kaudinische Joch zu bringen. Die Anlehnung der Bergmann-Werke an den Siemens-Schuckertkonzern, der mit Hilfe der Banken in Zukunft die Kontrolle über das Unternehmen ausüben wird, hat volkswirtschaftlich die bedauerliche Konsequenz, daß einer der wenigen selbständigen Wettbewerber aus der Elektrizitätsindustrie verschwindet oder doch seine Selbständigkeit nur noch zum Schein aufrecht erhält. Die Gefahr eines deutschen Elektrizitätsmonopols ist deswegen bei der starken Rivalität der beiden übrigbleibenden großen Konzerne noch nicht in unmittelbare Nähe gerückt. Aber ein weiterer Schritt auf dem vorgezeichneten Wege ist getan.

Horatio.

Österreichische Rundschau.

Dr. J. Sinnreich, Wien I.

Und es bewegt sich doch nicht — nämlich Österreich! Das vierte Ministerium Khuen-Hedervary ist Vergangenheit, und die Wehrreform — Zukunftsmusik. Die Opposition soll zerschmettert werden (jeder Tag kündete es von neuem): heute wird das Urteil vollzogen — morgen ganz sicher. Und das Ende? Der Held, der Bändiger, der Zerstampfer, die Gottesgeißel der Justhianer ist aus dem Reiche der Lebenden (Minister) verschnitten und in das Schattenreich der gewöhnlichen Menschenkinder verstoßen. Die Opposition fordert seinen Kopf — und man gewährt ihn ihr. Nichts fruchtete: die Indiskretionen aus dem Kabinette des Monarchen, das Umstoßen aller konstitutionellen Legitimität durch Entblößung des Thrones, die Benutzung desselben als Panzer und Deckung gegen die Geschosse der Opposition. Vergeblich! Eine Unsumme von Energie, Volksbegeisterung ist vergeudet, verpraßt, verschlemmt. Nun sind wir glücklich bei Justh und Lukacs, dort standen wir 1910 — nur war damals der Friede billiger. Es glaubt doch kein Vernünftiger heute, daß die Verständigung mit Justh damals, infolge dessen Borniertheit in der Frage der Bankgemeinschaft, scheiterte. Ganz andere Gründe waren es. Man konnte sich von der Oligarchie nicht lossagen, man fürchtete sich vor den breiten Schichten, die die Justhpartei repräsentiert. Dieses Mißtrauen, diese Furcht bewirkte es, daß man den großzügigen Gedanken Joseph Kristoffys: den Feudalismus und die Gravaminalpolitik durch den demokratischen Imperialismus zu bekämpfen und zu besiegen, fallen ließ. Weil es gegen den alten Schimmel, weil es gegen die geheiligte Tradition des legitimen Rebellentums ist. Ja, wir sind furchtbar konservativ. Andere Staaten kennen die „Fronde" aus der Geschichte — wir haben sie, konservieren und beschützen sie, weil uns ein rebellischer Feudaler noch immer lieber ist, als ein patriotischer „Untertan" — weil der Patriotismus noch immer

ein Privileg der Vierzehnahnenherren ist. Das „System“, das stille, ungeschriebene —, zu Zeiten durchbrochene, aber elastisch immer wieder rückkehrende — ist der Schlüssel zum jetzigen Chaos. —

In der Wahl zwischen Hollo, dem Repräsentanten der Ungekannten und Ungezählten, und Tißa — der Gewogenen und als zu schwer Befundenen entschied man sich für den „Großen der Großen“. Das Resultat: Von Heeresvermehrung keine Spur; nicht einmal das Rekrutenkontingent bewilligten die allergetreuesten Rebellen Sr. Majestät. Das Zusammentreten der Delegationen und die Assentierungen in beiden Hälften der Monarchie verhindert, Kroatien im Ausnahmezustand, die Südslaven in Aufruhrstimmung, — Peter von Serbien wird von der kroatischen Jugend als König aller Südslaven bejubelt — und das alles, während es am Balkan zu züngeln beginnt, während Rußland an der galizischen Grenze seine Armeekorps „verstärkt“!

Nun soll Lukacs helfen! Jetzt muß sogar der Kardinal dem „Erlöser auf Zeit“ seine ehelich-konfessionelle Vorurteilslosigkeit nachsehen. Der kluge Armenier soll Justh einschläfern, Tißa im Schach halten und Geld und Soldaten beschaffen. Die offiziösen Wettermacher verkünden es — müssen es also genau wissen! Bleibt noch abzuwarten, was die stolzen Edlen Justh und Tißa dazu sagen werden. Und man muß bekennen, was Herrn von Justh zugemutet wird, müßte sogar ein weniger Rückgratsteifer entschieden ablehnen. Ihm, der sich mit den Rechtlosen identifiziert, der sich zum ersten Vorkämpfer der Volkswünsche herausgebildet, wird zugemutet, einem Kabinet Lukacs, das die volle Zustimmung Stephan Tißas hat, — des schroffsten und klassischesten Vertreters des Feudalismus — der schönen Augen des neuen Ministerpräsidenten wegen, seine Grundsätze zu verraten, sich mit wertlosen Erklärungen zufrieden zu geben, von der Obstruktion abzulassen, Soldaten und Geld zu bewilligen, und dafür — aber erst nachher — Volksrechte nach dem Rezepte des herrschenden Hochadels. Wie vergeßlich sie sind! Erinnern sich nicht, daß Herr von Justh den klugen Lukacs schon einmal vor dem Träger der Krone desavouierte.

Herr von Justh, ein gerader Kopf und harter Schädel, dem weder durch Drohungen, Flüche, Versprechungen — an Mitglieder seiner Partei, an ihn wagt man sich nicht heran — beizukommen ist. Ohne Wahlreform keine Heeresvermehrung, bleibt der Grundsatz der Justhpartei auch in Zukunft. Daß Lukacs keine solche im Sinne hat, zeigt die Zustimmung Tißas. Nicht einmal ein Lukacs vermag es, eine Brücke zwischen Tißa, dem Vertreter der Adelsherrschaft, und Justh, dem Vorkämpfer für modernes Staatswesen, zu schlagen. In Wien wird man sich entscheiden müssen: hie Volk, hie Adel, und wählen. Eine andere Möglichkeit, als die Auflösung des Hauses und unter der Parole des allgemeinen Wahlrechtes an das Volk appellieren, gab und gibt es für Wien nicht. Die von Khuen-Hedervary in Gemeinschaft mit Tißa aus dem Boden gestampfte Majorität ist am wenigsten dazu geeignet, eine neue Ära des Friedens zu inaugurieren. Auch Lukacs, der als Retter und Versöhner auszieht, muß unter diesen Umständen als Geschlagener und Gehaßter zurückkehren. Die Wahlreform muß kommen, ob dadurch auch die Heeresvermehrung zustande kommt, ob die staatsrechtlichen Fragen von der Oberfläche verschwinden, ist weniger wahrscheinlich. Eher nein, als ja. Die Wahlreform ist hart vor Ofen-Pest, aber nicht mehr als Ablösung der Postulatenpolitik. Wien hat die Befreierrolle verpaßt.

Dieselben Ursachen, natürlich unter teilweise anderen Umständen, bewirkten

auch die zisleithanische Misere. — Es soll nicht geleugnet werden, daß die unmittelbare Ursache der Stagnation des österreichischen Parlaments in Ungarn ihre Wurzel hat, daß die Regierung selbst, mit Rücksicht auf die dortigen Zustände, sozusagen passive Resistenz betreibt, solange die ungarischen Verhältnisse ungeklärt sind. Gewiß wirkt die dortige Krise auf unsere Legislative direkt hemmend, und mit der Besserung der dortigen Lage werden auch hier die „Regierungsnotwendigkeiten" ihre Erledigung im Sinne der Minister finden. Aber, die Krebsgeschwindigkeit im parlamentarischen Geschäftsgange, der vollständige Stillstand der Landtagsmaschinerien sind einzig und allein auf das „System" zurückzuführen.

Im Glauben an die Unbesiegbarkeit der Christlichsozialen wurde das allgemeine Wahlrecht gewährt. Der Fortschritt soll vom Fortschritt bekämpft, die Demokratie vom Volke niedergestimmt werden. Man bereute es aber sofort. Beck, der das Parlament ernst nahm, wurde verabschiedet. Der Reichsrat soll wissen, daß er nur von Gnade lebt — sonst § 14. Die Rückkehr zum „erprobten" System wurde durch die Ernennung Bienerths manifestiert. Die Herren Bürger sollen es wissen, daß ihre Erwählten nur mitzuberaten, aber nicht mitzubestimmen haben, daß sie nur lästige Anhängsel an der Staatsmaschine sind. Je mehr sich der Reichsrat vergaloppiert, desto besser. Den Gipfelpunkt der Parlamentsverhöhnung bildet das Ministerium Stürgkh. Gerade der Mann, der das allgemeine Wahlrecht so bitter bekämpfte, soll dem, aus den allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Reichsrat als Machthaber entgegentreten. (Nach diesem Rezept ist nach Durchführung der Wahlreform in Ungarn der nächste Ministerpräsident Graf Tisza.) Das Parlament soll seine Wertschätzung empfinden. Und wahrlich es tut es! Die ganze Weisheit aller Parteien, konservativen, radikalen mit den Sozialdemokraten an der Spitze, besteht in dem Heldenstück, die Regierung an der Ausübung des § 14 zu behindern. Beileibe nicht aus konstitutioneller Überzeugung als aus Furcht vor Neuwahl-Schicksalstücke: lieber bewilligen wir alles und bewahren den Schein.

Es ist einfach lächerlich, einem österreichischen Ministerium vorzuwerfen, es habe keine Majorität: es hat das ganze Haus. Der Streit der Parteien dreht sich nur darum, wer an die Regierungskrippe zu gelangen hat. Das Komische: wollen die Parteien mal wirklich „nein" sagen, dann rennen die Sozialdemokraten und verschaffen der „gehaßten" Regierung die Majorität. Um Gotteswillen, sagt nicht „nein", — der § 14!

Ist demnach jede österreichische Regierung beneidenswerter als jede andere, so liegt in eben dieser Stärke nach innen ihre Schwäche nach außen. Weil es hier eine Regierungspartei aus freiwilliger Überzeugung nicht gibt, sondern nur Gehorchende. Sedlnitzky-Metternichsche Erziehung steckt uns noch heute in allen Gliedern. Daß dies gefährlich ist, haben wir genug erfahren. Ja, trotz unserer Sozialdemokraten stecken wir noch tief im Vormärz. Wir sind erst im Gärungszustande.

Am klarsten ersieht man dies aus unserem außerparlamentarischen Parteileben. Zur Stunde wird um die Herrschaft über Wien und zum Teile Österreichs zwischen Christlichsozialen, Sozialdemokraten und Freisinnigen von tausendfachen Schattierungen gekämpft. Die Freisinnigen arbeiten mit der Phrase des Anti-Klerikalismus, die Christlichsozialen mit dem Katholizismus und die Sozialdemokraten mit der Antikorruption. Was sich hier, von den alten Liberalen abgesehen, „freisinnig" benamset, wird man außerhalb der schwarz-gelben Pfähle gar nicht begreifen, wenn man erfährt, daß man hierzulande

„nationalen Chauvinismus“ mit „Freiheit“ identifiziert; daß hier jeder verknöcherte Reaktionär die Bezeichnung „freisinnig“ für sich in Anspruch nimmt, wenn er nur andere Nationen verunglimpft. Aber, auch unser christlicher Sozialismus darf mit den genialen, hochherzigen Wiedergeburtsbewegungen des Katholizismus nicht verwechselt werden.

Der vernünftigste und zugleich religiös gesinnte Sozialdemokrat Wiens, Pernerstorfer, charakterisierte in einer Rede die religiöse „Wiedererweckung“ unter Lueger folgend:

> Die Wiener Bevölkerung war in den unteren Schichten immer gut katholisch, was wir eben in Österreich gut katholisch nennen, es ist nicht viel dahinter. „Dieser ganze Katholizismus ist mehr eine Sache der Gewohnheit. Man denkt sich nichts dabei, man glaubt an nichts und von einer Erweckung des Gefühls kann man schon gar nicht reden. Aber es gehört sich, daß man seine Kinder katholisch taufen läßt, daß man sich katholisch trauen und schließlich gut katholisch begraben läßt. Dieser Katholizismus erweist sich also als e t w a s s e h r Ä u ß e r l i c h e s. Mit diesen Äußerlichkeiten aber hat die christlich-soziale Partei geglaubt, Staat machen zu können. Sie hat sich aufgebaut auf diesen Denk- und Empfindungsgewohnheiten der Massen.“

Fügt man dieser Charakteristik der Christlichsozialen noch die Worte: Sozialdemokraten, Freisinnige hinzu, dann hat man den Schlüssel für alle politischen Erscheinungen der österreichischen Metropole. Oberflächlichkeit, was mit Gemütlichkeit, Chauvinismus, was mit Tiefsinn verwechselt wird.

Ein wirklich geistiges Aufraffen zu gemeinsamer Arbeit für den Fortschritt vermissen wir bis jetzt. Nicht um Grundsätze wird gekämpft, sondern um Gruppen und Grüppchen — für oder gegen „Tamany-Hall“. Und wenn Wien im Mai aufjubeln wird, so wird seine Freude nicht den positiven Errungenschaften, sondern der Genugtuung der nunmehr sich an die Tafel setzenden über die Verdrängung der bereits Satten gelten.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

E. Grey.
25. Mai 1912

NORD UND SÜD

Nord und Süd

Deutsche Monatsschrift

Begründet von ...

... Professor Dr. Ludwig Stein

... Verlagsan...
... A.-G., Breslau.

München ... Budapest

... Berthold Sutter. ...'sche k. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 141. Heft 453 Juni 1912

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig	Wien	München	Budapest
E. F. Steinacker.	R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl.	Berthold Sutter.	Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 141. Heft 453 Juni 1912

Prof. Dr. Ludwig Stein:
Sir Edward Grey und die englisch-deutsche „Entspannung".

Im Maiheft von „Nord und Süd" gab ich der Hoffnung Ausdruck, an dieser Stelle Äußerungen bedeutsamer Engländer über ihre Auffassung der Beziehungen Englands zu Deutschland veröffentlichen zu können. Heute bin ich in der Lage, dieses Versprechen einzulösen. An die Spitze dieser englisch-deutschen Verständigungsnummer, welche Aufsätze führender Engländer aus allen Berufsarten und den beiden politischen Parteien bringt, setze ich das Bild nebst eigenhändiger Unterschrift Sir Edward Greys, wie ich an die Spitze der Julinummer, welche die Antworten führender Deutscher auf die hier vorzuführenden englischen Stimmen bringen wird, das mir zu diesem Behufe überlassene Bild nebst Widmung von Arthur James Balfour zu stellen beabsichtige. Daß Sir Edward Grey, der typische Whig, und Arthur James Balfour, das geistige Oberhaupt der Tories, an der englisch-deutschen „Entspannung" mit vereinten Kräften zusammenzuwirken suchen, ist ein zeitgeschichtlicher Vorgang von nicht zu unterschätzender Tragweite. Beide Parteien arbeiten offenkundig einander in die Hände, um die seit sechs Jahren angehäuften Verstimmungen zwischen der ersten Seemacht und der ersten Landmacht der Welt herabzudämpfen und auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Die von mir vorgeschlagene Methode der offenen Aussprache zwischen den führenden Geistern jenseits und diesseits des Kanals über die obschwebenden politischen Lebensfragen beider Nationen hat lebhaften Widerhall geweckt. Mein Versuch, eine Art „Plebiszit von Oben" zu schaffen, d. h. die Intellektuellen beider Länder zu einer offenen Meinungsäußerung über Möglichkeit und Art einer englisch-deutschen Entspannung zu veranlassen, hat drüben wie hüben Resonanz gefunden. Ich habe mir von englischer Seite nicht einen einzigen Korb geholt. Keiner von den Männern, die ich in England aufgefordert habe, sich zur Détente zu äußern, hat auch nur gezaudert, geschweige denn abgelehnt. Wer von den markanten Engländern hier nicht geschrieben hat, den hatte ich nicht darum gebeten. Die Zahl der Aufgeforderten war naturgemäß eine beschränkte. Ich habe grundsätzlich daran festgehalten, beide Parteien Englands gleichmäßig zu Worte kommen zu lassen, wenn auch nicht im mechanischen Sinne der Zahl, so doch im

organischen der Qualität und Wucht der Stimmen. Darum sollte J. A. Spender, der Chefredakteur der „Westminster-Gazette“ und nahe Freund Sir Edward Greys ebenso zu Worte kommen, wie Garvin, der Chefredakteur der „Pall Mall-Gazette“ und vertraute Freund der konservativen Führer Balfour und Bonar Law. Diese beiden Federn, zu denen sich der „Diplomatikus“ (Lucien Wolf) vom „Graphic“ gesellt, genießen in England einen Ruf, wie etwa bei uns Theodor Wolff, Maximilian Harden, Walther Rathenau oder Professor Schiemann von der „Kreuzzeitung“. Sollte die von mir geplante Kundgebung ihren Zweck nicht verfehlen, so mußte sie von den Konservativen genau so unterstützt werden, wie von den Liberalen, von deutscher Seite nicht minder als von der englischen. Aller Parteihader hat zurückzutreten, wo es gilt, ein Kulturproblem zu lösen, einen Weltbrand zu verhüten, einer Entspannung von weltgeschichtlicher Bedeutung Vorschub zu leisten.

Sir Edward Grey ist nun auf der englischen Seite ebenso der providentielle Mann, dem diese Entspannung glücken kann, wie auf deutscher Seite der Reichskanzler von Bethmann Hollweg, der sich in England eines Ansehens und eines Vertrauens erfreut, wie kein anderer Staatsmann der Gegenwart. Tritt nun die Persönlichkeit des neuen Botschafters Marschall von Bieberstein hinzu, den Europa neben den beiden Brüdern Cambon als den Diplomaten empfindet, so dürfte es diesem „Dreibund“ von Staatsmännern: Grey, Bethmann, Marschall gelingen, die weltpolitische Frage einer englisch-deutschen Détente einer Lösung so nahe zu bringen, als es der gute Wille beider Nationen, der in den Spalten von „Nord und Süd“ zum Ausdruck kommen wird, nur irgend gestattet. Natürlich macht es der „gute Wille“, die Gefühlspolitik, die Sentimentalitätsphrase zu allerletzt, wenn die politische Logik nicht mit im Bunde ist. Aber Sir Edward Grey, der kühle Rechner, der behutsame Reflexionsmensch und zurückhaltende Diplomat hat gerade die politische Logik des Augenblicks, die zu einer „Entspannung“ drängt, mit der Sicherheit des Instinktes erfaßt. Die Formel dieser Entspannung lautet: Die Détente soll nicht vollzogen werden zwischen Nation und Nation, sondern zwischen Concern und Concern. Es hat sich zu viel Mißtrauen und Unbehagen zwischen den einzelnen Gliedern der beiden europäischen Staatentrusts angehäuft, als daß sich diese Entspannung, die von allen Intellektuellen beider Länder herbeigesehnt wird, individuell, zwischen Nation und Nation, herbeiführen ließe. Wohl aber ist es möglich, zwischen den unpersönlicheren Völkergruppen, wie Trippelallianz und Trippelentente, eine Verständigung anzubahnen, und das ist die große politische Aufgabe Sir Edward Greys.

In seiner groß angelegten politischen Rede im Unterhause v. 17. Februar 1912, in welcher Sir Edward Grey unter Bezugnahme auf die Reise Lord Haldanes nach Berlin seine Stellung zur englisch-deutschen Verständigung scharf gekennzeichnet hat, prägte er das prächtige Merkwort: It is not difficult to tell

the truth; the difficulty is to get the truth believed. Dabei entwickelte er das Programm einer englisch-deutschen Entspannung, indem er seiner festen Überzeugung Ausdruck lieh, daß alles, was in England über Deutschland in freundlichem Sinne gesagt werde, dem Empfinden der ganzen Nation entspreche. Sir Edward Grey ist augenblicklich in der angenehmen Lage, die ganze Nation geschlossen hinter sich zu haben, wenn es gilt, den Kurs der auswärtigen Politik einer „Détente“ entgegenzusteuern. Auf Thomas Hobbes, den tiefsten politischen Theoretiker aller Zeiten, wurde einmal das Wort gemünzt: Hobbes ist ein Radikaler im Bunde mit den Konservativen. Das Gleiche gilt heute von Grey. Ihm gelang zuerst, was seinen illustren Vorgängern mißlang: eine einheitliche äußere Politik für beide Parteien in großen Linien zu entwerfen. Aus beiden politischen Lagern tönte mir während meines diesjährigen Frühjahrsaufenthalts in England der gleiche Echoschall entgegen: Seitdem Sir Edward Grey die britische Auswärtspolitik im „foreign office“ mit festen Zügeln leitet, gibt es nur noch innerpolitische Scheidegrenzen zwischen Liberalen und Konservativen. In der auswärtigen Politik Englands aber kennt man, seitdem Grey und sein kluger Berater Walter Tyrell die hohe Politik machen, keine zwei Parteien in England, sondern nur noch eine in sich geschlossene Nation.

Der englische Lord-Kanzler Franz Bacon von Verulam, der Mitbegründer der neueren Philosophie und Mitschöpfer (neben Montaigne) des politischen Essays als eigener Kunstgattung, hat im Widmungswort eines seiner Werke an die jungfräuliche Königin Elisabeth das schelmische Neckwort niedergeschrieben: Auf dem Antlitze Ew. Majestät haben die „weiße“ und die „rote“ Rose endgültig Frieden geschlossen. Was im Elisabetheischen Zeitalter als geistvolles, wenn auch allzu schmeichlerisches politisches Aperçu Franz Bacons erschien, das ist im Zeitalter Georg V., dank der Entspannungspolitik Greys, in England Tatsache geworden. Grey hat die Détente zwischen Whigs und Tories in Fragen der äußeren Politik Englands so glücklich zuwege gebracht, wie etwa Giolitti die italienischen Abgeordneten aller Parteien auf sein Tripolisprogramm geeinigt hat. Die inkrustierte, durch Jahrhunderte traditionell festgelegte, ja geradezu klassisch gewordene Gegnerschaft zwischen den beiden Parteien wurde von Grey auf innerpolitische Fragen, wie „Home-rule“, „Tarif-Reform“ oder „Veto-Bill“ lokalisiert, während die auswärtige Politik Greys der rückhaltlosen Zustimmung auch der Konservativen sicher ist. Mit dieser Tatsache, daß es in England für das Verhältnis zu Deutschland nur eine Partei gibt, müssen wir rechnen. Wir haben uns mit ihr abzufinden. Wenn also Sir Edward Grey im Interesse der augenblicklichen politischen Konstellation im nahen oder fernen Orient es für geraten oder geboten hält, eine Entspannung mit seinem größten kontinentalen Rivalen herbeizuführen, so ist er nicht nur der unbedingten Gefolgschaft der englischen Konservativen sicher, wie die hier zu veröffentlichenden Stimmen von Balfour, Bonar Law, Baron Rothschild

u. a. zeigen werden, sondern zugleich der jubelnden Sympathie der Intellektuellen aller Länder unseres Kultursystems, welche den Alpdruck eines möglichen Krieges zwischen den beiden stammesverwandten Kulturnationen als politischen Selbstmord des alten, politisch verkalkten Europa empfinden müssen. Noch ist die Zeit nicht gekommen, in welcher Amerika die „lachende Erbschaft" der weißen Rasse antreten wird. Wir haben in Europa Tatkraft und Einsicht genug, uns die Zügel der Herrschaft der weißen Rasse nicht aus den Händen winden zu lassen. Amerika wird seine Ungeduld zu zähmen haben, bis Europa seine Altersschwäche selbst dokumentiert und dem jüngeren Rivalen auf dem Wege eines politischen Testamentes die Herrschaft selbst überträgt. Vorläufig sind wir noch jugendstark und willenskräftig genug, durch eine Détente zwischen England und Deutschland eine Verständigung zwischen Entente und Allianz anzubahnen, welche uns Europäern ermöglicht, dem Prozeß der Aufteilung unseres Planeten im fernen Osten als Verbündete offenen Auges zuzusehen, statt uns als Verfeindete gegenseitig zu zerfleischen. Es stehen augenblicklich so große Dinge auf dem Spiel, daß unsere kleinen Eifersüchteleien und politischen Quisquilien zur quantité négligeable herabsinken, wo es gilt, den Kulturimperialismus, die Weltherrschaft unseres Kultursystemes, zu behaupten und zu sichern.

Wir wollen unter das Vergangene einen dicken Strich setzen. Oder wie J. A. Spender, der hervorragende publizistische Freund Sir Edward Greys, in seinem soeben erschienenen „The foundations of British Policy", im Kapitel: Towards an anglo-german Detente (Seite 31) sagt: If we are to get permanently on to better terms with Germany, we must clean forget some things and carefully remember other things, which have been a cause of controversy during the last six years.

Man sieht also: Das Wort von der englisch-deutschen Détente habe nicht ich geprägt, sondern Spender, der Chefredakteur der gouvernementalen Westminster-Gazette. Aber auch auf deutscher Seite wurden schon vor meinem Versuch, an einer englisch-deutschen Entspannung vermittels eines Areopags von Intellektuellen jenseits und diesseits des Kanals mitzuarbeiten, Gedanken ausgesprochen, denen Herr v. Bethmann ebenso wenig seine Zustimmung versagen wird, wie Grey seinen Freund Spender dementieren dürfte. Dr. Walther Rathenau, den ich den Lesern von „Nord und Süd" um so weniger vorzustellen brauche, als ich sein literarisches Profil anläßlich seines jüngsten Werkes („Zur Kritik der Zeit") an dieser Stelle (2. Januarheft, Seite 234—242) zu kennzeichnen unternommen habe, schrieb unabhängig von mir, aber ungefähr um die gleiche Zeit, als ich meine „Aktion" in England zugunsten einer Entspannung einleitete, unter dem Titel „England und Wir" (Neue Freie Presse vom 6. April 1912) folgende Sätze nieder: „Heute, man sage hüben und drüben, was man wolle, klingt noch kein Völkerhaß in Vorwurf und Abweisung hinein. Im Gegenteil: es gibt vielleicht nicht zwei Völker der Erde, die in vollem Bewußtsein ihrer Interessengegensätze wechselseitig

so rückhaltlos ihre Tugenden, Kräfte und Mächte schätzen und verstehen. Nicht an uns liegt es, wenn das rechte Wort, das Wort des Vertrauens, des Friedens und der Freundschaft ungesprochen bleibt." Und — last not least — Maximilian Harden, die schärfste Feder Deutschlands, tritt in den letzten Nummern seiner „Zukunft" ebenso rückhaltlos für eine Détente zwischen England und Deutschland ein, wie der bekannte Mittwoch-Leitartikler der „Kreuzzeitung"!

Man sieht, die Sterne sind der Entspannung günstig. Führende Männer aller Parteien beider Nationen fordern sie als unabweisliches Gebot der politischen Logik der gemeinsamen weltpolitischen Aufgaben unseres ganzen Kultursystems. Nicht das hohle Pathos von Hurrastimmungen fröhlicher Kongreßbesucher spricht aus den nachfolgenden Stimmen, sondern wohlüberlegte, sorgfältig ausgearbeitete, am Schreibtisch — und nicht am Rednerpult — niedergelegte Überzeugung. Die Engländer sind vorangegangen. Die Deutschen werden im Juliheft von „Nord und Süd" folgen. Und wenn nicht alle Anzeichen trügen, werden Sir Edward Grey und der neue Botschafter Marschall v. Bieberstein die erlösende Formel finden, welche das politische Schreckgespenst der letzten sechs Jahre verscheucht, so daß Europa wieder froh und zukunftsicher aufatmen kann.

Viscount Haldane of Cloan: Was ist Goethe uns Engländern?

Was ist Goethe uns Engländern? Ich will versuchen, euch Deutschen diese Frage zu beantworten. Wir Engländer sind auf unsern Shakespeare stolz; sein Genius sucht in seiner Eigenart vergeblich in der Weltgeschichte seinesgleichen. Shakespeare ist unser, ganz unser, ein treuer Sohn seines zeitgenössischen Englands. Indes, nicht wenige unter uns sind ebenso stolz auf Goethe; die Zahl dieser Bewunderer wächst mit der Zahl der Kenner in England. Wir betrachten es als ein besonderes Privilegium, einer Rasse anzugehören, die einen solchen ragenden Genius hervorgebracht hat. Er war ein rechter Sohn Germaniens — kein anderes Volk als das germanische hätte ihn ins Dasein rufen können. Aber, wenn auch Vollblut-Deutscher, hat Goethe doch zu der ganzen Menschheit gesprochen; denn sein Genius ist wohl der umfassendste, der unter Menschen je zur Wirkung gekommen ist. Keinem andern war es so vergönnt, als Dichter und Denker zugleich unter den Ersten voran zu stehen. Goethes Lyrik und vieles andere seiner Dichtung wird für alle Zeiten Geltung haben, denn, sobald einmal der Genius sein Höchstes in der Dichtung erreicht, wie etwa in Homer, Dante, Shakespeare und Goethe, spricht er nicht mehr zu der Zeit, sondern zu der Ewigkeit. Meinungen können wechseln, die Flut des Fortschritts kann zeitliche Werte

verschlingen, aber diese gewaltigen Schöpfungen weniger Auserwählter bleiben in ihrer übermenschlichen Größe vom Sturm des Wechsels unberührt. — Im Ringen nach diesem Ewigkeitsleben steht der Künstler im Vorteil gegenüber dem Denker. Gewiß, auch die Geschichte des reinen Denkens hat große Vollbringungen des Genius aufzuweisen, die Generationen überdauern. Die fortschreitende Menschheit mag noch so vieles an den Lehren und Systemen eines Plato, Aristoteles, Kant und Hegel zu korrigieren gefunden haben — ihre Systeme als solche trotzen wegen ihrer inneren Größe und ihres Ausblicks ins Ewige allem Schlagen und Drängen der Zeitwellen. — Ein philosophisches System ist immer der Ausdruck des Zeitbewußtseins. Es entsteht also nicht, wie das Werk der Kunst, die aus sich selbst heraus erschafft. Vielmehr, wie feinsinnig bemerkt worden ist: Da Philosophie ihr Grau auf Grau malt, wird durch sie wohl eine neue Erscheinungsform des Lebens bekannt; aber, da diese auf Grau erscheint, kann hier keine Verjüngung entstehen. „Die Eule der Minerva nimmt ihren Flug erst mit der einbrechenden Dämmerung auf", wie es bei Hegel heißt. Die Philosophie kann wohl niemals in dem Maße, wie die Kunst, Gemeingut des Volkes werden. Trotzdem ist Philosophie im weitesten Sinne, als Ausdruck eines Bedürfnisses und Strebens des Menschen, die Dinge vom Gesichtswinkel der Ewigkeit zu betrachten, oder als Bedürfnis nach einer Gesamtanschauung der Dinge, der Menschheit unentbehrlich. Der Denker, der groß genug ist, den innersten Sinn des Daseins zu erfassen, und diesen seinen Mitmenschen in einer ihnen zugänglichen Weise nahe zu bringen — ein solcher Denker schafft ebenso viel, wie der Künstler, obgleich das mühevolle Werk nicht so von ewiger Dauer sein kann, wie das des andern. — Goethe war ein Philosoph dieser seltenen Art. Sein Genius ermöglichte ihm, die letzten Fälle der Metaphysik abzusuchen, ohne ins Einzelne zu gehen. Ihm ging die Wahrheit auf, daß, wenn im Zeitalter der Naturwissenschaft Gott als lebend und unendlich anzusehen sein soll, er nur als immanent begriffen werden kann. Diese Lehre von der Immanenz tritt uns in kristallheller Klarheit in seinen Gedichten, wie „Vermächtnis" und „Eins und Alles" vors Auge. Gott war dem Auge des Künstlers Goethe gegenwärtig. Ein Mann seiner Artung konnte aber an der künstlerischen Intuition allein nicht Genüge finden. Seine reifste Lehre ist im Faust-Prolog niedergelegt, in dem der Menschheit gewidmeten Lehrwort, das er die Gottheit verlautbaren läßt:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaßt euch mit der Liebe holden Schranken;
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken."

Die göttliche Immanenz soll nicht nur gefühlsmäßig empfunden, sondern auch durch die Vernunft erkannt werden. — Die große bestimmende Note in Goethe findet sich darin, daß für ihn, wie für seinen Zeitgenossen Hegel, das Wort gilt: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist,

das ist vernünftig." Dieses Wort ist oft mißverstanden worden. Es will nicht besagen, daß Begriffe allein wirklich sind, oder daß Erkenntnis in abstrakte Relationen bei Ausschaltung von Gefühl und Empfinden aufgelöst werden kann. Es besagt vielmehr, daß Gedanken- und Gefühlstätigkeit zusammen die Wesensteile einer Totalität des Geistes darstellen, in welcher kein Wesensteil ohne den zweiten existieren und wirken kann. Dieser Leitgedanke, in Goethes Eigengewand gekleidet, scheint mir wie ein roter Faden sich durch alle großen Werke Goethes zu ziehen. Mephistopheles unternimmt es, Faust ein Leben der Freude und des Genusses als das rechte aufzureden und im Einzelnen zu rechtfertigen. Aber am Ende mißlingt's, und die Prophezeiung der Gottheit findet ihre Erfüllung. Faust erscheint dem Versucher zu groß. Es ist in der Vereinigung von Endlichem und Unendlichem — dem Unendlichen, das das Endliche braucht, um sich in ihm zu verwirklichen, und dem Endlichen, welches seinen Quell in der Verbindung mit diesem Unendlichen hat, das es als die letzte Wirklichkeit selbst im täglichen Streben voraussetzt — daß Faust die Lebenswahrheit findet:

„Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß,
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß." —

Erst da, wo ihm diese Wahrheit am Ende seines Lebens aufgegangen ist, versteht sich Faust auch auf den „Augenblick"

„Verweile doch, du bist so schön." —

Ich habe gerade zum vierten oder fünften Male die Lektüre eines Buches beendet, zu dem ich regelmäßig nach einigen Jahresabständen immer wieder greife „Wilhelm Meisters Lehrjahre". — Ich finde immer neues Licht in diesem Buche, wohl weil ich nach den Pausen immer neue Erfahrungen zum Lesen mitbringe. Dieses Mal bin ich darum von der Bedeutung dieses Buches so stark ergriffen worden, weil ich in ihm unerwartet grade das in Rede stehende Motiv im klaren Ausklang vorgefunden habe. Kein antiker oder moderner Schriftsteller hatte, wie Goethe, die Kraft, Philosophie und Kunst einheitlich zu kombinieren und so wirken zu lassen; kein anderer Schriftsteller war wie er mit dieser eigengearteten Doppelgabe von der Natur gesegnet worden. Das ist es, warum die Welt ihm so stark verpflichtet ist und warum, wie es mir scheint, wir in kommenden Tagen ihm immer mehr und mehr werden verpflichtet werden mit einem Schuldtitel, der sich wohl nie verringern wird. Das ist es, warum Goethe auch uns Engländern so viel bedeutet. Das ist zu vielen Gründen und Motiven noch ein Grund mehr, daß zwei Nationen, wie die Deutschen und die Engländer, das gegenseitige Mißtrauen fallen lassen und vielmehr erkennen sollten, daß ihre wirkliche Bestimmung sie darauf hinweist, zusammen zu arbeiten, um gemeinsam aus dieser unvollkommenen Welt eine bessere zu machen. —

A. J. Balfour:
Offener Brief an den Herausgeber.

Lieber Herr Professor Stein!

Sie haben mich eingeladen, teils als Politiker, teils und besonders als Philosoph den deutschen Lesern etwas über die deutsch-englischen Beziehungen zu sagen. Ich fürchte, daß Philosophen zu der Frage wenig, Politiker leicht zu viel sagen könnten. Mit großer Besorgnis folge ich deshalb Ihrer Einladung; ich könnte leicht Schaden anrichten, während ich andererseits glaube, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht viel Gutes leisten zu können. Da Sie indes meine Meinung haben möchten, will ich den Versuch machen. Lassen Sie mich von vorneherein feststellen, daß ich weder die Haltung eines Richters noch die eines Kritikers anzunehmen beabsichtige; vielleicht werde ich imstande sein, manches zu erklären; vielleicht, das Mißverstehen zu verringern. Ich bin keineswegs zuversichtlich in Beziehung auf meinen Erfolg; es ist aber immerhin ein seiner selbst wegen werter Versuch. Wenn ich Ihren Lesern, ohne sie zu verletzen, den englischen Standpunkt klar machen kann, könnte dieser Erfolg, in welch' kleinem Maßstabe auch immer, die bestehenden Übel, soweit sie dem Mangel an gegenseitigem Verständnisse aufs Konto zu setzen sind, lindern helfen. Ohne Zagen gebrauche ich den Ausdruck „Englischer Standpunkt", denn ich glaube, daß es in Beziehung auf die abzuhandelnde Materie nur einen englischen Standpunkt gibt. Ich meine freilich nicht, daß jede von mir aufgestellte Behauptung von jedem Engländer überzeugungsvoll geteilt wird, noch, falls dem so wäre, jeder Engländer mit gleicher Überzeugungstreue zu ihnen halte. Was ich meine, ist, daß das tiefgreifende Unbehagen, mit dem das Volk unseres Landes die möglichen Entwickelungsgänge der deutschen Politik verfolgt, in ganz greifbarem Sinne seinen Schatten über unser ganzes Land ohne Rücksicht auf Partei und Religion wirft. Warum ist dem so? Es kann nicht auf in einer geschichtlichen Vergangenheit eingewurzelte Vorurteile zurückgeführt werden. Die deutsche Nation ist nie unser Feind gewesen. In der langen Reihe von Kriegen, in die Britannien in der Zeit zwischen der Revolution von 1688 und dem Friedensschluß von 1815 verwickelt gewesen ist, hatten wir stets deutsche Staaten zu unseren Verbündeten, und nur wenige Schlachten, an denen englische Soldaten teilgenommen haben, sind auf dem Kontinente geschlagen worden, ohne daß deutsche Soldaten an unserer Seite gefochten haben. Die Engländer sind auch nicht ihres Anteils an der Dankesschuld uneingedenk, welche die ganze Welt deutschem Genius und deutscher Wissenschaft schuldet. Für etwa zwei Hunderte von Jahren ist Deutschland in der Tonkunst

ebenso ausgesprochen Führer gewesen, wie nur je Italien es in der Malerei war. Deutschland ist der große Pionier gewesen für neu-klassische Philologie, neuzeitliche Kritik, neuzeitliche historische Forschung, Sprachwissenschaft, vergleichendes Religionsstudium; ja es war viel mehr noch, als lediglich ein Pionier. Es hat nicht allein aufgedeckt, wie das Werk zu leisten sei, vielmehr den bei weitem größten Anteil der dafür nötigen Arbeit willig auf sich genommen und, wie es nur billig war, den bei weitem größten Anteil an den erfolgreichen Ergebnissen geerntet. — Im Bereich der Naturwissenschaften freilich sind Entwicklungsgang und Erfolgsaufteilung in ihren Rückbeziehungen auf uns weniger einseitig. Wir in Britannien brauchen uns des Anteils unserer großen Männer an den Beiträgen zu den wissenschaftlichen Entwickelungserfolgen, welche die letzten hundert Jahre berühmt gemacht, nicht zu schämen. Aber, wie bewundernswert, sowohl in Ansehn der Quantität wie der Qualität, ist die deutsche Arbeit auch auf diesen Gebieten gewesen! Wie abgerundet ist ihre Organisation in der Forschung! Wie früchtereich in Entdeckungen! —

Und was soll ich über deutsche Philosophie sagen? Hierüber insbesondere sollte ich nach Ihrem Wunsche, Herr Professor, sprechen. Aber wahrhaftig! Ich bin nicht berufen, in dieser Richtung etwas zu sagen, das nicht bekannt und in allen Landen anerkannt wäre. Wenn auch meine kleine philosophische Barke ihre Forschungsreisen in seichteren Wassern versucht, bewundere ich doch den mächtigen Strom europäischer Spekulation, der seit Leibniz vorzüglich in deutschen Stromgebieten flutet und so viel zur Ausrüstung der Welt mit einer geistgefüllten Philosophie zugeschossen hat. In der Gegenwart schöpfen nach meiner Berechnung je 4 von 5 Inhabern philosophischer Lehrstühle, die in Ländern dozieren, welche die Sprache Locke's, Berkeley's und Hume's sprechen, sowohl den Inhalt ihrer Lehre, wie die sie tragende Begeisterung aus deutschen Quellgebieten. Dieses von sich sagen zu können, ist ein Großes; denn wenn auch in beiden Ländern nur wenige Philosophen sein mögen, setzen wir zuversichtlich voraus, daß deren Gewichtigkeit nicht einfach nach ihrer Zahl abgemessen werden wird.

Wenn also die jüngstvergangenen Jahre eine Änderung in der Urteilsrichtung über deutsche Politik bei dem gewöhnlichen Engländer erzeugt haben, ist daran eine nationale Befangenheit schuld und nicht eine Unterschätzung deutschen Wertes, geschweige denn ein Mangel an Dankbarkeitsgefühl für die auf dem Gebiet universaler Kultur geleisteten deutschen Dienste. Was denn ist der Grund? Ich antworte: Soweit ich es beurteilen kann, liegt der Ursprung dieser nationalen Befangenheit auf unserer Seite an der Interpretation, welche der Durchschnitts-Engländer gewissen Tatsachen oder mindestens vermuteten Tatsachenmotiven gegenüber zu bilden sich gezwungen glaubt; jede dieser Tatsachen, resp. jedes Motiv, für sich gesehen, könnte von geringem

Belang erscheinen, zusammengenommen jedoch können sie weder leichthin betrachtet, noch ruhig ignoriert werden.

Die erste dieser Tatsachen, vor die er sich gestellt sah oder mindestens glaubte, war die deutsche Flottenvorlage und deren Resultat. Kein Engländer leugnet das Recht jedes Landes, den Charakter und die Ausdehnung seiner eigenen Rüstungen zu bestimmen; es hat auch hierorts, wie ich glaube, keinen Übereifer, in der deutschen Flottenpolitik irgend welche feindseligen Absichten gegen unser Land zu entdecken, gegeben. Aber in dieser Hinsicht ist die britische Meinung empfindlich, und sie muß es sein aus Gründen, die hierzulande Alltagsweisheit bilden, aber von vielen Deutschen, auch solchen, die im allgemeinen unserem Lande freundlich gesinnt sind, m. E. nur unvollständig erfaßt werden. Lassen Sie mich sie in Kürze auseinandersetzen. — Wenn die Engländer sich davon überzeugt halten könnten, daß eine deutsche Flotte ausschließlich Verteidigungszwecken d. h. also der Abwehrmöglichkeit gegen eventl. Angriff dienstbar sein solle, würden sie nichts danach fragen, wie groß diese Flotte sei, denn ein Angriffskrieg gegen Deutschland ist für sie undenkbar. Es gibt, wie ich höre, viele Deutsche, die dieser Behauptung stark entgegentreten; sie ist jedoch kein Paradoxon. Wenn wir auch von allen Rücksichten, die auf unserer Volksmoral fußen, absehen, muß doch die Erwägung voranstehen, daß wir ein Handelsvolk sind und ein Krieg welchen Ausgangs auch immer dem Handel und dem Kredit, zu welchem der Handel in einem Abhängigkeitsverhältnisse steht, einen Ruin bedeutet. An zweiter Stelle sollte die Erwägung stehen, daß wir eine politische Nation sind und ein von uns provozierter Krieg an einem Tage die mächtigste Regierung und die geschlossenste Partei auseinandersprengen würde. Zum dritten darf die Erwägung nicht außer Betracht bleiben, daß wir ein Inselvolk und als solches völlig von der Seezufuhr für Nahrungsmittel abhängig sind; weder für heimische Verteidigung, noch den Auslandsdienst über ein ansehnliches Heer verfügen und deshalb um völlig ungleiche Einsätze zu spielen gezwungen wären, falls Deutschland in dem Kriegs-Hazardspiel unser Gegner sein würde. Gerade diese letzte Erwägung möchte ich einsichtige Deutsche wohl abzuwägen bitten, wenn sie den britischen Stand- und Gesichtspunkt recht begreifen wollen. Es kann in ganz wenigen Leitsätzen klar gemacht werden: — Es gibt zwei Wege, auf denen ein feindliches Land zerschmettert werden kann. Es kann entweder erobert oder ausgehungert werden. Wenn Deutschland Herr in unsern heimischen Gewässern würde, würden ihm Britannien gegenüber beide Wege offen stehen. Wenn hingegen Britannien zehnmal Herr der Nordsee wäre, würde es Deutschland gegenüber doch keinen beider Wege offen haben. Ohne überlegene Flotte würde Britannien nicht länger als Großmacht gelten; hingegen würde Deutschland ohne irgend welche Flotte die größte Macht Europas bleiben. Es ist also nicht mehr als der blanke Instinkt des Selbsterhaltungstriebes, der England zwingt, nicht

allein in Rechnung mit dem Anwachsen der fremden Flotten zu bleiben, sondern auch sorgsam die Motive der Erbauer derselben abzuwägen. Wenn sie lediglich für Verteidigungszwecke erbaut werden, wird Britannien hierdurch allerdings nicht der Pflicht der Bewahrung der eignen Standhöhe entsprechender Stärkeverhältnisse im Interesse nationaler Sicherheit enthoben, aber es hätte wenigstens keinen Grund zur Beunruhigung, geschweige denn zum Übelwollen. Macht es aber Deutschland England leicht, diesen Gesichtswinkel zu wählen? Die äußeren Merkmale der Sachlage scheinen folgende zu sein: Die größte Militär- und zweitgrößte Seemacht der Welt verstärkt ihre Armee und Marine; sie vermehrt die strategischen Eisenbahnlinien, die zu Grenzstaaten führen u. z. nicht nur zu jenen, die selbst mächtige Armeen besitzen, sondern auch zu kleinen, die nur neutral zu bleiben wünschen für den Fall, daß ihre gewaltigen Nachbarn unglückseligerweise zu kriegführenden werden sollten. Zu gleicher Zeit verfügt sie so über die Gliederung ihrer Flotte, daß sie ihre Flottenmacht im Augenblick schlagfertig machen kann. Es ist möglich, daß dieses alles nur veranstaltet sein mag, um sich gegen Angriff unüberwindlich zu machen; solch ein Zielpunkt wäre gewißlich zu empfehlen, wenn auch die zu seiner Erreichung eingesetzten Anstrengungen dem außenstehenden Beobachter als weit über das Maß jeglicher Gefahrabwehr hinausreichend erscheinen müssen. Wenn alle Völker im gleichen Ausmaß unüberwindlich gemacht werden könnten, würde der Frieden zweifelsohne wohl kostspielig, aber immerhin gesichert erscheinen. Unglücklicherweise aber kann keine Analyse der deutschen Kriegsvorbereitungen uns in Wahrheit zeigen, welchen Zwecken sie zugedacht sind. Eine schreckenerregende Waffe ist geschmiedet worden; jedes Jahr fügt etwas zu ihrer Wirkungskraft und Macht zu; sie ist ebenso furchtbar für Angriffs- wie für Abwehrzwecke. Welchem Endzweck sie aber ursprünglich zugeführt worden ist und in welchem Dienste sie schließlich Verwendung finden wird, kann, wenn überhaupt, nur durch weiter abliegende Betrachtungen festgestellt werden.

Hier nähere ich mich dem schwersten, weil delikaten Teil meiner Aufgabe. Ich will einleitend feststellen, daß die gewöhnlichen Engländer — und ich für meine Person gewiß — nicht glauben, daß der große Körper des deutschen Volkes einen Angriff auf die Nachbarn zu machen wünscht, oder daß die deutsche Regierung dieses beabsichtigt. Ein Krieg, an dem das bewaffnete Männertum halb Europas teilnehmen würde, kann weder für Nationen, noch für Staatsmänner Inhalt bedachtsamen Wunsches bilden. Die Gefahr liegt an anderer Stelle. Sie liegt in der Coexistenz jenes wunderbaren Instruments für Kriegsführung, das in der deutschen Land- und Seemacht zu eins geworden ist, und der gradlinigen — fast hätte ich gesagt: organisierten — Vertretung einer Politik, die unmöglich mit dem Weltfrieden und den Völkerrechten vereinbar zu sein scheint. Für jene, die diese Politik zu der ihrigen machen, bedeutet deutsche Entwicklung

deutsche territoriale Ausdehnung. Alle Länder, welche, sei es auch nur in eigner Selbstverteidigung, die Verwirklichung dieses Ideals verhindern, werden als feindliche angesehn. Und Krieg oder Kriegsandrohung wird dann als die natürliche und angemessene Methode durch welche das Ideal selbst Erfüllung finden soll, erachtet. — Es ist nun nicht im entferntesten meine Absicht, solche Theoreme zu kritisieren. Meine Aufgabe habe ich darauf beschränkt, die Gesichtspunkte, die in Britannien Geltung haben, klar zu stellen; nicht jene, die in Deutschland ihre Prediger finden, zu verdammen. Mögen deutsche Eiferer, wenn sie wollen, die Landkarte Europas im Einklang mit dem, was sie als die gegenwärtige Verteilung der germanischen Rasse auffassen, zurück- und umzeichnen; mögen sie das Deutsche Reich des 20. Jahrhunderts als den gesetzlichen Erbberechtigten aller Ländergebiete, die in das Heilige Römische Reich des 12. Jahrhunderts einbegriffen waren, betrachten; mögen sie fordern, daß Deutschland auf Kosten anderer Nationen mit Überseegebieten, die in Proportion zu seiner Größe in Europa stehen, ausgestattet werden müsse. Nur sollen sie nicht von Engländern verlangen, daß sie dem zustimmen mögen. Wir haben eine zu bittere Erfahrung mit den Übeln durchlebt, welche aus dem Bestreben eines Einzelstaates, Europa zu beherrschen, fließen; wir sind zu sicher von den Gefahren überzeugt, welche eine solche Politik, die diesen Erfolg zeitigte, über uns sowohl wie andere bringen würde, als daß wir sie oberflächlich behandeln sollten. Sie sind sicherlich nicht oberflächlich. In Zeitlagen internationaler Ruhe sorgen sie stetiglich für anwachsende Rüstungen; in solchen internationaler Reibungen erschweren sie die Schwierigkeiten der Diplomatie. Das ist an sich schlimm genug, aber noch nicht das Schlimmste. Die Wirkungen dieser Eifererpolitik greifen, wie uns scheint, noch tiefer. Ihr entquillt die Überzeugung, die weite Kreise in Deutschland, wie ich fürchte und bedauere, erfaßt hat, daß Britannien im Lichte ihres Landes steht; die Engländer den Wunsch hegen, ihre (der Deutschen) natürliche Entwicklung zu hemmen, und eifersüchtig auf ihr durchaus gesetzmäßiges Wachstum seien. Dieser Verbrechen sind wir uns völlig unbewußt; aber sicherlich ist es kein kleines Übel, daß sie so bereitwilligen Glauben finden. Wenn je durch ein unglückliches Geschick in beiden Völkern der Glaubenssatz Aufnahme fände, daß Deutschland und Britannien prädestinierte Feinde seien, daß der Ehrgeiz des Einen und die Sicherheit des Andern sich unversöhnlich gegenüberstehen, würden die Voraussagen jener Propheten — deren es in Europas Kanzleien im Überflusse gibt —, die einen Konflikt zwischen Beiden für unvermeidlich halten, schon halb erfüllt sein. Aber ich für meine Person bin nicht ein Gläubiger an solche Prädestination. Deutschland hat Europa vieles gelehrt; es kann es noch mehr lehren. Es kann es lehren, daß organisierte militärische Macht ebenso wirksam im Interesse des Friedens, wie in dem des Krieges verwendet werden kann; daß der Appetit nach Landeserweiterung einer überwundenen Phase des Patriotismus angehört; daß die Förderung der Zivilisation, für welche es so Bedeutendes erarbeitet hat, das geeinte Arbeitsgebiet vieler Völker sein müsse, und

daß schließlich die Arbeitskraft keines der letzteren durch die gewaltige Last der modernen Rüstungen oder die ständige Vorarbeit für nationale Selbstverteidigung erhöht wird. Wenn Deutschland auf diesen Grundlinien voranzugehen bereit ist, wird es eine Welt hinter sich finden, die schon vorbereitet und bereit ist zu folgen; vorbereitet in nicht kleinem Maße durch das, was es selbst in den Hochgebieten der Wissenschaft und Spekulation geleistet hat. Sollten dagegen Anzeichen darauf hinweisen, daß seine Wünsche nach anderen Endrichtungen zielen, daß seine Politik durch nationalen Ehrgeiz eines wesensverschiedenen Typs bestimmt wird, kann es dann Gegenstand der Überraschung sein, daß andere Länder das stete Anwachsen seiner Angriffseinheiten mit unverhehlter Beunruhigung verfolgen und bedachtsam die Wehrmittel wählen, um dem, was sie als Gefährdung der Allgemeinheit anzusehen gezwungen wären, zu begegnen?

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr Professor Stein, den Ausdruck meiner aufrichtigen Wertschätzung

Ihr ganz ergebener

Arthur James Balfour.

J. A. Spender: England-Deutschland.

Der leitende Charakterzug des englisch-deutschen Meinungsstreits beruht darin, daß jede Seite genau die gleiche Klage gegen die andere vorbringt. Wenn ein Deutscher wissen will, was in England über Deutschland gesagt wird, hat er nur dem Engländer das in den Mund zu legen, was er in Deutschland über England zu hören oder geschrieben zu sehen bekommt. Wenn wiederum ein Engländer wissen will, was in Deutschland über England gesagt wird, braucht auch er nichts mehr zu tun, als sich den Deutschen genau dasselbe über England, wie er selbst über Deutschland, sprechend vorzustellen. Aussage neben Aussage: die beiden Angaben sind sich genau parallel und in der Wirkung nur eine lange Reihe von „tu quoques". „Du willst zur See uns überherrschen," sagt der Deutsche; „Du suchst die Hegemonie über Europa zu gewinnen," sagt der Engländer. „Du willst uns isolieren," sagt der Deutsche; „Nein. Du bist es, der sich dem entgegenstellt, daß wir einen Freund haben," sagt der Engländer; „Du beabsichtigst, unsere Häfen anzugreifen und unsere Flotte zu zerstören," sagt der Deutsche; „Im Gegenteil. Du bist es, der bei mir einzufallen sucht," sagt der Engländer; „Du bist uns

über alles und jedes feindlich gesinnt," sagt der Deutsche; „Wahrhaftig nicht! Du bist es, der uns überall Ungelegenheiten bereitet," sagt der Engländer. Was dieses alles um so absurder erscheinen läßt, ist, daß beide — Deutsche und Engländer — allweil von ihrer eignen Unschuld und der barsten Grundlosigkeit des entsprechenden Verdachts des Andern überzeugt sind. — Wenn dieses eine zutreffende Diagnose der beiderseitigen Stellung ist, dürfen wir, wie ich hoffe, gute Hoffnung für die Zukunft haben. Jemand hat gesagt: Wenn Briten und Deutsche einmal nur für 10 Minuten ihre Haut gegeneinander auswechseln wollten, würde der Streit zwischen ihnen sein Ende finden. Sie würden dann erkennen, — was in dieser Welt der Diplomatie auf andere Weise ihnen unmöglich glaubhaft gemacht werden kann, — daß sie beide bei der Ableugnung einer feindseligen Absicht ehrlich sind. Wenn aber dieses der Fall ist, woran ich fest glaube, haben wir eine zuverlässige Garantie gegen die schlimmste Art des Übelstandes, wie solcher tatsächlich in der Geschichte der letzten wenigen Jahre fraglos in Erscheinung getreten ist. Der Friede ist zwischen den beiden Mächten erhalten worden trotz der Gelegenheiten, welche ein wirklich kriegerischer Geist ergriffen hätte; er ist gewahrt worden, weil auf keiner der beiden Seiten irgend ein tief eingesessenes Feindseligkeitsgefühl, oder ein zielsuchender Wunsch, den Andern zu verletzen oder zu verwunden, vorhanden war. Wirkt doch zwischen den deutschen und britischen Völkern kein historisch gewordener Streit, keine Rassenverschiedenheit, keine Unvereinbarkeit des Temperaments, keine wirkliche oder eingebildete Beleidigung, die zu rächen als notwendig erachtet werden müßte. Alle Elemente, die gewöhnlich nationale Streitfälle entfachen, fehlen; die meisten Verwandtschaftszüge, die gewöhnlich nationale Freundschaftsverhältnisse anzubahnen pflegen, sind vorhanden. Die beiden Länder sind ihre wechselseitigen besten Kunden und ihre Handelsrivalität ist nutzbringend für beide. Dieses sind ständige Faktoren, welche vielleicht still und unbewußt, aber nichtsdestoweniger wirksam die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen ihnen gewährleisten. Der Rest ist eine Frage ihrer Beziehungen zu dritten Parteien und der Bewegungen auf dem europäischen Schachbrett, welch' letztere oft mehr geschickt, als weise sind; aber diplomatischer Streit ist vorübergehend, und keine Frage schwebt da oben, welche die britischen und deutschen Völker in Kollision bringen müßte. Ich bin mir bewußt, daß in beiden Ländern manche diese Auffassung und Darstellung der Sachlage als eine gefährliche Verkleinerung der wirklichen Verhältnisse betrachten werden. Diese werden behaupten, daß unser Leitsatz für unsere Seemacht uns in Konflikt mit euch bringen muß; daß der wetteifernde Schiffsbau der beiden Länder eine solch' lastentragende Situation für beide schaffen wird, daß der einzige Ausweg in einem Kriege gesucht werden müsse; daß euer Ehrgeiz, euch neues Landgebiet in Europa oder neue überseeische Kolonien zu sichern, uns letzten Endes ins

Feld gegen euch führen muß. Während der letzten 20 Jahre habe ich ähnliche Beweisgründe dafür anführen hören, daß Großbritannien schließlich gezwungen sein würde, mit Frankreich und Rußland in Konflikt zu geraten; und in beiden Fällen haben wir eine Ausgleichung der entsprechenden Gesichtspunkte erreicht, welche den Frieden in unseren Tagen bewacht. Es ist unser Unglück gewesen, daß diese Ausgleichungsakte, die für unser Behaglichkeits- und Sicherheitsgefühl, — für uns, eine Kolonialmacht, — eine unabweisbare Notwendigkeit darstellten, zu einem unfreundlichen Akte gegen die große deutsche Nation gestempelt worden sind. Sie hatten nicht diese Absicht, weder bei dem britischen Volke, noch bei den Staatsmännern, welche sie abgeschlossen haben; es wäre ein ernstes Unglück für uns, sollten irgend welche aus ihnen emporsteigende, unvorhergesehene Entwickelungsreihen einen ähnlichen Ausgleichungsakt mit Deutschland ausschalten. Niemand von uns kann für die Zukunft garantieren, oder voraussehen, was für kommende Generationen aufbewahrt ist — aber wir brauchen nicht den Frieden unserer eigenen Zeit durch Antizipierung von Sorgen, die ständig im Abnehmen begriffen sind, zu beunruhigen. Wollte doch jede Generation sich Genüge sein lassen an dem Lösungsversuch ihrer eigenen Probleme! Wir besitzen ein englisches Märchen, das von einem alten Manne erzählt, der auf dem Sterbebette zu seinen Söhnen sprach: „Ich habe ein Leben voll Sorgen gehabt, Jungens, aber das meiste von ihnen hat sich nicht ereignet." In einer vor einem Berliner Publikum im Jahre 1907 gehaltenen Rede habe ich dieses Märchen auf die Beziehungen zwischen England und Deutschland anzuwenden gewagt. Diese Anwendung bleibt glücklicherweise heute noch so gut in Geltung wie je. Wir haben in der Zwischenzeit manche Sorge durchlebt, aber keine hat „sich ereignet". —

Dem Journalisten drängt sich bei diesem Thema von selbst die Frage auf, was er und seine Kollegen in dieser Situation leisten können; zuweilen bin ich versucht zu glauben, daß er keine bessere Antwort finden kann, als die berühmte Formulierung Lord Melbourne's: „Warum es nicht laufen lassen, wie's läuft?" Wenn wir es wirklich hätten „laufen lassen" in den jüngsten Jahren — wenn wir's uns versagt hätten, wenig geschmackvolle Auszüge unserer gegenseitigen Leitartikel zu veröffentlichen, wenn wir zuweilen weniger sanguinistisch und zu anderen Zeiten weniger argwöhnisch gewesen wären, wenn wir Männer guten Willens friedvoll und allgemach an der Beseitigung der Mißverständnisse hätten arbeiten lassen und mittlerweile unseren Chor zum Schweigen gebracht hätten, — dürften wir uns dann jetzt nicht in einer besseren Lage befinden? Man sollte indes von Männern, deren Beruf es ist, „die" Meinung auszudrücken, nichts Unmögliches verlangen; es war im ganzen genommen vielleicht auch besser, daß wir frei und zornig gesprochen haben, als daß wir unsere Gefühle auf Flaschen gezogen hätten, bis sie Explosionsgase erzeugt haben würden. Alles in allem genommen,

ist das Schlechteste, wenn es einmal ausgesprochen worden ist, nicht mehr gar so schlimm, denn, nachdem wir „unsere Seelen entladen" haben, können wir einander ohne häßliches Gefühl begegnen. Wir müssen aber, wie ich glaube, anerkennen, daß es manche Themata gibt, die durch öffentlichen Streit keinen Fortschritt erfahren. Wir haben diese Methode bezüglich der Flottenrüstungen versucht und — hierin versagt, u. z. dieses nur aus einem ebenso einfachen, wie guten Grunde, dem nämlich, daß dieses Thema in den zwischen beiden Mächten zur Ausgleichung schwebenden Fragen die letzte, und nicht die erste Stelle beansprucht. Wenn unsere politischen Beziehungen gute und freundschaftliche sind, werden wir gradezu automatisch frei von dem Argwohn, der uns beide veranlaßt, ungeheure Geldsummen in den gegeneinander gerichteten Bau von Dreadnoughts zu stecken. Sind aber unsere politischen Beziehungen nicht gute und freundschaftliche, so sind öffentliche Ouverturen über dieses Thema nutzlos. Ihr werdet fortfahren zu glauben, daß unser Anspruch auf Seemacht einen Affront gegen euch bedeutet; wir, daß ihr beabsichtigt, uns anzugreifen. Wenn wir einmal von diesem Gedanken loskommen können, wird die Flottenfrage sich von selbst lösen; wenn nicht, werden wir nur unsere Rüstungen nach öffentlichen Debatten über sie steigern. — Aber die Journalisten beider Länder können durch ein wenig Nachsicht und Liebenswürdigkeit einen bedeutenden Teil zur Klärung der politischen Atmosphäre beitragen. Es würde in ganz hervorragendem Maße dem Wohle beider Länder dienen, wenn die Journalisten beim Schreiben ihrer Leitartikel in London oder Berlin, sich vor Augen zu halten suchten, welche Wirkung diese Artikel hervorrufen würden, falls sie, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, dem deutschen, oder, vom Deutschen ins Englische übertragen, dem englischen Publikum vorgelegt werden würden. In unseren Tagen des Telegraphendienstes haben wir, Journalisten, uns stets gegenwärtig zu halten, daß wir für die gegenseitigen Publica schreiben. Diese Lehre läßt sich allerdings schwer erlernen. Ist sie doch schwer in Gleichklang zu bringen mit unserem natürlichen Begehren, uns nachdrücklich und wirksam unserem eigenen Publikum zu widmen.

A. Bonar Law: Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben mich ersucht, einige Worte über das Verhältnis Englands zu Deutschland für Ihre Zeitschrift zu schreiben. Leider bin ich derart beschäftigt, daß ich keine Zeit finden kann, einen besonderen Artikel über das Thema zu verfassen. Selbst wenn ich aber die Zeit fände, könnte ich wohl nichts sagen, was meinen diesbezüglichen Gedankengang klarer zum Ausdruck brächte, als dieser in meiner jüngsthin im Unterhause gehaltenen Rede wiedergegeben ist, deren Gedankengang folgender ist.

Wir alle denken ernstlich über unser Verhältnis zu Deutschland nach. Es ist ein besonders auf dem Kontinent vorherrschender Gedanke, daß ein Gefühl der Feindseligkeit gegen Deutschland in unserm Lande im Schwange sei. Dieser Gedanke entbehrt nach meiner Überzeugung jeglicher Begründung. Soweit ich selbst in Frage komme — das Haus wird meinen Egoismus in diesen Bemerkungen entschuldigen; ich bin überzeugt davon, daß Sie, meine Herren, anerkennen werden, daß ich sie nur im Hinblick auf meine zufällige Führerschaft der hinter mir stehenden Partei und aus dem Grunde mache, weil ich glaube, den Gesichtspunkt des überwiegenden Teiles meiner Landsleute wiedergeben zu können — habe ich niemals ein solches Gefühl gehegt, ebensowenig wie ich jetzt ein solches in mir trage. Während meines beruflichen Lebens habe ich täglich geschäftliche Verbindungen mit Deutschland unterhalten. Ich habe viele deutsche Freunde; ich liebe manche deutschen Bücher fast ebensosehr wie die in unserer Sprache erschienenen führenden Werke. Schließlich kann ich mir nur wenige Unglücksereignisse vorstellen, die von dem Umfange wären, den ein Krieg zwischen uns und dem großen deutschen Volke, welches Ende er auch nähme, annehmen würde. Ständig höre ich davon sprechen, — unsre Augen und Ohren für offenkundige Tatsachen zu verschließen, ist nutzlos — daß infolge auseinander strebender Interessen ein Krieg zwischen unserm Lande und Deutschland an einem oder dem andern Tage unvermeidlich sei. Nie und nimmer glaube ich an diese unvermeidlichen Kriege. Fürst Bismarck hat einmal mit vollem Rechte gesagt, daß niemand die Richtung der Hand der Vorsehung übersehen könne. Ich selbst bin alt genug, um mich erinnern zu können, daß vor 25 bis 30 Jahren dasselbe mit weit größerer Hartnäckigkeit über unser Verhältnis zu Rußland ausgesagt worden ist. Und doch wird es heute nicht mehr behauptet. Warum nicht? Aus dem einfachen Grunde, weil die ganze Perspektive der Welt sich verschoben hat. Diese Perspektive ist in stetem Wechsel begriffen, und ich sehe keinen Grund für die Abweisung der Annahme, daß sie sich in 10 oder 15 Jahren nicht wieder vollständig verändert haben könnte.

Wenn also jemals ein Krieg zwischen unsern beiden Ländern entfesselt würde — was der Himmel verhüte! — wird dieser nicht die Folge unwiderstehlicher Naturgesetze, sondern des Mangels an menschlicher Erkenntnis und Einsicht sein. So glaube ich. Aber weder Menschen, noch Nationen sind immer einsichtig. So ist denn nach meinem Erachten die größte, ja vielleicht die einzige restlose Sicherheit für den Frieden nur dadurch gewährleistet, daß jedes Land sich stets die Stärke des andern vor Augen halte und nicht weniger sich vergegenwärtige, daß, welche heimischen Meinungsverschiedenheiten auch immer obwalten mögen, mit welcher Partei auch immer die Regierung zu regieren habe, jede Nation bereit ist, ihre Rechte und ihre Ehre aufs äußerste zu verteidigen.

A. Bonar Law.

Sir Frank Lascelles,

früherer englischer Botschafter in Berlin:

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben mir mit dem mir erteilten Auftrag, einen Artikel für „Nord und Süd" zu liefern, eine besondere Ehre erwiesen, die ich hoch einzuschätzen weiß, und zwar ganz besonders deshalb, weil Sie nicht eine Dar- und Klarlegung meiner Ansicht über die politische Situation an sich, vielmehr nur einen Rückblick auf einige persönliche Erinnerungen aus der Zeit, in der ich die Ehre hatte, die Stellung eines britischen Gesandten in Berlin zu bekleiden, von mir erheischen. Wahrlich! Ich wäre der undankbarste Mensch, wenn ich bei diesem Anlasse die beneidenswerte Liebenswürdigkeit und Rücksichtsfülle, mit denen ich von jenen, mit denen ich infolge meiner amtlichen Stellung in Berührung gekommen bin, persönlich behandelt worden bin, nicht anerkennen wollte; sie haben zum Abschluß wahrer und herzlicher Freundschaftsverhältnisse geführt, die für das ganze Leben andauern werden. Es wäre verfänglich, einzelne Beispiele herauszugreifen, ja es wäre dies nicht möglich, ohne zu persönlich zu werden, was sicherlich hier nicht am Platze wäre. Meine Berührung mit Berlin datiert aus einer viel früheren Zeit, als der meiner Ernennung zum Botschafter. Mein erster Besuch Berlins fällt in das Jahr 1858, als ich bei einem deutschen Professor in Zürich wohnte. Dieser wurde in diesem Jahre in die allgemeine Amnestie, die allen Teilnehmern an der Revolution von 48 gewährt wurde, eingeschlossen und hatte diese Gelegen-

heit, seine Heimat im äußersten Norden Deutschlands wieder zu besuchen, ergriffen. Der Anteil, den er an der Revolution genommen hatte, hatte Gefängnis und Verbannung über ihn verhängt; nichtsdestoweniger war er es, der bei der Versammlung der Deutschen in Zürich im Jahre 1871 den Toast auf Kaiser Wilhelm, als den Gründer des geeinten deutschen Kaiserreichs, ausbrachte. Neun Jahre später, 1867, trat ich als dritter Sekretär der britischen Gesandtschaft in Berlin in den Diplomatendienst. Ich hatte eben geheiratet und kann auf die zwei folgenden Jahre meines Berliner Aufenthaltes als die glücklichsten meines Lebens zurückblicken. Mein ältester Sohn ist in Berlin geboren worden (1868), mein zweiter im nächsten Jahre in Potsdam; zudem hatte ich 1869 den für einen so jungen Mann völlig unerwarteten Vorzug, für die Dauer dreier Wochen die Gesandtschaft als chargé d'affaires vertreten zu dürfen. Hierdurch wurde ich in Berührung mit hervorragenden, gewichtigen Persönlichkeiten gebracht, deren Bekanntschaft zu machen ich schwerlich sonst Gelegenheit gehabt hätte. Die Übung, die ich in dieser Zeit gewann, war von unschätzbarem Vorteil für mein späteres Leben und erwies sich für mich von größtem Werte, als ich 23 Jahre später meine Pflichten als britischer Gesandter in Berlin übernahm. Ich hatte die nützliche Lehre aufgenommen, daß Deutsche und Engländer, wie gleich sie in manchen Hinsichten sein mögen, in manchen ebenso verschieden sind. Sie sehen beide die Dinge von einem verschiedenen Gesichtspunkte an und unterscheiden sich voneinander in ihren Lebensgewohnheiten. Es war während meines ersten als Mitglied der Britischen Gesandtschaft in Berlin gewählten Aufenthalts, daß ich einen der zur Zeit leitenden Männer Deutschlands fragte, wie es komme, daß die deutschen Knaben und Jünglinge sich gar nicht mit athletischem Sport, wie Kricket oder Fußball, abgeben. Über die Antwort war ich sehr erstaunt. Sie lautete: Wenn ein deutscher Jüngling genügende Energie zur Erlangung einer Meisterschaft in solchen Spielen aufweise, würde er sich auf ernstes Werk, wie Studium, verlegen, welches jeden Zoll seiner Energie verschlingen würde. — Tatsächlich sei nach meinem Gewährsmanne der gewöhnliche Deutsche entweder ein Mann harter Arbeit, oder ein ausgesprochener Tunichtgut; die Mehrzahl der Deutschen gehöre zur ersteren Kategorie. — Zweifelsohne ist in diesem Bezuge eine bedeutsame Änderung in Deutschland eingetreten; den athletischen Sports wird eine weit größere Beachtung geliehen, als früher; während der letzten zwei Jahre hat das Ergebnis der Internationalen Lawn Tennis-Kampfspiele in Homburg an der hochstehenden Ausbildung der deutschen Mannschaften den Nachweis gebracht, daß sich letztere ernstlich mit dem Spiele befassen. Es kann indes nicht geleugnet werden, daß die Liebe zum Sport bei uns in viel höherem Maße, als in Deutschland, entwickelt ist. — Nicht allein auf dem Felde des Sports aber zeigt sich der Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Deutschen und dem gewöhnlichen Engländer. Das System der Regierung ist verschieden — die Zielpunkte der Erziehung sind verschieden. Es war der stolze Ruhm Deutschlands, eine Nation tiefer Denker und gelehrter Männer, welche mit

kritischen und theoretischen Studien beschäftigt sind, zu bilden; diese Studien, die die Mitarbeit der praktischen Wissenschaftler erfordern, um jene wunderbare, wissenschaftliche Überlegenheit, die eine so bemerkenswerte Erscheinung deutschen Industriestrebens darstellt, zu ermöglichen. Deutsche Erziehung soll anscheinend auf Erlangung von Wissen und Entwickelung des Gedankens gerichtet sein; englische Erziehung auf das Einprägen des Wertes des Selbstvertrauens, sowie darauf, den Jüngling des Tages geeignet zu machen, den praktischen Schwierigkeiten des Lebens zu begegnen; Charakterentwickelung und stetes Entscheidungsvermögen über die jeweilig gegebenen Hilfsmittel sollen hierzu führen. Einer der führenden deutschen Professoren soll die Ansicht vertreten haben, daß jede Nation mit dem Erziehungssystem begabt sei, das ihren Bedürfnissen am meisten entspreche; so halte er das englische System für England wohl für geeignet, halte dieses aber für Deutschland nicht für angebracht, ebenso wenig wie das deutsche für England angemessen sei. — Es ist richtig, daß die Verschiedenheiten der beiden Nationen vor unsern Augen stehen, falls die Hoffnung nach einer Wandlung der Beziehungen zwischen beiden Nationen zu einem Bessern, die in beiden Nationen weithin und sehnsüchtig gehegt wird, ihre Verwirklichung erfahren soll. Der unbefriedigende Zustand dieser Beziehungen, der erst jüngsthin in der Annahme des wahrscheinlichen Ausbruchs eines Krieges zwischen beiden Nationen seinen Gipfelpunkt fand, war zu einem großen Maße eine Folge des gegenseitigen Mißverstehens. Diese unmittelbare Gefahr ist zwar jetzt vorübergezogen, hat aber eine Atmosphäre des Verdachts und Mißtrauens hinterlassen, welche, wie wir hoffen, zerstreut werden wird, wenn die beiden Völker besser, als bisher, sich verstehen gelernt haben werden. Um sich aber gegenseitig zu verstehen, ist es unerläßlich, daß sie sich einander kennen lernen. Besseres Bekanntsein würde viel von dem Mißverstehen entfernen, welches wirklich existiert; nachhaltigerer Verkehr erhöhtes Bekanntsein erleichtern. Der erste Schritt zur Erreichung dieses Bekanntwerdens lag und liegt in der Anerkenntnis und der Vergegenwärtigung der Verschiedenheiten der beiden Nationen. Diese Verschiedenheiten werden ohne Zweifel auch weiterhin in Existenz bleiben, sind aber, wenn nur frei als solche anerkannt, durchaus vereinbar mit gegenseitiger Bewunderung und Achtung, wie nicht minder — so kann ich es aus persönlicher Erfahrung bezeugen — mit der Bildung dauernder Freundschaft. —

Baron Alfred v. Rothschild: Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

In Ihrer Aufforderung um meinen Beitrag für Ihre Zeitschrift, in der ich in Gesellschaft so vieler berühmter und hervorragender Landsmänner zu dem gleichen Thema wie diese das Wort ergreifen soll, sehe ich eine große, kaum verdiente Ehrung für meine Person. Die Sie leitende Absicht — eine Besserung der Beziehungen zwischen Deutschland und England anzustreben — entspricht in seiner Zielrichtung jedoch derart meinem eignen Wollen, daß ich mir das große Vergnügen und den Vorzug, Ihrem Ersuchen zu folgen, nicht versagen kann. —

Es ist dies indes keine leichte Aufgabe, und meinen einzigen Berechtigungsgrund, an sie heranzutreten, finde ich nach meinem Gefühl in der Tatsache, daß ich im Laufe von nahezu 40 Jahren mit den verschiedenen, jeweiligen deutschen Gesandten persönliche Bekanntschaft gepflogen habe, und diese persönliche Intimität mich bei mehr als einer Gelegenheit befähigt hat, den entsprechenden Regierungen von einigem Nutzen sein zu können. Es dürfte allerdings ein stattliches Buch füllen, wollte ich die Meinungsverschiedenheiten, die sich während dieser vielen Jahre ergeben haben, ins Einzelne verfolgen; glücklicherweise haben sie alle ein friedvolles, befriedigendes Ende gefunden. Diese kleinen Meinungsverschiedenheiten hätten gewißlich als vorübergehende „schwere Bedenken" bezeichnet werden können. Heute haben wir solche „schwere Bedenken" nicht zu verzeichnen, und doch lebt ein Gefühl unter uns, als ob die „Dinge" nicht so stehn, wie sie sollten und daß, — nur als dessen Folge kann der Gedanke entstehen — in nicht zu ferner Zukunft Verwickelungen ernsten Charakters zu befürchten seien. Daß ein solches Gefühl überhaupt gehegt wird, ist mehr als beklagenswert. Darum erhebt sich die Frage, wie dieses mit seiner Wurzel zerstört oder jedenfalls so weit geschwächt werden könne, daß es einmal von selbst an Entkräftung eingehe. — Zuvörderst sollten beide Länder zur Erkenntnis kommen, daß die Welt für beide groß genug und je größer eines jeden Ehrgeiz sei, ungekannte Landstriche der Zivilisation zu erschließen, um so größere Vorteile für beide gewonnen werden. Es gibt, oder genauer, es sollte keine Rivalität in Industrie oder Handel zwischen ihnen geben. Die Welt wird stets die Güter, die die billigsten und besten sind, einzuschätzen wissen; wenn aber einmal im Einzelfalle solche Rivalität existieren muß, kann solcher Mitbewerb in seinem Endzwecke nur von Vorteil für das Objekt des Mitbewerbs sein. Wird das nicht bedacht? Die beiden Länder sollten doch nicht vergessen, daß sie so vieles, wenn nicht in der Hauptsache alles gemeinsam haben: Redefreiheit, Gewerbe- und Tatfreiheit, sowie Einrichtungen, die Zeugnis dafür ablegen, daß häufig im

letzten Grunde die öffentliche Meinung die Regierung des Tages darstellt. Die Deutschen können mit Fug auf ihren Monarchen stolz sein, der eine so bedeutsame Rolle in der Geschichtsgestaltung ihres Schicksals spielt; nicht minder können sie auf die lange Reihe ihrer Genies, deren Namen ewig unsterblich bleiben werden, mit Stolz blicken: Albrecht Dürer und Holbein als Maler; Goethe und Schiller in der Literatur — und erst in der Musik! Welcher Namen hat neben Mozart, Beethoven und Brahms mehr magischen Klang, als der Wagners, dessen ruhmbeladene Vorherrschaft nirgends größere Anerkennung findet, als gerade bei uns? — Ich könnte natürlich noch viele Namen hinzufügen; die genannten allein aber sollten genügende Überzeugungskraft für die Behauptung in sich tragen, daß in Kunst, Wissenschaft und Literatur Deutschland niemandem nachsteht. Ebensowenig will ich bei der langen Reihe deutscher Heerführer, von denen der eine immer hervorragender als der andere ist, verweilen. Sie haben das Zusammenschmieden des deutschen Reiches ermöglicht. Ihre Namen liegen auf aller Lippen. Wenn ich nun dennoch die Flotte erwähne, geschieht es, weil ich zuversichtlich des Glaubens bin, daß die deutsche Nation als ein Ganzes die erste sein wird, die zugibt, daß, wenn sie mit ihrem groß angelegten Flottenbauplane fortfährt, wir vollauf berechtigt sind, das gleiche zu tun zum Schutze unseres Heimatslandes, wie unserer fernen Besitzungen; in der Tat ist es allseits anerkannt, daß unsere ganze Existenz als Nation von unserer Vorherrschaft zur See abhängt. Hierüber sollte darum meines Erachtens für die unmittelbare Zukunft kein Streitknochen zwischen uns liegen. Haben doch, wie schon bemerkt, die zwei Länder sonsthin so vieles, ja in Wirklichkeit nahezu alles gemeinsam; denn auch wir können uns der größten Dichter, welche die Welt je gekannt hat, als der unsrigen rühmen; auch wir berühmter Maler, deren Werke heutzutage stark begehrt sind und dieselben Riesensummen, die für einen Rembrandt oder van Dyck bezahlt werden, herausfordern. Ebenso haben wir ganz bedeutende Gelehrte in der Medizin, speziell in der Chirurgie hervorgebracht, deren Namen allezeit als die von Helfern für die Rettung zahlloser Menschenleben mit Ehren genannt werden müssen. Wir haben parlamentarische Einrichtungen, welche den Neid der Welt angereizt haben, und einen Monarchen, sowie eine königliche Landesmutter, die von ihren Millionen von Untertanen tiefinnig geliebt werden. —

Was haben wir also nicht mit Deutschland gemeinsam? Nichts vielleicht, es sei denn ihre Land- und unsere Seemacht. Aber die Einigung der mächtigsten Militär- mit der mächtigsten Flottennation könnte solche Einheit bilden, daß diese die Achtung der ganzen Welt ertrotzen und hiermit den Weltfrieden zu sichern die Eignung haben könnte. —

Mögen also beide Länder ihre entsprechenden Vorteile ernstlich wahrnehmen. Das hindert in nichts, die Eigenschaften und Qualifikationen des anderen anzuerkennen, in diesem Achtungsgefühl ihm in wahrer Freundschaft die Hand zu reichen und zu sprechen: Was ist unsere Bestimmung in der Welt? Was? Nun,

jegliches mögliche gute Gefühl zwischen uns zu nähren, um auch fernerhin gemeinsam zu fördern: Freiheit des Handelns, Freiheit der Rede, religiöse Toleranz und, mehr als alles, der Erkenntnis zum Siege zu helfen, daß die Größe eines Landes nicht von dem Besitze eines etwas größeren oder kleineren Länderumfanges, sondern von der Zufriedenheit und dem Glücksgefühl seines Volkes abhängt. —

Möge darum fürderhin die Fahne der Freundschaft wehen über Hoch und Niedrig, entfaltet unter uns allein von dem Gefühl für Gerechtigkeit und Gleichheit gegeneinander; möge England und Deutschland durch freien Ideenaustausch, durch gegenseitiges, mählich wachsendes Verständnis der beiden Nationen lernen, daß England und Deutschland berufen sind, Hand in Hand für die stete, aufsteigende Entwickelung der Zivilisation und deren Ausbreitung über alle Längen- und Breitengrade der ganzen Welt zu wirken; wahrlich, eine göttliche Aufgabe! Sie kann ihre Lösung finden, wenn wir die geringen Trennungspunkte, die in der Vergangenheit zwischen uns lagen, vergessen und in ernstem, aufrechten Wunsch- und Tatgebet gemeinsam in die Zukunft blicken wollten!

Ich verbleibe, hochverehrter Herr Professor,

Ihr wahrhaft treugesinnter

Alfred de Rothschild.

Sir T. Vezey Strong, früherer Lordmayor: Deutsch-Englische Freundschaft.

(Der Lyceumklub gab am 22. April 1912 im Klubhaus ein Diner. Rt. Honourable Sir T. Vezey Strong, der vorjährige Lord-Mayor, nahm an diesem Diner der deutschen Vereinigung im Lyceumklub in London teil und hielt nachfolgende, begeistert aufgenommene Rede. Lady Mond präsidierte, und es war eine große Zahl von Mitgliedern und Freunden der Gesellschaft anwesend.)

Mit dem Ausdruck des Bedauerns über das durch Krankheit veranlaßte Fernbleiben des Sir Frank Lascelles und des Herrn Normann Angell von dieser Versammlung verbinde ich die Versicherung, daß ich die hohe Ehre wohl zu schätzen weiß, die ich in dem mir gewordenen Auftrage sehe, infolge der Abwesenheit jener Herren das Wort zu ergreifen zu einem solch gewichtigen Thema, wie das: „Freundschaft zwischen den deutschen und englischen Völkern". — Möge diese

Freundschaft lange andauern und stetig innerlich wachsen. Kann es doch keinen Grund geben, aus welchem eine Freundschaft, die zum großen Vorteile beider Nationen so viele Jahrhunderte gelebt hat, abnehmen, geschweige denn absterben sollte. Deutschland ist unser ältester Freund. Mit dieser vollen Überzeugung und Bestimmtheit sollten wir eine Freundschaft, die traditionell geworden ist, aufrecht erhalten. Dieses Verhältnis wird durch die höchststehenden Triebkräfte gefordert. Aber auch mehr alltägliche Gesichtspunkte weisen darauf hin, daß alles, was nur die Fortsetzung dieses Freundschaftsverhältnisses unterbricht, kommerziellen Irrsinn für beide Teile bedeutet. Wir, als Nation, sind weder so reich, noch so voll beschäftigt, um indifferent sein zu können gegenüber dem Handel, den uns Deutschlands Absatzgebiet bringt; Deutschland andererseits ist noch nicht in solchem Wohlstand, daß es ganz gleichgültig sein könnte gegenüber dem Handel, dessen Markt wir ihm öffnen. Sowohl also aus Gründen des Handels, wie solchen höherer Moral würden wir geradezu irrsinnig sein, Feindseligkeiten gegen Deutschland zu hegen, oder zu beabsichtigen. Ich glaube, das ist das Gefühl der großen Mehrheit der Besten in beiden Ländern. Grade deshalb aber, weil wir beide die ganz besondere Wichtigkeit der Aufrechterhaltung dieser Nützlichkeitsverhältnisse erkennen, werden wir zuweilen nervös, weil ängstlich, daß nicht etwa irgend etwas die glückliche Andauer dieser Verhältnisse störe. Der praktische Gesichtspunkt unserer beider hat darum darnach zu sehen, ob es etwas zwischen uns gibt, was wir in Zukunft mehr pflegen, oder etwas, was wir unterlassen sollten, damit das, was wir im Sinne haben und so sehr wünschen, bessere Förderung erfahre. —

Unter den Dingen nun, die wir, von der Erfahrung belehrt, unterlassen sollten, steht vornan die Forderung, daß wir nicht ohne ausreichenden Grund empfindlich und mißtrauisch gegen unsere Nachbarn werden, uns nicht durch schlecht unterrichtete Ausführungen einer Sensationspresse von unserm Standpunkte abbringen lassen sollten. —

Unter den Dingen wiederum, die wir in positiver Beziehung stärken sollten, halte ich das für das dringendste, so weit wie nur möglich den persönlichen Verkehr zwischen den Völkern beider Länder zu pflegen. Vor einiger Zeit hatte ich den großen Vorzug, als Führer einer recht stattlichen Deputation der Londoner Bürgerschaftsvertretung einige der Hauptstädte Österreichs zu besuchen. Dort haben wir solche Freundschaftsverhältnisse geschlossen, daß ich sicher bin, daß, falls einmal Schwierigkeiten zwischen uns und jenem Lande erwachen sollten, das Volk, mit dem wir in seinen Leitern uns ausgesprochen haben, nicht so schnell darnach suchen wird, die Motive Englands zu mißdeuten und unser Land aller möglichen bösen Absichten zu verdächtigen, während in Wirklichkeit das Gegenteil die Wahrheit trifft. Ebenso würde es Deutschland gegenüber werden. Je mehr wir vom deutschen Volke kennten und dieses von unserm, um so mehr würde unsere gegenseitige Freundschaft wachsen und um so sicherer andauern. — Nächsthin wird in Berlin ein Internationaler Hygiene-Kongreß zusammentreten. Dies wäre

schon eine wichtige Gelegenheit, unsere deutschen Freunde besser kennen zu lernen. Ich bin gläubig genug anzunehmen, daß, wenn wir — sagen wir —, diese Gesellschaft hier mit ihrer Präsidentin (Lady Mond) als Führerin der Deputation — in diesen Kongreß verpflanzten, wir mit einem Schlage die Herzen des deutschen Volkes erobern, dieses überzeugen würden, daß eine Gesellschaft, unter deren Mitgliedern eine solche Summe von Hochsinn und Wohlbildung aufzubringen ist, niemals einen nicht ganz sauberen Vorteil gegen das deutsche Volk wahrnehmen würde. Kurz, wir müssen uns besser kennen lernen und hierdurch das Risiko eines durch ungenügendes gegenseitiges Sich-Kennen erzeugten Sich-Mißverstehens entkräften. —

Ich habe gesagt, daß wir Jahrhunderte hindurch mit der deutschen Nation aufs beste befreundet gewesen sind und noch sind. Das ist wohl wahr, jedoch nur mit der Einschränkung, daß diese Freundschaft mehr oder weniger die der entsprechenden Regierungen und glücklicherweise immer die der entsprechenden Könige gewesen ist. Auch hierfür wissen wir Dank. Jetzt aber haben wir den Wunsch, diese Freundschaft der Regierungen auszuformen und zu erweitern in eine persönliche Freundschaft zwischen den Völkern, eine Freundschaft, die mit den dahinschwellenden Jahren immer enger, tiefer, segensvoller sich entwickeln soll und wird. —

Der im kommenden Juli in Berlin tagende Hygiene-Kongreß könnte viel zur Kräftigung der Bande dieser Freundschaft beitragen. Schon die bloße Tatsache, daß dieser in Berlin tagende Internationale Hygiene-Kongreß von dem englischen „Royal Institute of Public Health" organisiert worden ist, ist an sich ein schlagendes Beweisstück unseres guten Willens Deutschland, ja allen gegenüber, die an dieser bedeutsamen Konferenz zur Beratung eines so vitalen Themas, wie die öffentliche Gesundheitspflege es ist, teilnehmen werden. Hat doch schon Disraeli einmal gesagt: „Sanitas sanitatum omnia sanitas" (alle Dinge im Leben hängen letzthin von der Gesundheit ab). Es ist doch aber klar, daß wir die mühselig errungenen Resultate unserer letzten Untersuchungen über die Frage, wie wir am besten die Gesundheit unseres Volkes erhalten und fördern können, nicht einem möglichen Feinde in die Hand liefern würden. Auf der andern Seite ist es ebenso klar, daß wir von den deutschen Forschern, denen die Welt so viel zu verdanken hat, füglich nicht erwarten dürften, daß sie in diese einschlägigen Fachfragen und Diskussionen zu unserm und dem allgemeinen Vorteil der ganzen Menschheit eintreten würden, wenn sie nicht der Überzeugung wären, daß wir böse Absichten nicht hegten, unsere durch ihre Mitarbeit erhöhte Gesundheit zum Schaden und Nachteil Deutschlands auszunützen. Denn es darf in dieser Gedankenreihe nicht vergessen werden, daß Gesundheit wohl eine der höchsten Errungenschaften der Kunst des Friedens darstellt, jedoch nicht weniger eine fundamentale Notwendigkeit für jene bedeutet, die ihre Freude am Kriege haben. —

Lassen Sie uns darum darauf achten, daß diese kostbare Gabe der Gesundheit, die für alle von solch bedeutsamer Wesenheit ist, Verwendung finde nur für ihre höchst stehende Aufgabe: Das allgemeine Wohl der ganzen menschlichen Rasse, losgelöst und erhaben über Nationalität, Glauben oder Farbe.

„Dann klingen die Glocken hell und tief,
Gott ist nicht tot, ja nie er schlief.
Das Unrecht muß fallen,
Das Recht widerhallen.
Frieden auf Erden allüberall,
Liebe schreite durch's Weltenall." —

Während der letzten Woche ist die englischsprechende, nein, die ganze zivilisierte Welt angesichts der schrecklichen Titanic-Katastrophe, die in ihrer erschreckenden Gewaltigkeit keine Parallele in der Geschichte kaufmännisch-maritimen Unternehmergeistes findet, durch ein gemeinsames Band des Mitfühlens umschlungen worden. „Der Engel des Todes hat unter uns geweilt. Wir haben geradezu das Schlagen seiner Schwingen vernommen." — Hier ist allerdings weder der Ort, noch die Zeit, die Lehren aus diesem grausigen Schiffsuntergang zu ziehen und etwa zu fragen, ob es zum Beispiel nicht ratsamer sei, beim Bau und der Ausstattung der Schiffe mehr auf Sicherheit, als auf Schnelligkeit zu achten, nicht den großen Luxus dem Einschluß wichtigeren Schiffszubehörs hintenanzustellen. Immerhin liegt sicherlich etwas von einem Trostgedanken in der mit Dankesgefühl aufzunehmenden Tatsache, daß allgemeines Mitfühlen mit den Schwergetroffenen und Unglücklichen überall zum Ausdruck gekommen ist. Könige und Regierungen der ganzen zivilisierten Welt haben uns in Ergriffenheit über dieses traurige, tragische Geschehnis liebe Zeichen dieses Mitfühlens erwiesen. Dieses mahnende Pochen der Natur hat die ganze Welt verwandt gemacht. Diese Folgeerscheinung wäre nicht eingetreten bei Lebensverlusten, welche die Grausamkeiten eines Krieges gezeitigt gehabt hätten. Ich hoffe, daß baldhin die Zeit im Anmarsch sein wird, in der der Krieg, als solcher die nutzloseste und wildeste aller menschlichen Torheiten, als in die häßlichsten Geschichtsblätter einer barbarischen Vergangenheit hingehörig betrachtet werden wird, die Zeit, in der Streitfälle nicht durch Gewalt, sondern durch geruhiges Urteil, den Ausdruck von Vernunft und Gesetz, geschlichtet werden, die Zeit, in der Recht, nicht Macht das Zepter schwingt. —

Man wendet gegen diesen Gesichtspunkt der Hoffnung ein, daß die Nationen ohne Krieg verweichlichen, die Männer ihre männlichen, mutigen Instinkte einbüßen würden. Dieser Einwand ist durchaus irrig. Der Irrtum erweist sich schon an der heroischen Haltung sowohl der Männer, wie der Frauen auf der Titanic. Diese, ob auch unerfahren im Waffendienst, haben lediglich aus der ihrem Charakter innewohnenden Majestät die wahrsten Heroentaten vollbracht und Selbstopferung als etwas Natürliches, Hohes erwiesen. So haben sie den Worten

frischen Nachdruck verliehen: „Der Frieden hat seine berühmten Siege nicht minder, als der Krieg." — Der Krieg könnte nichts dazu beitragen, die Vorteile, oder auch nur die Würde zivilisierter Völker zu bereichern. —

Wir streben darum ernsthaft nach der Fortdauer, ja nach der Stärkung unserer Freundschaft mit Deutschland. Dieses schließt aus keinem Grunde die Freundschaft mit allen Ländern der Welt aus. Dieser Freundschaft gilt meine Rede. Möge für das deutsche und britische Volk es gelten: Friede und guter Wille unser!

Professor Karl Breul

MA. Litt.D. Ph.D.:

Britisch-Deutsche Freundschaft.

Erwiderung auf den Trinkspruch des Sir Thomas Vezey-Strong.

Lady Mond! Meine hochverehrten Damen und Herren!

Es gereicht mir zu hoher Ehre und großer Freude, in dieser festlichen Versammlung auf den Trinkspruch antworten zu dürfen, welchen Sir Thomas Vezey-Strong soeben in so warmen und überzeugenden Worten ausgebracht hat, den Toast auf „die britisch-deutsche Freundschaft". Niemand, dem die Pflege britisch-deutscher Beziehungen am Herzen liegt und der im Mai und November des vorigen Jahres den beiden bedeutsamen Versammlungen beigewohnt hat, welche auf Einladung und unter dem Vorsitz von Sir Thomas, dem damaligen Oberbürgermeister von London, in seinem historischen Mansion House gehalten wurden, und wer dort den eindringlichen Worten gelauscht hat, mit denen der erwählte Vertreter des Rats und der Bürgerschaft Londons, unter lautem Beifall der großen Versammlung, die unzweideutige Versicherung gab, daß die überwiegende Mehrzahl der Engländer nichts aufrichtiger wünscht als in Frieden und Freundschaft mit dem großen Vettervolk zu leben, wird dem verehrten Redner den Zoll herzlichen Dankes versagen für sein wiederholtes mannhaftes Eintreten für die Wiederherstellung der alten für beide Völker so wertvollen Freundschaft. Was er damals in wohlerwogenen Worten seinen Hörern dringend ans Herz legte, eben hat er es aufs neue bekannt. Er sieht in der möglichst schnellen und gründlichen Beseitigung des letzthin so üppig wuchernden, seelenvergiftenden und grund-

losen Mißtrauens eine der wichtigsten Aufgaben weitblickender Vaterlandsfreunde auf beiden Seiten der Nordsee. Und dafür wissen wir Mitglieder der „Britisch-Deutschen Freundschafts-Gesellschaft" ihm aufrichtigen Dank.

Der Grund, welchem ich die Freude verdanke, auf seinen Trinkspruch hier antworten zu dürfen, ist vielleicht der, daß ich ein lebendiges Bindeglied zwischen beiden Völkern bin, gewissermaßen eine Verkörperung des freundschaftlichen Einvernehmens zwischen ihnen. Von Geburt ein Hannoveraner verlebte ich meine Kinderjahre unter König Georg V. von Hannover, jetzt wirke ich in England unter einem andern König Georg V. aus demselben alten Herrscherstamme. Fast genau die eine Hälfte meines Lebens habe ich in Deutschland zugebracht, die andere in England. Ich bin ein Dr. phil. der Universität Berlin und ein Litt.D. der Universität Cambridge. Eine Zeitlang war ich in Hannover ein Lehrer des Englischen, jetzt wirke ich seit über einem Vierteljahrhundert als Hochschullehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Cambridge, ein Lehrer der zukünftigen Lehrer und Lehrerinnen des Deutschen in Großbritannien. Viele Bande des Blutes und der Freundschaft verknüpfen mich mit zahlreichen Männern und Frauen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, und seit fast einem Menschenalter stehe ich in engstem Verkehr mit nicht wenigen führenden Geistern in meiner zweiten Heimat. Sie werden daher verstehen, daß niemand die Verstimmung und Verhetzung der letzten Jahre schmerzlicher empfinden und lebhafter bedauern kann als ich, daß niemand mehr bereit sein kann, mit allem, was in ihm liegt, mitzuwirken an der dringend nötigen Arbeit der gegenseitigen Aufklärung. Es ist die schöne und verantwortungsvolle Aufgabe des Neusprachlers, die Völker der Neuzeit einander zu erklären. Es ist der hohe Beruf eines Lehrers des Deutschen in Großbritannien, das deutsche Volk in seiner Sprache, seinem Schrifttum, seiner Eigenart und den durch seine Geschichte bedingten Bedürfnissen dem Vetternvolk nahe zu bringen, und nach Kräften dazu beizutragen, die altererbten Bande der Freundschaft und des Vertrauens neu zu knüpfen. Liebe zum eigenen Volke schließt bereitwillige Anerkennung des andern nicht aus; eine gerechte Würdigung fremder Vorzüge, neben dem selbstverständlichen Stolz auf tüchtige heimische Eigenart, ist der beste Dienst, welchen ein fremdsprachlicher Lehrer beiden Völkern leisten kann. Viele in Deutschland geborene und jetzt in England lebende Männer und Frauen, viele unter den hier Versammelten, werden in dieser Hinsicht fühlen und denken wie ich; alles, was britisch-deutsche Beziehungen betrifft, greift uns besonders tief ans Herz. In ihrer aller Namen möchte ich hier den Trinkspruch auf „Wachstum und Gedeihen der britisch-deutschen Freundschaft!" aufs wärmste unterstützen.

Sehr richtig hat Sir Thomas den Wert des gründlichen gegenseitigen Kennenlernens betont. Im Anschluß daran möchte ich darauf hinweisen, daß nach wichtigen gegenseitigen Besuchen der Journalisten, der Kirchenmänner, Bürgermeister, Volkswirtschaftler und anderer Gruppen gereifter Männer vor zwei

Jahren sechzig deutsche Studenten zu längerem Besuch nach England kamen, überall mit der größten Herzlichkeit aufgenommen wurden und unvergeßliche Eindrücke mit in die deutsche Heimat zurückgenommen haben. Sie haben in diesem Juli sechzig englische Kommilitonen zu einem Gegenbesuch eingeladen, den wir eben von Cambridge aus organisieren. Hamburg, Kiel, Berlin, Jena, Weimar, München werden von den jungen Engländern besucht werden, überall werden sie des freundschaftlichsten Empfanges sicher sein. Reiche Ausbeute eines bessern Verständnisses werden sie heimbringen und „ein Werdender wird immer dankbar sein".

Vielerlei Versuche sind in letzter Zeit hier in Großbritannien gemacht worden, um ein besseres Verständnis zwischen beiden Völkern herbeizuführen. In zahlreich besuchten öffentlichen Versammlungen haben Minister, Staatsmänner und andere Führer der öffentlichen Meinung aufrichtig gemeinte deutsch-freundliche Reden gehalten, und deutsch-freundliche Kundgebungen sind in großer Anzahl von hier über die Nordsee gesandt. Flugschriften und Flugblätter sind erschienen, und andere befinden sich in Vorbereitung, in denen der deutsche Standpunkt den englischen Volksgenossen offen und ehrlich erklärt und den berechtigten Ansprüchen Deutschlands durchaus Gerechtigkeit erwiesen wird. Die schönste und reichste Frucht dieser Bemühungen ist bisher das eben in Manchester erschienene, von der Universität veröffentlichte Buch „Germany in the nineteenth century". Hier sind Vorträge von vier hervorragenden englischen Gelehrten über die geschichtliche Entwickelung des heutigen Deutschlands auf politischem, volkswirtschaftlichem, geistig-literarischem Gebiet und dem Felde der Erziehung abgedruckt, wie sie im vorigen Jahre zur Aufklärung des englischen Publikums in Manchester gehalten wurden. Lord Haldane, welcher nie eine Gelegenheit versäumt, sein gewichtiges Wort zugunsten eines richtigeren Verständnisses von Deutschland in die Wagschale zu werfen, hat auch diesem schönen und billigen Buche ein gedankenvolles kurzes Vorwort mit auf den Weg gegeben. Die tausend Exemplare der ersten Auflage sind bereits vergriffen und eine zweite befindet sich in Vorbereitung. Auch in Deutschland verdienen die vorzüglichen Vorträge weite Verbreitung. Augenblicklich arbeiten die „Britisch-Deutsche Freundschafts-Gesellschaft", das „Albert Komitee", die „Friedensgesellschaft" und die „Räte der vereinigten Kirchen Großbritanniens und Deutschlands" eifrig an der Besserung der gegenseitigen Beziehungen. Auch andere Gesellschaften, mehr schön-wissenschaftlicher Art, tun, was sie können in dieser Richtung. Vor allem die „Englische Goethe-Gesellschaft", deren Mitglieder in nicht geringer Anzahl heute abend unter uns erschienen sind und als deren Vize-Präsident ich auch ganz besonders *für sie* rede. In Deutschland wirken Mitglieder der „Shakespeare-Gesellschaft" in ähnlichem Sinne, und in beiden Ländern die Führer der großen Neuphilologen-Verbände.

Heute aber — und ich nehme dies als eine besonders gute Vorbedeutung — haben *die Frauen* die Sache in die Hand genommen: der „Lyceum-Klub" hat uns zu einem britisch-deutschen Freundschaftsmahle geladen. Frauen sind

die geborenen Friedensstifter. „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da", ist ihr schöner Wahlspruch, wie ihn eine ihrer edelsten verkündet. Wenn wir die Frauen beider Länder auf unsrer Seite haben, ist unsre Sache gewiß auf gutem Wege. Als König Thoas und der junge Orestes mit gezogenem Schwert einander gegenüberstanden, trat die milde, kluge Iphigenie beschwichtigend zwischen sie, und ihre herzergreifenden Worte entrangen dem tief gekränkten König nicht nur ein kaltes „So geht", sondern ein aufrichtig versöhntes „Lebt wohl"!

Viele, wenn nicht alle unter uns, die wir uns zur Bekundung unseres gemeinsamen Verlangens nach Frieden und Freundschaft hier zusammengefunden, haben Verwandte oder liebe Freunde jenseits der Nordsee. Wir alle ehren deutsche Wissenschaft und lieben deutsche Musik und Dichtung. In vielen Hinsichten haben Briten und Deutsche denselben Sinn, die ernste, männliche Lebensauffassung, die Verachtung des leeren Scheins, die Freude an tüchtigem Tun, und die tiefe Liebe zur Natur. Wir sind miteinander aufs engste verbunden, nicht nur durch Bande des Blutes, sondern durch vieltausend Fäden geistiger Zusammengehörigkeit. Es wäre Wahnsinn und nichts weniger als ein Verbrechen an uns selbst und der voranschreitenden Menschheit, wenn wir je im Ernst gegeneinander die Hand erheben wollten.

Freilich hören wir nur allzu oft aus den Reihen der Zweifler und lesen nicht selten in den Spalten gewisser Zeitungen: „Das ist ja alles recht schön und gut, aber was nützen all die schönen Gefühle, die bei solchen Versammlungen zum Ausdruck kommen? Taten sind jetzt vonnöten, nicht Worte. Worte können das Unvermeidliche, den unaufhaltsamen, ehernen Gang der Dinge nicht beeinflussen", und dergleichen. Gewiß, es bedarf der Taten. Das weiß man hier so gut wie in Deutschland. Aber Taten entspringen aus Überzeugungen, Überzeugungen äußern sich zunächst in Worten. Worte aber, wie sie jetzt allerorten in Groß-Britannien ertönen, sind doch mehr als bloße Worte, sie sind die Vorläufer der jetzt von verantwortlichen Männern sorgfältig erwogenen und vorbereiteten Taten. Darum Vertrauen — und Geduld! Die schwächliche und die Dinge gehen lassende Ansicht von der Unentrinnbarkeit des unvermeidlichen Geschicks, von der Unumgänglichkeit eines einstigen bewaffneten Zusammenstoßes, die beliebten Redensarten von dem unvermeidlich bevorstehendem Vernichtungskampf des neuzeitlichen Roms und Karthagos, müssen wir entschlossen bekämpfen. Ich glaube, daß nur in den allerseltensten Fällen ein Geschehnis unvermeidlich war. Und vor allen Dingen sollte es dies nicht sein in unsrer gottlob doch auch stark von sittlichen Beweggründen beeinflußten Neuzeit. Wohl begehren wir den erforderlichen Raum für uns in der Welt, aber wir gönnen ihn auch hüben und drüben dem stammverwandten großen Kulturvolke. So fühlen heute zweifellos die Besten in beiden Ländern. Mögen diesem Gefühl bald Taten folgen! „Männer sollten Männer sein und Meister ihres Geschicks!"

Und im gegenwärtigen Augenblick kann jeder und jede helfen — mehr oder

minder — jeder entschlossene Helfer ist willkommen, und „many a mickle makes a muckle". Sie fragen: Was kann denn aber der Einzelne in seinem beschränkten Kreise tun? Was kann jeder von uns tun, heute, morgen, in Zukunft? Darf ich mit einem Bilde antworten? Ich komme aus Cambridge, der großen Universität an dem kleinen Flusse. Täglich sehe ich hier die Boote den engen, grünen Wasserweg auf und ab gleiten, und oft hat es den Anschein, als müsse im nächsten Augenblick zwischen zwei Fahrzeugen ein Zusammenstoß erfolgen, ungewollt auf beiden Seiten, aber doch „unvermeidlich". Wir alle haben das Schauspiel häufig gesehen, wir sind oft selbst in einem der Boote gewesen. Was geschieht? Im Augenblick des drohenden Anpralls strecken sich aus beiden Booten freundliche Hände hilfreich aus, sie schieben das eigne leise etwas von dem andern ab, die Boote gleiten ohne Stoß aneinander vorüber und sind gleich darauf wieder sicher im freien Fahrwasser. Freundliche Gesinnung und schnelle Entschlossenheit aller in dem Boote Befindlichen hat die Gefahr beseitigt. Und wir — können und sollten wir nicht im politischen und im geistigen Leben der Völker das Unsere tun, jeder an seiner Stelle und nach seinen Kräften, einen gelegentlich auf der Fahrt drohenden und nicht unvermeidlichen Zusammenstoß entschlossen zu verhindern?

In der letzten Woche sind wir alle aufs tiefste erschüttert worden durch das entsetzliche Unglück, welches sich auf dem atlantischen Meere zugetragen hat. Ein stolzes Schiff, das größte und schönste, welches menschliches Wissen und Können geschaffen, wurde plötzlich vernichtet durch die blinde Gewalt eines übermächtigen Naturgebildes. Es ergreift uns das Herz, wenn wir an die vielhundert blühenden Leben denken, die mit dem Schiff versanken, an die vieltausend Menschen, denen durch den Tod ihrer Lieben unheilbare Wunden geschlagen, an die außerordentlichen Werte, die jäh vernichtet wurden. Aber müßte es nicht vieltausendmal schrecklicher sein, würden nicht a l l e Familien zweier großen, friedliebenden Völker in unaussprechliches Elend gestürzt werden, wenn die beiden stolzen Schiffe Britannia und Germania einmal in einer düstern Nacht zusammenstoßen sollten im Nebel des Mißtrauens und im Eis der Mißgunst und des Übelwollens? Gottlob, daß wir hier nicht mit einer blind treibenden Naturgewalt zu kämpfen haben! Hier sind zwei lebendige Staatsschiffe, durch vernünftige und sittliche Beweggründe gelenkt, und w i r a l l e gehören zu ihrer Mannschaft. Wir wollen, wir werden dafür sorgen, daß unsre Fahrzeuge richtig steuern und sicher bleiben!

Als in der großen Szene, in welcher sein Vertrag mit Mephistopheles geschlossen wird, Faust dem spöttisch lauschenden Gefährten sein Sehnen eingesteht, sich über sein beschränktes Selbst hinaus zum Erleben des Wohls und Wehs der ganzen Menschheit mutig zu erweitern, sucht ihm „der Vater aller Hindernisse" auf jede Weise Schwierigkeiten in den Weg zu legen und ihm ironisch und blasiert von seinem hohen Streben abzuraten. Er stellt es achselzuckend als aussichtslos hin. Faust aber setzt ihm stolz und kühn entgegen sein männliches „Allein ich will".

Und unverzagt schreitet er mit Einsetzung aller Kräfte fort auf dem als recht erkannten Wege.

Wollen wir nicht dasselbe tun? Wohl mag unser Weg lang und schwer sein, unsre Geduld noch manchmal auf harte Proben gestellt werden, schön aufkeimende Saaten mögen noch oftmals durch unbesonnene oder gar böswillige Worte zum Teil vernichtet werden. Daß die von uns erhoffte Ernte nur langsam heranreifen kann, wissen wir alle. Zu viel ist in den letzten Jahren gehetzt, zu viele Begehungs- und Unterlassungssünden sind auf beiden Seiten begangen worden! Aber zu dem gesunden Sinn der beiden Völker habe ich das festeste Vertrauen, und wir alle wollen arbeiten mit Wort und Tat. Das Ziel ist hoch, der Erfolg ist gewiß. Auf dem entschlossenen Zusammengehen unsrer beiden Völker beruht der Friede Europas. Wagen wir es, weise zu sein! Und den Zweiflern schalle jederzeit siegreich entgegen unser mutiges: Allein ich will!

The Right Hon. Sir Edgar Speyer Bart: Deutschland und England als Weltbürger.

Bei der Betrachtung der englisch-deutschen Beziehungen, die seit geraumer Zeit im Vordergrund des Weltinteresses stehen, ist mit Recht und mit Nachdruck auf die wichtigen Handelsbeziehungen hingewiesen worden, welche die beiden Reiche zueinander haben. Es ist an der Hand dieser Zahlen, welche im Jahre 1910 eine jährliche englische Ausfuhr von über 1000 Millionen Mark nach Deutschland und eine jährliche deutsche Ausfuhr von über 800 Millionen Mark nach England zeigten, dargelegt worden, wie vernichtend eine Lahmlegung oder gar eine Zerstörung dieses Warenaustausches für beide Teile sein müsse. So überzeugend auch dieses Argument ist, so scheint damit die ganze Tragweite der Handelstätigkeit dieser beiden Länder nicht erschöpfend gewürdigt, und es dürfte daher am Platze sein, kurz auf die Rolle hinzuweisen, welche die beiden Nationen im Welthandel spielen und zu spielen berufen sind.

Die Erfahrung unserer Zeit lehrt, daß der materielle Fortschritt eines Landes auch anderen Ländern entsprechende Vorteile bringt und daß der Rückgang eines Volkes auch die anderen Völker schädigt. Wir sind aus dieser Erkenntnis heraus mehr und mehr „Weltbürger" geworden,

„Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich auftut
Und die erwünschten Gaben in Jahren und Monden erneuert,

Da geht alles von selbst und jeder ist sich der Klügste,
Wie der Beste und so bestehen sie nebeneinander
Und der vernünftigste Mann ist wie ein andrer gehalten."

In neuerer Zeit hat sich der Außenhandel der Vereinigten Staaten in außergewöhnlicher Weise vergrößert; aber nicht er allein, Deutschland und England können von sich das gleiche sagen. Auch Argentinien, Brasilien, Chile, ebenso wie Kanada und Indien und andere Länder können mit Stolz auf große materielle Fortschritte hinweisen.

Die Bankkrisis in den Vereinigten Staaten im Jahre 1907 hatte nicht nur eine amerikanische Handelsdepression im Jahre 1908 zur Folge, sondern sie affizierte auch die Geschäftstätigkeit der anderen Länder in der neuen und alten Welt, denn in diesen Tagen des regen und engen Weltverkehrs kann kein wichtiges Ereignis, das sich in einem Lande abspielt, ohne Wirkung auf die übrige Welt bleiben. Dieses Phänomen ist dadurch zu erklären, daß heute fast ein jedes Volk für seine Existenzmittel mehr oder weniger auf andere Länder angewiesen ist, welche ihm einen großen Teil dieser Mittel liefern. Die Nahrungs- und Rohstoffe, deren die Völker Mittel- und Westeuropas bedürfen, werden hauptsächlich in den Vereinigten Staaten, Indien, Argentinien, Kanada, Rußland, Australien usw. erzeugt und die europäischen Staaten zahlen dafür mit ihren eigenen Produkten und Fabrikaten. Es ist eine endlose Kette, welche jedem Lande das bringt, was es benötigt, und von ihm nimmt, was es dagegen in Zahlung zu geben imstande ist. England und Deutschland sind nicht nur die stärksten Glieder dieser endlosen Kette, sondern sie liefern auch einen großen Teil der treibenden Kraft, die diese Kette in Bewegung hält.

An dem großen zivilisatorischen Werk, jungen Ländern das Kapital zur Entwickelung ihres natürlichen Reichtums zu schaffen (durch Eisenbahn-, Kanal- und Hafenbau, Bewässerungs- und elektrische Anlagen, Minenerschließungen usw.) wirken England, Deutschland und Frankreich zusammen. Der Selbsterhaltungstrieb scheint ihnen zuzurufen:

„Hebt ihr die Schätze in fernen Landen, so hebt ihr der Welt und euren eigenen Wohlstand!"

So hat die Bevölkerung Groß-Britanniens, für welche die Gewinnung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen in neuen Ländern eine Existenzbedingung ist, mit dem Rest der Welt die Vorteile mitgenossen, die durch die Kapitalausfuhr aus Deutschland und Frankreich nach neuen Ländern und die dadurch erfolgte große Produktion entstanden ist. Ebenso hat Deutschland, das, wenn auch nicht in so großem Maße wie England, der Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen bedarf, in Gemeinschaft mit anderen Ländern, an den Vorteilen teilgenommen, die aus den großen Kapitallieferungen Groß-Britanniens der Welt erwachsen sind und dazu gedient haben, die Getreide- und Rohstoffproduktion der Erde in

ungeahnter Weise zu erhöhen. Es wird wohl nicht bestritten werden, daß Deutschland seine wachsende Bevölkerung nicht in dem gegenwärtigen Grade von Wohlstand erhalten könnte, wenn nicht Groß-Britannien in so reichem Maße das Kapital geliefert hätte, das den Vereinigten Staaten, Argentinien, Kanada, Indien, Australien, Brasilien, Ägypten, Süd-Afrika usw. die Erzeugung von Nahrungsmitteln, Baumwolle, Wolle und Mineralien usw. ermöglichte. Hält man sich diese große kulturelle und ökonomische Aufgabe vor Augen, die Deutschland, England und Frankreich zu erfüllen berufen sind, so erscheint ein Krieg zwischen diesen Völkern kaum denkbar. Ein solcher Kampf würde das finanzielle Gleichgewicht der ganzen Welt in verhängnisvoller Weise erschüttern und das ökonomische Wohl dieser Länder tödlich treffen. Diese drei Staaten, welche für die jüngeren und heute noch zum großen Teil unentwickelten Länder den großen Markt für deren Produkte bieten, würden im Kriegsfalle ihre ganze Energie und ihre ganze Kapitalkraft anzuspannen haben, um sich gegenseitig daran zu verhindern, Waren auszuführen, deren die ganze Welt bedarf, und es sich gegenseitig unmöglich zu machen, das einzuführen, was ihren Bewohnern zu ihrem Lebensunterhalt notwendig ist. Die Folge davon würde nicht nur eine finanzielle Weltkrisis von ungeahnter Größe sein, sondern es würde auch die Produktionskraft der Welt schwer getroffen werden. In anderen Worten, der Reichtum, der notwendig ist, um frische Vorräte an Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu schaffen, um die wachsende Bevölkerung der Welt zu erhalten, würde zerstört werden. Gegenwärtig liefern Deutschland, Frankreich und England der Welt jährlich 300 Millionen Pfund, das heißt 6000 Millionen Mark neues Kapital, das dazu dient, den Weltvorrat an erschlossenem Naturreichtum zu vergrößern. Durch diesen kolossalen Kapitalexport ist eine entsprechende Zunahme des Reichtums der Welt und damit eine Besserung der Lebenshaltung für viele Jahre hinaus gesichert. Ein Kampf zwischen diesen Ländern wäre eine Zerstörung dieses Reichtums, welcher im Friedensfalle dazu dient, weiteren Reichtum zu schaffen. Er würde die Tätigkeit dieser Völker, die für den Fortschritt der Menschheit arbeiten, lähmen und zerstören und damit den Wohlstand jedes einzelnen Staates schwer treffen.

Die Arbeiterfrage und Lohnbewegung, die in den letzten 10 Jahren mehr und mehr zutage getreten, sind ohne Zweifel zum großen Teil die natürliche Folge der spanisch-amerikanischen, südafrikanischen, russisch-japanischen Kriege. In dieser Zeit (von 1898 bis 1905) wurde Reichtum, welcher sonst zur Vergrößerung der Weltproduktion von Nahrungs- und Rohstoffen benutzt worden wäre, zerstört. Die Folge hiervon war, daß die Produktion mit der Nachfrage nicht Schritt halten konnte. Die Kosten der Lebenshaltung stiegen, ohne eine entsprechende Lohnerhöhung mit sich zu bringen. Wenn diese Kriege schon einen solch einschneidenden Einfluß auf die ökonomische und soziale Weltlage auszuüben imstande waren, wie unvergleichlich ernster würden sich die Dinge bei einem Konflikt der drei leitenden Staaten Europas gestalten! Der Reichtum, der berufen

wäre, die Mittel zur Ernährung dieser großen und wachsenden Bevölkerung zu liefern, würde durch einen solchen Krieg zerstört werden. Eine solche Krisis würde geradezu verhängnisvoll wirken. Sie würde eine Verkürzung der den Menschen zu ihrem Lebensunterhalt notwendigen Nahrungsmittel bedeuten, und es gehört keine besonders rege Phantasie dazu, sich den kommenden Sturm und das soziale und finanzielle Chaos vor Augen zu führen, welche die Welt in einem solchen Falle in ihren Fugen erschüttern würden.

Diese Betrachtung führt uns zu dem Schluß, daß die Zunahme des Wohlstandes eines Landes nicht nur von der wachsenden Produktionskraft dieses einen Landes, sondern von dem aller Länder abhängt. Je größer der Reichtum ist, der in der ganzen Welt erzeugt wird, desto größer wird das Einkommen und die Konsumkraft eines jeden einzelnen Bürgers sein, in welchem Lande er auch lebt. Die Völker, die ihr Wohl gegenseitig fördern, fördern damit sich selbst. Die Welt ist heute durch Interessen- und Gefühlsgemeinschaft so eng verbunden, daß ein Land allen und alle jedem notwendig sind. Wer eines schädigt, schädigt sie alle. Es ist kaum denkbar, daß die Nationen, die an der Spitze des Fortschritts der Menschheit stehen und deren Tätigkeit so weltfördernd und weltbefruchtend wirkt, ihre Kultur-Aufgabe durch einen großen Krieg mutwillig zerstören werden. Es ist vielmehr zu hoffen und zu erwarten, daß sie nun nach Shakespeares Worten:

„Gepaart in schönen Reih'n
Den gleichen Weg ziehn, und nicht mehr entgegen
Bekannten stehn, Blutsfreunden, Bundsgenossen."

London, im Mai 1912.

Lord Weardale, Mitglied des Parlaments: Die interparlamentarische Union.

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr!

Mit großer Befriedigung begrüße ich die Übernahme der Leitung von „Nord und Süd" durch Sie. Ich bin überzeugt davon, daß die Zeitschrift unter Ihren Auspizien viel dazu beitragen wird, gesunde vermittelnde Ausblicke über alle Angelegenheiten internationaler Politik zur Verbreitung zu bringen. Der gegenwärtige Augenblick scheint auf den ersten Anblick hin nicht sonderlich den von Ihnen inaugurierten Friedens-Kampfzug zu begünstigen. Ich bin indes des nicht sicher,

daß wir uns nicht am Vorabend bedeutsamen Umschwungs der öffentlichen Meinung in Beziehung auf diese ernsten Dinge befinden. Denn mit Recht ist von manchen Publizisten, insbesondere von meinem verehrten Freunde, Herrn Norman Angel, in seinem bemerkenswerten Buche „The Great Illusion" betont worden: Für ein vernünftigeres Anerkenntnis der Fruchtlosigkeit eines Krieges, soweit durch diesen die materielle Wohlfahrt einer Nation berührt wird, sollten wir, losgelöst von jenen breiteren ethischen Grundsätzen, welche die Befürworter internationalen Friedens bislang vielleicht zu spezifisch als agens benutzt haben, vielleicht mit größerem Nachdruck ökonomische Rücksichten zum Stützpunkt unserer Argumente wählen. Nicht allein die Last der großen Rüstungen und der ihr entstammende Steuerdruck — wenn auch diese Gründe allein offensichtlich schon allgemach die Geduld der Massen aufrührt, wie die Wahlergebnisse eines jeden Landes nur zu deutlich offenbaren — haben dem Wunsche nach einem internationalen Schiedsgerichte und einer Beschränkung der Rüstungen Gewicht geliehen; sondern wohl mehr noch der Gedanke, daß ein Krieg, wie erfolgreich der eine der Kriegführenden erscheinen mag, in Wirklichkeit nur eine Verwüstung nützlicher Arbeitskraft und gesunder Einkommenquellen darstellt, die unvermeidlich ihre Wirkung nahezu im selben Maße auf seiten des Siegers, wie denen des Besiegten ausübt und zudem in ihren verderblichen Folgen auch keine der neutralen Nationen verschont. —

Es ist unmöglich, in diesem Augenblicke den unglückseligen Konflikt, der jetzt in Tripolis ausgetragen wird, außer Betracht zu lassen. Wenn auch jeder natürlich den Wunsch hat, die Empfindsamkeit beider Nationen zu schonen, muß ich doch meinem großen Erstaunen über die Haltung meiner Freunde in der italienischen Abteilung der interparlamentarischen Union, sowie insbesondere darüber Ausdruck geben, daß sie über die in der letzten Septembersitzung von dem Interparlamentarischen Rat angenommene Resolution sich verletzt fühlen. Diese Resolution enthielt lediglich eine allgemeine Aufstellung der Prinzipien, zu denen sich die Union unwiderruflich bekennt, ja denen die italienische Regierung ihre feierliche Zustimmung dadurch erteilt hat, daß sie sich als Mitglied der Union bekannt und ihre Unterschrift zur Haager Konvention gegeben hat. Ich möchte meine italienischen Freunde fragen, ob es nach ihrer Ansicht zum Ruhme Italiens gereichen kann, Leitsätze, zu denen sie sich nach meinem Wissen von ganzem Herzen bekannt haben, in der Anwendung auf die Praxis umzustoßen und sich so vor den Augen der Zivilisation gleichsam an den Pranger zu stellen; und zwar nur deshalb, weil die Italiener in die Resolution des Interparlamentarischen Rats etwas, das indirekt beleidigen solle, hineinlesen, was jene sicherlich nicht enthält? — Ich hege dagegen alle Hoffnung, daß eine ruhigere Betrachtung der Tatsachen sie zu einer gerechteren Beurteilung derselben führen wird, sobald die Erfahrungen, die sie jetzt in Analogie mit allen Nationen, die in solcher Lage eine Beute des Kriegsfiebers werden, durchleben, ihre Erfüllung gefunden haben werden. Die heiße Betrachtung der Dinge im Anfangsstadium wird unabweisbar von einer kühlen

ausgelöst, sobald nämlich die mehr und mehr anwachsenden Kosten und Lasten eines Krieges sich melden. —

Jedermann wünscht der italienischen Nation das Beste und hegt ernstes Wollen, alle sie befriedigenden Lösungen zu fördern, sodaß dieser unglückselige Konflikt ein möglichst frühes Ende finden könnte. Der Verlust an Leben und Besitz, den jeder Waffengang einschließt, zeigt sich besonders klar in einem Falle, in dem die Bedingungen der Kriegsführung so eigengeartete sind, wie im Falle Tripolis', wo mit unbekannten Streitkräften, die geradezu in das Herz Afrikas reichen, und wo zudem religiöser Fanatismus als ein höchst mächtiges Triebmittel zur Verlängerung des Konflikts wirkt, gekämpft werden muß. —

Ich kann nur der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß die stetig angebotene Vermittlung der Mächte mit jedem kommenden Tage mit desto größerem Nachdruck Macht gewinne, allgemeinere Anerkennung finde und mählich gemäßigtere Gesichtspunkte sowohl in Italien, wie in der Türkei, zum Durchbruche kommen. —

Vor allem sollte doch bedacht werden, in welch schnellem Anwachsen die Kräfte sich befinden, die überall in der Welt Protest gegen eine Politik militärischer Abenteuer erheben. Die Arbeiter eines jeden Landes schließen sich immer mehr und mehr zum Widerstande in diesem Betracht zusammen. Ihre Stimme mag vorderhand noch wenig Gewicht und Autorität für die Gestaltung der Politik ihrer Regierungen in bezug auf internationale Fragen haben. Aber am Tage der Abrechnung, wenn die nationale Rechnung wird aufgemacht und das Urteil der Öffentlichkeit über das Netto-Resultat selbst eines siegreichen Feldzugs angerufen werden müssen, wird jach und zerschmetternd das Verdikt jener hereinbrechen, die *arbeiten*, deren tägliches Brot, die Sicherheit und Gemächlichkeit ihrer Haushaltungen durch voreiliges Verfahren auf der Seite der Herrschenden in so gewichtiger Weise in Mitleidenschaft gezogen werden. *Ihrer* wird nicht die Ehre und nicht der Ruhm eines auch siegreichen Krieges als Ersatz für alles Leid. Sie haben nur den Verlust ihrer Lieben zu beklagen, die hochgesinnt, aber unbeachtet auf irgend einem ferngelegenen Schlachtfelde ihr Leben lassen, während zugleich die Versorgung der Nachgebliebenen im Heimatlande durch kommende noch schwerere Lebensbedingungen eine Einbuße erfahren und deren Beruf gar vielleicht durch den unausbleiblichen Niedergang ihrer verschiedenen Industriezweige ernstlich bedroht werden wird. Discite moniti! —

Sir William Ramsay,

K. C. B., Fellow of the Royal Society, Professor an der Universität in London:

Englischer und deutscher Wissensbetrieb.

(Die Universitäten Groß-Britanniens und Irlands.)

Bis vor wenigen Jahren gab es nur drei Universitäten in England. Wohl haben in Schottland für Hunderte von Jahren die Universitäten St. Andrews, Glasgow, Aberdeen und Edinburgh bestanden; St. Andrews, Glasgow und Aberdeen, die älteren, wurden im 15. Jahrhundert (1411, 1450, 1491), Edinburgh im 16. Jahrhundert (1582) gegründet. Auch in Irland trat eine Universität, die von Dublin, das sogenannte Trinity College, in der Zeit der Königin Elisabeth (1591) ins Leben; daneben die Queen's Universität Irlands (1845). Diese, einen Zusammenschluß der drei Queen's-Colleges von Belfast, Cork und Galway darstellend, war eine Gründung, die dem Wunsche entsprang, einerseits die von der anglikanischen Kirche auferlegten Fesseln zu sprengen, sowie gleichzeitig auf der andern Seite die Vorteile einer Universitäts-Erziehung in weiterem Ausmaß unter dem irischen Volk auszubreiten. In England hingegen blieben die alten Gründungen, Oxford und Cambridge, für lange Zeit die einzigen Universitäten. Erst in einer viel späteren Zeit (1831) wurde in Durham, in der Grafschaft gleichen Namens, eine kleine Universität angepflanzt; diese diente hauptsächlich als Seminar für die Geistlichkeit der Staatskirche; und wenn auch der Unterricht nicht gänzlich auf theologische Fächer an ihr beschränkt blieb, so bildete dieser Lehrzweig doch ihr wesentlichstes Lehrgebiet. —

In Deutschland hingegen datieren viele der Universitäten wohl nicht aus so fernen Zeiten, wie etwa die Gründung Oxfords; sie tragen aber dennoch in den meisten Fällen Anzeichen achtunggebietenden Alters an sich. Ihrer gibt es, als eine besondere Folgeerscheinung des Bündnisstaatswesens, in welchem jeder Staat seinen Stolz darein setzte, den andern gerade in dieser Beziehung zu überflügeln, verhältnismäßig viele. Ursprünglich als Berufsseminarien für Kirchenmänner, Gesetzes- oder Heilkundebeflissene angelegt, waren alle diese Universitäten im Anfange „Collegia" d. h. Sammelpunkt für junge Männer, die eine herbe Lebensweise unter strengster Disziplin führen mußten, welch letztere von ihren „Regentes" (Herrschern) erzwungen wurde. Mit dem Aufleben der Wissenschaft wuchs die Zahl der gelehrten Unterrichtsfächer, sowie die der Beflissenen. Während aber in Schottland und Deutschland in der Folge die Regentes Professoren wurden und untergeordnete Beamte für Verwaltungszwecke angestellt wurden, behielten in England die Colleges ihre unabhängige Existenz bei. Fraglos waren alle Colleges im Anfangsstadium Internate, die ihren Schülern Wohnung und Verpflegung gewährten. Während jedoch in Schottland und Deutschland dieser Brauch der Vergessenheit anheimfiel, hat dieses System in Oxford, Cambridge, wie auch im

Trinity-College, Dublin, seine alte Form bewahrt. An beiden ersten Stätten sind, dank dem Edelsinn wohltätiger Patronatsherren, viele Colleges gegründet worden, deren jedes einen Direktor oder Vorsteher und seine Lehrer hat. In Dublin hingegen konnte nur ein College, das Trinity-College, in Existenz treten und dieses war und ist identisch mit der Universität von Dublin. In St. Andrews und in Aberdeen gab es je zwei Colleges, von denen jedem das Recht der Titel-Verleihung eignete, und vor noch nicht langer Zeit erst sind sie mit gleicher Gerechtsame zu je einer Universität zusammengeschmolzen. Dahingegen haben die Colleges Schottlands schon seit langer Zeit die Institution des Internats aufgehoben, sodaß das Wort „College" mit dem „Universität" synonym geworden ist. In Deutschland hat die Bezeichnung „Collegium" eine andere Bedeutung gewonnen, nämlich die einer Vorlesungenfolge. Zweifelsohne hat sie ursprünglich eine Sammelstätte zur Aufnahme je in einem Spezialfach strebender Studenten bedeutet. Allmählich hat der Begriff seinen Inhalt geändert und stellt jetzt das Arbeitsgebiet dar, das Professoren und Studenten vereinigt. —

In England hat die Bezeichnung „College" auch auf Knabenschulen Anwendung gefunden. So ist das „Eton-College" (gegründet 1441) eine große öffentliche Schule am Ufer der Themse neben Windsor; „Winchester College" (gegründet 1387) eine ähnliche Anstalt in der alten Stadt Winchester usw., bis zu einem späteren Gründungsdatum, 1862, wo das „Clifton College", eine der jüngsten öffentlichen Schulen, in Clifton, neben Bristol (West-England), bei seiner vor etwa 50 Jahren erfolgten Gründung den Titel „College" angenommen hat. Dieselbe Bezeichnung wurde einer eher einer deutschen oder schottischen Universität ähnelnden, neuen Institutsart gegeben, die im Jahre 1826 von einer Anzahl weitsehender Männer begründet wurde; unter letzteren finden wir den Dichter Thomas Campbell, Henry Brougham, später Lord Brougham (Lordkanzler Englands) genannt, die beiden Mills, Vater und Sohn, den Historiker Grote u. a. Zu jener Zeit konnten nur diejenigen, die sich zu den Lehren der Kirche von England bekannten, Zutritt zu Oxford oder Cambridge gewinnen; Non-Conformists (nicht zur Staatskirche Gehörige), sowie Juden waren von den Vorzügen höheren Bildungswesens in ihrem eigenen Vaterlande ausgeschlossen. Campbell und Brougham waren Schotten; ihr Ziel und Bestreben war darauf gerichtet, eine Universität in London nach schottischem Vorbilde zu errichten. Das war allerdings nicht der erste solche Versuch; schon drei Jahrhunderte vorher hatte Sir Thomas Gresham, ein hervorragender Londoner Bürger, das „Gresham College" begründet und es mit einem Grundstück beschenkt, das während dieser Jahrhunderte sehr stark an Wert zugenommen hat. Dieses stand aber unter der Verwaltung gewisser Gilden, resp. Handelsgesellschaften, alter Institutionen, die ursprünglich als Handelsgesellschaften gegründet worden waren, jetzt aber in der Regel mit dem Handel, den ihr Name voraussetzt, kaum noch in Berührung stehen. Die Fonds, die heute nach einem Kalkül nahezu 4 Millionen Pfund (über 80 Millionen Mark)

betragen würden, sind weithin zerstreut; der verbliebene Rest wird zur unausreichenden Bezahlung kurzer Vorlesungskurse über vier oder fünf Themata verwendet. Das „Gresham College" hat aus Mangel an Wissensbedürfnis und Bürgersinn der Stadtväter seinen Zweck verfehlt. Anstatt daß es die Tausende von Studenten anziehende Universität von London hätte werden sollen, ist es zu einem Institut herabgesunken, in dem einige wenige volkstümliche Vorlesungskurse vor einer spärlichen Zuhörerschaft abgehalten werden. So ist es jetzt. Das von Campbell und Brougham 1826 begründete Institut forderte den Titel „Universität von London" für sich. Da dieses seine Tore jedermann jedes religiösen Bekenntnisses öffnen sollte, war für es die Notwendigkeit gegeben, nicht allein sich gegen jede Beweisführung religiösen Lebenswandels als Aufnahmebedingung des einzelnen Studenten zu erklären, sondern auch jede religiöse Übung innerhalb seiner Mauern abzuwehren, sowie alle theologischen Ketten auszuschalten. Das geschah. Ganz begreiflich, daß dieser Akt das Gefühl der großen Kirchenmänner-Körperschaft erregte und ihren Widerspruch hervorrief. Demzufolge wurde 1828 ein Gegeninstitut in London ins Leben gerufen, das unter dem Namen „King's College" die Traditionen religiösen Bekenntnisses für Lehrer und Schüler bewahren sollte und zu diesem Zwecke eine theologische Fakultät errichtete. Hätte es sich mit der theologischen Fakultät allein begnügt und sich losgetrennt von den Lehrstühlen für Philosophie und Geschichte, deren Lehrweise je nach der Parteilichkeit oder Unparteilichkeit des lehrenden „gottlosen" Nachbars diesem College manchen Verdachtsgrund hätte liefern müssen, wären viele Schwierigkeiten zu vermeiden gewesen. Aber das Schicksal beschloß es anders. Der Titel „Universität von London", der von dem „University College, London" beansprucht wurde, wurde von den Verwaltern des King's College angefochten; die Klage bildete die Unterlage für eine Beratung im „House of commons" (Unterhaus); mit einer Stimme Mehrheit siegte die Kirchenpartei; als ein Kompromiß wurde der Name „Universität von London" von beiden — der Universität und dem King's College — angenommen; sie wurden beide zu Colleges an der Universität von London. Im Laufe der Zeit forderten nun aber auch niedriger stehende Colleges, ja secondary Schools (Untergymnasien), die als Privatinstitute gegründet worden waren, das Recht, in den Verband der Universität aufgenommen zu werden, und — erlangten es. Der Hochstand der Wissenschaft ging zurück, die Titel (nach betr. Examen) wurden wertlos. Schließlich wurde vom Parlament ein Gesetz angenommen, das alle Colleges von der Universität trennte; letztere wurde ein bloßes Prüfungsamt, vor das nun jeder unter der alleinigen Bedingung treten kann, daß er das sogenannte „Matrikulations-Examen", eine Art Vorexamen bestanden hat. Hierbei wird also auf die wirkliche, regelrechte Durchbildung nicht Bezug genommen; der „Privatstudent", der in einem Sonderfach Wissen erlangt hat bei dem Licht einer Talgkerze, kann einen „degree" (Grad, Titel) erwerben, wenn er nur befähigt ist, jene vorgeschriebenen Vorexamina zu bestehen. — Viele Jahre gingen dahin,

bevor das University-College in London einen Genossen fand. 1850 wurde in Manchester von einem hervorragenden Bürger das nach ihm benannte Owens College begründet. Dieses kam, dank der steten Ermutigung durch die Bürger dieser Stadt, sowie durch die Bedeutung seines Lehrerkollegiums, zu schneller Berühmtheit. Es hatte indes keine Berechtigung „degrees" zu erteilen, sodaß seine Studenten gezwungen waren, die Examina vor der sogenannten Universität von London als „Externals" (Externe) abzulegen; der Nachweis eines Studienganges wurde nicht erfordert. — Dieses von London gewiesene Vorbild wurde von Manchester übernommen und dann nachgeahmt in Liverpool, Leeds, Birmingham, Sheffield, Bristol und Nottingham. In Newcastle wurde ein „University-College" begründet und der Universität von Durham angegliedert. 1880 wurde dem Anfordern der drei Colleges von Manchester, Liverpool, Leeds um Universitäts-Privilegien stattgegeben durch die Errichtung der Victoria-Universität, als eine Vereinigung der drei Colleges. Dieses Schema erwies sich in der Folge als undurchführbar. Infolgedessen wurde jedes dieser Colleges 1903 zu einer autonomen Universität erhoben. Birmingham folgte (1900), Sheffield (1905) und Bristol zuletzt (1909). Sie erhielten gleichfalls Universitäts-Privilegien. —

In Schottland gründete die am Tayflusse gelegene stark bevölkerte Stadt Dundee ein Universitäts-College, das jetzt der alten Universität St. Andrews angegliedert ist; nur den Fluß haben sie zwischen sich. — In Irland veranlaßte die Forderung der Römisch-Katholiken nach getrennter Erziehung die Regierung, die Queen's-Universität, die aus den drei Colleges Belfast (im Norden), Cork (im Süden) und Galway (im Westen) bestand, aufzulösen; die Colleges erhielten Selbstregierung, und eine Prüfungskörperschaft etwa nach dem Muster der Universität von London wurde in Dublin errichtet. 1909 indes wurde diese Regelung geändert; das Queen's-College von Belfast wurde zu einer unabhängigen Universität umgestaltet, während die Colleges von Cork und Galway gemeinsam mit dem römisch-katholischen Universitäts-College von Dublin zu einer National-Universität Irlands vereint wurden. Religiöses Gefühl hat in Irland stets hohe Wogen geschlagen und es war immer das Bestreben der dortigen klerikalen Partei, die Moral der Studenten durch eine enge Verbindung zwischen der Universität und der römisch-katholischen Kirche behütet zu sehen. In der Tat! Das Werk der radikalen Partei, das sie im Unterhause in der Errichtung der nationalen Universität vollbracht hat, bedeutet einen Schritt nach rückwärts; während in England und Schottland dafür gekämpft wurde, die Aufsicht der Sekte abzuschütteln und das Erziehungswesen ihrem Einflusse zu entziehen, hat in Irland das Gegenteil Platz gegriffen; die Uhr ist mindestens um ein Jahrhundert zurückgestellt worden. —

Nach dieser kurzen Übersicht über den Entwickelungsgang des Hochschulwesens in Großbritannien müssen einige Worte über die Organisation der Universitäten gesagt werden.

Das titulare Oberhaupt der Universität ist in jedem Falle der Kanzler, ge-

wöhnlich ein Peer, nur im Einzelfalle der National-Universität Irlands ein römisch-katholischer Erzbischof. In Oxford und Cambridge wird der Vize-Kanzler aus der Mitte der Colleges-Direktoren für eine Reihe von Jahren erwählt. In Schottland, wie in den neuen Universitäten Englands ist dieser der Prinzipal, dessen Amt ungefähr dem eines Generaldirektors einer Fabrik analog ist. Mitunter, wenn auch nicht gewöhnlich, ist er ein Professor; sein Gehalt übersteigt das seiner Kollegen; er könnte als der „primus inter pares" bezeichnet werden. Seine Pflichten sind ausgedehntere und vielfältigere, als die des Dekans einer deutschen Universität; eine derselben — den meisten eine höchst geschmacklose — bestand bis vor kurzem, solange nämlich die Universitäts-Colleges nicht vom Staate unterstützt worden waren, darin, reiche Mitbürger zu Unterstützungen des College's zu bewegen. — Oxford und Cambridge haben, da sie in zahlreiche Einzel-Colleges geteilt sind, keinen Prinzipal; die Pflichten des Vize-Kanzlers sind, wie schon bemerkt, an die einzelnen College's-Direktoren verteilt. Der letzteren gibt es in Oxford 24, in Cambridge 17 und 2 „Hostels". Die Institution dieser datiert aus dem Jahre 1257 (s. Peterhouse, Cambridge) und 1262 (s. Balliol College, Oxford) und erhielt sich durch die Jahrhunderte bis zu den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts, wo die neueren Colleges gegründet wurden.

Die Titel dieser „Heads" wechseln, manche Colleges werden von „Wardens" (Vertrauensmänner), andere von „Masters", wieder andere von „Principals", „Presidents", „Rectors" und schließlich „Deans" geleitet; die Aufgabe aller ist die gleiche; jedes College hat sein Selbstbestimmungsrecht; jedem sind „Tutors" (Lehrer) beigegeben, deren Aufgabe es ist, die „Undergraduates" zu unterrichten und sie zur „Graduation" vorzubereiten; daneben finden wir dann noch die „Fellows" (Genossen), die sich je nach ihrem Willen an der Unterrichtstätigkeit beteiligen können. —

Die Universitäten Oxford und Cambridge, für sich allein betrachtet, haben einen Stab von Professoren; erstere deren 55, letztere 64. Sie, die Universitäten, werden teils von Legaten, teils von den Einkünften der Collegefonds erhalten. So haben die Colleges von Oxford eine Roh-Einnahme von 520 000 Pfund aus alten Stiftungen und Legaten. Von diesem Einkommen tragen sie jährlich 32 000 Pfund zur Aufrechterhaltung der Universität bei. Die Universität Oxford hat einen Verwaltungsrat, „Hebdomadal Council" genannt. Er besteht aus dem Kanzler, dem Vizekanzler, den Proctors, zu welchen zwei aus den Mitgliedern der Colleges gewählt werden, — diese haben die zuweilen schwierige Aufgabe, Ordnung und Ruhe zwischen den „Undergraduates" zu sichern — aus 6 Hausvorständen, 6 Professoren, und 6 Mitgliedern der „Convocation" — einer Körperschaft, die jene Graduierten umfaßt, die nach Erlangung des Titel-Grades eines „Baccalaureus Artium" es für angebracht halten, gegen Erlegung einer Taxe „Magistri Artium" zu werden. Die Cambridge-Universität wird verwaltet von dem „Council of the Senate", der sich aus dem Kanzler, dem Vize-Kanzler, gewissen Pro-

fessoren und gewissen „Fellows of Colleges“, im ganzen 17 Mitgliedern zusammensetzt.

Die Universitäten Schottlands haben eine andere, mehr der an einer deutschen Universität geübten Form entsprechende Verwaltung. Bei jeder steht ein Senat, aus Professoren bestehend, an der Spitze; sie allein sind mit akademischen Angelegenheiten beschäftigt; der oberste Verwaltungskörper an jeder Universität ist ein kleiner „Court" (Hof), dessen Mitglieder sind: der Kanzler, Vize-Kanzler, der Rektor — gewöhnlich eine politische Berühmtheit, jedes vierte Jahr von den nach Parteirichtungen abgegebenen Stimmen der Studenten erwählt — der Parlamentsvertreter und andere Personen, die von den Mitgliedern des Senats und von der ganzen Körperschaft der Graduierten gewählt werden. —

Das Trinity-College, Dublin, ist vollständig in der Hand der „Senior Fellows", einer Körperschaft von sieben Personen, die ursprünglich als junge Leute nach einem Examen gewählt und im Dienste alt geworden sind; ihr Durchschnittsalter beträgt 75 Jahre und es wird — zweifelsohne mit Recht — darüber geklagt, daß ihre Gesichtspunkte nicht dem Fortschritte zugewendet sind. —

Die Verwaltung der Provinz-Universitäten ist einem „Council“ (Rat) anvertraut, dessen Mitglieder der Kanzler und Vize-Kanzler „ex officio“ sind; die andern Mitglieder bestehen teilweise aus einigen Senatsmitgliedern und solchen der Professoren-Körperschaft, zum andern Teile aus hervorragenden Bürgern der Stadt, zu der die betreffende Universität gehört. In akademischen Fragen ist der Senat zuständig, die letzte Entscheidung aber ruht bei dem „Council". —

Die Universität von London nimmt eine Ausnahmestellung ein. Nachdem verschiedentliche Anstrengungen gemacht worden waren, in dieser Stadt von 7 Millionen Einwohnern eine „teaching University“ (lehrende Universität) zu gründen, hat die Regierung im Jahre 1899 die sogenannte Universität reorganisiert. Die Graduierten des alten Prüfungskomitees bildeten eine Körperschaft, genannt „Convocation“, und zerstreuten gleichsam ihren Besitz an bedeutendem politischen Einfluß durch das ganze Land. Die genannten Colleges, die der Universität und King's, wurden vollständig getrennte Institutionen, geleitet von einem Council und einem Senat, ähnlich wie die oben besprochenen Provinz-Universitäten. Hierzu kam ein Institut mit dem Namen Royal College of Science und Royal School of Mines (Landwirtschaftliche Kgl. Hochschule), eine Körperschaft, die sowohl höhere wissenschaftliche Erziehung, wie auch Unterricht an wissenschaftliche Lehrer fürs Schulwesen verbreiten sollte; außerdem wurden vier Colleges für Frauen (Bedford, Queen's, Holloway und Westfield) eröffnet; späterhin ein Ackerbau-College in Wye, sechs theologische Colleges und elf medizinische Schulen, letztere als Abteilungen der großen Krankenhäuser (mit Ausnahme des Royal College of Science, das von einem von der Regierung bestallten Beamten verwaltet wird), und alle diese verschiedenen Institute erhielten Selbstverwaltungsgerechtsame. Der Gesetzentwurf des Parlaments, der die Universität

von London reformierte, hat ihr folgende Konstitution verliehen: Ein Senat wird eingesetzt, bestehend aus: 1. 19 Mitgliedern, zu wählen durch die Stimmen der Convocation, 2. aus 19 Mitgliedern (Lehrern an einem oder dem andern College), zu wählen von den Fakultäten für Kunst, Wissenschaft, Maschinenbau, Medizin, Theologie, Malerei und Musik, 3. einer gewissen von der Krone zu ernennenden Mitgliederzahl, 4. gewissen Vertretern der Londoner Kreisverwaltung, 5. gewissen Mitgliedern, zu ernennen von den großen Korporationen, 6. Mitgliedern, zu wählen von den Councils der beiden größeren Colleges; im ganzen 64 Personen, von denen nur wenige etwas vom Erziehungswesen verstehen und die zudem sehr verschiedenartige Ideale vertreten — eine Partei glaubt, daß aller Anfang und alles Ende einer Universität im Abhalten von Examina zu suchen ist, die andere, daß der Wert einer Universität hauptsächlich und zuvörderst in der durch Forschung und Belehrung der Studenten zu erstrebenden Förderung der Wissenschaft zu finden ist! Infolge der Divergenz der Gesichtspunkte und der Unmöglichkeit, mit einem so großen und obendrein so heterogenen Council nützliche Arbeit zu verrichten, hat dann eine von der Regierung ernannte Kgl. Kommission unter Vorsitz des Lord Haldane einige Jahre lang getagt. Diese Männer haben Klarheit geschaffen, und es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß in nicht zu ferner Zeit radikale Änderungen Platz greifen werden. Die Sachlage ist durch die Tatsache kompliziert, daß bei der im Jahre 1899 erfolgten Rekonstruktion eine Anzahl von „Polytechnics“ oder Handelsschulen und Instituten für Abenderholung (das Wort hat keinerlei Verwandtschaft mit dem deutschen „Polytechnikum“ an sich) der Universität angegliedert worden ist, und es ist schwer zu sehen, wie die Verbindung der Universität mit diesen Instituten aufrecht erhalten werden kann. Sie ist des weiteren auch durch den Widerwillen des „Royal College of Science“ (jetzt „Imperial College of Science“) kompliziert, sich der Hoheit einer solch plumpen und unwirksamen Körperschaft, wie der des Senats der jetzigen Universität, unterzuordnen. Dieses Institut liegt mehr auf der Linie eines deutschen Polytechnikums und bewegt sich in der Richtung der Belehrung in der angewandten Wissenschaft; es hat sich jüngsthin mit dem „Central Technical College“, einer ähnlichen, von einigen der alten Stadtgilden erhaltenen Körperschaft, vereinigt. —

Aus dieser Skizze wird es klar geworden sein, daß Groß-Britannien und Irland in Beziehung auf ihre Universitäten manche verschiedengestaltete Verwaltungssysteme darstellen, von denen einige ganz gut, andere ziemlich schlecht sind. Viel Zeit ist durch Verwaltungsarbeit, die durch Komitees, denen die Lehrer ihre Kräfte widmen müssen, zu verrichten war, vergeudet worden. Und gerade hierauf beruht der große Gegensatz, in dem wir zum einfachen und doch wirksamen Verwaltungskreise der deutschen Universitäten stehen, in dem die Verwaltungsarbeit in andere, wirksamere Hände gelegt ist. —

Es ist schon erwähnt worden, daß nur ein kleiner Teil der Kosten der Universitäten vom Staate aufgebracht wird. Im Jahre 1884 habe ich während einer

Reise über den Atlantischen Ozean die Frage dieser bez. Staatsbeteiligung mit einigen Freunden, die gleich mir auf dem Wege zur Naturforscherversammlung waren, die in Montreal (Canada) abgehalten werden sollte, durchgesprochen. Wir beschlossen, bei unserer Rückkehr Schritte zur finanziellen Unterstützung bei der Regierung zu unternehmen. Eine Versammlung der Prinzipals der University-Colleges wurde einberufen und Professor Hicks von Sheffield und ich selbst wurden zu Sekretären ernannt; damals war er nämlich Prinzipal des Firth College, Sheffield (jetzt die Universität Sheffield), und ich der des University-College, Bristol (jetzt die Universität Bristol). Unsre Kollegen und wir selbst brachten allen möglichen Einfluß zur Wirkung auf die Regierung; wir hatten einen guten Fürsprecher in Lord Milner, der zur Zeit der Sekretär des Herrn Goschen, Chancellor of the Exchequer (Finanzminister) war; ich habe noch einen Brief von ihm im Besitz, in dem er mir mitteilt, „die Katze ist auf dem Sprung aus dem Kasten, aber es wird nur eine — sehr kleine Katze sein". Der Geldeswert dieser „Katze" war 15 000 Pfund pro Jahr, zwischen 12 Colleges zu verteilen. Indes, das Prinzip der Regierungsbeteiligung war hiermit anerkannt worden und in so weit war ein Sieg errungen. Die jetzige Beisteuer ist immer noch weit von der wirklich entsprechenden entfernt, aber immerhin übersteigt sie mehr als zehnmal die obengenannte Summe und hat viel zum Fortschritt der Universitäts-Erziehung in England und Wales beigetragen. Die andern Einnahmequellen stammen aus dem Wohltätigkeitssinne der Bürger der Universitätsstädte, sowie aus den Gebühren der Studenten. Diese Gebühren sind darum notwendigerweise viel höhere, als sie an kontinentalen Universitäten erhoben werden, denn Unterricht kann nicht zur Selbsterhaltung gebracht werden.

Zur Unterstützung der Studenten, die nicht in der Lage sind, die Studiengebühren zu entrichten, oder nicht die Mittel besitzen, während der Studienjahre an der Universität ihren Unterhalt zu decken, hat seit Jahrhunderten ein System der „Scholarships", „Fellowships", und „Bursaries" in Oxford, Cambridge, Dublin und an den schottischen Universitäten existiert. Diese pflegten den Studenten nach seinen Bedürfnissen zu unterstützen. Aber Mißbrauch schlich sich ein, sodaß seit etlichen Jahren nur nach erfolgreicher Prüfung Preis-Verteilung stattfindet. Es ist nichts Ungewöhnliches seither, daß der Sohn eines reichen Mannes, der in der Lage ist, für die Vorteile, die sich ein armer Mann nicht sichern kann, Zahlung zu leisten, einen solchen Preis gewinnt, und selten wird ein solcher dieses Geld (den Preis) zurückweisen, da mit ihm die Ehre, der erfolgreiche Kandidat gewesen zu sein, verbunden ist. Dieses System hat außerdem den Nachteil, daß es dem jungen Studenten den Erfolg beim Examen als das wirkliche, zu erstrebende Gut vor Augen rückt, statt des Erwerbs von Wissen und Erfahrung; schließlich hat dieses System einen großen Anteil an dem ungesunden Geist, der den Glauben schaffen kann, daß solcher Erfolg das letzte Ziel des Universitätsbesuches sei. Zudem hat es auch das Gefühl erzeugt, daß die Lehrer der Studenten

nicht die geeigneten Personen zu deren Prüfung sind, denn viele dieser „Scholarships“ werden nicht beim Bezug der Universität, sondern während des Studiengangs verliehen, sodaß die Vorstellung bei manchen entsteht, daß das Verdikt des Lehrers über die Leistung eines seiner eigenen Schüler mit Begünstigung gefärbt sein dürfte. Aus diesem Grunde müssen für solche Prüfungen die Dienste von außerhalb der in Frage kommenden Universität stehenden Examinatoren in Anspruch genommen werden, trotzdem jede Universität ihr eigenes Lehrsystem hat. Dies sind aber in der Regel Professoren an andern Universitäten, die nichts dagegen haben, ihre schmalen Gehälter durch die ihnen zu zahlenden Prüfungsgebühren erhöhen zu lassen. So hat sich ein System eingebürgert, das sehr schwer zu entwurzeln sein wird.

Die jährlich in solchen Scholarships und Bursaries ausgegebene Summe würde, kapitalisiert, einen Betrag von nicht weniger als siebeneinhalb Millionen Pfund ausmachen, und es muß bekannt werden, daß ein guter Teil davon vergeudet wird, da er an einen falschen Empfänger gelangt. Das ist eine nach dringlicher Reform rufende Angelegenheit; indes in manchen Dingen sind meine Landsleute sehr konservativ.

Die Haltung des Engländers gegenüber den Universitäten ist von der entsprechenden des Deutschen sehr verschieden. Man kann sagen, daß der Engländer der Katze gleicht, die eine Vorliebe für Orte hat; der Deutsche dagegen dem Hunde, der Menschen vorzieht. Bei der Wahl einer Universität für seinen Sohn wird der englische Vater von alten Verbindungen oder der Annehmlichkeit der Nähe geleitet; es ist selten, daß ein junger Mann von einer Universität zur andern wandert, denn, wenn er's täte, würde ihm seine ganze vorangegangene Arbeit nicht angerechnet werden; er müßte seinen ganzen Studiengang von vorn beginnen, um zum Examen zur Erlangung eines „degree“ zugelassen zu werden. In Deutschland hingegen ist Wechsel der Universität eine häufige Erscheinung, ja geradezu allgemein; die Anziehungskraft der einen Universität vor der andern wird zum großen Teile durch den Ruf der Professoren ausgeübt. Daher ist es nicht leicht, in Groß-Britannien eine „School of Thought“ (Schule des Denkens) zu errichten; man sammelt und hält seine eignen Schüler, aber man zieht nicht viele Schüler von außerhalb an sich. —

Als ein alter Universitätsstudent Schottlands und Deutschlands muß ich gestehen, daß die in diesen Ländern geltenden und geübten Systeme denen Englands nach meiner Ansicht vorzuziehen sind. Seit meinen Studentenjahren ist Schottland mehr „examinational“ (dem Prüfungswesen ergeben) und weniger praktisch geworden. Und in Deutschland hat die technische Erziehung gewaltige Schritte vorwärts getan. Aber es sollte auf beiden Seiten des Kanals nie vergessen werden, daß der größte Dienst, den die Universität der Nation erweisen kann, darin liegt, jene Originalität und Erfindungskraft, deren Rudimente in

einem bedeutenden Prozentsatze in unsern beiden Völkern ruhen, zu ermutigen, und durch entsprechende Erziehung und Übung die Nation mit einem mit ausreichender Gelehrtheit versehenen Gehirn zu begaben, daß sie, was das allerwichtigste ist, fähig werde, neue Wissenschaft zu erzeugen. —

Sir Alfred Mond,

Baronet, Mitglied des englischen Parlaments:

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England.

Es freut mich sehr, mich, der höflichen Einladung des Herrn Herausgebers folgend, als englischer Industrieller über die wechselseitigen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England aussprechen zu können. Bei der großen Wichtigkeit dieser Frage für die Zukunft der beiden Länder lohnt es sich für diejenigen, die einen Einfluß auf die öffentliche Meinung dieser Länder besitzen, ihr ein eingehendes Studium zu widmen.

Die Statistik beweist, ohne jeden Zweifel, sowohl die Größe als den Umfang der deutsch-englischen Handelsbeziehungen, wie auch die Intimität dieses Handelsverkehrs. Die zwei Länder sind gegenseitig ihre größten Kunden. Deutschland hat in England, in Britisch-Indien und in den britischen Kolonien, die noch keine Selbstregierung besitzen, den bedeutendsten freien Markt der Welt, wo es seine Waren unter gleichen Bedingungen nicht bloß wie die ausländische, sondern auch wie die einheimische Konkurrenz verkaufen kann. England hat im Deutschen Reich, trotz des Schutzzolls, ein Absatzgebiet, das größer ist, als es irgend ein anderes Land ihm bietet. Unter diesen Umständen ist es schwer begreiflich, warum so oft behauptet wird, daß England auf Deutschlands industrielle Entwicklung eifersüchtig sei, denn man freut sich doch schließlich, wenn ein guter Kunde in die Lage versetzt wird, einem mehr abzukaufen. Während einerseits der bedeutende Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern mit Fleiß verschwiegen wird, besonders von solchen, welche die zwei Länder gegeneinander aufzuhetzen versuchen, wird andererseits die Konkurrenz der englischen und deutschen Fabrikanten auf dem Weltmarkt immer aufs äußerste betont. Dieser Wettstreit existiert natürlich und ist an sich ganz gesund. Er existiert aber in gleichem Maße zwischen allen Ländern, die Großindustrie treiben, wie den Vereinigten Staaten von Amerika, Belgien, Frankreich,

Holland, Italien, Österreich-Ungarn u. a. Es ist aber höchst unvernünftig daraus zu folgern, daß diese allgemeine Konkurrenz ein Grund dafür sei, daß die beiden Länder sich zerfleischen sollten zum Nutzen ihrer Rivalen, anstatt ihren gegenseitigen Handel ruhig und freundlich auszubilden.

Es wird interessieren, die jetzige Größe dieses Handels fest ins Auge zu fassen. Nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich" (Verlag Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin) hat Groß-Britannien im Jahre 1910 deutsche Waren im Werte von 1 102 000 000 Mark importiert, d. h. 14,7 Prozent der ganzen deutschen Ausfuhr. Im selben Jahr hat Österreich-Ungarn, Deutschlands bester Freund, nur 11 Prozent, die Vereinigten Staaten 8,5 Prozent, Rußland und Frankreich jeder nur 7,3 Prozent eingeführt.

Aus der englischen offiziellen Statistik sehen wir, daß Deutschland im Jahre 1911 einen größeren Anteil an unserer Ausfuhr hat als alle anderen ausländischen Staaten, nämlich 1 148 636 460 Mark, während unsere Ausfuhr zu den nächst größten Abnehmern folgende war: Die Vereinigten Staaten von Amerika 1 119 875 660 Mark, Frankreich 709 599 000 Mark, Rußland 446 956 860 Mark, Belgien 372 565 960 Mark, Holland 357 188 160 Mark und Italien 273 168 320 Mark. Deutschland ist sogar ein besserer Kunde für England als Indien, das größte britische Besitztum, dessen Einfuhr im letzten Jahr aus Großbritannien 1 178 155 760 Mark betrug, um von Australien ganz zu schweigen, das von uns nur für 689 351 300 Mark gekauft hat, und Canada, das nur englische Waren im Werte von 454 368 720 Mark eingeführt hat.

Noch eine Tatsache von lebhaftem Interesse für kaufmännische Kreise in Deutschland ist der Umstand, daß die englische Ausfuhr nach Deutschland bedeutend kleiner als unsere Einfuhr aus Deutschland ist. Nach dem „Statistischen Jahrbuch" hat Deutschland im Jahre 1910 englische Waren im Werte von 766 600 000 Mark oder 8,6 Prozent der ganzen Einfuhr eingeführt. In einer Vorlesung in der Manchester Statistical Society am 11. November 1908 hat Herr Bernard Ellinger gezeigt, daß in den 17 Jahren 1890—1907 die ganze britische Einfuhr um 53 Prozent gewachsen ist, die Einfuhr von Deutschland allein aber einen Zuwachs von 50 Prozent zeigt, während die von den Vereinigten Staaten nur 40 Prozent, von Frankreich 20 Prozent, und von Britisch-Indien 33 Prozent zunahm.

Wenn man die deutsche Ausfuhr nach England genauer studiert, wird es jedermann klar werden, wie viele Klassen in Deutschland ein Interesse daran haben, sie zu erhalten und zu fördern. In einer Liste von 78 Handelsartikeln, die nach England importiert werden, und wobei Deutschland in jeder Kategorie mit mehr als 2 000 000 Mark vertreten ist, war Deutschland im Jahre 1907, nach Herrn Ellinger, in 58 Fällen entweder der erste oder der zweitgrößte Importeur nach England. In 18 von diesen Kategorien hat Deutschland über 50 Prozent

und in 54 Fällen über 20 Prozent der ganzen englischen Einfuhr geliefert. Im Jahre 1907 hat Deutschland uns beinahe die Hälfte unserer ganzen Einfuhr von Farbstoffen geschickt, 23 Prozent der importierten Maschinen, 39 Prozent von importiertem Eisen und Stahl und 45 Prozent von anderen Metallartikeln. Nach Frankreich und der Schweiz ist Deutschland unser größter Lieferant von Seidenfabrikaten. Es ist unsere Hauptquelle für Zucker, da es uns 46 Prozent unseres unraffinierten und 45 Prozent unseres raffinierten Zuckers liefert. Es schickt uns 80 Prozent unserer ganzen Einfuhr von Spielwaren aller Art, 26 Prozent unserer importierten Wollwaren, 20 Prozent der importierten Automobile, 57 Prozent von importiertem Porzellan und Töpferwaren, 53 Prozent von elektrischen Bestandteilen, 48 Prozent von Flintglas, 60 Prozent von Kurzwaren usw.

England seinerseits importierte nach Deutschland im Jahre 1910 Steinkohlen im Werte von 135 100 000 Mark, Wollengarn 95 300 000 Mark, Baumwollengarn 93 600 000 Mark, wollene Kleiderstoffe usw. 19 500 000 Mark, Heringe und andere Seefische 31 200 000 Mark, Weißblech 13 600 000 Mark, Schaf-, Lamm- und Ziegenfelle 13 500 000 Mark, sowie eine große Menge Textilwaren, Kautschuk, Kupfer, Blech, Uhren und Uhrwerke, Porzellan usw. Aus Britisch-Indien hatte Deutschland im selben Jahre eine Einfuhr von nicht weniger als 404 000 000 Mark, wovon rohe Baumwolle 84 500 000 Mark betrug, Jute usw. 42 100 000 Mark, Reis 38 300 000 Mark, Raps usw. 32 800 000 Mark, Rindshäute 25 300 000 Mark usw.

Mit einem Wort, die direkten Handelsbeziehungen zwischen den beiden Kaiserreichen sind zugleich so eng und so weitverzweigt, daß irgend eine Unterbrechung derselben unbedingt einen kolossalen industriellen und finanziellen Krach in beiden Ländern herbeiführen würde. Glücklicherweise wird es den denkenden Leuten von Tag zu Tag klarer, daß es für das Wohlergehen der zwei verwandten und befreundeten Nationen von der größten Wichtigkeit ist, die existierenden Handelsbeziehungen nicht bloß zu erhalten, sondern auch zu entwickeln. Ich vertrete im englischen Parlament die Industrie- und Hafenstadt Swansea in Süd-Wales. Unser Hauptexport ist Anthrazitkohle, Briketts, Zinnplatten und Metallwaren. Norddeutschland ist ein besonders guter Markt für unsere Anthrazitkohlen, und viele Geschäftshäuser in meinem Wahlkreis haben die freundlichsten Beziehungen zu deutschen Firmen. Wir importieren bedeutende Quantitäten von Stahl, der besonders geeignet ist zum Walzen sowohl von Zinnplatten wie verzinktem Eisenblech, sodaß ein reger geschäftlicher Verkehr vorhanden ist, und viele freundschaftliche Geschäfts- und persönliche Beziehungen bestehen.

Tatsächlich kennt die große Handelswelt in allen Ländern keine nationale Grenzen und duldet nicht, daß man ihre Arbeit durch solche beengende Fesseln stört. Die Kohäsion der verschiedenen Teile der Geschäftswelt ist mehr eine der Industrie als der Nationalitäten. Die Beziehungen zwischen den Leitern der

Industrie aller Länder werden von Tag zu Tag freundlicher und zeigen immer mehr eine wachsende persönliche Hochschätzung und Neigung zur arbeitersparenden Mitwirkung, anstatt unintelligente und selbstmörderische Kampflust. Die Erfindungen der großen Geister aller Nationen sind ein Gewinn für alle ohne Unterschied und ein Gemeingut der ganzen Menschheit. Die veraltete Politik, die sich als „Schutz der nationalen Arbeit" bezeichnet, und die unglücklicherweise noch in Deutschland vorherrscht, — einem Lande, das seit langen Jahren solchen Schutz nicht mehr braucht, — ist das einzige wirkliche Hindernis für die Einführung des vollsten Vertrauens und freundlichster Beziehungen zwischen den Fabrikanten und Kaufleuten aller Länder. Auch jetzt haben große und erfahrene Geschäftsleute keine Sympathie für die Hetzereien gewisser politischer Kreise, die versuchen, Eifersucht in einem Land wegen des kommerziellen und industriellen Fortschritts anderer Länder aufzustacheln, wie es, leider, in den letzten Jahren in England und Deutschland geschehen ist.

Für den Geschäftsmann wirkt der Krieg und die durch das viele Schreiben und Reden vom Krieg hervorgerufene Unsicherheit höchst hemmend und lähmend auf sein Gedeihen und wird darum allgemein gemißbilligt. Der intelligente Geschäftsmann in Deutschland, sowie bei uns, sieht ein, daß die immer größere Verwendung des wachsenden Reichtums der Nationen für unproduktive Kriegsausrüstungen und die Unterhaltungskosten von Hunderttausenden der kräftigsten jungen Männer bei unproduktiver Arbeit infolge der dadurch unvermeidlich gewordenen Verminderung der Kaufkraft der großen Massen, ein sehr lästiges Hemmnis sein muß für die Entwickelung und den Fortschritt der Industrie. Die immer schwerer werdende Steuerlast, die auf alle Klassen drückt, verschärft die Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, erschwert noch mehr die Beziehungen zwischen den beiden Klassen, stachelt die allgemeine Unzufriedenheit auf und bildet dadurch ein weiteres Hemmnis für das Anwachsen und die Entwickelung von Industrie und Handel.

Die Geschäftskreise in England, welcher politischen Partei sie auch immer angehören, würden sich herzlich freuen, wenn mit Deutschland ebenso freundliche Beziehungen angeknüpft werden könnten, als sie mit den anderen Großmächten existieren. Offen und frei geben sie zu, daß die deutsche Industrie ihren jetzigen bedeutenden Platz am Weltmarkt mit Ehren gewonnen und behauptet hat. Sie erkennen auch die Zähigkeit und Intelligenz an, durch welche der deutsche Handel sich auszeichnet. Übrigens sehen sie ein, daß die Wohlfahrt Deutschlands in keiner Weise nachteilig für England, im Gegenteil in ihrem eigenen Interesse willkommen ist, da sie die Kaufkraft ihrer besten Kunden vergrößert. Sie sind überzeugt, daß es für die Geschäftsleute beider Länder die höchste Zeit ist, ihre natürliche Abneigung gegen eine Einmischung in die Weltpolitik geltend zu machen und ihren bedeutenden Einfluß aufzubieten, um Politikern und Diplomaten klarzulegen, daß ein Weg gefunden werden soll und muß, den beiderseitigen Wunsch nach freund-

schaftlichen Beziehungen in die Wirklichkeit umzusetzen. Dann könnten die zwei Nationen, die während ihrer ganzen Geschichte nie das Schwert gegeneinander gezogen haben und die so viel Gemeinsames in ihrer Zivilisation besitzen, ihren ganzen Geist, Mittel und Fleiß in immer größerem Maß der industriellen Entwickelung der beiden Länder und ihrer Bevölkerungen widmen, in hohem Grade befreit von der Kriegshysterie und der erdrückenden Last der unersättlichen Kriegsrüstungen.

Lord Courteney of Penwith: Deutsch-englische Freundschaft.

15 Cheyne Walk Chelsea S. W.

Dear Professor Stein!

Gern bin ich bereit, in den Friedensgruß aus England an „Nord und Süd" einzustimmen, mit dem Ausdruck des Bedauerns freilich, daß wir den Frieden nicht erzwingen können. Die fatale Verwirrung der internationalen Situation zwischen Deutschland und England ist darauf zurückzuführen, daß beide Nationen den Frieden wünschen, während beide indes Kriegsbefürchtungen verkünden. Wo liegt nun die Schuld? Wir tadeln die Zeitungen, aber Zeitungen sind nur das, was ihre Leser daraus machen. Wir tadeln die Regierungen, aber sie sind so —, wie das Volk sie sich gefallen läßt. Daraus sollte hervorgehen, daß, wenn die Presse und die Regierungen im Unrecht sind, wir, das Volk, dafür zu tadeln wären. Demgegenüber sollen wir als unerschütterlichen Grundsatz vertreten, daß der Friede auf uns und auf jedem von uns beruht. So wollen wir arbeiten und nicht müde werden, uns von den Eifersüchteleien zu befreien, welche Mißverständnisse aufbringen und Kriege gebären.

Sir Thomas Barclay: Eine reale Basis für den Frieden.

Es ist eine in Deutschland und England weit verbreitete Annahme, daß das größte Hindernis für ein Verständnis, das zu einem langandauernden Frieden in Europa führen könnte, die englisch-deutsche Entfremdung ist. Das scheint mir aber eine nur eine halbe Wahrheit enthaltende Feststellung zu sein. Zwischen Deutschland und England gibt es keine wirklich greifbare Beschwerde. Es ist wahr, daß die Engländer die anwachsenden Flottenrüstungen Deutschlands mit Argwohn betrachten und diese nur damit erklären können, daß sie Deutschland Absichten, die der maritimen Übermacht Englands entgegenwirken sollen, zuschieben. Solcher Argwohn ist nicht unnatürlich, wenn man bedenkt, daß eine Niederzwingung einer britischen Flotte in der Nordsee die britischen Inseln wehrlos gegen einen Einfall machen würde. Der geeignete Sicherheitswächter der britischen Unabhängigkeit ist ohne Zweifel eine große und disziplinierte Armee. Die britische öffentliche Meinung scheint hingegen noch nicht ausgereift zu sein für die Überzeugung der Notwendigkeit, eine Armee auf allgemeiner Wehrpflicht aufzubauen — die einzige Methode, durch welche eine Armee, die einer nationalen Verteidigung wirklich gewachsen sein soll, gebildet werden kann. Deshalb ist für Groß-Britannien die Flotte dasselbe, was für Deutschland die Armee ist. Das war's wohl auch, was Winston Churchill wahrscheinlich sagen wollte, als er in seiner Glasgower Rede von der deutschen Flotte wie von einer ihrer Natur nach — im Verhältnis zu der unsrigen, die eine unabweisliche Notwendigkeit sei, — „einen Luxus" darstellenden sprach. Wenn auch der Ausdruck ein unglücklicher war, zeigte doch der Zusammenhang, daß seine Meinung in keinem Sinne beleidigend sein sollte. — Andererseits hegen die Deutschen ein großes Mißtrauen gegen die britischen Absichten. Dies ist schon aus dem einfachen guten Grunde ungerechtfertigt, weil England bei einem Zusammenstoß mit Deutschland gar nichts zu gewinnen hätte. Die Besiegung der deutschen Flotten würde die Tätigkeit der deutschen Werften nur erhöhen; deutsche Handelsschiffe von den Hochseen fortjagen, den deutschen Handel nur verkrüppeln, zugleich gar möglicherweise den britischen Aktieninhabern von deutschen Schiffsgesellschaften Schaden zufügen, und letzthin die Karte West-Europas Änderungen unterwerfen, welche die Lage für die britische maritime Vormacht noch verwickelter gestalten würden, als sie je war. Verantwortliche Engländer sind sich der Gefahren eines englisch-deutschen Konflikts lebhaft bewußt selbst für den Fall, daß dieser uns einen Erfolg brächte. Trotz des Mißtrauens hat durch einen bewaffneten Konflikt auf beiden Seiten keiner etwas zu gewinnen, noch durch ihn greifbare Beschwerde aufzulösen. Es ist nicht anzuzweifeln, daß geringfügige Differenzpunkte bestehen, für deren Lösung guter Wille bei beiden Parteien er-

forderlich ist. Der Besuch Lord Haldanes in Berlin und die Berufung des fähigsten Diplomaten Deutschlands, des Barons Marschall von Bieberstein, an den britischen Hof sind Schritte in der rechten Richtung zur Erreichung eines Abschlusses. — Wollen wir annehmen, daß Groß-Britannien und Deutschland diese Differenzangelegenheiten ins Gleichgewicht bringen oder ausgleichen, und zwar auf Grundlage eines do ut des, wie es 1903 und 1904 zwischen Groß-Britannien und Frankreich gehandhabt worden ist? Woran würden wir dann sein? Würde Deutschland zustimmen, der Entwickelung seiner Flotte nach einem zwischen der seinigen und unsrigen aufzurechnenden Proportionssystem Halt zu gebieten? Würde die französische Flotte unbegrenzte Freiheit für ihren Ausbau gewinnen, währenddessen die deutsche Flotte in Übereinstimmung mit der unsrigen dieses Recht verlöre? — Ich kann mit einiger Kenntnis von Frankreich darüber sprechen und fürchte, daß ohne einen Versuch, es als eine Partei in das Einvernehmen einzuschließen, eine wie auch immer wünschenswerte englisch-deutsche Annäherung das Haupthindernis für einen dauernden Frieden und eine Beschränkung der Rüstungen unberührt läßt. So groß das Interesse Deutschlands für gute Beziehungen zu England auch sein mag — sein Interesse für bessere Beziehungen zu Frankreich ist notgedrungen noch größer. Das Mißtrauen zwischen diesen beiden Ländern ist bei weitem ernster, als es je zwischen Groß-Britannien und Deutschland gewesen ist; mit dem Anwachsen des deutschen Handels ist es offensichtlich für Deutschland zum Gebot geworden, seine Flotte im Verhältnisse des Schutzbedürfnisses dieses Handels gegen eine kraftvolle französische Flotte auszugestalten. Hierbei wiederum hatte es den Kalkül der Hilfeleistung, den es selbst, resp. Frankreich, von den entsprechenden Verbündeten zu erwarten hatte, in Rechnung zu stellen. Nie ist ein unglücklicherer Krieg für den Besiegten durch unglücklichere Bedingungen für den Sieger beendet worden, als der von 1870. Die Zeiten haben sich seither geändert; kein noch so mächtiger Sieger würde heutzutage die Torheit begehen, dem Besiegten derartige Friedensbedingungen aufzuerlegen, daß sie notwendigerweise auf alle Dauer die beigebrachten Wunden am Heilen verhindern müssen. Die Bedingungen des Frankfurter Friedens waren solche, daß sie noch heute so schmerzen, wie je. Waren sie 40 Jahre der Beunruhigung, des steten Ausquetschens für die Ausgaben für See- und Landmacht wert? Sind sie w e i t e r e r Beunruhigung, w e i t e r e r Ausgaben, die zunehmen statt abnehmen, wert? — Es ist also doch schwer einzusehen, wie in West-Europa ein dauernder Frieden eintreten soll, wenn die zwei größten kontinentalen Nationen bis an die Zähne bewaffnet dastehen, bereit, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, ihn zu brechen; dastehen in einem Zorne, den keine von beiden zu lindern sich die Mühe gibt. — Und trotzdem wäre es nicht eine unüberwindliche Aufgabe, Bedingungen eines Vergleichs zu finden, so zwar, daß Deutschland sich entschlösse ein Opfer zu bringen; es wäre dieses nicht einmal ein großes im Vergleich zu dem ihm aus dem Nachlassen der gegenwärtigen Spannung resultierenden Vorteil. Zudem hat Frankreich die

Mittel, für jedes deutsche Opfer mehr als zur Genüge Gegenwert zu leisten. Es gäbe gar vielleicht Mittel, das französische Gefühl ohne irgend ein wirkliches Opfer zufriedenzustellen; ja, im Gegenteil, Deutschland könnte hierbei durch die Sicherheit, die es an seiner Westgrenze erhielte, noch ungeheuer viel gewinnen. Eine Einigung zwischen Deutschland und Frankreich könnte in der Tat auf eine Formel gebracht werden, bei der, ohne Verlust für beide, beide gewinnen würden. — Für Groß-Britannien ist englisch-französische Freundschaft keine vorübergehende Laune. Frankreich ist als sein nächstsitzender Nachbar entweder sein mächtigster Freund oder sein möglichst gefährlichster Feind — wenn es nicht sein Freund ist. Das mag ohne Gefühlsrücksichten ins Thema zu werfen, sattsam erklären, weshalb keine britische Regierung irgend eine Aktion, die französisches Gefühl verletzen würde, wagen könnte. Denn die britische öffentliche Meinung ist zu sehr zum Verständnis und zur Wertabschätzung der Vorteile einer englisch-französischen Freundschaft gelangt, als daß sie eine Störung derselben zulassen würde. — Ist es nicht für Deutschland der Mühe wert, eine Anstrengung zu machen, eine Entente der drei größten Westmächte derart in die Wege zu leiten, daß es an das Zielobjekt nicht mit dem unversöhnlichen Geiste eines Blut- und Eisen-Eroberers, sondern mit dem eines stolzen und machtvollen Reichs, das dem andern stolzen und machtvollen Nachbarstaate die Hand des Friedens entgegenstreckt, herantritt? — Groß-Britannien, Frankreich und Deutschland haben als die drei großen Industrie-Demokratien Europas bei gemeinsamen Anstrengungen, die der Aufschließung der fernerabliegenden Weltmärkte, sowie der Aufrechterhaltung der Handelsfreiheit an ihnen gewidmet werden würden, alles zu gewinnen — von ihrem feindseligen Mitbewerbe die andern alles zu gewinnen. — Ein Mann von der weitsichtigen Weisheit Barons Marschall von Bieberstein, der diese Feindseligkeit und deren Folgen in Konstantinopel am Werk gesehen hat, wird sicherlich nicht allein das als seine Aufgabe betrachten, ein Mann diplomatischer Siege zu bleiben, sondern seine Kraft dafür einsetzen, den Frieden und die Stabilität — das Grundmauerwerk des industriellen Fortschritts und der sozialen Wohlfahrt — in unserm unruhigen, übervölkerten westeuropäischen Erdwinkel zu meistern. T. B.

Noël Buxton,

Mitglied des Parlaments (liberal):

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor Stein!

Ich bin begeistert von Ihrer Absicht, ein Manifest zugunsten eines englisch-deutschen Verständnisses zu veranstalten. Die überwiegende Mehrheit unseres Landes sieht mit äußerster Mißbilligung das gespannte Verhältnis an, in das man während 1911 die englisch-deutschen Beziehungen hat treiben lassen. Angesichts des Abschlusses der Marokko-Verhandlungen wünschen wir in England eine Anregung zur Beseitigung dieses Zustandes des Mißverstehens, der in Beziehung auf unsre Haltung gegen Deutschland vorherrschend ist. Keine verantwortliche Körperschaft im vereinigten Königreiche will Deutschland seinen Anteil bei der Ordnung großer internationaler Fragen verwehren, oder gar seine berechtigten Aspirationen als die einer Großmacht mit Feindseligkeit ansehn. Wir hoffen, daß jede Gelegenheit der gemeinsamen Wirkensmöglichkeit ergriffen wird. In dem Gedanken, daß wir die Entente mit Frankreich immer nur als in dem Sinne geschlossen betrachten, daß sie mit der Freundschaft zu anderen Mächten wohl vereinbar ist, vertrauen wir, daß eine herzliche Annäherung an Deutschland durch unablässige Mühewaltungen auf beiden Seiten der Nordsee erreicht werden möge.

Mit vorzüglicher Wertschätzung

Ihr

Noël Burton.

R. Said-Ruete, London:

Die deutsch-englischen Beziehungen im nahen Osten.

In der Mainummer von „Nord und Süd" hat Professor Stein bei Besprechung der deutsch-englischen Beziehungen zutreffend auf den nahen Osten, als ein Interessengebiet, welches für eine dauernde Verständigung beider Länder von einschneidender Bedeutung ist, hingewiesen. Er hat mit sicherem Blick erkannt, daß sich dort während der letzten Jahrzehnte in steigendem Maße Reibungsflächen politischer Art gebildet haben, welche in England verstimmen mußten, und daß deren Behebung neben der Verständigung über den Kolonialbesitz die wesentlichste

Voraussetzung zur Anbahnung einer deutsch-englischen Entente darstellt, aus welcher sich die Lösung der Flottenfrage von selbst ergeben wird.

Im Nachstehenden soll der Versuch unternommen werden, diesen Beziehungen vom politischen und wirtschaftlichen Standpunkte aus nachzugehen, dieselben sachlich zu würdigen und solchergestalt die Unterlage zu skizzieren, auf der eine Gesundung der gegenwärtigen Lage erwartet werden kann.

Dort wo im nahen Osten, wie in Ägypten und Indien, England die tatsächliche Herrschaft ausübt, genießen unter dem Zeichen liberaler Wirtschaftspolitik die deutschen kaufmännischen Interessen weitgehendste Förderung. Das ist ein Faktum, welches, mit Rücksicht auf die Notwendigkeit den Geldmitteln und industriellen Erzeugnissen Deutschlands aussichtsreiche Anlage- bezw. Absatzgebiete zu sichern, und angesichts der seitens des übrigen Auslandes im steigenden Maße geübten Tendenz der Absperrung, nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Diese Lage der Verhältnisse sollte mehr als hinreichend sein, um die politische Stellung Englands in jenen Ländern auf das peinlichste zu respektieren, und alles zu vermeiden, was die Vermutung erwecken könnte, als ob deutscherseits direkt oder indirekt mit denjenigen Elementen sympathisiert würde, die gegen die englischen Machthaber agitieren. Nach dieser Richtung wurde noch vor wenigen Jahren am Nil leichtfertig gesündigt. Jetzt ist dem allzu langen Ränkespiel ein Ende bereitet worden, und es steht zu hoffen, daß derartigen Sonderbestrebungen für immer das Wasser abgegraben ist. Aber die Tatsachen bleiben in der Erinnerung haften, und es bedarf — wie begreiflich — der Zeit und einwandfreien Prozedierens, um jeden Argwohn, als ermutige Deutschland Englands Gegner, endgültig zu beseitigen. Es ist eine beklagenswerte Schwäche des deutschen Charakters, daß die Machtentfaltung anderer Nationen, auch dort wo dieselbe in augenfälliger Weise nicht nur den eigenen Interessen nicht zuwider läuft, sondern ihnen sogar direkt zugute kommt, eher kleinliche Mißgunst als Genugtuung und Erkenntlichkeit auslöst. Je früher dieser neulinghafte Wesenszug einer gründlichen Revision unterzogen wird, um so leichter dürfte sich das Deutschtum im Auslande, Sympathien werbend, durchsetzen.

Von aktueller und gewichtiger Bedeutung für die deutsch-englischen Beziehungen im nahen Osten ist die Frage der Bagdadbahn — aber nur soweit dieselbe in das Gebiet zwischen Bagdad und dem persischen Golf eingreift. Zu keiner Zeit hat sich der Widerstand Englands, wie hervorgehoben werden muß, gegen die vom Norden bis nach Bagdad vorzutreibende Strecke gerichtet. Zum Verständnis der englischen Empfindlichkeit für alle Vorgänge, welche sich im Hinterland des persischen Golfes abspielen, sei darauf hingewiesen, daß die Stellung Englands in Indien untrennbar ist von dem Einflusse, welchen es in diesem, seine Flanke bedrohenden mare clausum ausübt. Dessen Kontrolle ist schlechterdings eine Frage vitalster Bedeutung. Daher erklären sich auch die erheblichen Aufwen-

dungen, welche England zur Sicherung der pax britannica seit mehreren Menschenaltern an Macht- und Geldmitteln in jenen Gebieten auf sich nahm. Opfer, welche in erster Linie naturgemäß seinen eigenen weitgesteckten Zielen dienen sollten, aber sich auch gleichzeitig als für die betreffenden Gebiete, sowie allen am Wirtschaftsleben dort interessierten Nationen von nicht zu unterschätzendem Nutzen erwiesen haben.

In Bagdad unterhält England bereits seit dem Jahre 1803 ein Generalkonsulat, dessen Inhaber den Titel „Resident" führt und der Regierung Indiens untersteht. Die Konsulatswache stellen fünfzig englische Soldaten; ein Kanonenboot, mit indischen Matrosen bemannt und von englischen Offizieren befehligt, liegt zur Verfügung des Residenten auf dem Tigris. Neben einer ottomanischen Schiffahrtsgesellschaft, und weit besser als diese, versehen die Dampfer der englischen Euphrat- und Tigris-Gesellschaft seit mehr denn einem halben Jahrhundert den Passagier- und Frachtenverkehr zwischen Bagdad und Basra. Die gleiche Gesellschaft betreibt auch in Verbindung mit der Anglo-Persian Oil Company auf dem Karun, einem Nebenfluß des Schatt-el-Arab, einen Dampferdienst.

Deutschland hat erst seit Mitte der neunziger Jahre eine konsularische Vertretung in Bagdad. Der ehrenamtlich eingesetzte Konsul war zunächst sich selbst sein einzigster Untertan; später etablierte sich eine deutsche Firma, und vor wenigen Jahren wurde das Wahlkonsulat in ein Berufskonsulat umgewandelt.

Der Gesamthandel Englands mit Bagdad belief sich im Jahre 1910 — ohne Einschluß Indiens — auf Pfd. St. 1,648,123; derjenige Deutschlands auf Pfd. St. 84,146. Der Handel von Basra weist ein für England eher günstigeres Verhältnis auf.

Von englischer Seite wurde das Projekt zur Wiederherstellung des alten Irrigationssystemes in Babylonien ausgearbeitet, und sein geistiger Urheber, Sir William Willcocks, hatte sich persönlich der undankbaren Aufgabe unterzogen, die Arbeiten im Auftrage der türkischen Regierung in die Wege zu leiten. Deutscherseits hat man diesem großzügigen Unternehmen, welches berufen ist Mesopotamien zu seiner alten Kulturblüte zurückzuführen, bisher wenig Interesse entgegengebracht, es vielfach sogar als Phantasiegebilde bezeichnet. Auf Veranlassung des preußischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten ist jenes Projekt von sachverständiger Seite im vorigen Jahre an Ort und Stelle nachgeprüft worden, und das nunmehr vorliegende Ergebnis dieser Studie*) stellt den Willcocksschen Plänen das fachmännisch beste Zeugnis aus. Die Durchführung der projektierten Bewässerungsanlagen, welche eine bedeutende Kapitalinvestierung

*) „Über die Wasserwirtschaft in Mesopotamien in der Vergangenheit und über ihre Wiederbelebung in der Gegenwart" von Regierungsbaumeister R. Tholens. Zeitschrift für Bauwesen, Heft IV bis VI. 1912.

voraussetzt, scheint berufen, eine nützliche Verbindung der deutschen und englischen Interessen im Doppelstromlande herbeizuführen.

Es soll hier nicht auf die hinlänglich bekannten Entwickelungsphasen des Bagdadbahnunternehmens, welches zum Drehpunkt der deutschen auswärtigen Politik zu stempeln von interessierter Seite geflissentlich und wenig glücklich versucht wurde, näher eingegangen werden. Aber ohne dem seiner Vollendung nunmehr zustrebenden Projekt eine nationale wirtschaftliche Bedeutung, soweit der Industrie lohnende Lieferungen, der Schiffahrt Frachtengelegenheiten und den am Bau beteiligten Ingenieuren Betätigung und Erweiterung ihrer Erfahrungen geboten wurden, absprechen zu wollen, kann nicht eindringlich genug vor einer Überschätzung dieses Schienenstranges, im Sinne der deutschen weltwirtschaftlichen Interessen, gewarnt werden. Es hieße von einem Finanzkonsortium, das seine Aufgabe naturgemäß nur in der Erzielung lohnenden Gewinnes sehen kann und darf, Unbilliges verlangen, wollte man es als Hort nationaler Interessen, so sehr dieses Argument auch Sympathien und Gefolgschaft heischend in Umlauf gesetzt und hingenommen wird, ansprechen.

Ein zutreffendes Urteil über den inneren Wert eines Unternehmens läßt sich nur fällen, wenn die Augenblicksvorteile sachlich gegen die aufsteigenden Bedenken, soweit andere wichtigere Interessen in Frage kommen, abgewogen werden.

Es bleibe dahingestellt, wie weit es angesichts der hohen Anforderungen des heimischen Geldmarktes und der ungeklärten politischen Verhältnisse in der Türkei, auf die Deutschland keineswegs bestimmend einwirken kann, zweckdienlich ist, für mehr denn eine halbe Milliarde Mark an festverzinslichen Turbanwerten ausschließlich in Deutschland placieren zu wollen, um einer beschränkten Interessentengruppe hohen Nutzen zu sichern. Politisch zweckmäßiger wäre jedenfalls die offenkundige Internationalisierung des Finanzplanes, die Verteilung der Lasten und Verantwortung auf mehrere Schultern, vor allem auf solche, die über die erforderlichen Machtmittel verfügen, um bei durchaus nicht unwahrscheinlichen Erschütterungen des osmanischen Reiches die Ansprüche der Gläubiger erfolgreich vertreten zu können. Nun hat sich die englische und mit dieser die französische Beteiligung an der Finanzierung der Bagdadbahn, da über Angebot und Forderungen keine Verständigung erzielt werden konnte, vor Jahren zerschlagen. Inzwischen haben die Strömungen zwischen starrem Festhalten und weitgehendster Bereitwilligkeit zum Nachgeben gewechselt. Da sollte sich bei einigermaßen geschäftlichem Sinn, bei weniger Versteifung auf mißverstandene und irrige „politische" Momente über den noch der glatten Emittierung harrenden Betrag von mindestens 225 Millionen Mark ohne Schwierigkeit eine Lösung auf internationaler Basis finden lassen. Gleichzeitig müßte den Partnern ein entsprechender Einfluß auf das, als ottomanische Gesellschaft konstituierte, und demgemäß den deutsch-nationalen Forderungen nur bedingt Rechnung tragende Unternehmen eingeräumt werden.

Es wäre in der Tat eine verhängnisvolle Kurzsichtigkeit, die Türkei, die vom internationalen Geldmarkte in so hohem Maße abhängig ist, will sie ihren dringendsten Kulturaufgaben gerecht werden, zum Tummelplatz gegenseitiger Intriguen der heute mehr denn je auf solidarischen Zusammenschluß angewiesenen Westmächte machen zu wollen, anstatt gemeinsam, und damit höhere Bürgschaft gewährend, an die für alle Raum bietende wirtschaftliche Erschließung des Landes heranzugehen. Nach dieser Richtung könnte die Verständigung der Mächte, wie sie für alle größeren Finanztransaktionen in China erzielt wurde, auch hier als Vorbild dienen.

Aber selbst wenn sich eine Placierung der restierenden Anleihen auf internationalem Markte als nicht angängig erweist, so sollte doch die Regelung der Frage bezüglich der Endstrecke, von Bagdad nach Basra bezw. dem persischen Golf, in einem Sinne erfolgen, der den wie eingangs ausgeführten großen englischen Interessen in jenem Gebiete billigerweise Rechnung trägt. Daß diese nicht mit einer, von dem alten Regime erteilten Konzession, deren Umfang, wie bekannt, sich unbeschadet sonstiger Bedenken nur nach der Höhe der aufgewandten Mittel, den dépenses utiles, richtete, negiert oder abgetan werden können, liegt auf der Hand.

Bei richtiger Würdigung weltwirtschaftlicher Fragen, und im Ausblick auf die Erschließung neuer Absatzländer, für welche die Bagdadbahn eine Handhabe bieten soll, ist es angezeigt, der historischen Sonderstellung Englands im Endgebiet der Bahn ein entsprechendes Vorrecht zuzubilligen. Will Deutschland einst an der wirtschaftlichen Entwickelung Persiens aktiven Anteil nehmen, so kann dieses nur, nach einer Verständigung mit England, vom Süden her, über Bagdad und Chanikin erfolgen, für welchen Zweck das Gebiet südlich von Bagdad das Durchgangsland bilden würde. Der Umsatz des englischen Handels zwischen Bagdad und Persien beläuft sich heute bereits auf über eine Million Pfund Sterling. Die Ansicht, daß Deutschland seinen Handel etwa mit russischer Förderung nach Persien vortreiben könnte, muß jedem, der die starre Abschluß- und Behinderungspolitik Rußlands kennt, als eine Unmöglichkeit erscheinen.

Hiernach wird es einleuchten, daß England berechtigtes Interesse hat, das Gebiet zwischen Bagdad und dem persischen Golf, wenn überhaupt, so doch nur von einer Bahn durchzogen zu sehen, auf welche es, entsprechend der selbstgeschaffenen politischen und wirtschaftlichen Werte, genügenden Einfluß auszuüben vermag. Rein ökonomisch betrachtet, ist die Strecke südlich Bagdad, von einer Zweiglinie nach den Wallfahrtstätten Kerbela und Nedjef abgesehen, aber durchaus kein Erfordernis und sicherlich nicht rentabel. Sie wird sich gegen den natürlichen Zufuhrweg, die Wasserstraße, welche noch erheblich entwickelt werden kann, nicht konkurrenzfähig erweisen. Um so weniger liegt für Deutschland ein begründetes Interesse vor, den Bau der Golfstrecke zu betreiben oder an dieser, nach Ausführung des Löwenanteiles, eine unverhältnismäßige Beteiligung zu fordern.

Hier ist ein „Platz an der Sonne", auf den, nach Lage der Dinge, lange bevor Deutschland gen Südosten schaute, England sich die erste Hypothek sicherte; — es hat das historische Recht, dieselbe respektiert zu sehen und anderen, denen es die Vorbedingung wirtschaftlicher Entwickelung schaffte, und ihnen diese nicht hindert, erforderlichen Falles ein warnendes hands off zuzurufen. —

The Right Hon. Thomas Lough,

Mitglied des Parlaments:

Englisch-Deutsche Beziehungen.

Kein Thema erregt in England gegenwärtig ein größeres Interesse, als das über die Beziehungen zu Deutschland. Das liegt nicht allein an der Bedeutung, die dieser Frage in den letztvergangenen Jahren von den Männern der Öffentlichkeit in den Parlamenten beider Länder zugeteilt worden ist, sondern in gleichem Maße an einem brennenden Gefühl der Neugierde auf Seiten der Öffentlichkeit festzustellen, warum irgend etwas, es sei denn ein überaus herzliches Gefühl zwischen beiden Ländern, existiere. Historisch gesprochen, hat es nie irgend einen Grund zum Bösesein zwischen ihnen gegeben. So oft eine der Nationen in einen Konflikt, in den die andere verwickelt war, eingegriffen hat, war's bislang immer in der Rolle eines Freundes und Verbündeten. In Deutschland hat die Reformation ihren Aufstieg genommen, von der das britische Volk so vieles von seinen Grundsätzen religiöser Freiheit abgeleitet hat, und noch heute ist dasselbe gewöhnt, auf dieses Land als das Bollwerk des protestantischen Glaubensbekenntnisses, dem es sich innerlich so tiefhin wesensverwandt fühlt, zu blicken. Soweit Handel in Frage kommt, ruhen finanzielle und geschäftliche Transaktionen auf einer breiteren und intimeren Grundlage im Verkehr mit Deutschland, als in dem mit irgend einem andern fremden Volke. Das Gefühl des Staunens darüber, daß die Frage guter Beziehungen zu Deutschland aufgestellt, oder auch nur diskutiert werden müsse, ist darum ein durchaus echtes. Andererseits tendieren die Achtung, welche die Öffentlichkeit ihren politischen Führern und Leitern entgegenzubringen geneigt ist, sowie die unklare, der Frage verliehene Bedeutung dahin, ein Empfinden des Zweifels und Mißtrauens zu schaffen. Ich habe keine sonderlichen Berechtigungsgründe über das Thema zu sprechen, die über jene hinausreichen, die von jedem auf dem Felde britischer Politik sich dauernd beschäftigenden Arbeiter beansprucht werden dürfen. Bei jeder seit 1886 stattgefundenen allgemeinen Wahl hatte ich einen harten Kampf zu bestehen. Bei den seit 1892 erfolgten 6 Engagements habe ich, durchgängig siegreich, denselben Sitz für West-Islington, das einen der Londoner Wahlbezirke bildet, verfochten. In meinem

ersten derartigen Kampfe besiegte ich den Bruder Mr. Chamberlains, gegen dessen Prinzipien alle meine Kampfschläge gerichtet waren. Bei der Wahl 1892 stand Irland als die hervorstechende Frage auf der Tagesordnung, bei der von 1900 der Burenkrieg. Ich befehdete diesen Krieg als einen ungerechten und unnötigen und hatte deshalb einem starken Gefühl öffentlicher Feindseligkeit zu begegnen. Ich blieb indes mit der kleinen, aber ausreichenden Majorität von 19 Stimmen Sieger. Vielleicht liegt etwas Wahres darin, die Spur des Entstehens jenes feindseligen Gefühls gegen Deutschland in jenen Tagen zu suchen. Das Gewicht des kaiserlichen Telegramms an Krüger wurde übertrieben und seine Tendenz übel gedeutet. Als der Krieg seinem Ende zuging, gab die allgemeine Beruhigung am politischen Horizont der gelben Presse Veranlassung, sich nach einem neuen Felde, auf dem ihre Operationen ihren Fortgang nehmen könnten, umzusehen. Die Empfindungen der Feindseligkeit gegen Rußland, die während der seit dem Krimkriege verflossenen 50 Jahre in größerer oder geringerer Schärfe angedauert hatten, waren infolge der russischen Niederlage, die das Reich von Japan erfahren hatte, und ganz besonders infolge der Vernichtung seiner Flotte, im Absterben begriffen. Lange schwebende Streitfälle mit den Vereinigten Staaten von Amerika und Frankreich waren freundlich geschlichtet worden, so daß, außer Deutschland, keine Macht vorhanden blieb, gegen welche die Volksmeinung mit Erfolg hätte aufgestachelt werden können. Dann trat noch jener Faktor der am Bau von Kriegsschiffen und an der Kriegsmunitionsfabrikation interessierten Kapitalisten ins Feld. Auf ungeheure Finanzkräfte gestützt befaßt sich ein Geschäftszweig dieser Firmen mit der Erregung internationalen Mißtrauens und Hasses. Wenn der Weltfriede einträte, würden die Bestellungen fortfallen und ihre (der Kapitalisten) Dividenden dahinschwinden. Es kann uns daher wenig Wunder nehmen, daß diese Herren einen tiefreichenden Einfluß auf die Entwickelung solchen Mißgefühls, dessen Existenz wahrheitsgemäß nicht abgeleugnet werden kann, ausüben. Anscheinbar ist der Höhepunkt in dieser Richtung im Jahre 1909 eingetreten, als die öffentliche Meinung von blöden Meinungsfabrikanten durch den Hinweis auf die wirkliche oder latente Fähigkeit deutscher Fabrikanten und Schiffsbauer, den englischen Markt zu überrennen, in Erregung versetzt worden war. Die Fehl-Feststellungen dieses Zeitraumes wurden bald erfolgreich ausgebeutet, allerdings nicht bevor die traditionelle Politik der liberalen Partei in Sachen der Rüstungsverstärkung abgewehrt worden war. Das Gefühl erneuten Vertrauens, das dann mählich wieder aufwuchs, wurde durch den Marokkozwischenfall und die Absendung des Kanonenbootes nach Agadir wieder gestört; aber auch die zeitweilige Erregung, die hierdurch verursacht worden war, starb bald dahin. Anwachsende Feindseligkeit gegenüber dem Anschwellen der Ausgaben, welche die neue Politik notwendig machte, wurde in den Reihen der Parteigänger der liberalen Regierungen wach, so daß während der allgemeinen Wahlen von 1909 und 1910 wenig oder überhaupt keine Zustimmung zur Regierung zum

Ausdruck kam; so verärgert waren die erregten Empfindungen. Aus diesen Ursachen heraus hat sich trotzdem allgemach ein ruhigerer und vernünftigerer Geist herausgeschält und jetzt würde der Wunsch, ein gutes gegenseitiges Gefühl zu fördern und die Beziehungen beider Länder auf eine feste Grundlage zu stellen, jeder Partei in Groß-Britannien die Vertretung einer überaus populären Politik in die Hand geben. — Vielleicht werde ich bei dem Ausdruck dieser Meinung von meiner eignen Vorliebe beeinflußt. Inner- und außerhalb des Parlaments bin ich stets für diesen Entwickelungsgang eingetreten. Ich habe stets die Tatsache betont, daß der deutsche Kaiser während nahezu eines Vierteljahrhunderts niemals ein unfreundliches Wort gegen Groß-Britannien geäußert, oder gar einen unfreundlichen Akt gegen es gefördert hat, und wie er in dieser Beziehung dem von seinem Vater, Kaiser Friedrich, und seinem Großvater, Kaiser Wilhelm, gesetzten Beispiele gefolgt ist. Wie groß auch immer die öffentliche Zuhörerschaft sei, immer finden wir eine Willigkeit, der Erklärung irgend einer angeblich von seiten der deutschen Diplomatie erfolgten Unfreundlichkeit — wie trivial diese Erklärung auch sein möge — das Ohr zu leihen; und andererseits werden Ausdrücke der Zustimmung über irgend einen deutschen Akt der Herzlichkeit von ihr stets mit Beifall aufgenommen. — Unter den Großmächten gibt es drei — Vereinigte Staaten von Amerika, Deutschland und unser Vereinigtes Königreich — die gleicherweise von dem Genius ihres Volkes, ihrer geographischen Lage, und den vielen Banden der Rasse und Religion, welche sie zusammenschließen, auserwählt erscheinen, als ein festes Bollwerk der Zivilisation und des Fortschritts zusammenzustehen. Für jeden geistig gesunden Menschen ist es kaum möglich, einen substantiellen Grund für einen Konflikt zwischen diesen Mächten zu entdecken, während auf der andern Seite, falls eine durchgehende Verständigung zwischen ihnen erreicht werden könnte, dem wohltuenden Einflusse, den sie gemeinsam ausüben dürften, keine Grenzen gesetzt werden können. Ich will nicht vorschlagen, daß zwischen diesen dreien irgendein Abkommen getroffen werde, an dem nicht andere Mächte ihren vollen Anteil haben können. Losgelöst indes hiervon könnte eine gemeinsame Verständigung über die zu verfolgenden Ziele und die Politik, die sie im Falle von Schwierigkeiten wechselseitig unterstützen würden, angebahnt werden; diese Verständigung und die ihr folgende entsprechende Tätigkeit würde die Möglichkeit des Mißverstehens aufheben. Jedes dahingehende Jahr sucht jetzt die Groß-Britannien und Amerika umschließenden Bande immer fester zu schmieden. Alle zwischen beiden obwaltenden Schwierigkeiten sind durch erfolgreiche Schiedsgerichtstätigkeit, freundschaftliche Verhandlungen und intimen Meinungsaustausch aus der Welt geschafft worden. Ich würde den Tag herzlich willkommen heißen, da nach gleicher Methode gleich anschließende Bande zwischen dem Vereinigten Königreiche und dem deutschen Staatenbunde sichtbar und wirksam gemacht worden sind.

Thomas Lough.

Baron de Forest,

Mitglied des Parlaments (liberal):

Wer vermittelt?

An Herrn Professor Dr. Ludwig Stein!

Es ist kaum zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß die Rivalität zwischen den britischen und deutschen Diplomaten heute der herrschende Faktor in der ganzen europäischen Politik ist. Der latente Antagonismus zwischen den beiden Regierungen bestimmt und beherrscht die Entwickelung und Entscheidung aller internationalen Fragen, während sein Einfluß auf die interne Politik der beiden Nationen selbst ebenso mächtig, wie verderblich ist. Die zwingende Notwendigkeit, diesen Antagonismus wegzuräumen und freundschaftliche Beziehungen zwischen den Regierungen herzustellen, wird allgemein anerkannt. Und doch scheinen die Staatsmänner und Diplomaten außerstande zu sein, das anerkannte Übel zur Heilung zu bringen. Warum ist dem so? Weil die Staatsmänner und Diplomaten auf der angenommenen Voraussetzung aufbauen, daß die Rivalität nicht eine künstliche, sondern eine natürliche sei; daß die Konflikte der Regierungen nur den Ausdruck des unabweisbaren Antagonismus der beiden Völker darstellen. Das ist allerdings die einzige Voraussetzung, auf der ruhend ein solcher Konflikt in der Gegenwart wachgehalten werden könnte. Vor dem Auftreten der Demokratie konnten Regierungen über Kriege im Interesse von Monarchen oder Aristokratien beratschlagen und diese führen. Heutzutage erklären sie die Wohlfahrt der Völker für das letzte Maß ihrer ganzen Politik und können darum diese Dinge nur nach dem Rechtsgrunde ausführen, daß sie hiermit das Interesse ihrer Volksangehörigen verfolgen und sichern. — Die Annahme des Bestehens einer unabwendbaren englisch-deutschen Rivalität will also sagen, daß zwischen den britischen und deutschen Völkern — zwischen den arbeitenden Millionen, die auf den britischen Eilanden, und deren Kameraden, die innerhalb der Grenzen des deutschen Kaiserreiches leben — ein unausgesetzter Widerstreit und Interessenkonflikt obwaltet; daß die Bestrebungen des Durchschnitts-Engländers mit denen des Durchschnitts-Deutschen unvereinbar seien und also der Deutsche im Suchen nach eigner Wohlfahrt natürlich in Konflikt mit dem Engländer geraten müsse. — Schon aus dieser Folgerung gewinnt der Vordersatz das Ansehn der Absurdität. Wir haben uns nur das Durchschnitts-Individuum beider Länder vors Auge zu führen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß der postulierte Interessenkonflikt weder existiert, noch existieren kann. Unmittelbar kommen die zwei Menschen wahrscheinlich gar nicht in Berührung miteinander, können also nicht im geringsten in des entsprechenden andern Streben oder Berufsleben störend eingreifen. Durch die

komplizierten Widerspiele modernen Handelsgetriebes mag allerdings ein Deutscher mittelbar mit einem Engländer im Wetteifer nach einem gleichen erstrebten Ziele zusammentreffen; doch aber nur genau in gleicher Weise, wie er mit vielen seiner eignen Landsleute mitbewirbt. Der Mitbewerb will nichts in der Welt mit der Nationalität zu tun haben, noch werden durch dessen Verfolg andre Engländer oder Deutsche als Engländer oder Deutsche irgendwie getroffen. Wenn nun auch die Entnationalisierung des Handels und der Industrie in ihrem Zuge ein gewisses Maß von Gegenbewerb unter die in verschiedenen Ländern lebenden Individuen bringt, bringt sie doch zugleich, und dies in unvergleichlich größerem Ausmaße, Mitarbeit und gegenseitiges Abhängigkeitsgefühl unter sie. Ein kosmopolitisches Handelsreich ist auf einem weltumfassenden Kreditsystem begründet und kettet so die Vermögenswerte von Menschen, die sich nach Rasse, Sprache und Nationalität voneinander scheiden, unlöslich aneinander. Die vornehmlichste Wirkung hiervon ist wiederum nicht ein Entfremden, sondern eine Gemeindebildung und ein Aufrichten einer Interessengleichheit zwischen den Massen aller Nationen. Kommt Überfluß, nehmen der Engländer und der Deutsche gleichen Nutzanteil an ihm; kommt Mangel, leiden sie zusammen. Es kann ebensowenig ein Schaden in das ökonomische Leben der einen Volksgruppe treten, der nicht rückwirkend den Wohlstand der andern angreifen würde. Ökonomisch sind sie in der Tat nicht zwei getrennte Gruppen, sondern zwei Teile eines größeren Ganzen; die sie trennenden wenigen Seemeilen entsprechen in keiner Weise einer ökonomischen Trennungslinie, oder irgend einer Teilung ökonomischer Interessen. — Ein allgemeiner Überblick über die ganze ökonomische Struktur zwingt uns dementsprechend zu dem Anerkenntnis, daß a priori für die Existenz irgend welchen Streits oder Konflikts zwischen den zwei Völkern kein Untergrund vorhanden ist. Ebensowenig aber offenbart eine Untersuchung der Streitpunkte, derentwegen die Regierungen von Zeit zu Zeit in Konflikt geraten, irgend eine vernunftgemäße Basis für eine kostspielige und gefährliche internationale Rivalität. — Man fragt: Welche Zielwerte sind's, für welche die feindseligen Diplomatenschulen so emsig streiten; sie wissen doch, daß sie in ihrem Streite Leben und Wohlstand ihrer Mituntertanen gefährden, in Verfolg desselben ungeheure Geldsummen, die von diesen Mituntertanen aufgebracht werden müssen, verausgaben? — Jene, die die Risikos und Lasten tragen, erhalten keine ausreichende Antwort. Man sagt ihnen, daß die zwei Nationen um Kolonien und Handelsausdehnung streiten, daß „Deutschland einen Platz an der Sonne verlange", daß „England Handelsvorteile" in diesem oder jenem Erdwinkel suche. — Für eine Zeit befriedigten sie diese Antworten. Heute aber beginnen sie zu fragen, ob sie in der Tat irgend einen Sinn haben. Die Deutschen fragen: Welcher Nutzen wird den einzelnen Deutschen aus dem „Besitz" dieses Platzes an der Sonne hervorwachsen? Der Bauer und Arbeiter hat deshalb keine größere Wärme, weil die deutsche Fahne über tropischen Landstrichen weht. Sie

finden, daß sie weder Anteil noch Aktien an diesen neuen „Besitzungen" ihres Landes haben; diese vielmehr nach angestellter Prüfung in der Hand weniger Privatleute, die vielleicht nicht einmal deutscher Nationalität sind, liegen. Der Engländer wiederum findet, daß Handelsprivilegien ähnlicherweise in den Besitz einer kleinen Zahl von Handelsmännern und Konzessionsinhabern geraten; diese seien willig genug, die Hilfe der Nation zur Sicherung von Konzessionen und Handelsrechten anzunehmen, zeigen aber eine unüberwindliche Abneigung gegen das Anerkenntnis, daß die Nation einiges Interesse an ihren (jener Männer) Nutzanteilen habe. — Die Massen in beiden Ländern beginnen, diese Dinge immer klarer und klarer zu sehen; sie beginnen, diese internationalen Kämpfe als bloße Kunstgriffe zu betrachten, die von profitsuchenden Kapitalistengruppen eingefädelt und genährt werden, während das Volk die Kosten bezahlen muß; sie beginnen zu erkennen, daß die Trennung zwischen Nation und Nation die Hände jener, die das Volk ausnutzen und bedrücken, stärkt und daß die in sich entzweite Demokratie jene Vergewaltigung nicht abwehren kann. Sobald aber einmal diese Dinge erkannt worden sind, wird das Verlangen immer gebieterischer, daß — nicht aus sentimentalen, sondern dem praktischsten aller Gründe — diese innere Zerrissenheit ihr Ende finde und eine aufrichtige Einigung der Völker, basiert auf der Erkenntnis der Interessengemeinsamkeit, ins Leben trete. —

Für den Augenblick freilich bleibt dieses Verlangen unwirksam. Die Führung internationaler Angelegenheiten ist eben aus ihrer Sehweite gerückt und den Händen einer enggeschlossenen Kaste anvertraut worden, die, in Traditionen und Glaubenssätze eines vergangenen Zeitalters versenkt, die Gedanken und Bedürfnisse der Demokratie nicht versteht, sie also auch nicht beachten kann. Die Wellen der öffentlichen Meinung schlagen vergeblich gegen die Mauern der Downingstreet und der Wilhelmstraße, und die Männer darinnen schmieden und planen, ungeachtet, weil unbewußt der draußen sich ändernden Welt, gegeneinander, wie's ihre Vorgänger getan, die noch despotischen Königen gedient haben. — Wie lange diese Ordnung der Dinge noch anhalten mag, zaudert man, vorauszusagen. Es kann aber nicht lange währen, wenn auch die Regierungen, im Interesse, vor allem andern die bestehende soziale Ordnung zu erhalten, ihr Bestes daran setzen mögen, ihre Untertanen zu blenden und diese Ordnung als die wirksamste Weise, eine voranschreitende Demokratie in ihrem Wege zu hemmen, andauern zu lassen. Solange diese nicht ihr Ende findet; solange, bis das Volk sich von den Diplomaten und den Traditionen der Diplomatie nicht befreien wird; solange, bis franke und freie Aussprache über Wirklichkeiten an die Stelle der Intrigue und des Geflüsters, des Ränkeschmiedens und Gegenränkeschmiedens treten, ja solange wird auch nicht dauernder, sicherer Friede erreicht werden. — Haldane-Missionen, Marschall-Missionen, Unterhaltungen und Schriftwechsel können nichts von Wert schaffen. Denn aller dieser Zielpunkt richtet sich darauf, eine Beilegung von ungerechtfertigten Differenzen, welche die Nationen nach

ihrer Behauptung trennen, zu erreichen. Dem entgegen fußt die notwendige und erste Bedingung einer internationalen Übereinstimmung darin, daß die Erkenntnis zur Anerkennung komme: Da Nationen in keinem Sinne homogene Einheiten und als solche sich bekämpfende Gruppen sind, gibt es zwischen ihnen nicht und kann es nicht geben eine wirkliche Differenz.

Genehmigen Sie, lieber Professor Stein, den Ausdruck rechter Hochachtung von Ihrem ganz ergebenen

16. Mai 1912. De Forest.

J. L. Garvin (Editor of „Pall Mall Gazette"): Offener Brief an den Herausgeber.

Mein lieber Herr Doktor!

Wie ich Ihnen schon mündlich mitgeteilt habe, habe ich nicht durch eigenes Verschulden, sondern durch den Drang der Pflicht leider keine Zeit gefunden, meiner Hoffnung entsprechend den Artikel für „Nord und Süd" in diesem Monat zu schreiben. Da Zeitmangel und Überhastung häufig Gründe zum Mißverständnis abgeben, wäre es andererseits unratsam gewesen, das Thema (der Verständigung zwischen Deutschland und England) in einem gedrängten Briefe anzurühren. In der letzten Woche sind die Verhältnisse für diejenigen, die meinen Standpunkt teilen, offensichtlich schwierigere geworden. Der Wechsel in der Botschaft verursacht wieder erhebliche Störung der bezüglichen Gedankenrichtung, u. z. gerade im Augenblicke, wo Beruhigung höchlichst geboten erschiene. Kein Unionist könnte also in diesem Augenblicke (zu Ihrer Frage) schriftstellerisch Stellung nehmen, ohne die Tatsache zu betonen, daß die Entente cordiale für uns ein ebenso dauerndes und grundlegendes Prinzip der Politik bedeutet, wie es die Allianz mit Österreich für Ihr großes Vaterland ist. In 14 Tagen etwa wird die Luft reiner sein; dann wird es möglich sein, mit geeigneter Klarheit und mit ausgeglichener Überzeugung zu schreiben. Ohne Frankreich mit herzlichem Gefühl auf dem ganzen Wege in unserer Begleitung zu haben, können wir nichts Gutes schaffen. Ich bin überzeugt, daß Herr Professor Stein derselben gesunden Ansicht ist*). Von diesem Briefe können Sie den Ihnen geeignet erscheinenden Gebrauch machen.

Mit den besten Wünschen bitte ich Sie, sich überzeugt zu halten von der aufrichtigen Ergebenheit Ihres

J. L. Garvin (Editor of „Pall Mall Gazette")

*) Anmerkung des Herausgebers. Obigen Brief hat Herr Garvin an den englischen Vertreter von „Nord und Süd" gerichtet und ausdrücklich genehmigt, daß er in freier Übersetzung an dieser Stelle erscheint. Da Herr Garvin mich apostrophiert, möchte ich betonen, daß mein einleitender Aufsatz dem Gedankengang Garvins schon entgegenkommt. Meine Formel lautet (s. oben S. 278): Die Détente soll angebahnt wie vollzogen werden zwischen Entente und Alliance. Ludwig Stein.

Leopold Katscher: „Stead, dieser gute Mensch."

London, den 1. Mai 1912.

Kein Geringerer als der große Thomas Carlyle, in dessen letzte Lebensjahre der Anfang von Steads Londoner Tätigkeit fiel, sprach die Worte, die ich diesen Zeilen zur Überschrift gebe. Der bedeutende und hochsinnige Mann, der mit der „Titanic" in so trauriger Weise viel zu vorzeitig unterging, wird jetzt in der gesamten englischen Presse wegen seiner außerordentlichen Güte und Selbstlosigkeit von Feind wie Freund hochgepriesen, obwohl seine schweren Fehler — und wer hätte keine! — nicht verschwiegen werden. „Wo viel Licht, ist auch viel Schatten", galt auch von ihm; aber — und dadurch unterscheidet er sich von den meisten hervorragenden Männern — bei ihm überwogen die Vorzüge die Schwächen bei weitem.

Ritterliche Güte und Selbstlosigkeit bis zur Übertreibung — ja, das war der Hauptgrundzug seines Wesens. Die Interessen der Unterdrückten, der Wehrlosen, der Vergewaltigten, der Entrechteten, der ganzen Menschheit standen ihm weit höher als die Rücksicht auf die eigenen. Unerschrockenheit, Unentwegtheit, Heldenmut, zähe Willens- und Tatkraft, hinreißende Rednergabe, bedeutendes Organisationstalent, origineller Gedankenreichtum, glänzende, packende, lichtvolle Schreibweise, Gesinnungstüchtigkeit, Überzeugungstreue, Charakterfestigkeit gehörten ebenfalls zu seinen hervorragenden Eigenschaften. Ihnen stehen gegenüber seine Vorliebe für Spiritismus und automatische Geisterhandschrift, seine Einseitigkeit in russischen Dingen — verschuldet durch seine enge, frühzeitig begonnene jahrzehntelange Freundschaft mit Olga Novikow, der geistvollen Vorkämpferin russischer Interessen in England, der auch Gladstones große Russenfreundlichkeit zuzuschreiben war —, seine Bewunderung für den Imperialistenhalbgott Cecil Rhodes trotz strenger Verwerfung von dessen Politik, seine zeitweiligen Unbesonnenheiten und scheinbaren Widersprüche in politischen Dingen, sein Begeisterungsüberschwang in Angelegenheiten, die es nicht verdienten. Er war eine seltsame Mischung von Prediger, Prophet, Fanatiker, Don Quijote, Philanthrop, sonderbarem Schwärmer und hypermodernem Sensationsjournalisten, von frommem Visionär und radikalem Neuerer. Derselbe Mann, der die ausgepichtesten Reporterkniffe ersann, um sich aufsehenerregenden „Stoff" zu sichern, derselbe, der das „Interview" auf die höchste Stufe der Vollendung brachte und die im Halbschlummer liegende englische Presse mit Sturm und Krach, mit Blitz und Donner zu neuem Leben erweckte und zu gründlicher Selbstumgestaltung zwang — derselbe Mann war oft von erstaunlicher Naivität und rührender Unbeholfenheit, nahm sich jedes Menschen an, der sich an ihn um Rat und Hilfe wandte, erlitt eine drei-

monatliche Gefängnisstrafe für Kämpfe zugunsten der an alte Lüstlinge verschacherten kleinen Mädchen und opferte Vermögen wie Einfluß im Interesse der Buren während des südafrikanischen Krieges, obwohl er jederzeit vorher und seither bewiesen hat, welch glühender britischer Patriot er war. Aus der gleichen Gerechtigkeitsliebe heraus setzte er sich, obwohl sonst Italienfreund und Türkeigegner, während des jetzigen Tripolisfeldzuges mit gewohntem Feuereifer für die Türkei und gegen Italien ein.

Nachdem er die bekannte alte „Pall Mall Gazette", die er viele Jahre hindurch leitete, zu einem eminent sozialreformerischen Organe gemacht hatte, schuf er sich, um völlig unabhängig zu singen und zu sagen, was er auf dem Herzen hatte, ein eigenes, völlig neuartiges Organ in seiner vortrefflichen Monatsschrift „Review of Reviews", die, sehr beliebt und angesehen, ein Mittelding zwischen großzügiger Zeitschrift und Revüenschau bildet und ein völlig Steadsches Gepräge aufwies, da er sie größtenteils selber schrieb — auch die Auszüge aus den anderen Monatsblättern! Eine eigene Tageszeitung, „The Daily Paper", die er mit seltener Originalität und größter geschäftlicher Geschicklichkeit im Jahre 1904 gründete, konnte sich nur kurze Zeit halten, weil sie auf allzu hochfliegend idealen und beispiellos schablonenwidrigen redaktionellen Grundlagen beruhte. Er konnte somit seinen alten Plan, der Presse zu zeigen, wie sie zum Mittelpunkte des sozialen Lebens der Nation gemacht werden könnte, leider nicht durchführen.

Nichts war für seine Denkweise so bezeichnend wie sein herrlicher Wahlspruch „Verbindung aller Liebenden im Dienste aller Leidenden". Eines Apostels würdig, hängt dieses Wort in großen Buchstaben, mit schönen Arabesken verziert, an einer Wand seiner Redaktionsstube. Diese ist sehr interessant ausgestattet. Am auffälligsten fand ich stets die gewaltige Anzahl von mit Widmungen versehenen Photographien hervorragender Persönlichkeiten der ganzen Erde. Sein Freundes- und Bekanntenkreis erstreckte sich denn auch ins Endlose. Einer seiner Bewunderer, der amerikanische Sozialreformer Flower, bezeichnete ihn mit Recht als einen „Vertreter des besten Typus des Menschen des 20. Jahrhunderts". Schon seine seelenvollen, mildblickenden Augen, seine edle, klare, offene, bis zuletzt runzellos gebliebene Stirn und sein langwallender Bart waren für ihn charakteristisch. Er war ein sehr schöner Mann trotz seiner 63 Jahre.

In seiner Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit, in Wort und Schrift, konnte er seine geistliche Herkunft nie verleugnen. Er war nämlich eines der zehn Kinder eines ungemein armen Dissidentenpredigers. Er gehörte zu den erstaunlichsten „self-made men" aller Zeiten. Alles, was er war, wurde er aus sich selbst heraus. Als Geschäftslehrling gab er seinen winzigen Lohn dem Vater und behielt wöchentlich nur drei Pence zurück, die er für Bücher ausgab. Er opferte damals der Selbstfortbildung durch Lektüre die Abende und Nächte und erhielt schon mit 15 Jahren einen für einen Zeitungsartikel über Cromwell ausgeschriebenen Preis. Sechs Jahre später wurde ihm bereits die Chefredaktion eines Lokal-

blattes übertragen, welches er zu so hohem Ansehen in ganz England brachte, daß der große John Morley ihn zur „Pall Mall Gazette" berief.

Auf die Gestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse seines Vaterlandes hat er oft einen weitgehenden Einfluß genommen. Durch ihn kam General Gordon in den Sudan, durch ihn wurde Sir Charles Dilke gestürzt, er erzwang durch seine sensationelle Veröffentlichung „Der Jungferntribut im modernen Babel" ein segensreiches Mädchen- und Kinderschutzgesetz usw. Vor allem trug er viel bei zur Annäherung Englands an Deutschland. Nicht nur in Wort und Schrift, sondern auch durch praktische Betätigung, indem er die bekannten Austauschbesuche zwischen beiden Ländern zuerst anregte und nachher ebenso werktätig wie opferwillig förderte. Er war durch und durch eine Kampfnatur, aber er kämpfte für friedliche Zwecke und in erster Reihe wohl für den Völkerfrieden, für internationale Verständigung, für Schiedsgerichte und Abrüstung, gegen Krieg und Verhetzung. Auf diesem Gebiete habe ich seit 1898 soviel mit ihm zusammen gearbeitet, daß ich genau weiß, wie wenig die Welt ahnt, welch weittragende, mutige, selbstlose und nützliche Tätigkeit er in diesen Dingen entfaltete; ich bedaure sehr, daß Raummangel es mir unmöglich macht, auf diesen Punkt näher einzugehen.

S. Süßmann: Ausstellung der Berliner Sezession 1912.

In dem kunstkritischen Getriebe, das in unserer, wie in jeder Zeit den Markt erfüllt, gibt es vielleicht nur eine, immer wiederkehrende Erscheinung von Interesse, und zwar die ewigen Versuche eine künstlerische Norm für möglichst lange Dauer zu etablieren. Die Ergänzung dieser Erscheinung liegt in dem Quantum Duldsamkeit, das von mancher Seite angewandt wird, um die eigene Überlebtheit nicht zu schnell eintreten zu lassen. Es ist kein Zweifel darüber möglich, daß gewisse Begeisterungen, es handle sich nun um Richard Strauß oder Mathisse, Dehmel oder Kandinsky, gegen das eigene Gefühl propagiert werden. Zeitungsleser haben meist ein schlechtes Gedächtnis. Vierzehn Tage Abstand und man kann vertrauensvoll zwischen den Zeilen revocieren. Geht der Atout aber durch, dann kann man sich bei Jubiläen, silbernen und goldenen Hochzeiten des betreffenden Autors als „Vorkämpfer" herumreichen lassen.

Die Ausstellung der Berliner Sezession bietet diesmal in einem Teile, der größer ist als unbedingt erforderlich wäre, ein Bild trostloser Anarchie. Hat die

Furcht vor dem „Überranntwerden“ die Annahmebereitwilligkeit so ausgedehnt? Hat die Berliner Sezession schon den Instinkt älterer Damen, aufzulegen, um nicht wieder zu hören, sie sei erstarrt? Quien sabe? —

Der folgenschwerste Irrtum von Kunstrichtern und Laien beruht auf folgender Deduktion: Gärende Hirne hat es immer gegeben, van Gogh war auch eins, warum soll der und jener nicht auch die gleiche Anwartschaft haben? So Urteilende übersehen immer, daß Leute wie van Gogh, Feuerbach und andere, deren Stellung heute mehr oder weniger fest ist, im wildesten Sturm und Drang eine Selbstdisziplin, ein Zusammenreißen gezeigt haben, das auf keinen Fall mit der geradezu beleidigenden Kinderei zu vergleichen ist, in der man vielerorts malt und bosselt, von anderen „Künsten“ zu schweigen.

Man soll auch die guten, die notwendigen, die unerläßlichen Seiten der Konvention nicht unterschätzen. Die Berliner Sezession braucht eine rigorose Aufnahme-Instanz, wenn sie überhaupt Daseinsberechtigung auch weiterhin beanspruchen will.

Es ist nicht nötig, daß man auch am Kurfürstendamm jene Scherze zu sehen bekommt, die im vorigen Jahre in der Potsdamerstraße ziemlich unbeachtet serviert wurden.

Grinsende Ironie nur kann van Gogh, Hans Thoma, Leibl mit jenen Herrschaften in eine Ausstellung sperren. Naivität soll man konservieren, aber an der rechten Stelle.

* * *

Der „Junimorgen“ Hans Thomas zeigt alle Merkmale der Vollendung. Die Ökonomie der Töne, das Format, die Technik, die so bravourös und zugleich delikat ist, daß man von ihr wie von einer ehrbaren Frau möglichst wenig sprechen möchte. All das ergibt das Maß der Klassik, einer Klassik, wie wir sie, ach, so nötig haben.

Leibls Porträt einer Dame, grau-blau, mit dem oberdeutschen Kopf und dem fast durchsichtigen Fleisch ist zur Genüge bekannt.

Das Kapitel Max Liebermann gehört seit längerem zu den weniger erfreulichen des deutschen Kunstbetriebes. Die Zeiten der Flachsscheuer in Lären (Berlin), der Netzeflickerinnen (Hamburg), sind lange dahin und um zu sehen, daß der Meister zeichnerisch in den letzten Jahren unendlich viel verloren hat, bedarf es keines besonders scharfen Auges. Man tut ja unrecht, wenn man, wie das geschieht, jährlich eine Steigerung in der Qualität seiner Bilder feststellt. Immer mehr offenbart sich die Unmöglichkeit bei Liebermann, Gruppen zusammenzunehmen. Sein Corso am Monte Pincio ist geradezu schlecht und koloristisch unglücklich. — Wenn Draufgänger Draufgänger bleiben und die Gefahr des Danebenhauens immer wieder in den Kauf nehmen, so wird niemand diese Konsequenz

tadeln wollen. Wenn hinter der revolutionären Geste eine Persönlichkeit steht — siehe oben — dann braucht man nicht bange zu sein. Wenn sich der Most noch so absurd gebärdet ... Wie aber, wenn der Jakobiner sentimental wird? Kopfschüttelnd steht man vor einem Bilde, das Corinth „Huldigung an Michel-Angelo" nennt. Ein formal und koloristisch unmögliches Konglomerat von Blumen, dahinter ein Kopf (gemalte Plastik). Ich fürchte, der große Florentiner würde diese Huldigung unliebenswürdig zurückweisen. Wenn Corinth weiter Atelierskizzen wie den mecklenburgischen Viehhirten ausstellt, dann wird ihm klar zu machen sein, daß solche Produkte nur einer geringen Zahl von Bekannten — etwa den Freunden des Hauses Corinth — zugängig zu machen wären. In dem Ausstellen solcher Versuche liegt die Gefahr, daß das Publikum immer weiter zur Gewissenlosigkeit des Sehens erzogen wird. Ob das ein Ziel ist, das der Produktion nützen kann, ist zu bezweifeln.

Merkwürdig ist, daß ein großer Teil der Maler in der Farbe auf Dinge zurückgeht, die man längst zu den Toten rechnete. Es ist ganz gleichgültig, ob etwa Trübner, der ja eine Vergangenheit zu vertreten hat, an dieser Tünche Geschmack findet, ob Berneis zwei undiskutable Bilder à la Biedermeier anstreicht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Künstler, die farbige Bekenntnisse wie Böcklin, Manet, Hodler, Segantini, erlebt haben, an ein Kolorit glauben sollen, mit fahlen grünen Tönen, breitpinselig zurechtgestrichenem Wasser und anderem.

Max Beckmann hat ein Herrenporträt gesandt, das außerordentlich befriedigend ist, seine Amazonenschlacht teilt das Schicksal fast aller großen Formate der letzten Zeit — die große Fläche bleibt tot — Einzelheiten sind gelungen, ja exzeptionell. Die badenden Frauen von Tuch, ebenfalls Groß-Format, stehen dem Cézanne allzunahe.

Konrad von Kardorff zeigt das gewohnte malerische Können verbunden mit gereiftem Geschmack. Seine Mutter mit Kind ist ein Kabinetstück, ebenso sein Porträt des Professors Rosenheim.

Hodler ist durch einen weiblichen Akt vertreten. Wenige, glaube ich, verschaffen sich Klarheit darüber, wie merkwürdig anarchisch sich die Produktion unserer Tage gibt. Während Hodler, dessen Jugendwerke wir noch neulich sahen, immer größer, immer einfacher werdend, alles abgestreift hat, was noch an naturalistische Äußerungen gemahnen konnte, während er in neuerer Zeit auch für die Landschaft den Stil der Monumentalität gefunden hat, der ihm die einzig mögliche Lösung zu geben scheint, wühlt man anderwärts und — ganz ohne Not, das ist das Wesentliche — im krausesten Naturalismus. Orgien der Sentimentalität, einer Romantik, an die kaum noch Konfirmanden glauben. Eine „Operation", deren Maler angespannt aufs Kompositorische geht, mit dem Erfolge, daß selbst sehr gute Augen, die schon manche Schlacht geschlagen, vergeblich bemüht bleiben, das Bild auseinanderzulesen, Bilder wie die „Opfer" von Leo Michelsohn mit einigen

anscheinend aus Papiermaschee hergestellten toten Körpern, die jede Beziehung zu den Umstehenden vermissen lassen, Dinge wie die Komposition Haslers, die einfach undefinierbar sind. Wie — ich finde kein anderes Wort — „ergreifend" redet Feuerbach in den Briefen an seine Mutter vom Handwerk in der Kunst, und er war doch ein Kerl, den das Naserümpfen unserer jüngsten Stürmer nicht kränken würde. Angesichts einer kolportagehaften Lukretia beispielsweise, wie wir sie hier zu sehen bekommen, wird es schwer überhaupt zu diskutieren und es bleibt nur zu sagen übrig, daß schon die Erörterung ganz elementarer Dinge den ungeheuren Abstand von Maler und Maler zeigen mußte. Vom Horizont schweigt man lieber. Man denkt an die von Floerke berichtete Antwort Böcklins an den Frager: Ob Ihr Sohn Talent hat? Das werden wir in 25 Jahren sehen! In diesem Zeitraum allerdings werden alle die Brutalitäten ertrinken — um neuen Platz zu machen. Wie gerne wird alles, was Verheißung bringt — auf Erfüllungen hat man längst verzichtet, begrüßt, es ist ja nach Speidels Ansicht das bequemste Wort der Kritik, zu sagen, es sei sehr schön gewesen.

Und nochmals van Gogh, dieser merkwürdige, diese Erscheinung mit germanischem Hirne und französischer Schule. Er alleine konnte auch heute zeigen, wie die wahre malerische Begabung auf das Wesentliche geht, während die malende Libertinage sich mit einer interessant sein sollenden Geste zufrieden gibt und „immerfort am schalen Zeuge klebt".

Welch ein köstliches Stück, dieses Mädchen von Arles! Wie dieser Akkord in Blau und Gelb (und was für ein Gelb) leuchtet, wie die Pose, wie alles feinste Originalität atmet. Er hat nicht nur im Porträt neues Land entdeckt, nein auch Stoffgebiete, wie das Blumenstück, hat er neu belebt. Er hat nicht nur jenes Selbstporträt mit der Palette gemacht, das den besten Porträts aller Zeiten beizuzählen wäre, seine Blumenbilder (ich denke an die Sonnenblumen) sind seit langer Zeit wieder Bilder, keine Wandbekleidungen für gute Stuben. In jeder Kleinigkeit spürt man die Freude am bezwungenen Problem. Gewiß sind Heinrich Hübners „Mimosen und Schneebälle" außerordentlich nobel und elegant, es waltet in solchen Bildern Freude am Malen, eine wohlerzogene Technik und starker dekorativer Sinn. Indes, was man von je gewußt, es ist fürwahr nicht wissenswürdig.

Man hat die „Kubisten" hergebracht, man hat dem verstorbenen Henri Rousseau einen großen Raum gegeben. Man tue, was man für gut hält, ich finde Rousseau einfach schnurrig, in Sachen der Kubisten, Futuristen und anderer Pioniere bleibe ich ebenfalls ganz ruhig. Auch die Netzhaut hat eben Grundsätze. Daran ändern auch die Käufe sehr reicher Leute nichts. Wesentlich ist in diesem Zusammenhange festzustellen, daß Theo van Rysselberghe, der zu den begabtesten Neo-Impressionisten (ach, wie neue Impressionen brachten sie damals) gehörte, heute hier Bilder ausstellt, die gar nicht mehr auf die alte Fahne weisen, sondern hübsch solid und trotzdem sehr gut sind. Der Adam von E.R.Weiß ist stark durch Hodler

beeinflußt, im übrigen ein brillantes Bild. Von Philipp Frank badende Knaben, von Emma Pick, Breslau, ein sehr hübsches durchgearbeitetes Breslauer Rathaus. Der grau stilisierte Winterhimmel steht ausgezeichnet zu dem beschneiten Platz.

Die Plastik ist diesmal erfreulicherweise reichlich vertreten. Die „Knieende" Lehmbrucks halte ich für einen Irrtum, für den Ausdruck unbestimmter gotischer Gefühle, dagegen sieht man einige ganz ausgezeichnete Arbeiten. Gaul bietet zu einer Neuwertung keinen Anlaß, die Produktion seiner Schüler war in den letzten Jahren etwas angeschwollen, ohne neue Gebiete aufzusuchen. Das ist nicht gut.

Ernst Barlach bleibt bei der alten kubisch gedrängten Form, zukunftsreicher sind Dinge wie Karl Albikers Arbeiten, die gleich Erich Stephanis Skulpturen uns neue Möglichkeiten zeigen. Es handelt sich um neue Stellungen, um Lösungen von allerlei Aufgaben, vor allen Dingen um die Heranziehung des sich Wiederholenden, Typischen.

Von Engelmann interessante drei Grazien. Von Cornes die Figur eines Jünglings, von erfreulicher Disziplin.

Von Georg Kolbe haben wir hier eine ausgezeichnete Tänzerin. Von Tuaillon einen ungarischen Stier in der alten Gehaltenheit des Meisters. Von Bonka, einem neuen Manne, einen prächtigen Tiger (Schmiedeeisen) von erstaunlicher Vereinfachtheit. Summa, es scheint wieder etwas munterer zuzugehen in der deutschen Plastik.

Die ungeheure Schnelligkeit, mit der Korruption ganze produzierende Jahrgänge ergreift, ist zu beklagen, man grübelt, man malt, man malt ohne zu grübeln, ohne überhaupt eine Anspannung, eine kleine Konzession an die Sachlichkeit. Die Zeit lindert alle Schmerzen. Was Wunder aber, daß Nietzsche auf das Angebot Steins am Wagner-Brevier mitzuarbeiten, nachdem das aus inneren Gründen längst unmöglich geworden war, sagte: „Kein Mensch weiß mehr, wie er sich zu benehmen hat." Ich denke, man kann es nachfühlen.

Hans von Hülsen: Inge

(Novelle).

I.

Der Himmel war wie ein veilchenblauer Sonnenschirm, und Sterne glühten daran, als wären sie mit Goldfaden hineingestickt.

Als aus dem erleuchteten Vestibül des Theaters Fenice die Menge strömte und sich in einer breiten Welle über die weiße Treppe ergoß, flutete ihr die laue Nachtluft entgegen.

Man war erhitzt und trunken von dem, was man gesehen. Schneller flog das Herz, und die Augen schimmerten feucht. Eine Gondel nach der andern stieß ab, und durch die Nacht hallte der Gruß der schwarzen Gondoliere.

Barlösius stand auf der Treppe, ans Geländer gelehnt, und schirmte mit der Hand die Augen. Er stand im Schatten, und wer vorüberschritt, sah ihn kaum.

Ausschau hielt er, — sein Gesicht war angespannt wie das des Jägers auf dem Anstande.

Seide rauschte, schwere und kostbare Düfte stiegen empor. Rings war Lachen und Bewegung: ein Durcheinander von Akzenten, wie man es nur, zur Zeit des Frühlings, in Venedig findet, und auch nur, wenn Teatro Fenice seine Pforten öffnet.

Gondel auf Gondel legte an, füllte sich, stieß ab.

Durch schwarzes Wasser glitten sie gespenstisch den Kanal hinunter.

Barlösius lauschte und lauerte im Schatten.

Das Haus schien unerschöpflich. Herren im Gesellschaftsanzug, Damen mit entblößten Schultern hüpften die Stufen hinab.

Da kamen sie: Barlösius' Gesicht zog sich gewaltig zusammen, und sein Blick ward scharf, wie ein Raubtierblick.

Ein älterer Herr mit Koteletts, eine junge Dame und ein jüngerer Herr in tadellosem evening-dress gingen zur Gondel. Sie sprachen nichts.

Sie war es — sie war es.

Barlösius zitterte. Schweißtropfen traten auf seine Stirn.

Sie war es — sie war es.

Er sah ihnen nach, sah, wie sie eine Gondel nahmen, sah sie in der Dunkelheit verschwinden.

Schläge hallten durch die Luft, viele Schläge. Vom Uhrturm an der Piazza kamen sie.

„Alle ore ventidue", sagte jemand.

Da ging Barlösius. Er nahm keine Gondel, sondern schlenderte über den Campo San Fantino zur Via 22. Marzo.

Wie blau und lau der Abend war! — In den schmalen, winkeligen Straßen hörte er keinen Laut, nur seine eigenen Schritte, die das Pflaster schlugen.

Sie war es — sie war es.

In der Via war buntes Gewühl. Auf dem Campo San Moisè staute sich die Menge.

Er ließ sich treiben und hielt mit der Hand den Strohhut fest.

Sie war es — sie war es.

Davon kam er nicht los.

Sie war also in Venedig! Gleichzeitig mit ihm! Was bedeutete das?

Ah, — nichts, sehr glaublicherweise. Ein Zufall, nichts weiter.

Er dachte drei Jahre zurück. Da hatte er, in ihrem Salon, vor ihr auf den Knieen gelegen . . .

Pfui, pfui!

Wie die Menschen lärmten! Ein sehr lebhaftes Volk, diese Italiener, versuchte er zu denken.

Sie war hier ... sie war hier ...
Er hatte sie wiedergesehen!

Er tat den stummen Wunsch:

Ich möchte dich noch einmal wiedersehen!

Dann trat er in das Vestibül von Bauer-Grünwald ein, wo er logierte.

Was wollte er? — Sich umkleiden, sich wiederherstellen und dann eine Gondel nehmen ... Es würde halb elf werden, mittlerweile.

Daß doch die Erinnerung nicht weichen wollte! Er hatte vor ihr auf den Knieen gelegen ... in seinem geliehenen Überrock.

O pfui! Pfui!

Und dennoch ... dennoch. —

Er stand auf dem Treppenabsatz und war im Begriffe, emporzusteigen.

Da begann sein Herz plötzlich zu schlagen, laut und heftig, er griff nach dem Geländer und sein Blick wurde starr.

Was ist das?

Da steht — da steht — —

Spuk. Man sollte sich zusammennehmen. Dummheiten.

Kommerzienrat Oesterheld und Fräulein Tochter. Zimmer 30 und 31.

Das steht da, auf schwarzer Tafel mit weißer Kreide.

Albernheit!

Er macht einen Schritt, um hinaufzugehen; aber seine Beine sind schwer, als trügen sie Bleisohlen.

Kommerzienrat Oesterheld und Fräulein Tochter.

Er winkt ... winkt mechanisch mit der Linken.

Der Portier kommt, es ist ein Deutscher, semmelblond.

„Sagen Sie, wohnen die Herrschaften hier?"

Der Portier starrt ihn an.

„Aber natürlich ..." sagt er: „Erste Etage, Zimmer 30 und 31 ..."

„Das ist ganz unmöglich."

Er redet einfach Unsinn. Sein Herz schlägt wild.

Dann läuft er, wie auf der Flucht, die Treppe hinauf.

II.

In seinem Zimmer wurde Barlösius ruhiger. Seine Gedanken glätteten sich.

Sie war also hier. Sie wohnte im selben Hotel. Sie wohnte auf dem gleichen Korridor, wie er.

„C'est rigolo", sagte er, indem er sich die Hände über dem Waschbecken bürstete. Er war im Smoking.

Aber dann setzte er sich in den Korbstuhl am offenen Fenster und ließ das Haupt auf die blendende Hemdbrust sinken.

Einmal — einmal — einmal möchte ich dir noch begegnen .. Du — du — du! — Ich habe dich geliebt — irrsinnig habe ich dich geliebt — als ich noch im Dunkeln saß. Drei Jahre! Es war an einem Sonntagnachmittag, weißt du noch? Und oh! — — alles das vorher! Das Abendessen bei dem gelehrten Herrn! Der venezianische Spiegel, an dem wir so lange miteinander sprachen! Weißt du das noch? Denkst du nicht mehr daran?

Wie grausam du fragtest! Ich weiß es bis heute, und nie, nie vergesse ich es.

Auf dem Teppich lag ich vor dir, deine Knie umklammernd. Und du, — du gingst hinaus.

Warum gingst du hinaus? Warum hobst du mich nicht auf — zu dir empor?

O, wenn ich es wüßte!

Haßtest du mich? Gingst du im Zorn?

Ich habe dich nie wiedergesehen.

Nein, das ist falsch. Ich habe dich wiedergesehen, oft, oft. Du hast mich in meinem ärmlichen Zimmer besucht, du bist immerdar bei mir gewesen, diese drei Jahre. Ich habe mit dir gesprochen, wie mit mir selber, und du hast geantwortet, wie du dir selbst antwortest.

Nun bist du hier ...

Er erhob sich, sah in den Spiegel

und lachte, — sein ganzes, gelbes, häßlich-düsteres Gesicht lachte.

Und daß ich hier bin, sprach er laut, fest und spottend: das danke ich dir! Weißt du, was ich mir gelobt, als ich damals von dir kam? Eine Geschichte daraus zu machen ... Gesegnet sei der Verleger! Gesegnet seien die Leute! Gesegnet seist du — du — du, der ich diese Geschichte danke!

Er ging zu seinem Reisekoffer und nahm ein Buch heraus. Ein dickes Buch, auf starkem Papier gedruckt, und auf dem grauen Umschlag stand das Wort: „I n g e".

Barlösius lächelte.

Drei Jahre!

Viel war geschehen in diesen drei Jahren — durch dieses Buch. Er hatte nicht mehr sein „enthaltsames Zimmer" in der ärmlichen Vorstadt der Residenz. Er entlieh keine Überröcke mehr, sondern verfügte über eine stattliche Garderobe. Er speiste nicht mehr an dem leidlich sauberen Tische eines kleinen Restaurants, sondern war auf Reisen, war in Venedig und logierte bei Bauer-Grünwald, für zwanzig Lire den Tag. Wohin er kam, man sah ihn an, wie man einen Fürsten ansieht, wo auch sein Name genannt wurde, da horchte man auf ...

Was war geschehen? Woher diese Veränderung? — Er war berühmt geworden, und das Buch „Inge" hatte ihn berühmt gemacht.

Barlösius lächelte.

Was war geschehen? Nichts, im Grunde. Geringfügige Veränderungen der Oberfläche. Er band alle Tage einen reinen Kragen um, trug erlesene Krawatten und erschien im Smoking. Er besuchte Tees und große Gesellschaften und schrieb, ein Lächeln unbekannter Herkunft im gelben Gesicht, Autogramme auf die Fächer junger Damen. Das war alles? Nein. Er reiste umher und hielt Vorlesungsabende. Er las aus dem Buche „Inge" gewisse Szenen vor, die er nicht leiden mochte, und die Leute klatschten zu seinen Füßen, sodaß er sich verneigen mußte.

Das war alles. Ja, das war alles.

Sonst hatte sich nichts verändert. Und wenn sie, sie . . sie ihn heute noch einmal fragen würde, was sie damals gefragt, er würde noch einmal antworten, was er damals geantwortet: „Der Geist will nicht erlöst sein." . . . Vielleicht, daß er es weniger schroff sagen würde ...

Er machte sich fertig, goß Kölnisches Wasser auf sein Taschentuch und ging. Als er die Treppe hinunterstieg, las er wieder ihren Namen.

Kommerzienrat Oesterheld und Fräulein Tochter.

Fräulein Inge.

Anna Pia, dachte er, so nannte ich sie damals . . .

Darunter stand noch ein Name: Dr. Bruun.

Kenne ich nicht, dachte er, und ging durch den langen Korridor hinunter zum Wasserportale. Dort rief ihm der Portier eine Gondel heran. Und unter dem veilchenblauen Himmel glitt er über die totenhafte Fläche des Großen Kanals, vorbei an den schweigenden Palästen, die wie trauernde Witwen dastehen und in die dunkeln Fluten starren.

III.

Der deutsche Konsul in Venedig wohnt Campo San Luca, campiello della Chiesa, 4039. Die Gondel fährt den Großen Kanal entlang und biegt kurz vor dem Renaissancebau des Palazzo Grimani in einen schmalen und dunklen Seitenarm ein, worauf sie nach zehn weiteren Ruderschlägen am Bollwerk anlegt.

Die Fenster des Konsulatsgebäudes sind erleuchtet, sie blicken wie glühende Augen in die Nacht hinaus.

Der Konsul gibt seinen Landsleuten eine Soiree.

Die Gesellschaft ist international, man sieht Italiener mit glänzendem,

gewirbeltem Schnurrbart, Italienerinnen mit bunten Fächern, Steine im Haar, Französinnen sind da und plaudern, behaglich in die Couchette geschmiegt ... man bemerkt den dänischen Konsul ...

Warum ist der dänische Konsul hier?

Einer Dame wegen, — dort steht sie, neben ihm, und spricht mit einem deutschen Herrn, dessen Koteletts beim Lachen auf und nieder wippen.

„Also wir werden das Vergnügen haben?" sagt der Herr: „'Jeg elsker dig' .. ich kenne es, ganz wundervoll."

„Grieg, nicht wahr?" mischt sich eine Dame ins Gespräch, und eine andre, eine zwanzigjährige, sagt:

„Nicht wahr, Papa? Das wurde einmal bei uns gesungen, vor drei Jahren etwa, eines Sonntagnachmittags ... Ich wußte gar nicht, daß der Text von meinem geliebten Andersen stammt ..."

„Andersen? — Ich habe einmal den ‚Improvisator' gelesen ... Ich weiß nicht ..."

Der junge Herr im evening-dress zuckt die Achseln.

Die zwanzigjährige Dame lacht:

„Du bist ein amusisches Geschöpf, Lothar. Ich tue sicher nicht gut daran, dich zu heiraten ..."

Der dänische Konsul nimmt Fräulein Jonasson beiseite.

„Sie singen vor einem illüstren Publikum heute", sagt er, und macht mit dem ausgestreckten Arm eine Bewegung über den ganzen Saal hin.

„Ich weiß", gibt sie zurück; „aber einer ... einer fehlt noch."

„Wer denn noch?"

„Ein Deutscher. Er ist seit Wochen in Venedig, ich weiß es ... Konsul Stabwasser hat mir versprochen, ihn einzuladen ..."

„Ein Deutscher?"

Sie geht von ihm weg und trällert:

„Jeg elsker dig ... jeg elsker dig ...", wobei ihre Wangen ein Hauch von Purpur streift. —

„Ach, ‚Othello' ist herrlich .." sagt die zwanzigjährige Dame. „Waren Sie heut auch im Theater?"

Fräulein Jonasson verneint.

„Berückend, sage ich Ihnen. Sogar Dr. Bruun war ergriffen ..."

„Angegriffen vielmehr .."

Man lacht. Aber über der Nasenwurzel des jungen Mädchens erscheint eine kleine Falte ... wie eine ganz, ganz kleine Gewitterwolke am Horizont.

„Ei, ei!" droht sie, — und ihr Ton hat, hinter allem Scherz, wirklich etwas Drohendes.

„Das ist zu lang", erklärt Dr. Bruun.

„Polonius!"

Einen Augenblick sehen sie sich fest an. Was denkt die junge Dame? ‚Die Grazien sind leider ausgeblieben', denkt sie. —

Konsul Stabwasser tritt heran. Er ist klein und untersetzt und hat eine ungemein knochige Nase, über der sich die Haut spannt.

Er wechselt drei Worte mit Dr. Bruun, und der lächelt wohlerzogen. Dann geht der Konsul wieder, zu einer anderen Gruppe.

Der ganze Saal steht voll solcher plaudernder Gruppen. Das Licht der elektrischen Krone küßt die samtnen Nacken schöner Frauen und glitzert auf ihrem Scheitel. Wolken von Wohlgerüchen schweben, unsichtbar, in der Luft.

Konsul Stabwasser zieht die Uhr: elf Uhr.

Er geht nach draußen, um eine Weisung zu geben, einen Gast betreffend, der noch erwartet wird.

Da stößt er mit ihm zusammen.

„Guten Abend, Herr Barlösius. Es ist außerordentlich liebenswürdig .."

„O, bitte ... Die Liebenswürdigkeit ist allein auf Ihrer Seite, Herr Konsul ... Ich verspäte mich, ich bitte um Entschuldigung .."

Sie treten ein.

An der Seite von Konsul Stabwasser schreitet Herr Barlösius durch den

Saal, durch die Menschen. Sein gelbes, häßlich-düsteres Gesicht lächelt scheinbar. Er ist tadellos angezogen und sein Scheitel glatt gebürstet.

Man erkennt ihn und flüstert seinen Namen.

Er wird der Dame des Hauses vorgestellt und sagt einige Worte des Dankes zu ihr und dem Konsul.

Ein Kreis von Lauschern und Schauern steht um die drei herum.

„Was gibt es?" fragt das zwanzigjährige Mädchen Dr. Bruun, als er zu ihr zurückkehrt.

„Barlösius", ist die kurze Antwort.

Da werden ihre durchsichtigen Augen ganz groß.

„Der Dichter?" fragt sie.

„Der die wundervollen Sachen schreibt, — — ‚Inge' zum Beispiel?" fragt der dänische Konsul.

„Der Novellist Barlösius", bestätigt ihnen Fräulein Jonasson, und ihre Augen triumphieren.

Sie geht ihm entgegen, wie er mit Konsul Stabwasser herankommt.

Sie macht ihm eine Verbeugung, wie sie eigentlich eine Dame nicht macht.

Barlösius lächelt. Er reicht ihr die Hand.

Dann sieht er Inge.

Inge Oesterheld . . . Inge, Inge, Inge.

Er wundert sich nicht, keinen Augenblick.

Ihm ist, als ob er wußte, daß er sie hier treffen würde.

Er geht auf sie zu und begrüßt sie, — vor allen andern sie.

Ihre Augen ruhen ineinander . . . zwei, drei Sekunden lang. Das ist ein Friedensschluß, sprechen die Blicke . . .

Inge, Inge, Inge.

Er begrüßt auch die andern.

„Ich freue mich", sagt er zu Dr. Bruun.

„Ich freue mich", sagt er zum Kommerzienrat Oesterheld.

Zu ihr, — zu ihr hat er nichts gesagt.

Fräulein Jonasson fiebert — nicht wahr?, ihre Augen blicken krank.

Sie spricht ihn an.

„Es war schon immer mein Wunsch . ." sagt sie.

Doch da sie seinem Blicke begegnet, bricht sie ab und wird purpurrot.

Konsul Stabwasser kommt und klatscht übertrieben in die Hände.

Man verteilt sich, man nimmt in den Sesseln Platz, die wahllos umherstehen.

„Setzen Sie sich zu mir, Herr Barlösius", sagt Inge, . . sie sagt es mit verwirrtem Lächeln. „Wir haben uns lange nicht gesehen."

„Drei Jahre, gnädiges Fräulein."

„Wissen Sie das so genau?"

„Das vergesse ich wohl — erst später."

Sie sieht ihm zögernd in die Augen. Dann fühlt sie, daß Dr. Bruun hinter ihrem Sessel steht.

„Ist es Ihnen gut gegangen, diese drei Jahre?"

Inge, Inge, Inge, denkt er: wie fragst du verstellt!

Aber er sagt:

„Mancherlei Anzeichen sprechen dafür."

Er sitzt ganz dicht neben ihr, sodaß ihre Kniee sich fast berühren; er spürt den Duft ihres Haares.

Inge, Inge, Inge, denkt er.

Ein schmaler Goldreif schmückt ihre Linke.

Dr. Bruun steht hinter ihr, auf die Lehne des Sessels gestützt.

„Sie leben nicht mehr bei uns?"

„Auf Reisen, gnädiges Fräulein . . . Seit meine Bücher so sehr bemerkt werden, lebe ich meist auf Reisen."

Musik schwimmt heran . . . sie steigt vom Flügel in der Ecke auf und schwimmt durch die Luft heran.

Ganz leise.

Man hört auf zu sprechen.

Musik.

Man neigt den Kopf und macht die Augen zu.

Der Baß summt, ganz leise.

Zwei, drei Takte.

Dann, auf einmal, eine Stimme — glockenhell.

Man reckt den Hals, zu sehen, wer es ist.

Fräulein Jonasson steht am Flügel.

Sie hat die Hände verschränkt, wie im Kampf, und den Kopf zurückgeworfen. Ihre Stirn flammt rot.

Sie singt . . . singt jenes Lied aus dem Dänischen, das überschrieben ist „Jeg elsker dig“, und von Grieg komponiert.

Du mein Gedanke, du mein Sein und Werden,
Du meines Herzens erste Seligkeit

singt sie auf Dänisch und holt Atem, — was die Musik sehr rührend ausdrückt:

Ich liebe dich, wie nichts auf dieser Erden,
Ich liebe dich, ich liebe dich,
Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit!

Ihre Adern am Halse treten hervor, dick und geschwollen.

Ich liebe dich,

singt sie:

Jeg elsker dig i Tid og Evighed
Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit!

„Grieg, nicht wahr?“ flüstert Inge; aber sie sagt es nur, um Barlösius ins Gesicht zu sehen.

Sein Gesicht ist gelb, häßlich, unbewegt.

Er nickt.

„Grieg . . . ‚Jeg elsker dig‘ heißt es.“

„Ich liebe dich.“

Er lächelt mit den Augen.

Ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich.

Fräulein Jonasson beginnt von neuem.

Ich denke dein, kann stets nur deiner denken,
Nur deinem Glück ist dieses Herz geweiht.
Wie Gott auch mag des Lebens Schicksal lenken,
Ich liebe dich! . . .

Sie schmettert das heraus. Und, indem ihre Stimme wächst — zu Riesenhöhen wächst — und ihre Adern am Halse hervortreten, wiederholt sie:

Ich liebe dich!
Ich liebe dich — in Zeit und Ewigkeit!

Noch einmal — weil sie sich nicht trennen kann:

Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit!

Dann senkt sie den Kopf. Zwei gedrängte Takte schweben vom Flügel empor — und ganz leise klingt es aus.

Sie steht noch immer mit gesenktem Kopf und verschränkten Händen. Tränen sind in ihren Augen — diesen fieberkranken, sehnsüchtigen Augen Fräulein Jonassons.

Man atmet auf. Es ist zu hören, wie man aufatmet.

Irgend jemand klatscht in die Hände. Alle fallen ein, und Fräulein Jonasson muß sich verneigen.

Barlösius denkt an seine Vortragsabende.

Inge sieht starr geradeaus, nieder auf ihren kleinen Fuß.

„Jetzt wollen wir tanzen“, sagt Dr. Bruun hinter ihr.

Da springt sie auf — und über ihrer Nasenwurzel steht eine tiefe, zornige Kerbe.

„Herr Barlösius“, sagt sie: „Wollen Sie mir eine Erfrischung besorgen?“

Barlösius verneigt sich lächelnd. Sein Blick sagt, daß er mehr sieht als andre.

„Lothar,“ wendet sich Inge Oesterheld an ihren Verlobten, „du bist heute unausstehlich . . . daß du es nur weißt.“

Er ist erstaunt und höflich-verletzt.

„Ich bin, wie ich immer bin.“

„Um so schlimmer.“

Mehr sagt sie nicht.

Konsul Stabwasser tritt hinzu.

„Ich suche Herrn Barlösius", sagt er. „Die Contessa Faesi möchte ihn kennen lernen . . . Eine sehr schöngeistige Dame . . ."

„Herr Barlösius ist nicht hier", gibt Inge Oesterheld zurück; sie sagt nicht, wo er ist, nicht, daß er gleich kommen wird . . und Dr. Bruun wagt nicht, es zu sagen. Konsul Stabwasser geht.

„Wie lange kennst du denn Barlösius schon?" fragt Dr. Bruun.

„Sehr lange . . ."

Sie will noch etwas sagen, da kehrt er mit Limonade zurück.

Plaudernd gehen sie durch den Saal und setzen sich in eine Ecke.

Barlösius hat die Brauen hochgezogen und Querfalten in der Stirn.

„Ich habe Sie heute schon einmal gesehen," sagt er, „im Theater . . . Übrigens wohnen Sie bei Bauer-Grünwald . . ."

Sie sieht ihm immer ins Gesicht.

„Ich wohne nämlich auch da," fährt er fort; „seit vierzehn Tagen bin ich hier. Wie geht es Ihnen?"

„Ich habe Sie im Theater nicht gesehen. Die Vorstellung fesselte mich zu sehr."

„Das bemerkte ich."

„Mir kamen mancherlei Gedanken dabei. Ich habe — soll ich offen sein — auch an Sie gedacht."

„An mich? Und warum?"

Sein Herz schlägt unruhig, weil er weiß, was sie jetzt sagen wird.

„Weil auch Sie ein Othello sind."

„Nicht wahr?"

„Ein Gezeichneter."

„Eine Ausnahmeexistenz."

„Ein Fremder."

„In bürgerlichem Sinne: ein Mohr."

„Das ist es."

„Das ist es."

Sie sehen sich lächelnd und heftig atmend an.

„Und weiter? Weiter haben Sie nichts gedacht?"

„Mancherlei."

„Ich auch."

„Man hat Sie mit Ruhm gekrönt . ."

„Wie Othello . . . Und ich bleibe doch . . ."

„Ein Mohr."

„Voll Mißtrauen gegen . . ."

„Das Glück."

„Von dem ich ausgeschlossen bin."

„Warum?"

„Haben Sie das vergessen? — Anna Pia, Sie dürfen das nicht vergessen haben . . ."

Ihr ganzes Gesicht taucht sich in Rot. Verwirrung ist in ihren Augen.

„Vergessen . . nein. Das nicht, Herr Barlösius. Aber ich kann es noch immer nicht glauben."

Er lacht:

„Man muß es erleiden, um es zu glauben, — und das wünsche ich Ihnen nicht."

Sie seufzt.

„Ich bin nicht mehr, die ich war. Drei Jahre bedeuten viel."

„Und ändern wenig, — bei mir."

Sie sieht ihn an, und ihm ist, als läge etwas wie Hilflosigkeit in ihren Augen.

Konsul Stabwasser geht durch den Saal und klatscht übertrieben in die Hände.

Musik . . . Musik setzt ein. Bewegung kommt in die Gäste . . . Der Tanz beginnt.

Dr. Bruun tritt heran, in seinem tadellosen evening-dress, und verbeugt sich vor Inge Oesterheld.

Widerstrebend steht sie auf und schmiegt sich in seinen Arm.

Walzerklänge . . . Der Boston-Walzer wird getanzt.

Barlösius sieht ihr nach. Da schwebt sie hin! Wie das Leben . . . ist sie nicht wie das Leben?

Sie ist das Leben.

Er lächelt — sein ganzes gelbes Gesicht lächelt.

„Anna Pia," sagt er . . . er spricht den lieben Namen aus, mit dem er sie vormals nannte.

Sie kommt an ihm vorüber. In Dr. Bruuns Arm geschmiegt, nickt sie ihm zu.

Er starrt ihr nach.

Wie das Leben ist sie!

Inge, Inge, Inge.

Dann erhebt er sich und geht ins Nebenzimmer, wo Korbsessel stehen.

Musik rauscht wie starke Vogelschwingen.

Sie drehen sich im Takte.

Fräulein Jonasson kommt zu ihm, mit geröteten Augen.

„Sie tanzen nicht, Meister?"

„Wie schön Sie sangen", sagt er, und nimmt ihre Hände.

Sie lacht verwirrt und glücklich.

Er aber denkt, es seien Inges Hände, und küßt sie.

„Meister . . ." haucht Fräulein Jonasson.

Da läßt er sie los. Er merkt, daß es Fräulein Jonassons Hände sind, und läßt sie los.

„Sie sangen hübsch . . ." sagt er, „lieben Sie Grieg?"

Fräulein Jonasson kann gar nicht antworten. Sie läuft hinaus, ein Herr fängt sie auf und dreht sich mit ihr im Tanze.

Erfrischungen werden gereicht, Schüsseln mit Brötchen und Eisgetränke.

Dr. Bruun erscheint vorübergehend im Türrahmen. Er wirft einen Blick auf Barlösius und verschwindet.

Inge, Inge, Inge.

„Drei Jahre bedeuten viel."

„Und ändern wenig — bei mir."

Und dann — ihr Blick, in dem etwas wie Hilflosigkeit lag . . .

Inge, Inge, Inge.

„Nein," denkt Barlösius, „drei Jahre ändern wahrhaftig wenig. Es steht heute mit mir genau so, wie es vor drei Jahren stand . . ."

Er steht auf.

Da kommt sie, und er geht ihr entgegen.

„Ich dachte," sagt sie, „Sie würden mich zum Tanze auffordern . . . Herr Barlösius?"

Er sieht sie an.

„Gern . . gern . . . Aber . . ."

„Aber?"

„Sie würden es bereuen."

„Bereuen?"

Er schüttelt den Kopf.

„Denken Sie an die arme Desdemona!"

Ein Schatten überfliegt ihr Gesicht.

„Ich fürchte mich nicht, Othello," sagt sie und sieht ihn fest an. Sie sprechen ganz leise, aber Heftigkeit und Leidenschaft ist in ihren Stimmen — als ginge es um Leben und Tod.

„Ich bin nicht dieser Othello. Ich bin nicht eifersüchtig und habe keinen Grund, es zu sein."

— „Dr. Bruun sagte mir, daß Sie hier ganz allein säßen."

Er weiß, warum sie das jetzt, gerade jetzt erwähnt. Er lächelt.

„Vergeben Sie mir, Anna Pia, heute tanze ich nicht mit Ihnen. Die Wahrheit ist, daß ich mir nicht traue . . . Das Fleisch ist schwach, wenn Musik es entnervt . . ."

„Was wäre dann?

„Es würde mit Schimpf und Schande enden."

„Drei Jahre . . . die bedeuten viel."

„Schimpf und Schande — das wäre gleichwohl das Ende."

„Ungläubig sind Sie."

„Gegen wen?"

„Gegen . . . das Glück, meinetwegen."

„Glück? — Ich kenne das nicht. Ich habe das nie gekannt. Ich darf das nicht kennen. Wer hätte mich auch dran glauben gelehrt? Mein Leben, mein Erleben war dazu kaum angetan."

„Wie bitter Sie sprechen . . . wie unerlöst . . ."

„Glück . . . Das ist etwas für die Intakten, die nicht irgendwie schwarz sind, für die Gewöhnlichen, für des Volkes reiche, lockige Lieblinge. Für die da drinnen ist es . . . für diesen Dr. Bruun . . . für Sie, Anna Pia, das verzeihen Sie mir . . ."

„Sie verachten mich?"

„Ich preise Sie — — über alles preise ich Sie glücklich!"

„Was ist das für ein Glück, das man mit — denen teilt?"

Er sieht sie stumm an.

„Drei Jahre", spricht er langsam und mit zitternder Stimme, „bedeuten viel."

„Alles, oftmals."

Er ist bewegt. Seine Augen flackern wie in gewissen Stunden des einsamen Rausches am Arbeitstisch. Aber dann wird sein gelbes, häßliches Gesicht ganz düster.

„Nein, nein!" ruft er. „Ich habe vor Ihnen auf den Knien gelegen, damals! Sie sind hinausgegangen, und taten recht daran! Es war ein Irrtum — ich habe das längst erkannt . . . Wohl sehnt sich der Geist nach dem Leben, manchmal . . . Aber er darf sich nicht erlösen lassen . . . Er darf es nicht! — Adieu, Anna Pia", fährt er ruhiger fort. „Ich störe Ihren Frieden nicht. Ich lasse Sie in Ihrem Glück . . ."

„Ich bin nicht glücklich! Ich bin es nie gewesen, diese Jahre lang . . . seit damals!"

Er hat sich schon wieder gefunden.

„Das ist Dr. Bruuns Angelegenheit," sagt er und lacht.

Sie läßt die halb erhobenen Arme sinken.

„Das ist nicht Ihr Ernst, Herr Barlösius."

„Kann sein. — Aber ich sage Ihnen, Inge Oesterheld: abgesehen von gewissen unvernünftigen Stunden bin ich ganz wunschlos. Der einzige gute Standpunkt dem Leben gegenüber: vollkommene Resignation."

„So gibt es doch unvernünftige Stunden?"

Er lacht grausam.

„Ja, bei Gott, die gibt es. Sehr unvernünftige Stunden. Man muß sich damit abfinden und einrichten, so gut es geht . . ."

Inge, Inge, Inge, denkt er.

„Oder man muß ihnen Genüge tun", sagt sie, ohne den Blick von ihm zu wenden.

Er schüttelt den Kopf.

„Das ist nicht möglich. Wir beide haben erfahren, daß es nicht möglich ist . . ."

„Und wenn es dennoch möglich wäre?"

Sie messen sich mit den Blicken, — drei Sekunden lang.

„Adieu, Inge," sagt er, „adieu, Anna Pia . . . ich gehe . . . ."

„Auf Wiedersehen, nicht wahr?"

Er nickt nur mit dem Kopf. Er hält ihre Hand in der seinen und verschwindet dann im Gewühl.

Inge Oesterheld sinkt in den Sessel, darin er vorhin saß, und birgt das Gesicht in die Hände. Aber hinter den Händen lächelt sie.

IV.

Kommerzienrat Oesterheld sagte zu seiner Tochter:

„Bruun war vorhin bei mir. Er hat eine Depesche bekommen, man ruft ihn ins Ministerium zurück."

„Wann fährt er?" erwiderte sie gleichmütig.

Ihr Vater sah sie mit forschendem Blicke an.

„Heute noch. Er wollte nach dem Frühstück kommen, sich von dir zu verabschieden. — Das waren kurze Ferien für ihn", fügte er bedauernd hinzu.

„Ja, nur vierzehn Tage. Wären wir wenigstens, statt uns an den Laghi

aufzuhalten, gleich nach Venedig gegangen."

Sie saßen auf der prächtigen Gartenterrasse bei Bauer-Grünwald und frühstückten.

Der Maimorgen war mild und von Vogeljauchzen erfüllt.

Schläfrig lag der Kanal.

Inge Oesterheld trug ein weißes Kleid von unvergleichlicher Leichtigkeit.

Ein schmaler Goldreif wand sich durch ihr Blondhaar.

Ihr Vater saß ihr gegenüber und hatte, als sie kam, die Zeitung fortgelegt; er war auch in den Ferien ein Frühaufsteher.

„Tut es dir gar nicht leid, daß Lothar geht?" fragte er und strich seine Koteletts.

„Die Wahrheit zu reden, Papa: wenig."

„Und warum? — Er ist von der größten Aufmerksamkeit."

„Er ernüchtert mich."

„Welch ein Wort!"

„Auf eine abscheuliche Art ernüchtert er mich. Er paßt nicht nach Venedig. Er nimmt sich deplaciert aus in dieser feenhaften Stadt."

„Du bist hart."

„Ich habe ein Recht dazu."

Der Kommerzienrat langte wieder nach der Zeitung, um einen aufsteigenden Unmut dahinter zu verbergen. Aber die Blicke, die er dann und wann zu seiner Tochter hinübersandte, zeigten, daß er sie liebte.

Inge trank Tee und las ihre Briefe.

Auf der Terrasse saßen nur wenige Menschen, denn es war noch früh. Eben erst hatten die bronzenen Venezianer auf dem Torre d' orlogio die achte Morgenstunde verkündigt.

Ein Herr kam heraus, ein Herr im hellen Sommeranzug: mit weißen, umgeschlagenen Wollbeinkleidern und blauem Jakett.

Der Kommerzienrat sah gerade auf.

„Da ist Herr Barlösius", sagte er; er hatte inzwischen erfahren, daß der Novellist in diesem Hotel wohne.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein," sagte Barlösius. „Herr Kommerzienrat, ich habe die Ehre . . ."

„Sind Sie auch solch ein Frühaufsteher?"

„Wer kann faulenzen? Faulenzen bei so schönen Tagen? . . Überdies, ich habe schon meine Arbeit gemacht."

„Arbeiten Sie so früh?" fragte Inge.

„Nur so früh. Seit ich in der Lage bin," lachte er, „mir die Zeit auszuwählen, die mir am besten ist, arbeite ich nur in den Morgenstunden . . . Es wird ganz anders, was man da macht. Viel freier, leichter. Der Kopf ist gut ausgeruht, wissen Sie . . . Man ist dem Tage fremd und hat Distanz . . . Darauf kommt letzten Endes alles an . ."

„Wie lange arbeiten Sie denn so?" fragte der Kommerzienrat; er dachte an sein Kontor.

„Von fünf Uhr ab, in der Regel und im Sommer."

„Drei Stunden?"

„Wenig, nicht wahr?" lachte Barlösius: „Ja, ja, ich bin ein großer Tagedieb vor dem Herrn! — Aber ich werde mich hüten, nach der dritten Arbeitsstunde noch irgend etwas Ernsthaftes vorzunehmen."

Inge nickte mit dem blonden Köpfchen.

„Es sind wohl besondere Bedingungen, unter denen Sie arbeiten, ich kann das ganz gut verstehen. Aber Sie sagten vorhin, daß es . . . daß es früher anders war?"

„Ja, solange ich Fronarbeit verrichten mußte, um leben zu können. Da habe ich den ganzen Tag gearbeitet, bis zur Dämmerung . . ."

„Das war, als Sie noch bei uns da oben wohnten, nicht wahr? In dem ‚enthaltsamen' Zimmer, von dem Sie mir erzählten . . ."

„Es war, als ich Sie . . . kennen lernte — es war vor drei Jahren.“

Ihre Blicke kreuzten sich, wie feindliche Klingen.

„Es war, bevor ich ‚Inge‘ schrieb . . .“

„Ich muß das doch wirklich einmal lesen,“ sagte der Kommerzienrat: „Wissen Sie, unsereinem bleibt wenig Zeit für Romane und solch Zeug . . . Man führt ein beschäftigtes Leben . . . Aber da ich nun den Vorzug Ihrer persönlichen Bekanntschaft . . .“

Barlösius hatte ein Lächeln im gelben Gesicht.

„O, bitte, Herr Kommerzienrat, derangieren Sie sich nicht . . . ich dispensiere Sie . . .“

„Nein, nein, sobald es geht . . . Meine Tochter hat ja wohl das Buch . . . Ich wußte gar nicht, daß sie eine so enragierte Verehrerin von Ihnen ist . . . Erst jetzt merke ich es . . .“

Nicht wahr? — Inge wird ein wenig rot. Unter ihrem gescheitelten Haar kriecht die Röte hervor und verteilt sich über die Stirn.

„Nun, Papa, Verehrerin . . .“ sagte sie. „Das Buch ‚Inge‘ hat immer auf meinem Schreibtisch gelegen, und ich kann wohl sagen — ohne Herrn Barlösius zu schmeicheln — daß ich mit dem Buche einigermaßen verwachsen bin. Aber Verehrerin? — Ich habe nie Verehrungsbedürfnisse gehabt . . .“

„Niemals? — Du hast doch, entsinne ich mich, schon manchen Dichter angebetet?“

„Angebetet! In was für Worten du redest. ‚Anbeten‘ — das Wort wird ebenso oft mißbraucht, wie ‚sündigen‘. Ich habe stets den Künstlern zuungunsten der Referendare und Gesellschaftsmaschinen den Vorzug gegeben — vielleicht nur deshalb, weil ich, durch Sympathie, mehr von ihnen wußte . . . Ein Künstler ist einer, der mit Narben bedeckt ist, die er in gefahrvollen Kämpfen davontrug. Ich habe solche Kämpfer immer geliebt . . .“

„Wie Desdemona,“ sagte Barlösius ernster, als sein Gesicht vorgab.

Und, da sie nicht verstand:

„Entsinnen Sie sich der Verse? Othello sagt sie, als er ihr und ihrem Vater gegenübersteht. Auge in Auge mit ihr und ihrem Vater sagt er sie, nachdem er heimlich ihr Herz gewann:

‚Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen‘.“

Ein Funke flog aus seinem Auge in das ihre und zündete dort.

Dann sagte Barlösius, er müsse fort, er wolle auf der Lagune segeln und später am Lido baden, das tue er alle Tage.

Nach dem Frühstück kam Dr. Bruun, reisefertig.

Mit zärtlicher Höflichkeit küßte er Inges Hand.

Er bedauerte, daß man ihn zurückrufe — allein die Pflicht . . . der müsse ein preußischer Assessor und Hilfsarbeiter im Finanzministerium gehorchen.

„Auf Wiedersehen also.“

„Auf Wiedersehen, Lothar.“

Er wollte ihre Hand zum Munde heben, aber sie entzog sie ihm.

Der Kommerzienrat sah das alles mit erstaunten Augen an, doch er schwieg.

So reiste Dr. Bruun ab. —

V.

Inge, Inge, Inge.

Wie schön das ist, im Segelboot ausgestreckt zu liegen und an dich zu denken.

Die Lagune schläft, und träge gleitet das Boot über ihren Rücken.

Der Himmel strahlt in reinem Kobaltblau.

Die weißen Wölkchen sehen aus wie Mädchen in weißen, bauschigen Röcken, die Reigen tanzen.

Wie du sehen sie aus.

Inge, Inge, Inge.

Heut' nacht träumte ich von dir.

Du warst so schön, wie damals, an jenem Abend bei dem gelehrten Herrn, der uns beide einlud.

Und trugst das weinfarbene Kleid.

Heut sah ich wieder den Goldreif in deinem Haar.

Was sagtest du doch, neulich? Du seiest nicht mehr, die du gewesen?

Du bist es noch. Bist noch so schön.

Du bist das Leben!

Was sagtest du doch, damals! An jenem Abend bei dem gelehrten Herrn?

Das Leben kann ihn erlösen, den Geist.

Du kannst mich erlösen!

Ich möchte meinen Kopf in deine Hände betten.

Du sollst mich lieb haben, hörst du nicht?

Mich hat ja noch nie einer lieb gehabt!

Soviele lieben mich — und keiner hat mich lieb!

Inge, Inge, Inge!

Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen . . .

Wie blau der Himmel ist!

Die Wellen gluckſen an der Bordwand.

Wer hätte alles dies gedacht, vor drei Jahren . . . Als ich von dir kam, an jenem Sonntagnachmittag . . . Ich nahm eine Droschke . . . Ich wollte nichts sehen, nicht das Leben sehen, das lockend und lächelnd in den Schaufenstern thront . . . Ich war fertig . . .

Und nun — nun liege ich hier, im Angesicht Venedigs, im Segelboot, und meine Wünsche reichen den deinen die Hand . . .

Wenn es dennoch möglich wäre . . . Sagtest du nicht so?

Inge, Inge, Inge:

Es ist möglich!

Jetzt ist es möglich!

Man muß nur glauben. Man muß an die Versöhnung glauben können.

Du hast mich glauben gelehrt: ich kann glauben . . .

Inge, Inge . . . meine Inge!

VI.

Als Kommerzienrat Oesterheld am Sonntagnachmittag, gegen sechs Uhr, ins Hotel zurückkehrte, fand er auf der Platte seines Sekretärs, mit einem unverschlossenen, an Dr. Bruun adressierten Briefe, eine Mitteilung seiner Tochter. Sie erinnerte ihn, daß sie zum Tee im deutschen Konsulat sei, und bat, den beiliegenden Brief zu lesen und abzuschicken.

Er schüttelte den Kopf, nahm den Bogen aus dem Umschlag und las:

„Lieber Freund. Daß diese Zeilen Dir Schmerz bereiten werden, bedauert niemand mehr als ich; aber niemand weiß auch wie ich, daß es sich nicht vermeiden läßt. So geschehe denn in aller Kürze, was geschehen muß.

Ich habe Dir versprochen, Deine Frau zu werden, doch ich kann mein Versprechen nicht halten. Ich nehme mein Wort zurück und bitte Dich nur zu begreifen, daß ich es zurücknehmen muß.

Erst hier ist mir klar geworden, daß ich einen andern liebe, — und immer geliebt habe, länger jedenfalls, als ich Dich kenne.

Es muß Dir gleichgültig sein, wer dieser andere ist.

Ich kann Dir auch heute noch nicht sagen, ob ich seine Frau werden werde.

Aber Du wirst begreifen, daß ich mit der Liebe zu ihm im Herzen nicht Deine Frau werden kann.

Vor Jahren hat mich dieser Mann geliebt. Er hat es mir damals gesagt; aber da ich ihn nicht liebte, da er mir fremd und unheimlich war, so sagte ich nein.

Ob er mich heute noch liebt? Ich weiß es nicht genau. Jedenfalls liebe ich ihn, und darauf kommt es an.

Du wirst begreifen, daß ich nicht Deine Frau werden kann.

Laß uns, wenn wir uns wieder treffen, einander als die guten Freunde begegnen, die wir sind und hoffentlich bleiben.

Inge Oesterheld."

Der Kommerzienrat schüttelte den Kopf.

Das begriff er nicht.

Er begriff nicht, daß so etwas sich vor seinen Augen abspielen konnte.

Oder doch:

Er begriff. Denn er kannte seine Tochter. Er kannte ihr Wesen, das nur dem sich erschloß, den sie liebte.

Wer war er . . . der andre?

Es war der Dichter Barlösius, ohne Zweifel.

Armer Bruun, dachte er, da ist nichts zu machen. Darein wirst du dich ergeben müssen.

Wenn Inge so etwas tut, so hat sie es reiflich überlegt.

Er nahm den Brief, klebte ihn zu, frankierte ihn und schickte ihn zur Post.

„Wenn das gnädige Fräulein zurückkehrt, melden Sie es mir," sagte er zum Portier.

Er setzte sich mit einer Zigarre auf die Terrasse und sah nachdenklich auf die trägen Fluten des Kanals hinaus.

Er überdachte das Schicksal seiner Tochter.

Eine kleine Stunde war vergangen, da wurde ihm ihre Rückkehr angezeigt, und er begab sich auf ihr Zimmer.

„Du hast meinen Brief gelesen?" fragte sie, indem sie ihm entgegenkam.

Er nickte.

„Auch bereits abgeschickt."

„Ich danke dir, Papa."

Er schloß sie in die Arme.

„Du weißt, mein Kind, daß ich schrankenloses Vertrauen zu dir habe, und ich weiß, daß ich es haben kann, wenn auch dein Tun und Lassen mir manchmal seltsam erscheint."

Er zog sie neben sich auf das zierliche, lachsfarbene Sofa.

„Aber will mein Töchterchen mir nicht wenigstens sagen, wer dieser ‚andre' ist, von dem sie spricht?"

„Sollte es dir wirklich entgangen sein?"

„Barlösius?"

„Ich liebe ihn!" Sie bettete das Köpfchen an des Vaters Brust: „Ich liebe ihn, ich liebe ihn . . ."

Ihm wurde das Herz warm, wie er sein kühles, strenges, beherrschtes Kind plötzlich so weich und haltungslos sah.

Er strich über ihren glatten, blonden Scheitel.

„Und er?"

„Er ist so ungläubig, er glaubt an kein Glück. Glück, hat er mir neulich gesagt, Glück ist für des Volkes reiche, lockige Lieblinge . . ."

„Ist er nicht ein solcher Liebling des Volkes? Man liebt ihn doch überall, ihn und seine Bücher?"

„Nein, er ist hart und unselig. Er ist in der Sphäre des Geistes und der Kunst zu Eis erstarrt. Er ist kein Liebling, und sein Ruhm ist ein Mißverständnis. Ich habe Mitleid mit ihm . ."

„Vielleicht liebt er dich — um dieses Mitleids willen?"

„Wie Othello die Desdemona liebt?"

„Wie er es gestern früh sagte."

„Ich will ihn den Glauben lehren . ."

Sie richtete sich auf.

„Mein gutes Kind," sagte der Kommerzienrat und küßte Inge auf die Stirn.

Dann ging er und ließ sie allein.

Es ist am besten so, dachte er.

Er kehrte in sein Zimmer zurück, nahm einen Briefbogen und schrieb an Bruun.

„Mein lieber Herr Bruun. Der Brief meiner Tochter hat Sie von

ihrem Entschlusse in Kenntnis gesetzt, und ich habe ihm nur noch hinzuzufügen, daß ich in einer Aussprache mit Inge diesen Entschluß unabänderlich fand. So sehr ich Sie bitte, nach wie vor überzeugt zu sein, daß eine Verbindung meiner Tochter mit Ihnen mein aufrichtiger und herzlicher Wunsch war, kann ich mich doch ihren Gründen nicht verschließen und willige daher ausdrücklich in die Lösung eines Verhältnisses, das allen Beteiligten zur Freude und Ehre gereichte. Indem ich Sie, mein lieber Herr Bruun, bitte, an die in unserm Hause verlebte Zeit möglichst ohne Bitterkeit zurückzudenken, füge ich diesen Zeilen den Ausdruck meiner großen und fortdauernden Wertschätzung bei.

Ihr ergebener
Oesterheld."

VII.

Inge, Inge, Inge . . .

Sie liegen draußen, auf dem Lido, weit von den Bädern entfernt, und er hält ihre Hand.

Der Himmel ist blau, wie ein veilchenblauer Sonnenschirm ist er ausgespannt.

Weiße Möwen fliegen kreischend vorüber.

Mit breiter Zunge leckt das Meer am Lande.

„Wie schön du bist, Inge . . .
Wie das Leben bist du!"

„Weißt du noch, was ich dir sagte, als wir uns zum ersten Male sahen? Daß das Leben den Geist erlösen könne?"

„Du hast mich erlöst . . . Du hast mich erlöst. Aus eisigen Zonen hast du mich in eine durchwärmte Frühlingslandschaft geführt."

Er küßt ihre Hand.

„Du Guter . . . mein Freund," sagt sie:

„Wir werden glücklich sein."

Er lächelt:

„Ein Glück für mich! Es ist wie ein Traum. Ich habe wohl gedacht, daß Kreaturen, wie ich es bin, verdüstert und verrucht, daß denen, die sich dem Geist und dem Wort verschrieben haben, kein Glück erblüht. Aber doch, doch hat sich der Geist mir immer nach dem Leben gesehnt . . . verlangend habe ich die heißen Hände ausgestreckt . . . nach einem armen Fetzen Sinnenglück . . .

Nun halt' ich dich, Geliebte, bei der Hand . . . du mein Glück, mein Friede, meine Versöhnung mit dem Leben . . . du meine Erlösung aus bittren Einsamkeiten . . ."

Er bettet den Kopf in ihre Hände, und sie schmiegt sich an seinen Nacken.

Eine Stimme singt — sie singt wie im Traum.

Sie jauchzt und jubelt.

„Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit,
Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit!"

Fräulein Jonasson wandelt in den Dünen.

Ihre Brust schwillt in Sehnen und Jauchzen, und sie singt:

„Jeg elsker dig i Tid og Evighed . . ."

Da steht sie auf der Höhe und sieht die beiden.

Er hat den Kopf in ihre Hände gebettet.

„Jeg elsker — — —"

Ihre Stimme bricht ab, ganz jäh.

Mit eingezognem Kopf läuft sie davon . . .

Inge, Inge, Inge.

Oskar von Schütte: Richtet nicht . . . .

Eine Erzählung aus den Bergen.

(Schluß.)

Rose trat ein in den großen Raum, der im Dämmerlicht des beinahe scheidenden Tages sich wölbte, gleich dem Kirchlein in ihrem Dorfe. Herrmann hatte mit dem Geigenspiel nicht aufgehört, dem sie schon lange vor der Türe gelauscht hatte. Es war gerade wie früher auch, so von einem ins andere spielte er, und immer hatte er die Geige hervorgeholt, wenn seine Gedanken am innigsten sich mit der Malerei beschäftigten. Drum war sie eingetreten, wie sie es früher immer getan hatte. Der Herrmann hatte nun aufgeblickt, ohne Überraschung im Blick, wie jemand, der erschaut, was ihm alltäglich geschieht. Er bot ihr keinen Stuhl an, und sie setzte sich, wie früher immer, auf den erhöhten Fenstertritt und horchte auf die seltsam feinen Töne, die Herrmann auf der Geige strich. Einmal sah er auf mit dem Augenzwinkern, wie vor all den Jahren. Als ob die Zeit still gestanden wäre! Durch die hohen Fensterscheiben schoß seitwärts ein greller Lichtstreifen. Es ging in die Dämmerung über. Da erhob sich die Rose.

„Nicht." Der Herrmann befahl mit einer scharfen Handbewegung. Die Farbenpalette hatte er schon in der Hand, und mit dem Fuß schob er sich die Staffelei heran, darauf eine unbemalte Leinwand in einem Rahmen aus schwarzem Holz gespannt war.

Die Rose atmete kaum. Der Herrmann senkte die Augen in ihr Gesicht, wie in einen See. Immer tiefer sah er, immer klarer stieg ihm auf, was ihm die vielen Jahre hindurch nie wieder kommen wollte. Die Hand gehorchte dem Blick, erst zag und dann in seiner festen, schnellen Art. Es wurde fahl und bläulich in dem weiten Raum. Der Herrmann saß vor der Skizze, zurückgesunken mit dem Körper, wie mit den Sinnen. Leise erhob sich die Rose. Wer wollte da stören mit langen Reden, dachte sie. Vielleicht hat gerade jetzt die schwere Erinnerung an das Anni sein Ende gefunden, vielleicht war sie ihm wieder geboren, die reine Einfachheit seiner Jünglingsjahre. Die Rose schlich auf den Zehenspitzen nach der Türe. Da drehte der Herrmann den Kopf nach ihr. „Also, morgen wieder, genau zu demselben Licht." Die Rose nickte. Der Herrmann lächelte ihr zu, wie einer Erscheinung. „Gott helfe ihm," sagte sie leise vor sich hin, als sie die Treppen hinunterging.

„Lieber Christian.

„Du mußt es nicht übel vermerken, daß ich noch eine Woche hier bleiben werde," schrieb sie noch selbigen Abends. „Wer da helfen will, muß die Ruhe dazu finden. Ich habe alles überdacht. Wir können nun das Kind nehmen. Ich kann dem Herrmann nicht davon sprechen, und ich glaube, daß es besser ist des Kindes Triebe niederzulöschen mit dem kühlen Tau unserer Bergeinfalt. Dir aber, Christian, danke ich in meinem Herzen, daß Du mich mit Deiner Liebe gefunden hast. Sorge nicht um mich, es ist alles sicher und ruhig in mir.

Die Rose, welche Deine treue Frau ist."

* * *

Um die späte Nachmittagsstunde des nächsten Tages saß sie wieder auf dem Fenstertritt. Der Herrmann spielte auf seiner Geige. Er hatte sie bestimmt erwartet, das konnte sie fühlen. Je näher die Sonne dem Westen zusank, desto feiner und langsamer wurden die Melodien. Es kam Heimatliches hinein, mit andern verwobenen Bergliedern. Ganz plötzlich brach es mitten drin ab. Der Herrmann sah in den Himmel und auf das Bild von gestern. Das Licht strömte in weißen Bündeln herein. Der Herrmann tauchte eine breite Feierlichkeit in den Blick, wie er die Rose ansah, als könnte er seine ganze Kindheit in ihrem Gesicht wiederfinden. Vom ersten Anbeginn, da sich das zarte Nachbarskind über ihn gebeugt hatte, um zu sehen, was er da alles auf dem Papier hatte. „Ei," hatte sie erstaunt ausgerufen, „da ist ja die ganze Stadt beisammen." Und dann waren sie die ganze Jugendzeit zusammen geblieben, bis sie die Rose wegschleppten und er bald wußte, daß alles, was sie ihm damals darüber zu schreiben wußte, nur ein hilfloser Aufschrei bleiben würde, denn die Rose gehörte nicht in die Unsicherheit seines Lebens. . . .

Kam es vom Zurückdenken, oder war es kalt in dem Raum, dem wieder in bläulich fahlem Licht der Tag entschwand, die Rose fuhr fröstelnd empor. Ruhig legte der Herrmann den Pinsel weg und holte ihr Tuch, das auf dem Stuhl neben der Türe lag. Die Rose war aufgestanden, um zu gehen. Er legte langsam das Tuch um ihre Schultern.

„Du gehst wieder?" frug er langsam.

„Ich komme morgen und so lange, bis das Bild fertig ist."

„Das Bild ist fertig," der Herrmann sah sie klar an, „komm aber dennoch wieder."

„Ja. Um dieselbe Zeit?"

„Willst du, dann hol mich am Vormittag. Es ist so durchsichtig jetzt. Ich will dich am Tage sehen. Und gib mir auch einmal deine Hand."

Rose ließ ihm die Hand. Er sah lange darauf und sagte dann leise: „Herrin vom Holunderberg."

* * *

Sie gingen in das sanfte Land hinaus am Genfer See. Manchmal gingen sie bergan. Da blieb die Rose oft stehen und sah zurück.

„Das mußt du nicht," sagte der Herrmann gereizt. „Das tun die Satten. Die Hungrigen schauen immer vorwärts."

„Ich verstehe dich nicht," sagte sie einfach.

„Das kann ich dir erklären. Du hast immer zurückgeschaut. Es war das warme Deckbett der Familie, wo du unterschlupfen mußtest."

„Wäre es dir lieber, ich läge frierend auf der Landstraße?"

„Davon mußt du nicht anfangen, Rose von der Tannen." Seine Augenbrauen zogen sich böse zusammen.

„Gerade davon muß ich sprechen, weil ich dir die Ruhe bringen möchte. Es ist auch kein Gespenst. Es ist nur das arme Anni, die Selhoferin, und die hat ihr armes Leben ausgehaucht in Geborgenheit auf dem Breitenast." Der Herrmann lachte höhnisch. „Wie ihr das alles so hübsch ausgedacht hattet, du und der dort auf dem Holunderberg. Derweilen mußte uns arme Landstreicher der Wind zusammenführen. Schön war sie, die Selhoferin, und wenn sie mich geliebt hätte, wäre alles gut geworden. Sie grämte sich um den dort oben, und als sie dann mein Kind unterm Herzen trug, hab ich ihr den ganzen Handel erzählt, wie du, die feine Rose von der Tannen, längst auf dem Berge warst, und was für einer der dort ist. Da ist sie mir davongelaufen. Ja, Rose, sieh mich nur an. Gut bin ich nimmer. Das hat auch seine Grenzen nach dem, wo unsereins durch muß."

Rose zog ihr Tuch fester um die Schultern. Sie blieb stehen und lehnte sich an einen Zaun. Dann sagte sie leise. „Es ist ein Kind da. Ein schönes, ein besonderes Mägdlein, so sagt der Christian, und wir haben im Sinn, es auf den Berg zu bringen, weg von den alten Grubers, die es bislang erzogen haben. Dem Vater wurde nie nachgefragt, aber da war das schreckhaft Ähnliche mit den Bildern und darum, Herrmann, kam ich auch, denn du mußtest davon wissen." Die Rose wußte nicht, ob der Herrmann ihr weiter zuhörte. Er stand da mit vorgestrecktem Körper und sah mit weiten Augen über den See hinaus.

Es blieb lange still zwischen den beiden.

„So, so," sagte er endlich und lächelte wie fernab. „Also ein schönes Kind, ein besonderes Kind, — ein Kind, das lebt und lacht und tanzt. Oh, die, welche lachen und tanzen, leiden auch am meisten. Du warst immer still, Rose, und der Herr auf dem Holunderberg, dem ich die Braut verdorben habe, weil er sich die Meine als seine rechtmäßige Frau auf den Berg setzte, der kann auch nicht lachen. Ein Stiller, ein Großer, ein Ehrlicher. Die Selhoferin und ich, das hätte noch was werden können, ohne euch, mit eurer erschrecklichen Nüchternheit. Lachen und leiden, das mußte so auf einmal in ein Bild hinein. Darum, wenn sie sich gerade am meisten sehnte, die Selhoferin,

mußte sie sich lachend zur Schau stellen." — Rose fuhr fröstelnd zusammen. „Herrmann, um deine Knabenseele, da war es wie eine Dornenhecke, da konnte keines Menschen Blick dahinter. Der Meine nur manchmal, so an hohen, hohen Festtagen. Wie herrlich muß es in deiner Knabenseele ausgesehen haben, da du noch alles vor den Menschen verbergen wolltest, und nachher . . ."

Der Herrmann sah sie lange an, wie sie dastand, während ihr die Tränen einzeln in schweren Tropfen über die Wange rollten. „Du wirst wieder unterschlupfen, Rose von der Tannen. Sieh, Du fröstelst schon zum zweitenmal, und es ist Mittag mit der heißen Sonne."

Die Rose erschrak. Sie kam sich so müde vor, sie hatte zuviel hergeben müssen von ihrer Kraft in den letzten Tagen. Ja, das war des Herrmann Kunst, welche dem Menschen die Kleider vom Leibe und die Kraft aus der Seele reißen mußte, damit es etwas sei. Sie sah ihn schmerzvoll an. „Wie ein richtiger Kindlifresser bist du auch, Herrmann, deine Kunst ist ein Nimmersatt."

Der Herrmann lachte sehr laut. „Fein bist du, Rose, aber helfen kann mir deinesgleichen nimmer."

„Dennoch habe ich dir geholfen. Einen Schritt weg vom Vergangenen. Es ist mit mir wieder ein Lebendes auf deine Leinwand gekommen." Die Rose hatte fest gesprochen.

Der Herrmann lachte noch lauter. „Und jetzt gehst du auf deinen Berg und kommst dir Wunder wie vor mit dem, was du hier ausgerichtet hast. Nüchtern ist mir mit dir, Rose, erschrecklich nüchtern. Ich möchte dich nicht einmal nackt sehen wollen." Er lachte roh. „Das erschreckt dich, „nackt" — gelt?" Sie war langsam weitergegangen. Mit einer ruhigen Art sagte sie: „Nein, Herrmann, das erschreckt mich nicht. Wir werden allesamt nackt geboren. Mich erschreckt nur, wie du es ansiehst. Darum, Herrmann, möchte ich jetzt lieber gleich heimfahren. Wenn du einmal eine reine Sehnsucht nach deinem Kinde haben solltest, darfst du immer getrost auf den Holunderberg kommen." Sie war eilig fortgeschritten von ihm. Der Herrmann hatte sie nicht zurückgerufen. Er hatte ihr nicht einmal nachgesehen. Was ging ihn dies alles an. Die Moral seiner Knabenjahre, die hatte ihn auch nicht weitergebracht: aufgehalten hatte es ihn nur, daß er sich die Rose von der Tannen einredete, und da er am heißesten wünschte für sie Großes zu schaffen, fiel ihm nie etwas ein. Nur die Wirklichkeit, die breite Wirklichkeit konnte ihm helfen. Und mit der Selhoferin, da nahm er sich auch gleich alles, vom ersten Sehen an, damals auf dem Bahnhof, im Gedränge. Ja das absonderliche, flammende Wesen, das hatte Raum geschafft in seiner Phantasie. So lebendig konnte nur sein, was sündhaft ist. Und wenn er ihr auch die Kleider vom Leib gerissen hatte, so war immer mit der Wunsch dabei die beiden zu treffen, die so an der vollen Schüssel des Alltags saßen, erstmals

sie, die Rose, die meinte, daß man mit zugeschnürtem Hals und aus aller Armseligkeit des Darbens nur gleich für sie der Große werden konnte. Keine Zeile durfte hin und hergehen zwischen ihnen, denn so lange sie, wenn auch nur für den Schein, die Herrin vom Holunderberg war, sollte es da keine Verbindung geben. Gott bewahre, denn damit hätte sie sich am Ende auch die andere Türe verschlossen, die Türe, durch die sie zu Christian kam. Die Selhoferin, sie hatte es ihm sauer genug gemacht mit der vergrämten Sehnsucht, mit der Reue um sich selbst und mit dem flammenden Haß für ihn. Er biß die Zähne aufeinander. Und dann, wenn sie ihm so dastand und auf dem bloßen Leib selbstvergessen mit der silbernen Herrinnenkette spielte — wie sie so dastand und er sah, wie sich's schon regte in ihrem jungen Leib, und wie ihn dies Wunder aufreizte, daß sie mit seinem Kind unterm Herzen sich weiter sehnte nach dem andern — — — und seither — ja seither, da hatte er nichts anderes gesehen. Er blieb stehen. Jetzt mit einemmal war etwas stärker gewesen in den letzten Tagen. Er lief nach Hause. Oh, wie er sich freute der tiefen Farblosigkeit seiner Werkstatt. Die schweren Gardinen zog er nur zurück, wenn die Sonne nach Westen neigte. Er saß nun drinnen, aber ohne Ruhe, draußen war es doch Tag. Er riß die Vorhänge auseinander. Er taumelte zurück vor der heilig ernsten Klarheit des Lichtes, das durch die breiten Fenster in die Werkstatt kam und, je höher der Mittag stieg, anschwoll, wie ein junger Strom, der los und ledig jeder Wehr, alles überflutete. Geblendet und betäubt konnte er nichts mehr erkennen als der Rose Bild, das wie eine ferne warme Freude sich über des Tages unmittelbare Nähe hob. Herrmann streckte die Hände vor. Immer zehrender wurde der Wunsch, nach dem Lebendigen im Bilde, nach dem, was ihm die Rose von der Tannen in den stillen Stunden von gestern und vorgestern zugeatmet hatte aus der Kindheit. Die blauen Abendschatten waren wieder im Raum, so lange hatte er dagestanden. Wie eine ferne warme Freude sah Herrmann das Bild wieder von sich wegrücken, dorthin, wo die reine Einfachheit seiner Jugend lag.

11.

Die Trudi hatten sie gestiefelt und gespornt, um sie auf die Reise zu schicken. Das Muetti hatte ihr einen Rock genäht aus Annelis Kleidungsstücken, der gar ordentlich aufs Zuwachsen bestimmt war. Die dicken Haarwellen bändigten sie ihr in zwei steifen Zöpfen, und über den kleinen Kopf zogen sie ihr eine dicke Kapuze. Das Kind stand da wie ein mittelalterlicher Ritter. Sie kam sich wichtig vor in der Vermummung. So gehörte es sich wohl auf die Reise, denn dem Großvater Gruber ging es ebenso. Immer noch fand das Muetti irgend eine Weste oder einen Halsschal, den er sich umtun mußte gegen die bittere Kälte. Und zu guter Letzt hatte der Knecht noch ordentliche

Nägel in des Trudi und des alten Gruber Stiefel eingeschlagen. Trudis Gepäck bestand aus einem armseligen Bündelchen. Das wollte ihr zu der gewaltigen Ausstaffierung, in der sie sich fühlte, nicht passen. Aber das Muetti verstand heute keinen Spaß, sie mußte es zwischen die Finger nehmen, so sehr sie sich sträubte.

„Das ist der Hochmut," jammerte das Muetti. „Die Frau Veronika wird ihn dir schon austreiben."

Seit gestern sprach das Muetti immer von einer Frau Veronika, wie der Prediger vom Teufel spricht. Trudi graute es, aber sie wagte gar nicht erst zu fragen, wer mit einem Male eine Frau Veronika wäre.

Dem Muetti wurde es schwer und schwerer, als die beiden hinter dem Wald verschwanden. Ob es einen Segen in des Christians Haus tragen wird, dieses querköpfige, absonderliche Wesen, wie das Trudi war! Ahnungen kamen ihr allerhand, schon seit gestern, und darum klammerte sie sich in ihren Reden an die Frau Veronika, die, das wußte sie wohl, niemals einen Übermut duldete. Der Christian dünkte ihr schwach und die Rose gar fein und zu gütig für die Art, die in dem Kinde mitsteckte. Das Muetti seufzte schwer. Es drückte sie fortab wie eine Schuld, daß sie nicht die Ausdauer zu dem Kinde gehabt hatte. Indessen waren der Gruber und die Trudi fast an der Station. Erst waren sie Hand in Hand ausgeschritten, wie zwei, die eine wichtige Sache zusammen vorhaben. Eine Zeitlang wollte sie auch noch das Bündel tragen. Im tiefsten Innern hatte sie bereits beschlossen, es bei der nächsten Gelegenheit niederzulegen. Je näher sie an die Station kamen, desto einsilbiger wurde der alte Gruber. Zuerst hielten sie an der Kreuzung. „Tu's Bündeli weg und bete hier ein stilles Vaterunser," sagte der alte Gruber mit einer ganz tiefen Stimme.

„Hier ist doch keine Kirche," bemerkte das Trudi.

„Aber hier ist ein Gedenken," sagte der Gruber. „Wessen soll ich gedenken?" frug das Kind beharrlich weiter.

Nur weil es gerade dem Großvater einfiel, konnte sie doch nicht beten. Der alte Gruber schluckte ein paarmal tief, dann räusperte er vernehmlich. Wie der Prediger im Dorf vor der Predigt. Sie legte das Bündelchen hin und setzte sich darauf. Es wurde aber ganz kurz und sehr merkwürdig, was der alte Gruber zu sagen hatte. Hier, gerade an dieser Stelle hatte man sie gefunden. Die eigene Mutter war ermüdet hingefallen vor Krankheit, und oben auf dem Breitenast war sie dann gestorben. Trudi starrte erschrocken in die Weite. Einmal hatte eine Magd ihr erzählt, daß sie eines Tages wie vom Himmel gefallen vor der Türe gelegen hatte und niemand wußte, wer ihr Vater und ihre Mutter gewesen seien. Damals war sie in den Wald gelaufen und hatte jeden Baum, jeden Vogel gefragt, ob sie Vater und Mutter gehabt hätten. Später war ihr auch ein kleines Kätzchen zugelaufen. Sie

hatte es ins Haus genommen, und jedermann liebte es, und niemand frug es, wer sein Vater und Mutter wären. Vater und Mutter, das ist ein Haus, ein Enges, dachte sie immer — vielleicht so wie der Vater Gruber und das Muetti, die immer wollten, daß man tue, was ihnen einfiel, wenn man auch einen ganz andern Sinn hatte.

„Ich kann nicht beten,“ sagte das Trubi entschlossen. „Ich kann mir nicht vorstellen, wofür ich beten soll.“

Der Vater Gruber erschrak bis in das tiefste Herz. Er fand keine Worte. Er fand nur eine Reue, daß er heute zum erstenmale dem Kinde von seiner Mutter sprach.

„Also laß uns weiter gehen. Vielleicht wirst du einmal selbst zu dieser Stelle wandern und im Gebet nach deiner Mutter rufen.“

„Ich weiß genau, Mutter und Vater ist nicht das Nötige.“

Der alte Gruber wußte sich nicht zu helfen. Sie waren glücklicherweise an der Station angelangt, wo es Billetts zu lösen gab und ordentlich aufzupassen, daß man nicht in die verkehrte Richtung fuhr.

Das Trubi hatte alsbald sehr heiß in dem stark überheizten Waggon. Auch dem Großvater tropfte es von der Stirne, aber er wagte es nicht einen oder den andern Schal loszuwickeln. Dem Kind wurde ganz Angst. Verzweifelt blickte es auf den Großvater. Da der sich nicht rührte, riß sie resolut erst die Kapuze vom Kopf und dann das Tuch herunter.

„Dein Glück, daß die Großmutter nicht sieht, wie du dich demolierst. Du bekommst sicher nimmer das Tuch so ordentlich verbunden und dann kommst du wüst genug auf den Holunderberg. Wo hast du jetzt auch dein Bündel?“

„Ich habe es an der Kreuzung liegen lassen,“ sagte die Trubi. Der alte Gruber war aufgesprungen. „Da soll doch gleich — Ja und der Zug hält darum nicht auf. Trubi, du bist doch ein rechter Unsegen.“

„Irgendwo hätte ich es sicher vergessen,“ lachte das Trubi leise. „So aber ist es Eure Schuld.“

An den Fenstern waren dichte Eisblumen. Man vermochte gar nicht durch die Eisschicht in die Landschaft zu blicken. Kaum hatte das Kind mit seinem warmen Atem ein rundes Loch aufgehaucht, war es alsbald wieder zugefroren. Leute kamen und gingen an den Stationen, wo der Zug hielt. Alle sahen verfroren aus und mißmutig. Die meisten auch hatten es mit der innern Unruhe. Einige Versuche des alten Gruber, den oder jenen in ein Gespräch zu ziehen, scheiterten meistens.

Dem Trubi wurde müde vor aller Erwartung, mit der sie einem neuen Leben entgegenging. Ihr kleiner Kopf fing an, schlaftrunken von einer Seite zur andern zu wackeln, wie ein Glockenschwengel. Der alte Gruber lächelte. In solchen Fällen, es war ihm ganz deutlich erinnerlich, hatte ihn sein Vater, da er selbst noch ein kleiner Bube war, in den Arm gebettet. Also tat er

jetzt mit dem Trubi auch, und sie schlief einen festen Kinderschlaf. Es kostete später einige Mühe, das Kind zu erwecken. Sie rekelte sich gar behaglich in des Großvaters Arm und sah endlich mit klar gewordenen Augen dicht an ihm hinauf.

„Gut war's, so zu schlafen," flüsterte das Kind mit einer feinen zärtlichen Stimme, daß es den Alten sonderbar wärmte in seinem Herzen.

„Jawohl," meinte er lächelnd. „Nun siehst du auch, daß Vater und Mutter doch zu etwas nötig sein können."

„Ob es gerade Vater und Mutter sein müssen?" sagte das Kind nachdenklich. „Es muß nur jemand sein. Mein Kätzchen hat gar oft warm genistet bei mir. Es schnurrte und hat sich dabei sicher nicht gewünscht, daß ich eine Katze wäre."

„Du bist ein richtig Losgelöstes," seufzte der alte Gruber. Ihm war traurig, daß er dem Christian so gar keine Freuden von dem Kinde würde versprechen können.

Der Zug hielt nun an der Station, wo sie aussteigen mußten. Das Trubi hatte sich mit Hilfe des Großvaters ganz kunstvoll in das große Tuch gewickelt, und die Kapuze saß auch ziemlich gerade auf den Ohren.

Der Trubi klopfte das Herz gar arg, denn nun würde der Christian sie in einen Wagen setzen, der wie aus Wolken war. Sehen konnte man nicht viel. Der Nebel war zu dicht. Das paßte auch zu dem, wie das Kind sich alles vorstellte. Sie ging an der Hand des Großvaters oder vielmehr war ihr, als schwebte sie. Es flackerten Lichter auf sie zu, und dann sprach jemand neben ihr.

„'s Wägeli wartet vor dem Stationsgebäude," sagte eine hohe dünne Stimme, und dazwischen schnupfte es, wie Nasen in der Kälte tun.

Trubi riß sich förmlich weg von der Hand des Großvaters. „Der Herr Amtsrichter habe auch noch eine Sitzung," meckerte die häßliche alte Stimme weiter, „und die Frau Amtsrichterin dürfte seit der letzten Verkältung bei diesem Nebel nicht auf den offenen Wagen. Ihr sollet immer aufsitzen, und 's Gepäck soll ich auch gleich mitnehmen."

Dem Trubi war es zum Losheulen. Am liebsten wäre sie auf und davon gelaufen. Sie konnte sich denken, was zu dieser Stimme paßte. Ein altes zerknittertes Knechtsgesicht, und so einer führte keinen Wolkenwagen. Der alte Gruber genierte sich etwas vor dem Fuhrmann, daß es kein Gepäck aufzuladen gab.

„Was des Kindes Sachen sind," sagte er endlich kleinlaut, „die würden später nachgesandt."

Der Fuhrmann wickelte das Kind wie ein Ding in eine Pelzdecke und schob ihm die Füße in einen Fußsack, dann half er dem alten Gruber vorsichtig

in den Wagen, und los ging es, als wäre es heller Tag. Ganz sicher machten die Pferde den gewohnten Weg.

Je höher sie kamen, desto mehr Nebel ließen sie zurück. Der Himmel stieg aus dem undurchsichtigen Grau des Tales in rosa und violetten Streifen herauf. Auf dem Berg glühte es blutig rot von der untergehenden Sonne. Das Trudi beugte sich weit vor mit einem heißen Verlangen im Blick, Überirdisches zu schauen. Die Pferde zogen auf der hohen Ebene ordentlich an. Aller Dampf flog mit der rosenroten Luft um den Wagen herum. Die alten Gesichter des Großvaters und des Knechtes sahen aus, als flösse Glut unter den runzligen Wangen. Das Kind faltete die Hände unter der Decke. Atemlos sah sie es aufsteigen, wie einen vergoldeten Palast, das tief braune Haus mit dem neuen roten Dach drüber. Unter der Abendröte leuchtete es wie ein Feenhaus. Trudi setzte sich nun kerzengerade auf aus einem innern Drang heraus, denn dieses Haus sah sie an als ihr Eigenstes. Sie spannte die Brauen und preßte die Lippen aufeinander. Sie löste die Kapuze und riß sich die Bänder aus den harten Zöpfen, daß ihr Haar loswallen konnte und sie umgab, wie eine Krone. Erschrocken sah der Großvater auf das Kind. „Ei, was hast du dich jetzt wieder so wüst gemacht. Und keine Zeit mehr, die Haare aufzutun.“ Der leichte Abendwind fuhr in Trudis Gelock. Nun hielt der Wagen. Das Kind war aufgestanden, während der alte Gruber herunterkletterte. „Ihr müßt den Christian entschuldigen,“ grüßte die Rose den alten Gruber mit beiden Händen. „Der Himmel segne deinen Eingang, mein Kindeli.“ Die Rose hatte die Arme um das Kind gelegt und das Köpfchen mit den losen Haaren an ihre Wange gedrückt. Das Trudi war in seiner herben Schlankheit kaum kleiner als die Rose selbst. Nun schritten sie in das Haus. Durch alle Fenster leuchtete der untergehende Tag und überfirnißte mit Gold, was sonst nüchtern aussah. Das Kind hatte noch kein Wort gefunden. Es sah nur prüfend und musternd umher, ob auch alles zu dem Bilde, das in ihrem Kopf lebte, passen wollte. Endlich wurde sie in eine gar schöne, freundliche Kammer geführt mit Blumen am Fenster und hell polierten Möbeln.

„Aber nein, die verwöhnt Ihr ordentlich,“ rief der alte Gruber ein über das andere Mal aus.

Die Rose lächelte nur und sah das Kind, welches nichts in Erstaunen setzte, mit unverhohlener Neugierde an.

„Wollt Ihr vielleicht die Mutter grüßen,“ sagte die Rose. Dem alten Gruber war es recht. Indessen wollte sie des Kindes Haare zurechtbinden.

„Ist es die Frau Veronika?“ flüsterte das Trudi mit einem Male. Und fast geheimnisvoll. „Ich möchte sie auch sehen.“

Als die Rose eine Bewegung machte, fuhr das Kind mit hastiger Stimme dazwischen. „Ich fürchte mich nicht.“

Christian stand in der Türe. Lachend frug er: „Vor wem solltest du dich fürchten?"

Demütig fast senkte das Kind den Kopf. Als Christian ihr die Hand gab, beugte sie sich nieder, wie vor einem Altarbild. Christian wurde verlegen. „Ei, sieh doch, bist du so ein Verzagtes?"

Es entstand eine kleine Pause. Niemand wußte, was er sagen sollte. Trudi sah plötzlich mit weit offenen Augen nach einer Türe, die gegangen war.

„Das ist die Frau Veronika," rief sie mit lauter Stimme.

Frau Veronika war es. Mit eisig unnahbarer Miene sah sie auf das Kind.

„Rose, mach diesem fremden Kinde die Haare in Ordnung. Es ist nicht alles ein Segen, was in der Welt wild aufwächst und das man von draußen weg in seinen eigenen Garten pflanzt. Warum habt Ihr sie nicht bei Euch behalten, Franz Gruber?"

Die Rose legte den Arm schützend um das Kind. Trudi starrte immer noch nach der Frau Veronika. Sie streckte den kleinen Arm gegen die Türe, welche gegangen war. „Hier ist der Himmel, und dort ist die Hölle. Ich bin im Himmel." Das Kind ergriff die Hand des Christian. Frau Veronika lachte. Es hatte sie getroffen, darum lachte sie.

Der alte Gruber schüttelte erschreckt den Kopf. „Ihr müßt es nicht übel vermerken, sie ist gar gewaltig aus dem Häuschen, die Trudi, und schwatzet so in einer Erregung heute hin. Man möchte denken, sie hätte das Fieber. Ja, darum ist es auch gleich besser, ich sage hier vor dem Kinde, warum wir, ich und mein Muetti, sie nicht auf dem Breitenast halten konnten, damit das Kind von diesem großherzigen Hause nicht klein denke und in seinem Kindergemüt nicht grüble, daß wir es von der Straße aufgelesen. Seine Mutter war wie mein eigenes Kind und mein Patenkind dazu. Darum hab ich mir das Allerbeste für des Anni Kind ausgedacht: den Christian und die Rose als Hüter seines kleinen Lebens. Wir Alten haben müde Beine, und so ein Junges ist gar flink. Es sollte irgendwohin, wo man noch Schritt halten kann mit ihm. Ich hoffe, daß sie unserm hohen Alter noch ein rechter Segen wird und diesem Hause auch."

Das war eine Predigt, dachte das Trudi. Nötig ist so was nicht und alle schöne Zeit geht damit hin. Es drängte sie mächtig und mit aller Neubegier zu Frau Veronika.

„Ich fürcht' mich doch nicht," sagte sie in die feierliche Stimmung hinein, welche allenthalben die Worte des alten Gruber hervorgebracht hatte. „Drum laß mich auch dort hineinsehen." Frau Veronika lachte wieder, und diesmal klang es besser. Ein mutiges Kind, ohne Falsch, ohne Rückhalt, anders, wie alles, was sie umgab. Sie war der Schwiegertochter gram. Es gab keinen

Erben, und überdies regierte sie so selbstverständlich und immer mit dem Hochmut, der sie die Herrin vollständig übersah. Immer kamen sie ihr mit Tatsachen, und dieses mit dem Kinde hatten sie gestern erst beiläufig erwähnt. „Du magst kommen," sagte endlich Frau Veronika beinahe gütig.

„Morgen, morgen, Mutter," antwortete Christian und hielt des Kindes zitternde kleine Hand in der seinen. „Die Reise war ermüdend, die Trudi läßt sich nun zu Bett bringen, und morgen im hellen Tageslicht wird sie schon sehen, daß es hier nirgendwo wie in der Hölle ist."

Da Christian es wünschte, wollte Trudi auch mit eins in das helle freundliche Bett. In des Christian warmer Hand war etwas, das die Spannung ihrer flatternden unruhigen kleinen Seele löste.

„Wie muß ich dir auch sagen," frug sie die Rose, als sie sich bereits in ihrem Bette behaglich streckte. „Der Christian ist der Herr, muß ich dir Frau sagen?"

„Kannst du Vater und Mutter sagen?"

„Warum?" frug das Kind. „Ich finde viel schöner Herr und Frau. Vater und Mutter sind welche, die immer unzufrieden sind. Der Herr ist zufrieden, und die Frau ist eine Rechte, so sagen die Mägde immer."

„Du sollst aber wie unser Kind sein." Der Rose wurde ängstlich vor diesem fremdartigen Wesen.

„Ich will lieber kein Kind sein. Ich möchte so für mich bleiben, da sein können und dort, wegbleiben oder —"

„Oder?"

„Wie eine Frau hier sein. Alles lieb gewinnen, als wäre es mit mir auf diesen Berg gefallen."

Die Rose lachte. „Dann sollst du die kleinste Frau hier sein, denn mir sagen sie kleine Frau oder die Rose."

„Rose von der Tannen, das will ich dir sagen."

„Nein, das nicht." Der Rose feine Stimme war plötzlich scharf.

Das Kind setzte sich auf im Bett. „Aber es ist schön. Es tut mir leid, wenn es dir nicht gefällt."

Es wurde nichts mehr gesprochen. Das Kind hatte sich still zurückgelegt. Die Rose stand vor dem Bett, und ihr Herz klopfte. Sie legte die Hände ineinander zum Gebet, das sie eigentlich mit dem Kinde beten wollte. Inbrünstig und laut kamen die Worte von ihren Lippen, in sich selbst erdacht, aus einer Macht entstanden, nur für sie selbst und für keines andern Menschen Ruhe.

„Gib meinem Herzen ein Licht, daß es erhelle, was im Dunkel der

Seelen schlummert. Gib meinem Herzen die Kraft, die Liebe in die Herzen der Andern zu tragen. Gib meinem Herzen die Freude, daß die Seelen der Andern drin ruhen und sich wärmen wie in der Sonne des Frühlings. Amen!"

12.

Gertruds Aufzeichnungen.

Gestern sagten sie mir, daß mein Vater ein großer Maler gewesen sei. Sie haben mir früher nie davon gesprochen, denn sonst hätte ich begriffen, warum alles, was ich erlebte, zuerst in Farben auf mich eindrang.

Ich mußte lernen, was ich immer längst wußte, aber ich mußte es lernen, mich genau so auszudrücken wie die Andern. Jeden Tag, viele Jahre hindurch mußte ich jeden Morgen an allen Farben vorbei in die häßliche dumpfe Schule gehen, mit den zusammengewürfelten Kindern darinnen. Die Augen habe ich zugekniffen, denn es war dort so häßlich, wie in dem nützlichen Garten der Frau Veronika, wo Lauch, Zwiebeln, Kohl und Rüben wachsen. Die Mädchen in der Schule hatten blaue Gesichter und Haare wie Blattstiele, bald dunkler, bald heller, aber immer in einer stumpfen unbestimmten Art. Ich hielt mich weg von allen.

Wenn ich eine Antwort gab, wie sie mir in den Sinn kam, schrie die Lehrerin, daß ich dummes Zeug schwätze und man redete, wie die andern auch. Sie war müde, die Lehrerin, darum war es ihr lieber, wenn alle das gleiche sagten. Und häßlich war sie auch wie der Mopsbastard, den wir ertränken mußten, weil so vielerlei Arten an ihm waren.

Der Herr meinte, daß man niemals des Charakters sicher sein könne, wenn ein Tier so aussieht. Die Menschen aber muß man sich so gefallen lassen. Von diesem Tag an wollte es mir gar nicht aus dem Kopf, warum man die Lehrerin nicht auch ertränkt hatte wie den Hund. Ich faßte mir denn auch ein Herz und frug den Herrn, wie es doch käme, daß die Menschen an sich mochten, was sie am Tier verachteten. Der Herr war lange still. Dann sagte er, daß die Menschen mit Einsicht begabt, widerstreitende Eigenschaften in richtiger Verbindung oft sehr nützlich verwerten können.

Die Zeit war schnell gegangen. Jeden Morgen wachte ich auf mit dem bestimmten Glauben, daß ich für jemand aufwachte. Sie waren alle immer gleich gut zu mir. Die kleine Frau verstand es lange und schöne Reden zu halten. Der Herr hörte auch gerne zu. Ich hörte nie zu. Die Stimme war mir so weich, wie warmer Föhn, bei dem man müde wurde. Es war eigentlich eine dumme Gewohnheit, über alles zu reden, während es sich draußen in Licht und Glanz von den leichtesten bis zu den schwersten Farben

offenbarte. Dann lief ich weg von den Reden. Warum haben sie mir nicht gesagt, daß mein Vater ein Maler war. Nun ist er tot!

* * *

Der Herr holte der kleinen Frau Bild aus der Stadt, wo mein Vater gestorben war. Ich sagte dem Herrn, daß die kleine Frau nun nicht mehr reden brauchte, da alle die schönen Worte in viel schöneren Farben in ihr Gesicht gemalt waren.

Die Schule hat ein Ende.

Die Frau Veronika ist heimgesucht. Sie hat es am Herzen. Sie leidet Angst. Die Mägde und die Knechte sagen, daß es an der Zeit wäre, daß sie auch einmal das Fürchten lernte. Die Frau Veronika ist ganz e i n e Art. Ich gehe gern zu ihr, um allerhand Kurzweil zu treiben, wie sie es mag.

In ihrer Truhe verwahrt sie prächtige silberne Gollerketten und ein goldglänzendes Mieder. Wie das herrlich ist umzutun. Die Frau Veronika nennt es die Gaukelei, aber sie mag es gar gerne. Sie lacht aus vollem Halse, wenn ich ihr dergestalt die „Frau Veronika“ vormache.

Es ging eine lange Zeit so mit uns Beiden. Es war geheimnisvoll vor den Andern, wenn wir uns einriegelten.

Dem Herrn war es nicht recht. Er sah mich bekümmert an. Da erzählte ich ihm von unserem Treiben.

Die Frau verflattert seit einiger Zeit. Bald ist sie fröhlich, bald sieht sie mit Tränen in den Augen auf uns alle.

Der Herr hingegen wächst in die Höhe, wie ein Baum, den der Sturm etwas gebeugt hatte und der sich nun wie unter einem neuen Glück wieder aufrichtet. In dieses Glück möchte ich mit hinein.

Die Frau Veronika verlangt nicht mehr nach mir. Es ist, als bereite sich Größeres im Hause vor.

Die kleine Frau haben sie nach der Stadt gebracht. Die Frau Veronika war aufgestanden, um sie in den Wagen zu betten. Alle waren mit einer Fürsorge um die kleine Frau. Es war Unförmliches an ihr gewesen in der letzten Zeit.

Nach einigen Tagen kam der Herr allein zurück. Sie hatten einen Sohn mit eins.

In der Nacht darauf ist die Frau Veronika gestorben. Es war niemand bei ihr. Sie sei vor Freude gestorben, sagten die Mägde.

Ich bin froh, daß ich nun allein geblieben bin mit dem Herrn. Jeden andern Tag fährt er nach der Stadt.

Ich lasse die Augen überall herumgehen, als ob ich Sorge haben müßte

für das, was des Herrn ist. Die Mägde sehen mich mißtrauisch an, weil ich ihre Arbeit kenne. Der Herr kommt oft spät am Abend. Ich erwarte ihn vor dem Hause mit der Laterne. Drinnen aber ist es warm und blühendes Ziergewächs überall. Er sieht es und lächelt still. Er ist oft sehr müde. Ich wünsche mir, daß die Frau niemals wiederkäme.

* * *

„Wie die Zeit kurzweilig ist mit dir," sagte der Herr gestern.

„Es gibt auch viel zu erleben jetzt, wenn der Frühling an die Arbeit geht."

„Du sollst auch einmal mit nach der Stadt. Die Rose fragt oft nach dir. Dann mußt du den kleinen Christian sehen. Die Rose ist noch ein gar Zartes und der Doktor möchte, daß sie erst wieder mit dem Sonnenschein hier heraufzieht. Es geht ja auch ganz gut so, du besorgst das Haus auch wie ein Altes."

Der Herr lächelte dabei und legte mir die Hand auf den Kopf. Ich rührte mich nicht, damit er die Hand nicht zurückzöge. Ich sah ihm geradaus in die Augen. Er sah, wie in tiefen Sinnen in die meinen. Die Hand auf meinem Kopfe zitterte. Es war eine tiefe Stille in uns. Wir hörten uns atmen. Der Herr lächelte wieder. „Mir fällt ein, daß du mich für den lieben Gott angesehen hast, als du ein kleines Mädchen warst."

„Ich sehe dich nie anders," antwortete ich ernst.

Es kamen Tage, so unbeweglich schön wie Bilder. Draußen über die schwertreibenden Äcker, drinnen in des Herrn Kammer. Nun fuhren wir auch nach der Stadt.

„Du bist auch verändert, Trudi. Kein Kind mehr." Die Frau sprach zu mir mit einer Stimme, der man Krankheit anhörte.

Sie nahm meine Hand. In der ihren zehrte ein Fieber.

In ihrem Blick aber lebt ein Wille. Sie wird in das Haus zurückkehren. Sie sagte es mir mit diesen Blicken und konnte doch nicht wissen, was ich insgeheim wünschte.

Der Herr hob den kleinen Christian aus dem Bettchen und brachte ihn mir. Wie häßlich und vergrämt so ein Kind aussieht. Grau und faltig und wie ein durchlöcherter Gummiball. Ich mußte lachen. Sie nahmen es für Zärtlichkeit. Ihre Augen sahen auf das Kind, wie auf ein Wunder.

Später gingen wir zur Linni.

Dort ist ein Tollhaus. Die Kinder schreien um den Vater herum, und der lärmt noch über alle drüber. Die Linni drückt sich zwischen allen hindurch, als ob sie in ein großes Gedränge geraten wäre.

Es war gar schön, wieder auf den Berg zu fahren.

Der Herr sagt wenig. Es nagt eine Traurigkeit an ihm um die Frau. Mich aber quälte die Neubegier, wie er es aufnehmen würde, wenn man der Frau das Leben abspräche.

Ich wartete, daß er fragen würde. Das Unberedte vom Herrn machte auch mich stumm.

* * *

Wir waren wie im Märchen. Die Tage hatten Siebenmeilenstiefel an. Eine ganze Woche blieb der Herr hier oben.

* * *

Als ich heute morgen den Kaffee in das Wohnzimmer trug, kam der Knecht herein und sagte, der Herr sei in aller Frühe fort nach der Station. Er ließe grüßen und käme vielleicht erst am andern Tag wieder. — Für seinen Sinn bin ich also dennoch wie eine Magd, fuhr es mir bitter durch den Kopf. Für so eine geht und kommt man, ohne vorher darüber zu sprechen. Ich schämte mich. Mir war, als lächelte der alte Knecht und dachte dasselbe wie ich auch. Ich ließ meine Beine und Hände nimmer ruhen den Tag über, und der trug ein Schneckenhaus auf seinem Rücken. Die Sonne ging schon später unter. Die Abende kamen nicht mehr plötzlich als wie im Winter. Auf leisen Sohlen und von weit her kamen die Abende, als bürgen sie ein Geheimnis. Ich schritt noch einmal durch das Haus, öffnete die Fenster weit und ließ die Sonnenschatten herein, Dann wurde es still in mir, so inmitten dieses sonderbaren Farbenvolkes, das dem Abend voran lief. Es war alles näher bei mir. Ich fuhr mit zärtlicher Hand über alle die Geräte in der Kammer des Herrn. In dem großen hohen Wohnzimmer schob ich die Möbel auseinander und setzte sie in die Ecken, immer nur für zwei berechnet. Den Tisch rückte ich in die Mitte, wie einen Erdteil für sich allein. Überall aber in die Ecken stellte ich Blumen. Es war feierlich. Die Abendschatten erweiterten und vertieften alles, daß man die Enge nicht spürte, welche Zimmerwände an sich haben.

„Ich konnte doch noch heute heimkehren," sagte der Herr in der Türe.

Ich erschrak vor der Kraft meiner Wünsche.

Der Herr verwunderte sich über das Zimmer.

„Es ist ganz anders." Nach einer Weile meinte er: „Vielleicht muß es jetzt auch anders sein."

Ich konnte nicht fragen, ob es schlecht ginge in der Stadt, aus Angst vor der Kraft meiner Wünsche.

Als ich vor die Küchentüre kam, sagte die Susi, die alte Magd, daß

es sündig wäre, wie der Herr mich im Hause schalten ließe, als ob es bald eine andere Herrin geben sollte.

Ich trat ein. Die Magd erschrak und goß sich siedendes Wasser über die Hand, daß sie laut aufschreien mußte vor Schmerzen.

Ich holte Verbandzeug und brachte stumm die verletzte Hand in Ordnung.

Auf Schritt und Tritt lauern sie mir auf. Es heißt die Arme strecken, die Glieder spannen und den Kopf hoch auf den Schultern tragen. Der Herr muß in der Sicherheit bleiben. Wenn er was an sich merkte, würde er den Verdacht in allen Winkeln des Hauses und des Landes sehen, und das wäre stärker bei ihm als die Sinne.

* * *

Der Hof ist wie ein Bienenhaus. Sie fliegen heraus und herein. Einige bringen Honig, die Andern kommen mit leeren Händen, aber alle flattern geschäftig mit umher.

Die Frau ist wieder im Hause. Ich habe das Haus geschmückt, denn nun heißt es die Sinne des Herrn wach halten. Er muß mich miterleben in jeder Freude.

Ich nehme die Frau auf meine beiden Arme und trage sie vom Bett in die große Stube, die blieb, wie ich sie gestellt hatte.

„Im Alten gefiel es dir wohl nicht mehr?" frug die Frau den Herrn. Sie wollte lachen, aber es gab Tränen. Der Herr ist ohne Ahnung. Er antwortete, daß mit dem kleinen Christian auch was Neues hinzugekommen wäre.

Nun gefällt es der Frau auch mit all' den Blumen, die ich täglich in Glasschalen aufstelle.

Die Frau kann nun wieder vor das Haus gehen. Der Herr war dabei, wie bei einem Gottesdienst. Wieder legte er mir seine Hand auf den Kopf. „Ich danke es dir," sagte er leise.

Die Frau kann mich nicht mehr als das Kind ansehen, das sie hier hereingeholt hatte mit ihrem Segen. Ich bin ihr nun im Wege mit meiner Kraft.

Diese Nacht schlief ich nicht. Es ist ein Kampf zwischen der Frau und mir. Jeden Morgen sieht sie mir in das Gesicht mit einer schweren Bitte: Geh!

Ich dehne mich dann in den Sommerstrahlen und schwinge den kleinen Christian, der weiß und fest geworden ist, in der Luft. Die Frau wird dann blaß zum Schatten. Der Herr lacht und holt mir den Kleinen aus den gestreckten Armen und schwingt ihn noch höher. Wir Beide sind in einer

Bewegung, in einer Freude. Die Frau ist ausgeschlossen, weil sie schwach ist. Wir greifen mit vollen Händen in unsere Kraft und spenden davon.

Es kam ein Brief vom Breitenast.

„Du solltest nach den alten Leuten sehen, Trudi," sagte die Frau voll Erwartung.

„Was denkst du, mitten in der größten Arbeit," lachte der Herr.

„Aber später," meinte die Frau mit einer vergehenden Stimme.

„Verlangt es dich nicht, Trudi," lachte der Herr weiter.

„Nein," antwortete ich fest. „Meine Heimat spüre ich hier. Als ob ich von Anbeginn hier herein gedacht worden wäre. Ich weiß auch, wie mir alles bekannt vorkam, als ich damals mit dem Vater Gruber herauffuhr. Ich hatte sicher vorher schon diesen Berg gesehen."

Der Herr senkte das Haupt. Er sah aus, als betete er im stillen. Die Frau griff mit beiden Händen in die Stuhllehne. Über Allen war eine bange Stille.

* * *

Was das Korn hoch trug in dem Jahre, und wie das Gras üppig und bunt schoß. Den kleinen Christian holte ich mit hinaus an die Heuarbeit. Den Herrn hielt es auch nicht im Hause bei der sprühenden Wärme, die aus der Erde in des Menschen Blut stieg. Wir arbeiteten in stummem Einverstehen nebeneinander, und der Kleine mußte dabei sein, das machte Aller Freude zum Überlaufen. Mit lauter Fröhlichkeit schob der Herr den Wagen des kleinen Christian zurück vor das Haus, wo die Frau saß und sich die Farbe des Lebens aus dem warmen Sonnenschein holen wollte.

Heiß kamen die Tage. Heißer Atem kam von den Wiesen. Feld und Vieh und der Mensch dürsteten.

Draußen regte sich kein Halm. Das Vieh blieb liegen, und das Knechtsvolk schlich gebückt einher unter der schweren Ermattung.

Die Nächte brachten kein Labsal. Alle wälzten sich in den Kissen. Niemand schlief.

Der kleine Christian schrie nach allerlei. Es plagten ihn die Zähne. Ich holte ihn mir in meine Kammer.

Die Frau sah aus wie Knospen im Spätherbst, die nicht mehr zur Reife kommen konnten.

Der Herr trieb immer noch einen Quell von Liebe aus seinem Herzen, derweil die andern verdorrten.

„Alles nimmt Schaden," sagte der Herr traurig und sah in sein Land, das braun wurde in der Dürre.

„Alles nimmt Schaden in der Untätigkeit," dachte ich in schlaflosen Nächten.

Der Herr kam in meine Kammer. Das Gewimmer des kleinen Christian machte ihn verwirrt vor Unruhe. Ich ging mit dem Kind auf dem Arm auf und nieder. Die Kehle war mir trocken, ich fand ihm keine Schlummerlieder. Das Hemd hing mir von der Schulter. Mit bloßen Beinen ging ich in der Kammer auf und nieder. Es war keine Nacht und kein Tag, da der Herr in meine Kammer kam.

Ich verbarg mich nicht seinen Blicken. Mir wurde, als müßte ich gleich einem blühenden Baum mich hoch aufrichten vor ihm. Wußte ich doch, daß die Früchte seine würden.

Eine Andacht, die mich heiligte, war in seinen Augen. Er blieb in sich gekehrt, wieder als ob er betete. Nach dem Kinde frug er nicht mehr. Das war nun still eingeschlafen. Der Herr war langsam aus der Kammer gegangen. Er hatte mir die Müdigkeit der Nacht genommen. Ich ging, wie ich war, in den Morgentau. Das war wie ein Trank.

* * *

Welch ein Tag war das gewesen! Man aß nicht, man verging wie das Blühen auf dem Felde.

Am Mittag zog es in fernem Gegroll herauf. Man lief die Tiere einzuholen, die hoch oben weideten. Alles lief durcheinander wie vor einer Angst.

Ich stand vor dem Hause in der gelben Luft. Ein Blitz fuhr vor mir nieder in das trockene Land. Es flammte ihm schon entgegen, wonach er lechzte.

Ich wendete den Kopf. Hinter mir am Fenster sah ich das fahle Gesicht der Frau.

„Der Herr ist in der brennenden Scheune."

Wer hat es zuerst gerufen? Es rief nun aus hundert heisern Kehlen. — Die Frau stürmte aus dem Hause an mir vorbei nach der brennenden Scheune. Ich blieb wie in den Boden gewurzelt. Ich ließ alles um mich geschehen, und dennoch wußte ich, daß der Herr nicht in der Scheune war. Vor der Riesenflamme war die Frau zusammengestürzt. Die Knechte brachten sie zurück. Die Natur raste, drinnen raste die Frau. Ihr Gehirn hatte Feuer gefangen an der brennenden Scheune.

Als der Herr vom obern Stall zurückkam, war der Doktor schon da. Was der nun sagte, war wiederum an dem Herrn wie ein Blitz niedergefahren. Die großen Glieder versagten den Dienst. Er saß in dem alten Lehnstuhl.

Zwei Tage und zwei Nächte saß er, ohne sich zu rühren. Ich ging von Einem zum Andern. Alle Hände voll zu tun. Nun hatte die Untätigkeit ein Ende.

Die Frau erwachte nicht wieder zum Bewußtsein.

Der Doktor suchte dem Herrn Tröstliches zu sagen. Das Kind wäre zu spät gekommen. Das gehe oft, daß dann die Kraft zum Weiterleben nicht ausreiche.

Wir haben die Frau begraben.

„Den von der Tannen hat es," sagten die Bauern und wiesen nach der Stirne.

Der kleine Christian blieb in meiner Kammer. Er hatte in den Tagen, da sich niemand um ihn kümmern konnte, einen winzigen Zahn bekommen.

Der Herr hatte dem Kinde noch nicht nachgefragt.

Ich mußte alle Arbeit für den Herrn tun. O, diese gesegnete Tätigkeit!

Es regnete nun viele Tage. Auch als man die Frau begrub, regnete es. Alle hatten es eilig. Der Karl aus Bern sah mich ein paarmal von der Seite an. Ich habe meine Augen nicht niedergeschlagen vor ihm.

Tag und Nacht war ich hell und wach in meinen Gedanken.

Eine große Freudigkeit spannte meine Glieder. Ich ertappte mich oft, wie mein Mund sich zuspitzte zum Losjodeln. Ich konnte mich eben noch besinnen, daß ich in einem Trauerhause war. Nach der Frau Tode habe ich des Herrn Bett in des alten Tannen Kammer gerüstet. Was er unten an Gewohnheiten angenommen hatte, fand er oben bereit.

* * *

Viele Wochen seither, und mit keinem hat der Herr noch ein Wort gesprochen.

Ich habe ihn noch nie gestört, und die Mahlzeiten findet er in seiner Kammer für sich allein.

Er muß selbst heraustreten aus der Gefangenschaft, in der seine Glieder und seine Gedanken eingeschlossen sind.

* * *

Heute schmückte ich das Grab der Frau mit den Blumentöpfen, welche sie selbst gezogen hatte an ihrem und des Herrn Kammerfenster.

Das Kind spielte neben mir im Friedhofgras. Es kroch zu mir an den Hügel und steckte mir den Finger in den Mund. Das hieß, ich sollte ihm

etwas singen. Wenn wir draußen waren, sang ich ihm meine Lieder. Ich besann mich eben, als ein großer Schatten über den Weg fiel.

Ich nahm das Kind schnell auf den Arm und ging in anderer Richtung die Baumallee hinunter.

In des Herrn Schmerzen gehöre ich nicht mit hinein. Die müssen für sich allein bleiben. Was jetzt noch auseinanderklafft, wird sich schließen, dann kommt die Narbe und endlich ein feiner roter Strich, der nur sichtbar wird, wenn man daran reibt. So war es mir in der Kindheit mit einer Kopfwunde ergangen.

* * *

Oh diese gesegnete Tätigkeit! — Alles ist eingebracht. Ich fuhr an den großen Herbstmarkt, verkaufte das aufgefütterte Vieh und brachte starke Kühe herauf mit glänzendem goldbraunen Fell. — Auf dem Markt sah ich den Vater Gruber. Er fand des Rühmens kein Ende, daß ich dem Herrn gar tüchtig alles von den Schultern genommen habe.

„Aber Sorg' haben müßtest du auch, daß er nicht so arg verkümmert. Es geht zu lange für einen gesunden Schmerz," meinte der Vater Gruber später, als wir miteinander im Eisenbahnwagen saßen. Dann schüttelte er noch mehrmals den Kopf und verfing sich in Selbstgesprächen. „Ums Anni ging die Tröstung schneller, aber dieses war auch die erste große Liebe gewesen, die immer alles verklärt." „Und das Anni, das ist auch meine Mutter gewesen?" kam es mir tonlos von den Lippen.

„Das magst du doch lang gemerkt haben." — Der Vater Gruber hatte blaue Augen aus seiner Kindheit in das hohe Alter mit übernommen. Die blinzelten mir schlau ins Gesicht, als wollten sie mir was in die Gedanken blinzeln. Ich aber richtete mich auf. „Denkt nicht, daß ich eine Lückenbüßerin bin."

Schon dachten sie es alle so im Hause. Ich sah es daran, wie die Knechte und Mägde kleinlaut waren vor mir. Als ob ich mich zu dieser Schmerzbetäubung hergeben würde. Das müßte beim Erwachen Schatten und Zweifel nach sich ziehn!

Ich sehe jeden Morgen die Sonne vor meinem Fenster aufgehen. Früher oder später, aber immer an ein und derselben Stelle. Ich könnte die Stelle mit der Hand greifen.

Ebenso sehe ich den Punkt, wo des Herrn Liebe zu mir aufsteigen würde als eine Morgenröte, den Himmel und die Erde damit zu erfüllen.

Alles, was der Frau gewesen war, schaffte ich in eine verschlossene Bodenstube. Die Kleidung ließ ich an manche Bedürftigen verteilen. Die

Susi, die alte Magd, fand das unrecht, denn sie ging immer noch in den Röcken umher, welche die Mutter von der Frau Veronika getragen hatte.

Die Wände in der Stube, darin die Frau gestorben, wurden weiß und rosenrot. Altes Kindergerät aus der Frau Veronika Haus und des Herrn Kindheit wurde hell gestrichen, und mit eins saß der kleine Christian drinnen mit seinen „Hottohühs" und seinem fröhlichen Krähen.

Das Kind tut gut in diesem Zimmer. Seine kleine Ungebärdigkeit und sein strammes Leben schreien den Spuk aus allen Ecken. Fenster auf! Totes, das modern muß, hinaus aus dem Hause. Schmücket eure Hügel. Der Berührung des Alltags können wir nichts wehren; das hieße dem Licht befehlen, nicht mehr zu leuchten, weil es das Antlitz eines Verstorbenen beschienen hatte.

Ober des kleinen Christian luftig hellem Reich war die Kammer des alten Tannen, in welcher der Herr sich nun festgesessen hatte.

Er wird aufhorchen müssen auf des Kleinen Lärmen.

* * *

Nun sind es vier Monate, seit die Scheune brannte. Der November ist sonnenwarm. Wir sind noch immer viel draußen, das Kind und ich. Mit dem Kinde auf dem Arm schaffe ich im Hause.

Des Herrn erster Trost wird das Kind sein, darum darf es von keiner Magdhand berührt werden.

Die Menschen scheuen sich vor des Herrn Trauer. Man weicht ihm verlegen aus.

Ich soll gar oft Rede stehen.

Der Karl war da mit einem fertigen Plan. Ob es nicht anginge, den Herrn in einer Anstalt auszuheilen.

„Es ist gut, daß Euch der Herr nicht hören kann." Ich zitterte an den Gliedern. „Auch schätzet Ihr gering ein, was Eure Schwester dem Herrn gewesen sein mag, daß seine Trauer Euch verwirrt. Dem Hofe mangelt es an nichts, das könnt Ihr schon erfahren. Der Herr hat vorgesorgt mit seiner Arbeit die vielen Jahre zurück. Seine Trauer ist eine hohe Feier, die durch keinen Werkeltag beleidigt werden darf."

„Verrückt ist sie, wie ihr alle hier oben," brüllte der Karl und schlug auf den Tisch, — „verrückt wie der alte Tannen war, wie die Linni auch ist. Es dünkt allen gar lächerlich, dies Getue, nachdem wie die zwei sich doch geheiratet haben. Jedes mit einem Andern im Herzen. Wer so etwas

konnte —." Ich mußte geradeaus hinsitzen. „Ich habe hier nicht mitzureden, sonst müßte ich Euch bitten, daß Ihr lieber sogleich abreisen möget —."

Der Karl wollte eben wieder mit der Faust über den Tisch drüber. Wie sein eigener Schatten stand der Herr in der Türe. Das Gesicht alt und in Falten, die Augen tief im Kopfe. — Ich stand auf vom Stuhle, auf dem ich gesessen, und ging um den Tisch herum nach der Türe zu.

Die Schwäger sollten allein bleiben.

Der Herr sah auf mich.

„Bleib du," brachte er mühselig vor. „Du aber geh," sagte er überlaut zu dem Schwager. „Und wenn du etwa die Linni schlagen wolltest, nehme ich sie dir fort, so wahr ich ein Tannen bin."

Es war wie die Gewalt eines Priesters in dem Herrn. Der Karl duckte sich und ging.

Wir waren allein. Der Herr sah mich ruhig, wie Einer, der überlegte, von unten herauf und lange an.

„Braves Trudi!" Er verzog den Mund, als wollte er lächeln, aber da war etwas noch stärker. Er stürzte nieder vorne auf einen Lehnstuhl und bekam ein gewaltiges Schluchzen.

Ich ging und holte den kleinen Christian, denn nun war es Zeit, daß der tröstete.

Meine Zeit war noch nicht gekommen.

Der kleine Christian war scheu und fremd vor dem Vater. Ich versprach ihm allerhand hinter die kleinen Ohren, bis er sich bequemte, des Vaters Kopf zu streicheln.

Wie das aber wirkte! Diese kleine Hand! Wie ein Wunderkraut. Alle Liebe und alle Trauer stürzt sich nun auf das Kind. Das kommt sich sehr wichtig vor, wie ein kleines Tier. Ich hatte gar Mühe, daß die Launen des kleinen Christian nicht das Haus regieren.

Der Herr spricht nun den ganzen Tag. Ich muß an die kleinen Rieselbäche im Frühling denken, wenn sie eisbefreit zwischen den Bergschründen vorwollten. Und immer über die Frau spricht er. Mit dem Kind, mit sich selbst, mit mir sogar. Er sitzt auch immer in dem Zimmer, das nun des Kindes ist.

Mit dem starken Dezembernebel kam eine arge Verkältung über mich. Ich bat nun den Herrn, statt meiner die Sorge für die Leute zu übernehmen, da mir die Beine schwach wurden.

Nun kam bei ihm der Übereifer. Das war das Vernarben der Wunde. Weihnachten steht vor der Türe. Da ich noch hinfällig bin, mußte der Herr wie sonst früher in die Stadt mit einem langen Zettel.

Es sind glückliche Tage. Ich liebe meine Krankheit.

Der Herr setzt sich oft vor mein Bett und streicht mit seiner großen warmen Hand tröstend über die meine.

Das ist eine Wonne wie oben auf dem Berge in hoher Sommerszeit, wenn mein Blick jede auflebende Farbe von unten herauf gewahren konnte. Ich schließe die Augen und tue schwächer, als ich bin, nur um diese Freude lange zu behalten.

Alle sind gut zu mir. Auch die Susi, die alte Magd, welche eben anfing, der Frau Veronika Kleider zu tragen.

Nun bin ich für niemand mehr die Glückssucherin, die Lückenbüßerin. Sie haben mein Schaffen geachtet, und in das Bild, zu welchem der Holunderberg den Rahmen ausmacht, gehöre ich mit hinein, wie es auch kommen mochte.

* *

Der Bau ist fertig, hoch wie ein Dom. Schöne, stolze Bogenfenster strahlen ein vielfarbiges Licht auf sanfte Marmorweiße. Wir können eintreten! Jeder Tag des ganzen, langen Winters hat daran gebaut mit einem heiligen Eifer.

Der Frühling hatte ihm das weite Dach gewölbt. Des Herrn Liebe ragt nun, ein Turm geworden, darüber hinaus.

Viel sprach er mir von meiner Mutter. Von dem Anni, das in die Welt lief, weil es nicht Geduld hatte, seine Zeit abzuwarten. Da geschah ein Merkwürdiges.

Der Herr knüpfte seine Liebe zu mir dicht an die Jugendliebe. Die siebzehn Jahre mit der Rose von der Tannen lagen dazwischen, wie eine Schnur Perlen, die auseinandergerollt war in alle Ecken seines Lebens. Bald gab er die Mühe auf, sich danach zu bücken. Mit dem Kinde nur war ihm eine einzige Perle davon zurückgeblieben.

* * *

Vom Standesamt fuhren wir in die Dorfkirche.

Die Mutter Gruber war gekommen, mir mit ihren gebrechlichen Händen den Kranz aufzubinden.

Wir schritten durch viele Leute hindurch an den Altar.

Es wurde finstere Nacht, als der Prediger mit dem Segen anhob, und es waren grause Gewittertöne, die von der Orgel herunter brausten.

Sie sagten später, ich wäre von einer Schwäche befallen worden, daß

der Herr mich festhalten mußte mit den starken Armen. Ich aber weiß es anders. Wie gehetzt lief die Frau an mir vorüber. Durch die Kirchenmauern sah ich, wie sie zur brennenden Scheune lief! . . . .

* * *

Für die Liebe meines Herrn ist das Haus, darein unser Glück eingezogen ist, stark, — vor meiner Furcht aber wankt es. Bei Tage ist alles licht und freudig. Der kleine Christian sagt „Mamma" zu mir. Der Herr ist gar jung und mit einem Begehren nach Liebe, daß ich gar oft frieren muß vor so viel Wärme.

* * *

Ich werde ein Kind haben. Die Verängstigungen, die mich so viel umhertreiben, kämen daher, sagt die alte Susi. Sie hätten's alle so.

Das wäre des Kindes Herzschlag. Ich horchte. Ich wußte, daß es ein anderes war.

Es sehnte sich alles in mir, einmal nach dem Breitenast zu kommen. Der Herr hatte sich mit mir auf den Weg gemacht. Er pflückte die ersten Maienblumen an der Stelle, wo, als ich ein Kind hier auszog, der alte Gruber mich beten hieß.

Der Herr war in stummer Andacht. Ich aber konnte meine verzweifelte Mutter sehen, weil ich mich immer selbst sah.

Ich werde dem Kinde nicht das Leben geben, bevor ich dem Herrn nicht das meinige als Opfer für das der Frau in die Hände gelegt habe.

Diese Nacht geschah es.

Die Knechte sagen, der Herr ist fort.

Er wird nicht wiederkommen, schrie es um mich herum.

Aus dem Hause löst sich Stein um Stein. Ein jeder fällt mit schwerem Geprassel auf mich nieder. —

13.

Das Licht zitterte in der Unsicherheit seiner ersten Strahlen über den Berg. Der Christian hatte die Knechte herausgetrieben. Eile war nötig, sollte da des Doktors Kunst nicht schon zu spät sein. Christian wischte sich die schwere Angst immerzu von der Stirne.

Diese Nacht, mein Vater im Himmel, diese Nacht!

Über seinem jungen Weibe waren alle Schrecken des jüngsten Gerichtes

hereingebrochen. Der Rose Tod lud sie auf ihr Gewissen. Er wußte das doch anders. Er wußte, was der Doktor in der Stadt unten gesagt hatte. Da war eine Blutleere in der Rose Kopf zurückgeblieben mit allerlei Wahnvorstellungen. So auch hatte sie sich einbilden können, daß er in der brennenden Scheune gewesen sein müsse. Christian hatte große Mühe, sich in alles, wie es war, zurückzudenken. So fern war ihm dies, ferner als seine Kindheit, ferner als des Vaters Tod. Und doch mußte er. Ja, er mußte dahin zurück. Jede Falte seiner Gedanken auseinanderlegen, ob die Rose nicht an ihm eine Veränderung gemerkt hatte, die damals schon mit der Trudi zusammenhing und von der er selbst nichts wußte. Ein Kind, das in die Höhe schießt, merkt ja auch nichts davon, und eines Tages sieht es sich erwachsen.

Christian quälte sich umständlich, während er die Pferde antrieb. Gar kein Bild hatte er von der Zeit, kein Merkmal, kein Wegzeichen.

Wenn er tief in sein Gedenken griff, dann war er in dem kleinen Haus an der Mulde, und wenn er höher griff, fühlte er sein Haupt in der Trudi Sonnenhaar.

Ihm dünkte nur, er hatte einen großen Umweg um seine Jugend gemacht. Christian fand keinen Zweifel an sich. Er sah nur die neugeborene Glückseligkeit wie eine junge Kraft ans Licht treiben, und nur die Angst saß ihm jetzt an der Kehle um die Trudi. Jeder Gedanke, der zurückdrängte, schien ihm eine Versündigung, denn dieses Besinnliche merkten die Pferde und hielten auch zurück, wo sie vorwärtsstürmen sollten hinunter und dann wieder hinauf.

Rose im Himmel, deine feine Art hatte ihm die Augen geöffnet und ihm die Beweglichkeit der Seele gegeben und die Empfänglichkeit, mehr wahrzunehmen, als was die Bibel, die Früchte auf dem Felde und das stumme Leben der Tiere ihn lehren konnten. Rose im Himmel, deine Arbeit hat ein herrliches Farbenmuster in seine Sinne gewebt, das nun zum Teppich geworden ist für die Füße einer Andern.

Es hatte eine schwere Fehlgeburt gegeben. Der Gertrud sollte es beinahe ans Leben.

Die Fiebernächte hatte der Christian mit ihr allein durchwacht.

Welche Kämpfe gegen die tote Frau, welche Gewalt, sich daraus zu befreien! Die Hand des Christian mußte stundenlang auf ihrem Kopfe liegen, so nur bannten sich ihr die schrecklichsten Vorstellungen. Feder und Tinte begehrte sie, und dann schrieb sie stundenlang wirres Zeug, mit wirren Augen.

Die große Müdigkeit war gekommen. Dumpf lag sie in den Kissen.

„Herr," flüsterte sie einmal. „Wie wirst du mich richten?"

„Mit der Liebe, die nimmer aufhöret," sagte Christian feierlich.

Gertrud schloß die Augen. Viele Tage schlief sie, als ob es kein Er-

wachen mehr geben sollte. Christian blieb bei ihr mit einer Kraft, die nicht von Menschen war.

In der Johannisnacht, da die Erde nicht zur Ruhe ging, erwachte die Gertrud.

Sie hatte klare Augen, in denen viel zu lesen war, wie bei Menschen, welche eine andere Welt geschaut haben.

Des Christians sichere Hand hatte das Schifflein gesteuert. Nun war sie an Land.

„Grüß Gott, Erde," sagte sie mit tiefer Bewegung.

Christian blickte erschüttert. Da hatte ein Gott mit dem Teufel gerungen, und ein Mensch sollte sich vermessen zu richten!

Rundschau

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten Dr Flügge.

Vor kurzem hat das Internationale Sekretariat der gewerkschaftlichen Landeszentralen seinen Jahresbericht über die „Gewerkschaftsbewegung" im Jahre 1910 erscheinen lassen und damit zum achten Male über die gesamte Arbeiterorganisation, soweit es sie als eine gewerkschaftliche ansieht, Rechenschaft zu geben sich bemüht. Dieser Umstand einerseits, andererseits die Tatsache, daß wir im Frühjahr die großen Arbeitskämpfe im deutschen Bergbau erlebt haben, uns aber, während ich dies schreibe, wieder neuen Arbeitskämpfen gegenübersehen, die entweder schon begonnen haben oder in nächster Zukunft zu drohen scheinen, mögen es rechtfertigen, daß ich an dieser Stelle ein paar Worte über die deutschen Arbeiterorganisationen sage.

Wir haben in Deutschland eine große Mannigfaltigkeit von Arbeiterorganisationen. Sobald bei uns die moderne Industriearbeiter-Bewegung begann, haben sich in ihr zwei einander entgegenwirkende Strömungen bemerkbar gemacht: als der fortschrittliche Publizist Max Hirsch im Jahre 1868 für eine Arbeiterorganisation eintrat, die die Lage der Industriearbeiter auf Grund der bestehenden Staats- und Wirtschaftsordnung verbessern sollte, wurde ihm sofort von der sozialdemokratischen Partei, vor allem von J. B. v. Schweitzer, nach Kräften der Wind aus den Segeln genommen und in dem von Schweitzer und seinem Parteifreunde Fritzsche im Jahre 1868 erlassenen Aufrufe zu dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresse in Hamburg wurde bereits die Idee des Generalstreiks propagiert, und der Kongreß selbst endete mit einer vollkommenen Niederlage der Anhänger der bestehenden Ordnung.

Seitdem hat dauernd der Gegensatz zwischen den parteipolitisch-fortschrittlich gesonnenen und den sozialdemokratischen Arbeitern die Organisation der deutschen Arbeiterschaft gespalten.

Die fortschrittlichen Arbeiter schlossen sich unter Führung von Max Hirsch und seinem Parteigenossen Duncker zu den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen zusammen, und sie waren, wenigstens anfänglich, so sehr in Übereinstimmung mit der in der Fortschrittspartei herrschenden, wirtschaftlichen Überzeugung, daß sie auf ihrem ersten Verbandstage im Jahre 1871 ausdrücklich und offiziell die Harmonie der Interessen zwischen Kapital und Arbeit betonten, und den Kampf gegen die Sozialdemokratie führten sie mit solchem Ernste, daß sie bis zum Jahre 1907 nur solche Personen als Mitglieder aufnahmen, die in einem Reverse durch Namensunterschrift erklärten, weder Mitglieder noch Anhänger der Sozialdemokratie zu sein. Auf dem 16. Verbandstage im Jahre 1907 wurde freilich diese Verpflichtung auf den Revers für ihre Mitglieder aufgehoben, aber der Verbandstag hielt es doch neben der nunmehr gewährten Zulassung von Anhängern aller Parteien für richtig, in feierlicher Weise zu betonen, daß die Gewerkvereine auf nationalem Boden ständen.

Die Entwicklung der sozialdemokratischen Organisationen wurde durch die Ausführung des Sozialistengesetzes

unterbunden, und erst als dieses Gesetz gefallen war, gelangten sie zu einer immer mehr wachsenden Ausdehnung; mit dieser Ausdehnung begann aber auch alsbald der bald stiller, bald lauter geführte Kampf in ihrer Mitte um die Frage, ob sie, die sich als „Freie Gewerkschaften" zu einem Gewerkschaftskongresse zusammen geschlossen hatten, nur ein Anhängsel der sozialdemokratischen Partei oder eine von deren Vorstand unabhängige, selbständige Institution sein sollten. Auf die einzelnen Phasen dieses Kampfes soll hier nicht eingegangen werden: den gegenwärtigen Zustand kann man dahin zusammenfassen, daß die Freien Gewerkschaften zwar in ihrer Mitte die eine oder andere Vereinigung dulden, die, wie die der Buchdrucker, nicht auf dem Boden der sozialdemokratischen Parteianschauung steht, daß aber im allgemeinen ihre Tendenz so ist, wie sie der Vorsitzende des 4. Gewerkschaftskongresses Bömelburg in Stuttgart im Jahre 1902 formulierte: „Die deutsche Gewerkschaftsbewegung und die deutsche Sozialdemokratie sind eins. Zwei Wege gibt es nicht."

Später als die Fortschritts- und als die sozialdemokratische Partei besannen sich auch die Zentrums- und die konservative Partei auf die Notwendigkeit, die Arbeiter in Organisationen zusammenzufassen — leider sehr viel später, erst im Jahre 1894. In diesem Jahre wurden nämlich die christlichen Gewerkschaften begründet. Sie gehören zwar als solche keiner politischen Partei an. Indem sie sich aber einmal — ohne Unterschied der Konfession — auf den Boden des Christentums gestellt haben, und indem sie ferner das vaterländische Interesse nachdrücklich betonen, haben sie ihren Standpunkt nahe der konservativen und der Zentrumspartei gewählt, und wenn sie in ihrem Geschäftsbericht von 1906 auch hervorgehoben haben, daß sie nicht gesonnen seien, sich bei „vernunftgemäß eingeleiteten und geführten Kämpfen der sozialdemokratischen Organisation gegen diese gebrauchen" zu lassen, so haben sie doch andererseits den Gedanken des Klassenkampfes stets ausdrücklich verworfen. — Neben den christlichen Gewerkschaften bestehen auf streng konfessioneller Grundlage die katholischen Arbeitervereine.

Erst das letzte Jahrfünft etwa hat zwei andere Gruppen von Arbeiterorganisationen mehr hervortreten lassen: die vaterländischen Arbeitervereine und die Werkvereine. Die ersteren pflegen sich programmäßig nicht nur mit der Besserung der Lage ihrer Mitglieder zu beschäftigen, sondern auch eine nationale, gegen die Sozialdemokratie gerichtete Politik zu betreiben. Die Werkvereine beschränken sich auf die Arbeiter je nur eines einzigen Werkes und pflegen sich in Übereinstimmung mit dem Unternehmer des Werkes zu betätigen, für das sie gegründet sind. Beide werden nach französischem Vorbilde häufig als „gelbe" Arbeitervereine bezeichnet.

Schließlich bestehen neben diesen Gruppen von Vereinen noch eine Anzahl selbständiger Vereine und Verbände, von denen hier wenigstens der größte, der Eisenbahnerverband für die Preußisch-Hessischen und die Reichs-Eisenbahnen mit seinen rund 450 000 Mitgliedern Erwähnung finden soll.

Auf Grund der vorstehenden Ausführungen wird nun die Bedeutung der Zahlen, die ich im folgenden zum Teil nach dem eingangs erwähnten Internationalen Berichte, zum Teil nach dem Statistischen Handbuche für das Deutsche Reich, Jahrgang 1910 und 1911 gebe, verständlich werden. Dabei muß aber noch bemerkt werden, daß der Internationale Bericht unter gewerkschaftlich organisierten Arbeitern nur solche versteht, die entweder in den Freien Gewerkschaften oder in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen oder in den Christlichen Gewerkschaften oder

in gewissen Unabhängigen und Lokal-Vereinen organisiert sind, den übrigen aber, also dem Rest der Unabhängigen und Lokal-Vereine sowie den Katholischen, den Nationalen und den Werk-Vereinen die Eigenschaft der gewerkschaftlichen Organisation abspricht.

Zunächst ergibt sich, daß mit der Zahl der im vorbezeichneten Sinne „gewerkschaftlich organisierten" Arbeiter*) Deutschland im Jahre 1910 — wie im Jahre 1909 — an der Spitze aller Länder steht: es hatte (alle weiteren Zahlen in runden Tausenden gegeben) 2 688 000 solcher „gewerkschaftlich organisierter" Arbeiter, während England 2 347 000, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 1 710 000 gewerkschaftlich organisierter Arbeiter zählte. Nun liegt aber für mich, der ich von den deutschen Arbeiterorganisationen spreche, gar kein Grund vor, mich an die Unterscheidung des Internationalen Berichts zwischen gewerkschaftlich organisierten und nicht so organisierten Arbeitern zu klammern. Vielmehr zähle ich den oben bezeichneten 2 688 000 ferner zu die Katholischen Arbeitervereine mit 130 000 Mitgliedern für das Jahr 1909 (nach Kulemann, dem besten Kenner aller dieser Dinge, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. IV., s. v. Gewerkvereine), die von dem Internationalen Bericht nicht berücksichtigten 452 000 Mitglieder von Unabhängigen und Lokal-Vereinen, sowie die Mitglieder der Nationalen und der Werkvereine mit 113 000, und so ergibt sich, daß von den rund 13 000 000 deutscher Arbeiter — diese Zahl nach der Berufsstatistik von 1907 — etwa 3 383 000 organisiert sind, d. h. etwa ein Viertel.

Von diesen 3 383 000 organisierten Arbeitern wird man zur sozialdemokratischen Partei rechnen müssen nach dem oben Gesagten: die Mitglieder der Freien Gewerkschaften mit 2 017 000 Mitgliedern, sowie einen nicht unbeträchtlichen Teil der in den Unabhängigen und Lokal-Vereinen organisierten Arbeiter, vielleicht zusammen also etwa 2 100 000 bis 2 200 000. So würde man zu dem Resultat kommen, daß von den organisierten Arbeitern etwa zwei Drittel der sozialdemokratischen Partei, ein Drittel den bürgerlichen Parteien zuzurechnen seien.

Nun ist freilich nicht zu verschweigen, daß die Freien Gewerkschaften nach kurzem Rückgange 1908 besonders im Jahre 1910 stark zugenommen haben: die Zahlen ihrer Mitglieder für die Jahre 1908, 1909, 1910 betragen 1831, 1832, 2017 Tausend. Dagegen sind die Zahlen der Mitglieder der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine für die gleichen Jahre 105, 108, 122 Tausend, die der Christlichen Gewerkschaften 264, 270, 295 Tausend. Absolut genommen sind diese Zahlen der Gewerkvereine und der Christlichen Gewerkschaften ja klein gegenüber den Zahlen der Freien Gewerkschaften, aber prozentual ist die Zunahme bei den letzteren beiden Gruppen größer als bei der ersten Gruppe.

Und ich meine, das sollte allen Vertretern der bestehenden Wirtschaftsordnung etwas zu denken geben.

Hindern kann man es überhaupt nicht mehr, daß die Arbeiterschaft sich zum Zwecke der Verbesserung ihrer Lebensbedingungen organisiere (und ich persönlich wünsche: wenn man es könnte, so sollte man es doch keinenfalls tun, sollte es nicht tun um der sozialen Gerechtigkeit willen). Kann man es aber nicht tun, so meine ich: man sollte sich entschlossen auf den Boden des gegebenen Zustandes stellen, sollte die Organisation, soweit sie nicht sozialdemokratischen Charakters ist, sich nicht unwillig abtrotzen lassen, sondern ihr willig entgegenkommen. Es sind (freilich einschließlich der landwirtschaftlichen Arbeiter) noch etwa 9 Millionen Arbeiter

*) Unter den Arbeitern sind die Arbeiterinnen überall mitverstanden.

in Deutschland nicht organisiert — sicherlich lassen sich noch viele Hunderttausende von ihnen durch eine Organisation auf Grundlage der bestehenden Staatsordnung vor sozialdemokratischen Tendenzen bewahren. Es müssen ja — auch vom Standpunkt des selbstbewußtesten Unternehmertums — nicht immer Werkvereine sein. Gegenüber der Sozialdemokratie sind alle ihr nicht angehörigen Organisationen eine einzige, wenn auch nicht „reaktionäre", so doch wirklich eine einheitliche Masse. Zwar haben die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine bei dem letzten Bergarbeiterausstand unbegreiflicherweise gemeinsame Sache mit den Sozialdemokraten gemacht. Aber dieses unnatürliche Bündnis wird nicht lange dauern: von ihrem Entstehungstage an haben ja die beiden Gruppen trotz gelegentlichen Zusammengehens in grundsätzlichem Gegensatze miteinander gekämpft. Und die Christlichen Gewerkschaften haben gerade bei diesem Ausstande ihre Unabhängigkeit bewiesen, haben bewiesen, daß sie eine auf dem Boden der bestehenden Ordnung fest gegründete Vertretung der Arbeiterschaft sind, und alle Vorwürfe, die ihnen in früheren Jahren von seiten selbstherrlichen Unternehmertums gemacht worden sind, durch die Tat widerlegt. Das sollte ihnen doch nicht vergessen werden.

Koloniale Rundschau.

Diamanten.

Von allen Produkten, die sich in unseren Kolonien befinden und die für unsere gesamte deutsche Volkswirtschaft äußerst wichtig sind, hat keines bis jetzt das Interesse weitester Kreise des deutschen Volkes und auch des Auslandes in einem solchen Maße auf sich gelenkt, wie die kleinen glitzernden Steinchen, die im Jahre 1908 durch einen Zufall in der Lüderitzbucht entdeckt wurden. Bahnmeister Stauch in Lüderitzbucht war der Glückliche, der um die Mitte des Jahres 1908 zuerst von den Diamanten Kenntnis erhielt und der es geschickt verstand, von dieser Kenntnis für sich einen großen Reichtum zu schaffen. Durch einen Neger aus dem Kaplande auf das Vorhandensein diamantähnlicher Steine aufmerksam gemacht, verfolgte er die Spuren, und es gelang ihm, sich in kurzer Zeit in den Besitz der wertvollsten Diamantfelder von Südwestafrika zu setzen. Da ihm seine Mittel einen kostspieligen Diamanten-Abbau nicht erlaubten, gründete er mit einigen Freunden eine Gesellschaft mit dem verhältnismäßig geringen Nominalkapital von ca. Mk. 100 000. Weil er nun, wie erwähnt, im Besitz sehr reicher Felder war, so kam für die von Stauch gegründete Gesellschaft, die Koloniale Bergbau G. m. b. H., ein recht ansehnlicher Nutzen heraus. Die Dividende, die diese Gesellschaft ihren wenigen Teilhabern ausschüttete, erreichte die stattliche Höhe von 2500 % im Jahre 1910 und 2400 % im Jahre 1911! Infolgedessen hat es der frühere Bahnmeister Stauch jetzt zum reichen Manne gebracht, und er erfreut sich in Lüderitzbucht eines großen Ansehens.

Nicht alle waren so vom Glück begünstigt wie dieser Mann. Im Gegenteil, wenn man heute in Lüderitzbucht Umschau hält, so wird man finden, daß verhältnismäßig viel mehr Geld an Diamanten verloren, als gewonnen wurde. In dem ersten Taumel der Begeisterung brach nämlich eine Hausse aus, die sich auf alle südwestafrikanischen Diamantwerte erstreckte, und jeder trieb dem anderen die Kurse in die Höhe. Wie stets bei einem „Boom", so war es auch bei den südwestafrikanischen Diamanten: die Preissteigerung reizte zu Neugründungen, und es entstand eine kleine

Diamanten-Gesellschaft neben der anderen. Eine Aufstellung der in den Jahren 1908—1910 geschaffenen Diamant-Unternehmungen ergibt eine Zahl von weit über 100. Meist handelt es sich um kleine Unternehmungen, die von Lüderitzbuchter Handwerkern oder Klein-Kaufleuten errichtet wurden und die nur über geringe Kapitalien verfügten. Stellt man nun heute zusammen, welche von diesen Gesellschaften noch leben, so bekommt man kaum 20 zusammen, und von diesen 20 sind nur 3, die eine Dividende ausschütten. Es hat sich eben gezeigt, daß, wie es Dernburg auch seinerzeit richtig prophezeit hat, im südwestafrikanischen Diamantenabbau nur das Groß-Kapital rentabel arbeiten kann und daß der Kleinbetrieb den Anforderungen nicht gewachsen ist. So entstand u. a. aus einer Reihe kleiner Unternehmungen eine Fusion, nämlich die Vereinigten Diamantminen in Lüderitzbucht. Auch eine andere Gesellschaft hat sich durch Fusion mehrerer Gesellschaften gebildet. Aber trotz dieser Fusion können auch diese Vereinigten Diamantminen noch nicht rentabel arbeiten; denn bei ihrer Gründung wurden Fehler gemacht, die sich später bitter rächten. Eine unkaufmännische Verwaltung im Verein mit einer allzu hohen Bewertung der Felder zwang auch hier zu einer scharfen Sanierung und zu einer Herabsetzung der Buchwerte. Die übrigen kleinen Unternehmungen sind zum großen Teil spurlos verschwunden, nicht aber ohne ein schmerzliches Andenken in dem Kassenschrank manches Anteilseigners zu hinterlassen.

Daß die Diamanten in der Ära Dernburg gefunden wurden, ist ein reiner Zufall. Sie hätten gerade so gut in der Ära Stübel oder Lindequist gefunden werden können. Aber es ist ein glücklicher Zufall, daß sie zu einer Zeit entdeckt wurden, als ein Kaufmann am Ruder der Verwaltung stand. Denn kein Jurist und kein Staatsmann würde es wohl verstanden haben, so schnell den Diamantensegen für den Fiskus auszunutzen, wie gerade der aus dem Bankwesen hervorgegangene Bernhard Dernburg. Zunächst organisierte Dernburg den gesamten Diamanten-Verkauf durch ein staatliches Syndikat, um der Verschleuderung der Diamanten auf dem Weltmarkt Einhalt zu tun. Dadurch gelang es ihm mit Leichtigkeit, dem Fiskus eine außergewöhnlich hohe Beteiligung einzuräumen. Das staatliche Verkaufs-Syndikat ist nämlich verpflichtet, $33^1/_3$% des Brutto-Erlöses an den Fiskus abzuführen, also eine Beteiligung von einer recht stattlichen Höhe. Ein großes Gebiet wurde der Schürffreiheit entzogen, und die Deutsche Diamanten Gesellschaft, der das alleinige Recht auf diesem Gebiet zugestanden wurde, wurde verpflichtet, den dritten Teil ihres Reingewinnes wieder dem Fiskus zuzuführen. Daneben sind noch besondere Abgaben von der Förderung zu entrichten, sodaß der Fiskus in Südwest-Afrika in sehr erheblichem Maße beteiligt war an den Gewinnen der einzelnen Gesellschaften. Er hat in drei Jahren genau dieselben Summen an Abgaben, Zöllen und Förderungsgebühren aus den Diamanten gezogen, wie die Transvaal-Regierung bei einer viel niedrigeren Besteuerung aus der südafrikanischen Produktion, wobei zu berücksichtigen ist, daß die deutsche Produktion, wie Dr. Lotz in der „Kolonialen Rundschau" (Verlag von Dietr. Reimer) ausführt, noch nicht den dritten Teil der Premiere-Minen beträgt.

Im Laufe der Zeit hat es sich nun gezeigt, daß die Erwartungen, die man auf den Diamanten-Abbau setzte, viel zu hoch gegriffen waren. Die Steine, die an der Oberfläche lagen, sind gefördert. Man muß jetzt

schon viel tiefer graben, um Diamanten zu erlangen, und der Reichtum der Diamanten nimmt nach der Tiefe hin bedeutend ab. Es kommt das klar in den Förderziffern zum Ausdruck. Im ersten Jahre (1908) wurden 38,275 Karat gefördert, wobei bemerkt sei, daß die Produktion erst im August des betreffenden Jahres eingesetzt hat. Im folgenden Jahre begann ein regelmäßiger Abbau, der einen Gesamtertrag von 483,266 erbrachte. 1910 war der Abbau in vollem Gange, das Resultat belief sich auf 846,695 Karat. Der Rückschlag trat im Jahre 1911 ein. Die Produktion sank auf 773,308 Karat. Als Hauptgrund für den Rückgang wurde neben dem Arbeitermangel und dem geringeren Reichtum der Felder darauf hingewiesen, daß die Besteuerung zu hoch sei, um einen rentablen Betrieb möglich zu machen. In der Tat haben, wie schon erwähnt, die meisten Diamant-Gesellschaften unrentabel gearbeitet: viele waren sogar gezwungen, ihren Betrieb überhaupt einzustellen, da die Unkosten durch den Erlös nicht mehr gedeckt wurden. Infolgedessen ist das Reichs-Kolonial-Amt jetzt dazu übergegangen, die außerordentlich hohe Steuer durch eine Netto-Abgabe zu ersetzen. An Stelle des Bruttozolles von $33^1/_3\%$ tritt eine Skala, die sich je nach der Höhe der Unkosten abstuft. Naturgemäß ist die neue Form für den Fiskus weniger günstig, da ihm die Erhebung nicht mehr so einfach gemacht wird, wie bisher, und vor allem, weil ihm bei dem neuen System geringere Einnahmen zufließen. Aber es hat sich doch herausgestellt, daß der frühere Zoll die heutigen Unternehmungen zu sehr belastet, und die Gefahr bestand, daß die Produktion einen immer stärkeren Rückgang erfahren hätte. Um dem vorzubeugen, mußten die fiskalischen Bedenken fallen. Es ist gut gewesen, daß Dernburg den Rahm für den Kolonial-Fiskus abgeschöpft hat, und infolgedessen ist es jetzt auch möglich, bei der magerer gewordenen Milch sich mit etwas weniger zu begnügen.

Gleichzeitig mit dem Diamantenzoll hatte Dernburg seinerzeit, wie schon erwähnt, das staatliche Diamanten-Syndikat geschaffen, das einheitlich den Verkauf der Diamanten betreibt. Dieses Syndikat, die Diamanten-Regie, ist gerade in der letzten Zeit sowohl in der Presse, als auch im Reichstag der Zielpunkt schärfster Angriffe gewesen. Diese Angriffe richteten sich weniger gegen die Institution der Regie als solche, als vielmehr gegen ihre Technik und gegen die Handhabung ihrer Geschäfte. Man ist sich vollständig im klaren darüber, daß der Gedanke, die deutsche Diamantenbeförderung einheitlich zu organisieren, sehr gut war und daß man den einzelnen Förderern in Südwest-Afrika unmöglich den Verkauf ihrer Produktion überlassen konnte. Was aber beanstandet wurde, das ist die Form, in der die Geschäftsleitung mit den Interessenten zu verkehren pflegt. Wenn es sich ja leider auch nicht ermöglichen läßt, die südwestafrikanische Produktion in Deutschland unterzubringen, so hätte es sich doch empfohlen, wenn früher die Regie den deutschen Käufern etwas mehr entgegengekommen wäre. Statt dessen hat sie ohne Grund diese zu sehr vor den Kopf gestoßen, und sie hat sich die Angriffe, die von allen Seiten auf sie niederprasselten, selbst zuzuschreiben. Mit Recht hat daher ein Reichstags-Abgeordneter darauf aufmerksam machen können, daß, wenn ein Beamter einen solchen Ton riskieren würde, wie die Angestellten der Regie, man dann sofort über die „Bureaukratie" schimpfen würde. Es wäre daher gut, wenn das Diamanten-Syndikat kaufmännisch handeln würde, und zwar nicht nur beim Verkauf

der Diamanten, sondern auch beim Empfang von Käufern und Verkäufern; denn um Kunden anzuschnauzen, hätte man Geheime Kanzlei-Beamte anstellen können. Dazu brauchte man sich nicht erst Kaufleute zu engagieren, die aus der Schule Carl Fürstenberg's hervorgegangen waren.

* * *

Zu unseren Ausführungen über „Mischehen und Rassenfragen" schreibt uns Herr Generalleutnant von Liebert, daß er die Worte „Fort mit den Volkskulturen, wenn sie den Plantagen im Wege stehen" (die in der letzten Kolonialen Rundschau erwähnt waren) nie ausgesprochen und daß er nie in diesem Sinne gehandelt habe. Generalleutnant von Liebert führt alsdann weiter aus: „Ich stehe durchaus auf dem Standpunkt des Herrn Geheimrat Stuhlmann, mit dem ich vier Jahre lang in Ostafrika zusammengearbeitet habe, und dessen Anschauungen über die Stellung des Weißen zum Neger in jener Rundschau so klar wiedergegeben sind." — Wir veröffentlichen die Mitteilungen des Herrn von Liebert gerne, bemerken aber, daß von uns gar nicht behauptet worden war, daß Herr von Liebert gerade diese Worte gebraucht habe. Der Satz diente — wie aus dem Inhalte ohne weiteres hervorging, — nur zur Charakterisierung des Standpunktes (wie es auch wörtlich hieß) der Alldeutschen.

Coloniensis.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Am 14. dieses Maimonats ist August Strindberg, 63 Jahre alt, verschieden. Schwedens größter Dichter, nicht nur der Gegenwart. Und einer seiner größten Menschen — der Zeit seines Lebens ein Darbender gewesen. Ein Darbender an dem, was er am heißesten ersehnt: Verständnis für sein Dichten und Trachten bei seinem Volk und der Welt. Bei der Welt, der er gehörte, weil er sich, befreiten Geistes, zu einem Produkte der Weltgroßheit gemacht. Auf sein Schmerzenslager hat das Mit-Leid dieser Welt geblickt. Sein Tod wird von der Welt betrauert. Und so weit auf Erden Kultur lebt, wird man sich verpflichtet fühlen müssen, dem toten Dichter, Denker, Forscher, Finder, dem unermüdeten Arbeiter mit der verwirrend großen Macht im Können und Vollbringen, jene Ehrung und Anerkennung zu zollen, die — jetzt zu spät kommt. Die überquellenden Huldigungen, die vor wenigen Wochen, an Strindbergs letztem Geburtstage, von allen Seiten her ihm dargebracht wurden, haben zunächst wohl nur alte Wunden früherer Bitternisse wieder aufgerissen, ehe sie mit Freude und Glückempfinden sein müdes Herz gelabt. Vielleicht aus diesem Grunde mit hat er die „Nationalspende", von spät besonnener Dankbarkeit seines Volkes an jenem Tag ihm gereicht, anderweit verschenkt, um „reine Hände" zu behalten.

Von der Riesensumme seiner Lebensarbeit werden wir Deutschen dann erst einen vollen Eindruck erhalten, wenn Emil Schering, der kongeniale Übersetzer Strindbergs, den Nachlaß des Dichters verdeutscht haben wird. Mit einiger Sicherheit ist zu erwarten, daß der verdienstreiche Verlag von Georg Müller, München, der die Gesamtausgabe der Werke Strindbergs in deutscher Sprache herausgebracht, auch diesen Nachlaß noch dem deutschen Buchbesitze vermitteln wird.

C'est la vie — von der Trauer um den vielverkannten August Strindberg zur Jubelfeier für den vom Glück und Erfolg verwöhnten Arthur Schnitzler, der dieser Tage seinen 50. Geburtstag begangen, unter Ehrungen

von einhelliger Herzlichkeit. Worin liegt nun eigentlich das Geheimnis dieses bewunderten Erfolges? Nach meinem Empfinden zumeist in der tiefinnigen Verschmelzung einer von außen viel empfangenden Persönlichkeit mit einer wohlberatenen Kunst und einer Kunstübung von hingebender Treue. Ferner darin: daß dieser Dichter der blutjung-treibenden Liebe und des erlösenden Sterbens niemals ein „Apostel" sein will — selbst in seinem Tendenz-Roman „Der Weg ins Freie" vermeidet er den Apostelton geflissentlich — sondern immer nur ein schlichter Herzdeuter, ein gütiger Schuldversteher, ein Fehltilgender, wie vornehmlich in seinen Wiener Dramen „Liebelei", „Freiwild", „Comtesse Mizzi" u. A. Endlich darin: daß er in alledem unverändert von Anbeginn bis zur Stunde so bezaubernd jungfühlig und voll Altersklugheit geblieben. In allem Wollen und Wesen der klar Erfaßliche! Und daß er — neben seiner Neigung zur Tragik der verborgenen Schicksalsbeziehungen — heut, wie von Anbeginn, voll herzlichem Humor, überlegener Ironie und psychologischer Nachsicht in der Beurteilung menschlicher Irrungen geblieben. Und was ihn in alledem auszeichnet: die konsequente Charakteristik seiner Gestalten, für die er die knappsten Dialog-Finessen von blendender Beredsamkeit, Schlagfertigkeit, Lebensfülle findet.

Nicht in allen seinen Werken betätigt Schnitzler diese Vollsumme seiner Begabung und in dem Einzelnen nicht immer gleich stark und wirkungsicher. Aber überall ist seine Kunst in hohem Grade mitteilsam. Immer weiß er, auch in Symbolischem und „den Dingen zwischen Himmel und Erde" — wie in den Novellen „Dämmerseelen" — sich uns verständlich zu machen. Und was wir verstehen — besitzen wir. Was wir besitzen — lieben und hätscheln wir gern. Dank seiner durchseelten Wortbelebung, die mit sublimer Werktreue arbeitet, bleibt er uns nimmer dunkel noch fern. Eine Werktreue, aus der man seine Persönlichkeit am sichersten kennen, seinen Künstler am höchsten schätzen lernt. Eine Werktreue, die seine Kunst ihm selbst nicht einen Augenblick zur bloßen Vedute macht, vielmehr seine ganze Kraft an die Lösung jeder Aufgabe, auch der kleinsten, ruft. Schnitzler hat arbeitend ein wichtiges Kunstdogma begriffen. Und das gibt ihm Wirkung und Macht von Dauer. Das Dogma: die Dichtung, vor allem das Drama, soll befähigt sein, unsere Seele weit zu erschließen; soll in uns wecken, was unbewußt in uns gelegen; soll gemacht und geeignet sein: zum starken Miterleben in uns aufzurufen, was als Schicksal, Bestimmung oder Verhängnis Anderer vor unserer Impression sich vollzieht. Darum hat immer das unmittelbar Wirkliche als Gegenstand seiner lebendigen Darstellungen ihn am tiefsten angeregt. Damit hat er die nachhaltigsten und innerlichsten Eindrücke sich zu sichern gewußt.

Ich denke an seinen ersten Wurf „Liebelei". Den Premierenabend wird niemand vergessen, der ihn erleben durfte: Das war gar kein „Spiel", das war ein Stück wirkliche Jugend in Glück und Fehl, in Seligkeit, Vertrauen und Sterben. Alles äußere Vollziehen beinahe kunstgegensätzlich; aber alles Erleben so pulswarm jung und wirklich; und der Dichter in seiner Greisenweisheit so kindhaft unwillkürlich. Es war für ihn schon damals sehr charakteristisch, daß er der blutjungen Heldin, dem Kind Christine, als letzten Aufschrei vor ihrem verzweifelten Sterben die Worte in den Mund legt: „Vater, verstehst du die Welt noch?" die Hebbels Meister Anton als letzten Seufzer seiner Sorgen ausstößt, „ich verstehe die Welt nicht mehr". Übrigens: die äußere Wirkung Schnitzlers wurde sicherlich dadurch ver-

stärkt, daß er sich zu Denen energisch geschlagen, die sich losgelöst von den dogmatischen Satzungen eines dramatischen Zeitalters, das damals verdrängt wurde von der Heilslehre, die uns aus dem Norden gekommen.

Ich denke weiter an seine, von daher fast ununterbrochene Reihe von Erfolgen. Ich denke heut vor allem an einen, in diesen Jubiläumstagen erschienenen*) Band neuer Novellen: „Masken und Wunder". Sechs abgerundete, soignierte Kunstwerkchen. Bei Schnitzler, und in der Dichtkunst überhaupt, der sicherste und heikelste Maßstab, so für die Kunst des Künstlers, wie für die Geschmackskultur seiner Icherziehung. Auch hier die vollste Wirkung ausgehend von den Stoffen des Erlebten. Da ist „Der Mörder", — ein erschütternder Vorgang, wie mit Magnesium-Blitzlicht die Abgrundmöglichkeiten in der Menschenseele psychologisch erhellend zu grauenvoller Natürlichkeit: Ein gutmütig unbewehrter junger Lebemann, verlobt, zugleich aber verstrickt in eine ernsthafte Liaison, die zu brechen dem Entschlußmüden unmöglich wird. Hin- und hergeworfen von seinen unklar ihn umspinnenden Empfindungen, die beide Frauen mit gleicher Liebe umfassen, beschließt er: sich zu befreien, indem er die Geliebte tötet, um die Braut heiraten zu können. Was er, fern von der Heimat auf einer Meerfahrt, auch ausführt — in der Phantasie schon alle Seligkeiten lebend an der Seite der legitimen Braut, die daheim längst einem andern Manne sich verlobt hat und ihn schnöde abweist. Ein Duell mit einem Anbeter der Gemordeten bringt ihrem Mörder erlösenden Tod. In den Erzählungen ist überhaupt viel vom Tode die Rede: „Der Tod des Junggesellen", „Der tote Gabriel", „Die dreifache Warnung", selbst in „Die Hirtenflöte", ein Phantasiebild mit symbolischen Schlagschatten auf die Rätsel der Frauenseele. Die Rätsel der Frauenseele, — Schnitzlers Domäne, auf der seiner anmutigen Plastik meisterliche Leistungen glücken. Eins noch ist an Schnitzler bemerkenswert — je höher er in die Jahre kommt, desto deutlicher wird seine Neigung, in erzählender Form sich auszusprechen. Zugleich wird gerade im Drama seine Wortprägung immer knapper und trotz der Knappheit ergiebiger, sinntiefer; während seine erzählende Diktion immer behaglicher und in epischer Unbeengtheit dahinfließt. In seinen „Masken und Wundern" finden sich Stellen, die man unbesehen Kleist zuschreiben möchte, deren ruhig und festgefügte Perioden an Michael Kohlhaas erinnern. Aber von ungleich packenderer Wirkung und einer Schönheit des Wortes, wie nur die vollausgereifte Entwickelung unserer heutigen Muttersprache sie dem Künstler als Instrument für seine Prägekraft und seine Feilarbeit gewährt.

Kein Zweifel — wenn Schnitzler auch ganz gewiß nicht zu den „Großen", Zeitlosen gehört, so nimmt er unter den Heutigen doch einen Rang für sich ein: den Rang der Besonderheit. In ihm vereinigt sich der psychologische Scharfblick, das pathologische Erkennen, die beobachtende Erfahrung des Arztes; die verdichtende Impression und durchlichtende Phantasie des Dichters mit der offenbar gütig beeiferten Menschenliebe dessen, der die Kreatur hat leiden, sterben, verzweifeln, Gott suchen und den Teufel finden sehen. Eine zusammengesetzte Persönlichkeit, die, auf ihr Kunstgestalten übertragen, reiche und nachhaltige Wirkungen und Eindrücke nicht verfehlen kann.

Wenn Einer auf beschwerlicher Bergwanderung den höchsten Gipfel erreicht,

*) Verlag S. Fischer, Berlin, wo demnächst, etwas post festum, eine Jubiläums-Gesamtausgabe der Werke Schnitzlers herauskommen soll, auf die näher einzugehen ich mir vorbehalte.

wird er gern wohl ein wenig rasten und auf den Weg zurückschauen, den er gegangen, um frohgemut den behaglicheren Teil seiner Wanderung, talwärts, zu beginnen. Wenn Schnitzler von der gewonnenen Höhe seiner Lebensjahre seinen Weg überschaut, mag wohl ein berechtigtes Glückfühlen seine Seele schwellen. Ihm ist geworden, was die Allerwenigsten erreichen: Anerkennung, die ehrlich erarbeitet ist, Erfolge, die das Glück ihm gegönnt hat.

Zu fröhlicher Weiterwanderung ein aufrichtiges „Glück auf den Weg".

Frauenrundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Englische Suffragettes — Deutsche Frauenstimmrechtlerinnen.

Das klassische Land der Frauenbewegung ist England geworden, von dem Zeitpunkt an, als Mary Wollstonecraft ihre „Verteidigung der Frauenrechte" zuerst verkündete und durch ihren seltsamen Lebensweg das, was sie begehrte, in die Tat umsetzte. In England, ihrem Heimatsland, galt sie seitdem als eine Pionierin für die Rechte der Frauen, die persönliche Freiheit, völlige Unabhängigkeit und ein Losgelöstsein von allem Bestehenden zugunsten individuellster Lebensäußerungen zu erstreben für wünschenswert, mehr als das für unerläßlich hielten und — halten. Auf diesem Wege entwickelte sich die Frauenbewegung Englands in ihren verschiedensten Phasen, kein Wunder, daß sie eines Tages als ihre letzten Ausläufer die Suffragettes präsentierte. Denn diese „Märtyrer" der Bewegung, für die sie angesehen sein wollen, von ihrer Partei wohl auch angesehen werden, sind trotz aller Bemühungen der gemäßigten Frauenrechtlerinnen nicht abzuschütteln von den Rockschößen der Reformkleidung, die als ein Wahrzeichen der Bewegung in Toilettenfragen gilt. Die Sache ist mir ernst und heilig, und ich habe in diesem Sinne über die Frauenbewegung, ihren Aufstieg und zeitweiligen Tiefstand mich wiederholt ausgesprochen, daß ich wohl vor dem Verdacht sicher bin, mit wohlfeilen Scherzen mich darüber zu äußern. Und trotzdem: difficile est satiram non scribere, wenn man das Treiben dieser Heldinnen der Straßenumzüge verfolgt, wie es uns hüben und drüben dargestellt wird: Mit den einerseits enthusiastischen, andererseits in wilden Anklagen sich ergehenden Schilderungen in den parteigängerischen Blättern, mit den das Groteske betonenden Berichten der gegnerischen Presse. Mit Entsetzen las ich zurzeit von den Greueln und unerhörten Grausamkeiten, die diese Streiterinnen in den Gefängnissen von Manchester, Birmingham, New Castle erlitten haben sollten. Foltern von so unerhörter Brutalität und einzigartiger Vergewaltigung, daß ich erschüttert vor dem Unglaublichen stand, bis ich bei ruhiger werdender Erwägung dahin gelangte, das Unglaubliche nicht zu glauben und es für das anzusehen, was es wohl war: die Ausgeburt allzu reger, im Gräßlichen schwelgender Phantasien. Denn wenn das erlitten worden wäre, was diese Gefangenen verkündeten, als sie wieder in Freiheit waren, so hätte sich Todesschweigen darüber gebreitet, nicht eine einzige hätte diese martervollen Prozeduren überlebt, die, rein physisch genommen, weitaus die Grenzen aller Leidens- und Lebensmöglichkeiten überschritten. Statt dessen haben diese Gekreuzigten aufreizend, wühlend, hetzend, Exzesse ausübend und dazu fortreißend, weiter gearbeitet . . . in scheinbar guter Gesundheit. Aufs neue regt sich der Zweifel, mehr aber noch — die Bitterkeit, denkt man daran, wie schädigend und rückbildend diese jeder politischen Einsicht, jeder Gesetzmäßigkeit und Ordnung hohnsprechenden Ausschreitungen gewirkt haben. Um Jahrzehnte haben diese Suffragettentollheiten

die ernste, gereifte, bedächtige Arbeit der Frauenrechtlerinnen zurückgeworfen. Verwüstet, was allmählich und schwierig ausgesät war und vielfach schon geerntet wurde. Es wird lange dauern, bis die Eindrücke dieser Aufzüge von 15—20000 wild gewordenen, wütenden Weibern sich verwischen werden, die um sich schlagend, alles, was ihnen entgegentrat, in wüsten Angriffen niederreißend, ihr Recht begehrten. Welches Recht? Das ihrer Weiblichkeit, ihrer Würde, ihres Mutes? Das ihrer persönlichen Freiheit, ihrer Unabhängigkeit? Köstliche Güter fürwahr! Güter, die sie so wundervoll verteidigten, so klug und sinngemäß, daß wahrscheinlich selbst unter ihren Anhängern den ehrenwertesten Kahlköpfen in England die Haare zu Berge standen. Wollte man seriös bleiben, man könnte weinen über das, was diese merkwürdigen Auswüchse der „Frauenrechtlerei" angerichtet haben. Errötend muß man es angesichts dieser Tatsachen aussprechen, errötend und beschämt und entmutigt, tief entmutigt. Denn wie sollen praktische Politiker, Regierung und Parlament sich solcher Kampfesweise gegenüber verhalten? Nachgeben? Der Gewalt weichen, einer Gewalt, der gegenüber sie unbedingt die Überlegenen sind, sowohl in der Möglichkeit der Entfaltung äußerster Machtmittel nach der Seite von Gewaltmaßregeln, als in der Ausübung konstitutionell ihnen zustehender Rechte, Gesetze, polizeilicher, selbst militärischer Schutzwehr. Dagegen können die revoltierenden Frauen nicht an. Und wenn man endlich, aus einer mit Mitleid und Großmut gepaarten Nachsicht, ihnen nachgeben wollte und ihnen das so erlangte Stimmrecht gäbe, so würden die Führerinnen, von ihrer dankbaren Gefolgschaft gewählt, mit Standarten und Bannern ins Parlament einziehen, unter dem Triumphgeheul, das sie damals anstimmten, als sie in der Albertshalle ihr großes Siegesfest glaubten feiern zu dürfen. Was ist daraus geworden? Auf den großen Triumphzug folgten die fortdauernden, beinahe schon langweilig werdenden Suffragetten-(Guerilla)-Kämpfe, und die Regierung bleibt trotz einiger freundwilliger Versprechungen, ja sogar zeitweiliger Majoritäten für die Stimmrechtsbill, der rocher de bronze mit ihrem lapidaren not at all, sei es nun konservativer oder liberaler Fassung. Hinter dem Ernst mancher Dinge verbirgt sich oft ein schmerzlich-lächelnder Humor, und auf die Tragödie folgt das Satyrspiel. Armselige Holdinnen-Heldinnen! Ihr habt euch nicht genützt, den andern aber geschadet. Zu diesen andern gehören auch wir, hier in Deutschland, denen nicht nur die maßgebenden Männer, sondern auch die beteiligten Frauen unter sich das Wort „politisch nicht reif" nur allzu oft vernehmlich in die Ohren rufen. Und uns ist es in den letzten beiden Lustren wirklich gar nicht schlecht ergangen, in unserer frauenrechtlichen Bewegung. Empor! Wir hatten an dieser Stelle dies wiederholt freudig hervorheben können. Man hat die deutsche Frauenrechtlerei sogar in das Gebiet der „hohen" Politik miteinbezogen, wie Lucia Dora Frost, eine unserer feinsten Federn, sehr interessant in der „Zukunft" mit folgenden Ausführungen beweist: „Die Frau ist seit einigen Jahren in Deutschland zum politischen Objekt erklärt, ihre Sphäre der politischen Behandlung freigegeben worden. Man kann nicht einmal von einem Eindringen der Politik in das Leben der Frau sprechen: es ist ein Ansturm. Ein Überfall auf ein offenes Land, das nicht befestigt und leider in den letzten Jahrzehnten schlecht verwaltet ist, weil sich alles geistige Leben in der Frauenwelt auf die Emanzipation gerichtet hatte. Verfalls- und Krankheitserscheinungen erleichtern die Ingerenz der Politik. Es handelt sich um einen Eingriff in eine Pathogenese. Er kam nicht von den Parteipolitikern, sondern von den

Regierungspolitikern. Welchen Einfluß hat das Bedürfnis nach „Großzügigkeit" der inneren Politik auf diesen Eingriff gehabt? Als Anamnese der deutschen Frauenpolitik findet man folgendes: Wer als Gegner einer unbeschränkten Frauenrechtlerei gewohnt war, in der preußischen Regierung einen Bundesgenossen zu sehen, mußte vor fünf Jahren eine auffällige Veränderung bemerken. Ein unangenehmes Weichen und Nachgeben trat ein, steigerte sich schnell zu aktivem Fördern und schließlich zu einem Vorwärtstreiben der Frauenbewegung; offenbar war innerhalb der Regierung eine neue Parole ausgegeben worden. Der Umschwung war gründlich und kam unerwartet. Soeben hatten noch die Frauenrechtlerinnen, auch die gemäßigten, erklärt: „Von der preußischen Regierung erwarten wir nichts." Und nun schlug plötzlich diese schwärzeste aller Institutionen in allen Fragen des Frauenfortschrittes ein Tempo an, daß den ihr folgenden der Atem auszugehen drohte. Das war auch kein sachliches Fortschreiten, sondern einfach ein tätliches Bekenntnis zu prinzipiellem Fortschritt. Gegen alle preußische Regierungstechnik, die eine langsame Änderung überall, mit Recht, für zuträglich und der Verflochtenheit der Dinge entsprechend hält, wurden hier in fast revolutionärer Weise die Fortschritte beschleunigt. Nur wenn man beabsichtigte, der Frauenbewegung einen starken Impuls zu verleihen, wenn man sie in Gärung bringen, ihr eine auf die Akustik der Öffentlichkeit berechnete starke Resonanz geben wollte, durfte man diese Fortschritte und neuen Rechte für nützlich halten. Eine höhere politische Absicht mußte man auch deshalb vermuten, weil es an sachlicher Rechtfertigung des neuen Kurses fehlte. Denn was als Begründung und Verteidigung der neuen Bestimmungen und Gesetze geliefert wurde, war herbeigezogen. Ob jemand Gründe hat oder Gründe zusammensucht, läßt sich nicht verkennen. Mit nicht passenden Voraussetzungen, mit Redewendungen aus Leitartikeln volkstümlicher Art, mit heftig ungenauen Aufforderungen zu neuen Zielen: damit wurden preußische Bestimmungen ausgestattet. Alle diese Vorgänge werden verständlich, wenn man eine Absicht auf dem Gebiet der hohen Politik annimmt . . ."

Diese Absicht lag wohl sicherlich vor, und wenn sie auch nicht der Erfüllung galt, den so heiß begehrten und heiß umstrittenen Eintritt der Frauen in das aktive politische Leben zu fördern, vielmehr die Frauenrechtlerei gewissermaßen als ein Experimentierkarnickel für ganz anders geartete Konstellationen vorschob, so war der Nutzen, den diese Manipulationen der Frauenbewegung brachten, doch ein sehr großer. Sie sind in raschem Tempo vorgerückt in den letzten Jahren. An allen Stellen haben sie sich Platz erobert; energisch, sichtbar, tüchtig behaupten sie sich. Nur dem höchsten Ziele, das sie für erstrebenswert halten, der Mitwirkung im politischen Leben, sind sie nicht näher gerückt.

Wenn auch in den Wahlkampagnen bei den letzten Reichstagswahlen die Frauen zu tätiger Mitarbeit insbesondere von den bürgerlich linksstehenden Parteien herangezogen wurden, wenn selbst auf einem oder dem andern Parteitage der fortschrittlichen Volksparteien sich in eine Resolution schüchtern der Antrag einschlich: für die volle Gleichberechtigung der Frauen einzutreten, so ist es doch im allgemeinen still geworden über den Wassern. Die Hochflut der letztwinterlichen Begeisterung verebbte, und man erkennt, daß nur wirtschaftliche Notwendigkeiten und soziale Fortschritte diese tiefeinschneidenden Änderungen erzwingen können. Die besonnenen, klardenkenden Frauenrechtlerinnen fassen sich in Geduld, die Männer werden in ihrem Widerstand gefügiger, akzeptieren, oft sogar dankbar, heute die Mitarbeit der Frauen und befürworten die Anerken-

nung ihrer Rechte, wo sie als Notwendigkeiten sich geltend machen. Selbst in sehr verschlossenen und distanzierten Kreisen finden die Frauen der arbeitenden Klassen, die die doppelte Bürde der Arbeit und Hauswirtschaft zu tragen haben, verständnisvollen Anteil, wenn sie, die all die drückenden Lasten in Gemeinde, Staat und Land selbständig tragen müssen, gleiche Rechte für gleiche Pflichten fordern, und man begleitet mit Interesse und Nachdenklichkeit ihre dahinzielenden Kundgebungen in den von ihnen veranstalteten zahlreichen Versammlungen. Nur von prätenziösen Ambitionen will man nichts wissen, und gerade diese sind es, die selbst Leidenschaft, Leidenschaften zeitigen, die ausarten bis ins Suffragettenhafte. Glücklicherweise ist Deutschland kein rechter Boden dafür. Wo Neigung sich in dieser Richtung dafür zeigte, riefen die Bedächtigen, Einsichtsvollen: Halt! Und als trotzdem eines Tages die deutschen „Suffragettes" mit Umzügen drohten, da erfolgte das Verbot der mit Unrecht so viel verlästerten Polizei, und das Publikum ärgerte sich, daß der „Ulk" nicht stattfand. Bei den Frauenrechtlerinnen aber, denen die Sache heilig ist und über persönliche Eitelkeiten geht, war man verstimmt und dachte mit Schrecken daran, wozu solche, dem nationalen Empfinden durchaus unverständliche Provokationen führen müssen. Denn immer noch gelten als die führenden Geister der heutigen Frauenbewegung Frauen, wie die ausgezeichnete Helene Lange, die jeder Forderung das inhaltsschwere Wort: Leistung gegenüberstellt und ausruft: „wir werden das Stimmrecht nicht erlangen durch Fordern, sondern durch Leisten . . ." oder wie Fräulein Doktor Gertrud Bäumer, die in ihrer feinsinnigen, leise lächelnden Art sagt: „Gewiß, man könnte einen Kongreß veranstalten, etwa mit den Themen: Freie Liebe; Auflösung der Familie und Staatserziehung der Kinder; die Zulassung der Frauen zur Kriegsakademie — der Phantasie ist ja jeder Spielraum gelassen, aber ernsthaft genommen: der Gedanke, als beruhe der Fortschritt unserer Bewegung darin, daß wir bestimmte in ihr liegende Tendenzen zu schrankenlos immer weiteren Konsequenzen trieben, wäre der Ruin . ." Die Frauenbewegung im Geiste solcher Grundsätze auszubauen, scheint, wenn auch der langsame und schwerste, aber sicherste Weg, die Frauen an ihre sozialen Pflichten zu mahnen.

Wirtschaftliche Rundschau.

Es ist in der letzten Zeit viel darüber diskutiert worden, ob die Hochkonjunktur, deren sich unser Wirtschaftsleben seit einiger Zeit zu erfreuen hat, ihrem Ende zuneigt. Es wird Leute geben, die sich verwundert fragen, ob wir denn überhaupt schon in einer Hochkonjunktur drin gewesen sind. Zum mindesten fehlte eines der Charakteristika, die sonst als typisch für eine wirtschaftliche Hochkonjunkturperiode zu gelten pflegen: die hohen Preise für industrielle Rohstoffe und industrielle Produkte. Wenigstens wurde in einer großen Anzahl von Industrien ständig darüber geklagt, daß trotz angespannter Beschäftigung die Preise immer noch sehr zu wünschen übrig ließen. Danach hatte es den Anschein, als ob wir uns höchstens erst in der Vorhalle der Konjunktur befänden, und jetzt tönt uns plötzlich von hoher Warte der Warnruf entgegen: „Die Welle droht sich zu überschlagen." Die Industrie glaubt es allerdings nicht, die Industrie hat es nie geglaubt, wenn einer Konjunktur von berufener oder unberufener Seite das nahe Ende prophezeit wurde. Sie sieht die Schornsteine rauchen, die Bestellungen sich häufen, sie muß, um nur die Lieferfristen einigermaßen einhalten zu können, Nachtschichten einlegen. Sie hat also vorläufig noch anderes zu tun, als sich

auf schmale Kost einzurichten. Auch die Börse glaubt im Grunde ihres Herzens nicht an ein nahes Ende der Konjunktur. Zwar vorübergehend gab es ein paar schwache Börsen. Wenn der Staatskommissar an der Berliner Börse von Überspekulation spricht und der erste Direktor der Deutschen Bank, Herr v. Gwinner, auf Anzeichen des nahenden Konjunktur-Umschwunges hinweist, so überzeugt dies an der Börse zwar auf die Dauer keinen von der inneren Wurmstichigkeit des Kursgebäudes, aber jeder sagt sich, wenn solche Leute pessimistische Anschauungen zum besten geben, so sind ein paar schwache Börsen unausbleiblich. Also verkauft jeder von den Papieren, die er hat, die am meisten bedrohten, d. h. die am höchsten stehenden, und die Papiere, die er nicht hat, „fixt" er. Auf die Dauer aber vermögen Worte, und wenn sie auch von noch so autoritativer Stelle kommen, die Tendenz nicht zu bestimmen. Worte werden von heute auf morgen vergessen, wenn die Tendenz der Taten nach der umgekehrten Richtung weist. Und das scheint vorläufig noch der Fall zu sein. Gerade der Kassaindustrieaktienmarkt, auf dem diesmal die Phantasie sich am ungehemmtesten austobt, hat, kaum drei Tage nach den „Warnungen" des Staatskommissars und des Herrn von Gwinner, eine neue Jubelhausse veranstaltet und gerade die Papiere wieder auf den Schild gehoben, auf welche die Warnungen vor spekulativen Auswüchsen deutlich hingezielt hatten. Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Hausse der letzten Wochen eine ausgesprochene Hausse der Spezialitäten gewesen ist. Wenn man das allgemeine Kursniveau mit den Höchstkursen des Jahres 1911 vergleicht, so wird man finden, daß die jetzigen Kurse fast durchweg und zum Teil nicht unerheblich hinter den vorjährigen Höchstkursen, wie sie vor Beginn der Agadirfahrt zu verzeichnen waren, zurückbleiben. Es gibt aber eine Anzahl von Papieren, in denen die Börse irgend eine ganz besondere Chance sieht, und die infolgedessen von der Spekulation in zum Teil wahnwitziger Weise in die Höhe getrieben werden. Etwas Typisches kann höchstens bei allen diesen Einzelfällen darin erblickt werden, daß die Börse nach derartigen besonderen Chancen förmlich sucht und leicht geneigt ist, sie in mehr oder weniger geeigneten Fällen auch zu finden.

Es sind fast immer dieselben Phantome, denen die Börse dabei nachjagt. Sie spürt entweder Unternehmungen aus, die nach ihrer Ansicht an finanzieller Überernährung leiden und von denen in irgend einer Form Abführungen aufgesammelter Reserven an die Aktionäre entweder in Gestalt von besonderen Gewinnausschüttungen, in Gestalt von Gratisaktien oder von wertvollen Bezugsrechten erwartet werden. Das war der Fall der Linke Waggonfabrik, der Fall der Accumulatorenwerke Berlin-Hagen und der Fall der Höchster Farbwerke. Die andere Kategorie der großen Kurssteigerungen am Kassamarkte wird gekennzeichnet durch die Chance großer Patent- und Lizenzgewinne. „Der Verkauf von Patenten nach dem Auslande" insbesondere, das ist eine Vorstellung, welche die Börse gewissermaßen elektrisiert. Riedel-, Hochfrequenz- und in letzter Zeit Vogtländische Maschinen-Aktien dienten der Börse zum Spielball derartiger wilder Patentphantasien, bei denen die Ernüchterung allerdings meist nicht ausgeblieben ist. Ganz besonders das Spiel mit den Aktien der Vogtländischen Maschinenfabrik führte zu Kursschwankungen von 90 und 75 %, wie sie in den letzten Jahren an der Berliner Börse — wenn man den Fall der Aktien der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ausnimmt — nicht erlebt worden sind. Wenn derartige Auswüchse der Spekulation bekämpft und in ihrer ganzen Sinn-

widrigkeit dargelegt werden, so mag auch einmal ein Verstoß gegen die Formen des Börsenreglements mit in den Kauf genommen werden. Es ist an der Börse — und zweifellos nicht ohne Berechtigung — darauf hingewiesen worden, daß es nicht Sache des staatlichen Börsenkommissars sei, sich in materielle Börsenangelegenheiten hineinzumischen und Urteile über Börsenpapiere, ihren inneren Wert und ihre Kursschwankungen abzugeben. Um die Gefährlichkeit einer solchen Einmischung zu erkennen, braucht man z. B. nur auf einen Fall aus der Vergangenheit hinzuweisen, auf die gewaltige Kurssteigerung der Hercynia-Kuxe, die vor etwa 6 Jahren von zirka 16 000 Mk. auf 30 000 Mk. pro Stück emporkletterten. Damals lag der Kurssteigerung wirklich die reelle Ursache zugrunde, die bei vielen Kursphantasien der letzten Zeit gefehlt hat, nämlich eine Ankaufsofferte des preußischen Staates zu sehr günstigen Bedingungen. Wenn der Börsenkommissar damals gewarnt hätte, würde er unter Umständen die Kuxenbesitzer, die sich durch seine Warnung zum vorzeitigen Verkauf ihrer Kuxe bewegen ließen, schwer geschädigt haben. Aber auch die technischen Anregungen, die der Staatskommissar zum Ausgleich allzu heftiger Kursschwankungen geben zu müssen meinte, sind offenbar mehr gut gemeint, als brauchbar. Die Aufhebung des vom Börsengesetz vorgeschriebenen Einheitskurses in besonderen Fällen bringt zweifellos viele Nachteile und Gefahren mit sich, während die Erreichung des angestrebten Erfolges recht zweifelhaft erscheint. Mit technischen Mitteln kann man spekulative Bewegungen nur in Ausnahmefällen verhindern oder mildern. Und das Recht des Börsenvorstandes, bei besonders eklatantem Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage den Kurs einmal und sogar mehrmals streichen zu lassen, bietet eine durchaus genügende Handhabe zur Verhinderung von „Zufallskursen“. Nur Zufallskurse sollen aber verhindert werden, nicht scharfe Kursveränderungen, die in manchen Fällen durch die tatsächlichen Verhältnisse gerechtfertigt sein können und für die infolgedessen möglichst weitgehende Freiheit gelassen werden muß. Aus diesem Grunde geht es meines Dafürhaltens auch schon zu weit, wenn das Recht des Börsenvorstandes, den Kurs eines Papieres streichen zu lassen, unter gewissen Umständen in eine Pflicht umgewandelt werden soll.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

April 1912.

Inhalt.

««.
Bildnis des russischen Minister:
Präsidenten Erzellenz Kokowtzow
vi Adrian Polly
Wadimir Nilolajewitsch Kolotvtzow . .
Geh. Oberfinanzratvi OttoSchwarz
Reichsbanlleitung und Großbanlen , .
Obechleut.a.D.Rogallav. Biederstem
Der Flugzeugrausch in Franlreich
vi David Koigen
Die Entstehung der uwdernen Demo-
lratie au« dem Geiste des Christentum«
Monsignore Eugen Boeglin
Erispi und der Vaßlan ....
2
ll
l?
21
29 -
52
«
vi Otto Philipp Neumann
Neue Beitrilge zur Geschichte de,
Freimaurerei 31
Prof. vi Ludwig Stein
Französisch« und englische Stimmen übe»
Krieg und Frieden
vi von Bilguer
Geht de« italienisch^urlifche Krieg zu
Ende? . ^2
vr Hugo Salus
Die beiden Einsiedler (Gedicht) . . .!,
E. Lund
Eine bedeutsameNeuemng unSchisftbau 4b
Rundschau
Politische Rundschau (Di s. Mühling)
Koloniale Rundschau (Otto Iöhlinger)
Theologisch-kirchliche Rundschau (Theodor Kappsiein) ,
Juristisch« Rundschau (Rechtsanwalt vi Hugo Waldeck)
Literarische Rundschau (Friedrich Stein—Verl«)
Frauen-Rundschau (Ulla Wolff-Fianl)
Wirtschaftliche Rundschau (Horatio) .....
vr Dietze
Vorposten der wissenschaftuchen For-
schung (Frau. Luri«) «
vr L. Roth
Jean Marie Guy««« Philosophie. .
vi Adolf Koelsch
Die Entwicklung der ZweckmWgleu
Georg Brandes
Eine Aufnahme in die französisch« Ulla-.
dernie. Autorisierte Ubersetzrmg »on
Erich Holm . . . . tt
Prof. vi Mar-Gg. Zimmermann
und Paul Nauen
Die Farbe Grün . 69
Prof. vi Alfred Klaar
Epilog zur Kleistfeier. I .

vr M. Ritzenthaler
Deutscher und Engländer . .88
Alberta von Puttkamer
Gero (Ballade nach einer allen Sag?) 9>
Selma Logerlöf
D«r Spirrtxs. Einzig 'amonsierte
Übertragung aus d.» Schwedischen
«on Marie Fr«nzos .9»
Oslar von Schütte
Richtet nicht . . . Eine Erzählung aus
den Bergen (Fortsetzung) lOi
ll»
ll»
l2»
13«
»«lor» nn l.LI>d" «lchew» »» l. !«d«» Ma»»t».
P«u. p« Q»««>l »2 »««««> « «»«». «>»z«uM» 3 «»«».
«ll, »nchhaxol«,«» und V°I»»n!l<>u« «>n» i«lxr^u V«ll«U«>»eo <«.
illeiuize luzerateu Hu»»!»»«: illlloueei, l!xp«<ljti<)» l«<!»!l >«««
lierlin 5V. br»!,u. Wln ». llb., vr««len, Qüllelclor«. l»l«,Uurt ». M.,
«»mdurl. l.eipiiz, <^»z<ledulI, «QlmKtlm. Mncnen. lillrnberz, ?r««.
zwttz^rt. Wen. lünct».
!n»er»lon»pr«I,: pro 4« mm breite leil« l««loll ^ou«'» ««»»Heil««.
m«»«r Kc». 5) 70 N. »«»»ssen-llebünrel,, 6 dl, « >i>c. '/«-

Eine öeuHeMmatMH
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hunderteinundvierzigster Band
36. Jahrgang . 1912 : April-Juni

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A..G., Breslau.
Leipzig Wien München Budapest
«. F. «l«ln<>ck«l. ». M o hl, V«l<>»»»»om..Vochha><dl, V,KhoI!> Lult«. « l i lI 'Ich« K. ll.
Ho<buchhant,!.

Inhalt des 141. Bandes:
April/Mai/Iuni 1912
Seit«

Bnlfour, A. I., früherer Premierminister: Offene« Brief an den Herausgeber 284
Barclay, Sir Thomas: Eine real« Basis für den Frieden 328
Baumert, Justiz«, Dr.: Del 2. internationale Hausbesiherlongreß und die Bestrebungen der Haus- und Grundbesihervereine Deutschlands 163
Nilguer, Dr. von: Geht der italienisch-türkische Krieg zu Ende? 42
„ „ Das große ? von Libyen 158
Nloem, Wilhelm: Die Kinematographie und da« Grammophon im Dienste der Natur-wissenschaft 19?
Boeglin, Monsignor« Eugen: Crispi und der Vatikan 29
Böliger, Dr. Hugo, M. d. R.: Nationalliberale Parteikrisi« 16«
Brandes, Georg: Eine Aufnahme in die französische Akademie. Autorisierte Übersetzung von Erich Holm 64
Nreul, Profesftr Karl: Britisch-Deutsche Freundschaft 303
Nurton,Noiil, lib. Mitglied des Parlaments: Offener Brief an den Herausgeber 331
Corbach, Otto: Soziale Not« in „freien" Berufsarten 193
Courteney of Penwith, Lord: Deutsch-englische Freundschaft 327
Di eh«, Dr.: Vorposten der wissenschaftlichen Forschung (Frau Curie) 49
C i ck h o f f, Richard: Italien und die Interparlamentarische Union 154
Ernst, Dr. r«r. n»t. et pol. M.- Pathologisch oder Kriminell? 199
de Forest, Baron, üb, Mitglied de« Parlament«: Wer «ermittelt? 339
Garvin, I. L., Läitor c»l „?»!! M»!I U»«tte": Offener Brief an den Herausgeber 342
Haldane ofClo » n, Viscount, Kriegsminister: Was ist Goethe uns Englandern? . . 281
Hülsen, Hans von: Inge (Novelle) 350
Ibsen, Dr. Sigurd, Staatsminister a. D.: Machtpolitik und Kulturpolitik. Autorisierte übersehung aus den» Norwegischen von Rh«a Sternbetg. I 149
Katscher, Leopold: „Stead, dieser gute Mensch" 343
Klaar, Prof. Dr. Alfred: Epilog zur Kleistfeier I 78
„ „ „ „ Kleistprobleme 223
Koelsch, Dr. Adolf: Di« Entwicklung der Zweckmäßigkeit 56
Koig « n, Dr. David: Die Entstehung der modernen Demokratie aus dem Geist« des Christen-tums 21
König, Geheimrat Prof. Eduard: Sage und Mythus in bezug auf den „ewigen Juden" 217
L » gerlöf, Selm»: De« Spirltus. Einzig autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzo« 95, 234
L as celles,Si« Frank, frühere« britischer Botschafter in Berlin: Offener Brief »n den Herausgeber 294
Law, A. Bonar, Führer der Konservativen im Unterhaus: Offener Brief an den Herausgeber. . ; 293
Lipp, Dr. Franz: Italienische Künigsmörde«. Eine kriminalpsychiatrische Swdie 186
Lough, l'K« KiM Non. Lyoma«, Mitglied de« Parlament«: Englisch-Deutsche Be ziehungen 336
Lund, C.: Ein« bedeutsame Neuerung im Schiffsbau 46
M o n d, Barone» Sir Alfred, Mitglied des englischen Parlaments: Di« wirtschaftlich«« Beziehungen zwischen Deutschland und England 32<!
Neumann, Dr. Otto Philipp: Neue Beiträge zur Geschichte der Freimaurerei . 31
Polly, Dr. Adrian (St. Petersburg): Wladimir Nikolajewitsch Kolowtzo« 5
N a ms» y, Sir William, Professor an der Universität in London: Englischer und deutscher Wissensbetrieb 314
Nihenthale«, Dr. M: Deutsch« und Engländer 88
Nogalla von Bieberstein, Oberstleutnant a. D.: Der Flugzeugrausch in Frankreich 17
Noloff, M.: Die Iungtürlen 173

243342

Seite
Roth, Dr. L.: Jean Man« Guyan« Philosophie , 52
Rothschild, Baron Alfred von: Offener Brief an den Herausgeber 297
Mottmann, Hans: Kuropatkin über die auswärtige Politik Rußlands im 20. Jahr-
hundert 168
Said-Rue te, R, London: Die deutsch-englischen Beziehungen im nahen Osten ... 331
Schütte, Oscar: Richtet nicht . . . Eine Erzählung »us den Bergen 104,240,364
Schwarz, Geh. Oberfinanzrat Dr. Otto: Reichsbankleitung und Großbanken 11
Spender, I. A., Chefredakteur der Westminster-Gazette: England-Deutschland 289
Speyer Bart, 1!i« Nient Non. Sir Edgar: Deutschland und England als Weltbürger 308
Stein, Prof. Dr. Ludwig: Französische und englische Stimmen über Krieg und Frieden ... 36
„ „ „ „ Politisch« Legendenbildungen. Stimmen führender englischer
Politiker über Deutschland 141
„ „ „ „ Sir Edward Grey und die englisch-deutsche „Entspannung" 277
Süßmann, S.: Ausstellung der Berliner Sezession 1912 345
Venih, Architekt A.: Da« Theater der Neuzeit 206
Vezey S t ro n g, Sir T, früherer Lordmayor: Deutsch-englische Freundschaft 299
Weardale, Lord, Mitglied des Parlaments, Präsident der engl, interparlamentarische!»
Gruppe: Die interparlamentarische Union. Offener Brief an den Herausgeber ... 311
Zimmermann, Prof. Dr. Mar Gg., und Paul Nauen: Die Farbe Grun 69
Seölckte:
Falle, Gustav: Der lustige Schweinelrieg 221
Puttlammer, Nlbetta von: Gero (Ballade nach einer alten Sage) 93
Salus, Dr. Hugo: Di« beiden Einsiedler 45
llunölckau:
Frauen-Rundschau (Ulla Wolff-Franl) 132, 399
Juristische Rundschau (Rechtsanwalt Dr. Hugo Waldeck) 126
Koloniale Rundschau (Otto ILHlinger) 123, 259
(Coloniensis) 393
Literarisch« Rundschau (Friedrich Stein—Berlin) 128, 263, 396
Musikalische Rundschau (Walter Dahm«) 266
Österreichische Rundschau (Dr. I. Sinnreich, Wien I) 269
Politische Rundschau (Dr. C. Mühlina) 118, 254
Sozialpolitische Rundschau (Senatspläsident an> Reichsversicherungsam» Dr. Flügge) 257, 390
Theologisch-kirchlich« Rundschau (Theodor Kappstein) . . 125, 262
Wirtschaftlich« Rundschau (Horatio) 134, 267, 402
Lilllbelgaben:
Grey, Sir Edward 274
Ibsen, Staatsminister a. D, Dr. Sigurd 138
Kolowhow, niss. Ministerpräsident Exzellenz 2

»^ , , X
OtH^nutWch
".-'.^ ^"7, Ludwia Stein
-I^-.', ^l.nw und Vfria^'allstalt
v. ^. .vcyolilaenoer, A.-G., Breslau.
Leipzig Wien München Budapest
G. F. ßttwock« «l, >lohl, V«wz»>«om.»V>»chhandl.
V«thold Lutlel, « llll 'Ich« K. K. tzofbuchhandl.
36. Jahrgang. Band 141. Heft 451 April 1912

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig Wien München Budapest
«. F. Stttnock«, K, »lohl, »«lll»»»«o!n^Vuchh<>»>dl. V«thold Lutt«, Vlllllch« i. K. Hofbuchhondl.
z6. Jahrgang. Band 141. Heft 451 April 1912

Dr. Adrian Polly:

Wladimir Nikolajewitsch Kokowßow

Mit Bildnis und Faksimile.

Als am 13./1. September des Vorjahres die Schreckenskunde nicht allein das Russische Reich, sondern die gesamte Kulturwelt durcheilte, daß Rußlands dritter verfassungsmäßiger Ministerpräsident, Peter Arkadjewitsch Stolypin durch die mörderische Kugel eines fanatischen Verbrechers hoffnungslos auf das Siechbett gestreckt wurde, richteten sich naturgemäß aller Augen zugleich auf den „Kommenden Mann", der berufen sein sollte, das politische Erbe Stolypins anzutreten.

In der Welt der Diplomatie und Politik bestand kein Zweifel und keine Frage, kein Raten und Umhertasten: Die Ernennung Kokowtzows, des bewährten Hüters und Mehrers des russischen Neichsschatzes, zum zukünftigen Lenker der Geschicke Rußlands stand von vornherein für jedermann fest. Auch sein Monarch, Zar Nikolaus II. war vor keine Wahl gestellt. Die Entscheidung konnte nur so und garnicht anders getroffen werden. Und als nach mehr-tägigem qualvollen Todeskampfe der durch seine Ritterlichkeit, wie durch seine tiefwurzelnde Vaterlandsliebe hochragende Staatsmann Stolypin, der Rußland aus einer Epoche vollständig anarchistischer Zerklüftung zur Ordnung und Arbeitsfähigkeit zurückgeführt, dessen Verdienste trotz vielfacher politischer Entgleisungen, namentlich in den letzten Iahren seiner Geschäftsleitung, die Geschichte nach sachlicher Gebühr werten wird — seine Augen für immer schloß: vollzog sich der Übergang von Stolypin zu Kokowtzow in bemerkens-werter Ruhe. Geräuschlos; ohne jeden fühlbaren Ruck im Gange der Staats-maschine. Selbst die In- und Auslandsbörsen, diese empfindlichen Membranen gegen alle den Handel und Wandel bedrohenden Fährlichkeiten, beantworteten den Personenwechsel in der russischen Regierungsleitung durch vertrauensvolle Aufwärtsbewegung.

Woher diese allgemeine Übereinstimmung, die ruhige Zuversicht in dem Widerhall der öffentlichen Meinung? Weil die Aufmerksamkeit aller Welt schon geraume Zeit vor der Kiewer Katastrophe, durch die Mängel und Starrheit des Stolypin - Kurses dazu gedrängt, innerlich den Nachfolger gesucht und in Kokowzow gefunden.

Staatssekretär Kokowtzow ist mit einer in der kurzlebigen Ära der Graf Witteschen Ministerpräsidentschaft, die Kokowzow zum Ausscheiden

Adrian Polly Wladim ir Nikolajewitsch Kokowtzow
aus dem Kabinet zwang, eingetretenen mehrmonatlichen Pause seit dem
5./18. Februar 1904 bis heute Rußlands Finanzminister. Und um an dieser
Stelle gleich eine häufig vernommene und erörterte Frage ein für alle Mal
zu beantworten, mag gleich hinzugefügt sein, daß Kokowtzow entschlossen ist,
dieses Amt mit demjenigen des Ministerpräsidenten zu vereinigen. So lange
er das Vertrauen seines Herrschers besitzt.
Den Posten des Innenministers, den sein verstorbener Vorgänger besaß
und der auch Kokowtzow in jenen bewegten Septembertagen angeboten war,
strebt er unter keinen Umständen an. Wogegen ihm das Finanzportefeuille
— ein von ihm mit Meisterschaft beherrschtes und mit vollendeter Virtuosität
gespieltes Instrument — unlösbar ans Herz gewachsen ist. Deshalb bleibt
Kokowtzow nach wie vor in dem roten Ziegelbau des Finanzministeriums
an der Moika; auch als Ministerpräsident.
Was die Finanzkunst Kokowtzows in den Tagen des schwersten politischen
und wirtschaftlichen Niederganges Rußlands der Iahre 1904, 1905, 1906
geleistet hat, forderte die ungeteilte Anerkennung auch — und vielleicht nament-
lich ^- derjenigen heraus, die damals den nach ihrer Meinung von Stunde
zu Stunde bevorstehenden Staatsbankrott Rußlands unheilschwer, drohend und
warnend laut in die Welt hinausschrien. Und dazu gehörten nicht allein
die bekannten und unbekannten Verfasser pamphletistischer Anwürfe, die
als Angst- oder Sensationsprodukte keiner ernsten wissenschaftlichen Nach-
prüfung standhielten. Vielmehr volkswirtschaftliche Autoritäten und machtvolle
Finanzpraktiker von Weltruf. Sie alle waren ausnahmslos auf den schrillen
Ton abgestimmt: Haltet vor Rußland die Taschen zu!
Gleich dem erfahrenen, in Gefahren erprobten Kapitän auf sturm-
bewegter See, der mit jeder Küstenklippe und Meerestiefe seines Fahrwassers
wohlvertraut ist, stand Kokowtzow unentwegt, ernsten doch ruhigen Blickes
auf seiner Kommandobrücke. Und brachte in aufreibendster, Tag und Nacht
anspannender, aufopferungswilliger Arbeit das ihm anvertraute Fahrzeug
schließlich aus Gefahr und Not, doch glücklich und unbeschädigt in den schützenden
Hafen. Der heutige Rubelkurs, der Stand der russischen Staatspapiere, und
in erster Reihe ein in barem Golde angesammelter — und trotz der letzt-
jährigen Mißernte, unangetasteter freier Bestand von 430 Millionen Rubel
innerhalb der kurzen Zeitspanne weniger Iahre führen eine weithin hallende
beweiskräftige Machtsprache.
Wladimir v. Kokowtzow, einer alteingesessenen Nowgorodschen Adels-
familie entstammend, ist wie die Mehrheit der höheren russischen Staatswürden-
träger aus dem juristischen Adelslyzeum hervorgegangen; er steht heute im
58. Lebensjahre. Wie unser Bild zeigt, eine wohlerhaltene, frische, schlank-
vornehme Erscheinung von mittlerer Größe. In seinen Umgangsformen von
ernster, fast gemessener Zurückhaltung. Doch zugleich von außerordentlicher

Höflichkeit und auf den ersten Blick gewinnender Offenheit. Er verlangt
als erstes Erfordernis von den bei ihm Zutritt suchenden Personen Aufrichtig-
keit. Wie man von ihm überzeugt ist, daß er unbekümmert darum, ob er
seinem Gegenüber eine angenehme Empfindung auslöst oder das Gegenteil,
unbedingte Offenheit und Wahrhaftigkeit zum Ausdruck bringt.
In der Beurteilung seiner Mitmenschen neigt Kokowtzow zu einem
gewissen Skeptizismus. Er durchdringt mit scharfem Blick die menschliche
Natur in ihren Schwächen und in ihrem Eigennutz. Vor seinem geistigen
Auge fällt der von Selbstliebe und Selbstsucht zusammengesetzte Firnis des
äußeren Menschen alsbald ab. Er gibt sich keinen Illusionen darüber hin,
daß die Triebfeder im Denken und Handeln des überwiegenden Teils der
Menschheit weder in hochherzigen, noch in idealen Instinkten zu suchen ist.
Umgekehrt kennzeichnet den Ministerpräsidenten in seiner öffentlichen Wirksam-
keit überwiegend ein gesunder Optimismus, die ruhige Zuversicht zur gut-
artigen und gedeihlichen Entwicklung des Staatswesens und das Selbstver-
trauen zur Erreichung der Ziele, die er sich in seinen verantwortlichen Auf-
gaben mit sicherer Festigkeit gestellt hat.
Kokowtzow ist eine erstklassige Arbeitskraft. Die zehnte Morgenstunde
findet ihn regelmäßig schon, die zweite und dritte Mittern«chtsstunde häufig
noch an seinem Arbeitstisch. Zum Zaren begibt sich der Präsident des Minister-
rates an jedem Freitag Morgen zum Vortrage nach Zarskoje Sselo, der
gewöhnlich mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Auch im Umgang mit
seinem kaiserlichen Herrn führt der Staatsmann eine selten freimütige, bestimmte
und ^aufrechte Sprache.
Unerschrockenheit, Kaltblütigkeit und eine niemals und durch nichts
zu erschütternde Ruhe bilden überhaupt die hervorstechendsten Charaktereigen-
schaften Kokowtzows. Er hat dem Tode mehr wie einmal ins Auge geschaut,
ohne auch nur für eine Sekunde aus dem Gleichgewicht zu geraten. Abgesehen
von dem Empfang vielfacher Todesdrohungen und Voranzeigen über ihm
zugedachte Gewaltakte seitens der Anarchisten, besonders in den Revolutions-
jahren — war er bekanntlich bei der Ermordung des japanischen Fürsten
Ito, anläßlich der Zusammenkunft beider Staatsmänner am Charbiner Bahnhof
in unmittelbarster Nähe Itos, den er in seinen Armen auffing, als der Fürst
zusammenbrach. Von den drei Kugeln, die der Mörder abfeuerte, brauchte
nur eine um Linienweite ihre Richtung zu ändern, um Kokowtzow zu treffen.
Umstehende Augenzeugen berichteten über die fast unheimliche klassische Ruhe,
die Kokowtzow auch bei diesem Anlaß wahrte. Die gleiche Erfahrung mußte
eine Vertrauensperson seiner nächsten Umgebung machen, die Schulter an
Schulter mit Kokowtzow stand, als die ruchlose Mörderhand Bogrows sich gegen
Stolypin erhob. Kein Augenblick der Verwirrung, der Unruhe oder gar der

Angst. Nur das instinktive Herbeieilen, um dem Schwerverwundeten Beistand und womöglich Hilfe zu bringen.
Attentatsfurcht liegt dem russischen Regierungschef vollkommen fern.
Da er keine Zeit für Spaziergänge hat, legt er seine Geschäftswege — auch zur entfernt vom Ministerpalais liegenden Reichsduma im Taurischen Saale zu Fuß zurück. Fast immer allein. Ohne jede Begleitung. Seine einzige Schutzmaßnahme liegt in der Überzeugung: „Wie Gott will!"
Alle, die ihn aus langjähriger Mitarbeit und unmittelbarem persönlichen Verkehr kennen, bekunden überzeugungsvoll, daß kein Untergebener sich einen idealeren Vorgesetzten auch nur vorstellen kann, als den Ministerpräsidenten Kokowtzow. Wiewohl er, der sich selbst die höchsten Anspannungen zumutet, auch von seinen Mitarbeitern ein außerordentliches Maß an Leistungen fordert. Die schon hervorgehobene, ihn nie verlassende Ruhe, die außerordentlich bestimmte, feste Art der Auftraggebung, die kein Schwanken, kein Mißverständnis, keine Inkonsequenz zuläßt, erleichtert indes ungemein die Erfüllung der jedem Einzelnen obliegenden Pflicht. Kokowtzow ist keiner Beeinflussung zugänglich. Er kennt kein Günstlingswesen, keine Bevorzugung, noch gar Nepotismus. Keiner seiner Mitarbeiter darf sich rühmen, auf des Ministers Entschließung die geringste Einwirkung auszuüben. Er prüft jede ihm vorgelegte Sache vorurteilsfrei, mit großer Gründlichkeit und verläßt sich nur auf sein eigenes Urteil. Wie er bei Übernahme des Finanzministeriums ausnahmslos alle Beamten beibehalten hat, leinen einzigen aus seinem früheren Wirkungskreise übernommen hat: so entscheidet bei der Beförderung seiner Untergebenen ausschließlich der durch Dienstalter und Verdienst maßgebliche Anspruch. Dennoch bringt er seinen engeren Mitarbeitern, zu welchen in erster Reihe seine drei Ministergehilfen, der Direktor der Kreditkanzlei, der Gouverneur der Reichsbank, der Direktor seines Kabinets und sein persönlicher Sekretär gehören, ein unbegrenztes Maß von Vertrauen entgegen.
Auf die entscheidende Frage, ob Kokowtzow das nationalistische Programm Stolypins ganz oder teilweise sich zu eigen machen, oder aber dem politischen Kurse Rußlands ganz neue Wege vorzeichnen werde, hat bis zur Stunde niemand eine zulängliche Antwort gefunden. Umsoweniger, weil Kokowzow selbst in seiner abwägenden, verschlossenen Art sein eigentliches politisches Programm nicht zum Gegenstande der Erörterungen macht. Man ist deshalb im wesentlichen auf Vermutungen angewiesen. Doch einen gewichtigen Anhaltspunkt, diese Mutmaßungen in das richtige Fahrwasser zu bringen, gibt die grundlegende Anschauung, die Ministerpräsident Kokowtzow über Pflichten und Aufgaben seines Amtes hat: „Die Minister sind nicht dazu da, Parteipolitik zu treiben; das ist Sache der Berufspolitiker. Die Minister sind Beamte des Staates; sie haben in erster und letzter Reihe die praktischen Geschäfte

des Staates auszuführen. Auf den Grundlagen und nach den Richtlinien
der bestehenden Gesetze."
Politisch keiner Partei angehörend, bekennt sich der neue russische
Ministerpräsident zu gemäßigt konservativen Anschauungen. Fern von jeder
Dogmatik, ist er ein durch und durch praktischer Staatsmann. Er jagt nicht
grauen Theorien nach, weil er nicht von der inneren Nützlichkeit und der
Möglichkeit ihrer Verwirklichung überzeugt ist. Ieder zweckmäßigen Reform
innerlich zugeneigt, meidet Kokowtzow sprungweises, übereiltes Vorgehen.
Er gibt seine Zustimmung zur Aenderung des Bestehenden nur nach gewissen-
haftester llberdenkung und planmäßiger Durchreifung des neuen Gedankens.
Auf dem Boden positiven Christentums stehend ist Kokowtzow entschieden gläubig,
ohne Frömmler zu sein.
Das ausgesprochene diplomatische Geschick, das Staatssekretär Kokowtzow
bei einer Reihe außerordentlich wichtiger Staatsverhandlungen, namentlich
finanzpolitischer Natur ins Ausland geführt, sicherte ihm jedesmal den glück-
lichsten Erfolg seiner Mission, Überlegene Sachkenntnis vereinigt sich in ihm
mit ausgezeichneter Rednergabe von Uberzeugungsvoller Wirksamkeit. Seine
Sprechweise ist — wie sein ganzes Wesen — von abgeklärtester Ruhe. Frei
von Pathos. Pose und Gebärdenspiel sind ihm völlig fremd; er gebietet
uicht einmal über gewaltige Stimmittel. Dennoch besticht und bestrickt er
seine Zuhörer durch die Klarheit und Eindringlichkeit des durchdachten Vortrages,
der frei von jedem überflüssigen Beiwerk, in lichtvoller Klarheit und gediegener
Sprachfeinheit, zuweilen mit diskretem Einschlag von Humor und Sarkasmus —
besonders in der Polemik — den Gegenstand seiner Auseinandersetzung dem
Verständnis der Hörerschaft erschließt. Das Auftreten Kokowtzows auf der
Rednertribüne der Reichsduma oder des Reichsrates sicherte ihm deshalb
jedesmal — auch noch ehe er das heutige leitende Amt innehatte, die volle
Aufmerksamkeit des Hauses bei Freunden wie Gegnern.
Zu den sog. „großen" Tagen der jungen russischen Volksvertretung
gehören die Dumasitzungen, in welchen Kokowtzow seine Voranschläge für
den Staatshaushalt der Reichsduma entwickelt oder gegen etwaige Angriffe
verteidigt. Der sorgsame, peinlich vorsichtige und ausschließlich auf unantastbaren
Grundlagen strengster Nachprüfung standhaltender Tatsachen vorbereitete Aufbau
der russischen Budgetvorlagen ist in der Fachwelt — auch des Auslandes
längst als mustergültig bewertet. Gerade während der Drucklegung dieser Zeilen
legte Kokowtzow als Finanzminister der Volksvertretung zum fünften Male
seinen Staatshaushaltsentwurf, diesmal in der stattlichen Höhe von 3 Milli-
arden, vor. In diesem Iahrfünft sind die Barbestände des Staates von ein
Viertel bis auf eine beinahe volle Milliarde (909 Millionen Rubel) ange-
wachsen, bei gleichzeitiger Tilgung von 205 Millionen Staatsschulden.

Der Bedeutung der Pressegroßmacht bringt Kokowtzow volles Verständnis entgegen, deren Vertretern er, sobald es sich um ernste Fragen handelt, willigen Zutritt, schriftliche Aufschlüsse, wie persönlichen Gedankenaustausch gern gewährt. Unbeschadet um Stunde, ob Sonn- oder Festtage. Ohne mich der kleinsten Bevorzugung rühmen zu dürfen, führte mich die Erlaubnis des Staatsmannes schon zur Mitternachtstunde und darüber, wie an allgemeinen Ruhetagen wiederholt in sein Arbeitskabinet. Briefliche Anfragen finden ausnahmslos am Eingangstage pünktlichste Erledigung.

Zu nachdrücklicher Bedeutsamkeit erhob sich das Gewicht der Stimme Kokowtzows anläßlich der unter dem Vorsitz des Kaisers in der Epoche 1905—1906 stattgefundenen Beratungen des Minister- und Staatsrates; zur Vorbereitung der grundlegenden Reformarbeiten, die schließlich an dem für die Entwicklung und die Geschichte Rußlands wichtigsten aller Werktage, dem 31./18. Oktober 1905 die Verkündung der russischen Verfassungsgrundgesetze dem russischen Volke nebst den Gesetzen über den erneuerten Reichs» rat und Einberufung der Reichsduma bescherten.

Seinen unbeirrt weitschauenden Diplomatenblick bekundete der Staatsmann auch durch sein unmittelbares Eingreifen in die russische Außenpolitik; durch Führung der Verhandlungen, die zu dem russisch-japanischen Abkommen des Iahres 1908 den Grundstein legten, das in seinem Wesenskerne erst die vollständige Abwicklung der vielfachen, durch das Portsmouther Friedensinstrument offen gebliebenen Einzelfragen enthält. Zugleich aber die für Rußlands Sammlung und Ausbau unerläßlich notwendige „Rückversicherung" im Osten. Als das für Rußlands Bewegungsfreiheit im Westen mehr denn wichtige Traktat erst vollständig unter Dach gebracht war, äußerte der Finanzminister mir gegenüber: „Ob der neue Vertrag in seinen zukünftigen Folgen sich für Rußland gut oder ungut bewähren wird, weiß ich nicht. In beiden Fällen aber übernehme ich für ihn die volle persönliche Verantwortlichkeit. Es ist mein ureigenes Werk!"

Von hoher Bedeutung für die russische Industrie, für Rußlands Handels- und Finanzwesen, war und blieb die von Kokowtzow durchgeführte Eisenbahnpolitik, die im Gegensatz zum Witteschen Verstaatlichungssystem den Ausbau der russischen Verkehrswege im wesentlichen der Privatindustrie überwies. Mit dem Erfolge, in überraschend kurzer Zeit das Eisenbahnnetz im Inneren des Reiches in ungeahntem Umfange vervollständigt und einen reichen Zustrom an fremdem Kapital zugunsten der russischen Industrie, wie der privaten Handelsunternehmungen ins Land gebracht zu haben.

Die unverrückbare positive Anerkennung der Verfassung sowie Respektierung der Volksvertretungsrechte seitens des gegenwärtigen obersten Beraters der russischen Krone steht außer aller Frage. Niemals wird er sich zu einem „Staatsstreiche" im Sinne gewaltsamer Änderung der Grundgesetze hergeben,

wie solcher in der Stolypinära wiederholt in Verfolgung politischer Prinzipien
erlebt wurde. Selbst Erwägungen noch so praktischer Nützlichkeit gegenüber,
die Kokowtzows Handeln seiner natürlichen Veranlagung nach sonst bestimmend
leitet, steht in oberster Reihe die Achtung vor dem Gesetz. Getreu dem Worte
Matthäi: Dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes
ist — gibt Kokowtzow auch dem Volke, was des Volkes ist!

Geh. Oberfinanzrat Di-. Otto Schwarz:

Reichsbantleitung und Großbanken

Die Welt befindet sich in einem gewissen Zustande der Unruhe und Unsicher-
heit. Der politische Druck, welcher während der zweiten Hälfte des vorigen
Iahres auf dem westlichen Europa lastete, ist zwar gewichen. Aber unverkennbar
ist eine starke nervöse Spannung zurückgeblieben. Die revolutionäre Bewegung
in China, die politischen Unruhen in Persien, die unsichere Lage in Meriko, vor
allem die Schwierigkeiten, welche sich den Bemühungen der Mächte, zwischen
Italien und der Türkei Frieden zu stiften, entgegenstellen, sind nicht geeignet, jene
Unruhe zu meistern; die Haldane'sche Mission in Berlin hat die politischen
Schatten zwar zu mildern, aber vorläufig nicht zu beseitigen vermocht.

Auch die wirtschaftliche Weltlage gibt genug Rätsel zu lösen auf.
In den Vereinigten Staaten wird die Geschäftswelt durch das Näherrücken der
Präsidentschaftsfrage um so stärker in Atem gehalten, als deren Lösung die Rich-
tung der Trust- und Zollgesetzgebung maßgebend beeinflussen wird. Bei uns wirkt
trotz im übrigen aufstrebender Entwickelung die ungünstige Lage des Bau-,
Terrain- und Hypothekenmarktes deprimierend. Die Frage, ob es gelingen wird,
die großen Kohlen- und Stahlsyndikate zu erneuern, erfüllt weite Kreise mit
Spannung.

Die steigende Teuerung von Rohmaterialien und Lebensmitteln, selbst in
freihändlerischen Ländern, die Geldknappheit der großen Geld- und Leihmärkte,
der Goldhunger Indiens, der, weil man die Ursache nicht klar erkennt,
den Londoner Markt beunruhigt, all diese hemmenden Momente des Wirtschafts-
lebens werden neuerdings außerordentlich vermehrt durch die Besorgnisse, welche
sich an den gewaltigen Kohlenarbeiterstreik in England und die drohende Gefahr*)

') Die sich inzwischen venvirllicht hat.

eines Übergreifens nach Deutschland und Frankreich knüpfen. Milliarden des Nationalvermögens gehen dabei verloren, und um hunderte von Millionen werden die Produktionskosten der Industrie verteuert.
Die Macht des vierten Standes, die sich dabei offenbart, und von der die viereinhalb Millionen sozialdemokratischer Stimmen uns bei den Reichstags-wahlen in Deutschland soeben einen weiteren Vorgeschmack gegeben haben, lösen in sozialer Hinsicht ernste Besorgnisse aus.
Daß sich unter solchen Umständen unserer Geschäftswelt und namentlich der Bankwelt, hier vor allem der Großbanken infolge des engen Zusammenhanges, in dem sie mit dem gesamten inneren Wirtschaftsleben stehen, sowie bei ihren aus-gedehnten überseeischen Verbindungen eine gewisse Unruhe bemächtigt hat, kann nicht wundernehmen.
In solchen Zeiten gilt es für die leitenden Führer vor allem, kaltes Blut und ruhigen Sinn zu bewahren!
Wenn nun gerade jetzt durch die Blätter bekannt wird, daß die Hüterin des deutschen Währungs- und Wirtschaftslebens, die Reichsbank, an die Banken mit der Forderung, grundsätzliche Änderungen in ihrem bisherigen Geschäfts- und Kreditgebaren vorzunehmen, herangetreten ist und in die Direktionsstuben der Bankleiter damit neue Schwierigkeiten hineinträgt, so muß sich die Frage auf-drängen, ob denn der Zeitpunkt für ein solches Vorgehen richtig gewählt ist?
Um zu einer sachgemäßen Beurteilung zu kommen, wird man sich gegenwärtig halten müssen, daß der gegenwärtige Reichsbankpräsident bereits seit Iahren die Banken an die Herbeiführung einer größeren Liquidität gemahnt hat. Im Prinzip ist also sein jetziges Vorgehen nichts Neues. Die Verbesserung der Zwischenbilanzen, die Lombardverteuernng an den Quartalsterminen sind Erfolge und Betätigungen seiner bisherigen Maßnahmen, Etappen auf dem Wege zu seinem Ziele. Nur der Druck seiner Vermahnungen ist diesmal offenbar ein schärferer geworden.
So wird man fragen müssen, ob denn zu dieser Verschärfung der Note Anlaß vorlag. Mit dem überwiegenden Teile der Tages- und Fach-presse wird dies bejaht werden können.
Die Besserung der Liquidität der Banken, die seit 1908 eingetreten war, hat sich seit dem Iahre 1910 wieder verschlechtert. Das Deckungsverhältnis ist bei den 9 Großbanken von 72,9 Prozent in 1909 auf 69,6 Prozent in 1910 und auf 67,6 Prozent in 1911 herabgegangen, nachdem es sich von seinem Tiefstande im Krisenjahr 1907 mit 64,4 Prozent auf 66,6 Prozent in 1908 und 72,9 Prozent in 1909 heraufgearbeitet hatte.
Nun wird man an die Liquidität unserer Großbanken nicht die gleichen Anforderungen zu stellen brauchen, wie an diejenigen der englischen Aktienbanken, die 16 Prozent ihrer Depositen und Akzepte in bar halten, während sich unsere

Kreditbanken mit 6 bis 8 Prozent begnügen, weil unsere Banken in weit größerem Maße als jene mit eigenem, in kritischer Zeit der Gefahr der Zurückziehung nicht unterliegendem, Kapital arbeiten. Aber eine Liquidität von 67 Prozent im Durchschnitt, die bei einzelnen Großbanken bis auf 53 bis 55 Prozent herabgeht, bleibt immerhin hinter dem, was man wünschen könnte, zurück. Noch mehr muß die fallende Tendenz berücksichtigt werden. Werden wir bei dieser Entwickelung nicht bald wieder auf dem Tiefstand von 1907 anlangen? Zudem! Deckung und Deckung ist nicht dasselbe. Von 1895 bis 1910 stiegen unter den Deckungsmitteln der Deutschen Kredit-Banken Kasse aufs dreifache, Wechsel und Effekten aufs vierfache, Lombard und Reports aber aufs fünfeinhalbfache! Aus noch nicht einer Kalben Milliarde Lombards und Reports wurden über zweieinhalb Milliarden Mark. Will man diese gewaltige, sicher zu dreiviertel auf Reports zu rechnende Summe, die hauptsächlich Spekulationskredit*) darstellt, auch nur zum größeren Teile für leicht realisierbar ansprechen? Und wie steht's mit Effekten und Wechseln? Der Anteil von Staatspapieren an Effekten hat sich neuerdings vielleicht etwas gebessert. Von den Wechseln ersetzt aber ein wachsender Teil fehlendes Betriebskapital der Geschäftswelt, wie die Notwendigkeit der häufigen Prolongationen anzeigt. Auch hier würde es wie bei den Reports mit der schnellen Real»» sierung ohne schwere Störung des Geschäftslebens hapern. Die Deckung hat sich also auch qualitativ verschlechtert.

Die in Bankkreisen beliebte Beweisführung, daß mit steigender Hoch--konjunktur sich die Liquidität der Banken naturgemäß verschlechtern müsse, ist nicht ganz schlüssig. In Zeiten hochgespannter Konjunktur vermindert sich bei Unternehmungen aller Art die Liquidität. Da müssen es sich die großen Bankzentren um so mehr zur Aufgabe machen, für Liquiderhaltung ihres Bankstatus zu sorgen; denn sie sind es, auf welche in kritischer Zeit von der gesamten Geschäftswelt zurückgegriffen werden wird. Sind sie dann selbst wenig liquide, so können sie der Aufgabe, welche ihnen in der Volkswirtschaft und Geldwirtschaft zufällt, unmöglich voll gerecht werden.

In Frankreich, wo der Herbst v. I. auch nicht elndruckslos an dem Bankstatus vorüberging, hat sich die Liquidität der fünf großen Pariser Banken (I^onnaiL, National ä' LLcompte. 3oc. <36n6rale. l>e<iit. In6. et Ooinm. u. UarseillaiZe) Ende des Iahres 1911 doch wieder auf 90,3 Prozent (gegen 89,7 Prozent Ende 1910) gehoben.

Die Anspannung der Reichsbank, namentlich an den Quartalsterminen, ist

') Damit soll nicht gesagt sein, daß es sich nu« um ungesunden Spekulation«-l«dit handelt. Durch die Änderung be« Vörsengesetzgebung hat zweifelsohne auch eine Erleichterung und Vermehrung volkswirtschaftlich wünschenswerten Spelulationslredits stattgefunden. Aber das «norme Anwachsen diese« Bilanzpostens weist offensichtlich auch auf eine stark« Vermehrung ungesunden Spelulationslredits hin.

trotz Lombardverteuerung wesentlich infolge verminderter Liquidität der Banken in den letzten Monaten stärker als je gewesen. Diesen Umstand ganz allein mit unseren Zahlungsunsitten erklären zu wollen, geht nicht an. Die erheblichen Verluste, durch welche mehrere ansehnliche Kreditbanken in neuester Zeit zu beträchtlichen Dividendenreduktionen gezwungen wurden, weisen zu deutlich auf Überspannung der Kreditgewährung hin. Auch die Schwierigkeit der Unterbringung von erstklassigen festverzinslichen Werten, selbst bei vierprozentiger Verzinsung, die Steigerung des Leihzinses überhaupt, zeigt, wie sehr der Kreditbegehr im Lande die Sparbeträge überholt. Die Zurückziehung der mehreren hundert Mill. französischer Leihgelder im Herbst v. I. hat unsere Volkswirtschaft ja verhältnismäßig gut überwunden. Dabei kam uns aber die Geldflüssigkeit und Leihbereitschaft amerikanischer Banken zu Hilfe. Sie werden anch heute, wo die französischen Gelder nur zum Teil zurückgeflossen sind, noch in Anspruch genommen — ein Zeichen, daß sich unsere Geschäfts- und Bankwelt doch noch zu sehr auf den Zufluß ausländischer Gelder eingerichtet hat.

Der Reichsbankpräsident kann sich nach alledem wohl darauf berufen, daß seine Mahnungen die erforderlichen Wirkungen bisher nicht gehabt haben.

Zu dem wirtschaftlichen kommt diesmal ein wichtiges, anderes Moment hinzu! Während in früheren Iahren der Reichsbankpräsident seine Darlegungen wesentlich mit der Notwendigkeit, die Gefahr von Wirtschaftskrisen zu vermeiden, begründet hatte, hat der Herbst v. I. deutlich gezeigt, daß unsere Volkswirtschaft allen Anlaß hat, auch die politischen Entwickelungsmöglichkeiten nicht aus dem Auge zu verlieren. Wenn man heute mehr wie früher die Notwendigkeit finanzieller Kriegsbereitschaft ins Auge zu fassen hat, so darf man sich vor allem darüber nicht täuschen, daß sich diese Bereitschaft nicht in einer gesunden Ordnung der öffentlichen Finanzen allein erschöpft. Im Falle eines Krieges müssen gewaltige Mittel aus der gesamten Volkswirtschaft hervorgeholt werden, und wenn diese, namentlich das Kredit- und Bankwesen sich nicht genügend stark und liquide erweisen, so wird selbst die beste öffentliche Finanzwirtschaft ihre schwierige Aufgabe nur halb erfüllen können.

Man sieht, eine Notwendigkeit, gerade im gegenwärtigen Momente den Status der Banken auf seine Liquidität mit scharfer Sonde zu prüfen, liegt unter mehrfachen Gesichtspunkten vor, und ein öffentliches Interesse an derartigem Vorgehen muß ohne weiteres anerkannt werden.

Die Banken können sich nicht auf ihre private Eigenschaft, auf die Notwendigkeit, die nötigen Dividenden für ihre Aktionäre herauszuwirtschaften, zurückziehen. Große private Macht hat von jeher zu Pflichten gegen die Allgemeinheit, zu öffentlichen Pflichten geführt. Als die Hauptvermögenswerte eines Volkes noch im Grundbesitz lagen, erwuchsen den großen Grundherren daraus zahlreiche öffentliche Pflichten. Wenn heute einige wenige Banken zu Verwaltern eines großen Teiles des Sparvermögens im Volke geworden sind, so können sie

sich bei ihrer Handlungsweise nicht mehr bloß von privatrechtlichen und privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten leiten lassen. Im Gegenteil, das sozial und national geschärfte Gewissen der Ietztzeit stellt vielleicht noch größere Anforderungen an die privatwirtschaftlichen Machtfaktoren im Lande als frühere Zeiten. Im übrigen sind günstige Dividendenergebnisse und hohe Liquidität keine Gegensätze, wie die englischen Banken lehren und bei uns neuerdings namentlich die Deutsche Bank zeigt, die bei 76,6 Prozent Liquidität (Ende 1911) die höchste Dividende unter den Großbanken (12'/« Prozent) verteilt.

Bleibt noch zu untersuchen, ob die Mittel, welche Präsident Havenstein den Banken zur Erwägung gestellt hat, zu mechanisch, zu theoretisch gewählt sind und aus diesem Grunde zu Bedenken Anlaß geben, wie das in Bankkreisen öfters behauptet wird.

Genaue Nachrichten über die Einzelheiten der stattgehabten Erörterungen liegen nicht vor. Soviel man den Presseäußerungen entnehmen kann, hat die Reichsbankleitung die allgemeine Forderung besserer Liquidität in den Vordergrund gestellt und nur als erwägenswerte Mittel vor allem Stärkung der Barreserven, größere Deckung der gewährten Kredite, in erster Linie der Spekulationskredite, durch verstärkte Einschußpflicht (allmähliche Erhöhung der Bardeckung von 10 Prozent bis etwa 50 Prozent), in letzter Linie aber auch ungesunden Industriekredits, größere Zurückhaltung in der Vermehrung der Akzepte, Eindämmung der gegenseitigen Konkurrenz in der Heranziehung von Depositengeldern durch Vereinbarungen über die Höhe der Zinsvergütungen usw. in Vorschlag gebracht, ohne aber die Banken auf die eine oder andere Maßnahme festlegen zu wollen. Immerhin scheint doch das allgemeine Ziel dieser Vorschläge, die Erhöhung der Liquidität, so bestimmt betont worden zu sein, daß für die Bankwelt daraus die Frage erwuchs, es könnte, wenn die Banken sich freiwilligen Reformen verschlössen, die Möglichkeit einer gesetzlichen Erzwingung höherer Barreserven oder weiterer eigener Maßnahmen der Reichsbank (Krediteinschränkungen) näher rücken. Was ersteren Punkt anbelangt, so hat die beruhigende Erklärung des Staatssekretärs Delbrück, daß der Erlaß eines Depositenbankgesetzes zur Zeit nicht in Frage stehe, bereits erkennen lassen, daß auch die Reichsbankleitung jedenfalls vorläufig an die Anwendung dieses Druckmittels nicht denkt. Eine Kreditbeschränkung gegenüber einzelnen Großbanken andererseits würde so leicht kaum und nur im Notfalle in Erscheinung treten. Aber die ultima ratio dieses Machtmittels an sich werden die Großbanken nicht beanstanden können. Auf der Bankenquete hat man gerade von ihrer Seite dem Reichsbankpräsidenten mehrfach ein „Landgraf werde hart" zugerufen, und man wird, wenn man auch wohl damals mehr an die kleinen Provinzbanken gedacht hat, sich jetzt nicht beschweren dürfen, wenn die Nutzanwendung dieser Lehre auch einmal gegenüber den Großen Anwendung zu finden droht. Und gerade, wenn die Banken sich gegen eine mechanische, alle Banken gleichmäßig treffende Vorschrift sperren, so müssen sie der Reichsbank zwecks wirk-

samen Vorgehens das Recht zusprechen, da, wo eine Einzelbank ihren Mahnungen nicht folgt, diese die harte Hand der Kreditbeschränkung fühlen zu lassen.
Im allgemeinen wird man davon ausgehen dürfen, daß die zur Erwägung gestellten Mittel nach dem Wunsche der Reichsbank nicht unterschiedlos und in mechanischer Weise allen Bankkunden gegenüber durchgeführt werden sollen, sondern daß sie nur als Wegweiser für die Bankpolitik gedacht sind, um das notwendige Endziel, vermehrte Liquidität, zu erreichen. Finden sie selbst bessere Wege — und guter Wille, Einheitlichkeit und Solidarität des Vorgehens, werden hier selber Weg sein, der Geschäftstüchtigkeit unserer Bankleiter wird man das übrige überlassen können —, so wird die Reichsbankleitung dies sicherlich dankbarst akzeptieren. Denn nicht schematische Einschränkung der für das Gedeihen der Volkswirtschaft notwendigen Kredittätigkeit, sondern Beseitignug zweifellos vorhandener ungesunder Kreditauswüchse ist es, was der Reichsbank am Herzen liegt. Was namentlich die Einschränkung der Industriekredite anbelangt, die am meisten beunruhigt zu haben scheint und bei ängstlichen Gemütern sogar die Besorgnis der Herbeiführung einer Wirtschaftskrise erweckt hat, so hat die Reichsbankleitung an eine rücksichtslose, zu scharfe Kredit-Restriktion offenbar nicht gedacht. Wenn wir nicht irren, ist im Iahre 1906 gerade von dem damaligen Leiter der Eeehandlung, jetzigen Reichsbankpräsidenten, der Vorschlag, im Sparkassenentwurf den Zwang zur Anlegung eines Teiles des Vermögens in Staatspapieren erst bei Neueinlagen eintreten zu lassen, ausgegangen, und man wird annehmen können, daß er auch jetzt bei der Forderung an die Banken, in der Gewährung von Industriekrediten vorsichtiger zu sein, mehr an die Eröffnung neuer Kreditbeziehungen für die Zukunft als an die sachgemäße Fortführung und Abwickelung bestehender Kredite gedacht hat. In dieser Weise scheint die Mahnung, wie die Berichte einiger Großbanken ergeben, auch von diesen aufgefaßt worden zu sein. Im übrigen wird die Reichsbankleitung mit Genugtuung konstatieren können, daß fast alle diesjährigen Iahresberichte der größeren Banken mahnende Worte an ihre Klientel wegen größerer Zurückhaltung im Kreditbegehr enthalten und damit die Richtigkeit des Grundgedankens der Havensteinschen Politik bestätigen.
Wenn man die ganze Sachlage überblickt und richtig würdigt, so wird man das Vorgehen der Reichsbankleitung im allgemeinen als durchaus sachgemäß begrüßen dürfen. Es paßt vollkommen in den Rahmen der zunehmenden Erkennt, nis hinein, die sich in weiteren Kreisen auszubreiten beginnt, daß wir uns auf allen Lebensgebieten, in der öffentlichen wie privaten Wirtschaft, eine etwas bescheidenere Lebensführung, größeres Maßhalten in dem wirtschaftlichen Erpansionsbedürfnis angewöhnen müssen, um der Anschauung des Auslandes, daß unser ganzes Erwerbsleben zu sehr auf Pumpwirtschaft basiert sei, zu begegnen und um unsere so notwendige wirtschaftliche und politische Bereitschaft für ernste Fälle uns zu erhalten. Besorgnisse, daß eine von den Groß-

tanken ausgehende allmähliche Einschränkung in der Gewährung von Spekulationskredit, wie eine größere Vorsicht in der Gewährung von neuem Industriekredlt zu wirtschaftlichen Krisen führen könnte, schießen über das Ziel hinaus. Wäre die Wirtschaftslage schon eine so ungesunde, daß derartiges zu befürchten wäre, dann könnte man ein scharfes Vorgehen der Reichsbank nur um so mehr begrüßen. Denn die Erfahrungen in den großen Wirtschaftskrisen des vorigen Iahrhunderts haben immer bewiesen, daß, je länger die nationale Zentralbank in solchen Zeiten die Anwendung der ihr zur Verfügung stehenden Krediteinschränkungsmittel hinausschob, um so gefährlicher die Krisen verlaufen sind.

Ie ruhiger und besonnener, aber allerdings auch je ernster — denn an einem Scheidewege dürften wir uns diesmal trotz allem befinden — die Großbanken den mahnenden Worten des Reichsbankleiters Gehör schenken, um so nutzbringender wird diese ganze Aktion für unser Wirtschaftsleben verlaufen!

Rogalla von Biederstem:

Der Flugzeugrausch in Frankreich.

Während die französische Flotte in Mitte des vorigen Iahrhunderts die führende Rolle im Panzer-Schlachtschiffbau und in der Neuzeit in dem der Unterseeboote ergriff, war man auch im französischen Heere seit einem halben Iahrhundert eifrig bestrebt, namentlich durch die Verbesserung seiner Feuerwaffen, sowohl der Geschütze wie der Gewehre, ein Moment der Überlegenheit in der Bewaffnung gegenüber derjenigen der Heere der anderen Staaten zu gewinnen. So entstanden die schon im italienischen Kriege von 1859 verwandten ,.<!llnan» l-uv^5>", dann die Hinterladergeschütze und darauf die Mitrailleusen und das Chassepotgewehr, in neuester Zeit aber die Schnellfeuergeschütze mit selbsttätigem Rohrrücklauf. Ungeachtet der unverkennbaren Vorteile, die das Chassepotgewehr, wenn auch weniger die Mitrailleusen, selbst bei einer richtigen Verwendung, repräsentierten, wurden beide bekanntlich im Kriege von 1870/71 nicht zu dem erhofften Faktor taktischer Überlegenheit des französischen Heeres, da die Bewaffnung allein kein ausschlaggebendes Moment für kriegerische Erfolge bildet, sondern noch mannigfache andere gewichtigere Faktoren dabei mitsprechen. Nunmehr hat sich das Streben Frankreichs nach militärischer Überlegenheit ganz besonders dem neuen Erzeugnis seiner Luftfahrzeugiudustrie, den Aeroplanen, zugewandt, ein Gebiet, in dessen Konstruktionen und ihrer Benutzung Frankreich unbestritten heut an der Spitze der Nationen steht. Auf dem Gebiet der mehr den strategischen, wie den taktischen Zwecken der Aeroplane, dienenden starren und halbstarren Luftschiffe aber ist der westliche Nachbar Deutschlands von diesem an leistungsfähigen Erzeugnissen und Anzahl weit über-

flügelt. Denn während das französische Heer schon heute über 100 Flugzeuge besitzt, und diese Anzahl im laufenden Iahre auf 234 bringen will, so verfügt dasselbe nicht nur bloß über 14 fahrbare Luftschiffe gegenüber 19 deutschen, sondern die seinigen erreichen auch in keiner einzigen Konstruktion die Leistungsfähigkeit, Fahrsicherheit, Größe und Tragfähigkeit der Zeppeline. Ungeachtet der zweifellosen Vorzüge, die diese, namentlich für die strategische Aufklärung und auch für die Lösung gewisser strategischer Aufgaben besitzen, die man, wie z. B. die Rheinbrückenzerstörung, die Unterbrechung der Eisenbahnlinien bei der Mobilmachung und beim Truppentransport nach dem Kriegsschauplatz, durch Zerstörung der Bahnhöfe, Viadukte usw., französischerseits im Auge hat, hat sich das Interesse und der Luftfahrzeugbau Frankreichs ganz überwiegend den Aeroplanen zugewandt, obschon neuerdings auch den starren Luftschiffen mehr Beachtung geschenkt wird, weil man an die Leistungen der Aeroplane ganz übertriebene Erwartungen für den Krieg, ja für „die Eroberung der Vorherrschaft Frankreichs in der Luft" knüpft, und da ihre Konstruktion dort, wie erwähnt, bereits außerordentlich entwickelt ist; ja schon zu einer Überproduktion von Flugzeugen in den über Gebühr zahlreichen Flugzeugindustrieunternehmungen geführt hat. In erster Linie für Flugsportzwecke in großer Anzahl, erst in zweiter, aber in weit geringerer für militärische Zwecke beschafft, erwiesen sich die Beschaffungs- und Unterhaltungskosten für Privatleute auf die Dauer als so gewaltige, daß sie sich nur sehr reiche Leute und die Konstrukteure von Flugmaschinen leisten konnten, welche letztere aus ihren Schauflügen vor dem Publikum und aus dem Verkauf ihrer Maschinen ein Gewerbe machten. Die Leistungen der 22 französischen Militär- und Zivilflieger, darunter nur erste Kräfte, die unter neuen, wesentlich erweiterten Bedingungen und Verhältnissen bei den jüngsten Herbstmanövern in Ost-Frankreich in der Trou^e von Belfort ihre Aufgaben erfüllten, vor allem aber eine von den namhaftesten Organen der französischen Presse aufs wärmste mit Wort und Tat unterstützte Agitation für „die Eroberung der Vorherrschaft Frankreichs in der Luft", haben die nationale Begeisterung für dieselbe in verschiedenen französischen Städten, sowie bei Großindustriellen und selbst den Schülern der Pariser Gymnasien zur hellen Flamme angefacht, mehrere Städte schenkten der Regierung Aeroplane, und sehr beträchtliche Sammlungen für deren Beschaffung kamen zustande. Die freiwilligen Spenden betrugen bis zum 20. März IV4 Millionen Franks, davon etwa eine Million von den großen Zeitungen und den am Flugzeugbau interessierten Banken, und es bildete sich unter der Präsidentschaft des Generals de Lacroir und des Senators Reymond ein „nationales Komitee für Militärflugwesen", das alle eingegangenen Summen im Einverständnis mit dem Kriegsminister entsprechend den Bedürfnissen der nationalen Verteidigung verwenden wird. Eine lebhafte Polemik dafür, daß „Frankreichs Zukunft in der Luft liege", entwickelte sich in der Presse und seitens einer Anzahl Generale, und fand in einer sich dieses Titels bedienenden

Broschüre des „Marin" ihren beredtesten Ausdruck. 5000 Flugzeuge und
5000 Militärflieger werden in ihr für Frankreich nebst den erforderlichen
Hangars, fliegenden Werkstätten, ausgebildeten Führern, Piloten und Mecha-
nikern, und 50 bis 60 Millionen pro Iahr für das Flugwesen verlangt. Ein
Fluggeschwader, die vierte Armee, müsse im Kriegsfall die Mobilmachung und
Konzentration der feindlichen Truppen verhindern. Bei genügender Anzahl
müßten die Flugzeuge die rückwärts liegenden Arsenale und Magazine der feind-
lichen Armeen zerstören, vor der Schlacht der Anmarsch des Feindes erkundet und
aufgehalten, während der Schlacht er in Verwirrung gebracht werden, bei der
Verfolgung die Aeroplane mitwirken. Diese sollen jedoch nicht nur, wie erwähnt,
als Zerstörungsmittel für Eisenbahnen und Brücken usw. dienen, sondern auch als
Erkundungswerkzeug der Dberkommandierenden, als Mittel zur Aufrechterhaltun«,
der Verbindung und vor allem als eine neue Waffe, die durch ihren gewaltigen
moralischen Einfluß das Vertrauen der von ihr begleiteten Kämpfer verdoppeln
müsse. Der Kriegsminister Millerand brachte ein Gesetz über das Militärflug-
wesen ein, und forderte dessen rascheste Verwirklichung, sowie mit seinem Dank
für die gewidmeten Geldspenden vollständige Freiheit der Kriegsverwaltung in
der Auswahl der zu beschaffenden Flugzeuge. Die Selbständigkeit der „fünften
Waffe", erklärte er, bedeute nicht, daß diese ein geschlossenes Korps bilden solle.
Das Personal würde aus der ganzen Armee rekrutiert werden, doch würden die
Offiziere und Unteroffiziere je nach Bedarf des Alters und der Neigung zu ihrer
früheren Waffe zurückkehren können. Der Friedensbestand würde jeweilig durch
Dekret festgesetzt, damit er den Umständen entsprechend abgeändert werden könne.
In Friedenszeiten würden den Militärfliegern gewisse Vergünstigungen gewährt,
und bei tödlichen Unfällen ihren Hinterbliebenen dieselben Rechte bewilligt, wie
den Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. Die einzelnen kriegsmäßigen
Fliegerabteilungen werden je 8 Flugzeuge umfassen. Ein Erlaß des Kriegs-
Ministers ordnet die Ausbildung von Generalstabsoffizieren als Beobachter in
Flugzeugen an. Für 1912 sind Gesamtausgaben in Höhe von 22V, Millionen,
für die späteren Iahre durchschnittlich 25 Millionen Franks vorgesehen. Der
Kriegsminister wie auch der Ministerpräsident Poincars und der Marineminister
Delcasss sprachen sich über die von der Presse zugunsten des Militärflugwesens
eingeleitete Propaganda sehr anerkennend aus. Delcass6 erklärte, durch die
Militärflugzeuge könnten die Bedingungen des Seekrieges umgestaltet werden.
Das Flugwesen entwickeln heiße die Größe Frankreichs fördern. Die gesamte
derart auch von der Regierung geförderte Bewegung und Propaganda für das
heute die vollsten Sympathien der französischen Nation besitzende Flugwesen zielt
offenbar darauf ab, für einen eventuellen künftigen Krieg mit den Eroberern
Elsaß-Lothringens, für den man sich heute im französischen Heere und der Nation
für gerüstet hält, dieser Rüstung ein, wie man annimmt, besonders wichtiges
Moment der Überlegenheit hinzuzufügen. Der Kriegsminister erklärte, die Opfer,

welche die Republik und das Land seit dem Unheil vor 40 Iahren gebracht hatten, seien keine unnützen gewesen, und die Republik habe volles Vertrauen zu der Armee, was auch die Ruhe des Landes in den unerträglichen Tagen des vorigen Iahres zeigte, weil es der Kraft seiner Armee sicher war. Für das Flugwesen verlangt General Maitrot, daß, wenn auch ein Fliegerregiment errichtet werde, der Bau von Lenkballons nicht vernachlässigt werden dürfe. Es sei unerläßlich, daß Frankreich in kurzem eine mächtige und zahlreiche Luftflotte besitze, deren Rolle bei Beginn des Krieges darin bestehe, in die deutsche Mobilmachung Verwirrung zu bringen, sie zu verlangsamen und zu verhindern. Alle Konzentrationswege der deutschen Armee hingen von 8 Eisenbahnbrücken ab, die den Rhein zwischen Köln und Basel überbrückten. Diese Brücken würden das Ziel der französischen Lenkballons bilden.

Die sehr große Schwierigkeit, welche jedoch das Treffen militärischer Objekte durch den Granatwurf vom Lenkballon bietet, sein völliges Versagen, bei Sturm, unsichtigem Wetter, wie Nebel, Schnee, starkem Regen und Wolkenverhüllung, der bisherige, völlige Mangel umfassender, zuverlässiger Erfahrungen und Ergebnisse auf diesem Gebiet und die große Treffunsicherheit des Granatwurfes vom schwankenden, sehr schnellen Aeroplanfluge aus, lassen aber die Granatwurfwirkung vom Lenkballon aus, und weit mehr noch die der nur sehr kleinen und wenigen Projektile der Aeroplane, vor der Hand als ein höchst unsicheres und in seiner Wirkung sehr beschränktes Zerstörungs- und Kampfmittel erscheinen. Überdies vermögen die Rheinbrücken und andere militärisch wichtige Kommunikationsbauten, wie Viadukte usw., durch verdeckt postierte, versenkbare Haubitzen, durch deren Steilfeuer wirksam verteidigt zu werden. Die bisherigen Leistungen der italienischen Aeroplane im Tripolis-Feldzuge in dieser Richtung bestätigen die geringe Wirkung der Aeroplane, wenn diese auch mehrfach ergebnisreiche Aufklärungsflüge und einige gelungene Granatwürfe ausführten. Auf den Verlauf des Feldzugs aber ist ihre Verwendung bis jetzt ohne jede namhafte Einwirkung geblieben. Die Bedeutung der Flugzeugverwendung im Krieg wird dabcr französischerseits offenbar stark überschätzt, wenn sie auch, in umfassender Weise stattfindend, und in zuverlässig erprobte Bahnen geleitet, für die taktische Aufklärung bei günstigen Wetterverhältnissen von bedeutendem Wert zu werden vermag. Die übrigen Armeen sehen sich daher veranlaßt dem Vorgehen Frankreichs in besonnener, bedächtiger, Mittel und Leistungen abwägender Weise zu folgen. Das deutsche Kriegsministerium u. a. wird am 1. April d. I. über 60 Flugzeuge verfügen, und hat jüngst 40 Ettrich-Aeroplane in den Trautenauer Ettrichwerken bestellt, und auch die Pforte den Erwerb einiger Aeroplane für den Tripoliskrieg und nunmehr zweier für die Aufklärungsaufgaben, für die Verteidigung Konstantinopels und der Dardanellen, beschlossen, der Sultan aber einen Beitrag von 1000 Pfd. für die Beschaffung einer Luftflotte gespendet.

David Koigen

Dr. David Koigen:

Die Entstehung der modernen Demokratie aus dem Geiste des Christentums*).

Es sind der Wege viele, die von der hellenischen zur modernen christlichen Volkstümlichkeit führten. Selbst die sekundären, spezifisch-christlichen Gefühle der Demut, der Begnügsamkeit, der Nerzichtleistung sind eng mit der antiken Humanität verwachsen. Nur sind diese im Hellenismus aus anderen Motiven als im Christentum entstanden; was den Ausgang, die letzten Regungen des hellenischen Geistes bedeutete, gestaltete sich in der christlichen Seele zur Quelle neuen eigenartigen Lebens. Der Grieche aus dem Volke beharrte in einer beständigen Distanz gegenüber der Gottheit. Ihm genügte die Welt, die der „anthropomorphen", vermenschlichten Ordnung angegliedert werden konnte. Der titanische Dünkel der Gottähnlichkeit beunruhigte ihn, vermochte ihm auch keine greifbaren Dienste zu leisten, weil sein Leben, seine Macht so wenig denen der Titanen gleich sah. Er hatte ja tagtäglich vom Baum der menschlichen Erkenntnis gegessen und hütete sich wohl, dem Übermut anheimzufallen. Er hütete sich, sehr glücklich, sehr groß zu scheineu; der Ernst des menschlichen Alltags verbot ihm, sich gar auserwählt zu dünken. Der Freude folgt der Schmerz auf der Spur, und der Hochmut wird vom Gefühl der Demut und Unterwürfigkeit abgelöst. Die Nemesis, die im Menschenlande zu Hause ist, hat ihn in dieser harten Erkenntnis bestärkt. Und doch fühlte sich seine Seele nicht zerknirscht. Er faßte schon Liebe zum Leiden, aber nur weil es zum Gleichgewicht, zur Harmonie des Menschenloses gehört. Das Kreuz, das Symbol des im Grunde rebellischen, umschaffenden Leides lag ihm fern. Aus dem Gefühl der Gerechtigkeit heraus, kraft des demokratischen Willens sollten beide, sowohl der Schmerz wie die Freude, zur Geltung

*) Dies ein Auszug aus de, demnächst bei Eugen Diederich« in Jena erscheinenden Schrift: Die Kultur der Demokratie. Vom Geiste de« volkstümlichen Humanismus und vom Geiste der Zeit, die einen Band der „Politischen Bibliothek" darstellt. Die traditionelle Auffassung der Demokratie als einer Art volkstümlicher Regierung wird hier verlassen. Ein besonderer Wille der Kulturbildung, den Koigen als den unbedingten Willen zur Geltung bezeichnet und als eine grundsätzlich« Begabung aller Menschenwesen dartut, wird den Äußerungen der Volkskultur zur Grundlag« gelegt. Die Vollskultur mündet in zwei Richtungen ein: In die Los-von-Macht-Bewegung und in den Kampf um die Macht. Der Verfasser bleibt hier, wie früher in seinen „Ideen zu« Philosophie der Kultur. Der Kulturakt", nicht an der bloßen Form des Sozialen oder Politischen haften. Cr dringt zu den letzten, konkreten Inhalten der Kultur. Die neue Schrift könnte man dementsprechend betiteln: v« prolunclis populi.

gelangen, alle typischen Erscheinungen des Lebens sollten sich der Autonomie erfreuen. Denn nur auf solche Weise vermag man den menschlichen Begebenheiten den ihnen zukommenden Schutz angedeihen zu lassen: alles wird verschont und nimmt daher auch formvollendete Gestalt an. Die Dinge und Ereignisse der Seele atmen Schönheit. Schönheit und Gerechtigkeit fließen in eins zusammen. Und beide, von einem Vater gezeugt, von der volkstümlichen Bescheidenheit, von der Humanität, die mit dem Volke selbst geboren ward.

Im Schoße des Griechentums lagen Gefühle, die sich später um das Kreuz sammelten. Hier sprengten sie den harmonischen Kreis, in dem sie eingeschlossen waren. Der Schmerz rebellierte und gebürdete sich christlich, erlösend. Vor allem flößte er Liebe zum Leiden ein. Und ein weitgesponnenes Netz von Daseinswerten hat er so über den langen, mühevollen Weg der kleinen armen Leute ausgebreitet. Mit dem Christentum hielt der Schmerz den feierlichen Einzug in die Kultur. Ein an sich negatives Gefühl, wurde das Leiden zum physiologisch und technisch fruchtbaren Faktor des Lebens. Man übte sich in dem Gedanken (dies geschah später, im Laufe des gesamten katholischen Zeitalters), daß der Schmerz und das Leiden mit zur Menscheneristenz gehören, daß die Kirchen-, Staats- und Arbeitsordnung ohne diese beschränkenden und zugleich aufstackelnden Gefühle kanm auszukommen vermögen. Regelrechtes Leben der Geschlechter, regelrechte Arbeit, soziale und staats-kirchliche Dienstleistungen, die gesamte Askese des Daseins, sollte sie mit Freude und Eifer geübt werden, erheischte diese beiahende Neubewertung des Leidens. Vollends geschah es im Bereiche des inwendigen Lebens, wo Religion in Ekstase und der Kult in freiwilliges Mcirtnrertum übergingen. Und so ist es gekommen, daß eine notwendige Begleiterscheinung des volkstümlichen Wirkens, ein Grunderlebnis des nicht titanenhaften menschlichen Elements in uns, den Einzelnen in einen Zustand des Schaffens, in einen inwendig und äußerlich Tätigen versetzte. Das uralte Sichzurückziehen des Volkes auf die rein menschlichen Positionen, die mit Leiden und Unterwürfigkeit verbunden waren, hat zu allerletzt Früchte gezeitigt. Die Vielen luden das Kreuz auf sich, und das Kreuz hat Wunder vollbracht. Es brachte ihnen den Mut bei, sich zur höchsten Hoffnung des Menschengeschlechts, zur Überwindung der Gebrechlichkeit und des Todes durch den Glauben an die eigene Gottesnatur hinaufzuschwingen.

Diesem Ziele näherte sich auch das Volk von Hellas, vermochte aber nicht völlig die Strecke zurückzulegen, die dazu nötig ist. Ich rufe die Orphiker, den Dionysos-Kult und in späterer Zeit den Kult der Verstorbenen, den Kult der Volks-Heroen (man lese darüber bei Rohde, in den letzten Kapiteln des II. Bd. seiner Psyche nach) ins Gedächtnis, alles Zeichen, wie das Volk, sich dem Menschenlose hingebend, hinauf zur Göttlichkeit strebte. Der Glaube an die Seele, an die Unsterblichkeit dieses rein menschlichen, nicht tierischen und nicht titanischen Elements in uns, bemächtigte sich des hellenisch-römischen Geistes. Die Titanen dünkten sich bereits in den ersten Stunden ihrer Geburt den Göttern ähnlich.

Die Weise dieser Götter selbst war von der der entbundenen Natur und ihren vulkanischen Ausbrüchen nicht weit entfernt, die Vielen hingegen kamen auf dem Wege der Zucht, Askese und ekstatischer Erhebungen zu Gott. Die Gottheit schien irgendwo zu winken, in der Tiefe der eigenen Seele und in der Ferne, im Leben, nach dem Tode, wo noch manche Prüfungen dem Einzelnen bevorstanden, bis er es wagen durfte, in den gütigen Schoß Gottes „zurückzukehren". Die irdische Misere hielt noch lange die arme Seele gefangen. Gott selbst aber, wenn auch keinem kosmischen Titanen mehr ähnlich, blieb außerhalb des humanitären Gesichtskreises, für sich bestehen. Vor der Gottheit machte der hellenische Humanismus Halt.

Um der eigenen Bestimmung vollauf gerecht zu werden, mußte der volkstümliche Humanismus das Höchste wagen, er mußte Gott selbst vermenschlichen, Gott ins Menschenland bringen. Im Schoße des Griechentums, und noch früher im alten Indien, war ein besonderer Wille, der volkstümliche Umwandlungswille tätig, der aus sich heraus, aber, wie die Legende berichtet, im Hinblick auf das Los der Menschen, der Vielen, die Einverleibung der göttlichen Kräfte in das Menschliche und den Menschen anstrebte. Prometheus, auf den der Wille zur Wandlung in uns als auf sein mythisches Urbild zurückweist, unternahm es, das Göttliche menschlich zu gestalten. Vom Wunsche der Gottähnlichkeit erfüllt, unterließ er es, ein Olympier unter den Olympiern, ein Gott unter Göttern zu werden. Er ging seinen eigenen Weg. Die dem Gotte vindizierte Schöpfungskraft sollte unter den Menschen heimisch werden. Das Recht auf die völlige Umgestaltung des jammervollen Menschenloses und die Macht dazu sollten ihnen beigebracht werden. Prometheus jagte nicht nur den Titanen, sondern selbst den Vielen im Menschenlande Furcht ein. Das im Mythos des Prometheus eingeschlossene Streben, die Vermenschlichung des Göttlichen durchzuführen, sah ursprünglich einem Aufstande gegen die Gottheit gleich, bedeutete ein völliges Vernichten der Unterschiede und Privilegien. Wie Plato gelegentlich das Promethens-Symbol dentet: Einführung des einen in die Mehrheit, in die Mannigfaltigkeit. Mit Prometheus war die harmonische Ordnung des hellenischen Bewußtseins völlig durchbrochen, der demokratische Humanismus der Antike war es auch. Die demokratische Vermenschlichung des historisch-gegebenen, diesseitigen Lebens und die prometheische Vermenschlichung des Göttlichen, die Humanisierung des Gewöhnlichen, Alltäglichen und die Humanisierung des Ausschließlichen, Ienseitigen, standen sich eine Zeitlang als die größten Gegensätze gegenüber, näherten sich dann im Innern des Einzelnen, im Erlebnis einander und flossen endlich, jedoch auf dem neuen Boden des israelitisch-christlichen Religionssystems, in eins zusammen, sie wurden Eins. Diese innere Versöhnung des Menschlichen und Göttlichen geht weit über die Grenzen des Hellenismus hinaus und zählt zu den größten Ereignissen der christlichen Humanität.

Das andere Volk des Altertums, das gleich den Griechen die Fundamente

unserer europäischen Gesittung festlegte, die Hebräer, verknüpfte von Anfang an die Vorstellung des Humanismus mit der Idee des Göttlichen. Indem die Hebräer ihrer Kultur das Prinzip der Theokratie zugrunde legten, trugen sie nicht nur alle Rechte des Menschen auf den einzigen Gott über (dies die Formulierung der Theokratie durch Spinoza, im theologisch-politischen Traktat), sondern sie ließen auch Gott dem Menschen Rechte einräumen. Wo sich Menschen einer echten Rechts- und Sittenordnung, einer Kultur erfreuen, verwirklichen sie, dies die hebräische Auffassung, Gebote Gottes in ihrem Leben mit sich selbst, miteinander und mit der Natur, sie sind das „Ebenbild" Gottes. Gott in eigener Person ist hier einen Vertrag mit der Menschheit eingegangen: das Menschliche solle des Göttlicheu habhaft werden. Als Mitinhaber der Theokratie, als Glied des Hebräertums oder Iudentums dünkte der Iude sich göttlich, auserwählt, als einzelner und einziger aber teilte er das Los aller Menschen, aller „Heiden". Der Kosmoe, der Staat, der Kopf nahmen an der göttlichen Gnade teil, die Seele, der Körper, die Handlung blieben auf lange hinaus „menschlich", am Natürlichen haften. Dem unmittelbar gehandhabten Leben wohnte wie früher die Gebrechlichkeit inne, der Tod wollte nicht weichen. Der Wille Gottes erstreckte sich nicht bis hinunter auf das konkrete Dasein des einzelnen, und noch heute müssen es die Judeu den Mitmenschen gestehen: als einzigen, als nicht durch die göttliche Ordnung vermittelten und verankerten vermögen wir dich nicht zu erlösen. Und der einzelne empfand im vollen Maße den Schmerz der menschlichen Niederlagen, der Krankheit, des Sterbens und des Todes. Der Mensch wurde nicht ganz und nicht einheitlich. Bloß die Hoffnung auf den Messias vermochte das Übel zu beschwichtigen. » !

Der also sich gestaltenden Welt der mittelbaren Vergöttlichung des Menschenlebens begegneten in der eigenen Mitte (israelitisches Sektenwesen) und obendrein im hellenischen, gräco-römischen Humanismus Gefühle und Vorstellungen der Vermenschlichung des Daseins bis hinauf zur Gottheit. Der einzelne ein „Ebenbild Gottes", ein jeglicher Mensch ein Priester, ein Vertreter Gottes hienieden! Was geht da vor? War es am Ende nicht Prometheus, der sich gottähnlich dünkte, dem es um die Vermenschlichung des Göttlichen zu tun war? Der Erlöser, der Christus der gräco-jüdischen Welt, ist ein Prometheus, Prometheus ist Christus. Ietzt wird der Abgrund, der zwischen dem „diesseitigen" Menschenleben und dem „jenseitigen" Recht Gottes klaffte, verringert. Das Volk, die Vielen, ganz besonders die Sklaven und Armen des Römerreiches, die das Leid schon lieben, die bereits die Wonne und Zucht des ekstatischen Schmerzes kennen, alle nehmen sie teil au der Erlösung von Armut, Krankheit und Tod, alle vermögen sich inwendig als lebendig, schaffend zu erleben, alle vermögen Christen zu werden. Wer aber Christ geworden ist, dem vermögen keine usurpatorischen Mächte Böses zuzufügen, der ist autonom in alle Ewigkeit. Im konkreten einzelnen Menschen und nicht bloß im Menschentum, wie es das Iudentum wähnte, hat nun Gott seinen Wohnsitz

aufgeschlagen. Durch die christliche Tat, durch den christlichen Prometheus ist
er in die Herzen aller gedrungen. Und ein jeder fühlte sich inwendig, in seelischer
und geistig-sittlicher Beziehung zum „Übermenschen" berufen. Der einzelne wußte
sich göttlich, ohne sich titanenhaft gebärden zu müssen. Das Geheimnis der inneren
Vermählung von Göttlichem nnd Menschlichem ist in die Erscheinung getreten.
Immer tiefer und weiter breitete sich der volkstümliche Humanitäts-Gedanke
aus. Er bediente sich der Bescheidenheit und der Askese, des göttlichen Willens
und des prometheischen Dranges, um nur seine Machtbefugnisse zu erweitern, um
das Menschliche, die Person zu befestigen. Im Hinblick auf dieses Ziel feierte
er im germanischen Protestantismus wahre Triumphe. Die Idee der Verselb-
ständigung der menschlichen Person, die Rechtfertigung ihres Eigenwillens, ihrer
freien Kundgebungen erreichte da ihren Gipfelpunkt. Es bedurfte nicht mehr
außerordentlicher innerer Erhebungen, keiner orphischen Ekstase und keiner eksta-
tischen Liebe zum Martyrium, keiner Gegnerschaft dem Titanentum gegenüber und
keiner besonderen zeremoniellen Religionsübung, um sich als Menschenperson und
obendrein als erlöste, autonome Person überhaupt zu wissen. Ganz gemäß den
Forderungen der intellektuellen Entwickelnng: kleinster Kraftaufwand nnd mög-
lichst großer individueller Seelen-Affekt. Der Katholizismus vermochte solch eine
Leistung nicht zu vollbringen. Sein Schwerpunkt liegt im kollektiven Bewußtsein
und Wollen, in der Institution der Kirche. Zwar tritt auch hier die Eigenart der
menschlichen Person hervor, indem von Zeit zu Zeit die Gesetzesordnung des welt-
lichen Getriebes durchbrochen wird. Das Netz der Notwendigkeit reißt entzwei,
es wird Platz für das Unmögliche, für das Wunder geschaffen. Hinter der
wundertätigen Person steht aber die Kirche, und diese als Ganzes ist es, die das
göttliche, übermenschliche Werk ins Leben ruft. Ihr steht das Recht zu, indeter-
ministisch zu verfabren, der einzelne aber ist in seiner Handlung determiniert,
selbst seine profanen Taten sind an dingliche Bedingungen, an Sakramente ge-
bunden. Die Erlösung wird hier nicht als persönliche Angelegenheit, als indivi-
duelle Tat des einzelnen empfunden. Man muß sich den menschlichen Träger
des katholischen Zeitalters näher ansehen, um gewahr zu werden, welche helle-
nistischen und christlichen Elemente das Wesen unseres protestantisch-liberalen
Zeitalters bilden. Nur sich nicht vom Worte Christentum in die Irre führen lassen.
Bei allem gemeinsamen übermenschlichen Endzweck deckt es verschiedene Seelen-
richtungen. Der Mensch selbst kommt dem katholischen Bewußtsein als ein aus
Teufel, Mensch und Gott zusammengesetztes Individuum vor. Als von ewiger
Schuld Belasteter steht der Mensch da. Sein persönlicher, eigenster Wille wird
eher als Übel denn als Wohltat, das Freiheitsvermögen als Last und Bürde
empfunden. Im katholischen Christentum ist Prometheus aufs neue in Ketten
gelegt. Prometheus verwandelte sich in einen Satan, in den Antichristen, Christus
tritt seinen Platz der kirchlichen Theokratie und Hierarchie ab. Es verrät Mangel
an Tiefsinn oder llnerschrockenheit des Denkens (und von diesem Vorwurf ist auch

nicht der Kant der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" frei
zu machen), wenn man den lutherisch-protestantischen Gedanken in allen Stücken
bloß als Reform des Katholischen hinstellt. In Wahrheit hat sich da eine welt-
geschichtliche Wendung vollzogen, die selbst ihren Urhebern nicht immer klar zum
Bewußtsein kam. Indem der einzelne vom Bewußtsein der Schuld befreit wurde,
das ihm der Katholizismus beigebracht hatte, (man lese darüber auch bei
A. Dorner, „Grundriß der Religionsphilosophie", S. 166 nach), richtete er
seinen Blick auf sich selbst. Das Menschliche in ihm, der Grund seines Wollens
ist ein anderer geworden. Lediglich die Vorstellung von der höchsten Hoffnung,
von der absoluten Freiheit genügte, um das Wollen zu bestimmen. Dazu bedurfte
es gar nicht unbedingt religiös-dichterischer Visionen oder kultischer Zeremonien,
sondern einer inneren Fähigkeit, eines Talents, das Luther den Glauben,
der „gegen den Schein gehet", nannte. So ein individuelles Talent ging im
großen und ganzen dem katholischen Zeitalter ab, und es fehlte noch in höherem
Maße der antiken Welt. Durch eine Art Glauben, in letzter Instanz durch das
eigene unfaßbare Selbst vermochte jetzt der einzelne seinen Willen in ständige Be-
wegung zu setzen. Das Perpetuum mobil«, das das sog. Mittelalter in der
physischen Außenwelt suchte, ward nun im Gemüte wahrgenommen. Der Glaube,
eine durchaus ekstatische, dionysische Äußerung, ein rein dynamisches Element,
versuchte aller Illusion den Garaus zu machen, indem er, von allen sakramentalen
Begleiterscheinungen befreit, sich selbst überlassen wurde. In einen durchaus
schlichten, unansehnlichen Rahmen ist ein Bild von unvergänglicher Lebendigkeit
hineingestellt worden. Die Kultur ist mit einem neuen Talent
bedacht worden. Dem talentierten menschlichen Willen waren jetzt keine
Schranken mehr gesetzt. In seiner innerlich freien Bewegung geriet er jenseits
der von Natur und Sitte vorgeschriebenen Gesetze, sein inwendiger Drang
ließ ihn das Reich des Übermenschlichen, des Göttlichen berühren. Frei und
fröhlich schritt er jetzt unaufhaltsam zwischen Himmel und Erde. Der Sehnsuchts-
gedanke des Humanismus, auch in der Welt des Metaphysischen den Menschen
als Gesetzgeber walten zu sehen, schien sich ereignen zu wollen. Nüchtern, mit
vollem Bewußtsein hat der Mensch der Reformation wenigstens im Gemüt, im
Erlebnis, sich als absolut Freien, als Sich-Selbst-Bewegenden kennen gelernt.
Luther legte ihm folgerichtig den Zunamen „freier Christenmensch" bei. Der
Mut zu glauben an die absolute Befähigung zur Selbstbestimmung, zur inneren
Freiheit wurde da einem jeden „Gliede des Christenstandes" ohne weiteres mit auf
den Weg gegeben. „Glaubst du, so hast du." Gottes Wort und Gnade bedeutet
diesen Glauben. Dies würde der freie Christenmensch sagen. Eine neue Art
des Schaffens, der Begabung, würden wir heute sagen. Beides aber ist wie ein
„fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist . . .
Hin ist hin ... Darum greift zu und halt zu, wer greifen und halten kann, faule
Hände müssen ein böses Iahr haben." Klänge modernen, demokratischen Uber-

mutes. Wir werden ihnen noch oft und in ganz verschiedenen Tonarten begegnen. Sie gehören sicherlich mit zum Wesen des Modernen.
Im Hinblick auf den Humanitäts-Gedanken ist die Auffassung des Menschen das bedeutendste Ereignis im ursprünglichen Reformations-Christentum. Wie im Griechentum, so zerflossen auch hier die Begriffe Sünde und Schuld in nichts. Die Vorstellung: der Mensch ist, was er kann, was er dank den eigensten Kräften vermag, faßte im Protestantismus noch tiefere Wurzeln als selbst im volkstümlichen Hellenismus. Dem Streben des protestantischen Germanen standen ja kein« Schicksals-Gespenster im Wege; der Protestant war von keiner Furcht vor dem Neide der Götter geängstigt. Sich innerlich frei, von aller Erdenschwere entlastet fühlen, bedeutete da so viel, wie sich mit Gott, mit Christus eins wissen. Der einzelne stellte sich gut mit Gott, und sein eigenstes, menschliches Leben sollte nun, einer biblischen Tradition gemäß, den Ruhm Gottes vermehren. Die protestantische llberhebung ist keine Prometheische llberhebung mehr, ist vor Gott gerechtfertigt. Im Hintergrunde des griechischen Volksbewußtseins lagen die Vergeltungs- und Schicksals-Ideen verborgen und schränkten die individuelle Impression des einzelnen beträchtlich ein. Hier aber war es der Gotteswille selbst, der sich zu einem menschlichen gewandelt hat. Und in dem Maße, als der einzelne ein Christ, ein Erlöster geworden war, war sein Wille nicht mehr von den Rücksichten des Tages, nicht von den irdischen Zielen, wie Ruhmsucht, Habsucht, Ehrgeiz bestimmt, auch die Furcht vor unbekannten Schicksalsmächten war es nicht mehr, die den Willen in Bewegung setzte, sondern einzig und allein sein göttlicher Kern, sein Selbst. Das Selbst, das nie zu fassen ist, das nie ist und nimmer wird, befehligte jetzt das Wollen. Mit dem Willen zum eigenen, göttlichen Selbst, wie es die Art der künstlerisch Schaffenden ist, hat die Laufbahn des neuen, freien Christenmenschen begonnen, im Streben nach Freiheit schlechtweg sah sie ihrem Ende entgegen. Der absolute Glaube an die innigste Vermählung mit dem Göttlichen, mit dem Ewigen und Unbestimmten ging in absolute Hoffnung über. Ein jeder wußte sich befähigt, autonom unantastbar und frei zu sein. Die von personalen Grenzen umschlossene Freiheit ist zur Zentralvorstellung erhoben worden. Möglich, daß die Iahrhunderte lang währenden Bauernkriege, daß der großzügige Kampf gegen das feudale Titanentum diesem Freiheitsstreben zum Siege verholfen hatten. Wie einst im Hellas der Urzeit der Kampf gegen das homerische Titanentum dem Streben nach Recht, nach Rechtsfreiheit förderlich war. Sowohl die Freiheitsidee in unserem Zeitalter, wie die Gleichheitsidee in Hellas bedurften jedoch eines eigenen autochthonen Bodens, um in die Erscheinung zu treten. In beiden Fällen war eine eigene volkstümliche Atmosphäre nötig, um jene groß zu ziehen. In Hellas geschah es abseits von Gott, in seinem Reiche blieb Gott der alleinige Meister. Daher auch kein Platz für absolute Menschenfreiheit. In der Reformationszeit ist der Grundtrieb der Humanität von vornhinein ein göttlicher. Frei sein mit Gott. Gott ist bereits vermenschlicht, und der Mensch ist seinem

innersten Wesen nach eine Potenz, eine Außerungsform dieser unbegrenzten, gött-
lichen Freiheit. Im übrigeu bleibt der einzelne Natur, gesellschaftliches Stück-
werk. Ein pyramidaler, im Grunde gotischer Bau der Person. Die Freiheit
ragt hier über das Ganze empor. Ganz anders wie in Athen, wo die Einheit
der Person von der Totalität der Lebenselemente und ihrer Gleichmäßigkeit be-
werkstelligt wird. Erst die Polis, erst die Idee des harmonischen Kosmos und im
Hintergrunde die alle gleich bindende Rechtsordnung gestaltet da den Menschen
zur Person. Der Hellene hängt mit Leib und Seele an einem sich genügenden
sozialen Ganzen, das keine „Gotik" aufzuweisen vermag. Das harmonische Ganze
wirkt in der Folge auf den individuellen Bau zurück. Der neueuropäische
Ehristenmensch ist eine Einheit von vornherein, kraft seines Glaubens an das
Erlöstsein: vermöge seiner Freiheit und nicht auf Befehl
des Staates oder der Gesellschaft, nicht auf Grund
tines Vertrages verfügt er über sich. Die dominierende,
emporragende Freiheit läßt ihn aber keiner harmonischen, festumschlossenen
Welt habhaft werden. Er selbst wie seine Umwelt sind stets der Dynamik unter-
worfen, seine gesamte Eristenz hängt von den Beziehungen ab, die er zu entwickeln
und festzuhalten vermag. So sieht, von innen betrachtet, der neueuropäische
Christenmensch, das Prototyp des neudemokratischen Menschen in Reinkultur aus.
Nach zwei Richtungen hin hat das unverfälschte Denken dieses n«uen
Menschen den demokratischen Willen gestaltet und befestigt, nach der inneren
moralischen und in der äußeren, politischen. Als Folge davon ergaben sich ein
neues Gewissen und ein neues Kulturrecht. Beide waren nötig,
um nicht von der eigenen Freiheit vernichtet zu werden, um nicht in ihr gänzlich zu
verschwinden. Das Gewissen verschaffte dem Freiheitsvermögen feste Formen,
es legte dem einzelnen Pflichten auf, die zugleich seinen Wert erhöhten, das
Kulturrecht brachte ihm das Bewußtsein von den unbedingten unantastbaren
Menschenrechten bei, die seinem Leben in der Gemeinschaft, auf dem sozial-poli-
tischen Schlachtfeld? Stabilität verliehen. Ans beiden Methoden, sich und die
Umwelt zu bewältigen, bildete sich der gesamte moderne demokratische Geist heraus.
Wer des Bildungsvermögens der Demokratie in seinen Wurzeln, in seinen ver-
borgenen Hintergründen gewahr werden will, muß den neuen Freiheitsgedanken
nach beiden Richtungen hin verfolgen.

Crispi und der Vatikan Eugen Boeglin

Monsignore Eugen Boeglin:

Crispi und der Vatikan

Crispi's in Mailand im Verlag von Treves erschienene Erlebnisse bilden ein literarisch-politisches Ereignis. Kennen lernte ich Crispi im Iahre 1881 und habe stets seine geräuschvolle Laufbahn verfolgt. Er war der ausgeprägteste italienische Staatsmann: stolz wie ein Albaneser; unbeugsam wie der Caballero; unnahbar und hartköpfig; die echte, megalomanische Verkörperung der Einheitsidee und der Auffrischung des alten römischen Ideals. Wie der Held der Promessi Sposi von Manzoni — poctu amici, M2 ci tiene inulto — hatte er wenige Gedanken, aber Tag und Nacht schlief er mit ihnen. Hier lag seine Größe, seine Schwäche: ein Fels unverrückbar und alles überragend. Als im Iahre 1881 Bismarck in der Post die Sensationsartikel über die römische Frage und die italienische radikale Gefahr losließ, um die „Italic irre6enta" zu köpfen und Italien dem Dreibunde nahe zu bringen, folgte Crispi mit Begeisterung den, deutschen Leitmotiv. Schwer war der Zeitpunkt, heikel die Angelegenheit. Gegen Osterreich grollten Regierung und Volk, weil Kaiser Franz Iosef den Besuch von Umberto I. und der Königin Margerita nicht in Rom erwiderte. Beim italienischen Besuche zürnte Leo XIII, Nach der Hofburg sandte er Msgr. di Montel, den gewandten, einflußreichen Uditore di Rota von Osterreich-Ungarn, mit dem bestimmten Auftrage, den edlen Herrscher zur Unterlassung des Gegenbesuches zu bewegen. Der geheime Botschafter überzeugte den Kaiser; dieser sagte am Schlusse dem Prälaten: „Ich gebe mein Ehrenwort, nie nach Rom zu kommen." Trotz aller Zeitereignisse hat der vornehme Landesherr seinen Vorsatz durchgeführt. Doch die Postartikel hatten geleuchtet und gezündet: 1882 unterzeichnete derQuirinal das Bündnis mit Österreich und mit Deutschland, und seither arbeitete die italienische Diplomatie unter Crispi gegen Frankreich.

Als im Mai 1887 Leo XIII. mit Bismarck Frieden schloß, hielt der Papst im geheimen Konsistorium eine geschichtliche, inhaltsschwere Rede über das Geschehnis und die Notwendigkeit, die Versöhnung zwischen Vatikan und Quirinal anzubahnen. Es schlug eine wichtige Stunde. Preußens Freundschaft mit dem Papsttum übte auf den berechnenden Italiener ihre volle Zaubermacht aus. Stets schwebte dem Geiste des Papstes der Gedanke vor, er müsse die Kluft zwischen Italien und der Kirche überbrücken. Friede mit allen Regierungen zur Erhöhung des päpstlichen Ansehens; volkstümliche Anfeuerung des Nationalbewußtseins, um der Nation die Vorteile der Annäherung beizubringen; Anschluß der allgemeinen Kultur an die Religion bildeten den Grundstock der Weltanschauung des alten Pontifer. Vertrauensvoll hegte er die Hoffnung, Rom wicderzuerobern, und

I.'!,

sein Geist malte römisch die Macht und den Glanz dieser Lösung aus. Periodisch entfaltete er mir und seinen Mitarbeitern sein Programm: Bearbeitung und Befruchtung des/Vßl0loMHno nach mittelalterlichem Muster, Kommunalismus der Stadt Rom; Rom, freie, unabhängige Metropole der Welt und des Christentums. Er meinte, Italien würde die Größe und die Folgen dieses Ideales würdigen.

Blitzartig schlug das Friedenscmerbieten ein. Tosti, naiv wie ein Kind, der ein gefühlvoller Träumer und gottbegnadeter Dichter war, war der Unterhändler zwischen Kardinal Mocenni und Crispi. Der Abt von Monte Cassino, trotz seiner Volkstümlichkeit, eignete sich für diese Aufgabe wie Talleyrand für eine idyllische Schäferei. Doch die Hoffnung und Freude auf Frieden rüttelte die ganze Welt auf. Die Katholiken und Regierungen, eine Osmose der Doppelstadt befürchtend, machten beim Staatssekretariat scharfe Vorstellungen: die Katholiken, weil sie an eine Interessenschädigung der Universalkirche glaubten; die Regierungen, da der italienisch-päpstliche Streit, beide Gewalten schwächend, ihnen mehr zusagte. Bestürmt und betäubt, sandte der Kardinal Rampolla rasch an die Nunziaturen eine diplomatische Note, wo der heilige Stuhl die volle, allseitige Aufrechterhaltung seines Rechtes feststellte. Crispi, der geweckte Polizeiorganisator, hatte die päpstlichen, geheimen, diplomatischen Ziffern des Staatssekretariats entdeckt und veröffentlichte in Brüssel das Aktenstück. So tönend der erste Iubel durch die Cento Città, hallte, so tief fraß sich die Enttäuschung ein.

Crispi grollte. Leo XIII. sah den Sturm kommen. Sofort beauftragte er seinen Vertrauten, den genialen und bescheidenen Msgr. Boccali aus Perugia, im Kapuzinerkloster in Albano, den nicht vergessenen Brief an den Kardinal Rampolla aufzusetzen, in welchem der Papst, sein umfassendes Regierungsprogramm verkündend, den Passus über die römische Frage so behandelte, als ob der heilige Stuhl sich mit Rom begnügen könnte. Ieden Gebildeten begeisterte das herrliche Schriftstück; in Italien aber war der Zauber gebrochen, und schlagfertig benützte Crispi diese Umwandlung. Es begann ein heißer Strauß: Einziehung der opere pie und der Kirchengüter; Verleumdungs-Feldzug gegen Papst, Kardinal und Priester; Giordano Bruno's Verherrlichung auf dem Platze Campo di Fiori; großartige, stürmische Volksversammlung in Rom; in Palermo und in Florenz Kampfreden, wo der Prokonsul die römische Frage als die Unterlage der auswärtigen und inneren Politik bezeichnete. Leo XIII., in einem außerordentlichen, geheimen Konsistorium, bekundete seinen Entschluß, Rom zu verlassen. Der alte, edle Fürst von Monaco bot ihm sein Kastel in Monaco an; der heilige Vater willigte unter der Bedingung ein, daß die Roulette aufhöre. Msgr. Theuret, der Unterhändler, ließ die Papiere im Palazetto Borghese auf seinem Tische liegen, und nach Monaco zurückgekehrt, telegraphierte er dem Grafen Wagner, dem Minister des Fürstentums, man solle sie ihm senden. Feiner Polizist, entdeckte Crispi den Zwischenfall, und seine Bestürzung wuchs jeden Augenblick. Er wandte sich an Bismarck,

der die Regentin Maria Christina in Madrid bat, die ihrerseits Franz Iosef anging: Leo XIII. fügte sich, aber die Lehre blieb: wenn je der heilige Stuhl den Quirinal haben will, braucht er nur mit der Auswanderung zu drohen.

Die Encyklika des Papstes über die Arbeiterfrage erhöhte Crispi's Besorgnisse. Die aufsteigende Macht des Papsttums verdunkelte den Quirinal, und Crispi's Megalomanie fühlte sich erschüttert. Zu gleicher Zeit veröffentlichte Leo XIII. seinen Brief an die Franzosen über die Anerkennung der Republik von Seite der Katholiken. Crispi, der Franzosenhasser, fürchtete, dieser Schritt werde den inneren Frieden in Frankreich herbeiführen und dessen Einfluß in Europa stärken.

Im Februar 1892, einige Wochen nach der Encyklika, veröffentlichte sein Freund Zerbi, im Mattino von Neapel, eine Artikelserie über die Notwendigkeit, das nächste Konklave vorzubereiten, und einen einfach religiösen Papst zu wählen.

Im Sommer 1892, auf Rat Crispi's, sandte der König Umberto I. durch den österreichisch-ungarischen Botschafter in Rom, den Grafen Paar, einen persönlichen Brief an Franz Iosef, wo er den herrlichen Gedankengang ausführte, der Dreibund solle die Kandidatur des Kardinals Monaco della Valletta aufstellen. Der Kaiser berief einen Familienrat, welchem der Kardinal Schönborn, Erzbischof von Prag, beiwohnte. Es wurde beschlossen, seine apostolische Majestät könne nicht dem Quirinal Vorschub leisten, doch in Anbetracht der vatikanischen Politik Frankreich gegenüber stellte man sich auf den Standpunkt Italiens und nahm den Kardinal Serafino Vannutelli, den früheren Nuntius in Wien, als eventuellen Nachfolger des Leo XIII. in Aussicht. Der Pontifer erfuhr den diplomatischen Zwischenfall, und der gute, kluge und gelehrte Kirchenfürst fiel in Ungnade.

Dr. Otto Philipp Neumann:

Neue Veitrage zur Geschichte der Freimaurerei

Die Geschichte der Freimaurerei soll noch geschrieben werden. Zwischen den Zeilen der Weltgeschichte, sagt vi Otto Hieber, kann die wahre Geschichte der Freimaurerei nur gelesen werden. Wenn das richtig ist und wenn der Freimaurerei eine so bedeutende kulturelle Wesenheit zukommen soll, dann erweckt die Geschichte der königlichen Kunst der Freimaurerei nicht nur Interesse bei den Freimaurern selbst, sondern sie muß allgemeines Interesse beanspruchen.

Es hat eine ganze Reihe von Bearbeitern der Geschichte der Freimaurerei gegeben; Kloß, Katsch, Walden, Boos haben Beiträge

geliefert, und die Zahl der Geschichten einzelner Logen und Großlogen ist nicht
unbedeutend. In der neueren Zeit ist eine Sammlung freimaurerischer Ge-
schichte in Einzelabhandlungen erschienen, welche sich u. A. mit der Geschichte
der Freimaurerei in England, Frankreich, Rußland, Deutschland, sowie mit der
Entwicklung einzelner bedeutender Freimaurer wie Lessing, Herder, Wieland,
Fichte, Fehler beschäftigt. Diese Sammlung ist unter dem Namen Bücherei
für Freimaurer erschienen und von Franz Wunder in Berlin
verlegt. Sie hat 26 Bände und wird weiter fortgesetzt, vr F. I. Schneider
hat sich unter dem Titel: Die Freimaurerei und ihr Einfluß
auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des XVIII.
Iahrhunderts, Prolegomeno zu einer Geschichte der deutschen Romantik,
mit der Entwickelungsgeschichte der Freimaurerei beschäftigt. Ich selbst habe
in einer vom Großorient von Belgien preisgekrönten Schrift: „Die Frei-
maurerei ihr Wesen und ihre Geschichte" einen Überblick über
die Entwickelung gegeben und das Wesen in der Gegenwart erläutert.
Es ist von der Tatsache auszugehen, daß die Geschichte der Freimaurerei
in Dunkel gehüllt sein mußte, weil sie bei ihrer Entstehung bis auf die heutige
Zeit den Charakter einer Geheimwissenschaft trug, und so hat auch Schuster
in seiner Darstellung der geheimen Gesellschaften die Sachlage
aufgefaßt. Indes das Streben nach einer Publizistik der Freimaurerei ist
uralt, denn schon in der ersten Ausgabe des Lenningschen Handbuches hat
das Stichwort Publizität sechzehn Spalten. Diese Ausgabe erschien 1822,
eine weitere 1868 und eine dritte, vom Verein deutscher Freimaurer heraus-
gegebene, welcher das Reformwerk deutscher Freimaurerei seit fünfzig Iahren
betreibt, i960. In diesem Konversotionslerikon der Freimaurerei ist der geschicht-
lichen Entwickelung reichlich Rechnung getragen.
In der neuesten Zeit sind nun zwei Werke erschienen, welche sich speziell
mit der Geschichte der Freimaurerei beschäftigt haben. Das eine ist von
Professor vi Begemann verfaßt und beschäftigt sich mit der englischen Frei-
maurerei. In England ist 1717 die erste Großloge gestiftet worden; 1723
erschien das Grundgesetz der Freimaurerei, die alten Pflichten. Sie hat Bege-
mann kritisch behandelt und so den Grund zu einer philologischen Tertkritik
der freimaurerischen Verfassung, den Konstitutionen oder Landmarken, gelegt.
Die zweite Schrift ist von vi L. Keller,' Geheimen Archivrat in Berlin. Sie
hat den Titel: Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche
Leben, ist bei Eugen Diederichs in Iena 1911 als gekrönte Preisschrift er-
schienen. Beide wichtige und grundlegende Arbeiten sind von Professor
vi Wolfstieg in Berlin in den preußischen Iahrbüchern und in anderen Zeit-
schriften und Zeitungen besprochen worden.
Die Ansichten der beiden Schriftsteller weichen erheblich von einander ab,
ein Beweis, daß es sehr schwer ist, in die Geschichte der Freimaurerei einzu-

dringen. Begemann, der seine bisherigen Untersuchungen in freimaurerischen Zeitschriften veröffentlicht, geht von der Ansicht aus, daß die Londoner Großloge, welche die bestehenden Werklogen zusammenfaßte, nur eine lediglich auf die Londoner Verhältnisse der Freimaurerei sich beziehende Bedeutung gehabt hat, daß die englische Großloge nicht deistisch, sondern christlich gerichtet war und daß ein Zusammenhang der Londoner Großloge also bei Entstehung der Freimaurerei aus den Werklogen mit anderen geisteswissenschaftlichen Bewegungen nicht statthatte. L. Keller hat seine eingehenden Forschungen in den Comeniusheften verlautbart; in großzügiger Weise weist er nach, wie das, was wir Freimaurerei nennen, eine Reihe von Vorläufern gehabt hat in geistigen Gesellschaften verschiedenen Namens, die den Namen als Decknamen benutzten, um sich vor Verfolgung zu schützen, und so gibt er in umfassender Weise von Plato bis auf die Gegenwart den inneren Zusammenhang folgerichtig wieder, den er mit dem Kennwort des Humanismus bezeichnet, um mit diesem treffenden Wort die Bestrebungen und Grundlagen zusammenzufassen, und zeigt in fortlaufender logischer Entwickelung das geistige Band, welches diese Strebeziele zusammenhält, während Begemann eine mühsame Teilarbeit eines Gliedes dieser geistesgeschichtlichen Kette leistete. Keller hat ohne Zweifel die wesentlichste Arbeit getan, weil es ihm gelungen ist, die geschichtlichen Fäden nachzuweisen, welche die Freimaurerei als ein Denksystem mit der Vergangenheit verbindet, Begemann hat einen Abschnitt, den des Anfangs der Freimaurerei in England, bearbeitet und hat den Zusammenhang der geistigen Bewegung mit der Zeit nicht beachtet.

Wir werden, sagt Wolfstieg, im wesentlichen auf Seite Kellers stehen.

Dieser Ansicht schließe ich mich aus folgenden Beweggründen an.

Wesentlich ist der Satz der alten Pflichten. Er steht im Mittelpunkt der Erörterung. Ich gebe ihn in der Begemannschen Übersetzung wörtlich: Ein Maurer ist durch seine Berufspflicht gehalten, dem Sittengesetz zu gehorchen, und wenn er die Kunst recht versieht, wird er nie ein törichter Gottesleugner oder ein ungläubiger Freigeist sein. Aber obwohl in alten Zeiten die Maurer verpflichtet waren, in jedem Lande der Religion jenes Landes oder Volkes anzugehören, welche es auch war, so wird es doch jetzt für zweckmäßiger gehalten, sie nur zu derjenigen Religion zu verpflichten, in der alle Menschen übereinstimmen, indem man ihre besonderen Meinungen ihnen selbst überläßt, nämlich gute und redliche Männer zu sein, Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was für Benennungen und Überzeugungen sie sich auch unterscheiden mögen. Dadurch wird die Maurerei der Einigungspunkt und das Mittel, unter Leuten, die einander beständig fremd hätten bleiben müssen, treue Freundschaft zu stiften.

Aus diesem Begemannschen Tert geht zweifellos hervor, daß die genannte Religion ein novum war. Diese catdolic re li^ion war eben das reine

Gegensätzliche im Widerpart zur Konfession. Dem speziellen Bekenntnis, das
nicht angetastet wird, ist der allgemeine Religionsbegriff gegenübergestellt.
Aus Kellers zusammenhängender Darstellung geht ohne Zweifel hervor,
daß diese Humanitätsreligion, so will ich sie einmal nennen, um einen
kurzen Ausdruck zu brauchen, sich bis auf die platonischen Ideen zurück-
verfolgen läßt. Nun ist aber der Gegensatz zwischen dieser Humanitäts-
religion und dem herrschenden Bekenntnis von jeher ein diametraler gewesen
und ist es noch heute. Ich meine, hier hat gerade L. Keller den ver-
bindenden Faden gefunden, und seine Beweisführung wird u. a. von Natorp
in seiner Schrift: Religion innerhalb der Grenzen der Humanität unterstützt.
Auf die Einzelheiten kann ich indes hier nicht eingehen. Der Gegensatz von
Scholastik und Humanismus ist so in die Augen springend, daß wir garnicht
anders urteilen können, als L. Keller es getan hat. Zudem gibt ja Begemann
S. 207 selbst zu, daß die etwaige Tatsache, die Stiftung der Großloge von
England sei spezifisch christlich gewesen, schon 1723 durchbrochen war. Eine
sichtbare weltbürgerliche Religion konnte es 1723 ja auch garnicht geben, denn
die Großloge von England als organisierter Beginn der humanistischen Kult-
gesellschaft, die wir Freimaurerei nennen, ist ja erst 1717 gestiftet worden.
Zu derselben Ansicht wie L. Keller kommt der Publizist Karl Ientsch,
der frühere katholische Geistliche, wenn er sagt, daß das religiöse Leben zu
den Dissenters sich flüchtete. In seinen geschichtsphilosophischen Gedanken sagt
er: Aber man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, das Christentum
habe die antike Humanität überflüssig gemacht. „Zu den Geistesmächten, die
ihm gegen gewisse Verirrungen Schutz gewähren, gehört auch die Humanität
der alten"; die schöne Moral unseres gebildeten deutschen Bütgerstandes, sagt
Ientsch, beruht auf einer glücklichen Mischung christlicher und humanistischer
Anschauungen und Motive. Ia er spricht sogar von einer Republik der Ge-
bildeten, die auf literarischem Wege wie im 18. Iahrhundert zu gründen sei,
die über den Parteien und Konfessionen steht.
Wir sehen also, wie der Kellersche Humanitätsgedanke auch von anderen
Beurteilern geteilt wird, wie das ja Keller schon selbst in den Aufsätzen der
Comeniusgesellschaft gesagt hat.
Wenn auch die Ansichten geteilt sind, so besitzen wir doch in den beiden
von mir besprochenen Schriften wertvolle und an sich einwandfreie Grundlagen
und Bausteine zur Entwickelungsgeschichte der Freimaurerei. Einwandfrei mit
dem Bemerken, daß wir der Begemannschen Tertkritik und seiner unendlichen
Mühe jede Achtung zollen, daß auch Begemann innerlich zu der Ansicht gelangt,
daß die Geschichte der englischen Großloge aber sich nicht ohne weiteres als
ein Sonderteil loslösen läßt von der Entwickelungsgeschichte der Zeit,
in der die Großloge entstand. Wenn Begemann diese Geschichte mit Klein-
arbeit sorgfältig zusammengestellt hat, so hat Keller das Verdienst, daß er in

großzügigem Maßstabe im Sinne Diltheyscher Geisteswissenschaft den Zusammenhang der Geschichte dieser Großloge mit der Kulturgeschichte nachgewiesen hat.
Mir ist es allerdings auffällig gewesen, daß in dem Handbuch der freimaurerischen Enzyklopädie von Lenning — im Verlag von Brockhaus in Leipzig, welches die Zeit von 1717—1822 umfaßt, ein Stichwort Humanität ebensowenig eristiert, wie das Stichwort Gott und das Stichwort Religion.
Die Verfasser der Enzyklopädie sind sich der Bedeutung jenes Wortes nicht klar gewesen, sonst wäre es auch als Stichwort erschienen. Im übrigen ist natürlich die Humanität, der Gottesbegriff und der Religionsbegriff erwähnt und abgehandelt, auch die Geschichte der Freimaurerei ausgiebig dargestellt.
Daß Keller darin recht hat, wenn er die Verirrungen des 18. Iahrhunderts, welche den Hauptwert auf die lediglich christliche Grundlage der Freimaurerei legten, in seinem Buche als solche charakterisiert, geht aus einer Notiz in der Lenningschen Enzyklopädie hervor, wonach das spezifisch Christliche erst 1766 in die Freimaurerei durch Zinnendorf eingeführt wurde. Begemann lehnt ja den Zusammenhang der Freimaurerei mit den Rosenkreuzern ab. Nun heißt es bei Lenning I S. 413 in den allgemeinen Freimaurergesetzen unter Artikel 5: Wer wider die heiligen Lehrsätze des allgemeinen Glaubens der Kreuzbrüder geredet oder geschrieben hat, soll auf immer vom Orden ausgeschlossen sein usw. Das will, sagt der Herausgeber in der Anmerkung, heißen, daß ein Freimaurer ein guter Christ sein muß. Aus der Geschichte der Freimaurerei geht für mich und andere hervor, daß die Freimaurerei von 1717 ein Novum war, weil sie eine allgemeine Religion in Gegensatz gestellt hat zu dem Bekenntnis und den Satz: Oujug reßio ejus relißio umstieß.
Eine Gesellschaft, welche dies tat, mußte anfangs geheim sein, um sich zu schützen, weil damals weder der Begriff der Toleranz noch der Gewissensfreiheit in dem Maße vorhanden war, wie er der Humanitätsidee entsprach.
Die Freimaurerei ist eine Kulturmacht, ein Kulturfaktor. Ihre Geschichte aufhellen heißt arbeiten an der Entwickelung der Menschheit zu hoher Vervollkommnung. Das Heil der Menschheit liegt vor uns.

Prof. Dr. Ludwig Stein:
Franzosische und englische Stimmen über Krieg und Frieden
Der „politische Alkoholismus", den der führende englische Staatsmann
als die Signatur unserer Gegenwart bezeichnete, ergreift nach und nach unseren
ganzen Erdball. Eine nervöse Unrast hat sich des ganzen Menschengeschlechts be-
mächtigt. Es kriselt allüberall, wo zivilisierte Menschen wohnen. Der chinesische
Koloß zerfällt in Trümmer, Persien wankt. Die Türkei windet sich in
Todeskämpfen. Der Bergarbeiterstreik droht unser Industriesystem in seinen
Grundlagen zu erschüttern. Angesichts dieses politischen Tohuwabohu tut es
wohl, führende Franzosen und Engländer über das Thema „Krieg und Frieden"
zu vernehmen. Die Pariser ,Mon6e illuLtrs" hat im Ianuar und Februar
dieses Iahres eine Umfrage an ^namhafte Männer aus allen Lagern ge-
richtet. Auch deutsche Stimmen, wie die Ludwig Thoma's und Kerr's,
ließen sich vernehmen. Mit Erlaubnis der Redaktion der ,Mon6e illu5tr6"
geben wir einige französische und englische Stimmen wieder, welche Fräulein
Ienny Iaff6 für „Nord und Süd" ins Deutsche übertragen hat.
27. Ianuar 1912.
Ioseph Reinach, der nächste Freund Gambetta's schreibt: Die
modernen wie die meisten der früheren Kriege sind aus politischen und
wirtschaftlichen Ursachen hervorgegangen. Iahrhunderte lang hat der Krieg
gegen die Fortschritte der Zivilisation gewütet, die Fortschritte in der Kriegs-
wissenschaft selbst haben sogar die Kriege seltener gemacht, immer mehr wider-
strebt dem modernen Bewußtsein alle Gewalttätigkeit, aber man müßte aus
der Geschichte nichts gelernt, nicht die Vielfältigkeit der Interessen erfaßt
haben, die die Völker erregen und beherrschen, um sich mit der Illusion eines
ewigen Friedens zu schmeicheln. Wer mitarbeitet an der Entwickelung der
Schiedsgerichtsverträge, macht sich gewiß um die Menschheit verdient, aber
es gibt kein Mittel, die Schiedsgerichte für alle Streitigkeiten obligatorisch
zu machen. Das gilt überall da, wo es sich um die vitalsten Interessen oder
um die Ehre des Staates handelt. Wollte man vielleicht durch den Krieg
selbst das Schiedsgericht obligatorisch machen?
Es werden immer Zeiten kommen, wo die Ehre das einzig Aus-
schlaggebende bleibt. Nach dem Frieden um jeden Preis schreien, heißt Krieg,
Niederlagen, feindliche Invasion, ja selbst Zerstückelung schmachvoll herauf-
beschwören. Ie mehr wir das Ideal sozialer Gerechtigkeit, des geistigen und
sittlichen Fortschrittes hochhalten, um so eher müssen wir bereit sein, mit den
Waffen dafür einzustehen. Sie fragen mich, ob ich glaube, daß ein Waffenstreit

zwischen zwei großen europäischen Nationen auf einen einfachen Zweikampf
zu begrenzen wäre. Das glaube ich nicht. In einem Konflikt, bei dem es
sich um die Ehre und sonstige tiefgehende Interessen handelt, werden es weder
Frankreich, noch England oder Rußland an sich fehlen lassen, einen Krieg
zu beginnen. Das berüchtigte Wort: „Es gibt kein Europa mehr!" hat
aufgehört, wahr zu sein. Europas Auferstehung bedeutet für künftighin, daß
ein Zusammenstoß zweier großer Völker nicht mehr ohne die Beteiligung
der andern Nationen möglich wäre, und darin liegt gerade die stärkste Garantie
für den Weltfrieden.

Ioseph Reinach.

« »

»

3. Februar 1912.

Vernard Shaw.

Unter den modernen englischen Schriftstellern nimmt Shaw einen der
ersten Plätze ein. Seine urwüchsige, kräftige Begabung, seine ganz persönlich«
Art, die Dinge zu betrachten, sein ebenso kühner wie paradorer Freimut haben
ihm eine Popularität verschafft, die weit über die Grenzen seines Vaterlandes
hinausgeht.

Sehr geehrter Herr!

Als Erwiderung auf Ihre Anfrage muß ich zuerst um Entschuldigung
bitten, daß ich nicht in der Lage bin, Fragen zu beantworten, die auf einer
anderen Auffassung als der meinigen fußen. Denn der Krieg ist keine Not-
wendigkeit, er ist ein Sport, sogar der äußerste Sport, denn er tötet sowohl
Menschen als Tiere. Wie aller Sport, wird der Krieg durch eine Reihe von
Vorschriften geregelt, deren Streben dahin geht, die harten Fährlichkeiten
dieses Sports in erträgliche Grenzen zu bannen. Meinen Gedanken wird
ein Vergleich klarer machen, ein Vergleich mit dem alten englischen Sport
des Borens. Man hat nämlich beobachtet, wenn zwei Leute in einer be-
stimmten Umzäunung sich gegenübergestellt wurden, um durch alle möglichen
Mittel einander kampfunfähig zu machen, sei es durch Beißen, sei es durch
Fußtritte auf besonders verwundbare und empfindliche Stellen, oder mit
dem Daumen die Augen auszuschlagen und durch andere ähnliche Dinge —
daß dieser Sport ganz aufhörte. Erstens erwies es sich als unmöglich, außer
den allerrohesten Patronen, Kämpfer unter solchen Bedingungen überhaupt
zu finden, und zweitens bemerkte man, daß die Borer unter solchen Be-
dingungen sich sofort ergaben, wenn sie sich im Nachteil sahen, so daß, an
Stelle eines besonders erbitterten Kampfes, kaum noch der Anschein eines
Kampfes überhaupt übrig blieb. Man schuf deshalb Vorschriften, um gewandte
Menschen, die sich dem Borerkampfe stellen wollten, zu ermutigen, und um
die Kämpfe bis zum Äußersten zu verlängern. Fußtritte wurden verboten,
ebenso Stöße unterhalb des Gürtels, sowie Augen auszuschlagen. Ferner
sollte das Hinfallen eines der Gegner eine Unterbrechung zur Folge haben,
um dem Gefallenen Zeit zur Erholung zu geben. Nachdem diese Vorschriften
angenommen waren, erkannte man, daß erst jetzt Borerkämpfe überhaupt
möglich wurden. Oft dauerten sie nun mehrere Stunden lang, ohne daß die
Ringenden Beweise von ungewöhnlichem persönlichem Mut gegeben hätten.
Man hat Fälle erlebt, daß ein Faustkämpfer, der dem Siege nahe war, den

Kampf nicht fortsetzen wollte, bis man ihm einen Spiegel brachte, um ihn
zu überzeugen, daß sein Gesicht unverletzt geblieben, während das seines Widersachers braun und blau aussah. Genau so hat der Krieg nur aufrecht erhalten werden können dadurch, daß man seine früheren Greuel und Grausamkeiten durch eine Reihe von Gesetzen in erträgliche Grenzen gebracht hat. Erplosivgeschosse sind verboten, Nichtkombattanten werden geschont, Plünderung und Raub sind auf das nachdrücklichste untersagt, der Dienst des roten Kreuzes für die Verwundeten ist organisiert und genießt allgemeinen Schutz. Von Zeit zu Zeit werden in Genf oder im Haag Kongresse abgehalten, um die Schönheit des alten Sports (denn als solcher wird der Krieg noch angesehen) zu bewahren und um neue Einschränkungen gegen alles, was unliebsam erscheint, aufzuerlegen. Aber keinem dieser Kongresse ist es gelungen, die alte Form vergangener Zeiten, wo der Krieg der Sport der Könige war, wieder aufleben zu lassen. Von dem Augenblick an, wo die französische Revolution aus dem Kriege eine Angelegenheit des Volkes gemacht hat, offenbarte sich das etwas gemeine Bestreben, diesen Sport ernst zu nehmen, indem man heutigen Tages den Feind zu vernichten trachtet, anstatt sein Heer im Kriegsspiel zu besiegen. Nach allgemeinem Kriegsgebrauch wurde Napoleon bei Marengo geschlagen. Er verwandelte aber die Niederlage in einen Sieg, weil er sich weigerte, das Ergebnis anzuerkennen. Zu einer Stunde, wo die Schlacht, um es grade heraus zu sagen, schon beendet war und die Osterreicher ruhig zum Abendbrot nach Hause gegangen waren, begann er einen neuen siegreichen Angriff, Übrigens waren Napoleons Marschälle trotz ihrer heroischen Kriegführung schamlose Räuber. Indessen war die alte Tradition des Kriegsspiels noch stark genug, um für den Triumph der Reaktion bei Waterloo wieder zu Ehren gebracht zu werden. Die darauf folgende lange Friedensperiode gab dem liberalen Bürgertum Zeit genug, sich politische Macht anzueignen. Als der Krieg wieder ausbrach, hatte die Richtung auf allgemeine Angelegenheiten Königtum und Adel in den Hintergrund gedrängt. Bismarck brachte mit dem Schlagwort „Blut und Eisen" eine neue Note, die zynisch genug klang, in das europäische Konzert. Daß dieses Wort, das heute Gemeinplatz geworden, solche Wirkung hervorgebracht, beweist, wie wenig sich die Welt darauf verstand, die alten Ritterturniere durch reiflich überlegte Angriffe einer Nation, die eine andere vernichten oder unterjochen will, ersetzt zu sehen. Und von nun an wurde die Bismarcksche Lehre immer häusiger in die Praiis übertragen. Aber Bismarck wirkt noch sentimental gegenüber den englischen Befehlshabern im Burenkrieg oder den Amerikanern gegenüber im Kampf mit den Philippinen. Beide aber waren noch Philanthropen gegen die Italiener, die mit blendender Logik den sicheren Besitz von Tripolis verkünden, indem sie die Araber ganz einfach niedermetzeln.

In kurzem wird die Tradition, den Krieg als Sport anzusehen, aus der Welt verschwinden und damit eine Überlieferung des Rittertums, an der man lange mit zähester Neigung festgehalten hatte. Nehmen wir einmal an, daß A und B sich den Krieg erklären, ich stände an der Spitze von A, A bliebe Sieger und wäre in B eingedrungen. Fern davon, so barbarisch zu sein, alle Einwohner von B zu vertilgen, tötete ich nur alle Frauen unter fünfzig Iahren, ohne einen Tropfen männlichen Bluts zu vergießen. Auch ohne die geringste Entschädigung zu beanspruchen, kehrte ich nach A zurück, und wartete nun ruhig ab, ob die Bevölkerung von B entweder langsam an

Altersschwäche zugrunde ginge, oder ob sie, um sich zu erhalten, Frauen aus A zu heiraten genötigt wäre. Auf diese Weise würde B vollständiger vernichtet werden, als durch eine Eroberung. Um übrigens meinen Ruf der Menschlichkeit zu retten, bleibt mir noch hinzuzufügen, daß ich Sorge tragen würde, die Frauen auf die zarteste Weise, so schmerzlos wie möglich, ums Leben zu bringen.

Sobald diese logische Entwickelung des Krieges, als ernste Maßnahme, um die Nationen aufzureiben, dem Empfinden der zivilisiertesten Mächte zu widerstreben beginnt, dann ist es natürlich möglich, den Krieg vollständig zu unterdrücken, mit der Erklärung, daß die Armee, die den Feldzug anfängt, oder die Flotte, von der die erste feindliche Kugel ausgeht, von den verbündeten Heeren und Geschwadern vernichtet würden. In diesem Falle (und in keinem anderen) wird der Krieg aufhören.

Inzwischen sollte besonders Frankreichs Aufmerksamkeit durch den auffallend providentiellen Charakter des italienischen Einfalls in Tripolis gefesselt werden. Durch den gemeinsamen Angriff, den die europäischen Herrscher gegen Frankreich gerichtet hatten, wurde die französische Revolution gerettet. Diese furchtbare Gefahr elektrisierte das französische Volk, befähigte es zu der überraschenden Kraftanstrengung, die als ein Wunder der Weltgeschichte gilt, so daß jeder Art fremder Einmischung in die französische Politik ein Ende bereitet wurde. Ohne diesen schrecklichen Druck von außen, der im kritischen Moment die Geister einte, hätte es der Revolution an Ansehen gefehlt, sie wäre einfach an Hinfälligkeit zugrunde gegangen. Die Proklcmaticn von Braunschweig hat sie gerettet.

Betrachten Sie dagegen die Lage der Türkei. Auch sie hat ihre Revolution gehabt, aber wegen des abgesetzten Sultans haben sich die Herrscher Europas nicht verbunden, im Gegenteil, Europa hat gesagt: „Er hat, was er verdient, es war hohe Zeit, modernen Anforderungen Rechnung zu tragen." Aber ebenso wenig begeisterte man sich für die Iungtürken oder hegte ernste Hoffnung auf einen günstigen Erfolg ihrer Bestrebungen. Kurz, der türkischen Revolution fehlte eine Proklamation von Braunschweig, um sie zu konsolidieren. Plötzlich veranlassen Shaws „Lebenskraft" und Bergsons „Lebensaufschwung" (slan vital) Italien, gegen die Türkei in einem wilden Angriffskrieg loszuziehen. Anfangs schien der Widerstand der Türkei genau so verzweifelt, wie der Frankreichs gegenüber Europa, in dem Treffen von Wattignies. Aber Italien hat Geld, Kanonen, kriegerischen Mut, Raubgier und enorme Überlegenheit an politischem und kriegerischem Ansehen. Die Türkei hat weiter nichts für sich als die Revolution und Muhammet. Dabei soll uns die Geschichte lehren, daß überall die Revolution den Sieg davonträgt. Allerdings hat Hegel bemerkt, daß uns die Geschichte auch lehrt, daß die Menschen niemals aus der Geschichte etwas lernen. G. Bernard Shaw.

» »

10. Februar 1912.

Henri Poincarrs.

Henri Poincarrs, der berühmte Mathematiker, gibt im folgenden seine Ansicht über den Krieg:

Sehr geehrter Herr!

Der Krieg wird deshalb immer seltener, ,l.eil er zu einer Marktware geworden, die bedeutend im Preise gestiegen und nicht für jeden Beutel er-

reichbar ist. Dennoch wird er nicht vollständig verschwinden, damit die Furcht
vor ihm niemals aufhören soll, auf Verstand und Sittlichkeit heilsam und an-
regend zu wirken.
Poincarre.
Camillc Flammarion, der bekannte Astronom, schreibt:
Teurer Kollege!
Zur selben Stunde, als ich diesen Morgen Ihren Brief erhielt, in
welchem Sie mir die große Ehre erweisen, meine Ansicht über die interessante
Umfrage, die Sie begonnen, einzuholen, erhielt ich die Zuschrift eines Berliner
Astronomen, der mir mitteilte, daß in dem Lande eines Kepler, Leibniz,
Kant, Goethe und so vieler Apostel des Fortschrittes die Rüstungen immer
eifriger betrieben werden, sowohl für die Kriegsmarine, als auch für das
Landheer, und daß die bevorstehende Thronrede an den Reichstag sich haupt-
sächlich mit dem Kriegsbudget befassen wird.
Alles, was wir sagen können, ist rein platonisch, da der größte Teil
der Menschheit seine tierische Hülle noch nicht abgestreift hat und aus Barbaren
besteht, wie sie in der Steinzeit eristiert haben mögen. Ist denn unser
Planet, trotz aller Denkerarbeit, ein Zufluchtsort für Piraten?
Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß bei allen Völkern gescheite Männer
und hochherzige Frauen kommende Geschlechter zu der geistigen Höhe erheben
werden, auf der sie vernünftiger, weniger roh und verderblich, weniger töricht
geartet sein mögen
Gestatten Sie mir, verehrter Herr Kollege, den Ausdruck sympathischster
und ergebenster Gefühle.
Camille Flammarion.
» »
3. Februar 1912.
Rens Worms
Ren6 Worms, der hervorragende Leiter der Kevue internationale de
3ocic»Ioßie, hat uns folgende Zuschrift gesandt:
I. Über die möglichen Ursachen eines bevorstehenden
Krieges.
Iede Gemeinschaft ist aus Elementen eines besonderen Volkscharakters
zusammengesetzt, jede Gemeinschaft zeigt außerdem bestimmte wirtschaftliche,
geistige und politische Erscheinungsformen. Durch solche vielfältige Beziehungen
unterscheiden sich die Gemeinschaften, ja wirken sogar gegensätzlich zu einander.
Deshalb entstehen Kriege aus den mannigfaltigsten Ursachen, aus Rassen-
verschiedenheit, aus wirtschaftlichen, geistigen und politischen Streitfragen.
Solche Veranlassungen können vereint wie getrennt wirken, so daß jede dieser
Beziehungen hinreicht, zu einem Konflikt mit bewaffneter Hand zu führen.
II. Über dieMöglichkeit,in derGegenwartKriege
zu vermeiden.
Es scheint mir durchaus denkbar, daß heut ein europäischer Krieg ver-
mieden werden kann, da er nur aus privaten, nicht mehr aus allgemeinen
Interessen hervorginge. Erst wenn die Völker dahin gelangen, sich selbst zu

regieren, ihrer eigenen Interessen sich voll bewußt zu werden, dann wird der
Krieg nicht mehr notwendig, vielleicht nicht einmal mehr möglich sein.

III. Über die internationalen Verwickelungen, die entstehen könnten, falls ein Krieg ausbräche.

Sollte zwischen zwei großen Westmächten ein Krieg beginnen, so werden
die andern Staaten aller Wahrscheinlichkeit nach es für vorteilhaft erachten,
sich jeder Einmischung zu enthalten, um keinen Weltbrand zu entfachen. Durch
die Erfahrungen der letzten fünfzig Iahre wird diese Auffassung bestätigt.

IV. Über die Zukunft des Krieges.

Sicher ist es vom Übel und zugleich unvorsichtig, den Propheten zu
spielen. Dennoch kann man annehmen, daß das Machtgebiet des Krieges
ständige Einschränkungen erfährt. Es ist falsch, daraus verhängnisvolle Folgerungen für die Zukunft zu ziehen. Denn wenn der Krieg vergangenen Zeiten
als Schöpfer großer Umwälzungen und Ideen galt, so besitzt die Menschheit
heut genügend andere Quellen der Erleuchtung, um in Zukunft ohne Bedauern
auf den Krieg verzichten zu können.

Rens Worms.

24. Februar 1912.

Eli Metchnikoff.

Eli Metchnikoff, der gemeinsam mit vi Rour an der Spitze des Pasteur-Instituts steht, ist einer der größten Gelehrten und Denker, die Rußland je
hervorgebracht hat. Fast sein ganzes Leben hat er dafür geopfert, die fürchterlichsten Übel, welche die Menschheit hinraffen, zu bekämpfen. Um so lebhafteres
Interesse erregt seine Meinung über den Krieg. Bei aller lapidaren Kürze
läßt sein Schreiben den Ideenkreis des Verfassers der 1^553,15 Optimi5te5
klar erkennen. Er schreibt: Ich bin Mitkämpfer im erbitterten Krieg gegen
die schädlichen kleinsten Lebewesen. Ie mehr es gelingen wird, ihrer Herr
zu werden, je höher wird das einzelne Leben gewertet werden. Folglich kann man
es nicht mehr so billig hergeben, und der Gedanke, Menschen als Kanonenfutter zu betrachten, wird dann zu den frühern Schrecken der Menschheit zurückverwiesen werden, etwa gleich der korsischen Blutrache, bei deren Ausübung
es heute niemandem mehr einfallen wird, an Gerechtigkeit zu denken. Ich
lebe des festen Glaubens, daß der Krieg in einer, wenn auch vielleicht noch
fernen Zukunft auf immer verschwinden wird. In bezug auf die Gefahr der
Übervölkerung bemerke ich, daß die zivilisierte Menschheit schon genügende Vorsorge zu treffen beginnt, um die Zahl der Geburten freiwillig einzuschränken.

Eli Metchnikoff.

Dr. von Bilguer:
Geht der italienisch-türkische Krieg zu Ende?
Tripolis, den 17. März 1912.
Vor wenigen Tagen hielt der Deputierte Bissolati seinen Landsleuten das
bekannte Dilemma vor: entweder mit geschlossenen Augen in eine politica, ca-
tÄStrotic», oder in eine ßuei-rg, cronioÄ in Tripolitanien. Unser hiesiges Gesichts-
feld geht nicht über den Miniaturkriegsschauplatz hinaus; was wir aber hier an
Ort und Stelle hören und sehen, ist nur zu gut geeignet, Bissolati Recht zu geben.
Da wir hier von der großen internationalen Politik nur wenig erfahren, so ist
unser Blick unbeeinflußter und das gesehene Bild ein klareres, Über
der hiesigen italienischen Unternehmung (um einen streng neutralen Ausdruck zu
gebrauchen) liegt seit einigen Tagen eine Art von innerpolitischer Gewitterschwüle,
die Luft ist mit militärischer Elektrizität geladen, allerlei Bewegung macht sich
bemerkbar, die vorher nicht vorhanden war. Die Vermehrung der vor Tripolis
stationierten Kanonenboote, die beständig auf hoher See kreuzenden Kriegsschiffe,
die neuen, im Südwesten fast unmittelbar vor Tripolis angelegten formidablen
Befestigungswerke und die weitgehenden Truppendislokationen (auf die ich aus
bekannten Gründen nicht näher eingehen darf) bilden nur einen Teil der An-
zeichen einer bevorstehenden Veränderung in der strategischen Durchführung
dieses Teiles der ganzen Unternehmung. Die Zahl der neuausgeschifften
Truppen, Kamele und Kriegsmaterial ist allerdings nicht groß genug, um an ein
irgendwie geartetes Vordringen in größerem Maßstabe denken zu können.
Fühlen wir hier die Folgen dieser anormalen Gewitterstimmung, so
sind die Ursachen derselben im feindlichen Lager zu suchen. Ganz gegen alle
Gewohnheit zeigen die Türken seit einigen Wochen eine große Rührigkeit. Sie
gingen zu einer starken Offensive über, und in den letzten vierzehn Tagen gab es
nicht weniger als sieben harte Kämpfe, bei denen die Italiener 126 Tote und
446 Verwundete hatten und unter den ersteren allein 14 Offiziere. Die Anzahl
dieser Gefallenen aber ist der beste Maßstab für die Erbitterung des Feindes sowie
für dessen ganzes Vorgehen. Der Feind zeigte diesmal überall, namentlich in der
Cirenmca, eine ganz besondere Energie und Ausdauer; auch seine Verluste waren
bedeutende.
Bekanntlich hat ein Teil der italienischen Presse es für gut befunden, die
Verhältnisse im feindlichen Lager als die allerverzweifeltsten darzustellen. Un-
logischer Weise wird dann aber bei jedem Zusammenstoß berichtet, daß die
Italiener sich „immer" einer ungeheuren feindlichen Übermacht gegenüber
befunden hätten. Beim Kampf bei Derna (3. März) soll diese Übermacht sogar
eine zehnfache gewesen sein! Das Alles legt die Frage nahe: wievielefeind-

liche Streitkräfte stehen denn eigentlich den Italienern gegenüber? Ich
gebe hier die einigermaßen richtigen Zahlen und zwar nicht nach den türkischen,
sondern nach den amtlichen italienischen Angaben. Um Tripolis herum stehen
130(X1 Mann (darunter 1600 Reguläre) sowie eine Informations- und Postenkette
von 500 Türken, 100 Reitern und 800 Arabern. In Bengasi hatte man am 27. Fe-
bruar mit 2000 Feinden zu tun, am folgenden Tage in Choms mit 9000 und am
3. März beim mörderischen Kampf bei Derna mit mehr als 30000. Der ganz
unnütze Kampf der Askari bei Bir-el-Turk vom 4. März (bei welchem diese 10 Tote
und 28 Verwundete mit nach Hause brachten) galt 1750 Feinden, und bei Tobruk
(11. März) tauchten plötzlich 5000 Feinde auf. Das macht bereits eine Gesamt-
zahl von 62150 Turko-Arabern. Nicht inbegriffen in diese Zahl aber
sind: die Besatzungen der ganzen langen Küste, der geradezu unzähligen befestigten
Schlösser zwischen den Küsten-Oasen und den Höhenzügen des Innern, die Gar-
nisonen der größeren Städte und wichtigsten Ortschaften usw. Man hat hier an-
gefangen sich einzubilden, daß seit der Okkupation der bekannten fünf Küstenpunkte
(Tripolis, Choms, Bengasi, Derna und Tobruk) das ganze übrige Tripolitanien
gewissermaßen seine Existenzberechtigung eingebüßt habe ...
Man bedenkt nicht, daß ein Land, dreimal größer als Italien, nicht nur zu leben
fortfährt, sondern daß dies Leben sich durchaus in der bisherigen Weise abspielt
und daß die alte Verwaltung in der gewohnten Art funktioniert, zumal das eigent-
liche Innere des riesigen Landes vom Kriege gar nicht berührt wird.
Welch eine mit Hohngelächter vermischte Überraschung zeigte man auf italienischer
Seite, als der Sultan an Stelle des alten einen neuen Vali für Tripolitanien er-
nannte. Was würde man sagen, wenn (es wäre etwa dasselbe Verhältnis) Deutsch-
land auf die Verwaltung des Reichslandes verzichten sollte, weil eine feindliche
Macht ein kleines Grenzzollamt besetzt halte?
Bezüglich der allernächsten strategischen Zukunft gibt es (wenn man
die ganze kriegerische Frage in Tripolitanien selbst lösen will) gegenwärtig nur
zwei Möglichkeiten: ein wenn auch noch so langsames Vorgehen oder
einen vollkommenen Stillstand, und zwar unter tunlichster Aufgabe der
vorgeschobenen befestigten Lager von Am Zara und Gagaresch. Unter den
gegenwärtigen Verhältnissen würde jedes Vorgehen nur den Erfolg der beiden
Proben von Bir Tobras (die dem General Pecori seine Stellung kostete) und
von Bir-el-Turk haben, nach denen man, ohne die geringsten strategischen
Erfolge erreicht zu haben, mit großen Verlusten in die alten Stellungen zurück-
kehren mußte. Man scheint hier vor einem neuen Dilemma zu stehen:
In diesen Tagen soll die neue Eisenbahn nach Am Zara eröffnet werden.
Sie wurde in Angriff genommen, als ein Vormarsch zum Dschebel vor der Tür
zu stehen schien. Ietzt da sie fertig ist, taucht die Frage auf, ob das Lager von
Am Zara heute noch seine bisherige strategische Wichtigkeit hat: Denkt man wirklich
vor der Hand an kein momentanes Vorgehen, so wäre es wenig klug, die

große dortige Besatzung der Gluthitze der Sonne auszusetzen (denn das Lager
liegt in einem tiefen Sandbecken, wo der geringste Schatten fehlt), zumal der
Feind sich anscheinend von der Vergeblichkeit einer Einnahme desselben überzeugt
und sich mehr den schwächeren italienischen Stellungen zuwendet. Was wird
dann aber aus der funkelnagelneuen Eisenbahn?
Ebenso gefährlich, wie der bewaffnete, erscheint gegenwärtig der unbe-
waffnete innere Feind, d. h. die Eingeborenen und deren Anhang. Man
schwankt hier beständig zwischen Strenge und Milde. Die intelligenten ein-
geborenen Elemente scheinen sich in ihre „Rolle" hineingefunden zu haben:
die kirchlichen mohamedanischen Behörden luden die italienischen Machthaber
zum Besuch einer Moschee ein, in der sogar Gebete für Italien gesprochen
wurden — und anläßlich des Attentats auf den König wurden mohamedanische
Gottesdienste abgehalten, ja beim heutigen offiziellen Tedeum in der hiesigen
katholischen Kirche erschien Hassuna Pascha in Begleitung von 3 vornehmen
mohamedanischen Arabern, von denen der eine sogar in demonstrativer Weise
ein Geldstück in den Klingelbeutel warf. Wo bleiben wir da mit unserer
Theorie von der Unversöhnlichkeit des Islamismus mit dem Christentum? Es
ist wohl kaum anzunehmen, daß Giolitti und Caneva dies große Problem
geradezu spielend gelöst haben. — Aber auch General Caneva ließ es nicht an
Entgegenkommen fehlen. Das Hauptfest der Mohamedaner wurde dreimal
durch königlich italienische Salutschüsse eines Kriegsschiffes begleitet, und am
Attentatstage empfing der Gouverneur in seinem festlich illuminierten Schlosse
einen arabischen Festzug, der je eine italienische, griechische und — französische
Fahne mit sich führte. Anläßlich des erwähnten Festes wurden Geld, Fleisch
und Kerzen an die Araber verteilt, und in Bengasi druckte man arabische
Proklamationen im reinsten Koranstil, durch welche die dortigen Eingeborenen
wieder einmal „im Namen Gottes" eingeladen werden, den Kampf einzustellen,
die Türken zu verlassen und den Italienern Gutes zu erweisen, denn es steht
im heiligen Buch: Gott liebt die Wohltäter und die Beschützer. Aeroplane
sorgten für die Überschüttung der Landbevölkerung mit diesen theologischen
Trattätchen, während die hiesigen Luftfahrzeuge unausgesetzt — Bomben
werfen.
Aber auch eine internationale Schwierigkeit macht hier
viel von sich reden. Bekanntlich hat sich ein Ülo6u5 vivendi im Verkehr
der fremden Konsuln mit den italienischen Behörden herausbilden müssen,
der allein ein ersprießliches Fortführen der laufenden Geschäfte ermöglicht.
Da nun keine Macht bisher die italienische Okkupation anerkannt hat und die
fremden Vertreter nach wie vor von den Botschaftern in Konstantinopel ab-
hängen, so gehört ein gegenseitiger wohlwollender Takt dazu, die vielen Klippen eines
derartigenZustcmdes zu umgehen. Denn ging es nur nach dem starren Recht,
so müßte z. B. der deutsche Konsul sich als der Beschützer des Generals Caneva und

aller seiner Truppen betrachten, denn bekanntlich wurde den deutschen Konsuln der Schutz aller — Italiener im ottomanischen Reich übertragen ... Es zeugt nun von einem wenig wohlwollenden Anpassen an die neuen Verhältnisse, daß gerade der hiesige Vertreter der großen lateinischen Schwesterrepublik wegen seines angeblichen allzu starren Festhaltens an dem alten Zustand scharf angegriffen wird. Ia man klagte sogar seinen Kawassen öffentlich in den Blättern an, mohamedanische Askaris gegen Italien aufgehetzt zu haben! Infolge der erfundenen Attentatsgeschichte von selten eines wahrscheinlich nach Ehrenbürgerbriefen, güldenen Ehrengeschenken und Orden lüsternen italienischen Kriegsreporters (der indessen alsbald unter Anklage gestellt und ausgewiesen wurde) verdächtigte man sogar die hiesige französische Post und mit derselben viele Arabernotable, die man noch kurz vorher als die besten Freunde der italienischen Sache gefeiert hatte.

Immerhin, trotz aller Sympathien oder Antipathien, kann man sich bei gewissen Anlässen eines tiefen Mitleids beim Anblick dieser unglücklichen Muß-Italiener nicht erwehren —, aber auch eines gewissen Mitgefühls für die wirklichen Italiener, welche hier so viele Beweise ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Energie und ihrer Opferfreudigkeit liefern zugunsten einer Sache, die trotz alles Heldenmuts im Interesse der Zivilisation nun einmal nicht recht vorwärts gehen will, wenigstens nicht so schnell und leicht, wie man gedacht hatte.

Hugo Salus:

Die beiden Einsiedler

Gleichaltrig sind wir von einand geschieden.
Seit damals gingen Tag dahin um Tag,
Der Ort, wo ich der Einsamkeit oblag.
War weit von deiner Einsamkeit geschieden.
Und Tag war Tag und Nacht war Nacht. Wir mieden
Des Menschenseins verlognen Stundenschlag,
Der nichts als Altern kündet, Müh und Plag',
Und waren einsam jung und ganz zufrieden.
Heut ist der Tag des Wiedersehns gekommen.
Wir sahn uns lange an im Sonnenschein,
Ins Mark durchfröstelt von der Zeit Gewalt,
Und murmelten ein Ieder tief beklommen
Und dumpf und schaudernd und in uns hinein:
„Wie alt er ist! Bin ich denn auch so alt?"

C. Lund:
Eine bedeutsame Neuerung im Schiffsbau.
Eine technische Plauderei.
In schiffbautechnischen Kreisen macht seit kurzem eine Erfindung von sich reden, die berufen erscheint, nach mehr als einer Seite hin Bedeutung zu erlangen. Daher geht sie nicht bloß die Schiffskonstrukteure und Reeder, sondern auch das große Publikum an, oder doch den Teil desselben, der beruflich oder zu seiner Erholung kürzere oder längere Seereisen unternehmen muß. Es handelt sich um den Schlingertank, dessen genialer Erfinder, Hermann Frahm, Direktor der Schiffswerft von Blohm K Voß in Hamburg ist.
Der Schlingertank, auf dessen Konstruktion wir unten näher eingehen, verdankt seinen Namen dem Umstande, daß er das Schlingern oder Rollen eines Schiffes bei grober See verhütet. Das ist zunächst für die Sicherheit des Schiffes selbst und seiner Ladung von nicht zu unterschätzender Bedeutung, denn nicht selten geht einem Schiffe bei schwerem Wetter infolge des starken Schlingerns die Ladung über, was allemal eine bedenkliche Sache ist. Wichtiger aber noch ist die Abdämpfung des Schlingerns für das Wohlbefinden der Passagiere, denn gerade die Rollbewegung der Schiffe ist es, die die mit Recht so gefürchtete Seekrankheit hervorruft. Solange das Schiff überhaupt nicht oder doch nur in geringem Grade dem Spiel der Wellen folgt, pflegen sich auch die unbefahrensten Landratten an Bord wohl und behaglich zu fühlen, während sie im entgegengesetzten Falle fast ausnahmslos dem Meeres-gotte ihren Tribut darbringen müssen. Seit der Erfindung der Schlingertanks nun kann die Seekrankheit als ein überwundenes Übel gelten.
Bevor wir auf die Einrichtung der Schlingertanks eingehen, müssen wir ein wenig weiter ausholen, wobei wir im allgemeinen den Darlegungen des Erfinders folgen wollen.
Ein schwimmendes Schiff verhält sich wie ein Pendel und kann durch äußere Einflüsse z. B. durch die Wellen verhältnismäßig leicht zum Schwingen gebracht werden. Gleich dem Pendel hat auch jedes Schiff seine nach der Größe, Bauart, Belastung usw. verschiedene Periode, in der es seine Schwingungen ausführt. Ein erhebliches Schwingen (Rollen) tritt aber, wie die Erfahrung lehrt, nur dann auf, wenn das Schiff von den Wellen annähernd im Takte seiner Eigenschwingungsperiode getroffen wird, weil dann den Gesetzen der Resonanz entsprechend von Schwingung zu Schwingung ein Anwachsen des Schlingerausschlages stattfinden muß. Gleichzeitig besteht zwischen Schiff und Welle eine Phasenverschiebung von 90 Grad, d. h. das Schiff erreicht

seinen größten Ausschlag eine Viertelperiode später, als die Welle in ihrer Vorwärtsbewegung ihre größte Schräge zum Schiff besitzt.

An diese Tatsache nun knüpft die Wirkung des Frahmschen Schlingertanks an. Ein solcher Tank bildet eine Art kommunizierende Röhre, die aus zwei an den Schiffsseiten angeordneten senkrechten Behältern besteht, die unten durch einen quer über das Schiff führenden Kanal verbunden sind, während die oberen Teile der Seitenbehälter durch einen luftgefüllten Gang miteinander in Verbindung stehen. Das Tankwasser, das mittels der Deckwaschpumpe zugeführt wird, füllt den Querkanal ganz, die Seitenbehälter aber nur bis zur Hälfte. Die Abmessungen des Tanks müssen derartig berechnet sein, daß die Schwingungsperiode des eingeschlossenen Wassers der Eigenperiode des Schiffes gleich ist. Hierin liegt

IM

Schematische Darstellung eine« Schlingertanks nach Frahm.
», ». b, b der Tanl in gefülltem Zustande. H, », SeitenbelMter. d, b untere« Verbindungslanal. c. c der obere Luft-Verbindungsgang, ä Absperrventil.

der springende Punkt der Erfindung. Wird nämlich das Schiff durch Resonanzwirkung zu erheblichem Rollen gebracht, so muß sich diese Bewegung auch dem Tankwasser mitteilen. Aber auch hierbei tritt wieder eine Phasenverschiebung von 90 Grad ein. Die Gesamtverschiebung der Phasen zwischen Wellenimpulsen und den Tankwasserschwingungen beträgt also 2x90^180 Grad, oder mit andern Worten: das Tankwasser wirkt den Wellenimpulsen direkt entgegen, und das sonst von Schwingung zu Schwingung stattfindende Anwachsen der Schlingerausschläge ist unmöglich gemacht.

Sehr wichtig ist die Anbringung eines Absperrventils in der oberen Luft-Verbindungsröhre. Ist dieses Ventil geschlossen, so wird das Hin- und Herströmen der in den Seitenbehältern über dem Wasser befindlichen Luft verhindert, und das Tankwasser vermag infolge des Widerstandes der eingesperrten Luft nur noch ganz geringe Bewegungen auszuführen, so daß

die Wirkung des Schlingertanks ausgeschaltet erscheint. Wird jedoch das Ventil der oberen Leitung geöffnet, so erhält die Luft freien Durchgang, das Tankwasser kann ebenfalls frei arbeiten und seine abdämpfende Wirkung zur Geltung bringen. Durch eine geringere oder größere Abdrosselung des Luftganges ist es möglich, die Wirkung der Tanks dem jeweiligen Seegange anzupassen.

Die erste praktische Verwendung des Frahmschen Schlingertanks fand auf dem Schiffe „Vpirango" der Hamburg-Amerika-Linie statt, das in dem Rufe stand, stark zum Schlingern zu neigen und deswegen als besonders geeignetes Versuchsobjekt gelten konnte. Da es sich um einen Einbau in ein fertiges Schiff handelte, wurden zwei Schlingertanks oben auf Deck vorgesehen, während man den Tank bei Schiffsneubauten dahin verlegt, wo er am wenigsten nutzbaren Raum wegnimmt und doch zugleich eine gute Wirksamkeit verspricht. Der Einbau geschah bei Blohm K Voß. An der ersten Fahrt des Schiffes nach seiner Ausrüstung mit den Schlingertanks nahmen hervorragende Nautiker, Reeder und schiffbautechnische Sachverständige teil, die von der Wirkung der Tanks völlig überrascht waren. Die Ergebnisse waren derart, daß die Schlingerausschläge, die bei Ausschaltung der Tanks bis zu 18 Grad nach jeder Seite hin betrugen, auf zwei bis drei Grad abgedämpft wurden und daß sich während der Tafel die Schlingerleisten, die das Herabrutschen des Geschirrs verhüten sollten, als völlig überflüssig erwiesen.

Die nächste Folge dieser Probefahrt, die im Frühjahr 1910 stattfand, war, daß die Hamburg-Amerika-Linie auch das Schwesterschiff der „Ppiranga", die sonst ausgezeichnete „Corcovado", einen Passagierdampfer von mehr als 16lXX) Tons Wasserverdrängung, bei Blohm H Voß mit Schlingertanks ausrüsten ließ, was in dem kurzen Zeitraum von 4 Wochen durchgeführt werden konnte. Auch bei diesem Schiffe erwies sich die Wirkung der Tanks als eine verblüffende, so daß die Passagiere des Lobes über die ruhige Gangart auch bei schwerem Wetter voll waren.

Unter diesen Umständen beschloß die Hamburg-Amerika-Linie, der das Wohl ihrer Reisenden stets am Herzen liegt, eine Anzahl weiterer Schiffe mit dem Frahmschen Tank auszurüsten, was zum Teil bereits im Laufe des verflossenen Iahres durchgeführt werden konnte, teils im Laufe dieses Iahres geschehen wird. Wir nennen hier die Doppelschraubendampfer „Cleveland" und „Cincinnati", die Erkursionsyacht „Viktoria Luise" (der frühere Schnelldampfer Deutschland), sowie die Doppelschraubendampfer „Kaiserin Augusta Viktoria" und „Amerika"*). Aber auch für die drei neuen Riesen-Schnelldampfer, welche die Hapag zurzeit bei dem „Vulcan" sowie bei Blohm K Voß

') Von besonderem Interesse für die Leser von „Nord und Süd" dürfte es sein, daß auch der Vergnügungsdampfer „Meteor" von der Hamburg-Umerika-Linie inzwischen mit Schlingertanks ausgerüstet worden ist.

bauen läßt, sind Schlingertanks vorgesehen. Dem Vorgang der Hapag sind
inzwischen die Deutsch-Ostafrika Linie, die Woermann-Linie und die Hamburg-
Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft beim Bau ihrer neuesten Schiffe
gefolgt, und mit weiteren Reedereien schweben wegen Ausrüstung ihrer Schiffe
mit Schlingertanks Verhandlungen. Selbst die bekannte englische Ounard I^ins
hat Verträge mit dem Erfinder abgeschlossen, denen zufolge ihre im Bau
begriffenen Dampfer „Laconia" (20000 t), „Aquitania" (48000 t) und
„Franconia" (20000 t) Schlingertanks erhalten werden. Daß sich aus
Konkurrenzrücksichten weitere britische Reedereien diesem Vorgange anschließen
müssen, bedarf wohl kaum der besonderen Erwähnung.

Endlich möge noch erwähnt werden, daß auch die Kaiserliche Marine
der Frahmschen Erfindung ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat und zurzeit
Versuche mit einer besonders für Kriegsschiffe ersonnenen Form der Schlinger-
tanks anstellen läßt, über deren Verlauf natürlich Stillschweigen beobachtet wird.
Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß sich die Tanks auch in diesem
Falle bewähren werden. Bedenkt man aber, daß die Einführung der neuen
Erfindung den Kriegsschiffen auch bei schwerem Wetter eine wesentlich ruhigere
Plattform für die Geschütze zu sichern vermag, daß sich demgemäß die artilleristischen
Leistungen beträchtlich erhöhen müssen, so können solchen Vorteilen gegenüber
die erhöhten Baukosten kaum in Betracht kommen.

Dr. Dietze:

Vorposten der wissenschaftlichen Forschung

(Frau Curie.)

An den letzten Verhandlungen der Solvay-Gesellschaft zu Brüssel im Februar
d. I. nahm auch Frau Curie und, wie die Tagespresse berichtete, ihr Geliebter
teil. Die berühmte Gelehrte trat damit von neuem in den Vordergrund des
wissenschaftlichen Interesses; denn auf dem Solvay-Kongresse wurden gar gelehrte
Fragen erörtert, so tiefgründige Fragen, daß man nun erst recht, nachdem der
Kongreß zu Ende, die Welt nur mehr hypothetisch erklären kann.

Frau Curie hat zweifelsfrei nicht nur ihre Zeit vorwärtsgebracht, sondern sie
hat mit ihren Forschungen bereits die Peripherie der entlegeneren Zukunft berührt.
Aber es würde unwissenschaftlich sein, würde dem chemischen Denken widerlaufen,
wenn hier behauptet würde, es ist in dem Ehepaar Curie doch ein Meister vom
Himmel gefallen, es habe keine Vorgänger gehabt! — Die Arbeiten von I. und P.

Curie gehen 30 Iahre zurück. Im Iahre 1882 nämlich traten sie gemeinsam
mit einer Studie hervor, welche sich mit der Messung der Strahlungsstärke und
der Ionisation der Gase beschäftigte.
Nicht früher als G. C. Schmidt mit seinen aufsehenerregenden Abhandlungen
über die Strahlung des Thor und Uran in den Verhandlungen der Phys. Ges. zu
Berlin und den Annaleu der Physik und Chemie im Iahre 1898 veröffentlichte
Frau Sklodowska Curie ihre Untersuchungen über die Thor- und Uranstrahlen.
Noch in demselben Iahre, im Iuli, arbeiteten die beiden Eheleute Curie noch „über
eine neue radioaktive Substanz"; erst Ende Dezember 1898 fand der Taufakt der-
selben in einer Arbeit für die Berichte der Akademie der Wissenschaften im Verein
mit Bsmont statt. Vor und neben ihnen hatten sich Gelehrte von Ruf, wie
Crookes, Poincars, Henry, Niewenglowski, Troost, H. Becquerel mit Studien
über phosphoreszierende Körper zwar im allgemeinen beschäftigt, für die Auf-
findung des Radiums aber doch ganz erhebliche Vorarbeit geleistet. Namentlich
der letztgenannte H. Becquerel hatte daran den allerlebhaftesten Anteil, was be-
weist, daß das Ehepaar Curie mit ihm den ersten Nobelpreis für Physik teilen
mußte. Angeregt aber, das muß einmal nachdrücklich behoben werden, wurden
Herr und Frau Curie durch Röntgen, dessen Entdeckung der X-Strahlen die
gesamte denkende Menschheit mit Staunen und Begeisterung erfüllte.
Die Kenntnis der Eigentümlichkeiten der Röntgenstrahlen feuerte in der Tat
die verschiedensten Köpfe an, zu erforschen, ob die Eigenschaft, sehr durchdringende
Strahlen auszusenden, nicht etwa eng verknüpft wäre mit der Phosphoreszenz.
Der Deutsche W. Arnold bcjaltte diese Frage mit voller Ausführlichkeit. Und da
war es Becquerel, der beobachtete, daß die Uransalze die Quelle besonderer Strah-
lungen, ähnlich den Röntgen- und Kathodenstrahlen, wären. Da nun die Atom-
gewichte vom Uran und Thor annähernd gleich groß sind, folgerte Frau Curie
auf Grund des Satzes, wonach die Eigenschaften der chemischen Elemente perio-
dische Funktionen ihrer Atomgewichte sind, daß auch das Thor ähnliche Eigen-
schaften wie das Uran besitzen müsse. Aber nicht sie allein, sondern Schmidt, seine
eigenen Wege gehend, kam zu demselben Ergebnis. Frau Curie war indes die-
jenige, welche Thor und Uran als radioaktive Substanzen bezeichnete, und sie gab
den von ihnen ausgehenden Strahlen den Namen Becquerelstrahlen.
Sie bestätigte Becquerels Hypothese, daß die Radioaktivität der Thor- und Uran-
verbindungen eine Atomeigen schaft darstellt. Soweit war Frau Curie
eigentlich nicht selbstschöpferisch hervorgetreten. Allein im weiteren Verlaufe ihrer
Untersuchungen fand sie, daß gewisse Verbindungen in ihrem Naturzustande eine
Tätigkeit (Aktivität) zeigten, die ganz und gar mit den früheren Forschungs-
ergebnissen im Widerspruch stand. So zeigte es sich, daß die Pechblende als Uran-
oryderz viermal aktiver als das Uranmetall, das Chalcolit als kristallisiertes
Kupfer- und Uranphosphat zweimal aktiver als das Uran war. Auf nassem Wege
führte Frau Curie allein die Analyse der Pechblende aus und maß sodann in

gemeinsamer Arbeit mit ihrem Ehemanne die Radioaktivität aller daraus ge-
wonnenen Körper. Das Ergebnis all dieser und der sich hieranschließenden Unter-
suchungen war die Entdeckung zwei neuer, eine Million mal aktiveren Urstoffe als
Uran, nämlich des dem Wismut verwandten Poloniums und des dem Baryum
verwandten Radiums. Die Entdeckung des Poloniums fällt Frau Curie allein zu;
an der Entdeckung des Radiums haben beide Ehegatten Anteil, und Debierne schied
das Aktinium als abermals neue radioaktive Substanz aus einem Erz, das der
Gruppe der seltenen Erden angehört. Es wäre aber ganz gewiß nicht den beiden
Curies gelungen, überhaupt die das eine große Ziel verfolgenden Untersuchungen
durchzuführen, wenn sie in den Herren Schützenberger und später Lauth nicht
mächtige und wohlgesinnte Gönner aller wissenschaftlichen Bestrebungen zur Seite
gehabt haben würden.
Es ist genau 10 Iahre her, daß Herr Langevin seine Dissertationsschrift über
Untersuchungen der ionisierten Gase der naturwissenschaftlichen Fakultät zu Paris
überreichen ließ. Diese eminent fleißige und für den wissenschaftlichen Fortschritt
fraglos äußerst wichtige Arbeit war es, die Frau Curie auf den jungen Gelehrten
aufmerksam werden ließ. Sie erkannte in ihm also schon damals einen hervor-
ragend befähigten Mitarbeiter, den sie noch enger an sich zu fesseln erstrebte, nach-
dem der Tod jählings ihren geliebten Gatten entrissen hatte. In den Augen eines
auf den höchsten Höhen der Kultur und Zivilisation stehenden Menschen scheint
es erfahrungsmäßig durchaus nicht ein Verbrechen zu sein, seine innersten
Neigungen, seine Liebe jemandem zuzuwenden, der als Rechtsgut bereits eines
anderen gilt. — Es ist eine irrige Annahme philiströs veranlagter, pedantischer
Menschen, daß die Wissenschaft eine befreiende Macht, Wissen ein alles über-
windender Sieger sei. Gerade der geistig rege und hochstehende Mensch, dessen
Nervensystem viel stärker beansprucht wird, das Reize unausgesetzt aufnimmt, ist
nach mindestens einer Richtung leidenschaftlicher, als der Alltagsmensch. Und
warum sollte Frau Curies Psyche nicht in der schönen Leidenschaft glänzen dürfen,
die wir Liebe nennen? Warum denn gerade sie nicht, die aus der Fülle ihrer
geistigen Titanenkraft geben kann, was vielleicht die andere gar nicht vermag? —
Ich weiß, daß unsere modernen Psychiater, die mit den Iuristen staats-sozialistisch«
Irrwege wandeln, für derartige Ansichten das blöde Wort psychopathisch haben,
aber die Menschheit in ihrer Totalität, und darin die Psychiater nicht aus-
genommen, denken anders, nämlich so, wie Frau Curie und Herr Langevin.
Frau Curie ist noch lange nicht am Ende ihrer Siegeslaufbahn; ihre Ent-
deckungen bedürfen noch sehr der Feile und ihre Anschauungen sind doch gar zu
sehr hypothetisch, als daß man geneigt sein könnte, mit ihr die Hände zu einem in-
brünstigen Amen zu falten. Und wenn das Feuer der leidenschaftlichen Liebe der
Gelehrten ihre geistigen Fonds nicht versehrt, dann wird die erlauchte Frau die
Erreichung ihres letzten Zieles, die Lösung eines der größten chemischen Probleme,
wohl kaum ihren männlichen Rivalen abzutreten brauchen. In den Kompendien

finden wir noch ein Fragezeichen hinter dem Radiumelement. Es wird bezweifelt, ob es als Urstoff anzusprechen sei, wie Gold, Silber, Schwefel, Sauerstoff, Wasserstoff. Man folgert dies aus dem Umstande, daß das Radium mit eigenem Atomgewicht, und dem ihm selbst eigenen Spektrum, in seiner in einem luftleeren Glasröhrchen angesammelten Emanation beim Durchgang des elektrischen Stromes schon nach einigen Tagen an Stelle der Radiumspektrumlinien die Heliumlinien treten läßt, d. h. das Radium hat sich in Helium verwandelt, ein Vorgang, den wir bei keinem anderen Urstoff beobachten. Nun ist aber weiterhin das Atomgewicht des Heliums kaum mehr als viermal größer, denn das des Wasserstoffes. Die moderne Chemie ist geneigt daraus den letzten Schluß zu ziehen, daß das System der Elemente, die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft seit 1815 auf 82 angewachsen sind, in seiner Periodizität den Weg zur Einheit heischt, nicht zu jener, mit welcher Empedokles aus vier Elementen die Welt erklärte. (Es ist hier an die Rückstände gedacht. Sie enthalten vorwiegend Blei-, Kalk-, Kiesel-, Aluminiumsulfate und Eisenoryd; ferner Kupfer, Wismut, Zink, Kobalt, Mangan, Nickel, Vanad, Antimon, Thallium, seltene Erden, Niob, Tantal, Arsen, Baryum usw. Das Radium findet sich in diesem Gemenge im Zustande schwerlöslichen Sulfates.) Wenn man Iacob Dannes Buch über die Curiesche Entdeckung des Radiums, das er als erster Assistent im Laboratorium Curies in dessen besonderem Auftrage verfaßt und das ich mit seiner Genehmigung in 1904 übersetzt habe, aufmerksam nachliest, wird man wohl innewerden, wie nahe man daran ist, das Wesen der dem Stofflichen innewohnenden Kraft zu begreifen.

Dr. L. Roth:

Jean Marie Guyaus Philosophie

Die Philosophie Guyaus ist durch die meisterhafte Übersetzung seiner Hauptschriften der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht, und hiermit ist einer der interessantesten französischen Denker des 19. Iahrhunderts für uns in den Vordergrund der Betrachtung gerückt. (Bisher erschienen die drei Hauptwerke: Sittlichkeit ohne „Pflicht", Die Irreligion der Zukunft, Die Kunst als soziologisches Phänomen, sämtlich in der Philosophisch-soziologischen Bücherei, Leipzig, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt.) Seine Philosophie bedeutet einen Höhepunkt der gedanklichen Entwicklung, die durch die wissenschaftlichen Grundbegriffe des 19. Iahrhunderts vorbereitet wurde; eine Synthese der Zentralgedanken der Entwicklungslehre und der sozialen Ideen. Denn diese beiden Anschauungsweisen

verschwistern sich im Denken Guyaus, sie bestimmen sowohl seine Kritik der bisherigen Weltanschauungslehren, wie sie andererseits in seinem Filhlen den positiven Aufbau seiner eigenen Gedankenwelt bewerkstelligen. Philosophisch ist dieses Gefühl Guyaus, denn es umspannt mit synthetischer Kraft die Gesamtheit der Ideenwelt und erhebt die positive Anforderung, alle Erscheinungen von Sein und Denken, die Gesamtnatur, wie den Kosmos der Ideen einheitlich, umfassend zu erklären, und jeder Zersplitterung der Betrachtung und des Wertens durch die allgemeingültige Hypothese zu entrinnen. Diese Hypothese ist für ihn das AUeben der Natur und des Geistes. Die Erscheinungsformen dieser im Wesen und im Ursprung einheitlichen Substantiliät sind durch die zwei Grundansichten von Entwicklung und sozialer Sympathie zu erklären und werttheoretisch zu bemessen. Im Zusammenhange von Guyaus Gedankenwelt erhebt sich die Bedeutung des Lebens zu einer kosmischen Hypothese, die als zentraler Begriff Sein und Werden umfaßt und ihren tiefsten Ausdruck in der universellsten Anwendung der soziologischen Betrachtungsweise auf das gesamte kosmische Geschehen findet. Soziologie „als Grundwissenschaft, die fähig ist, eine bestimmte Vorstellung des Universums auszulösen, einen Typus der Welt hinzustellen, der diese als eine in Bildung begriffene Gesellschaft zeigt, die im Streben, die mechanische Kraft in waltende Gerechtigkeit zu verwandeln und den Kampf ums Dasein in Brüderlichkeit ausklingen zu lassen, hier Fehlschläge, dort Erfolge zu verzeichnen hat . . . ." Mit diesen Worten Fouillses läßt sich Guyaus Bestreben kennzeichnen, das bedeutsamer Weise die Ethik im Mittelpunkt der Philosophie erblickt. Dies um so bedeutsamer, denn in seinem Denken und Fühlen wird die Ethik gleichsam das Kriterium der Weltansicht. Die drei großen Probleme der Wissenschaft: AUeben, Entwicklungstendenz alles Seins und universelle Soziabilität durchwirken das Denken Guyaus; diese steigern sich ihm zum metaphysischen Gefühl und die Triebkraft dieser drei Probleme bildet in ihm jene Bewegungstendenz, die ihn hinausführt über den Positivismus Comtes, ihn vertiefen läßt den Evolutionismus Spencers, zumal den Begriff des Lebens und schließlich überwinden lehrt den ethischen Subjektivismus des ihm nach Geschick und geistigem Interesse so nahverwandten Nietzsche. Denn die Fassung, die das Leben und soziale Phänomen bei Guyau erhält, drängt ihn zum vollen Bewußtsein einer Allbcseelung und universellen Sympathielehre, die wie eine antizipierte Absage an die Schlußfolgerungen Nietzsches ausklingt. Die gedankliche Parallele beider Denker ist so groß, daß dieses Moment für die geschichtliche Stellung Guyaus höchst merkwürdig erscheint. Die geistige und seelische Attitüde ihrer Zeit haben sie beide geteilt, sie wurzeln, bis zum Verwechseln ähnlich, in den Stimmungen, Tendenzen ihres Denkens; fast die gleichen Voraussetzungen beherrschen sie, Lebensbejahung und Höherentwicklung des Daseins, als sittliches Grundphänomen, die Abkehr von der Dogmatik der Vergangenheit, die antike Sehnsucht nach neuem Leben, nach Harmonie und Schönheit; eine Reihe gleicher Interessen, die Kritik des Pessimismus, die Unzulänglichkeit des

individuellen Optimismus, das Ineinandergreifen von philosophischem Denken
und dichterischem Ahnen, die ungestillte Sehnsucht nach Erhöhung und Schaffung
eines neuen Lebenstypus, ist ihnen gemeinsam. Und gemeinsam der seelische Eindruck, den die Entwicklungstheorie auf sie macht, das Gefühl, daß der Relativismus
nicht das letzte Wort der Welterklärung sei. Und dann erfolgt bei Guyau die
starke Biegung zur sonnigen Daseinsbejahung, das „Soziale" als Grundphänomen
taucht in seinem Fühlen auf; es steigern sich die Momente seiner Weltbetrachtung
zu einer Weltbewertung. Wir fühlen es, wie eine große innerliche Wandlung
in ihm vorgeht, kein Buch mit früheren Meinungen etwa, kein Verleugnen jener
Grundansichten, zu denen er sich bekennt, und die das kritische Gerüste seines
Denkens ausmachen. Sondern, eine neue Erhebung des Wertens, ein gesteigertes
Gefühl für die Welt und das Leben, die uns als Alleben, Allnatur in großen Disharmonien und wiederum Ausgleichstendenzen, im ewigen Formtrieb des
Lebens unendliche Daseinsmöglichkeiten eröffnet. Man hat neuerdings besonders
die religiöse Wendung hervorgehoben, die sein Denken genommen hat und wodurch er die positivistische Richtung, der er angehört, merklich verlassen habe.
Diese Wendung darf aber nur so verstanden werden, daß er das Problem der
Religion in engste Verbindung mit dem ethischen und ästhetischen gebracht habe,
die alle drei im Begriff des Lebens zusammentreffen und alle drei als Momente im
geistigen Kräftespiel hervorragen, deren allgemeinster Ausdruck Soziabilität ist.
Die Tiefe und Weite, die dieser Gedanke für ihn gewinnt, das universelle Sympathiegefühl, das ihn beseelt, führt ihn allerdings zu einer metaphysisch«u Wendung des Daseinsproblems. Sein, Werden und Sollen fallen hier in Eins. Die
Sittlichkeit hat keinen Begriff der „Pflicht", die Natur ist im Grunde indifferent.
Die Erklärungsversuche der einzelnen Werte sind unzulänglich. Und dennoch
baut er auf der Hypothese der „Indifferenz der Natur" seine ethischen Imperative.
Denen er wohl den imperativen Charakter nimmt, aber ebenso durch gewisse „Substitute" ersetzt. In der scharfen Kritik, die er an der Ethik des Pflichtbegriffes
übt und alles Sollen zerstört, fühlt er sich als Ausdruck der geistigen Lage, wie sie
die Kritik der Grundbegriffe der Wissenschaft an die Hand gab. Das Zuendedenken seiner Kritik aber ermöglicht ihm die positive Wendung zur inneren Wertlehre, und als Kriterium steigt ihm ein natürlicher Wert „valeur naturelle" auf.
Diese Wendung ins Positive verdankt er dem Streben, das Leben, das ihm als
sicheres Phänomen gilt, zu erklären. Darum verinnerlicht er gleichsam die ganze
Wertlehre und gesellt zum Begriffe des Lebens den der sozialen Sympathie als
Bewegungsbegriff, als Ausstrahlung der Kraft und des Formentriebes, der eine
Steigerung, Bereicherung, ein Überströmen des Lebens ermöglicht. Soziale
Sympathie ist Altruismus. Hier nimmt in der Tat das Denken Guyaus die
Richtung vom reinen Intellektualismus zum Gefühlsmäßigen. Er zertrümmert
den Kantschen Pflichtbegriff, denn er entstamme dem Intellekt und nicht dem unendlichen Lebensgefühl, und setzt an seine Stelle eine Reihe immanenter, biotischer

Momente, die allesamt Triebkräfte des Lebens sind. Die zunehmende Überein-
stimmung im Empfindungsvermögen und der immer mehr Gemeinschaft bildenden
Kraft der höheren Freuden ist ein Äquivalent für den alten Pflichtbegriff. Dieseo
Äquivalent ist dem Gefühlsleben entnommen; bezeichnend dafür, daß die Ethik
hier kraft des Entwicklungsgesetzes lehrt, wonach unsere Freuden sich beständig
erweitern, immer „unpersönlicher" werden.

Von hier aus eröffnet sich der Blick für die Kunstphilosophie Guyaus, die er
in musterhafter Weise dargestellt. Hier erst zeigt sich die Synthese, zu der seine
Philosophie fortschreitet. Die Bedeutung der Kunstlehre ist es, daß sie den Be-
griff des Sozialen auf Gebiete ausdehnt, wo bislang der soziologische Gesichts-
punkt nicht gegolten hat. Die Kunst ist von drei verschiedenen Gesichtspunkten
aus als sozial zu betrachten: ihrem Ursprung, ihrem Ziele und Wesen nach. Sie
ist, wie Guyau gezeigt hat, „eine durch das Gefühl hervorgebrachte Ausdehnung
des gesellschaftlichen Verhältnisses auf alle Wesen der Natur und selbst auf Wesen,
die über die Natur hinausgehend aufgefaßt werden ...", so ist die Kunst Trägerin
und Erzeugerin einer idealen Gesellschaft. Die künstlerische Erregung ist haupt-
sächlich sozialer Natur. Sie läuft auf das Resultat hinaus, das individuelle Leben
zu vergrößern, dadurch, daß sie es mit einem breiteren und universellen Leben sich
verschmelzen läßt. Das innere Gesetz der Kunst ist: eine ästhetische Erregung
sozialen Charakters hervorzubringen. Hatte sich für Guyau in der Kritik des
ethischen Problems als innerster, positiver Kern für die Lebensbejahung das soziale
Gefühl als Ankergrund alles sittlichen Wollens erwiesen, so mußte ihn seine
Ästhetik darin nur bestätigen. Im Fortgang seines Denkens gewinnt das Problem
der Kunst grundlegende Bedeutung: sie verifiziert, bestätigt und erhellt auf dem
Gebiete des Schönen die seelische Landschaft, nach der der ethische Altruismus aus-
schaut. Was die Ethik wünscht, aus ihren tiefsten, ursprüngliäisten Gefühlstrieben
heraus, das verwirklicht sich am reinsten im Reiche des Schönen. Hier hat die
realistische Kunst die Aufgabe, die treibenden Lebenselemente des Gefühls, der
Vorstellung nicht als Illusionen, sondern als Wirklichkeiten herauszustellen, zu
neuem Sein, Ideen zu verknüpfen, die so wesenhaft, so wirklich sich einschließen im
großen Kreis des Lebens. Die Lcbenstriebe zu neuen Typen zu verschlingen, und
als Ideal ihres Schaffens die „Intensität der Wirklichkeit" vor Augen zu haben.

Wie in der sittlichen Wertskala die Vollnatur und nicht das abstrakte Gesetz, so
gilt in der Philosophie des Schönen „ein heißes und dauerndes sich Sehnen nach
der Natur", aber nicht etwa ein Symbol, als Leitstern.

So durchdringen sich die drei Probleme des Eibischen, Religiösen und
Ästhetischen gegenseitig. Sie verschmelzen zu einer realistischen Metaphysik, zu
einem Gefühlsrealismus nicht mehr individueller Natur, sondern sozialen
Charakters.

Vom Standpunkte der seelischen Lage der philosophischen Gegenwart ist das
Lebenswerk Guyaus in doppelter Hinsicht bedeutend. Denn seine Gedankenwelt

hat die Voraussetzungen, die die zeitgenössische wissenschaftliche Philosophie teilt: die Evolutionslehre und der ethische Imperativ der Vervollkommnung des Menschengeschlechts, unter der Leitung nicht mehr transzendenter, sondern immanenter Werte und Zwecke. Die Wandlung des philosophischen Ideals kennzeichnet sich in der Gegenwart vornehmlich durch die bewußte Verknüpfung des Problems von Wissenschaft und Leben. Guyau bedeutet in gewisser Beziehung einen Höhepunkt des Naturalismus, aber in seiner Philosophie liegen zugleich die Keime für die Überwindung jener Einseitigkeit, die im Leugnen alles Metaphysischen sich nicht genug tun kann. Die Wandlung des philosophischen Gesamtbildes unserer Zeit, wie sie sich in Eucken, Bergson und Iames vollzieht, drängt unser Nachdenken dem Einheitsproblem von Wissenschaft und Leben zu. Guyau ist der Typus des metaphysischen Realismus, der diesen Einheitsgedanken im Mittelpunkt des Philosophierens trägt. Seine Philosophie wird besonders in der kritischen Arbeit, die einer Kulturphilosophie unserer Gegenwart harrt, vorzügliche Dienste leisten. Sie wird namentlich dartun, daß der Positivismus nicht ein Dogma ist, das entweder angenommen oder verworfen sein will, sondern als Ferment zu dienen hat zwischen positiv wissenschaftlicher Errungenschaft und intuitiver Seelenforschung. Ihr einzig Dogmatisches hat diese Weltanschauung vielleicht nur in der Auflösung des Seins in Werden, und darin daß alle Menschenwerte nicht transzendent, sondern psychologisch immanente Realität besitzen. Ein Standpunkt, der einen tiefen Ausblick der Wissenschaft eröffnet.

Dl. Adolf Koelsch:

Die Entwicklung der Zweckmäßigkeit

Biologisch gesprochen ist Entwicklung das Hineinwachsen eines befruchteten Eies in jenen Grad von Zweckmäßigkeit, der dem fertigen Organismus erlaubt, sich mit Nutzen in seiner Umwelt zu bewegen, d. h. zu leben und auf unvorhergesehene Änderungen der Umweltbedingungen so zu reagieren, daß das Leben an der Verschiebung des Milieusystems nicht von vornherein scheitern muß. Man weiß, daß alle vielzelligen Organismen, — ob Pflanze, ob Tier, macht keinen Unterschied — sich dieser Aufgabe entledigen, indem sie alle aus dem Urmutterboden des Eies hervorknospenden Zellen und Zellenhaufen immer tiefer in eine gegenseitige Abhängigkeit versenken, die sich nicht nur auf die Lagebeziehungen der Teile zueinander erstreckt, sondern gleichermaßen auch auf die Leistungen. Komplere von Zellen werden mit bestimmten Arbeitsaufgaben betraut, die sie im

Dienste des Ganzen zu erfüllen haben, werden dabei aber nicht durchweg so gebunden und einseitig spezialisiert, daß sie nachträglich der Abberufung auf einen anderen Posten nicht mit Nutzen fürs Ganze Folge leisten könnten. Wir wissen vielmehr, daß nach Katastrophen, die den Organismus betroffen haben, in einzelnen Zellen und Gewebearten etwas wie ein Nationalgefühl erwacht, welches sie den Platz, auf dem sie im bürgerlichen Leben der Friedenszeit gestanden haben und fett geworden sind, verlassen heißt, um sich fürs Wohlergehen des Zellenstaates hinzuopfern. Auf diesen Freiheitsrescrvaten, verbrieften Rechten, auf die der Zellenbürger im Alltagsleben nirgends pocht, an die er sich jedoch im Augenblick der Not erinnert, beruht die Fähigkeit zum.Wundverschluß, zur Wiederherstellung und Neuschaffung von Teilen, die verloren gingen usw.

Einst wußten Menschen nichts von alledem; sie sahen nur das Schauspiel, nicht die Drähte und wie sie ineinander griffen. Und heute? Es habe sich, deucht mich, in unsern Tagen das Denken und das Publikum bereits so sehr daran gewöhnt, durch die bunten Gewänder und häutigen Hüllen jeder Erscheinung, die das Leben von sich gibt, das Drahtgerüst und den subtilen Mechanismus des technischen Betriebes zu erspähen, daß nnr noch wenige empfinden, wie wunderbar es ist, daß jede der vielen Zellen, in die das Ei sich gliedert, scheinbar mühe- und kampflos den sozialen Drdnungsgrad findet, der ihr zugehört, daß sie mit dem sozialen Drdnungsgrad auch ihre Aufgabe findet und mit ihrer Aufgabe zugleich ihre Form und ihren Platz. Es ist die alltäglichste aller Tatsachen, daß diese vier Dinge bei jedem Entfaltungsprozesse zusammengehen, und man konstatiert nur einen banalen Befund, wenn man sagt, daß die Embryonalentwickelung jede Zelle, die sie aus dem Eiboden hervorholt, in richtiger Form an die richtige Stelle rücke- Aber diese Tatsache, jedem so vertraut wie die Erfahrung, daß ein in die Luft geworfener Ball immer wieder zur Erde zurückkehrt, ist zugleich das geheimnisvollste Problem, das einem Menschen begegnen kann. Es ist das Problem der EntWickelung, außer dem es kein anderes gibt. Es übersehen, heißt auf Denken verzichten, nnd es leugnen, heißt mit Blindheit geschlagen sein.

» » 5

Es ist nicht zu bestreiten, daß das Problem hoffnungslos war, solange die Biologie ihr weites Feld nur mit dem archaischen Gerät beschreibender und spekulativer Methoden beackerte. Wie ferner Sternenhimmel begann es über der nachtblauen Tiefe erst zu flimmern, als auch die Embryologie zur erperimentellen Behandlung ihres Stoffgebiets überging. Schon durch die ersten Versuche wurde eine überraschende Erfahrung heraufgepflügt: es zeigte sich, daß im embryonalen Organismus, gerade umgekehrt wie im fertigen, die einzelnen Teile eine enorme Selbständigkeit und einen erschreckenden Eigenwillen besaßen, der unverweilt zum Durchbruch kam, wenn die Teile durch künstliche Eingriffe von-

einander losgetrennt wurden. Wenn man beispielsweise das aus zwei Zellen bestehende Furchungsstadium eines Seeigeleies halbierte, also die begonnene Systembildung zerstörte und jede Eihälfte ihrem Schicksal überließ, so schienen gewisse Erinnerungen und soziale Koordinationsgefühle, die sonst durch das bloße Aneinanderhängen der Eihälften ausgelöst wurden, in den Teilstücken vollkommen erloschen zu sein. Denn jede Hälfte begann sich in der frischgewonnenen Unabhängigkeit sofort als Ganzes zu fühlen und entwickelte sich (statt zu einer halben Larve) zu einem vollständigen, fehlerlosen, wenn auch kleineren Tier.

Heute käme es uns absonderlich vor, wenn die Furchungskugeln sich nicht so verhalten hätten; denn durch die Trennung wurde ja jede in eine ganz andere Umwelt und eine ganz andere Reizatmosphäre, damit aber auch in einen ganz andern inneren Erregungszustand versetzt. Der körperliche Zusammenhang zwischen den Eihälften war für einmal gefallen, — wie hätten da Nachbarschaftsgefühle. Erregungszustände und Entwickclungstendenzen ausgelöst werden sollen, deren Voraussetzung eben das Vorhandensein eines körperlichen Berührungs- und Druckreizes von seiten der Schwesterhälfte war? Nein, wo nichts ist, sagt ein Sprichwort, hat der Teufel das Recht verloren, — im Zellenstaat ist es ebenso. Es war drum nur natürlich, daß jede Eihälfte, nachdem ihr (gleich dem ganzen Ei) al-5 Umwelt und Bezugssystem für Reize nur noch der Wassertropfen und nicht mehr ihre Schwesterhälftc zur Verfügung stand, auch wie ein ganzes Ei sich fühlte, in allen Stücken sich wie ein solches benahm und alle Anlagen zur EntWickelung brachte, die in ihr enthalten waren.

Gleichartige Erperimente sind in tausendfacher Variation an den allerverschiedensten Entwickelungsstadien aller möglichen Eier ausgeführt worden, — immer aber hat sich bestätigt, daß in sehr frühen Stadien fast jedes Stück eines Embryos die Neigung hat, durchaus individualistische Wege zu wandeln, und daß diese Neigung ganz kraß zum Durchbruch kommt, sobald dem Teilstück Gelegenheit geboten wird, die Beziehungen zu den Zellkommilitonen abzubrechen und auf eigene Faust ins Leben hinauszuflanieren. Es kommt dabei allerdings in der Regel ja um, weil die fortschreitende Aufteilung der Eimasse rein mechanisch auch zu einer Aufteilung der Organanlagen und einer Lokalisation der Baustoffe führt, aber wir dürfen uns durch diese Nebenerscheinung nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß jede embryonale Zelle und Zellpartie nur gezwungen ihre anfängliche Selbständigkeit aufgibt, daß sie nur gezwungen in ihre soziale Unterordnung hineinwächst und daß sie einem sinnlosen Anarchismus zu huldigen beginnt, sowie jener Zwang, den alle Glieder des Verbandes dauernd gegen alle ausüben, vom Menschen künstlich aufgehoben und damit eben das Umweltsystem der Plasmamasse von Grund aus geändert wird.

Was heißt das aber anderes, als daß auch die Zweckmäßigkeit, gleich irgendeiner anderen Eigenschaft des Körpers, sich im Verlauf des Werdens erst allmählich entwickelt? Daß sie in ihrer jedesmaligen Erscheinungsform —

das Wort im vollsten Sinn — eine Funktion derUmwelt ist, ein Lebenswert,
geprägt vom Kräftedruck jener Partie des Lebensraumes, die dank bestimmter
Angriffsflächen am Zellenhaufen sich grade aktivieren kann? Gewiß ist Zweck-
mäßigkeit im Ei nicht weniger als im ausgebildeten Zellenstaat. Das, was den
fertigen Organismus im Schleiergewand des Wunderbaren umkreist, zieht als das
Wunderbare auch hinter den Vorgängen her, die das winzige Ei in den Endzustand
des ausgebildeten Körpers hinübertragen. Es schwebt hin über dem Werden und
strahlt aus jedem Zustand, der während der Entwickelung durchlaufen wird, wie
ein Leuchtturmfeuer heraus. Aber so wenig wie der Organismus im mikroskopischen
Format schon in der Eizelle enthalten ist, sodaß er sich nur aufzublähen braucht,
um Vollkommenheit zu erreichen, so wenig ist auch die Zweckmäßigkeit des
fertigen Zellenstaates schon in der befruchteten Eizelleals mikroskopisches
Erzengelorchester enthalten. Vielmehr ist sie keimhaft im Keim, embryonal
im Embryo, larval in der Larve, ausgewachsen im Augenblick, wo das Tier die
Eihülle sprengt, und . .. göttlich erst, wenn es stirbt. Langsam wie in seine Voll-
form und seine Umgebung wächst der Körper in sie hinein, nicht aus ihr heraus:
das ist die Formel.

Man kann diese Formel heutzutage mit dem Mikroskop geradezu sichtbar
machen, weil man die Eigenwilligkeit der Teile eines embryonalen Organismus
ohne weiteres im lebenden Präparat dem Auge zur Wahrnehmung bringen und
zeigen kann, daß sich an Stelle der Zweckmäßigkeit die vollkommenste Anarchie ent-
wickelt, sowie man durch Isolierung eines Gewebestreifens den Zwang aufhebt,
den die Zellkommilitonen vordem auf ihn ausgeübt haben. Sie waren die Umwelt,
unter deren Druck er stand, — sie waren das Kräftesystem, das seinen Eigenwillen
niederrang und sich selbst mit jeder Zellteilung, die in ihm vorging, mehr und mehr
komplizierte. Nun der Mensch die Verbindung zerschneidet und die gegenseitige
Veeinflussungsfähigkeit zunichte macht, fehlen auch die Direktiven, an denen die
embryonale Zweckmäßigkeit des isolierten Teiles zur Zweckmäßigkeit einer höheren
Ordnung hätte heranwachsen können. Sie bleibt auf der Stufe stehen, die sie
erreicht hat, und zerstört zuletzt sich selbst, weil sie nicht weiter kann.

Die ersten Versuche in dieser Hinsicht rühren von dem Amerikaner Roß Gr.
Harrison her. Er Hub aus dem Rückenmarkstrang eines 3 bis 4 Millimeter
langen Froschembryos einige Zellen, ohne sie zu verletzen, heraus, und übertrug
sie in eine keimdicht verschließbare gläserne Kammer, in der ein Tropfen Leibes-
höhlenflnssigkeit, die man einem erwachsenen Frosche abgezapft hatte, als Nähr-
medium hergerichtet war. In dieser Aufmachung konnte das winzige Zellen-
häufchen beliebig lange mit sehr starken Vergrößerungen beobachtet werden, sodaß
auf diese Weise die Natur selber in ihrer Werkstatt zu belauschen war. Es stellte
sich heraus, daß die Rückenmarksmasse in dem Glaskämmerchen sich eine Zeitlang

aufs lebhafteste weiterentwickelte und wuchs, als säße sie noch im Körper. Die nämliche Erfahrung wurde mit Muskel-, Knorpel- und Drüsenzellen gemacht, die von Vögeln und Säugetieren stammten und als Nährflüssigkeit einen Saft zugewiesen erhielten, der aus dem Blutplasma der betreffenden Tiere hergestellt war.

Ich will hier einfügen, daß Ursachen, die zunächst unbekannt blieben, die Ent-Wickelung der isolierten Gewebeftückchen nach 6 bis 12 Tagen zum Stillstand brachten, daß aber vor ganz kurzem Aleris Carell, Professor am Rockefeller-institut, der seit Iahren gleichfalls erfolgreich auf diesem Gebiete arbeitet, eine Abhandlung veröffentlicht hat, die den Grund für den verhältnismäßig frühen Verfall der Kammerkulturen enthüllt und zugleich verrät, wie man die Ursachen des frühzeitigen Verfalls leicht beseitigen kann. Es schien Carell auf Grund anderweitiger Erfahrungen unwahrscheinlich, daß das Erlöschen der Wuchskraft versetzter Zellvcrbände und ihr schließliches Eingehen eine notwendige und unaufhebbare Folge ihrer Entwickelung sei. Er vermutete vielmehr, daß der Wachstumsstillstand einerseits von der Anhäufung gewisser giftig oder ermüdend wirkender Abbauprodukte des Stoffwechsels an der Grenze zwischen Gewebe und Nährlösung, andererseits von einer Erschöpfung des Nährbodens herrühre. Die erperimentelle Nachprüfung gab diesen Vermutungen recht. Carell wusch, wenn ein Nährboden erschöpft war, den Gcwebestreifen mitsamt den Zellen, die er neu angesetzt hatte, in Ringerscher Lösung sorgfältig aus und übertrug ihn auf einen neuen Nährboden, der aus drei Teilen Plasmaflüssigkeit und zwei Teilen destilliertem Wasser hergestellt war. Der Forscher hat auf diese Weise Kulturen aus Muskel-, Venen-, Haut- und Herzbeutelgewebe 16 bis 20 Tage alter Hühnerembryonen bis zu neunmal einen neuen Wachstumsimpuls geben und ihr Greisenhaftwerden solange aufhalten können, daß ein Zellverband am 30. bis 40. Tage nach seiner Entnahme aus dem Organismus noch mit großer Lebhaftigkeit weitergedieh, während sonst der Tod schon nach 6 bis 10, spätestens 14 Tagen seine Hand über die versetzten Zellen hingelegt hatte.

Nachdem die Wachstumsfähigkeit isolierter Gewebestreifen erst erwiesen war. konnte man natürlich auch an die Bearbeitung der Frage gehen, wie sie wachsen. Harrison hat in dieser Beziehung schon vor zwei Iahren sehr interessante Angaben über die Entfaltungsart der Ganglienzellen des zentralen Nervensystems gemacht. Einen wirklichen Einblick in die Vorgänge, welche die ursprünglich sehr selbständigen Ganglienzellen der Gehirnblise und Rückenmarksröhre langsam ins Getriebe des Ganzen hineinwachsen und jenes scheinbar unentwirrbare, aber aufs feinste geordnete Netz von leitenden Fasern und zentralen Zellen entstehen lassen, dessen Organisation uns so wunderwürdig erscheint, — einen wirklichen Einblick in diese subtilsten aller Geschehnisse haben

uns aber doch erst die neuen glänzenden Versuche der Franzosen Legendre
und Minot und des Heidelberger Anatomen Herman Braus gebracht.
Um recht zu begreifen, worauf es ankommt, müssen wir uns gegenwärtig
Kalten, daß das Nervensystem eine Art technisches Verwaltungsbureau des Organismus ist, dessen maßgebende Persönlichkeiten als Ganglienzellen im Gehirn und
Rückenmark liegen. Von dem, was außerhalb des Körpers und in ihm selber
vor sich geht, erhalten sie durch Vermittlung langer Telephondrähte, der sogenannten sensibeln Nervenstränge, Kenntnis. Die so erhaltenen Anregungen
fließen dann auf wegführenden (motorischen) Nerven wieder in den Körper hinaus an die verschiedenen Arbeitsplätze d. h. an die Stätten, wo produziert wird, und
setzen die entsprechenden Organe in entsprechende Aktion. Zu berücksichtigen ist,
daß die motorischen und sensiblen Stränge jeder Ganglienzelle tunlichst lange
die gleiche Chaussee nebeneinander hinwandern. Sie liegen, gegeneinander
isoliert, wie die Drahtfäden eines Kabels innerhalb derselben Scheide. Erst wenn
das Ziel es erheischt, trennen sie sich, um auf die zugeordneten Organe zuzueilen
und sich mit ihnen zu verbinden.
Was nun die Entstehung der Ganglienzellen betrifft, so war man darüber längst unterrichtet. Ganglienzellen gehen direkt aus einem Gewebestreifen
hervor, der sich frühzeitig aus dem Ektoderm, der äußersten embryonalen Zellenschicht, in Röhrenform abgliedert. Aber woher stammen die langen Bahnen, die
Nerven stränge, die jede einzelne Ganglienzelle mit dem oft weit abgelegenen
Endorgan in leitende Verbindung setzen, und wie werden diese Kabel gelegt?
Woher sie stammen, wissen wir heute einwandfrei. Harrison und Braus
haben am lebenden Objekt gesehen, wie sie entstanden. Mit allerfeinsten
Glasnadeln gelang es Braus aus der Anlage des Rückenmarks von Frosch- und
Unkenkeimen einzelne Ganglienzellen vor Beginn des Differenzierungsaktes unbeschädigt herauszuklauben und im Blutplasma weiterzuzüchten. Er sah, daß am
folgenden Tag aus dem runden Zcllkorper ein protoplasmatischer Schlauch herauswuchs, der gleich dem Füßchen einer Amöbe vorwärts strebte, „medusenartig
feinste Ausläufer" aussandte, sie wieder einzog und neue bildete, sich also tastend
bewegte. Dieser Strang wuchs und wuchs, fühlte sich gleich einem Wanderer, der
ein Ziel sucht, immer weiter in die umgebende Nährflüssigkeit hinein und wurde
schließlich „zum Faden, welcher die vielfache Länge des Zelldurchmessers erreichte".
Dabei entwickelte er eine Schnelligkeit von etwa V,<««> Millimeter in der Sekunde,
die bei entsprechenden Vergrößerungen kinematographisch sichtbar zu machen war.
Mit dem Auswachsen zugleich begann sich der Nervenstrang innerlich fädig zu
differenzieren, und das Ergebnis dieser Differenzierung war die Heranbildung
jener feinsten motorischen und sensiblen Faserbündel, die man schon vor langer
Zeit, als sie nur in erstarrtem Zustand an toten Präparaten studiert werden
konnten, als die wesentlichsten Elemente des nervösen Leitungsapparates erkannt hat.

Aber w i e wachsen diese Nervenstränge von ihren Bildungsherden aus in ihre Bestimmung hinein? Ihr Ziel liegt ja, oft weit entfernt von Hirn und Rückenmark, draußen im Körper. Für die Nerven beispielsweise, welche die Tasteindrücke der Haut dem Zentralorgan zuzuleiten haben, liegt die Endstation direkt in der Körperdecke, sodaß mitunter meterlange Nervenstränge notwendig sind, um den Sinnesbezirk mit dem zugehörigen Ganglion zu verbinden. Selbst wenn wir berücksichtigen, daß die Gesamtdimensionen des Embryos zur Zeit, wo diese Kabel gelegt werden, sehr winzig sind, bleiben doch noch Distanzen von mehreren Millimetern oder gar Zentimetern. Diese Entfernungen wollen überbrückt werden, und es muß etwas dasein, was die (gleich Fühlern) aus der Ganglienzelle hervorknospenden Nervenfäden den Weg zu den zugeordneten Endorganen durch das Labyrinth der zwischenliegenden Gewebepartien mit unbestürzbarer Sicherheit finden läßt.
Die einfache Deckglas-Kultur blieb die Antwort auf dieses Wie schuldig, und mußte sie schuldig bleiben. Der hervorsprossende Nervenfaden hatte ja als Umwelt nur die indifferente Nährflüssigkeit. In sie wuchs er tastend, aber vollkommen ziellos hinein. Er wich zwar vor größeren Hindernissen aus, umging sie oder bohrte sich bei kleinen Widerständen durch sie hindurch, aber die ganze Bewegung war richtungslos und eben diese Richtungslosigkeit in der Deckglaskultur war indirekt ein Beweis dafür, daß beim Wachstum im Organismus eine Leitung vorhanden sein muß, weil dort das Wachstum zielstrebig geschieht. Da nun der einzige Unterschied zwischen Deckglaskultur und Wachstum am natürlichen Ort in der andersartigen Umwelt der Ganglienzellen gegeben war, mußten auch von ihr die zielstrebigen Direktiven ausgehen.
Welcher Art mochten sie sein? Durch eine außerordentlich geistreiche Versuchsanordnung gelang es Braus auch hierfür vom lebendigen Organismus eine Antwort zu erhalten. Da bekanntlich kleine Stückchen eines Embryos, Ertremitätenknospen beispielsweise, wie Bäume an jede beliebige Stelle eines anderen Artgenossen verpflanzt und dort aufgezogen werden können, so brauchte man nur die sehr junge, noch nervenlose Armknospe einer Unke aus der Schultergegend loszulösen und in das Gebiet einer Ganglienzelle zu versetzen, deren nervöser Auswuchs sonst ein Stück Hüft- oder Schwanzregion zu versehen pflegt, und man konnte sehen, ob der ortsfremde Schwanzuerv in der Lage war, in dem ihm durchaus unbekannten Terrain der Vorderbeinknospe den Weg zu den Endorganen zu finden, oder ob er sich in ihm verirrte wie ein Kind in einem großen fremdartigen Wald.
Das Ergebnis war überraschend: Der Schwanznerv, der mit den Situationen in einem Vorderbein, den Winkelzügen seiner Muskeln und der Lage der End-

organe, die ans Rückenmark angeseilt werden sollten, doch ganz unvertraut war, wuchs nicht nur ohne Zögern in das Adoptivkind hinein, sondern bildete auch an der Stelle, wo er in den aufgesetzten Gewebehöcker übertrat, mit derselben Erakt-heit, wie das sonst der Armnerv tut, die außerordentlich komplizierten Geflechte, Verzweigungen und Gabelungen, die für eine wirksame Betätigungsmöglichkeit des Armes unerläßlich sind, bildete jeden Zweig an richtiger Stelle und in typischer Situation! Der ortsfremde Nerv hatte sich also bei der Einwanderung in dem fremden Terrain vollkommen zurecht gefunden, war mit nachtwandlerischer Sicher-heit Wege gegangen, die weder er, noch irgend einer seiner Vorfahren jemals gegangen war, und hatte die ebenso komplizierten als typischen Bahnen bis zum Ende richtig verfolgt, sodaß der Arm auch hinten am Schwanz richtig funktionieren konnte. Ebenso gut fanden sich andere Nerven, denen die Vorderarmknospe vor-gelegt wurde, in ihr zurecht. Aus s i ch heraus hatten alle Nerven das unmög - l i ch leisten können. Denn es hätte dann ja jeder alle Nervenwege aller anderen Organe des Körpers bis ins Einzelne hinein sozusagen im Kopf haben müssen, als hätte er, wie Braus in seinem Vortrag vor der Karlsruher Naturforscherver-fammlung im vorigen Sommer sich humoristisch ausdrückte, „eigens Frosch- oder Krötenanatomie studiert." Wenn aber eigenes Wissen ihn nicht zum Ziel hin-führte, wer führte ihn dann?

Hier wird die Betrachtung zur Theorie, aber zur guten, weil alle Möglich-keiten, die neben der einen denkbar waren, erperimentell als ziemlich unwahr-scheinlich oder gar unmöglich entlarvt worden sind. Noch einmal muß ich das Wort Umwelt vor die Rampe stellen, Umwelt jetzt im Sinn des reinen Situationbefundes der Zellen in der noch nervenlosen Knospe. Denn auch diese Direktiven gehen von der Umwelt aus.

Braus erinnert daran, daß bei allen primitiven Vielzellern, die ein Nerven-system zur Reizleitung noch nicht besitzen, die Beziehungen zwischen den Zellen des Körpers von feinen Plasmaverbindungen hergestellt werden, die durch Wände und Zellmembranen hindurch Kämmerchen mit Kämmerchen verbinden. Sie sind auch jetzt noch bei Embryonen höherer Tiere vor der Anlage des Nervensystems die einzigen Brücken. Sie werden Plasmodesmen genannt und sind wohl nichts anderes, als letzte, feinste Gitterstäbe, die bei der Teilung der Zellen nicht ab-gebrochen wurden. Braus meint nun, daß diese Plasmodesmen die Spuren sind, denen der von der Ganglienzelle ausstrahlende Nervenstrang nachwächst. Sie waren die ersten nervösen Pfade im Urwald der ersten Vielzellerwesen und werden gleichsam als trübe Erinnerungen des Organismus an eine weit zurückliegende Vorfahrenstufe und Zeit der Niedrigkeit immer noch angelegt, — waren die kürzesten und dankbarsten Wege, auf denen ehedem die Verständigung von Zelle

;u Zelle durchgeführt wurde. Was hätten, als schließlich im Laufe der Entwickelung an Stelle des alten Reizleitungssystemes ein vollendeteres trat, die neuen Techniker besseres tun können, als den vorgebahnten Pfaden sich anzuschließen? ... Es ist sonach wie das Auftauchen einer Millionen Iahre alten Erinnerung in jedem Embryo, wenn das Nervensystem bei der Entwickelung den Plasmodesmen folgt. Wie ehedem in der Stammesgeschichte, so tappt noch heute in der Entwickelung des Einzelwesens das neue Reizleitungssystem einfach dem alten nach und findet dadurch seine Ziele.

Von diesem Gesichtspunkte aus versteht man auch, warum jeder Nerv in jedem Organ sich zurechtfinden kann. Die Plasmodesmen werden ja in allen Teilen eines Körpers bereits mit jeder Zellteilung gebildet, sind daher auch in jedem verpflanzten Stück, lange bevor der Nerv erscheint, vorhanden, sodaß der Weg zum Ziel für jeden Ganglienstrahl, der Witterung aufnimmt, von vornherein abgesteckt ist; er muß es erreichen, wenn auch er sich noch nie in dem betreffenden Reviere bewegt hat.

Ich muß es mir versagen, die Erperimente anzuführen, die diese Auffassung von Braus bis in die letzten Ausdeutungen sehr wirksam unterstützen. Es ist ja weniger wichtig, daß ein höchst geheimnisvoller Vorgang, das Hineinwachsen der Nervenfaser in die Zweckmäßigkeit, sich in einfacher Weise mechanisiert, als daß er sich überhaupt mechanisiert, daß diese Mechanik sich aufzeigen und zugleich dartun läßt, wie die Zweckmäßigkeit der höheren Stufe nicht erreicht werden kann, ohne daß die der niedrigeren Stufe zuvor entwickelt war. Und so ist es letzten Endes die Geschichte, welche das vorhandene Material bewirtschaftet und diszipliniert.

Georg Brandes:
Eine Ausnahme in die französische Akademie

Autorisierte Übersetzung von Erich Holm.

Iedes Mitglied der Akademie hat zwei Plätze im Parterre, der Direktor und der Aufzunehmende deren je 20 zu verteilen, der lebenslängliche Sekretär, Herr Thureau-Dangin, verfügt alles in allem über 80 Plätze. Da er wohl tansend Gesuche um Zutritt erhält und jeder der andern Genannten viele hunderte, so kann man sich einen Begriff von der Schwierigkeit machen, einen Platz zu erlangen.

Zu den elenden Räumlichkeiten der Tribünen und des Amphitheaters, von wo aus man so gut wie nichts sieht, haben die Mitglieder des Instituts je zwei Plätze zu vergeben. Da aber alle unnumeriert sind, so sieht man sich, will man

einen solchen zu benützen versuchen, genötigt, einen Diener zu schicken oder einen Dienstmann aufzunehmen, der gegen ein Entgelt von zehn und zwölf Franks vom vorhergehenden Abende um 10, oder spätestens von morgens 7 Uhr, in den langen Reihen der Wartenden steht und einem, wenn man sich eine Viertelstunde vor der mittags um 12 erfolgenden Eröffnung der Tore einfindet, seinen Platz in der Reihenfolge überläßt. Man muß dann auf harten schmalen Bänken ohne Rückenlehne, gedrängt und gestoßen, die Knie des Hintermannes im Rücken, von beiden Seiten eingezwängt, ohne seine Stellung wechseln zu können, dasitzen, erst von 12 bis 1, wo der Akt beginnt, dann von 1 bis 4 Uhr, wo er zu Ende ist.

Auch die Parterreplätze, die ebenfalls unnumeriert sind, müssen um 12 Uhr eingenommen werden, da weit mehr Eintrittskarten zur Ausgabe kommen, als Plätze vorhanden sind, und dort hat man auf einer Bank, die ebenso schmal wie die der Tribüne ist, doch zum mindesten eine Art Lehne für den Rücken, wenn sie auch, völlig lotrecht wie sie ist, aus dem schmalen Sitz herausdrängt. Diese Bänke, selbst die besten, sind wahre Folterbänke, wo man leidet, ohne in der Regel viel anderes oder mehr zu genießen, als die Vorstellung, wie viele vergebens den Platz ersehnten, den man sich durch seine Bekanntschaften erkämpft hat.

Mit dem Schlage 12 sind die Tribünen und Amphitheater überfüllt, das Parterre zur Hälfte oder etwas darüber besetzt. Da sitzt man in dem kleinen Raum unter der historischen Kuppel; er ist mit vier Statuen in Nischen, jenen Fenslons, Bossuets, Sullys und Richelieus, sowie mit einer Büste des Herzogs von Aumale geschmückt, des Wohltäters der Akademie, der ihr das Schloß Chantilly hinterließ. Die Statuen sind im Barockstile des 17. Iahrhunderts, malerisch mit bewegten Gewändern, die Büste im schlechtesten Stil des 19. Iahrhunderts, kalt, langweilig, korrekt.

Um eins erschallen Trommelwirbel und die Mitglieder des Instituts treten ein und finden Platz. Zugleich drängen aus dem Hintergrunde sich gegen fünfzig oder mehr der bekanntesten Männer und Frauen Frankreichs in den Saal und erhalten knappe Plätze auf Taburetten und Bänkchen.

Mitten auf der Estrade nimmt der Akademie-Direktor des Iahres, Graf de Mun Platz, zu seiner Rechten der gegenwärtige Conseilspräsident, Herr Raymond Poincar^, links der lebenslängliche Sekretär der Akademie, Herr Thureau-Dangin. Rechts von ihnen hat Henri de Rsgnier zwischen den Mitgliedern der Akademie seinen Sitz, flankiert von seinen beiden Paten, Iules Lemattre und Paul Hervieu. Alle diese sechs Herren sind in der grünen Uniform der Akademiker, mit Goldpalmen auf den breiten Aufschlägen, haben den Dreispitz in der Hand und an der Seite den Degen. Paul Hervieu und Iules Lemaltre sitzen wie zwei bescheidene Pfauen da. Als Graf de Mun, Paul Bourgets Ideal, mit starke, Stimme ruft: „Herr Henri R^gnier hat das Wort", erhebt sich dieser, jung, lang und schmächtig, und mit seiner hohen Glatze, seinem lang herabhängenden fast weißen Schnurrbart, seiner blassen Gesichtsfarbe, seiner nachlässigen Haltung,

seiner nervösen Ergriffenheit, gleicht er einem kranken Reiher. Die vielen reizend gekleideten, schönen jungen Frauen mit dem distinguierten Profile, die sich unter den geschwungenen oder Goldhelmen gleichenden Hüten prächtig ausnehmen, verwenden kein Auge von ihm, wie er so dasteht, und durch das in die Augenhöhle geklemmte Monocle etwas langsam und eintönig liest.
Er hat die Aufgabe, dem verstorbenen Vicomte Eugene Melchior de Vogü6, dem Verfasser des Roman Russe, des Romans Iean d'Agröve und verschiedener Reisebeschreibungen aus dem Orient, die Lobrede zu halten, einem Manne von vornehmem Wesen und vornehmer Gesinnung, einem Erben aristokratischer Traditionen, mit ererbter Religiosität, mit Hang zur Mystik, mit recht farbloser Schreibweise, doch mit so großer geistiger Regsamkeit, daß er, der in Rußland russisch gelernt hatte, die Franzosen in das russische Geistesleben einführte, wie er auch der erste war, der seine Landsleute auf Gabriele d'Annunzios Prosa und Verse aufmerksam machte. In seinem Wesen lag etwas Ritterliches — wer ihn kannte und sich an seinem feinen Ton und Gehaben zu erfreuen Gelegenheit hatte, kann es bezeugen — doch ein fester Charakter war er nicht. Er, der Idealist von Profession, bestand die Probe nicht, da am Schlusse des vorigen Iahrhunderts Frankreich sich in zwei Lager teilte. Es war ein Schmerz für Gaston Paris, wie wohl auch für ihn selbst, als ihre Wege sich damals trennten. Ein eigentlich anziehendes Thema für einen Redner war er nicht. Dazu hatte er etwas zu Moralisierendes, zu wenig Dämonisches, zu Professorenhaftes.
Die einzige Aufnahme in die Akademie, von der ich früher, es mögen 40 bis 50 Iahre her sein, Zeuge gewesen, war die Auguste Barbiers. Damals hatte bei weitem kein so großer Andrang geherrscht und damals waren die Anzüglichkeiten seitens des Einführenden Dornen zwischen Rosen. Heute waren Neugier und Interesse ungleich größer, doch die Rosen spärlich, die Dornen härter und spitzer. Henri de Rsgniers Rede war schön. Er hatte offenbar einen wohltuenden Eindruck von Melchior de Vogüss ritterlichem Sinn und lebhaft angeregtem Geiste empfangen. Er sympathisierte sowohl mit dem Soldaten von 1870, der verwundet worden und in Gefangenschaft geraten war, wie mit dem begeisterten Vaterlandsfreunde des letzten Iahrzehnts. Aber persönlich hatte er ihn nur wenig gekannt. So begann er denn mit einer Huldigung gegen eine andere Persönlichkeit, in deren Haus er Vogüs zum erstenmal getroffen hatte, gegen seinen eigenen Schwiegervater, den untadeligen Dichter Ioss Maria de Heredia, Vogüss vertrauten Freund. Und es stand Rsgnier wohl an, von Heredia zu sprechen, stand dem Lyriker, der seiner Zeit der beste Mann der symbolistischen Schule gewesen, wohl an, den strengen Klassiker, den letzten großen Sprossen des Parnaß zu preisen, den niemand, der ihn gekannt, umhin konnte zu lieben und zu bewundern. Vogüs gewann nicht die Herzen wie Heredia. Seine höfliche Aufmerksamkeit wirkte wohltuend; doch was er an feinerer Originalität besaß

Eine Aufnahme in die franz. Akademie Georg Brandes
(siehe Iean d'Agrtzve) kam im Alltagsgespräch nicht zum Vorschein. Und Rsgnier mit seiner geistigen Geschmeidigkeit, seiner Verwegenheit und Sinnlichkeit, seinem ausgeprägten und zur Schau gestellten Heidentum, hat nur aus akademischen Gründen sich zu dem katholischen und mystisch veranlagten Bewunderer der russischen Gewissensskrupel hingezogen gefühlt. Seine Rede wurde an allen Effektstellen, an denen jeder Franzose die kleine Pause macht, mit aufrichtigem, ob auch diskretem Applaus aufgenommen.

Weit dröhnenderer Beifall begrüßte Albert de Mun, das anerkannte viel-
jährige Haupt der katholischen Partei in der Kammer, den gegenwärtigen beredten Direktor der Akademie. Breitschulterig und noch sehr kräftig, stand er in seiner etwas verschlissenen Uniform, deren Palmen wie altes Gold leuchteten, da, mit seinem mächtigen Kahlkopf, seiner Reitermoustache über dem sarkastischen Mund, noch in jedem Zoll der einstige Kürassierhauptmann, der als Offizier an dem Krieg teilnahm, in dem Vogiis als einfacher Soldat gedient hatte. Er war nichtsdestoweniger dem Verstorbenen durch vieljährige Freundschaft verbunden geblieben.

Daß er ein ausgezeichneter und geübter Redner war, das spürte man sofort in dem ersten Satze, den er aus seinem Hefte las. Er schilderte eine Szene unter französischen Offizieren in Tonkin 1896, am Abend nach einem siegreichen Treffen. Sie haben einen Höhenzug gestürmt. Der Kampf war hart, aber ehrenvoll. Sie sind um das Biwak geschart, als die Post aus Frankreich kommt und unter Briefen und Kreuzbandsendungen ein Heft der Revue des Deur mondes liegt mit kriegerisch stolzen Versen von Rsgnier. Ein junger Offizier (der jetzt berühmte General Lyantey) liest die Verse vor, die mit Entzücken aufgenommen werden.

Das war eine Einleitung, die mit einem Schlage die Zuhörer mitten in den Gegenstand hineinriß, ein wahrer Meistergriff. Wir saßen jedoch alle miteinander da und wußten, nun würde die Erekution folgen. Und sie kam. Ich mußte der groben und demütigenden Aufnahmsrede Alfred de Vigny gegenüber gedenken, von der, so unwürdig sie war, vor etwa 70 Iahren Samte Beuve in seiner Malice sich so befriedigt fühlte.

Es ging noch an, solange Mun von R6gnier als Lyriker sprach, wiewohl er natürlich nicht unterlassen konnte, sich über die Undeutlichkeit und Unverständlich-
keit des Symbolismus lustig zu machen und seinem Opfer zu Gemüte zu führen, daß der wahre Katholik keiner anderen Symbole als der seiner Kirche bedürfe. Vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang, ja bis in die durch liturgische Gebete bezeichneten Stunden der Nacht, sei er von Symbolen umgeben, alles sei ihm symbolisch, die Bilder der Bibel, die Parabeln der Evangelien, die Form seiner Kirchen, die Trachten seiner Geistlichen, die Zeremonien seines Gottesdienstes.

Der andere Symbolismus hingegen, der für einige Wenige da sei, gebe keine Nahrung für das gemeine Volk, das arbeitende, das wahre ab, und das richte ihn.

Graf de Mun kam nun auf Rsgniers Erzählungen und Romane zu sprechen.
Jeder werde sich im vorhinein darüber klar sein, daß diese Pastiches aus früheren Iahrhunderten, besonders dem achtzehnten mit seiner Sinnenanbetung und eleganten Frivolität, dem Redner ein Greuel sein müsse. Er verhehlte es auch nicht. Mit einigen höflichen Worten deutete er es erst als selbstverständlich an, daß ihn das Heidentum in diesen Büchern abstoßen mußte. Hierauf sagte er mit einem vieldeutigen, viel Impertinenz bergenden Lächeln: Ich sollte nun von Ihren Romanen sprechen. Wie mich das doch in Verlegenheit setzt! Ich habe sie gelesen, diese Romane, allesamt, habe sie zu Ende gelesen. Ich war nämlich Kürassierhauptmann. Doch um hier unter diesen ernsten Bildern (der Musen), die unsere Kuppel schmücken, von ihrem Inhalte zu sprechen, von den Sonderbaren, Liebenden, den Stelldichein des Herrn de Brsot, den Versuchungen des Herrn de Galantot, dazu bin ich denn doch nicht genug Kürassier.
Die Rede gestaltete sich schließlich zu einer Lektion in Patriotismus. Auf die Generation, die unter der Demütigung des großen Krieges litt, war eine andere gefolgt, die genießen, die Kunst um der Kunst willen üben wollte, die gleichgültig gegen die Wirkung der Kunst auf die Leser war. Er wie Vogüs hätten keine andere Kunst als die gekannt, die erhebe, bessere, zur Moral erziehe, und der Vortrag lief auf eine kräftige patriotisch-religiöse Fanfare hinaus.
Graf de Mun hatte dieser Versammlung aus dem Herzen gesprochen und, ohne es zu wollen, allen ihren Instinkten, von den verknöchertesten bis zu den feinsten, geschmeichelt. Man applaudierte so heftig, daß man fürchten mußte, es würde die berühmte Kuppel sprengen; doch sie hielt. Hat sie damals nicht gewankt, als Alphonse Daudet sein berühmtes Projektil I/Iunuortel gegen sie richtete, so kann sie auch recht wohl noch einige Iahrhunderte länger Beifallsstürme überdauern.
Der Totaleindruck war der: Die von der Akademie repräsentierte Welt hat überwiegend katholische Sympathien, nicht gerade in dogmatischem, aber in gesellschaftlichem Sinn. Die Akademie ist vielseitig und nimmt mit ruhigem Wohlwollen manch einen Heiden auf, doch in ihren Neigungen ist sie auch auf diesem Gebiete konservativ. Ein strenger, fester Katholik, der zu gleicher Zeit ein Kürassierhauptmann, ist ihr im innersten Herzen weit teurer, als ein ganzes Dutzend dekadenter Poeten.
Doch das wäre das wenigste, obschon es bezeichnend ist, daß in den augenblicklich dominierenden Schauspielen, z. B. im ^!»6«,tre tr«,u^ai» in Trarieur' I.a, brebi» peräu« (nach Balzacs Der Dorfgeistliche), noch stärker in Caillavets und Flers Primerose, dem Bombenerfolge der Saison, edle oder hervorragend kluge Geistliche die entscheidenden Rollen spielen.
Die Hauptsache dies: Der Nationalismus, der in der Dreyfusangelegenheit als Theorie überwunden wurde, ist im Augenblick praktisch genommen

entschieden siegreich in Frankreich, siegreich wie in England und Deutschland und Italien, doch in auffälligerer Weise.

Über Europa geht ein Windstoß nationaler und kriegerischer Tollheit, trotz aller Wahlsiege der Sozialisten. Besonders aber saust er über Frankreich hin. Bei Algeciras bekam der Nationalismus frischen, starken Wind in seine Segel, seit jedoch das deutsche Schiff nach Agadir gesendet wurde, ist Frankreich nicht bloß auf den Krieg gefaßt, sondern unter Regierungen, die alles tun, um ihn abzuwenden, in Wirklichkeit zum Kriege entschlossen und voller Kriegshoffnung. Dergleichen läßt sich aus der Ferne weder fühlen noch beurteilen. Doch Gespräche mit Menschen der verschiedensten, einander fernstehenden Kreise, wie nicht minder der Eindruck aller öffentlichen Demonstrationen sind gleich geeignet, darüber zu belehren.

Desungeachtet ist es ja sehr möglich, daß unter dem Eindruck neuer unvorher-gesehener Ereignisse der Sturmhauch dieser Stimmung wieder umschlägt. Derzeit kennt er nur eine Richtung.

Professor Dr. Max Gg. Zimmermann und Paul Nauen: Die Farbe Grün.

Briefwechsel zwischen Kunsthistoriker und Maler über alte und moderne Kunst

Ich komme von einem Gang durch das Kaiser-Friedrich-Museum und möchte Dich fragen, was dem Hans Baldung den Zunamen „Grien" verschafft hat? Die Schreibweise würde mich nicht in der Vermutung stören, daß damit eine Besonderheit seiner Malerei charakterisiert wird. Tatsache ist, daß er auf seinen Bildern ein scharfes, kaltes Grün verwendet, das sich auf keinem anderen Gemälde der umfangreichen Sammlung so wieder findet. Wie das vereinzelte Vorkommen dieses Farben-Pigmentes unter so vielen und farbenfreudigen Bildern jener Zeit, ebenso auffallend ist das spätere Wegbleiben desselben; denn die Farbe ist nicht nur haltbar — der Augenschein lehrt es — sondern auch außerordentlich brauchbar, insofern sie eine große Lücke auf der Palette ausfüllt. Baldung ist ja Kolorist in einem naiven Sinne, farbenfroh mehr als gewählt in seinen Farben. Trotzdem, allein das Auftreten dieses energischen kalten Grün ist eine Erquickung; es ist, als ob der Blick aus den sattdunkeln Tönen eines reichen Interieurs plötzlich durch ein Fenster auf frische Wiesen fiele. Kann ein Farbstoff, einmal gefunden und für die Malerei verwertet, wieder verloren gehen? Es wird sich wohl erweisen lassen, daß die Farbe vereinzelt

noch wieder auftritt, wenigstens glaube ich etwas ähnliches bei Mathias Grünewald, dann später bei Veronese und Tiepolo zu kennen. In ihrer Verleugnung oder Vermeidung bei der erdrückenden Überzahl aller Maler und Schulen liegt aber dann doch ein Bekenntnis, ein Programm! Ich habe, in solchen Gedanken, die Berliner Sammlung auf Grün überhaupt durchgesehen und ich habe diese Bettachtungsweise, recht eigentlich die eines Malers, sehr anregend gefunden.

Was mir augenfällig geworden ist, ist zunächst: das bei den frühen Malern noch sehr reichliche Grün, meist saftig, tief und warm, in Gewandungen, Vorhängen, Landschaftsgründen, verschwindet immer mehr aus den Bildern, je mehr die eigentlichen Maler auftreten. Als sprechende, wirksam auftretende Farbennote ist es bei den Holländern des 17. Iahrhunderts so gut wie nicht mehr vorhanden, als die Landschaftsmalerei sich zu ihrer Höhe und zu völlig selbständiger Kunstgattung entwickelt hat. Die Kunst der Ruysdael, van de Velde, van Goyen, Cuyp verwendet das Grün nicht als Potenz. Wie kommt das? Auf den sechsundzwanzig Rembrandts der Sammlung kommt überhaupt kein Grün vor, nicht nur kein grünes Farbenpigment (wie grüner Zinnober, Deckgrün oder sonst dergleichen), noch nicht einmal ein ausgesprochen grüner Lokalton, der durch Mischung von Gelb mit Blau erzeugt wäre. —

Die niederländischen Meister des bürgerlichen Porträts haben uns an die Vorstellung gewöhnt, daß das Repräsentationskleid ihrer Besteller schwarz war mit weißen Zutaten, so spärlich sind die Ausnahmen von dieser Regel. Wer als Malersich jemals Aufgaben dieser Art gestellt hat, weiß, daß durch diese Skala von Weiß an durch beinahe jede Nüznce von Grau bis zum tiefsten Schattenschwarz ein feinstes Maß für die benachbarten Fleischtöne geschaffen wird, das jede Übertreibung oder Verfehlung scharf herausstellt. Ganz sicher hat das Schwarz-Weiß der Niederländischen Bildnismalerei mit seiner Konsequenz einer subtilsten Farbenempfindlichkeit den Charakter ihres Kolorits bestimmt, hat sie zu den feinsten Tonkünstlern gemacht, die wir kennen, und wäre dieses Programm nicht mit der notgedrungen«n Einseitigkeit eines jcdcn Prinzips überhaupt durchgeführt worden, so fehlte der Gesamtheit dieser Maler die Signatur, jenes Etwas an Tonhaltung, das uns sofort bei Nennung der Holländer des siebzehnten Iahrhunderts vor Augen steht. Die Einseitigkeit wird erst zum störenden Mangel, wo wichtigste Erfordernisse unberücksichtigt bleiben. Schauen wir uns um im Rembrandtsaal, so können wir wohl sagen: es fehlt das Grün, das heißt, es ist nicht da, aber wir werden nicht sagen können: es mangelt; deshalb nicht, weil kein Erfordernis dafür vorliegt, denn das wenige Landschaftliche auf einzelnen Bildern ist zu sehr nur Tonfolie oder Beiwerk.

Wie aber sieht's in der selbständigen Landschaft damit aus? Nun, ich gestehe, ich bin noch niemals von den Bildern ihrer ersten Meister weggetreten, daß ich nicht den Wunsch übrig behalten hätte, sie hätten diesem Grundelemcnt ihres Darstellungsgebiets besser sein Recht zuteil werden lassen. Ist das Ketzerei den Großmeistern dieser Gattung gegenüber? Wie, wenn nun doch einmal Grün die Saft-, die Blutfarbe der Vegetation ist, dann muß man doch diese alte Landschaftsmalerei eine blutarme nennen, ja bei einzelnen Werken von Salomon van Ruysdael, van Goyen kann man geradezu von Bleichsucht sprechen, so ausgefärbt erscheinen sie. Wäre es denkbar, daß diese technisch so sicheren Künstler ein Pigment, sei es als Misch- und Deckfarbe oder als oberste Transparenz, verwendet hätten, das in den Zeiten verblaßt wäre? Gerade diese? Und ihre

Nachbarn, die Rubens und Ian Vrueghel, Potter und andere, die so viel Grün, vom tiefsten und saftigsten bis zum hellsten haben, hätten sie darin nicht beraten können? Nicht der bestechendste Goldton bei dem Einen noch der äquivalente Silberschimmer beim Andern kann die Forderung nach grüner Lokalfarbe verstummen machen, wo uns Wiesen und Buschwerk und sonnenbeschienene Bäume gezeigt werden. Ich gestehe, ich wäre sehr neugierig auf eine Erklärung dieser koloristischen Anämie, ich meine eine Erklärung, Begründung, die mich davon abbringen könnte, hier Manier, Beschränkung, unkünstlerische nämlich, zu sehen.

Für die neuere und neue Landschaftsmalerei aber muß ich eintreten mit der Meinung, daß sie wirklich weitergekommen ist, daß auf diesem Gebiet die neue Zeit und noch die letzten Iahrzehnte Neues zugleich und Bestes gebracht haben. Ich spreche wieder als Maler, was an dieser Stelle nur heißen soll, als Beobachter der Erscheinungswelt, des optischen Weltbildes, und da muß 'ich eben sagen, daß die besten Meister unserer Tage mich durch ihre Interpretation mehr befriedigen, und daß diese mir bei aller Subjektivität treuer und wahrer erscheint. P. N.

Deine Frage, ob Hans Baldung seinen Beinamen „Grien" von dem auffallenden Schweinfurter Grün in seinen Gemälden hat, ist wohl zu bejahen, obschon es nirgends ausdrücklich bezeugt ist. Die von Dir angeführte merkwürdige Tatsache, daß das Grün mit der fortschreitenden Entwicklung der Malerei zum Malerischen immer mehr aus den Bildern verschwindet, beweist, daß für die alten Meister Grün mehr eine Farbe der Koloristen als der „eigentlichen Maler" war.

Die früheren Venezianer, jene, die um 15M schaffen, verwenden Grün je nach seiner Art und nach seinem Verhältnis zu den andern Werten des Bildes als warme Farbe oder als neutrale Folie, Hans Baldung hat es, wie Du richtig sagst, gar als grelle kalte Farbe gebraucht. Das war etwas so Eigenartiges, daß seine Zeitgenossen ihn wohl danach benannt haben können. Auch Rubens bleibt noch so viel Kolorist, daß er Grün vielfach und in großen Flächen, z. B. bei der Kleidung der heiligen Cäcilie auf dem Berliner Bilde verwertet, während Velazquez, der nicht wie jener von den venezianischen Koloristen-Malern herkommt, und ganz „eigentlicher Maler" ist, es wenig und nur blaß und zart oder tief und stumpf veiwendet.

Du bist mit dem Fehlen des Grün auf den holländischen Landschaften des 17. Iahrhunderts nicht einverstanden. Auch bei anderen Landschaftsmalern desselben Iahrhunderts spielt es keine große Rolle. Bei Claude Lorroin kommt es wohl im Vordergrunde vor, aber mehr als Tiefe, denn als Farbe; schon im Mittelgrunde wird es meist von dem Silber des Lichtes verschleiert. Bei Nicolas Poussin finden wir in der Vegetation fast nur rostbraune Töne, die an Herbststimmung gemahnen, und bei Salvator Rosa schwimmt alles in Braun. Wohl gibt es eine ganze Anzahl holländischer Landschafter, bei denen das Grün eine größere Rolle spielt, aber sogut wie niemals hat es die vegetabilische Frische, die wir davon verlangen. Bei Iacob van Ruisdael ist das Grün dunkel und trübe, entsprechend der düsteren Stimmung seiner meisten Bilder, bei Hobbema stark bräunlich. Paul Potters intensiveres Grün aber — er hat das grünste Bild in der Berliner Sammlung — ist hart und klanglos.

Die beiden Maler, die Du in erster Linie als koloristisch blutleer in ihren Landschaften nennst, Ian van Goyen und Salomon van Ruysdael, gehören ein

und derselben Schule an, der von Haarlem, und diese ist es, die in ihren Landschaften so stark auf den Ton hin arbeitet, daß ihre beiden genannten Hauptmeister die Lokalfarbe zeitweise ganz unterdrücken. Bei beiden sind es die vierziger Iahre des 17. Jahrhunderts, in denen sie darin am weitesten gehen, so daß ihre Landschaften wie Sepiamalereien erscheinen. Dieses Unterdrücken der Lokalfarbe ist nur daraus zu erklären, daß sie das überaus sensible Malerauge dieser Künstler störte; die Sprünge von einer Farbe zur andern waren ihnen zu groß, nur in Silbergrau oder in zartem Braun konnten sie feinste Nuancen geben und eine unendlich subtile Differenzierung erreichen. Goethe sagt in seiner Farbenlehre (I, 664), die gemischte, durch organische Kochung bezwungene Farbe bezeichne eine höhere Stufe als die reine Elementarfarbe. Ian van Goyen ist ja vor allem Maler der Atmosphäre. Die Luft legt sich als zarter Schleier über alle Farben, und kommt als solcher desto mehr zur Geltung, je weniger kräftig die Lokaltöne von vornherein gewählt werden. Wohl ist Holland mit seinen fetten Wiesen und seinem üppigeit Baumwuchs ein grünes Land, aber zugleich ist die Luft dort wegen des großen Wasserreichtums dieses von Kanälen durchzogenen Niederungs- und Küstenlandes fast immer dunstig. Diese Meister empfanden die Tonmalerei als die am meisten malerische, sie glaubten nur entweder wahr in der Farbe oder fein im Ton sein zu können, und zogen als echte Maler das letztere vor. Es muß zugegeben werden, daß gerade die größten unter ihnen, Ian van Goyen und Salomon van Ruysdael, mit der Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit des Genies zeitweise darin zu weit gingen, bis zu unkünstlerischer Manier.

Wie in der Haarlemer Schule meist der Silberton, so war es bei anderen Künstlern der Goldton, der sie zur Unterdrückung der Farbe führte. Eine Anzahl von Landschaftern wie Berchem, Ian Both, Karel Dujardin ging nach dem Süden und suchte die wundervolle Wärme des südlichen Sonnenlichtes wiederzugeben. Da sie das nicht ganz von innen heraus vermochten, überzogen sie die Landschaft wie mit einem, öfters fast greifbaren, goldenen Schleier, und dieser warme und leuchtende Ton fand in der Heimat solchen Beifall, daß einige Künstler wie Ian Hackaert ihn auch bei ihren holländischen Motiven einführten und andere, wie der große Albert Cuyp, der niemals im Süden war, ihn für seine heimischen Landschaften von jenen annahm und zu wundervoller Wirkung brachte.

Eine dritte Gruppe von Landschaftern steht unter dem Einfluß Rembrandts. Dieser ist in seinen gemalten Landschaften nicht nur phantastisch im Aufbau, sondern auch in der Farbengebung, er malt diese Bilder fast ganz in dunkelbraun. Aber weniger die Landschaften Rembrandts als sein machtvolles Helldunkel überhaupt beeinflußte andere in ihren Landschaften oder in den landschaftlichen Teilen ihrer Bilder. So wirkte er auf die beiden Ostade, auf Iacob van Ruisdael und andere, während Aart van der Neer sich mehr parallel entwickelte.

Alle diese Maler aber, mögen sie nun auf Silber- oder Goldton oder auf Helldunkelwirkungen ausgehen, stellten das Malerische in erste Reihe, und darin fand das Grün keinen Raum. Es ist doch sehr bezeichnend, daß das so eminent malerisch empfindende 17. Iahrhundert, wie wir gesehen haben, auch bei andern Landschafterschulen dem Grün nur einen bescheidenen Platz einräumt.

Der Mangel an Naturwahrheit zeigt sich bei den Holländischen Landschaften aber nicht nur in der ungenügenden Darstellung von Grün.

Auch an botanischer Genauigkeit im Einzelnen lassen sie vielfach zu wünschen übrig. So ist Ian Hackaert besonders durch seine Bilder von Eschenalleen und Eschenwäldern berühmt, und doch ist oft dieser Baum weder im Habitus, noch in der Zeichnung des Laubes gut charakterisiert. Einzelne Maler befleißigen sich größerer botanischer Treue, wie Iacob van Ruisdael und Adriaen van de Velde. Aber selbst Hobbema, in dessen Bildern die Bäume ein Hauptmoment sind, bleibt in ihrer Wiedergabe konventionell, so daß die Art schwer oder garnicht zu erkennen ist; in noch höherem Grade gilt das von vielen andern Malern, bei denen die auf Schablone hinweisende Bezeichnung „Baumschlag" gebraucht werden muß. Am nachlässigsten sind darin diejenigen, die auch das Grün am wenigsten geben, Ian van Goyen, Salomon van Ruysdael, und bezeichnenderweise gerade in ihren am meisten in silbergrau oder braun gehaltenen Werken. Der letztere geht darin so weit, daß in seiner braunen Periode das Laub ganz in Punkte aufgelöst ist und die Bäume zuweilen wie Bienenschwärme aussehen.

Es erscheint erstaunlich, daß die holländischen Maler, die im Figürlichen und Gegenständlichen, im Interieur usw. trotz aller Poetisierung durch das Malerische doch so außerordentlich nah bei der Natur bleiben, bei der Landschaft in wesentlichen Punkten so stark von ihr abweichen. Einen Fingerzeig zur Erklärung gibt uns vielleicht, daß auch andere Kunstschulen in diesem Iahrhundert des Naturalismus in der Landschaft unwahre Elemente haben oder, wie Poussin und Claude Lorrain, die Landschaft ins Heroische und Poetische verklären. Erinnern wir uns, daß die Landschaftsmalerei als eigene Kunstgattung erst von diesem Iahrhundert geschaffen wurde. Sie war also noch jung, während die Figurenmalerei, die Darstellung des Gegenständlichen, schon eine lange Tradition hinter sich hatten. Nun erkennen wir, daß jene Mängel etwas Altertümliches sind, was der Landschaftsmalerei des 17. Iahrhunderts noch anhaftete. Das ganze Feld konnte nicht mit einemmal erobert werden, man begnügte sich mit Teilerfolgen, wie Ian van Goyen mit der wundervollen Wahrheit in der Wiedergabe des atmosphärischen Zustandes, Iacob van Ruisdael, Rembrandt, Aelbert Cuyp, Poussin und Claude Lorrain mit dem Phantasie- oder Poesiegehalt ihrer Landschaften. Gerade die größten Meister wollten sich die Wirkung ihrer Bilder nicht durch Unvollkommenheiten, die sie in bezug auf die Naturwahrheit nicht durchweg vermeiden konnten, zerstören lassen, daher beschränkten sie sich. Auffällig ist auch in diesem naturalistisch empfindenden Iahrhundert die große Zahl von Künstlern ersten Ranges, die eine über das Gewöhnliche erhobene Landschaft malen. Ebenfalls ein Zeichen noch nicht ganz reifer Kunst. Die geistige Wahrheit wird in der bildenden Kunst immer eher erreicht als die Wahrheit in allem Einzelnen, das sehen wir z. V. im Altertum an Phidias, im Mittelalter an Giotto, ferner an der ganzen Renaissancekunst, die sich an Naturwahrheit im Einzelnen nicht mit der Kunst des 17. Iahrhunderts messen kann.

Vielleicht findest Du es durch das Vorstehende doch noch nicht genügend erklärt, daß ein so wesentliches und selbstverständliches Element wie das Grün so schwer Eingang in die Landschaftsmalerei fand. Wir können, der Sache aber wohl noch von einer andern Seite beikommen. Alles, was bis zum 17. Iahrhundert in der Kunst an eigentlich malerischen Wirkungen vorhanden gewesen war, basierte auf Harmonien in Warm: die malerische Stimmung im Innern einer romanischen, einer gotischen Kirche ist warm.

Das Helldunkel, das durch die Brechung des Lichtes an den Pfeilern und
seine Verteilung durch verschieden gestaltete Räume entsteht, ist schon an und
für sich warm, dazu kamen die farbige Ausmalung der romanischen Kirche,
in der Rot und Gold herrschten, die farbigen Glasfenster der gotischen Kathedrale,
in denen wieder Rot und Goldgelb dominierten. In den byzantinischen
Mosaiken stehen die Farben meistens auf Goldgrund, und ihre Harmonie
erscheint in dem Zwielicht der Kirche um so wärmer: man denke nur an
den Innenraum von San Marco zu Venedig. Die gewollte mystische Wirkung
würde ja auch durch keine andere als durch eine warme Harmonie zustande
kommen. Warm, zum Teil glühend warm ist auch die Grundnote der Haupt-
malerschule Italiens im Renaissancezeitalter, der Venedigs.
Kühlere Harmonien treten zum erstenmal im 17. Iahrhundert bedeutsam hervor.
Künstler ersten Ranges und zwar gleichzeitig bei mehreren Völkern machten sie
zur Grundlage: der Spanier Velazquez, der Franzose Claude Lorrain, der Holländer
Frans Hals und mit ihm fast die ganze Haarlcmer Schule mit ihrem Silberton.
Aber auch andere niederländische Meister, sowohl in Holland als auch in den süd-
lichen Niederlanden, räumten der kühlen Stimmung in ihren Bildern oft einen
großen Platz ein, wie ja schon Dein Hinweis auf die seit etwa 1620 meist
ganz schwarz-weiße Kleidung bei den Porträts zeigt. Rubens versteht in
feiner Weise kalte mit warmen Tönen wechseln zu lassen, aber fast immer
so, daß die letzteren das Übergewicht behalten. Bei seinem großen Schüler
van Dyck jedoch dominiert in seiner späteren Zeit öfters die kalte Stimmung.
Die Holländer verstehen kühle und warme Farben oft in kleinen und kleinsten
Teilchen so neben einander zu setzen, daß ein phantasievolles und unentwirrbar
reiches Spiel sich entfaltet. Zu wirklich kalten Farben kommt es bei ihnen
sehr selten. Selbst da, wo die Farben an und für sich kalt sind, versuchen
sie meist durch die Zusammenstimmung und den Ton die kalte Wirkung zu
mildern, so daß sie nicht mehr als kühl genannt werden darf. Diese Maler
dokumentieren sich so als Angehörige eines besonders gemütswarm empfindenden
Volkes. So wenig durfte es in der Regel bei ihnen nach der Seite des
Kalten über kühl hinausgehen, daß, wie wir gesehen haben, Meister wie Ian
van Goyen und Salomon van Ruysdael selbst in ihren prinzipiell kühl ge-
haltenen Landschaften dem frischen und kalten Naturgrün weit aus dem Wege
gingen.
Nach einer so langen Herrschaft der warmen Farbe und dem geschilderten
Übergang folgte im 18. Iahrhundert der volle Durchbruch der kalten Stimmung.
Wem wäre nicht noch der überraschend kühle Farbeneindruck bei den Aus-
stellungen englischer und französischer Malerei aus dem 18. Iahrhundert in
der Akademie der Künste zu Berlin aus den letzten Iahren in lebhafter
Erinnerung? Im 17. Iahrhundert war bei den romanischen Nationen die
Kühlfarbigkeit noch Ausdruck wirklicher Vornehmheit, wie wir an Velazquez und
Claude und an den kühlen Elementen in der Kunst des Rubens und van Dyck
sehen. Bei den Franzosen des 18. Iahrhunderts aber zeugt er von dem Ab-
sterben der alten Welt, die ihrer Vernichtung in der Revolution entgegenging.
Es ist die Kühle des Greisenalters. Die ganze Innendekoration des Rokoko
ist nicht nur blaßfarbig und bei allem Reiz kraftlos, sondern auch kühl, sie ist
entnervt und blutlos zugleich. Bei den englischen Malern im 18. und um die
Wende zum 19. Iahrhundert erklärt sich die Kühlfarbigkeit einerseits aus ihrer
Anknüpfung an die Spätwerke van Dycks, an Watteau und andere kühlfarbige

Franzosen, andererseits — sie sind auch da kühl, wo sie an die Venezianische Malerei anknüpfen, — durch das Temperament ihrer Nation.

Die kühle Farbenstimmung erfordert mehr technische und enthält meist mehr geistige Feinheit als die warme. Es ist gewiß nicht zufällig, daß unter den Holländern des 17. Iahrhunderts, abgesehen von dem auch sonst außerhalb der Linie stehenden Rembrandt, gerade die malerisch höchst begabten kühle Stimmungen lieben: Man denke an Frans Hals und die von ihm beeinflußte Schule seiner Vaterstadt Haarlem, aber auch an Terborch und Vermeer, von denen der erster« einen überaus feinen, silbergrauen, kühlen Ton mit kühlen und warmen Farben verbindet, der letztere gern kühle Farben zusammenstellt und sie durch ein wunderbar feines aufgelichtetes Helldunkel warm überhaucht. Selbst die Vertreter eines degenerierten Geschlechts, die französischen Maler des 18. Iahrhunderts und die späten Venezianer, Tiepolo und Guardi, sind oft mit ihren kühlen und kalten Bildern an Delikatesse und Feinheit vielen früheren Meistern des warmen Tons überlegen.

Erst nachdem so in breitem Zuge die kalte Farbe ein Iahrhundert lang vorbereitet war, dann ein Iahrhundert lang geherrscht hatte, wagten neben der öden Mißfarbigkeit, die in Frankreich im Empire-Zeitalter und in Deutschland weit darüber hin»us herrschte, die Künstler das kalte Grün, wie es die Vegetation in der Natur hat, ganz in die landschaftliche Darstellung aufzunehmen und zu deren Grundlage zu machen. Bezeichnenderweise vollzog sich das in England, wo die kühle Farbe um die Wende des Iahrhunderts so große Triumphe gefeiert hatte und wo sie dem Volksnaturell entsprach. Iohn Constable war es, der zuerst das frische Naturgrün mit größerer Wahrheit in seine Bilder einführte und u. a. damit auf einer Pariser Ausstellung des Iahres 1830 solches Aufsehen erregte, daß die französische Landschaftsmalerei sich ebenfalls einer näheren Naturwahrheit als bisher auch in der Farbe zuwandte. Die Vollendung darin aber haben, wie Du anmerkst, erst die letzten Iahrzehnte gebracht. Nur sind freilich die Künstler nach Art aller Neuerer darin oft zu weit gegangen und haben nicht bedacht, daß ein grüner Ausschnitt der Natur auf einem Gemälde grüner wirkt als in der Wirklichkeit, wo das Grelle der einzelnen Farbe durch die Umgebung gemildert wird. Auch vor modernen Landschaftsbildern haben wir oft den „Eindruck, als ob aus den sattdunkeln Tönen eines reichen Interieurs der Blick plötzlich durch ein Fenster auf frisches Wiesengrün fällt", wie Du es bei Hans Naldung gefunden hast. Das kalte Grün, das den Zeitgenossen jenes Künstlers innerhalb der Herrschaft der warmen Farbe, wie es scheint, so auffiel, daß sie ihn danach benannten, hat sich also jetzt das Gebiet erobert, auf dem es von Anfang an hätte zu Hause sein sollen; und die modernen Landschafter haben zu beweisen verstanden, daß es keineswegs unmalerisch ist. M. G. I.

Du erklärst das Zurücktreten des Grün außer anderem mit der zunehmenden Herausbildung des Tons, der goldig, bräunlich oder grausilberig die Malerei, Figürliches wie Landschaft, im 17. Iahrhundert charakterisiert. Sein Hervortreten und seine Herrschaft, ja Tyrannei, seine späteren Wandlungen in der von Dir angegebenen Weise lassen sich in jeder größeren Galerie gut verfolgen. Aus dem Kolorismus des Cinquecento — der als Farbenfreudigkeit auf die Farbenbuntheit der früheren gefolgt war — macht sich eine Wandlung bemerkbar, indem die Beleuchtung als malerischer Faktor mehr Beachtung

findet. Vor allem Tizian hatte schon mehr und mehr die Farben durch großzügige Lichtführung in wogende Massen von hellen und tiefen Tönen eingeordnet, den Edelstein Farbe in das Edelmetall Ton gefaßt. In der Kunst der Niederländer führt, scheint mir, der gleich zu Anfang betretene Weg direkt zu dem Endergebnis, das uns jetzt besonders interessiert, eben zum Ton. Ian van Eyck hat ja schon Ton und hat auch andere Merkzeichen des eigentlichen Malers, Reiz im Stofflichen, Sinn für das Lichtspiel. Der Ton aber wird durch das Zurücktreten, das Gebrochenwerden der starken Farbenwerte erst möglich. Die Gleichordnung von zwei Grundfarben, speziell von Blau und Rot, auf einem Bild, dieser laute Kampf so zu sagen zweier starken Gegner, ist dem Spiel der feineren Kräfte, der Tonstufungen, ungünstig. Daß dann im anderen Ertrem, bei den eigentlichen Manieristen des Tones keine Farbe mehr vernehmlich mitspricht, also auch kein Grün, ist nur Konsequenz.
Wenn wir den Eindruck der Ruisdaelschen Kunst resumieren, scheint mir, daß er aus der Reihe der gleichzeitigen Meister sich durch gesteigerte Wirkung von Hell und Dunkel kenntlich macht. Er ist eine Art Rembrandt der Landschaft. Ein guter Ruisdael ist ein voller Akkord, nicht ein Ton. Meist ist die Wertskala der Palette von leuchtendem Weiß massiger Wolken durch alle Töne von Grau bis zu den letzten bräunlichen Tiefen in Terrain und Baumschlag aufgebraucht, wobei die dunkleren Töne vorwiegen. Ich gestehe, daß mir die gelegentlich zu hörende Behauptung gar nichts Gewagtes hat, Ruisdael — und nicht er allein — habe die Landschaft im Schwarzspiegel angesehen. Sein Bedarf an sprechender Farbe dagegen ist mit dem oft kräftigen Blau der Luft schon beinahe gedeckt; ein Rot oder Rotbraun — als Dach oder Segel etwa — erscheint weit häufiger als ein wirklich mitsprechendes Grün. Ein Maler des Hell und Dunkel, wie des Tons, nicht der Farbe. Seine neutralen bis kühlen Gewölktöne lassen die Zusammenwirkung mit einem frischen Luftblau zu; (bei einem charakteristischen van Goyen ganz undenkbar; und man sehe einmal, wie unwahr hart das Luftblau in manchen sonnengoldigen Bildern des Karel du Iardin und anderer Italien-Maler unter den Holländern steht!) die Zusammenstellung mit Grün aber wird vermieden, und nicht nur, wo sich Grün mit Blau ergab, eine Kombination, die sich im Rahmen dieser feinfühligen Kunst allerdings schwer denken läßt und entschieden als Disharmonie empfunden würde, sondern auch zu einem nur grauen oder weißlichen Luftton wird es nie als sprechendes Moment herangezogen.
Du hast recht, man hätte diese größten alten Landschaftsmeister in falschem Verdacht, wenn man ihnen eine „voraussetzungslose Forschung" so zu sagen der Naturerscheinung gegenüber zuspräche; auch sie heißt ein künstlerisches Leitmotiv Faktoren ausschalten, die nicht dessen Zielen entsprechen.
Es ist interessant zu sehen, daß in ihrer Kunst von den sogenannten Grundfarben die drei so gut wie ganz beiseite gelassen werden, die die Malerei unserer Iahrzehnte in Landschaft und Freilicht allgemein zu höchsten Ehren gebracht hat, Gelb, Grün und Violett, dazu die Zwischenfarben Blaugrün, Lila und Rosa, von denen unsere Ausstellungen flimmern. Das ist ungefähr eine Hälfte der Palette überhaupt und bedeutet nicht viel weniger als die Entdeckung oder Eroberung eines ganzen neuen Erdteiles für die Malerei. Oder sind es nicht drei Farben, die erst seit einem halben Iahrhundert in der Landschaftsmalerei auftreten? Ist es nötig, wie für die Vegetationsfarbe

Grün, auch für eigentliches Gelb und Violett bei den Alteren das Fehlen nachzuweisen? Von Gelb und von der letzten der sechs Grundfarben, Orange, wäre zu sagen, daß sie gewissermaßen aufgelöst als Goldton und tiefgedämpft als Braun da sind.

Ich möchte dem, was Du über die Landschaftsmalerei als junge Kunst im siebzehnten Iahrhundert sagst, noch beisetzen: dieses Genre, das damals als selbständig erst allmählich frei wurde, fand in den Niederlanden eine solche Feinausbildung des Tons schon vor, daß die Künstler aus diesem sich erst wieder zum Natürlichfarbigen durch zwei Iahrhunderte zurückfinden mußten. Die Scheu, mit der Tradition zu brechen, etwas schon in den Grundlagen völlig anderes zu bringen, war sichtlich groß bei den Altvordern (nicht nur auf künstlerischem Gebiet); wie anders heute, wo das Neue, nicht das Bessere, so oft der Feind des Guten ist! Auch Ruisdael hat maigrüne Wiesen und goldwogende Felder im Sonnenlicht gesehen, den Zauber des sommergrünen Laubdaches, das Lichtblau eines wolkenlosen Himmels und sein Widerbild im Wasser hat auch er gekannt, auch vor ihm ist die Sonne in einem Meer von Farben untergegangen. Ob er den Abstand des Gesehenen von den Kräften der Palette zu sehr empfunden hat, um eine Wiedergabe davon gar nicht erst zu versuchen? Ob ihm das mögliche Resultat zu sehr aus dem Rahmen desjenigen hinauszufallen schien, was diese Künstler ein Bild, eine Harmonie nannten? Genug, er blieb bei dem Ton, die ganze holländische Schule mit ihm, und hielt sich in den engeren Grenzen, die dieser dem Farbigen steckte, und sicher hast Du recht: erst die schrittweise Herausbildung eines neutralen Tones — schon dieser erschien dann relativ kalt — hat den Farben nach und nach ihre natürliche Geltung wiedergegeben.

Diese Emanzipation der Farbe hat dann wieder im Gefolge die Lösung der engeren Beziehung, die bis in die Neuzeit zwischen dem Gemälde und dem Raum seiner Unterbringung bestanden hat. Gemeint ist: die neuzeitliche Ausstellungsparis; sie erst hat den freien und freiesten Gebrauch aller Farben (und noch einiger mehr, möchte man sagen) dankbar gemacht. „Durch Licht entsteht erst Farbe", wie Du betonst. Das ist auch in dem Sinne richtig: helle, frische und namentlich kühlfarbige Bilder verlangen Licht, um ihr Bestes zu zeigen, viel Licht. Auf den ersten Anschein mag es plausibler klingen, daß das dunklere, farbenschwere oder farbenarm tonige Bild mehr Lichtauffall nötig hätte, um zu gelten, das hellere oder grellere dagegen sich auch unter ungünstigen Bedingungen behaupte. Aber jeder, der einmal Bilder „gehängt" hat, weiß, daß Werke von dem zuerst erwähnten Charakter, wir können beinahe sagen: die alten Meister insgesamt — denn auch deren primitivste Buntheit ist ja noch schwer gegen die irisierenden Farbenbuketts des Neuesten — anspruchsloser sind hinsichtlich des Platzes. Sie fügen sich, ohne eine Sondereristenz führen zu wollen, dem gebrochenen und getönten Licht der Innenräume ein und wirken als Zusammenfassungen oder Akzentuierungen von dessen Stimmung. Diesen engeren Zusammenhang zwischen Lokalität und Gemälde charakterisierst Du zunächst mit Hinblick auf die kirchliche Kunst; ich glaube, daß sich das dort Gesagte auch auf das Profanbild und das ihm zugedachte Interieur erstrecken läßt. Die Schönheiten eines Brouwer und Ostade kann man in einer spärlich beleuchteten Ecke, ja fast schon beim Licht einer Kerze würdigen, und hat nicht Lenbach sich für seine so im Ertrem tonige Malerei in den bekannten Sonderkabinetten der Ausstellungen wieder das Licht hergestellt, wie es der stattliche

Wohnraum bietet? — Anders das kühle und das hellfarbige Bild; es drängt aus dem Halbdunkel heraus, denn es will Farben- und Lichtwerte zur vollsten Geltung bringen; die Maler gehen bis an die äußerste Helligkeitsgrenze, bis zur völligen ungebrochenen Aufbrauchung der lebhaftesten Farben; die Höchstleistung oder wenigstens höchste materielle Kraftleistung in dieser Richtung kann nur bei alles aufzeigendem Licht gewürdigt werden. So sind helle Ausstellungsräume, helle Ateliers überall in Fülle entstanden, und wir fragen heute, durch die Ausstellungstechnik zu ganz anderen künstlerischen Möglichkeiten gelangt und auch wieder gedrängt, überhaupt kaum mehr nach der mutmaßlichen Wirkung unserer Bilder in den lichtärmeren Privaträumen des späteren Besitzers. Du sagst, daß der Maler des siebzehnten Jahrhunderts die Malerei um ihrer selbst willen übte. Aber erst heute hat sich das Bild völlig aus allem bedingenden Zusammenhang mit der Umgebung gelöst und will, in einseitiger Konsequenz des „l'^i-t pour 1'art", ein „Ding für sich" sein. —

P. N.

Professor Dr. Alfred Klaar: Epilog zur Kleistfeier

i. Kämpfe, Niederlagen und Siege*).

Als ich vor etwa acht Iahren, ehe die nüchterne, spekulative Bauwut unserer Tage, den heiligen Kleisthain in eine schablonenhafte Anlage verwandelt hatte, zum letzten Male in der Waldwildnis am Wannsee weilte und zwischen dichtem Gestrüpp, im Gedränge von Föhren und Kiefern an das schlichte Kleistdenkmal herantrat, warfen alle dunklen Mächte des Lebens ihre Schatten auf mein Gemüt. Hier gab sich der Genius geschlagen; hier täuschte er sich in eine Todesheiterkeit hinein, hinter der die Verzweiflung lauerte; hier kniete er und sank er hin, der trotz alles Leids und trotz aller Enttäuschungen mit dem Stolz eines Prometheus durch das Leben gegangen war. Und lange währte es, ehe die Beklommenheit aus meinem Innern wich. Ganz allgemach erst tauchte aus dem Nebel eines grauen Herbsttages, aus dem Dickicht der Wildnis, aus den Schauern der Selbstvernichtung, die mich umwehten, der großartige Gehalt des gesättigten Lebens empor, das mit dem Blute des Dichters hier verströmte. Gestalten von andringender Lebendigkeit, voll wilder Größe und unwiderstehlicher Anmut, Bilder von unvergleichlichem Zauber der Ursprünglichkeit stiegen aus dem Boden herauf und drängten durch das welke Laub und die Schleier der Dämmerung hindurch, immer mächtiger.

") Aus einem Voltrag, gehalten im Vollsbiloung«ve«in zu Weimar.

lichter und körperlicher, ein erdrückender Reichtum inmitten der Einsamkeit und Weltabgeschlossenheit. ....

So folgte dem Drucke die Erhebung, so löste sich der Schauer in Bewunderung auf. Hier war einer von uns geschieden, der sich über die Welt erhob, die ihn verkannte, der die letzte Sorge um äußeren Erfolg von sich getan und sich dem Universum in die Arme geworfen, trotz aller Demütigungen kein Gedemütigter — ein Stolzer, Eigener, Einziger, der auf eigene Faust das Höchste erreichen und das Letzte erdulden wollte. Er wehrt sich gegen das Mitleid, wie gegen die Norm der alltäglichen Welt. Die Menschen hatten weder die Kraft, ihn zu werten, noch das Recht, ihn zu richten; er hat immer nur der inneren Stimme gehorcht, derselben, die uns Unsterbliches in seinen Werken kündet. So wuchs aus dem Wehe die Weihe des Gedenkens empor, und durch diesen Widerspruch geht unsere Empfindung immer wieder hindurch, wenn wir an das Leben, Schaffen und Sterben Heinrich von Kleists zurückdenken. Aller Zwiespalt, alles, was die Zeitgenossen verschuldet, alle konventionelle Gebundenheit, die das Genie in ihre eigenen Fesseln schlagen wollte, alle Blindheit und Stumpfheit gegen kühne Originalität taucht in diesem Widerspruche mit empor, im Mittelpunkte aber das große, herrliche und doch unglückliche Naturell, das aus dem Widerspruche unter furchtbaren Wehen eine Welt von Kraft und Schönheit gebar, um zuletzt in chaotischen Wirren unterzugehen. Der kämpfende, nicht der versöhnte Gegensatz war die Seele dieses Dichters. Er hat die Beruhigung, die Harmonie nicht erreicht, aber er war einzig im Ringen um die höchste Befriedigung; herrlich, mit einer Sonnengewalt sondergleichen schimmert das Ideal der Vollendung in seine Dichtungen herein: in Käthchens rührenden Freudentaumel, in Hermanns glorreiches Heldentum, in den Triumph des Prinzen von Homburg. Und aus solchem Dichtertraum senkte sich das Glück nie auf sein Leben hernieder. Er lebte in rastlosen Spannungen, Überspannungen und in Rückschlägen der Erschlaffung. Auch als er als Dichter längst seinen Ton und als Meister des Bildens die Sicherheit der Hand gefunden, schwelgte er niemals in Befriedigung, und die Lust des Schaffens wurde immer wieder durch einen Hang zum Äußersten verscheucht, dem sein Leben nicht gerecht werden konnte. So war und blieb er der Dichter der Ekstase und eben darum einzig als Dramatiker, als unmittelbarer Verkünder der höchstgesteigerten Lebenskämpfe, als dichterischer Entdecker der Naturen, die im Gefühle aufgehen Die letzten Forderungen, die er an Leben und Dichtung stellte, waren unerfüllbar: erst denkend, dann dichtend wollte er an den Kern aller Rätsel heran, die die Sphinr des Lebens sich nicht abringen läßt. Aber auf dem Wege zum Unerreichbaren gewann er Höhen, zu denen wir uns bewundernd von ihm emportragen lassen, Überschauen wir sein Leben, so liegt kein einheitlicher Aufstieg vor uns, dessen Linien wir nachziehen könnten, wie sonst im Dasein der Großen. Es ist ein Auf und Ab, ein Wechsel von Sieg und Niederlage, von Triumph und Resignation, ein ungeheurer Lebenskampf mit wechselndem Kriegsglück, keine Entwicklung zu

harmonischer Menschlichkeit, aber eine Offenbarung von ungeheuren Kräften. Daß er diesem aufreibenden Kampfe die Sammlung zum Schaffen abgewann, daß er die Kraft besaß, das Ekstatische in seinem Leben und in seinen Kunstbcstrcbungen festzuhalten und zu verbildlichen, macht seine Größe aus und begründet einen Ruhm, wie er ihn einst erträumte und zuletzt verwarf, weil auf der Wage seiner unbestechlichen Empfindung auch dieses Gewicht zu leicht befunden wurde. Sterbend hegte er nicht die geringste Sorge um seine Werke, auch nicht um die Meisterschöpfungen, die der Welt völlig verborgen geblieben waren. Wie immer, beherrschte ihn zuletzt nur ein Gefühl: einer unerträglichen Welt ledig zu werden und sich in das Geheimnis einer anderen hinüberzuträumen, und gerade diese völlige Hingabe an das Gefühl gab ihm und seinen Werken etwas Einziges, das nicht untergehen kann. ...

Eine Welt von Gegensätzen war Heinrich von Kleist in die Wiege gelegt. Von Haus aus war er märkischer Edelmann, Abkömmling eines Geschlechts, das dem Throne der Hohenzollern nahestand, Sohn eines höheren Offiziers in Frankfurt a. Oder, früh bestimmt, in die Fußtapfen seiner Vorfahren zu treten. Den ehrenfesten Vater, den wir uns ganz im Zuge der Tradition zu denken haben, verliert er im elften, die Mutter, deren Gestalt in historisches Dunkel gerückt ist aber in deren Wesen wir wohl die Quelle seiner Eigenart zu suchen haben, im sechzehnten Lebensjahr. In den frühen Krisen des Lebens fehlte ihm jene intime Führung, die im Drucke der festen, lenkenden Hand die warme, liebevolle Fürsorge empfinden läßt; was seine ersten Schritte im Leben bestimmt, ist unverkennbar mehr die Tradition des Standes, als das zarte Familiengefühl. Eine Verwandte, die nach dem Tode der Eltern das Haus in Frankfurt a. Oder vertritt, ist ihm innerlich immer fremd geblieben; ein einziges Wesen seiner Sippe, seine Schwester Ulrike, hat in seinem Leben eine entscheidende Rolle gespielt, bezeichnend für den leidenschaftlich geistigen Zug seines Wesens eine größere als alle Frauen, denen er sich jemals mit sinnlicher Liebe genähert hat. In Ulrike waren die Elemente ähnlich gemischt wie in ihm selbst, eine Verbindung von starkem Verstand und ausschweifender Phantasie, von traditionellem, adligem Wesen und Trotz, sich eigenwillig auszuleben — sie ging auf Reisen mit Vorliebe in Männerkleidern einher — von konservativen und genialen Neigungen; nur war das Mischungsverhältnis zum Unglücke Kleists ein umgekehrtes: das Ererbte, das Herkömmliche hatte trotz aller originellen Neigungen, die auf der Oberfläche spielten, das Übergewicht in dieser denkwürdigen Frau, die den Bruder vertrauens- und liebevoll auf kühnen Wegen begleitete, aber das tiefste Geheimnis seines Naturells nicht verstand und immer vor der letzten Höhe, die er nehmen wollte, zurückschauderte. So oft er in die äußeren Niederungen des Lebens geriet, bot sie ihm die stützende Hand, aber nur um in gewohnte Bahnen, die sie für die alleinseligmachenden hielt, immer wieder zurückzulenken. Bei seinen verwegensten Aufstiegen ließ sie ihn allein, und als er, ein scheinbar unterlegener Lebenskämpfer, zum letzten Male zu ihr

ins Vaterhaus zurückkehrte, ein Dreißiger, der es in den Augen der Welt zu nichts Rechtem gebracht hatte, war sie nicht stark genug, ihm Momente der Scham und der Demütigung zu ersparen. Zu spät bereute sie die Regungen nüchterner Überlegenheit, mit denen sie ihn empfangen und sein Selbstgefühl herabgedrückt hatte. An der Einzigen, die ihm oft eine treue Lebens- und Leidensgefährtin gewesen, mußte er die bittere Erfahrung machen, die Frau von Stakl in die Worte faßt: „Es ist das traurigste im Leben, daß sich dieVerkennung der Welt bis in das Herz unserer Liebsten schleicht."

Im wesentlichen, in den Entschlüssen über äußere und innere Bestimmung war Kleist schon als Knabe auf sich selbst gestellt; eine Natur, in der Vererbung und Herkommen auf der einen, Individualität und leidenschaftliche Neigung auf der anderen Seite früh miteinander in Streit gerieten, aber einander innerhalb dieses Streites in der eigenartigsten Weise durchdrangen und ergänzten. Entscheidende Züge seiner Originalität und die schwersten Konflikte seines Lebens sind in diesem Widerstreit und in dieser Durchdringung Mitbegründer. Nie hat er das Familienerbteil, die edelmännische Überlieferung, die märkisch-preußische Art, das Herkommen des Offiziergeschlechtes völlig von sich geworfen; er hat es nur in sich umgebildet, ins Geistige transponiert, und ein Blutstropfen der Kleist ist in alle seine Gestalten und Gestaltungen eingedrungen. Man muß sich hüten, auf den Familienspruch: „Alle Kleists Dichter" dabei zu großes Gewicht zu legen. Trotz des Großoheims in einer Seitenlinie, des Frühlingsdichters Ewald von Kleist, der namentlich durch seinen Heldentod bei Kunersdorf berühmt geworden, trotz des im Dunkeln gebliebenen poetischen Dilettanten Franz von Kleist, deutete dieses Wort nicht auf ausgesprochen literarische Neigungen der Familie, sondern nur auf einen leicht schwärmerischen Zug des Adelsgeschlechts. Im Kern waren und blieben die Kleists patriotische Edelleute von aller Festigkeit und Enge soldatischer Lebensanschauungen. Auch Heinrich von Kleist stand, trotzdem sein Lehrer Martini den unbezähmbaren Feuergeist schon in der Schule erkannt hatte, völlig im Zuge dieser Tradition. Die heimische Erziehung und der Unterricht, den ihm später Catel in Berlin erteilte, waren Vorbereitungen für den militärischen Beruf, in den er, noch ein Knabe an Iahren, in Potsdam eintrat, und in dem er als siebzehnjähriger Fähnrich oder Iunker den Rheinfeldzug von 1793/94 mitmachte, um bald darauf zum Sekondeleutnant aufzurücken. In diesen Iugendjahren scheint nichts auf den originellen Lebens- und Schaffensdrang hinzudeuten. Nur ein Kleist mehr scheint dem Offizierstande neu erwachsen zu sein.

Aber unter der Decke des Herkommens arbeitete es gewaltig in diesem verschlossenen jugendlichen Geiste, bis die Hülle gesprengt ist und alle Quellen der Originalität hervorsprudeln. Zur Verwunderung der Vorgesetzten, zum Schmerze der Familie tritt Kleist mit dem Entschluß hervor, den Soldotenrock abzulegen und sich der Wissenschaft zu widmen. Drill und Disziplin, das Einerlei der täglichen Pflichterfüllung und die Enge der soldatischen Interessen waren ihtn unerträglich

geworden; erplosiv kam das Verlangen nach freier, geistiger Entwicklung zum Durchbruch. Schweren Herzens fanden sich die Seinen darein, auf den Entschluß einzugehen. Aber es war eine ausgemachte Sache für sie, daß ein Kleist nur unmittelbar dem Staate dienen könne, sei es als Soldat, sei es als Beamter, und so war ihm, als er als Student nach Frankfurt zurückkehrte, nur die Wahl zwischen Ius und den Cameralien gestattet. Äußerlich fügte er sich, vermutlich sogar mit dem Ausblick auf die Laufbahn, die man ihm vorzeichnete. Innerlich drängte es ihn anderswohin — zu den letzten Fragen des Lebens, deren Lösung er von der Philosophie erwartete. Der Drang nach Erkenntnis war merkwürdigerweise der erste und stärkste in diesem dichterischen Naturell. Und in der Art, wie er sich diesem Drange hingab, wie in anderen Charakter- und Entwicklungszügen, wirkt das Erbteil seiner Natur, die Überlieferung des märkischen Soldatengeschlechtes: immer entschiedene Hingabe an Eines, wie die Tradition es vorzeichnet, immer heroische Disziplin nach innen, bei aller Regellosigkeit des äußeren Lebens. Immer die Parole: „Alles oder nichts, voller Sieg oder Untergang", wie sie auf dem Schlachtfeld die Gemüter stachelt, und eine Empfindlichkeit der persönlichen Ehre, der gegenüber jede Rücksicht zurücktritt. Aber auch in den letzten Idealen, denen Kleist nachstrebt, in einem zuletzt zur Wildheit gesteigerten Patriotismus, zu dem er sich aus dem Weltbürgertum seiner Iünglingszcit hindurchringt, offenbart sich dieser alte, märkische Edelmannsgeist; er entflammt für die stolze, plötzliche Erhebung gegen das Ioch Napoleons; er fühlt sich immer wieder berufen, sein Wollen unmittelbar durch die Staatsmächte zu verwirklichen; er hat, wie kein Zweiter, die nationale Überlieferung der Hohenzollern und ihrer Getreuen verherrlicht. Aber alle diese ererbten Züge erscheinen ihm gehoben, mit neuem geistigem Gehalt gefüllt; kein Dichter hat wie er den Adel verinnerlicht und zum Edlen verklärt.

Als Student in Frankfurt betätigte er zunächst jene wundersame Willenskraft und Entschlossenheit in einem grenzenlosen, auf die letzten Fragen gerichteten Erkcnntnistricbe, der alle anderen Lebenstriebe, selbst die Sinnlichkeit der Iugend, in ihm zurückdrängt. Die günstigen äußeren Lebensbedingungen, das Gegebene, wobei kleine Geister sich beruhigen, das auf die alltäglichen Bedürfnisse zurechtgeschnittene Herkommen hat er mit der Leutnantsuniform von sich getan; er will auf den Grund des Lebens sehen und wird ein leidenschaftlicher Wahrheitsucher, der alle philosophischen Systeme durchirrt, um Sinn und Zweck des menschlichen Lebens zu begreifen; er wird Philosoph mit Leib und Seele, mit allem Aufgebot angeborenen Scharfsinns und innerster Leidenschaft. Die Briefe an seine Braut Wilhelmine von Zenge,ein Mädchen seines Standes und seiner Familienüberlieferung, das er mit tyrannischem Eigenwillen zu seinem zweiten Ich umprägen will — pädagogische Liebesbriefe, die in der ganzen Literatur nicht ihresgleichen haben — führen uns in die Sphäre dieser Studien ein, die an die faustische Verzweiflung des Nichtwissenkönnens heranführen. Wunderlich scheidet sich schon hier Kleists Entwicklungsgang von dem Werdeprozeß anderer großer Poeten, zumal von dem

unserer Klassiker. Für Goethe und Schiller, aber auch für Lessing, der zwar von der Kunsttheorie, aber nicht von der Metaphysik ausging, bedeutet die Philosophie, das Ringen um Welt- und Selbsterkenntnis die letzte Weihe eines tatenreichen Lebens, die Krone eines gereiften Schaffens. Das Wirken, die Verkörperung poetischer Ideale, die verklärte Spiegelung des Lebens geht voran, und erst im Vollgefühl inneren Berufs, individueller Befriedigung und im Besitze der reichsten Erfahrung, suchen sie ein klares Verhältnis zu Leben und Universum und beruhigen sich dabei, das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche zu verehren. Kleist geht den umgekehrten Weg. Als Iüngling will er ans Äußerste, an die letzten Wahrheiten herandrängen, mit dem feurigen Schlüssel eines Denkens, das Kopf und Herz zugleich an sich gerissen, an die Mütter herandringen, die ihm das Geheimnis von Welt und Leben verraten sollen. Und da die Sphinr ihm die Antwort verweigert, liegt ihm nichts ferner als die weise, milde Beruhigung, die, nachdem die äußeren Schleier gelüftet sind, sich demütig vor dem letzten Rätsel neigt, sondern er verzweifelt an einem Wissen, das mit dem Rauschen der Quellen lockt und immer tiefer ins unfruchtbare Gestein hineinführt, das Befriedigung verheißt und versagt, verfällt erst in Seelenqual und Trübsinn über die furchtbarste aller Enttäuschungen und findet zuletzt, in seinem ungeheueren Drange nach geistiger Erweiterung und Vertiefung des Wesens seine Zuflucht in, Anschauen und Erfühlen des Lebendigen der Menschennatur, der ursprünglichsten Triebe, die uns in die Wiege gelegt sind, der schaffenden und leidenschaftlichen Kräfte, die uns mit dem All verbinden. Er will nicht mehr grübeln, sondern schauend erkennen; er sieht das Höchste, was das Leben bieten kann, nicht mehr in metaphysischen Hypothesen, sondern in der Intuition, er erwartet das Letzte, was das Leben bieten kann, nicht mehr von der untersuchenden Doktrin, sondern von der unbewußten Offenbarung der Innerlichkeit, in der er einzig das Schöne und Große noch zu finden hofft. In dieser Reaktion, die der Verzweiflung an der Philosophie auf dem Fuße folgt, fühlt er ungeahnte Kräfte in sich erwachen; selbst so herrlich naiv, wie die großartigen Gestalten, denen er von seinem Wesen mitgeteilt hat, fühlt er sich, nicht aus Ehrgeiz, nicht im Zuge der Berufswahl, sondern wie von Traum und Trieb erfaßt, zur Dichtung hingezogen: was ihm die Philosophie versagte, soll ihm die Innerlichkeit des Lebens offenbaren, und aus dieser neuen Eraltation wachsen seine Dichtungen hervor, Geschöpfe einer sich in das Leben einbohrenden Phantasie, die die Fesseln der Abstraktion und der Reflerion von sich geworfen.

In diesem ganz eigenartigen Entwicklungsprozeß, der durch den leidenschaftlichen Philosophen zum noch leidenschaftlicheren Poeten führt, der jenseits jeder Metaphysik rastlos die Natur befragt, liegt ein Schlüssel zum höchsten Glück und Unglück Kleists, zu einem künstlerischen Gelingen und zu praktischen Mißerfolgen sondergleichen. Er hat hemmende und bändigende Mächte zugleich von sich getan. Sein Evangelium des alleinseligmachenden Gefühls trägt ihn zu unvergleichlichen

Höhen der Poesie heran und nimmt ihm alle Maßstäbe äußerer Berechnung. Er
wird zum Märtyrer einer künstlerischen Begeisterung und Überzeugung, die nur
das Ursprüngliche, das aus der Menschennatur hervorströmt, als groß und schön
gelten lassen will, mit hinreißender Kraft an diese Quellsprünge des Daseins heran-
dringt, aber auf dem einsamen und steilen Wege alle Berührung mit anderen Mächten,
die das Leben lenken und regeln, verliert. Ein entschlossener Feind aller Kompro-
misse, scheitert er zuletzt an den Lebensbedingungen einer Gesellschaft, die nur durch
gegenseitige Zugeständnisse sich im Schwebezustande der Beruhigung erhalten kann.
Auf einer Reise nach Würzburg, die nach neueren Forschungen mit einem
körperlichen Leiden zusammenzuhängen scheint, von dem der an der Pforte des
Ehestandes stehende junge Mann sich befreien wollte, und die zur ersehnten Hei-
lung führte, vollzieht sich der große innere Umschwung: der entschiedene libergang
zum poetischen Beruf. Aber diesen Frühlingsstürmen des Genies folgt keine Zeit
beruhigter Reife und innerlich gesicherter Meisterschaft, sondern Sturm auf Sturm
mit allen verheerenden Wirkungen der Zerrüttung, Krisis auf Krisis mit allen
Verzückungen des höchst-gesteigerten Könnens und allen Selbstdemütigungen einer
Natur, die sich nur im Höchsten genugtun kann und jedes Sichabfinden verabscheut.
Es ist nicht beabsichtigt, im Rahmen dieser kurzen Charakteristik der Zickzacklinie des
äußeren Kleistschen Lebens zu folgen, der ruhelosen Wanderung des Genies, das
sich immer wieder von Menschen und Zuständen losreißt, um höhere Daseinsformen
zu suchen, den fortgesetzten Erschütterungen und Enttäuschungen einer proble-
matischen, dämonischen Natur, die das Höchste leistet, ohne sich genug zu tun, und
ohne das Verständnis der Mitwelt zu finden. Dunkle Vorstellungen waren früh
in das Gemüt des Dichters gesenkt. In seinem Drange zum Grenzenlosen gerät
er immer wieder an die Pforte des Todes heran, hinter der ihn eine zweite, rätsel-
hafte Welt zu locken scheint.. .. Mit einem Ungeheuern Liebesbedürfnis, das sich mit
keinen Almosen der Freundschaft begnügt, sondern bei aller scheuen Verschlossenheit die
vollste Hingabe verlangt, darbt er im Verkehr mit Freunden und Frauen; im
Gefühl einer außerordentlichen Kraft, die das Recht eines neuen Tones einsetzt
und keiner Gunst zu bedürfen scheint, begegnet er ertötender Stumpfheit und Ver-
kennung. So wandert er, wie von Furien verfolgt, von Ort zu Ort, von Freiheit
zu Amt, von Erfolg zu Verzweiflung, aber immer von den Musen begleitet und
nach jeder Erschlaffung fähig zur erneuten Anspannung aller Kräfte. An jeder
Station seiner Lebenspassion, in Paris, wo er erst angeekelt, dann gefesselt weilt,
in der Schweiz, wo er als Landmann das Ideal eines Lebens in und mit der Natur
zu verwirklichen sucht, als Diätar in Königsberg, in einem Amte, in das ihn die
Nötigung des Lebens zurückdrängt, als französischer Gefangener in Chalons, als
Iournalist in Dresden, als rastloser Agitator gegen Napoleon in Österreich, in seiner
letzten Berliner Zeit, da ihn mehr noch der flammende Patriotismus, mehr noch
die allgemeine, als die persönliche Not in die Reihen der Armee zurückführt, bis
hart an den freiwilligen Tod heran, bis zur letzten Flucht ins Äußerste, in die ihn

eigener Schwärmerdrang und verhängnisvoller Irrtum der Mitwelt zugleich hineinziehen — immer steht er im Zeichen des Schöpferischen, immer betätigt er die Kraft, Außerordentliches aus sich heraus zu bilden und das Genie zu beglaubigen. Unvergleichlich ist diese Macht der Innerlichkeit, die durch die unglückseligen Verhältnisse zwar gebrochen, aber nicht gebeugt werden kann. Diese in das eigene Selbst zurückgedrängte Meisterschaft, die die Menschen zuletzt geringschätzt, ihrem Lob oder Tadel nicht mehr nachfragt und doch aus innerer Nötigung für die Menschen ein Herrliches bildet, das nicht vergehen kann.

Folgen wir der Linie der Kleistschen Schöpfungen, so gewahren wir staunend, wie der Zerrissenheit des Lebens die Einheit der Produktion, wie der scheinbaren Regellosigkeit des Daseins das innere Gesetz, und wie den schwankenden Entschlüssen des ruhelosen Lebenspilgers die bewundernswerte geschlossene Energie der Dichtwerke gegenübersteht. Auch hier ein Zug zum Äußersten, aber beherrscht durch die bildnerische Kraft, die sich nicht ins Ziellose verliert, sondern die höchsten Ekstasen des Lebens in künstlerisch vollendete Bilder faßt. In der Phantasiewelt befriedigte sich der Drang, der unbefriedigt durchs Leben tobte, gewann das Ungeheuere Gestalt und Leben. Von der Grübelei auf die Macht des Impulses zurückgeworfen, lebte sich Kleist in einen Kultus der Naivität hinein, die all seinen Werken das Gepräge aufdrückte. Gegenüber dem Gegensatze naiver und sentimentalischer Dichtung, wie ihn Schiller so tiefsinnig und geistvoll formuliert, trat er mit großartiger Einseitigkeit, ja fanatisch für die entscheidende Macht des Unmittelbaren und Unbewußten ein. „Nur die erste Regung ist schön", rief er im Rausche der innerlich erwachenden Poesie aus, und in den mannigfaltigsten Stoffgebieten, die seine Phantasie reizten, in allem Wechsel der inneren Tendenzen, die ihn vom Weltbürgertum zum flammenden Patriotismus, zum ungeduldigen nationalen Befreiungsdrange hinüberleiteten, blieb er dem Glauben an die Macht des Gefühles, das über allen Mächten des Lebens ist, an die beseligende Offenbarung des Unbewußten, das über alle bewußten Pläne triumphiert, im Herzen und in der Dichtung treu. Daher sein Drang zu unerhörten Naturlauten, sein Eindringen in die Geheimnisse der Psyche, die sich unabsichtlich verrät, seine unverkennbare Freude an der nachtwandlerischen Sicherheit der Einfalt, seine erschütternde Kraft in der Tragik der Naturen, die nur ihrer inneren Stimme gehorchen. Kleist hat sich für die Grundanschauung vom Leben, für diese eigenartige Prägung der Daseinswerte, seinen besonderen Ton und seine besondere dramatische Technik geschaffen: den Ton der äußersten Unbefangenheit und Unmittelbarkeit, die Technik einer Charakteroffenbarung, die nicht durch Reflerionen, sondern durch unwillkürliche Entladungen des Inneren hindurchgeht. So wurde er ein Reformator des poetisch-dramatischen Stils und aus dem Bedürfnis des Gefühls heraus ein Charakteristiker sondergleichen.

Die Literaturgeschichte hat ihn als den größten, hervorragendsten den Romantikern beigesellt, mit denen ihn tatsächlich soziale Beziehungen, die Liebe

zum Wunderlichen und Wundersamen, die Richtung auf nationale Geschichte und Überlieferung und zuletzt die leidenschaftliche deutsche Bewegung der Befreiungskriege verband. Aber diese Einteilung rührt nicht an den Kern seiner dichterischen Persönlichkeit. Die Romantiker stellten den Symbolen eines geklärten Lebens, die in der klassischen Wiedergeburt der Antike lagen, zunächst eine vieldeutige, heimische Märchen- und Sagenwelt entgegen, die sich noch nicht voll entschleiert hatte und den mannigfachsten Deutungen ausgesetzt war; sie setzten die schwanke Vision an die Stelle des fest umrissenen Bildes, die Sehnsucht an die des klaren Wollens, das kühne Spiel mit Sinnbildern an die einer Zeichensprache, die das Ewige im chaotischen Gewirre des Lebens kündet. Sie waren und sind Träumer — von der blauen Blume bis zum blauen Vogel, von Novalis bis Maeterlinck — die der höchstgesteigerten subjektiven Stimmung ein lyrisches Spiegelbild entgegenhalten; aber sie waren und sie sind kleine Bildner, die den Kern des Lebens und der Menschen für alle Zeit veranschaulichen. Sie lieben es, in ihrem dunklen Drange ein zweites Leben aus dem realen herauszuspinnen, das sich wie ein hold trügerischer Schleier über die Wirklichkeit legt; aber sie greifen nicht an den Kern und in jene dunklen Tiefen des Lebens, aus denen, uns selbst unbewußt, immer wieder die Entschlüsse und die Taten der Menschen emporkeimen. In allen diesen Grundstimmungen des Schaffens war Kleist der gerade Gegensatz zu den Romantikern, mit denen ihn die Zeitstimmung und die nationale Tendenz zusammenführte. Er verlor sich nicht im Traume, sondern verdichtete ihn; er gab der Geschichte und Sage handgreifliche Realität; er war von Hause aus eine bildende Natur von erstaunlicher Kraft, die das Leben nicht mit Nebeln verschleierte, sondern es entschleierte, um auf seinen Kern zu dringen, in ein nichtdarüber gebreitetes, sondern darunter liegendes Dunkel der Gefühle, aus dem das Lebendige von der physischen bis zur geistigen Geburt hervorquillt. In ihm wirkte zeugungskräftige Poesie, die Menschen von Fleisch und Blut hervorbringt, und wenn er bei diesen Bildnerprozessen, von einem fast unheimlichen Drange getrieben, bis in die geheimsten Falten der Lebensphänomene eindringt, in die Sphäre der Träume, der Hypnose und der Suggestion, so ist es ihm niemals um eine Welt- und Lebensflucht zu tun, die die Realität hinter sich wirft, sondern um den Kern der Realität, den er in unseren unbewußten Regungen suchte. Wie jener Philosoph, der uns sagte, daß die Störungen des Bewußtseins uns den Schlüssel zu dessen Geheimnissen in die Hand drücken, so war ihm das Traumleben seines Käthchen, die Nachtwandlerstimmung seines Prinzen von Homburg, ein letztes Mittel der Charakteristik, der sicherste Schlüssel zu den Geheimnissen des Innenlebens, ein untrüglicher Behelf, aus einem Zustand, in dem die Phantasie ohne Hemmungen waltet, das Unbewußte, worin alle Macht und Eigenart des Individuums liegt, ans Licht zu rufen; das waren ihm keine Erfindungen, die das Leben mildernd verdunkeln, sondern Entdeckungen der Lebenselemente. Ein leidenschaftlicher Charaktenstiker, sah er in den Reflerionen der Menschen nur die

Hüllen der unbewußten Anlagen und der entscheidenden Willenstriebe und rang rastlos danach, das Primäre, die individuelle Natur in diesen Hüllen zu zeigen. Dadurch kommt er von allen unseren Dramatikern dem mit der Natur wetteifernden Shakespeare am nächsten, und ich glaube, ihm eine richtigere Stelle in der Entwicklung zugewiesen zu haben, als ich ihn seinerzeit in meiner „Geschichte des Dramas" aus dem Kreise der Romantik heraushob und ihn den ersten Charakteristiker unserer Literatur nannte, den überragenden Gipfel am Beginn des Gebirgszugs, der durch die Höhen Otto Ludwigs und Friedrich Hebbels gekennzeichnet ist. Aber auch das faßt freilich nicht die Fülle seiner Eigenart in sich. Er hatte nicht nur die leidenschaftliche Sehnsucht und Kraft, die Menschen durch das enthüllte Geheimnis ihrer ersten Regungen aus allen theoretischen Täuschungen heraus ans Licht zu locken, sondern auch den unvergleichlichen Drang, diese latenten Kräfte zur höchsten Betätigung anzuspannen und sie in ihrer rastlosen Bewegung zu offenbaren. Kein zweiter hat aus der Charaktereinheit heraus in so genialem Fluge den Weg von Höhen zu Tiefen durchmessen, wie er in seiner „Penthesilea", keiner das Oszillieren einer wundersam reinen Natur von mimosenhafter Zartheit zu heroischer Todesverachtung so kühn und wahr vor Augen gestellt, wie er im „Prinzen von Homburg". Zur hellseherischen Beobachtung, die auf das Wesentliche im Menschen gerichtet war und uns mit Tauchermut Meerestiefen des inneren Lebens enthüllte, gesellte sich dieser Sinn für die kühnsten Bewegungen der Charaktere, dieses Nachbilden der Ekstasen, in dem in merkwürdigster Art zugleich mit dem Gefühl eine blitzartig wirkende Bildnerweisheit tätig war, eine von innen geförderte technische Meisterschaft, die man in der Art, wie sie die Objekte in der Bewegung bestimmt und das Unendliche in die Rechnung einsetzt, als höhere Mathematik des Dramas bezeichnen könnte. Das Wort vom größten Dramatiker der Deutschen, das in bezug auf Kleist da und dort gebraucht worden ist, lasse ich absichtlich beiseite; denn da kommt eine Fülle von Faktoren in Anschlag, wie Ideenreichtum, Massenbeherrschung, Theaterwirkung, Umspannung von Historie und Gegenwart, kurz, der ganze Kompler dichterischer Fähigkeiten, der in jeder Art von Dichtung drinsteckt, und alles Messen und Wägen ist hier vergebens. Aber sicher war Kleist, der uns in seinem kurzen Leben eine Reihe unvergleichlicher Meisterwerke geschenkt hat, mit seiner Kraft, alles aus dem Menschen herauszuholen, was sich von seinem Wesen unwillkürlich offenbaren kann, und seiner Gabe, diese Urnatur in die mächtigsten Schwingungen zu versetzen, unser spezifischer Dramatiker — wie kein zweiter zu überzeugender Menschengestaltung prädestiniert, und das hat der milde, weise, altruistische Wieland schon im Iüngling erkannt, als als er ihm den Beruf zuerkannte, eine Lücke auszufüllen, die selbst Schiller und Goethe noch offengelassen hatten.

Dr. M. Ritzenthaler:
Deutscher und Engländer
Das Trennende zwischen Deutschen und Engländern ist zweifelsohne ein seltsames Phänomen: trotz unablässiger, nun schon ein Iahrzehnt andauernder Annäherungsversuche seitens hervorragender Männer oder ganzer Korporationen beider Länder will es nicht gelingen, ein besseres Einverständnis zu erzielen. Dem'weiter Abstehenden drängen sich da zwei Fragen auf; die eine, ob vielleicht diese in ihren Motiven so lobenswerten Bestrebungen nicht eher das Gegenteil des Erwünschten herbeiführen; die andere Frage, worin eigentlich im letzten Grunde dieses Trennende bestehen mag. Der Gründe für den Gegensatz zwischen Deutschland und England werden ja nun viele aufgezählt, das Bemerkenswerte an ihnen ist, daß sie im gleichen Atemzug als nicht stichhaltig und als unwahrscheinlich bezeichnet werden. Mit Recht, denn das Trennende zwischen Deutschen und Engländern liegt weniger in den sogenannten „Tatsachen" (Konkurrenz in Handel oder Politik), sondern eher, so komisch es klingen mag, im rein Formalen, wobei unter „Formalem" die Art und Weise der Objektivierung des Willens zu verstehen ist.

Kommt es schon im engeren Kreis der Familie wenig darauf an, was man will, sondern w i e man will, so gilt dies in noch weit höherem Maße von den Völkern. Dieses „Wie" ist das Entscheidende, an das Wie klammert sich die Trägheit des Urteils, des Individuums wie der Masse, um es der Geschichte zu überlassen, das Was späteren Geschlechtern zu enthüllen. Der Wille Englands wie Deutschlands ist fast der gleiche, und sie schließen sich nicht aus, wie es überhaupt viele Plätze an der Sonne gibt. Der Engländer ist weit davon entfernt, dem anderen den Schatten zu werfen, weder auf dem Gebiet des Handels noch dem der Politik. Bestände die kommerzielle Tätigkeit beider Länder z. B. nur darin, daß sie dem dritten ihre Kisten und Ballen sendeten, so hätte sich die Legende von der Feindschaft beider Völker wegen der Handelsrivalität niemals so fest verwurzeln können, schon deshalb nicht, weil der dritte noch auf lange hinaus kaufsbedürftig ist. Der Handel aber zwingt die beiden Bewerber, sich auf dem Markte persönlich zu begegnen, und hier klafft der Abgrund im Formalen weit und meist unüberbrückbar. Ein Gleiches gilt für die Politik.

Es kann sich nun weniger darum handeln, in welcher Weise rein im Gehaben diese Verschiedenheit des Formalen zum Ausdruck kommt, sondern mehr darum, woher ihr die Quellen fließen.

Auch heute noch zählt in England in der Hauptsache nur der Angehörige besserer Kreise, er ist der Führende auf allen Wegen, sehr im Gegensatz zu dem im tieferen Sinne viel demokratischeren Deutschen. Der Engländer der besseren Kreise ist aber durchaus Aristokrat; sein Leben wie seine Lebensauffassung ruhen auf der sicheren und bequemen Basis langer Tradition, und vor allem eignet ihm die so vornehme wie nützliche Kunst des Wartens, überzeugt wie er ist, daß die Zeit jeder Frage die Lösung bringt. Ganz anders verhält es sich mit dem Deutschen, Über Nacht aus minderen Verhältnissen heraus zu einem ersten Volk gesetzt, findet er sich trotz aller Geschmeidigkeit nicht leicht in die neue Lage hinein. Es haftet ihm etwas Schwankes, Unsicheres und Tastendes an, etwas, das gefällig ausweicht und doch widersteht. Wo die Tradition vermißt wird, sucht man sie fast immer durch Verdienst und Wissen zu ersetzen, und dies trifft beim Deutschen, entsprechend seinem Glauben an das Schlagwort „Wissen ist Macht", in hohem Maße zu; er verfügt gegenüber dem Engländer über ein erdrückendes Maß von Kenntnissen und scheut sich nicht, seine Überlegenheit bei passenden wie unpassenden Gelegenheiten geltend zu machen. So gerne aber Ignoranz, sei sie noch so kraß, verziehen wird, so aufreizend wirken Besserwissen oder Kritik, besonders falls diese berechtigt ist. Nun will es aber das Leben, daß wirkliches Wissen, d. h. Erkenntnis der Verhältnisse und Dinge, wie sie vielen im Ausland repräsentativen Deutschen zu eigen ist, eher Ohnmacht ist, als Macht, und in ihrer letzten Konsequenz zur indischen Nabelbeschauung führen muß; bewahrt hiervon den Deutschen auch sein Tätigkeitsdrang und seine Energie, so trägt diese Tatsache doch dazu bei, seine Stellung unklarer, weniger einheitlich und weniger faßbar zu gestalten — wie es heute neben dem japanischen nur dem deutschen Volk beschieden ist, Politiker und Diplomaten zu haben, die einerseits mit etwas bauernhaftem Sinn für „Tatsachen" Bismarcksche Realpolitik zu betreiben glauben und anderseits völligem Quietismus zugetan sind. Derartige Vertreter eines Volkes müssen dem auf das Praktisch-Nüchterne abgestellten Sinn des Engländers unsympathisch, oft unheimlich vorkommen. Weiß nun der Deutsche der letzten zehn, fünfzehn Iahre in vielen Fällen selten genau, was und wie er eigentlich will, so ist das bedauerlich, aber eine Tatsache, die sich bei allen jungen Völkern vorfindet; es dauert Iahrzehnte, ehe ein Volk seinem Genie nachgehinkt ist. Schlimmer aber ist es, daß dies des Deutschen Gegner nicht weiß, und deshalb immer gezwungen ist, 2, priori das Schlimmste, ihm Gefährlichste anzunehmen. In diesen Verhältnissen liegt übrigens nicht nur ein Teil der Unmöglichkeit einer Annäherung zwischen Deutschland und England, sondern auch ein großer Teil der Unbeliebtheit, deren das junge deutsche Reich bei allen ihrer Traditionen sicheren Staaten genießt.

Unheimlich kommt der Deutsche dem Engländer vor, unbehaglich ist es dem Engländer in des Deutschen Nähe — das sind vielleicht die beiden besten

Ausdrücke für das Gefühl, das sich des Engländers bei der näheren Bekanntschaft mit dem Deutschen bemächtigt. Dieses Gefühl wird noch dadurch gesteigert, daß der Engländer mit Staunen sehen muß, in welch kurzer Zeit sich der gebildete, repräsentative Deutsche in seiner äußeren Erscheinung dem die Welt beherrschenden englischen Vorbild angepaßt hat, wie der Deutsche nach wenigen Wochen Aufenthalt in England glattrasiert und unbestimmten Alters herumläuft, ohne das geringste seiner Mentalität aufgegeben zu haben (wie nebenbei gesagt nichts hohler ist, als der durch frühere Erfahrungen festgestampfte Gemeinplatz, der Deutsche gehe rasch im fremden Volke unter). Die Mentalität des Engländers ist ein reines und klares Wasser, sie weist keine Untiefen auf, und das Senkblei stößt überall auf den ebenen Grund solider und tatkräftiger Einseitigkeit. Diese Mentalität ist der stärkste Kitt in der sozialen Struktur des englischen Volkes, sie sitzt überall, in der dauerhaften Ware des Handwerkers, in der Kunstbettachtung eines Ruskin, in der Politik eines Sir Edward Grey. Ist es mit einem Engländer hierin anders bestellt, so ist er klug genug, dies nicht wissen zu lassen; tut er es doch, so zu seinem Schaden. Leute wie Shaw, wie Beardsley oder der so schüchternvorsichtige Galsworthy sind ihrem Vaterlande doppelt schlechte Propheten.

Der Engländer, in gewisser Hinsicht noch mehr Gesellschaftsmensch wie der Franzose, scheut verfängliche Unterhaltungen, der Deutsche sucht sie, gefällt sich zu gern in seinen allgemeinen Ideen, an denen er immer eine reichliche Auswahl zur Hand hat, und glaubt sich dazu verpflichtet, zu allem und jedem Stellung zu nehmen, die er öfters und unbefangen wechselt. Da er seine Ideen nicht nur ausspricht, sondern sie manchmal erlebt, wird er selten gewahr, wie fremd und befremdend er wirkt, wie sehr er an den Personen vorbei spricht, und wie aufreizend sich seine vielseitigere Betrachtungsweise ausnimmt.

Als Illustration hierzu mag ein kleiner Vorfall dienen, der, an und für sich unbedeutend, hier besser spricht als lange Worte. Es war in einem der Klubs von Piccadilly. Das abgerissene und zerfetzte Gespräch drehte sich um des Deutschen Kaisers Bild „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!", dem die Vorzeichen der chinesischen Revolution neue Symbolik verliehen hatten. Ein als Gast weilender Deutscher hörte längere Zeit schweigend den verschiedenen Bemerkungen zu, um dann auch das Wort zu ergreifen und, wie dies der Deutsche so sehr liebt, zu einem kleinen, netten und wohldisponierten Vortrag auszuholen, in dem er mit ziemlichem Eifer asiatische Unkultur gegen europäische Kultur ausspielte. Er fand bei den Söhnen desjenigen Volkes, das sich als der Vertreter Europas in Asien betrachtet, willige Zuhörer, und als das Referat zu Ende war, fehlte es nicht an warmem Beifall. Schließlich faßte ein älterer Herr das Lob in der Äußerung zusammen, er habe selten ein so umfassendes und vor allem so richtiges Urteil über diese Frage gehört. Der Deutsche, überrumpelt durch diese Anerkennung,

ließ alle Vorsicht dahin, verbeugte sich geschmeichelt und sagte: „Doppelt richtig, man braucht nur asiatisch mit europäisch vertauschen, und es stimmt auch."
Derartiges verträgt der Engländer schwer. Ein Augenblick der Verblüffung folgte, dann wurden mit heftigem Rauschen die Zeitungcn wieder aufgenommen, und aus dem tiefen Schweigen klang es deutlich heraus: ^ dan^e-lUU8 M3,n!
^ ä2n^erc»u8MÄn ist vielleicht das Schlimmste, was man in England von einem Menschen sagen kann. Diese Spezies ist in England zu sehr Ausnahmeerscheinung, steht zu sehr im tätigen Gegensatz zu dem Empfinden des wohlerzogenen Durchschnittengländers, als daß sie hier übergangen werden dürfte. ^ 62nßelou8 in a n ist jeder, dem das solide Fundament einer nützlichen Weltanschauung abgeht, kurz, dem die Erkenntnis oder Einsicht nicht das schwelende Lichtlein ist, das nur einen und deshalb nie zu verfehlenden Weg beleuchtet, sondern die blendende Sonne, die tausend Wege weist, die die Wahl zur Qual, die Qual zur Unsicherheit wandelt. Um den Unterschied zwischen dem Deutschen und Engländer in dieser Hinsicht zu verstehen, vergleiche man das jüngst erschienene Werk eines Walter Rathenau mit den Erzeugnissen von Engländern, die etwa die gleiche Stellung im sozialen Leben ihrer Heimat einnehmen und etwa den gleichen Erfahrungsschatz schriftlich niedergelegt haben; an Werken dieser Art ist in England kein Mangel. Auf der einen Seite ein an Glaubensbedü'rfnis, an Einsicht und schwanker Vorausahnung den Rahmen sprengendes Buch, auf der anderen Seite Werke, die in jeder moralpädagogischen Bibliothek junger Kaufleute oder Techniker einen Ehrenplatz einnehmen könnten und auch einnehmen. Herr Walter Rathenau dürfte ein ino 5 t d2nßerou5 man sein, und gibt es in Deutschland auch nicht viele Menschen, die so seltsam kluge Bücher schreiben, so doch viele 6 2 nße > rau 8 men.
Über den Unterschied des Formalen in der sozialen Struktur beider Staaten ließe sich überaus vieles und für eine Beurteilung des Trennenden zwischen Deutschen und Engländern Grundlegendes sagen. Es sei hier nur eines herausgegriffen. Es eristiert in Deutschland eine Klasse, die England nicht hat, und die man als „liberale Bourgeoisie" bezeichnen mag. Sie ist hier deshalb von Bedeutung, weil zu ihren Angehörigen die meisten Vertreter des Deutschtums im Ausland zählen. Die deutsche liberale Bourgeoisie zu definieren, dürfte schwer fallen; wie sie sich noch entwickeln wird, steht ganz dahin. Sicher ist nur, daß in ihr neben üppig wucherndem Unkraut reiche Zukunftskeime wirken, daß sie lebt und leben läßt, sich durch intensive Selbstbespöttelung und Selbstironie auszeichnet, kurz, daß ihr nichts Menschliches fremd ist, außer einem — der leLpectabilit?.
Über die reZvect^dilit^ lacht jeder gebildete Deutsche, nachdem er sie kennen lernte. Hat er aber ihre Notwendigkeit und vor allem ihre Nützlichkeit in der sozialen Struktur eines Volkes erkannt, so wird manchmal aus dem Lachen ein verständnisvolles Lächeln, und er versagt ihr nicht die Reverenz, die einer so

ehrwürdigen Dame zukommt. Leider ist dem aber nicht immer der Fall, und in den geringsten Kleinigkeiten, allerdings meist unbewußt, vergeht sich der Deutsche gegen diese reLpectadilit^. Sie aber ist der Wall, die Notwehr, in der sich der Engländer sicher glaubt, und greift man ihn hinter ihr an, so wird er leicht bösartig — perfid, sagt in diesem Falle der Deutsche mit ebenso ehrlicher wie unberechtigter Entrüstung.

Aus diesen infolge Raummangels skizzenhaften Ausführungen ergibt es sich zur Genüge, warum die einleitend erwähnten Annäherungsversuche zwischen England und Deutschland bis jetzt so herzlich wenig Erfolge hatten. Die Voraussetzung, von der man beiderseits bei diesen Bestrebungen ausgeht, ist der so schlecht fundierte wie allgemein verbreitete Glaube, zwei Völker brauchten sich nur besser kennen, um sich dann über die größten Hindernisse hinweg die Freundeshand zu reichen. Wieso man zu diesem Aberglauben gelangte, ist mir unklar, auf jeden Fall wäre es ein leichtes, historisch das Gegenteil nachzuweisen. Daß uns heute der Franzose besser kennt, als vor 1870, ist wohl kein Zweifel; er kennt uns vielleicht besser, wie wir ihn. Ebenso unzweifelhaft ist es aber, daß uns der Franzose heute weniger liebt denn je, nicht nur weniger, denn vor dem Kriege, sondern auch weniger, als vor zehn, viel weniger, als vor zwanzig, dreißig Iahren. Diese wachsende Abneigung ist nun auffallenderweise gerade bei denjenigen Franzosen am stärksten zu erkennen, die am tiefsten in die deutsche Gefühlswelt eingedrungen sind; mit dem beliebten Worte „Chauvinismus" eine Antipathie erledigen zu wollen, wie sie der so klare, unparteiische und kluge Clemenceau uns gegenüber hegt, ist denn doch zu billig. Ich meine, die Eintracht zwischen zwei Völkern ist besser in dem warmen Schoße einer „6ouce iUuäion" aufgehoben, wie sie der heilige Atheist Renan seinen Landsleuten über die „M2ter populoruin" wob, als in den blechern klingenden Komiteephrasen der Annäherungsverbändler unserer Tage. Zu viel Licht wirft zu dunkle Schatten. In bezug auf England verhält sich die Sache merkwürdig einfach: je besser der Engländerden Deutschen kennenlernt, desto mehr steigert sich seine Hochachtung und seine Antipathie. Hochachtung wie Schätzung sind teuere Artikel. Ganz merkwürdig mutet es aber an, wenn diese Annäherungsversuche unter den Namen „Goethe" und „Shakespeare" u. a. mehr gemacht werden. Das heutige Deutschland hat mit demjenigen Goethes so ziemlich nichts mehr gemein, trotz aller „Goethegesellschaften", „Goethealmanache" und ähnlicher literar-historisch so verdienstvoller Dinge; noch weniger aber hat das heutige England mit dem England eines Shakespeare oder überhaupt mit dem Geiste dieses Renaissancemenschen etwas zu tun, wie man doch nicht moderne Politik mit kulturgeschichtlichen Reminiszenzen betreiben soll. Das Fazit des jüngsten Annäherungs- und Verständigungserperimentes wird ja wohl aufklärender wirken. So sicher, wie sich nach jedem Englandbesuch des besten Englandkenners, des deutschen Kaisers, eine vermehrte Flottenvorlage einstellte, so sicher wird dies nach jedem Gegenbesuch der Fall sein — eine recht kostspielige Verständigungsspielerei. Eine Ent-

spannung kann nur die Zeit, und nur sehr allmählich bringen. Ist der Deutsche im Formalen zu jener Klarheit und Sicherheit herangereift, die seinem Vorbild Bismarck eignete, so ist das halbe Spiel gewonnen. Der Engländer seinerseits steht im Anfangsstadium einer tiefgehenden Umwandlung des Formalen, bedingt durch die Verarmung des rein angelsächsischen und das Eindringen des keltisch-rischen Geistes. Zu hoffen ist, daß man in Ruhe reifen wie umwandeln läßt.

Alberta von Puttkamer:

Gero

(Ballade nach einer alten Sage.)

„Fürst Gero von der nordischen Mark,
Mein Wille ist's, der Euch kürt;
Euer Sinn ist scharf. Euer Herz ist stark.
Und heiß das Schwert, das Ihr führt.

„König Heinrich, mein Vater, zerbrach
seine Kraft
An dem trotzigen Wendengeschlecht;
Es erglühet in düsterer Leidenschaft
Für der alten Götter Recht.

„Ich muß hinaus ins Reich zum Kampf,
Holt Ihr von den Trotzigen Sieg!
Mich mahnt meiner Schlachtenrosse
Gestampf,
Daß ich zu lange schon schwieg ..."

König Otto sagt's — Fürst Gero nickt —
Das ist wie gewaltiger Schwur.
Wie innig und stark sein Auge blickt!
So schaut die Treue nur. —

Unnahbar wohnen die Wenden im Reich;
Ihre Grenzen säumt ein Morast.
Wie trügende Wiesen in Blumen bleich
Hält er die Lande umfaßt.

Kein Weg ist da für Roß und Mann ...
Sie sänken in Sumpf und Tod,
Und Mut und Kräfte lägen im Bann —
Das schafft Herrn Gero Not.

Und die Wenden drüben im festen
Reich,
Die lachen in feinem Spott:
„Was sollen wir, die an Göttern
reich.
Mit eurem einzigen Gott?

„Und den einen Pfad über tödlichen
Sumpf,
Den w i r wissen, ihr findet ihn nicht.
Laßt verfliegen den Zorn und den frühen
Triumph,
Und gönnt uns der Götter Licht!"

„Und doch bricht der Gott euren
Götzenkrcis",
Ruft Gero da stolz und laut,
„Und sollt' ich warten, bis Winter und
Eis
Zu euch mir die Brücken baut.

Alberta von Puttkamer
Gero
„Und wollt ihr nicht offen Krieg um
Krieg,
So biete ich List um List",
Spricht Gero heimlich, „bis unser
der Sieg
Und des einigen Gottes ist."
Da entbot er die Wendenfürsten zum
Schloß
Zu hohem Rat und Mahl.
Der Met wie ein üppiger Spring-
quell floß.
Und gülden gleißte der Saal . . .
Das war eine kühngewaltige Schar,
Dreißig Fürsten im Ritterkleid.
Es lohte kupfergrell ihr Haar,
Ieder Blick war ein flammender Streit.
Doch der Met und Herr Gero dämpften
sie mild,
Und Wort und Gebärde ward weich ...
„Bleibtnüchtern", rauntGeroden Deut-
schen, „es gilt
Sie zu fällen mit einem Streich!
„So ist die Losung: beugt euch dem
Gott,
Eure Götzen sind tönern Gebild!"
Wie ein Gift durchfuhr die Trunknen
der Spott —
Nach den Schwertern griffen sie wild.
Doch, eh' sie den metschweren Arm
geregt,
Streckt der Deutschen Schwert sie wie
Blitz -
Und die Kunde vom Fürstenmorde
trägt
Ein Page zum Königssitz . . .
So ward Fürst Gero ein trauriger Held
Und nimmer fand er Ruh . . .
„König Otto, wohl hab' ich die Wenden
gefällt,
Doch mein blutendes Herz dazu . . .
„König Otto, ich habe in Rom gebüßt —
Erd' und Himmel gibt mir kein Dach —
So Glück und Kraft ging mir zu Rüst'
Und die Toten folgen mir nach ..."
Er barg sich entsetzt in der Väter
Schloß.
Da, — einst in Mondmitternacht,
Kam über die Sümpfe ein seltsamer
Troß,
Zog tropfende Schwerter sacht, —
Und schleppte blutge Gewänder nach —
In den Blicken lag schwelender
Haß — . . .
Da wurde Fürst Gero jähe wach.
Sein Leben ward todesblaß —
Und Einer zeichnet ein gräßliches Mal
Aufs Haupt ihm, wie Höllenglut . . .
Der Morgen sah Gero in letzter Qual,

— Auf der Stirne ein Kreuz von
Blut. . .

Selma Lagerlöf:
Der Spirrtus.
Einzig autorisierte Übertragung a. d. Schwedischen v. Marie Franzos.
Krus Erik Erson, der Dorfschuster, und sein Lehrling, Konstantin Karlsen,
waren die ganze Woche im Pfarrhof gesessen und hatten Schuhe gemacht, und nun,
so etwa um neun Uhr am Samstag Abend waren sie auf dem Heimweg zu ihren
an der äußersten Grenze des Kirchspiels gelegenen Behausungen.
Es war Herbst, und die Sonne war schon längst untergegangen, aber sie
wanderten darum doch nicht durch die Dunkelheit, sondern vielmehr durch klare
Luft und Mondschein. Es war so schön, wie man es sich nur denken konnte. Der
See unterhalb des Pfarrhofs lag spiegelblank da, und eine silberne Straße ging
mitten durch, und auf den Feldern sah man an jedem Halm Tautropfen hängen,
die im Mondschein zu weißen Perlen wurden. Nur hie und da, wenn sie ein Gehölz
zu durchkreuzen hatten, wurde es dunkel um sie. Der Herbst war noch nicht weit
vorgeschritten, die Bäume waren noch belaubt, und ihre Kronen breiteten sich wie
tiefschwarze Wölbungen über den Köpfen der Wanderer aus.
Es kam ihnen ein bißchen ungewohnt an, zu gehen, nachdem sie sechs Tage
über die Schusterbank gebückt dagesessen hatten. Sie pusteten unter der Last ihrer
Ränzel, und keiner von ihnen sprach ein Wort.
Aber der Weg aus den: Pfarrhaus führte am Friedhof vorbei, und als Krus
Erik Erson die alten Grabkreuze über die Kirchhofmauer schimmern sah, da kamen
ihm plötzlich allerlei Gedanken.
„Ia, Konstantin", sagte er, und seine Stimme klang zugleich ängstlich und
sehnsüchtig, so wie wenn man nachts an einem fremden Obstgarten vorbei geht
und davon spricht, wie schön es wäre, wenn man ein paar Äpfel mitnehmen könnte.
„Das wäre doch prächtig, wenn man ein bißchen Graberde kriegen könnte."
„Graberde", sagte der Lehrling und war so verdutzt, daß er stehen blieb.
„Davon könnt Ihr doch haben, sovielIhr mögt. Aber was wolltet Ihr damit anfangen ? "
Krus Erik blieb ebenfalls stehen. Er war jetzt so ergriffen von dem, wovon
sie sprachen, daß er kein lautes Wort herausbringen konnte, sondern flüstern mußte.
„Auf diese Art bekommt man nämlich einen „Spirrtus". Und wer einen
Spirrtus hat, der kann alles haben, was er will. Da brauchte eins nie mehr ein
paar Schuhe zu machen. Man könnte sich ein Haus bauen, so hoch wie der Glocken-
turm, und sich Pferde und Wagen anschaffen und brauchte keinen Schritt mehr zu
gehen."
Der Lehrling war aus einem Hause, wo große Frömmigkeit und Gottes-

furcht herrschte und aller Aberglaube aufgegeben war. Er stand in dumpfem
Staunen da und konnte gar nicht glauben, daß Krus Erik es ernst meinte.
„Es ist doch wohl nicht möglich, daß Ihr an derlei glaubt, Meister Erik",
sagte er.
„Und ob ich es glaube", sagte der andere. Und wie sie so vor dem Gottes-
acker standen, begann er von Diesem und Ienem zu erzählen, der sich einen Spirr-
tus verschafft und sich seiner bedient hatte.
Aber es gelang ihm nicht, bei dem Lehrling Glauben zu finden. Das war
ein hochaufgeschossener schöner siebzehnjähriger Bursche von gutmütigem, aber ein
wenig schläfrigem Aussehen. Er fragte in aller Unschuld:
„Wenn Ihr so fest dran glaubt, warum verschafft Ihr Euch nicht selbst einen
solchen Helfer?"
Doch Krus Erik antwortete düster: „Das kann ich nicht. Es geht über
meine Kräfte."
Und seufzend schob er sein Ränzel höher auf die Schulter und setzte seinen
Weg fort.
Konstantin blieb stehen. Es sah aus, als sei ein leises Interesse an der Sache
in ihm erwacht.
Als Krus Erik ein paar Schritte gegangen war, blieb er auch stehen und drehte
sich zu dem Lehrling um.
„Du kannst doch nicht meinen, Konstantin", und die Stimme zitterte
bei dem bloßen Gedanken an etwas so Unerhörtes, „du meinst doch nicht
etwa, ich könnte auf den Friedhof gehen und dort Erde einsammeln?" „Nein",
sagte der Lehrling nachdenklich. „Wenn Ihr wirklich daran glaubt, begreife ich
schon, daß Ihr es nicht könnt."
„Ich kann nie nachts an einem Friedhof vorbeigehen, ohne mir einen
Spirrtus zu wünschen", sagte Krus Erik. „Aber ich kann mir keinen verschaffen.
Drum lohnt es nicht, daß wir noch länger hier stehen bleiben, Konstantin."
Und er setzte seine Wanderung fort, aber langsam, gleichsam in der
Hoffnung, aufgehalten zu werden.
Der Lehrling folgte ihm auch jetzt nicht. Die Sache war nämlich so,
wenn es jemand auf Erden gab, dem er so recht von Herzen gut war,
so war es Krus Erik. Die Eltern daheim waren so streng, daß sie weder
Scherz noch Spiel duldeten. Der Schuster hingegen war voll Späßchen und
Schnurren, und es ließ sich so leicht mit ihm umgehen, als zählte er selbst
erst siebzehn Iahre. Und als Konstantin ihn nun so alt und gebeugt am
Wege stehen sah, da wandelte ihn die Lust an, ihm eine Freude zu machen.
Er stieß '. t dem Fuße an ein Rasenstück, so daß die Tauperlen in
die Luft sprühte!.
„Seht Ihr, Krus Erik, ich habe nicht mehr Angst vor einer Erdscholle

als vor einer anderen, und wenn Ihr nur ein kleines Weilchen auf mich warten
wollt, sollt Ihr haben, was Ihr Euch wünscht."
Er hatte, während er so sprach, sein Ränzel abgenommen und es auf
die Straße geworfen. Nun war er mit einem Satz über den Straßengraben
und die Mauer gesprungen und stand schon auf dem Kirchhof, ehe noch Krus
Erik ihm befehlen konnte, von seinem Vorhaben abzustehen. Es war auch
notwendig, daß alles für den Meister so überraschend kam. Denn Krus Erik
lag das Wohl seines Lehrlings ebenso sehr am Herzen wie sein eigenes. Er
hätte, wenn er gefragt worden wäre, Konstantin nie und nimmer erlaubt,
nächtlicher Weile einen Kirchhof zu betreten.
Er rief ihn auch zurück, aber mit schwacher Stimme, so als stimmte
er im tiefsten Herzen doch zu, und Konstantin dachte auch keinen Augenblick
daran, dem Rufe zu folgen.
„Ich weiß nicht, warum Ihr keinen Spirrtus haben sollt, wenn es so
leicht ist. Euch einen zu schaffen", sagte er und verschwand in der Dunkelheit
unter den großen Bäumen. Es wäre für Konstantin ein Leichtes gewesen,
ein wenig Erde aus einem Grab in der Nähe der Friedhofsmauer zu nehmen.
Aber das wollte er nicht. Es bot sich ihm nicht so oft Gelegenheit, sich irgend-
wie auszuzeichnen, aber Mut hatte er, und es war ihm nicht unerwünscht,
daß Krus Erik sich davon überzeugte.
Endlich machte er bei einem Grabhügel Halt, der mitten auf dem
Friedhof lag, machte mit dem Fuß ein Nasenstück los und grub dann mit den
Händen die oberste Erdschichte ab.
Als er glaubte, daß er tief genug gekommen war, nahm er ein paar
Hände voll Erde und füllte die Taschen seines Kittels damit. Wie viel Erde
für einen rechten Spirrtus nötig war, konnte er freilich nicht so genau wissen,
aber er dachte, zwei Taschen voll würden schon reichen.
Die ganze Zeit war er mit Eifer bei der Sache und verspürte nicht
die leiseste Furcht. Seine Gedanken gingen zu Krus Erik, was würde der
wohl anfangen, wenn er einen Spirrtus in seiner Gewalt hatte?
Ganz totenstill war es rings um ihn. Er fand es beinahe schmählich,
daß er nichts von alledem sah und hörte, was Leute auf Kirchhöfen zu hören
und zu sehen pflegen. Nun konnte er mit gar keinem Abenteuer prahlen, wenn
er zum Meister zurückkam. Das bißchen Erde hätte er wirklich ebensogut
überall nehmen können wie auf einem Friedhof.
Er schüttete die aufgeworfenen Erdschollen wieder in die Grube und
legte den Rasen zurecht. Er tat dies ganz langsam, damit es doch ein Weilchen
dauerte. Krus Erik konnte sonst noch am Ende glauben, er hätte Eile fort-
zukommen.
Mitten in der Arbeit hielt er inne und wurde ganz still, aber es war
kein Gespenst, das ihn erschreckt hatte, nur ein wunderlicher, kleiner Gedanke.

Er kam sich mit einem Male recht dumm vor, daß er sich so abmühte,
um Krus Erik einen Spirrtus zu verschaffen. Warum behielt er ihn denn nicht
selber? Er hatte ihn wahrhaftig ebenso nötig wie der Meister.
Blitzschnell sah er eine kleine graue Hütte mit einem einzigen Gelaß
vor sich, das war sein Heim, einen mageren, traurigen todkranken Mann, das
war sein Vater, eine abgearbeitete blasse Frau, das war seine Mutter. Weiß
Gott, die daheim brauchten einen Spirrtus nötiger als irgend jemand sonst.
Während er noch so dachte, fiel ein Blatt von einem Baume. Es
raschelte, wie es an seinen, Kopfe vorbeiflatterte, und er sprang hastig auf.
Mit verwirrten Blicken sah er sich um. War etwas geschehen, während
er über das Grab gebeugt dagestanden hatte? Wachten die Toten auf? Es
ging bestimmt ein Flüstern von Grab zu Grab. Dort in dem schwarzen Schatten
der Bäume schimmerte etwas Weißes. Da standen die Toten in hellen Scharen.
Sie waren die ganze Zeit dagewesen. Im nächsten Augenblick würde er sie
sehen.
Er war erschrocken, einen Augenblick, aber er lief nicht davon, sondern
blieb stehen. Er zwang seine Blicke. Die durften nicht nach allen Seiten
irren und nach Gespenstern ausspähen. Er wollte sich nicht einschüchtern
lassen, wollte nicht atemlos und zitternd zu Krus Erik zurückkommen.
Und vor den festen Blicken verschwand alles. Die Luft wurde gleichsam
von Spuk und Gespenstern gesäubert, und er konnte ruhig den Rückweg
antreten.
Die Graberde für sich zu behalten, daran dachte er gar nicht mehr.
Wozu sollte das gut sein? Es war ja nur Erde.
Es kam ihn« recht seltsam vor, daß ein so kluger Mann wie Krus Erik
sich sein ganzes Leben lang in Sehnsucht nach solchen Kindereien hatte ver-
zehren können.
Das war auch was Rechtes, um sich darnach zu sehnen. Konstantin
steckte die Hände in seine wohlgefüllten Taschen. Nur ein bißchen Erde.
Aber in, selben Augenblick stieß Konstantin einen schrillen, gellenden
Schrei aus, so wild und angstvoll, als hätte ein Gespenst sich auf ihn gestürzt.
Als seine Hände sich in die Taschen versenkten, da hatte er gefühlt,
daß das, was da lag, nicht Erde war, sondern die Überreste toter Menschen. Es
waren Finger, Zehen, glatte Augäpfel, verrunzelte Haut, verfitztes Haar, Fleisch,
Knochensplitter, Sehnen.
Und all das war klebrig, kalt, weich, in Auflösung begriffen. Er riß die
Hände heraus, und in wildester Flucht eilte er der Mauer und der Landstraße
zu, während er zugleich versuchte, seine Taschen umzukehren, um sich von ihrem
entsetzlichen Inhalt zu befreien. Die ganze Zeit schrie er, weniger aus Angst als
aus Ekel.

Als er wieder auf dem Wege stand und sich nach Krus Erik umsah,
merkte er, daß dieser schon weit über die Kirche hinausgelaufen war.
Konstantin packte in aller Eile sein Ränzel und warf es über die Schulter.
Am liebsten wäre er so rasch gelaufen, als die Beine ihn tragen wollten, aber
er mochte sich nicht auslachen lassen. Und so biß er die Zähne zusammen und
schlug seinen gewohnten gemächlichen Trab ein, bis er schließlich beim Meister
anlangte, der an der Ecke des Gemeindehauses stand und auf ihn wartete.
„Nun, wie steht es mit dir?" fragte Krus Erik, und als Konstantin
antwortete, mit ihm stünde es ganz gut, stellte er keine weiteren Fragen.
Denn, seht ihr, Krus Erik wußte ja, wenn man den Verdacht hegt, daß jemand
etwas Wunderliches gesehen hat, dann ist es nicht ratsam, gleich mit ihm
darüber zu sprechen, sondern man muß erst einige Zeit verstreichen lassen.
Wie es mit dem Einsammeln der Graberde gegangen war, das sah er
nur zu gut an Konstantins umgestülpten Taschen.
Im Sommer und so tief in den Herbst hinein wie nur möglich schlief
Konstantin auf dem Dachboden, wo er sich mit ein paar Brettern einen Verschlag
abgeschrägt hatte, den er seine Kammer nannte. Groß war sie freilich nicht,
eine schmale kleine Bettstatt nahm fast den ganzen Raum ein, aber sie hatte
das Gute, daß er sich am Sonntagmorgen da ausschlafen konnte. Hätte er
unten in der Stube bei den Eltern gelegen, dann hätte er beizeiten aufstehen
müssen, damit die Mutter das Bett zurechtmachen konnte, ehe sie zur Kirche
ging.
Seit er bei Krus Erik zu arbeiten begonnen, war es keine Seltenheit,
daß er am Sonntag schlief, bis die Wanduhr in der Stube zwölf schlug, aber
am Tage nach dem Abenteuer auf dem Kirchhof geschah ihm das nicht, da
erwachte er schon vor neun. Sogleich erinnerte er sich an alles. Er spürte
den Ekel noch in den Fingerspitzen. Es kribbelte in ihnen, wie er nur an
das dachte, woran sie gerührt hatten.
Natürlich war es alles nur Einbildung gewesen, pure Angst. Er wußte
ja, daß es nichts anderes war als Erde, was er in die Taschen gesteckt hatte.
Aber Krus Erik hatte doch recht gehabt. Es war kein Spaß, nachts
auf den Friedhof zu gehen und da Graberde zu holen.
Plötzlich war er mit einem Satz aus dem Bett. Man denke, wenn
Mutter und Krus Erik sich auf dem Weg zur Kirche trafen, und wenn nun der
Meister erzählte, daß Konstantin gestern abends auf dem Friedhof gewesen war,
um dort einen Spirrtus zu holen. Er mußte gleich mit dem Meister sprechen
und ihn bitten, reinen Mund zu halten, Mutter würde ja ganz außer sich
geraten.
Er zog seine Kleider in der Reihenfolge an, die er immer einhielt.

Zuerst Strümpfe und Hosen, dann Weste, Rock, Mütze lind zu allerletzt die
Schuhe.
Das war seine Art zu bezeichnen, welches Kleidungsstück cr am höchsten
in Ehren hielt.
Das waren ganz unzweifelhaft die Schuhe, und so hatte er es schon
von kleinauf gehalten. Er wollte immer schmucke Füße haben und war tief
unglücklich gewesen, wenn er barfuß gehen mußte. Er war auch mit dem
ausdrücklichen Vorbehalt zu Krus Erik in die Lehre gegangen, daß cr sich ein
paar Schuhe machen dürfe, sobald er geschickt genug dazu sei.
Und diese selbstverfertigten Schuhe wollte Konstantin jetzt anziehen.
Sie waren noch so gut wie neu, und er pflegte sie jeden Tag zu putzen und
zu bürsten. Wenn sie dann rein und blank waren, konnte er es nicht lassen,
sich an ihnen zu freuen. Sie hatten Kappen aus irgend einem blitzblanken
Leder, prächtige Absätze, die klapperten, wenn er ging, ganz neuartige Osen,
gelbe Strupfen und innen eine Kante aus rotem Saffian. Sie hatten nur
den einen Fehler, daß sie ein klein wenig zu weit waren und tjap-tjap sagten,
wenn er ging. Aber das gestand er niemandem zu, kaum sich selbst.
So eilig er es auch hatte, konnte er es doch nicht über sich bringen,
die Schuhe so staubig und schmutzig anzuziehen, wie sie waren. Er nahm
Schuhlack und Bürste aus dem Ränzel und zog den Schuh auf die Hand.
Da fiel eine ganze Menge Erde heraus.
Konstantin wurde vor Zorn ganz rot. Hatte sich eins der kleinen Ge-
schwister nachts auf den Boden geschlichen und Erde in seine Schuhe geschüttet.
Sie hielten ihn beständig zum Besten, weil er so stolz auf sie war.
Aber nun zog er heftig den Atem ein und blies ihn mit einem Pfeifen
wieder aus. Er wußte nun, woher es kam, daß er Erde in den Schuhen
hatte. Sie mußte hineingefallen sein, als er auf dem Friedhof seine Taschen
ausgeleert hatte. Die Schuhe waren ja oben so weit. Iaja, es konnte gar
nicht anders zugegangen sein.
Er sah sich die Erdschollen an. Sie waren ganz wie andre Erde. Ia,
gewiß, alles andre war nur Einbildung gewesen.
Er leerte beide Schuhe aus und scharrte die Erde mit dem Fuße zu-
sammen. Sie mit den Händen zu berühren hütete er sich wohl.
Viel war es nicht, aber vielleicht konnte es doch zu einem
Spirrtus reichen.
Wieder öffnete er das Ränzel, zog eine kleine Blechdose heraus, in der
er Nägel und Pflöckchen zu verwahren pflegte, leerte sie aus und fegte die
Graberde hinein.
Krus Erik sollte seinen Spirrtus haben. Er sollte sehen, daß Konstantin
Manns genug gewesen, ihm einen zu bringen.
Obgleich Konstantin sich kaum die Zeit genommen, das Brot und

die Milch zu kosten, die Mutter ihm hingestellt hatte, kam er doch nicht
beizeiten zu Krus Erik. Der Meister war schon in die Kirche gegangen.
Konstantin eilte ihm nach, um ihn womöglich auf dem Wege einzuholen, und
das wäre ihm wohl auch gelungen, wären die Schuhe nicht gewesen.
Er wußte nicht, was in die gefahren war. Sie schlappten bei jedem
Schritte wie noch nie und rieben den Fuß auf. Die Haut begann so zu
brennen, daß er stehen bleiben mußte.
Er legte die Schuhe ab und setzte sich am Wegesrand nieder. Konnte
es der Spirrtus sein, der da im Spiele war? Konstantin ging doch schon
zwei Wochen mit diesen Schuhen, ohne daß sie ihm lästig gefallen waren.
Barfuß zu gehen konnte er sich nicht entschließen, und mit den Schuhen
kam er nicht vom Fleck. Er hatte schon wunde Stellen an beiden Füßen.
Während er noch so ratlos auf der Erde saß, kam ein Wagen heran-
gefahren, und darin saßen Ost Samuel Andersson und ein Fremder, der wie
ein Stadtherr aussah. Sie fuhren ganz langsam, was ihn wundernahm, denn
Ost Samuel war Pferdehändler und pflegte sonst immer so zu fahren, daß
das Pferd platt am Wege lag.
Ost Samuel war ein guter alter Freund von Konstantins Eltern. Ihre
Hütte lag auf einer Trift unter dem Osthof, und er war ihnen manches liebe
Mal mit Nat und Tat beigestanden, namentlich seit Vater die schlimme Krank»
heit hatte, die ihn fast immer ans Bett fesselte.
Als Ost Samuel Konstantin sah, zog er die Zügel an und fragte ihn,
wohin er wolle.
Ia, er wollte zur Kirche, aber er hatte wunde Füße, und so mußte er
wohl wieder umkehren.
Da bot ihm Ost Samuel an, rückwärts aufzusitzen. Er fuhr nicht zur
Kirche, sondern zum Kirchenvorsteher in Aspnäs, aber Konstantin sparte doch
immerhin den halben Weg.
Konstantin sprang rückwärts auf. Dies war ja immerhin eine gute
Fügung.
Vorne im Wagen sprachen sie über ihn. Zuerst sagte der Fremde
etwas, aber in so leisem Tone, daß er es nicht hören konnte. Ost Samuel
hingegen hatte eine dröhnende Stimme, und er verstand es nicht, sie zu
dämpfen. Konstantin hörte, wie er zugab, der Iunge sehe nicht so übel aus
und sei ganz ordentlich, aber er habe keine rechte Schneid, und das wäre doch
so nötig. Der Vater lag beständig krank, die Mutter rackerte sich fast zu Tode,
aber der Iunge ging am liebsten herum und stahl unserem lieben Herrgott
den Tag. Ietzt hatten sie ihn zu einem Schuster in die Lehre getan, und der
Meister sagte, er sei brav und willig, aber er glaubte doch nicht, daß ein rechter
Schuster aus ihm werden konnte, er hatte keine glückliche Hand und war langsam.

Wieder sagte der Fremde mit seiner leisen Stimme etwas. Er mußte wohl daran erinnert haben, daß Konstantin vielleicht hörte, was sie sagten. Doch Ost Samuel antwortete ganz unbekümmert, dieser Bursche höre nichts. Der ging immer herum wie im Schlafe.
Woher es nun kommen mochte, aber an diesem Tage schlief Konstantin nicht. Er hörte nicht nur dies, sondern auch alles andre, was die beiden Gefährten sprachen.
Bei dem Seitenweg, der nach Aspnäs führte, hielt Ost Samuel das Pferd an. Konstantin stieg aus, und die anderen fuhren weiter zu dem Bauernhof.
„Du mußt dich aber tüchtig sputen, wenn du noch in die Kirche kommen willst, bevor der Pfarrer von der Kanzel steigt", rief Ost Samuel ihm nach.
Aber weiß Gott, es war für Konstantin nicht so leicht, sich zu sputen. Ieder Schritt tat ihm weh. Er kam nicht rascher vom Fleck als eine Schnecke. Es war, als wollte der Spirrtus nicht, daß er ihn hergebe.
Und so war der Gottesdienst zu Ende und die Kirchenbesucher auf dem Heimweg, als Konstantin noch kaum das Kirchdorf erreicht hatte.
Einer der ersten, denen er begegnete, war der Kirchenvorsteher aus Aspnäs, der mitten über die Straße geschritten kam, so groß und breit, als wollte er sie für sich allein behalten.
Der Schuhmacherlehrling, der auf jedem Hof im Kirchspiel gearbeitet hatte, erkannte den Kirchenvorsteher sofort. Er stellte sich gerade vor ihn hin, streckte die Hand aus und sagte Grüßgott.
Der Kirchenvorsteher reichte ihm die rechte Hand, in der er den Stock mit dem großen Silberknopf hielt. Er nahm den Stock nicht in die andre Hand, sondern ließ Konstantin, so gut dies eben gehen wollte, die zusammengeballte Faust und den Stockgriff schütteln.
Aber der Iunge ließ sich das nicht anfechten und sagte rasch:
„Ich meinte, ich müßte Euch doch sagen, daß Ihr daheim Besuch habt. Ost Samuel und ein Herr aus Falun. Ich weiß es, weil ich hinten auf dem Wagen aufsitzen durfte."
„Soso, soso, das sind ja große Neuigkeiten. Ist es schon lange her, daß sie gefahren kamen?"
„Es wird wohl eine Stunde sein. Aber sie warten schon, bis Ihr heimkommt, denn sie wollen Eure graue Stute kaufen."
Es war seltsam. Konstantin verspürte an diesen« Tage keinen Respekt vor dem Kirchenvorsteher, keine Scheu. Er wagte sogar, ein wenig mit ihm zu scherzen.
„Ich hörte auch, um wie viel sie Euch voriges Iahr übers Ohr gehauen haben, als sie Euch ein Pferd abkauften, und ich weiß, was die Stute wert ist und wie viel Ihr dafür kriegen könnt, wenn Ihr nicht nachgebt."

Im selben Augenblick, in dem er das hingeworfen hatte, ging er auch schon weiter, der Kirche zu. Er ging rasch, ohne sich um seinen wunden Fuß zu kümmern.
Der Kirchenvorsteher rief ihm nach, aber Konstantin tat, als höre er nicht, und schritt rüstig aus. Da kam der große schwere Mann hinter ihm hergelaufen.
Konstantin ging nur umso rascher. Es war ganz gut, wenn der Kirchenvorsteher es für ein anderes Mal lernte, nicht mit dem Stockgriff zu grüßen.
Endlich befand er es für gut, stehen zu bleiben. Der Kirchenvorsteher kam ganz außer Atem und keuchend auf ihn zu.
Es konnte doch nicht möglich sein, daß er so viel wußte, als er da flunkerte. Es hatte ihm wohl nur Spaß gemacht, daß ein alter Kerl sich zuschanden lief, um ihn einzuholen.
Konstantin machte ein beleidigtes Gesicht. Es lohnte ja nicht, daß er sagte, was er wußte, wenn der Kirchenvorsteher glaubte, daß er log.
Der Kirchenvorsteher musterte ihn mit raschem Blick. Dann steckte er die Hand in die Brusttasche, zog die Brieftasche heraus und zeigte ihm einen Fünfkronenschein.
„Ich glaube nicht, daß du lügst", sagte er. „Erzähle, was du gehört hast, dann sollst du den haben."
Der Schuhmacherlehrling, der noch ohne Lohn arbeitete, wurde ganz heiß vor Eifer, als er den großen Schein erblickte. Das hätte Ost Samuel sehen sollen, er, der glaubte, daß Konstantin weder sehe noch höre, sondern nur im Schlaf herumgehe.
Nun erzählte er natürlich, was er wußte, und bekam auch die versprochene Belohnung.
Als er mit dem Fünfkronenschein in der Tasche weiter wanderte, begegnete er endlich Krus Erik.
Gleich fiel ihm der Spirrtus ein. Dies war die allerbeste Gelegenheit, ihn dem Meister zu geben. Die Beiden waren jetzt mutterseelenallein auf dem Wege, und niemand sah und hörte sie.
Aber Konstantin ging an Krus Erik vorbei, ohne stehen zu bleiben.
Grade nur, daß er grüßte und hinwarf, er wolle Barsche fischen gehen. Er hatte es gestern mit den Iungen aus dem Pfarrhof besprochen.
Der Spirrtus lag in seiner Tasche, als wäre er festgenietet. Er sagte sich, ehe er ihn weggab, müsse er doch erst selbst ins reine kommen, ob er etwas taugte.
Schluß folgt.

Oskar von Schütte:
Richtet nicht ....
Eine Erzählung aus den Bergen.
(Fortsetzung.)
„Da mußt du nicht richten, Christian. Der eine hat ein Herz, das lose
sitzt und schnell auf die Zunge springt. Dem andern wieder ist das Herz wie
mit Ketten festgelegt. Ehe sich ihm ein Glied ums andere löst, geht es oft
lange, oft geht es gar nicht. Solchen Menschen muß man drum in die Augen
sehen. Da wird man viel gewahr, was nicht ausgesprochen werden kann.
Auck tut man solchen leicht Unrecht. Besonders aber die Kinder denken, Worte
sollen immer bei der Hand sein, wie ein Pflaster für all ihre kleinen Leiden.
Du, Christian, so will es mich bedünken, hast deiner Mutter noch wenig in die
Augen gesehen. Sie hat was in sich von den regierenden Herrn. Sie hält
es mit einer Politik auf dem Hof. Da steckt eben noch anderes darin, als bei
uns Fraucli, da sitzt ein stolzes Geschlecht dahinter. Und vor diesem, Christian,
mußt auch du Achtung haben in der eigenen selbstsichern Art."
„Ich gehöre da wenig hinein", seufzte Christian. „Mein Herzensglück
war meinem Leben das Nötige."
„Das wird alles kommen. Du bist noch gar jung und kannst schon eine
Weile zuwarten. Die Freuden halten auch länger vor, wenn sie erst die gute
Grundlage von Pflichten haben. Es ist auch gar nicht übel, daß des Anni
kleiner Dünkel sich in der Fremde demütigen wird. Nur, daß sie gerade ins
Welsche zog, wollte mir wenig behagen. Da hat es leichten Sinn bei den
Meisten. Es gehört Standhaftigkeit dazu, sich dagegen zu wehren. Nun,
der Vater hat ihr Bescheid geschrieben. Sie wird wohl niemals vergessen in
dem stolzen Sinn zu leben, um einstens als Herrin auf dem Holunderberg
bestehen können."
„Und so weit meine Kräfte reichen, werde ich der Anni die Treue
halten", sagte Christian feierlich und stand auf. Nun war ihm fast wohl im
Herzen. Er brauchte das vor sich selbst, dieses feierliche Gelöbnis.
„So ist es recht, Christian. Aber Unmut hilft nicht weiter. Der Froh-
sinn ist ein gar lieblicher Sonnenstrahl, welcher durch alle Leidensfinsternis
dringt."
Die alten Grubers verstanden es so recht, gute Laune um sich zu ver-
breiten. Der nächste Tag verflog allen im Handumdrehen, besonders dem
Linni, die ihrer heitern Art hier nicht zu wehren brauchte. Der Christian

hatte sich auch manches von dem alten Mut und der Unbefangenheit wieder
geholt. Gegen Abend schüttelten sie den Weg hinunter um zur Station zu
kommen. Von unten jodelte es aus den jungen Kehlen den Berg zurück.
Die Gruberleute standen noch lange vor dem Hause und sahen den
beiden nach, wie sie die weiße Halde hinuntersausten.
Sie strengten ihre Lungen gewaltig an, um in langgezogenen Tönen
den Berggrüßen von unten zu antworten. Das Muetti bekam schier einen
Hustenanfall, was dem Alten noch viel Spaß hinterdrein gab und zu lachen.
Die beiden Alten hatten sich längst ihr Lebensrezept mit der Heiterkeit zurecht-
gelegt. Als sie längst das Licht verlöscht hatten und in den hochaufgetürmten
Betten lagen, führte der Gruber noch ausdauernde Selbstgespräche. Des
Christian schweres Blut beunruhigte ihn.
„Laß das nur ausgären", meinte das Muetti beschwichtigend. „Der
eine muß ums tägliche Brot kämpfen, der andere um die eigene Art, bis die
gar ist und dem Leben dienlich."
„Es ist ein Wort zur richtigen Zeit", nickte der alte Gruber dem Muetti
als einen Gutenachtgruß hinüber.

5.

Bis Neujahr zogen sich die Tage auf dem Hof in stiller Untätigkeit dahin.
Christian blieb zumeist in des Vaters Stube für sich allein, aber mit warmen
Gedanken und einem Heimatsgefühl, das ihm eine ruhige Bewußtheit gab
vor der Mutter. Frau Veronika beunruhigte das einfach Zuversichtliche in des
Sohnes Wesen mehr, als seine knabenhaft trotzige Art von früher. Sie sah
in dieser plötzlich männlichen Sicherheit ein verhängnisvolles Hindernis ihren
Plänen, die mit den letzten Tagen des Iahres immer fester aneinanderrückten.
Am Altjahrstag wurde Christian nach der Station geschickt mit dem
Schlitten die Verwandtschaft heraufzuholen. Dicht ging der Nebel um den
Berg. Die Fahrt durch die vor ihm sich teilenden, hinter ihm wieder sich
schließenden Wolkenmassen schien ihm gleich einem sanften Hinübergleiten in
das Traumland, wo seiner Hoffnung Rosengarten lag. Und Träume, das
wußte er, bedeuteten für die Seele, was der Tau für die Wiesen. So er-
quickt, lebten sich ihm die Tage leichter dahin. Seinem Vertrauen hatte er
nun den besten Platz in sich eingeräumt. Die Prüfungszeit schien ihm nicht
unbezwinglicher als die scharfzackigen Felsen, die hinter dem Holunderberg
in den Himmel ragten. Wie oft war er da oben gewesen, mehr auf die
eigene Sicherheit gestützt als auf den stärksten Stock.
An der Station konnte man vor Nebel nicht erkennen, wer sich im
Schlitten in die Decke wickeln ließ. Es hatte sich noch dichter zusammengeballt,
sodaß Christian die Pferde am Zügel den Berg aufwärts führen mußte.

Oben ward Frau Veronika indessen ungeduldig von einer Stube in die andere getrieben. Immer fand sie noch etwas zu ordnen zur Bequemlichkeit der Gäste. Linni wunderte sich arg über die rastlose Sorge der Mutter und wohl an die zehnmal war sie schon vor die Tür geschickt worden zu sehen, ob der Schlitten noch nicht um den letzten Bühl herum wäre. Als ob man in dem Wolkenknäuel, wie er eben grad ums Haus festsaß, irgend was zu erkennen vermochte. Nicht den leisesten Schein. Linni horchte. „Mutter, nun aber kommen sie", rief sie fröhlich ins Haus zurück. Die Mutter war auch schon da mit dem Knecht, der die große Laterne jedem einzelnen, der sich aus dem Schlitten heraus machte, unters Gesicht hielt, denn nicht haarbreit konnte man sehen.

Drinnen im Haus war der junge Vetter zuerst ausgeschält und küßte der Frau Tante, wie er die Veronika nannte, mit viel Geräusch und städtischen Redensarten die Hand. Linni konnte sich gar nicht fassen vor dem Getue. Und der alte Vetter erst! Wo blieb doch nur der Christian, daß sie loslachen könnte mit ihm über diesen alten Vetter, der genau dreinsah wie der Gockeley auf dem Hühnerhof und genau so krähte, immer von der Tiefe zu ganz hoch hinauf.

In einer Ecke der großen Stube stand winzig, braunhaarig und wie ein schüchternes Geißlein, das sich im Stall geirrt hatte, die Rose. Linni stürzte auf sie zu. So mutterlos kam ihr die Rose vor, so ganz verwaist, das war am Ende noch viel trauriger als vaterlos sein. Sie legte ihr die Arme um den Hals und zog den kleinen Kopf an ihre Wange.

„Da ist etwas zum Liebhaben, Christian", rief sie dem Bruder zu, der eingetreten war.

Nun wurde des Aufhebens kein Ende. Erst mußte der alte Vetter mit allerhand ordentlich erwärmt werden, dann mußte ihm Linni eine Fußbank unter die mangelhaften Beine schieben, denn der Ofen, auf dem er saß, war zu hoch, und endlich wurde ihm der große Tisch sogar bis heran geschoben, damit er auch gleichzeitig essen könne. Dem Linni schien die Welt aus den Fugen zu sein. Die Mutter sprach zu allen mit einer fremden sanften Stimme, die so wenig zu ihr paßte, wie das gefällige Wesen, das sie zur Schau trug, und sie errötete vor dem Sohne, der sie unverwandt und erstaunt anblickte. Christian saß dabei in sich gekehrt. Was ging ihn nur dieser Mummenschanz an, den die Mutter mit sich und diesen fremden Verwandten aufführte. Auch die Rose blieb still und wie an die Wand gedrückt.

Die Mitternachtsstunde sollte heute richtig abgewartet werden, darum wollte der alte Vetter in seiner Stube vorher ausruhen. Der Vetter Karl erbot sich den Punsch anzurühren und die Mutter ließ alles gewähren. Allerhand Spuk wußte der Karl vorzubereiten. Er wollte durchaus lustig sein,

das merkte man, wenn auch den andern nicht darnach war. Nur die Linni, die machte er ganz wirbelig. Bleilöffel holten sie schließlich aus der Küche^ damit sich ein jedes sein Schicksal gieße. Christian tat nun mutig mit. Er lachte sogar, als er sich zwei Hutzelweiblein gegossen hatte.
Die Rose kauerte noch immer in der Ecke. Christian hatte sich schützend vor sie gestellt, als der Karl mit derben Spöttereien auf sie losfuhr. Die Rose wurde feuerrot und kämpfte mit den Tränen.
Da setzte sich Christian zu ihr, während die andern nach der Küche gingen.
„Friert Euch so", frug er kleinlaut, als er sah, daß die Rose fröstelnd zusammenfuhr.
„Sie haben mich aus dem Bett geholt zu der Reise", antwortete sie leise, während ihr die Zähne aufeinanderschlugen.
„Ia aber warum denn?" frug Christian verwundert.
„Es muß sein, hat der Vater gesagt. Und wenn der Vater etwas sagt^ dann muß es eben sein."
„Am Ende sagt er noch manches, was nicht sein muß", lachte Christian beklommen.
„Es wird sein, verlaßt Euch darauf."
„Ietzt, was zum Beispiel?"
„Daß wir zwei uns heiraten müssen."
„Wenn nun keines von uns beiden es will."
„Wir werden uns dennoch heiraten." Die Rose schaute mit Augen zum Christian auf, worin er seine eigene Geschichte lesen konnte.
„Wenn Ihr Euch nicht wehrt, ich werde mich bis zum letzten Atemzug weigern", sagte er entschlossen.
„Das wird uns beiden nicht weiter helfen. Ich dachte es anders. Wir können uns vorerst immer heiraten, um ihnen den Willen zu tun."
Die Rose stockte. Sie zupfte fiebernd an ihren Händen.
„Ich kann mir das nicht erklären", sagte Christian und wollte mit heftiger Abwehr aufstehen.
„Nur eine kleine Weile noch hört mich an." Der Rose Stimme war zu einem verzweifelten Flüstern herabgesunken.
„Wenn wir ihnen nun vorerst den Willen tun", sagte sie hastig und heiser. „Hinterdrein —"
„Hinterdrein?" Das Geheimnisvolle erregte Christian, daß er sich wie gebannt zu der Rose hinbeugte.
„Es ist schon manches in der Welt geschieden worden."
Christian sprang auf. „Ihr, Ihr könntet lügen vor dem Altar?"
„In die Kirche, nein, das könnt' ich auch nimmer —." Die Rose sah geisterhaft weiß auf zu Christian.
Es hämmerte in seinen Schläfen, alles durcheinander.

Die Rose nahm sein Schweigen für Einverständnis. Es gab ihr neuen Mut. Sie hatte sich unzählige Mal vorgestellt, wie sie es dem Vetter Christian beibringen wollte. Sie wußte es fast wie Auswendiggelerntes. Sie konnte schon so hinreden, was der Christian noch lange nicht fassen würde. „Wir brauchen nur aufs Standesamt, was keine richtige Verheiratung ist in meinen Augen, und dann — wir wechseln ja nicht einmal den Geschlechtsnamen."
Christian fand keine Antwort. Das alles lag in seinem Kopf noch nicht zurccht. Er dachte an seine Träume von vorhin in den Winternebel hinein. Nun wußte er, daß er nicht den Mut hatte in das verworrene Gewebe seiner Zukunft mit festen, Mannesgriff hineinzufassen. Die dürftige Kinderhand der Rose riß jetzt Faden um Faden heraus. Die Lücken zeigten ihm klar, was es für ihn zu erwarten gab hier auf dem Hof, von der Mutter und von dem alten Vetter, die sich wieder einmal verbündet hatten, den Besitz zu erhalten um jeden Preis. Wie ihm das an die Kehle fuhr. Er röchelte in tiefem Schmerz.
„Ihr müßt nicht glauben, Vetter, daß Ihr es mit mir schwerer haben werdet. Ihr müßt denken, daß wir dann zwei sind uns gegenseitig zu helfen und so für uns, daß niemand mehr ein Wort wird dreinreden dürfen."
Christian fuhr auf in erregtem Staunen. „Ia und woher konntet Ihr nur auf all dieses kommen?"
„Was bringt nicht die Verzweiflung auf", lächelte die Rose schmerzlich. „In der Stadt, da hört man auch vielerlei, was einem auf dem Lande nie in den Sinn kommen könnte."
Lautes Lachen tönte aus der Küche herüber. Die Mutter lachte mit, Christian hielt den Atem an. Niemals noch hatte er die Mutter lachen hören. Er horchte angestrengt, um ihr Lachen von dem der andern unterscheiden zu können. Es klang, wie wenn es weit her käme.
„Wann habt Ihr Eure Mutter begraben?" frug er unvermittelt die Rose.
„Das kann ich so genau nicht sagen. Damals wußte ich noch nichts von mir."
„Und wer hat Euch dann weiter aufgezogen?"
„Oh allerlei."
„Und der andere?"
Rose wehrte ab. „Ich werde nie begierig sein zu erfahren, wo Euer Herz hingehört."
Sie war aufgestanden.
„Gut. Und der andere sollte mit dem einverstanden sein, was Ihr da ausdenkt?"
Die Rose stockte. „Er wartet gern", sagte sie schließlich mit fester, einfacher Stimme. „Ich aber hatte Vertrauen zu Euch, vom ersten Moment an."

„Und wann," Christian stockte der Atem — „wann denkt Ihr, daß wir
uns entscheiden müssen."
„Der Vater will morgen zurück", antwortete sie leise und sah zu Boden^
„Dann werden sie uns heute noch zusammentun?"
„So wird es kommen."
„Und der Karl?"
„Der nimmt das Linni. Das steht lange fest bei ihm."
Die Beiden sprachen nicht weiter. Der alte Vetter kam herein. Christian
sah nun statt des alten Haushahn einen hungrigen Raben in ihm, der gierig
mit dem scharfen Schnabel nach Herzen hackte. Der Karl hatte auch, trotz
der lärmenden Fröhlichkeit, die an ihm war, etwas ähnlich Habgieriges im
Aussehen. Christian fühlte den Wunsch die Linni aus der Stube zu führen,
so quälten ihn diese lauten Blicke, welche die Schwester umkreisten und sie
ordentlich blendeten. Sie wurde müde davon und hockte halb liegend auf der
Ofenbank mit schlaffen Gliedern und sah mit fremden Augen um sich.
„Linni, steh auf", schrie Christian die Schwester herrisch an.
Linni fuhr verwirrt in die Höhe. „Ia was?" frug sie unsicher und strich
sich die Haare aus der Stirn.
„Kleine Mädchen hat man nicht anzubrüllen, wie das Vieh in« Stall",
meinte der Karl anmaßend und stellte sich wie schützend neben sie. „Kleines
Goldenes, da trink von dem Süßen", fügte er in aufdringlicher Zärtlichkeit
hinzu und hielt Linni ein Glas Punsch hin. Christian zitterte am ganzen
starken Körper. Dieser fremde, hergelaufene Vetter da und die Linni, die
gleich zahm wurde und einen ordentlichen Schluck von dem hitzigen Trank
nahm, und die Mutter daneben, die ruhig zusah, wie der Karl ganz ungenierlich
aus demselben Glas und von derselben Stelle weiter trank. „Nun kenn ich
Eure Gedanken", sagte der halblaut der Linni hinter das schimmernde Ohr.
„He, das möcht' ich auch wissen", lachte sie und legte den Kopf seitwärts
auf den Ellenbogen.
Statt aller Antwort beugte sich der Karl nieder lind küßte sie auf den
Mund.
Christian schrie laut auf und wollte sich auf den Karl stürzen. Die
Mutter blickte ihn an — da faßte er sich an den Kopf. Ganz elend wurde
ihm, verkauft kam er sich vor, verkauft vor sich selbst. Die Rose merkte, was
in ihm vorging. Sie hielt seinen Arm fest mit ihrer kleinen Kraft. In dem
Druck lag es wie eine Bitte. Da kam die Linni angesprungen, mit fröhlich
glänzenden Augen und heißen Lippen, so wonnig jung erregt. Sic schmiegte
sich an den Bruder. „Gel, Christian, das ist wie ein Wunder. Der Karl hat
auch meine Gedanken erraten. Den Kuß, den hatte ich gerade im Sinn, so
einen rechten Schnurrbartkuß." Sie wollte sich ausschütten vor herzhaftem

Lachen. „Die Mutter hat uns auch gleich zusammengegeben und jetzt bin ich eine wirkliche Braut."
Was sollte nun Christian vor dieser wunderseligen Kindlichkeit. Am Ende hatte die Mutter wieder einmal alles nach dem Rechten geleitet. Sie brauchte ja nur gerade nach ihrem Willen bei den Menschen die richtigen Zeiger aufzudrehen und dann ging alles, wie sie es sich vorher ausgedacht hatte. Warum auch sollte er der Schwester das Selige einer ersten Liebessiunde stören?
Draußen fingen an die Glocken zu läuten aus den Tälern und von den Höhen. Es war ein großtönendes Ineinanderklingen. Das überrauschte der Menschen kleinen Gram und half den Sinnen in das Unbekannte treten.
Christian spürte ein kleines verängstetes Flattern neben sich, wie von einem Vogel, der Futter suchend in einen geschlossenen Raum geraten war. Die Rose war es, die sich dicht an ihn gelehnt hatte, während er sich mit dem Geläut aus dem alten traurigen Iahr heraushoffte. Der Vetter hatte in einer Rede, von der Christian nichts vernahm, so weit ab war er gewesen, die beiden auch gleich verlobt gesprochen.
Christian lächelte die plötzlich ganz erschrockene Linni verloren an.
Als sie später zusammen die Treppe hinaufstiegen, wollte ihn die Schwester fragen. Christian wies sie zurück und sagte mit einer Stimme, die schwer war und hart: „Nie daran rühren, Linni, das sinkt vorläufig dorthin, wo des Herzens Unergründlichkeit anfängt."
Er ging in des Vaters Stube. Dort saß er an dem großen Tisch und schrieb, bis daß er sein Vieh morgenfrüh im Stall hörte! Es war gerade so, wie in dem Häuschen in der Mulde auch, wo er und das Anni von den hungrigen Kühen herausgeschreckt wurden aus ihrer ersten Verträumtheit. Damals ging ihm nur ein Tag zu Ende, heute aber graute ein Iahr, ein endloses, das ihm schien wie eine Wüste, darein er sich durchirren mußte in mühbeladener Wanderung, bis er einziehen würde in das gebenedeite Land seiner Liebe.
Christian hatte den Brief, worin er sein ganzes Herz mit allem Elend und aller Hoffnung hineinsenkte, nicht direkt an das Anni, sondern erst auf den Breitenast geschickt. Wie sollte er der Anni mit einem solchen Entschluß kommen, ohne die einleitenden Worte des alten Gruber, der ihr erst das Richtige erklären würde, wie sie durch solchen Umweg dennoch am schnellsten zu ihrem Ziel gelangen konnten. Der Gruber nahm sich alle Zeit, um des Christian langen Brief zu lesen. Aber immer unklarer wurde er und verworrener, je mehr er im Umfange zunahm, sodaß der Gruber schließlich mehr und mehr sich den Inhalt herauszuroten hatte.
„Und dieser Echreibebrief soll nun den Mut des Anni in der Fremde stärken", rief er und haute über den Tisch.
„Diesen Brief mußt du eben umschreiben, denn es scheint mir wohl

nötig, daß das Anni die Wahrheit hört durch Christian selbst und nicht durch
das, was das Geschwätz der Leute daraus machen wird", meinte das Muetti
nachdenklich.
„Es hat nicht Sinn", schrie der alte Gruber der Muetti in die Rede.
„Das Anni mit dem heftigen Blut, da würde man richtig ankommen. Bekäme
die jetzt zu erfahren, daß nun doch ein anderes auf dem Berg hauste, da käme
die tolle Leidenschaft über sie, wie damals über die Mutter. Damals war
es nur ein Gerede vorerst mit dem Fritz und der Veronika, aber aus dem
zornigen Gemüt heraus hatte sie den versoffenen Oberknecht in ihre Kammer
gelassen" — der Gruber spuckte heftig aus, „darum werde ich dieses Schreiben
in einen, festen Schrank verschließen. Da tut es niemand etwas zu Leide.
Das Anni weiß jetzt nichts von Christian und so soll es vorläufig bleiben,
bis es sich über Iahr und Tag vielleicht so anlassen wird, wie die beiden sich
es abenteuerlich genug ausgedacht haben mit den» absonderlichen Kreuz- und
Querwegen."
Das Muetti schüttelte den Kopf, aber der Gruber war eisenfest in seinen
Bestimmungen und daran war nichts zu ändern.
„Also man schweige und lasse der Welt wieder einmal den Lauf,"
seufzte das Muetti, „geradeaus oder im Zickzack." „Wir Frauen nehmen das
Leben auf uns und schleppen daran beharrlich weiter; was aber eine Mannes-
kraft ist, die bändigt sich das Leben, bis es windelweich gemacht ist und seinem
Willen gehorcht. Nun muß Christian zeigen, ob es am Ende nicht doch ihn
in die Gewalt bekommt, denn dieses Leben, von dem er da schreibt, kommt
nicht aus seinem Sinn, der allweil einfältig war und geradezu." Das Muetti
seufztef, tie „ob es dann einen Segen ansetzt in einem selbst, wenn eines
andern Willen den Samen hineinträgt zu den Früchten, die an dem eigenen
Lebensbaum erblühen sollten?"
Noch lange sprach das Muetti, denn ihr Herz war ihr schwer geworden
um die Anni. Wo sie wohl untergeschlupft war, man weiß nichts von ihr
und dem Vater im Dorf berichtet sie gar nichts.
Das Anni rannte wie ein aufgescheuchter Vogel an den vielerlei Zügen
entlang. Ihr Hut hatte sich verschoben und mit dem Korb, den sie trug,
stieß sie immerfort die Leute an, die an ihr vorüber^ hasteten. Alle fanden
ihren Platz, nur das Anni war jetzt bereits nach dem dritten Bahnsteig geschickt
worden, wo ihr Zug abfahren sollte. Kein Mensch verstand mehr ihre Sprache.
Sie suchte die Brocken ihres Schulfranzösisch zusammen, aber dazu brauchte
es Muße. Im Gedränge und der Hetze verlor sie immer wieder die einfachste
Anrede.

Sie lehnte endlich müde und stumpf gegen eine Mauer. Nur ausruhen.
Mag auch heute der Zug für sie davonfahren. Nur einen Tag noch sich
besinnen. Sie stellte den Korb neben sich und drückte die Hände vor die Brust.
Ihr Atem war klein geworden vor dem Stürmen da drinnen und jetzt war
sie müde, nur müde. Sie wußte kaum mehr, was sie fortgetricben hatte
aus der Heimat. — Anni strich sich über die Augen — ja das war's —: Groß
und breit hatte sich der Vater vor sie hingestellt — der Christian nähme nun
doch auch die Rose von der Tannen.
Die Nacht darauf hatte sie dagelegen mit offenen Augen und gesonnen.
Mit der Morgenfrühe stand ihr Entschluß fest. Sie wollte dem Christian
fortgegangen sein, ehe er ihr die beschämende Tatsache eingestehen mußte.
Der alte Gruber hatte dem Gerede nicht widersprochen. Man ließ sie ziehen.
Das Muetti glaubte es nicht, aber man ließ sie ziehen. Der Christian und
niemand sollte erfahren, wo sie dem Fünkchen Hoffnung weiterleben würde.
Nur gleich weit weg von aslen. In Genf war sie schon tagelang umhergeirrt,
endlich wies man ihr eine Magdstelle in den Savoyerbergen — noch manche
Stunde von der Stadt entfernt. Dort war sie, wenn sie es nicht wollte,
gar nicht aufzufinden. — „Was soll es?"
Anni drehte sich rasch um. Einer, der ihre Sprache redete.
Sie lächelte. Sie wußte es gar nicht, daß sie lächelte, während ihr die
Tränen in den weit offenen Augen standen.
„Ihr seid fremd hier?"
Nun sah Anni auf. Ein schlanker feiner Bursche stand vor ihr, nicht viel
älter als sie selbst. Sonderbar sah er sie an. Anni wurde verlegen. „Ich
finde den Zug nicht, der in die Eavoyerberge geht."
„Was wollt Ihr in Savoyen?"
„Dienen."
„Warum wollt Ihr dienen? Ihr seid gar schön."
Anni sah zu Boden. „Oh das" —
„Hierbleiben solltet Ihr. Sie würden sich um Euch reißen — ach was,
ich würde Euch gar keinem gönnen."
Der junge Mensch war dicht an sie herangetreten.
„Oho", sagte sie herb und trotzig. Sie empfand in diesen Micken, die
an ihr herummusterten, eine Kränkung für den Christian. „Wenn Ihr mir als
Landsmann nicht behilflich sein wollt in der fremden Sprache, dann macht
auch, daß Ihr fortkommt", hastig nahm sie den Korb an sich.
„Na jetzt" — der junge Mensch war rot geworden — „Ihr wißt eben
nicht, daß ich ein Maler bin, und so verschaut man sich bald in so was herrlich
Buntes wie Ihr eins seid. Also wohin, und seid nicht bös weiter. Es gibt
wenig wie Ihr und man könnte schnell sein Glück damit machen —" Anni
ließ sich von dem Landsmann an den Zug bringen — es war die allerletzte

Minute und nun fuhr er auch schon. Ann> atmete tief und richtete sich in
die Höhe. Noch heißt es für den Christian leben und, wie Vater Gruber
sagte, in dem stolzen Bewußtsein leben, einstmal die Herrin zu werden oben
auf dem Holunderberg, die Herrin in der seidenen Tracht und mit den silbernen
Ketten. Sie sann und sann, bis ihr der Kopf auf die Brust sank. — Anni
rieb sich die Augen. Auf der Station stieg alles aus, weiter ging das schmale
Geleise nicht. Einsam stand der Bahnhof und die wenigen Leute verloren
sich auf den kleinen Wegen, die nach verschiedenen Richtungen auseinander
liefen. Sie ging um das Gebäude, da stand ein Wägelchen mit einem Maul-
esel davor. Ein Bursche holte ihm Wasser. Anni zeigte ihm den Zettel mit
der Adresse, die man ihr gegeben. Der Bursche grinste, es war richtig, die
neue Magd. Ie weiter sie fuhren, desto mehr schoben sich die Berge anein-
ander. Eine Stunde ging es durch eine schmale Schlucht, von deren Wänden
die Bergwasser rieselten und darin für das Tageslicht nur spärlich Raum blieb.
Anni fror. Sie nahm bereitwillig die Decken, die ihr der Bursche bot. Am
Ende der Schlucht tauchten an einer mageren Halde ein paar niedrige Häuser
auf aus Stein mit schwerem Dach. Wie Zwerge mit zu großen Köpfen.
Das sollte nun ihre Heimat werden. Es schüttelte sie. Sie hielten vor dem
ersten Haus. Ein Mann war herausgetreten, der aussah wie die Tannen,
darin sich das Waldmoos festhing. Drinnen im Hause war es warm und
geräumig mit ordentlichem Gerät. Die Frau mußte liegen, immer liegen,
darum brauchte es eine Magd hier. Drei Kinder spielten um die Mutter,
schwarz alle mit großen verschrockenen Augen. Anni gemahnte es an ihre
Kälber auf dem Selhöfli, und da packte es sie das Heimweh — sie konnte
nicht mehr an sich halten, sie legte den Kopf auf den Arm und weinte —
weinte. Man ehrte ihre Traurigkeit und ließ sie ruhig sich ausweinen. Es
war noch mit einer jeden so gewesen, die in dies finstere Tal einzog. Und
lange hielt es auch keine. Die Frau seufzte. Diese Magd schien ihr so hell,
so sonnenbeschienen. Es war mit ihr wie ein Licht, wie eine freundliche Wärme.
In der Stille um sie herum erschrak Anni mit eins, wie sie sich so vergessen
konnte. Schnell trat sie ans Bett der Frau, die nahm ihre Hand zwischen
ihre verkümmerten Finger. Ein Kind führte dann Anni nach der Kammer.
Auch hier eine Wohnlichkeit, die Anni weich stimmte. Sie küßte das Kind,
legte ihre Sachen weg und ging an die Arbeit. Der Mann führte sie im Hause
umher — das war für sie — mit dem Hof hatte sie nichts zu tun. Sie fand
sich leicht zurecht. Als sie flink und sauber das gutgekochte Abendessen herein-
trug, da sah sie einen so beglückten Schimmer auf dem Gesicht der kranken
Frau, daß sie sich fest gelobte sich hier den Christian zu erwarten, denn hier
war sie nötig.

Auf dem Holunderberg war des Vaters Todestag abgewartet worden und
bald nachher gab es eine stattliche Hochzeit und eine fröhliche, ttimenüberströmte
Braut. Linni lachte und weinte aus einem Sack heraus. Bald wurde ihr besinnlich,
daß der Vater bei allem fehlte, dann wieder jubelte sie über all die prächtige Wäsche
und Kleidungsstücke, welche die Mutter fein und städtisch anfertigen ließ. Dann
schluchzte sie heiß, als sie die feierlichen Orgeltöne vernahm und sie den Herrn Lehrer
dahinter wußte, der eigens für sie spielte, denn er hatte es ihr gesagt, so besonders
traurig gesagt, als sie das letzte Mal im Verein mitsang. Und während der Pfarrer
eine schöne lange Rede hielt, stellte sie es sich plötzlich vor, wie es wäre, wenn gerade
der Herr Lehrer da stände, wo jetzt der Vetter Karl, der ihre Hand so gewaltsam
hielt zwischen den seinen, und wie es doch ein rätselvolles Ding wäre die Liebe, daß
die gar nicht mehr so über sie kam, wie am Altjahrsabend. Nie wieder hatte sie es
gespürt dieses wunderliche Bewußtlose, als sauste man im Schlitten einen schnee-
weißen Berg hinunter und alles flog an einem vorüber in taumeliger Herrlichkeit.
Dieses war sicher die Liebe gewesen, aber die war wohl nur einmal im Leben da
und nicht für alle Tage, das hatte sie schon bei Vater und Mutter bemerken können.
Und heiraten, das war doch noch etwas ganz anderes, als man es sich als kleines
Mädchen vorgestellt hätte. Da steckte doch sicher noch ein heiliges Geheimnis da-
hinter — das Geheimnis mit den Kindern. Wie gern hätte sie mit der Rose, die
doch nun bald die Frau des Christian würde, darüber gesprochen, aber die Rose
war immer so für sich, daß es schwer war an sie mit Vertraulichem heranzukommen.
Schließlich beruhigte sie ihre zitternde Neugier damit, da die Liebe damals so mit
einem Schlage über sie gekommen war, dies mit den Kindern eine ähnliche, selige
Bewandtnis haben werde. — Armes kleines Linni! Wenige Tage nach der
Hochzeit saß sie bleich und verdrückt in der Fensternische eines kalten häßlichen
Hotelzimmers in Basel. Da war ihr, als sei sie tief unten am Fuß des Berges nach
der schwindelndschönen Traumfahrt mit zerbrochenen Gliedern angelangt in einem
Rinnsal, das nichts an sich hatte von der hehren Schneeweiße und das ein schmutziges
Talwasser geworden war. Als sie dann ein Iahr später unter unsagbaren Qualen,
welche sie mit fliegenden Händen in die Wand kratzte, davor ihr Bett stand, denn das
Gejammer« hatte sich der Karl ein für allemal verbeten, ihr erstes Kind gebar, da
begriff sie, daß Kinder schwer und dumpf machen, und von Stund an schien ihr auch
das Wesen der Mutter verständlicher.
An einem Augustmorgen fuhr die Rose von der Tannen im ernsten schwarzen
Kleid an der Seite des Christian zum Standesamt. Die beiden hatten diese ein-
fache von niemand beachtete Hochzeit durchführen können, da sie in die große Feld-
arbeit fiel, wo keiner den Sinn, noch die übrige Zeit hatte nach Festlichkeiten. Nur
auf dem Breitenast wollte der Christian mit der Rose einen Tag verweilen. Ihn

quälte die Ungeduld, was der Gruber ihm fur eine Antwort aufbewahrte auf sein
Schreiben.
Schweigend schritten Christian und Rose den Weg hinauf zu den Gruber-
leuten an dem hochwogenden Korn vorbei mit dem feurigen Mohn dazwischen,
den tiefblauen Himmelsblumen und den weichfarbigen Wicken.
Christian grüßte dies alles voll Inbrunst. Hatte er doch vier Iahre hindurch
dies Erblühen gesehen in derselben Wärme, darin sein eigenes junges Herz der
Reife entgegengoldete.
l' An der Gabelung überwältigte es ihn völlig. Er schluchzte seine heiße Sehn-
sucht und seine junge Kraft hinaus in den Sommertag um ihn. Die Rose, die da
fein und bleich neben ihm stand, störte ihn nicht. Mit weiten, versehnten Augen
schaute sie über die Berge, allwo ihre Gedanken die Heimat hatten. So blieb
ein jedes für sich und mit aller Ehrfurcht vor der Herzensnot des andern.
Sie gingen den steilen Weg durch die Kiefern aufwärts. Christian mußte
die Rose oft stützen, denn die Nadeln waren trocken, der Boden aalglatt und sie trug
feine Stadtschuhe. Er hielt sie brüderlich sorgsam um die schmalen Hüften. So
kamen sie oben an, wie ein einmütig Paar.
Das Muetti hatte schon lange auf der Bank vor dem Hause gewartet. Sie
legte die Hand über die Augen. Die Sonne schickte die letzten scharfen Strahlen
über den Waldrand, als sie die zwei ankommen sah wie eins und nicht, als ob sie sich
bloß zum Schein geheiratet hätten. Ihr wurde leicht zu Mute, denn das andere
konnte ihr einfältig frommer Sinn nimmer begreifen. Sie küßte die Rose wie ein
liebes Kind und ließ sie gleich vor dem Hause niedersitzen nach dem mühseligen
Aufstieg. Der alte Gruber war noch hinten auf dem Feld, wo Heu an die Scheune
gefahren wurde, und Christian ging gleich hinüber ihn zu grüßen und die bekannten
Knechte und Mägde, die ihn scheu betrachteten, wie er sonntäglich und stattlich
einherkam in dem Herrenanzug.
Der Gruß wollte ihnen nicht recht von Herzen, denn es hatte sich herum-
gesprochen, daß er dem Anni das Wort nicht gehalten habe aus Habgier. Niemand
würde dies dem Christian zugetraut haben, wie er stets treuherzig tat. Dem aber
war es so sehr darum zu tun mit dem Gruber allein zu sein, daß er die flüchtige
Begrüßung der Feldleute, die sich weiter bei der Arbeit nicht stören ließen, nicht wahr-
nahm. Der Gruber hatte noch allerhand Befehle zu geben, ehe er sich entschloß,
mit dem Christian nach dem Hause zurückzukehren. Christian, dem vorläufig nichts
anderes in den Sinn kommen konnte, ging gleich auf sein Ziel los. „Ihr habt mir
meinen Brief nie beantwortet", sagte er schnell und erregt. „Ich habe es Euch als
eine Vorsicht ausgelegt wegen der Mutter."
Der alte Gruber blieb stehen und holte tief Atem. „Ia, hast du in deiner
Einfalt wirklich geglaubt, daß ich dem Anni eine solche Post in die Fremde schicken
würde? Das hätte ein Todesstoß für sie werden können, oder was noch schlimmer

— es konnte ihr den Sinn fürs Leben erwecken. Der Brief liegt eingeschlossen bei
mir und das Anni weiß von nichts."
Nun war es heraus und der Christian konnte damit anfangen, was er wollte.
Sie gingen eine Weile stumm nebeneinander her. Christian schmerzte der
Kopf von den vielen verwickelten Gedanken, die sich schwer bei ihm einordneten,
und der Gruber hatte recht, wie hätte sich das Anni da durchfinden können, allein
wie sie war. Christian holte ein paarmal tief Atem, dann hielt er den Gruber beim
Rockärmel zurück. „Ihr habt vielleicht in einer richtigen Einsicht gehandelt. Es
war am Ende wirklich nicht an der Zeit des Anni stille Verlassenheit zu stören."
„Somit, lieber Christian," antwortete der Gruber erleichtert, denn ihm
bangte vor dieser Aussprache, „kannst du dich in allen Stücken auf die Erfahrung
verlassen, welche ein bestandenes Alter mit sich bringt. Die Männer sind hierfür
alltäglich auch nicht so eingerichtet wie du, daß einer als rechtlich angetrauter Mann
von einem jungen, feinen Iungferlein, einer andern die Treue wahren kann.
Solches würde dir das Anni auch niemals geglaubt haben, darum habe ich sie erst gar
nicht bedrängen wollen mit deinem Schreibebrief."
Der Rose feinstille Art hatte ihr bald das Herz der alten Leute gewonnen.
Nur das Muetti sah sie kopfschüttelnd an, als sie sich ihr Lager zur Nacht auf dem
Sofa unten ausbat, da man die Freude des Christian, wieder einmal in seiner alten
Kammer hausen zu können, nicht stören dürfe.
- Oben aber in der Kammer, da konnte der Christian nicht zur Ruhe kommen.
Ihn belastete diese neue Lebenseinrichtung noch, die er als eine Schuld empfand
dem Anni gegenüber. Die Rose war ein Leichtbeschwingtes mit ihren Gedanken,
sie würde sich schon irgendwie an ihr Ziel wirbeln lassen, während er mit seiner
schwerfälligen Art am Boden wurzeln mußte. Die Rose! Er sann, was es wohl
für eine Bewandtnis mit ihr gehabt hatte. Niemals sprachen sie noch darüber. Der
Karl, der neckte sie oft mit einem Herrmann, einem Farbenklerer. Die Rose hatte
ihn nur verächtlich angeblickt und das Linni — mein Gott, das Linni! Zum erstenmal
wurde es Christian bewußt, daß seine Schwester nun mit einem fremden Mann
in der fremden Stadt lebte und aller Willkür dieses Karl ausgesetzt war. Christian
packte mit eins ein mächtiges Herzeleid um Linni. Der Vater hätte ihn nie ge-
duldet, diesen Vetter. — Stöhnend und wie unter einer schweren Verantwortung
lief «r in der Kammer auf und nieder. ^
Die Rose unter ihm hätte gern geschlafen. Ihr war ruhig im Sinn. Bis
nun war alles gegangen, wie sie es gewollt hatte. Mit dem Christian über ihr aber
wurde es immer schlimmer. Erst das Geseufze und nun stampfte er fast noch den
Bretterboden durch. Sie stand leise auf und ging vor die Türe hinaus in die lebendige
Sommernacht hier oben. Sie rief in das Kammerfenster und dieses war für Christian
wie eine Erlösung aus aller Not. Mit einem Satz war er unten. Ohne Ziererei nahm
er die Rose um die Mitte und setzte sich mit ihr ins Heu, das hinter dem Hause auf

der Wiese aufgeschichtet lag. Da ließ es sich nun herrlich sprechen über alles, was oben nicht zur Ruhe kommen wollte. Die Rose fand stets ein gutes, bedachtes Wort. Ganz wonnig wohl wurde ihm, müde und weich und gelöst, gerade so wie als Iunge, wenn er ins Heu schlafen ging.
„Weißt du auch, wie das mit dir ist, Rose?" sagte er langsam. „Hier in den Bergen heißt es, daß wer im Heu schläft, dem helfen die heilsamen Kräuter da drinnen den unruhigen Herzschlag beschwichtigen. So, Rose, ist auch deine Nähe."
Rose strich dem schlaftrunkenen Christian über die Stirne, und als sein Kopf vornüber sank, bettete sie ihn sorglich an ihre Schulter. Sie war ihm dankbar aus ihrem jungfräulichen Herzen heraus. Er sollte ein Vertrauen bei ihr finden und eine gute Fürsorge. Sie lehnte sich dicht ins Heu. Ia, beschwichtigen lassen die Not, die den Herzschlag beunruhigte. Und droben der Mond, der weiß und weit hinausleuchtete über die Berge und alles näher rückte dem Bewußtsein und der Sehnsucht. Dort, wo sich's in den See senkte das Land, dort schaute sich der Herrmann alle Wunder der Erde in die Seele, um sie später den Menschen wiederzugeben. Und sie wird wunschlos und in Andacht auf dem Holunderberg seine große Zeit erwarten und seine Wiederkehr. Ietzt dürfen sie nichts wissen von einander, solange sie unter dem Dach des Christian als Hausfrau bleiben wird. Rose faltete die Hände. Immer hatte sie den Herrmann gehabt — für — sie war er im nachbarlichen Garten groß und hochgewachsen, für sie hatte er die Blumenwunder aufs Papier gemalt so herrlich bunt und für sie zog er ungetrostet in die Fremde was zu werden. Sie aber mußte auf den Holunderberg, das stand in Ziffern auf des Vaters Lebenstafel.
Rose fuhr mit den Händen an die heißen Augen. Tränen verdunkelten ihr die Mondhelle. An ihrer Seite lag der Christian auch wie ein müder Bub, der sich in den Schlaf geweint hatte. Es ist vielleicht manchmal mit dem Leben, dachte Rose, wie auf einer Wanderung — man macht einen recht großen Umweg, um desto sicherer ans Ziel zu kommen.
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Di-. C. Mühling.

Attentate auf gekrönte Häupter pflegen schon in normalen Zeiten das Band, das die Völker mit ihren Dynastien verbindet, zu befestigen. Doppelt fest mußte die Mörderhand des römischen Maurers dieses Band schmieden, da sie sich in einem Augenblick, in dem das ganze italienische Volk von hochgradiger patriotischer Erregung ergriffen war, und gegen einen König erhob, der unter allen Herrschern Europas einer demokratischen Staatsauffassung das größte Verständnis entgegenbringt. Victor Emanuel III. ist bekanntlich König von Italien nicht nur durch die Gnade Gottes, sondern auch durch den Willen des Volkes, und es ist kein Geheimnis, daß er von diesen beiden Quellen seiner königlichen Rechte diese zum mindesten für ebenso heilig hält wie jene. Kein Wunder, daß der Knall des Revolvers, der am 14. März auf der Via Lata gegen ihn gerichtet wurde, einen Sturm der Entrüstung in der ganzen Halbinsel entfesselte und mit den monarchistischen Abgeordneten auch die republikanischen und sozialistischen Vertreter des Volkes in den Königspalast rief. Der politischen Ausbeutung des Verbrechens wurde dadurch sofort die Spitze abgebrochen, daß der König selbst die Führer der antimonarchistischen Parteien empfing und ihnen herzlich die Hand drückte, als sie ihn beglückwünschten. Der Versuch einiger Blätter, die Tat als das Ergebnis einer Verschwörung des jungtürkischen Komitees hinzustellen, wurde nicht ernst genommen. Der König selbst und seine Regierung betrachten das Verbrechen als die Ausgeburt eines kranken Gehirns.

Aber auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hat es ein Wunder gewirkt. Zum erstenmal, seitdem die Trikolore auf dem Kapitol weht, umbrauste den Palazzo Chigi der Iubel des römischen Volkes. Sonst schallte in die Fenster des altehrwürdigen Sitzes der österreichischen Botschaft nur immer das Iohlen und Pfeifen der empörten Menge und der Ruf: ^da»»o 1'^.u-

«triu. Auch diese Wandlung ist ein Zeichen dafür, wie leicht die beweglichen Herzen der Italiener zu gewinnen sind. Weil der Kaiser Franz Ioseph zufällig der erste war, der den König zu seiner Rettung beglückwünschte, brachte ihm, „dem vielgeschmähten Tyrannen", das plötzlich bekehrte Volk seine jubelnde Huldigung dar.

Auf den Krieg und seinen Fortgang hat das Attentat selbstverständlich nicht den geringsten Einfluß. Seine Wirkung beweist, daß es kein Symptom der Kriegsverdrossenheit war.

Wenn der General Caneva auch den Vormarsch ins Innere von Tripolis aufgegeben zu haben scheint, weil die öde und wasserlose Sandwüste seiner Armee verhängnisvoll werden könnte, so ist er doch Anfang März zur Offensive übergegangen. Die Eroberung des Hügels Mergheb bei Homs am 3. März und der Angriff auf die Oasen von Foyat bei Benghasi am 14. März sind die ersten Kämpfe seit der Landung

in Tripolis, die der Initiative der Italiener entsprungen sind. Aber sie haben natürlich keine entscheidende Bedeutung. Man kann wohl heute nicht mehr daran zweifeln, daß der Krieg zwischen Italien und der Türkei nicht in der libyschen Wüste entschieden werden wird. Entweder wird ihm die Intervention der europäischen Mächte ein Ende machen, oder Italien wird durch seine Flotte den Krieg auf Gebiete ausdehnen, auf denen die Türkei verwundbarer ist als in Tripolis. Niemand kann Italien das Recht zu solchen Unternehmungen verweigern. Ein Krieg zwischen europäischen Großmächten ist undenkbar ohne Verletzung der Interessen der neutralen Staaten. Nur bis zu einem gewissen Grade können die kriegführenden Parteien auf diese Interessen Rücksicht nehmen. Darum wird Italien sich nur die Frage vorzulegen haben, ob Angriffe auf die kleinasiatische Küste oder auf Saloniki oder auf die Dardanellen und Konstantinopel es in einen so schweren Konflikt mit den eignen Verbündeten oder mit England, Rußland und Frankreich treiben können, daß diese Mächte seinen kriegerischen Unternehmungen gegen die Türkei nicht mehr durch freundschaftliche Mahnungen und Ratschläge, sondern mit offener Gewalt entgegentreten. Wenn es auf Grund seiner Kenntnisse von der Stimmung, die in Berlin, in Wien, in Petersburg, in Paris und in London herrscht, diese Frage verneinen kann, so würde es gegen seine eigensten Interessen handeln, wenn es den Krieg auf Tripolis beschränkte, und ihn nicht vielmehr mit der Rücksichtslosigkeit führte, die zwischen kriegführenden Mächten üblich ist, sobald sie die Einmischung der Neutralen nicht zu fürchten haben. Es scheint mir aber schon heute keinem Zweifel zu unterliegen, daß ein gemeinsames bewaffnetes Vorgehen der europäischen Mächte gegen Italien vollkommen ausgeschlossen ist, weil es den Umsturz aller internationalen Verträge zur Voraussetzung hätte. Ebenso unwahrscheinlich ist es, daß eine von den europäischen Großmächten, die sich durch Italiens Vorgehen ganz besonders geschädigt fühlen sollte, in diesem Kriege zum Bundesgenossen der Türkei wird. Denn die erste Granate, die sie gegen ein italienisches Kriegsschiff abfeuern ließe, würde die Wir-

kung eines Erisapfels haben. Rußland, das seinen Botschafter vom goldnen Horn abberuft, weil er seine türkenfeindliche Vermittlungsaktion nicht kräftig genug unterstützte, und sein kaukasisches Armeekorps mobilisiert, um die bedrängte Lage der Türkei zur Erlangung von Sondervorteilen in Persien zu benutzen, wird seine Flotte vielleicht durch den Bosporus fahren lassen, wenn italienische Kreuzer die Dardanellen forcieren. Aber gegen Italien wird es gewiß nichts unternehmen. England und Frankreich haben es Italien erst durch feierliche Staatsverträge ermöglicht, nach Tripolis zu gehen, und können ihm nicht in den Arm fallen, wenn es die äußersten Konsequenzen aus dem Schritt zieht, zu dem sie es angeregt haben. Deutschland und Österreich aber, die durch Bündnisse mit Italien verbunden sind, welche dreißigjährigen Stürmen standgehalten haben, müssen dem Verbündeten aus eigenstem Interesse den Sieg wünschen, weil seine Festsetzung in Tripolis das bedrohte Gleichgewicht im Mittelmeer wieder herstellt und sichert. Hat aber Italien, wenn es mit der ganzen ihm zur Verfügung stehenden Flottenmacht gegen die Türkei vorgeht, von den europäischen Mächten nichts Ernstliches zu fürchten, so darf es hoffen, daß solches Vorgehen eine Intervention der Mächte in Konstantinopel veranlaßt, die vielleicht wirksamer sein wird als die, auf deren Ergebnis Europa jetzt mit Spannung wartet. Denn mit der Ausdehnung der kriegerischen

Unternehmungen wächst das Interesse der europäischen Mächte an der Herstellung des Friedens, und da er, wie ich oben ausgeführt habe, durch eine gemeinsame bedrohende Aktion der Mächte in Rom nicht herbeigeführt werden kann, so wird versucht werden, ihn durch eine Pression in Konstantinopel zu erzwingen. Wenn man sich in die Seele italienischer Staatsmänner versetzt, und einmal von ihrem Standpunkt aus die internationale Lage beurteilt, so wird man sich klar darüber werden, daß Italiens Politik von solchen Erwägungen geleitet sein wird. Für Deutschland wird das natürlich nicht angenehm sein. Aber die Leiter seiner auswärtigen Politik werden gewiß, auf den Spuren ihres großen Vorgängers wandelnd, ihre Maßnahmen unter der Voraussetzung treffen, daß auch Italien seine Politik nicht nach ihren Wünschen, sondern nach seinen Interessen orientiert, die in ihren Zielen nach meiner Auffassung den Interessen der Dreibundmächte nicht widersprechen.

Inzwischen darf man die Vermittlung der Mächte, die mit der Provozierung der italienischen Friedensbedingungen begonnen hat, nicht deshalb für gescheitert halten, weil die Türkei durch ihre Botschafter hat erklären lassen, daß sie die ihr noch gar nicht offiziell mitgeteilten Friedensbedingungen für unannehmbar hält. Denn wie oft hat die Türkei schon Vorschläge mit der größten Entschiedenheit zurückgewiesen, die sie später angenommen hat! Freilich darf man auch kein allzu großes Vertrauen auf den Erfolg dieses ersten ernstlichen Vermittlungsversuches setzen. Ich würde ihn sogar für aussichtslos halten, wenn Italien, wie vertrauenswürdige Blättermeldungen behaupten, nicht erklärt hätte, daß es von der Pforte nicht die ausdrückliche Anerkennung seiner Souveränität über Tripolis verlange. Stillschweigend hat man in Konstantinopel schon oft auf Rechte verzichtet, deren vertragsmäßige Abtretung unerreichbar war.

Die Verhandlungen zwischen England und Deutschland, die durch den Besuch Lord Haldanes eingeleitet werden sollten, sind in den dichtesten Schleier des Geheimnisses gehüllt. Wenn man aus Churchills merkwür-

diger Rede einen Schluß auf ihren Inhalt ziehen darf, so muß man annehmen, daß es den englischen Staatsmännern vor allen Dingen daran liegt, zu einem Übereinkommen über die Flottenrüstungen mit Deutschland zu kommen. Wenn das wahr ist, so begehen sie den großen Fehler, zuerst die Wirkung und dann die Ursache beseitigen zu wollen. Wenn erst einmal eine Einigung über die Abgrenzung des Welteinflusses der beiden Mächte zustande gekommen ist, wird eine Verständigung über die Flottenrüstung viel leichter zu erzielen sein, denn sie ist bis zu einem gewissen Grade nur deshalb nötig, weil jene Einigung bisher nicht zu erzielen war. Nur deshalb, weil die Rede Churchills diese Tatsache nicht berücksichtigte und weil sie infolge dessen, wie ich annehme, ohne daß der Redner es wollte, nur einen ungünstigen Einfluß auf den Fortgang der englisch-deutschen Verhandlungen ausüben kann, ist sie zu bedauern. Aber nicht nur zu bedauern, sondern auf das schärfste zu verurteilen sind die maßlosen Angriffe der deutschen Flottenenthusiasten, die jene Rede gezeitigt hat. „Man darf", so schreibt einer von den kurzsichtigsten unter ihnen, „England keine Zeit zum Verschnaufen lassen, denn es handelt sich jetzt für uns um das Finish im Endkampf. Wir haben England jetzt so an der Klinke, daß wir die größten Narren der Welt wären, die das miserabelste Schicksal verdienten, wenn wir es uns jetzt entkommen lassen wollten." Die Rede

Churchills soll uns gewiß nicht veranlassen, unsere Flottenrüstungen allein von ihrem Verhältnis zu Englands Seemacht abhängig zu machen. Aber wenn man diesen berechtigten Wunsch in so wilde Worte kleidet wie die oben zitierten, so darf man sich nicht darüber wundern, daß in England der Glaube an einen deutschen Überfall nicht auszurotten ist. Und der Deutsche, der dazu beiträgt, diesen Glauben zu bestärken, der handelt gewiß gegen die Interessen seines Vaterlandes, denn eine Verständigung zwischen Deutschland und England ist das politische Ereignis, das von allen Feinden Deutschlands am meisten gefürchtet wird.

Der deutsche Reichstag wird sich, nachdem er die langwierigste Präsidentenkrisis überwunden und das unermeßliche Füllhorn seiner Wünsche bei der Beratung des Etats des Reichsamts des Innern ausgeschüttet hat, erst nach den Osterferien mit den großen Aufgaben beschäftigen, deren Lösung ihm obliegt. Diese großen Aufgaben aber werfen schon ihre Schatten voraus. Einer der tüchtigsten Staatssekretäre des Reichsschatzamts, die das deutsche Reich seit seiner Begründung gehabt hat, ist der Vorbereitung dieser Aufgaben zum Opfer gefallen. Über die Gründe seines Sturzes kann wohl niemand mehr im Zweifel sein. Nicht die Forderung des Verzichts auf die Erbschaftssteuer, sondern die Meinungsverschiedenheit darüber, ob mit den vom Bundesrat angenommenen Deckungsmitteln für die Wehrvorlagen das von ihm aufgestellte und vom Reichskanzler anerkannte Prinzip: „Keine Ausgaben nichtwerbender Art ohne Deckung" verlassen worden sei, hat ihn bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Der Bundesrat ist der Ansicht, daß die Aufhebung der sogenannten Liebesgabe dazu ausreicht, um diesem Grundsatz gerecht zu werden, der Staatssekretär nicht.

Es scheint mir müßig, darüber zu streiten, wer Recht hat, solange man die Überschüsse des Etats von 1911 noch nicht genau kennt und solange man nicht weiß, ein wie großer Teilbetrag dieser Überschüsse wirtschaftlichen Ausnahmezuständen zu verdanken ist. Wenn die voraussichtlich wiederkehrenden Teilbeträge dieser Überschüsse so groß sind, daß sie mit den Erträgen, die aus der Beseitigung der Liebesgabe zu er-

warten sind, bei hinreichender Schuldentilgung die Mehrausgaben für Heer und Flotte decken, so hat der Reichskanzler gewiß Recht, statt der Erbschaftssteuer die Liebesgabe gewählt zu haben. Denn die Annahme der Erbschaftssteuer war im höchsten Grade zweifelhaft. Bis tief in die Reihen der Fortschrittlichen Volkspartei war man nicht sicher, ob die Sozialdemokraten für sie stimmen würden, wenn sie zur Bestreitung militärischer Forderungen verwendet werden sollte. Die Liebesgabe aber wird voraussichtlich gegen die Stimmen einiger unentwegter Agrarier von allen bürgerlichen Parteien angenommen werden. Und des Reichskanzlers Recht wird nicht dadurch zum Unrecht, daß die Entscheidung, die er traf, den Wünschen des Zentrums entgegenkam. Die Beseitigung der Liebesgabe ist eine viel ältere Forderung des Liberalismus als die Einführung der Erbschaftssteuer. Und wenn sie ihm jetzt plötzlich wertloser erscheint als vor drei Iahren, da die Meinungsverschiedenheit über sie den Bülowblock sprengte, so erweckt er den Verdacht, daß der Wert seiner programmatischen Forderungen von der Größe des Ärgers abhängig ist, den seine politischen Gegner über sie empfinden. Denn es ist nicht wahr, daß erst in den letzten drei Iahren die Monopclstellung der Spirituszentrale so stark geworden ist, daß es in ihrer Macht liegt, die Aufhebung der Liebesgabe auf die Konsumenten abzuwälzen. Das konnte sie im Iahre 1909, als die libe-

ralen Parteien die Beseitigung der Steuerfreiheit auf Spiritus so stürmisch verlangten, gerade so gut wie jetzt. Darum sollte der Liberalismus, wenn anders die Grundsätze einer gesunden Finanzverwaltung nicht verletzt werden, sich mit der Liebesgabe abfinden, die Einführung der Erbschaftssteuer aber auf die hoffentlich nicht allzu ferne Zeit vertagen, in der sie im Rahmen einer großzügigen Finanzreform die Beseitigung der schikanösen Verbrauchssteuern ermöglicht, durch welche die überhasteten und dilettantischen Finanzgesetze von 1909 so unpopulär geworden sind.
Aus dem letzten zu wenig beachteten Satze der Erklärung, mit der die Norddeutsche Allgemeine Zeitung am 15. März das Ergebnis der entscheidenden Bundesratssitzung bekannt gab, darf man vielleicht schließen, daß auch der Reichskanzler gleich den Ministern der süddeutschen Bundesstaaten die Erbschaftssteuer noch nicht endgültig aus dem Programm der Reichsregierung gestrichen hat.
Die nervöse Stimmung, die durch die Vorgänge auf dem Gebiete der äußeren Politik erzeugt und durch falsche und sensationelle Krisengerüchte erhöht wurde, erfuhr eine noch größere Steigerung durch wirtschaftliche Kämpfe von so ungeheurem Umfang, wie sie die Geschichte der Arbeiterbewegungen noch nicht verzeichnet hat. In England forderten die Arbeiter der Kohlenbergwerke die Einführung des Mindestlohns und traten trotz aller Bemühungen der Regierung und der für die Schlichtung sozialer Streitigkeiten eingesetzten Behörde in den Ausstand, als er ihnen nicht bewilligt wurde. Ihre bewunderungswürdige Einmütigkeit legte in kurzer Zeit den Betrieb der Bergwerke lahm, die nicht nur der englischen Industrie, sondern einem großen Teil der Fabriken und Transportanstalten der ganzen Erde das Lebensbrot liefern.
Die Arbeiter der Kohlengruben i« Ruhrrevier hielten diesen Zeitpunkt für günstig, um eine Lohnerhöhung und die Verkürzung der Arbeitszeit zu fordern. Der Zechenverband lehnte es auch diesmal wieder ab, mit den Vertretern der Organisationen über diese Forderungen zu verhandeln, ließ aber durchblicken, daß am 1. April eine etwa zehnprozentige Lohnerhöhung aus freien Stücken von den Zechenbesitzern bewilligt wer-

den würde, und versprach, daß seine Mitglieder mit den Arbeiterausschüssen über die Forderung der Bergleute verhandeln würden. Trotzdem verkündeten die Führer der Organisationen mit Ausnahme der Leiter der christlichen Gewerkschaften den Ausstand. In noch höherem Grade wie auf dem Gebiet der Politik wird auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Kämpfe die Frage nach der Berechtigung eines Unternehmens durch den Erfolg entschieden. Darum muß man dem Streik im Ruhrrevier jede Berechtigung absprechen, denn mit einem größeren Mißerfolg hat wohl noch nie eine Ausstandsbcwegung, an der Hunderttausende von Arbeitern teilnahmen, geendet. Der Mißerfolg hatte nicht nur seinen Grund darin, daß die in den christlichen Gewerkschaften organisierten Bergleute die Arbeit nicht niederlegten, sondern auch darin, daß durch ihn nicht nur wirtschaftliche sondern auch politische Ziele erreicht werden sollten, und darin, daß er in dem Augenblick, in dem der Weltmarkt die gesamte englische Kohlenproduktion entbehren mußte und darum der deutschen Kohle die günstigsten Aussichten eröffnete, allgemein für kurzsichtig, für unklug, für unpatriotisch gehalten wurde. So hat dieser Ausstand keinen anderen Erfolg gehabt als den, daß die Arbeiter Millionen an Löhnen verloren haben, daß Hunderte von Eristenzen vernichtet worden sind, die von den Bergleuten lebten, und daß es dem deutschen Bergbau unmöglich gemacht wurde, eine nie wiederkehrende Konjunktur auszunutzen.

Rundschau

Welchen Verlauf der Ausstand der englischen Bergleute nehmen wird, kann sich erst in einigen Tagen entscheiden. Er hat weit über die Grenzen Englands hinaus verheerend gewirkt; mehr als eine Million Arbeiter hat er zu unfreiwilliger Muße gezwungen, das ganze englische Erwerbsleben hat er wochenlang lahm gelegt und die Verluste, die er zur Folge hat, sind größer als die eines unglücklichen Krieges. Wenn aber das Gesetz, das die Regierung dem Parlament vorgelegt hat, angenommen wird, werden die englischen Bergleute den größten Sieg erringen, der seit dem Beginn der sozialen Bewegung erfochten worden ist. Denn sie würden es dann erzwingen, daß eine der am heißesten umstrittenen sozialistischen Forderungen in die Gesetzgebung des größten Industrielandes eingeführt würde. Die englischen Minenbesitzer würden dann durch die Staatsgewalt auf den Weg gezwungen werden, der bei der Verstaatlichung der Produktionsmittel endigt. Die Freiheit des Arbeitsvertrages würde vernichtet sein. Der englische Liberalismus — es klingt wie eine Ironie des Schicksals — würde dann das Fundament seines volkswirtschaftlichen Programms in Trümmer legen: Der Preis der Arbeit würde nicht mehr durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, sondern durch das Staatsgesetz bestimmt werden. Viel folgenschwerer, viel gewaltiger als der Wahlsieg der deutschen Sozialdemokratie würde der Erfolg dieser ungeheuersten aller Ausstandsbewegungen sein. Die Annahme des Gesetzes, das einen Mindestlohn für die Arbeiter der englischen Kohlenbergwerke erzwänge, würde eine neue Epoche der volkswirtschaftlichen Entwickelung einleiten, und daß eine Regierung aus der Schule von Manchester den Wegweiser in diese neue Zeit aufgepflanzt hätte, das wäre der Humor davon.

Berlin, den 26. März 1912.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Iöhlinger.

Schutztruppen.

Bevor sich der Reichstag den größeren politischen Fragen zuwandte, die der Etat des Reichsamtes des Innern mit sich brachte, kam es zu einem kleinen aber nicht minder interessanten kolonialen Wortgefecht. Dieses ist nur als ein Vorspiel der demnächst zu erwarten-

den größeren kolonialen Aussprache anzusehen, und Herr Solf, der neue Leiter unserer Kolonialverwaltung wird alsdann seinen Ruf als gewandter Redner zu rechtfertigen Gelegenheit haben. Bei dem Vorspiel hat er, obschon er nur wenig in die Debatte eingriff, recht gut abgeschnitten und das, obwohl bis jetzt nur wenige Parteien auf seiner Seite standen.

Veranlaßt wurde die Kolonialdebatte durch ein neues Gesetz über die Schutztruppen in den deutschen Kolonien, das die Rechtsverhältnisse der Kolonialkrieger, die Frage des Beurlaubtenstandes, die Versorgung der Angehörigen und dergl. regeln soll. Bisher hat es an einer solchen einheitlichen Regelung gefehlt und es hat sich im Laufe der Zeit die Notwendigkeit eines Gesetzes immer mehr ergeben. Die Frage des militärischen Schutzes unseres Übersee-Deutschlands ist von großer Bedeutung, hängt doch die Entwickelung unserer ganzen Kolonialwirtschaft von der friedlichen Erschließung unserer Schutzgebiete ab, und der kostspielige Krieg gegen die Herero und Hottentotten hat uns gezeigt, wie ein Land durch eine falsche Taktik wirtschaftlich ruiniert werden kann. Die Tausende von Eingeborenen, die in Südwest unter Trothas Leitung ohne zwingenden Grund in die Wüste gejagt wurden, wo sie verdursteten, fehlen heute als Arbeits-

kräfte beim Wiederaufbau des Landes, dessen Wirtschaftslage durch Diamanten etwas überstrahlt wird, in Wirklichkeit aber sehr bedenklich ist.
Trotzdem nun gerade in Südwest eine Aufstandsgefahr am wenigsten zu befürchten ist, denn die Spuren des letzten Feldzuges sind noch nicht vergessen bei der elend zusammengeschrumpften Eingeborenenbevölkerung, so kostet uns doch die Bewachung dieses Schutzgebietes, in dem nur 14 000 Weiße wohnen, die stattliche Summe von 14,2 Millionen Mark pro Iahr.
Es ist zwar für das Iahr 1912 eine Verringerung der Schutztruppe in Südwestafrika um 209 Mann auf 1970 Mann vorgesehen, aber man geht wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß jetzt, nachdem friedliche Verhältnisse herrschen, eine so starke und kostspielige Besatzung durch die Verhältnisse im Lande selbst nicht gerechtfertigt wird. Aber man darf andererseits nicht vergessen, daß die Schutztruppe von Südwestafrika auch noch «inen anderen Zweck hat als die Bevölkerung vor den Eingeborenen zu schützen. Eine starke Schutztruppe in Südwest wird vielmehr von sehr vielen Politikern als dringend notwendig bezeichnet, um im Falle von Verwicklungen mit einem anderen Staate die Landesgrenzen von Südwest nach außen hin zu schützen oder gar den Feind in seiner eigenen Kolonie anzugreifen. Gerade in Afrika gibt es Stellen, wo unsere Gegner sehr leicht zu verwunden sind, und mit Recht hat der ausgezeichnete Kolonialpolitiker Konsul Voßen das Wort geprägt:
8i vi» pllcem, Mrll — ^tricllm!
Gerade die politische Stärke, die in einer Schutztruppe in Südwest liegt, darf nicht unterschätzt werden.
Freilich sind, wie schon erwähnt, Schutztruppen sehr teuer; sie kosten viel mehr als die Regimenter in der Hei, mat und dadurch wird der Kolonialetat, der vorläufig immer noch auf Zuschüsse aus dem Mutterlande angewiesen ist, belastet. Kein Wunder, wenn sich dann im Reichstage das Bestreben geltend macht, bei der militärischen Bewachung der Schutzgebiet« nach Möglichkeit zu sparen. Dies Bestreben kam auch bei der Reichstagsdebatte über die Schutztruppe deutlich zum Ausdruck. Namentlich Noske, der So-

zialdemokrat, war es, der auf die hohen Kosten der Schutztruppen hinwies, ohne aber zu erwähnen, daß ohne Schuy-truppe die Zahl der Eingeborenenun-ruhen wahrscheinlich viel größer gewe-sen wäre, als es bis jetzt der Fall war. Aufgabe der Schußtruppe soll es näm-lich sein, Aufstände vor Entstehen be-reits zu verhindern, nicht nur nach Aus-bruch zu bekämpfen. Freilich gibt es Offiziere, deren Ideal es ist, einem Ein-geborenenaufstande beigewohnt zu ha-ben. Das hat uns Fritz von Unruh in seinem Drama „Offiziere" sehr lebenswahr geschildert. Aber gegen diese koloniale Kriegslust hat einmal ein alter Schutztruppenoffizier ein sehr wirksames Mittel empfohlen: Man soll allen Offizieren, ehe sie zur Schut-z-truppe abkommandiert werden, die „Schwerter zum Kronenorden" vor der Ausreise bereits verleihen — dann wird ihre Kriegslust sehr gedämpft. Naturgemäß fehlte in der Reichs-tagsdebatte der Rekordredner des Zen-trums Herr Matthias Erz-berger nicht. Erzberger muß sich ja — seit Roeren vom Schauplatz ab-getreten ist — pflichtgemäß zu jeder kolonialen Frage äußern, ob er etwas davon versteht oder nicht, das ist ihm einerlei. Die Frage der kolonialen Krieger liegt ihm anscheinend besonders am Herzen: erstens war er es doch, der dem armen Südwestafrika 80 Millio-nen Mark Kriegssteuern auf-bürden wollte, ohne zu bedenken, daß die meisten Kolonien vom Mutterlande abgefallen sind, wenn sie zu

Kriegskosten herangezogen wurden. Zweitens war es Erzberger, der auf dem letzten „Kolonialkongreß" sich zum Träger der Worte machte: die Militärstationen in Afrika sind die Verbreiter von Syphilis und Islam (beides für Herrn Erzberger gleich schlimme Krankheiten!)

Selbstverständlich wetterte Erzberger kräftig gegen das neue Gesetz, in dem er Fußangeln für den Reichstag vermutet, das ein Überwuchern des Militarismus zur Folge habe und dergl. Aber er war so klug, nicht gleich endgültig für oder gegen das neue Gesetz Stellung zu nehmen — das kommt erst später. Einstweilen hat er sich als kritischer Geist und kolonialer Sachkenner gezeigt, vor dem der neue Staatssekretär zittern soll. —

Solf ließ sich aber durch das Gebell nicht reizen, er zeigte, daß er von englischen und amerikanischen Staatsmännern gelernt hatte: statt nach Art Bethmann Hollwegs seine Angreifer weidlich auszuschimpfen, bedankte er sich bei den Rednern für die gegebenen Anregungen, denen er Berücksichtigung zusagte, wo es möglich sei, ohne sich aber im einzelnen zu vinkulieren. So gelang es ihm trotz heftiger Debatte zum Schlusse die meisten Redner für sich zu gewinnen, was für die bevorstehenden Kommissionssitzungen nicht ohne Wert ist.

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Pfarrer Iathos treuer Freund, der Dortmunder Pfarrer I^ie. Gottfried Traub, ist am 15. März vom Schlesischen Konsistorium in Breslau nach viertägiger Verhandlung zur Strafversetzung verurteilt worden. Als Pfarrer Traub mit der ihm eigenen durchdringenden juristischen Schärfe und dem aus ihm strömenden religiösen Ernst vor dem Spruchkollegium im Sommer 1911 seine erschütternde Meisterrede für Iatho hielt, da zweifelte niemand im Ketzersaal, daß Traub selber das nächste Opfer unserer kirchlichen Verwirrung sein werde. In einer Selbstverblendung, die zu beklagen ist, gedachte die Kirchbehörde sich den unbequemen Mann — mit dem wachen Gewissen für kirchliche Reinlichkeit und religiöse Wahrheit — von den

Schranken des öffentlichen Spruchhofes fernzuhalten; er sollte gleichsam in der Dunkelkammer der Disziplinarbehörde unter Ausschluß der Öffentlichkeit unrühmlich abgetan werden. Die Ausschließlichen in der Kirche rechneten bestimmt mit Traub's Dienstentlassung, also mit dem Wegfall der Rechte des geistlichen Standes und der Pension, mit seiner öffentlichen Bemakelung. Das zuständige westfälische Konsistorium in Münster folgte dem Wink von oben um so williger, als diese unmittelbare Behörde Traub's gegen ihn bereits vor etlichen Iahren gerichtlich geklagt hatte und in beiden Instanzen leer abziehen mußte, während der beschuldigte Pfarrer, absolut freigesprochen, gerechtfertigt aus dem Handel hervorging; ein mit Traub verfeindetes Mitglied jenes Konsistoriums, die eigentliche Seele des Vorstoßes, erlebte als Nebenkläger die gleiche Niederlage. Traub lehnte daher das Konsistorium in Münster als befangen ab; der Oberkirchenrat, von der Öffentlichkeit ermuntert, schickte den Angeklagten in eine unbeteiligte Kirchenprovinz. Während der Präsident in Breslau lediglich auf Erteilung eines Verweises antrug und sowohl eine Geldstrafe wie Dienstentlassung, Amtsenthebung, Strafversetzung ausschied, hat sich eine Zufallsmehrheit der Richter für die Strafversetzung entschieden. Im Dienst der

Kirche aber, darin waren die geistlichen Herren einig, müsse die bedeutende Wirksamkeit Traub's festgehalten werden. Man beschuldigte ihn in einer erheblichen Zahl von Fällen der Beleidigung, begangen in Aufsätzen der von Traub geleiteten Wochenschrift, in Vorträgen und andern Publikationen; das „Treuverhältnis" des Pfarrers zur Landeskirche soll er durch seine öffentliche Kritik — wenn auch in religiöser Leidenschaft — verletzt haben. Zweifellos hat Traub als Redakteur, als Redner und Schriftsteller in den heißen Kämpfen der letzten Iahre mehrfach über die Schnur gehauen, mit Fischblut ist er leider nicht ausgestattet; aber er ist um mehrere Iahrhunderte höflicher als ein gewisser Martin Luther, und wenn er das Staatschristentum zur Volkskirche entwickeln will, so leitet ihn die Sorge um die Gemeinde und die Begeisterung für den christlichen Idealismus, sein lodernder Zorn ist wie aller gerechte Zorn nur eine Erscheinungsform der Liebe. Immerhin, solange ein landeskirchlicher Pfarrer doch noch irgendwie Beamter ist und den Schutz und die Vorteile des beamtlichen Charakters genießt, solange muß er sich auch gefallen lassen, daß ein Aktenstück über ihn angelegt und er für Übergriffe zur Rechenschaft gezogen wird. Denn wohlgemerkt, es geht hier nicht um Traub's Glauben, nicht um seine Lehre — die gehört ausschließlich, nach der Neuregelung, vor das Spruchkollegium, dem er ja nun wohl kaum erspart bleiben dürfte nach seiner rücksichtslos ehrlichen Kampfschrift (im Anschluß an den Fall Iatho), sondern lediglich um beleidigende Ausfälle gegen Einzelne und gegen kirchliche Korporationen und Institutionen.

Die Begründung des Urteils steht noch aus; Traub wird nach ihrem Empfang vielleicht den Beschwerdeweg an den Oberkirchenrat in der Gewißheit meiden, daß ihm von dorther keine Hilfe kommt. Dann bleibt es bei der Strafversetzung — was werden die begeisterten Dortmunder Freunde als entschlossene Westfalen tun, wenn ihnen der treue und verehrte Mann entführt werden soll? Und wohin will man Traub strafversetzen? In eine schwierige Landgemeinde oder in eine andere lebhafte Industriestadt; will man ihn in die Bergwerke verschicken oder

auf hochgelegener Einöde ansiedeln? Kommt er wieder in große Verhältnisse, so wird er ein neues Dortmund gestalten; bekommt er wenig zu tun, so wird er desto emsiger schreiben und reisen! Der kirchliche Liberalismus kann bei der Affäre nur gewinnen und er würde Grund haben zu jubelndem Dank an die Kirchbehörden, wenn die im glänzenden Aufstieg begriffene Kraft von Traub völlig frei würde, wie der um zwei Iahrzehnte ältere Iatho, für die Propaganda des neuprotestantiscken Christentums im gesamten Deutschland. Man erkennt: die kämpfende Kirche hat schicksalsschwangere Tage . . .

Iuristische Rundschau.

Von Rechtsanwalt Dr. H u g o Wal - deck (Berlin).

Spiel und Börse.

Zwei Spielerprozesse haben in jüngster Zeit mit Rücksicht auf die Kreise, denen die Angeklagten und ihre Opfer angehörten, einiges Aufsehen erregt. Wenn die erkannten Strafen nicht besonders hart ausgefallen sind, so ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß, wie es gewöhnlich bei derartigen Prozessen der Fall ist, das Treiben der Schuldigen nicht genügend hat aufgeklärt werden können. Die deutsche Strafgesetzgebung sieht, wenn es nicht gerade wie z. B. bei der preußischen Klassenlotterie im Namen und zum Nutzen des Bundesstaates, dem der

Spieler angehört, geschieht, in dem Betriebe und in der Förderung des Glückspiels etwas Gefährliches. Auch die auf das Spiel bezüglichen privatrechtlichen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches und des Börsengesetzes sind von diesem Gesichtspunkte aus aufzufassen und auszulegen. Unter Spielvertrag verstehen wir mit dem Rechtslehrer Dernburg einen Vertrag, bei dem die Parteien Gewinn und Verlust unter entgegengesetzten Bedingungen vereinbaren, lediglich um durch den Zufall einen Gewinn zu erzielen oder sich die Zeit zu vertreiben. Charakteristisch für das Spiel ist also einmal, daß die Entscheidung über Gewinn oder Verlust allein oder hauptsächlich von Vorgängen, die sich der menschlichen Berechnung entziehen, und nicht im wesentlichen von der Kraft, dem Geschick oder der Überlegung der Spielenden abhängt, und sodann, daß ein ernster sittlicher oder wirtschaftlicher Zweck dem Geschäft fehlt. Den letzteren Gesichtspunkt hat das Reichsgericht namentlich in verschiedenen Entscheidungen, die sich mit den an derBörse gemachten Differenzgeschäften befassen, betont.

Nach § 284 des Strafgesetzbuchs wird derjenige, der aus dem Glücksspiel ein Gewerbe macht, mit Gefängnis bis zu zwei Iahren bestraft, neben welchem auf Geldstrafe von 300 bis 6000 Mark, sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann. Zur Strafbarkeit gehört demnach Gewerbsmäßigkeit der Handlung.

Eine solche liegt nicht vor, wenn der Spieler ohne Rücksicht auf Gewinn oder Verlust, nur um seiner Spielleidenschaft zu frönen, gespielt hat. Betreibt er aber das Glücksspiel, um es als fortgesetzte Erwerbstätigkeit auszuüben, so macht er sich strafbar.

Die Differenzgeschäfte, bei denen der auf Lieferung von Waren oder Wertpapieren lautende Vertrag in der Absicht geschlossen wird, daß der Unterschied zwischen dem vereinbarten Preise und dem Börsen- oder Marktpreise der Lieferungszeit von dem verlierenden Teile an den gewinnenden gezahlt werden soll, werden zwar nach 8 764 des Bürgerlichen Gesetzbuches als Spielgeschäfte angesehen, rechnen aber nicht zu den Glücksspielen im Sinne des Strafgesetzbuchs, weil sie auf kauf-

männischer Spekulation beruhen, ihr
Ausgang also nach übereinstimmender
Ansicht der Literatur und Iudikatur
nicht wesentlich vom Zufall abhängt.
Wer aber, wie es z. B. oft die Inhaber
der Bucketshops und die sogenannten
Animier-Bankiers tun, gewohnheits-
mäßig in gewinnsüchtiger Absicht andere
unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheil
oder ihres Leichtsinns zu Börsen-
spekulationsgeschäften ver-
leitet, welche nicht zu ihrem Gewerbe-
betriebe gehören, wird nach § 94 des
Börsengesetzes mit Gefängnis bis zu
fünf Iahren und zugleich mit Geldstrafe
bis zu fünfzehntausend Mark bestraft.
Trotz der oben erwähnten straf-
rechtlichen Vorschriften beruhen die
zivilrechtlichen Bestimmungen
über das Spiel nicht auf dem Gedanken,
daß der Abschluß eines Spielvertrages
ein unsittliches Rechtsgeschäft ist, denn
der Vertrag als solcher ist nicht ungül-
tig. Er ist jedoch in seinen Wirkungen
in der Richtung beschränkt, daß die
Geltendmachung von Ansprüchen aus
ihm versagt wird. Was aber auf
Grund des Spieles geleistet ist,
kann nicht zurückgefordert werden. In-
soweit hat also der Spielvertrag eine
gewisse rechtliche Bedeutung. Unter
Leistung ist nur eine solche zu ver-
stehen, die das Schuldverhältnis un-
widerruflich und zwar so löst, daß keine
persönliche Verbindlichkeit mehr übrig
bleibt. Daraus folgt, daß z. B. die
Hingabe eines Wechsels seitens des
Schuldners, die zahlungshalber erfolgt,
keine Tilgung der Spielschuld, sondern

nur die Eingehung einer Wechselverbindlichkeit bedeutet. Der Wechsel kann daher jederzeit zurückgefordert werden, und der Gläubiger aus dem Spielgeschäft muß selbst dann dem Schuldner das Akzept wieder zurückverschaffen, wenn er es im Einverständnis mit dem Schuldner weiter begeben und die Valuta erhalten hat. Nur wenn der Schuldner den Wechsel freiwillig einlöst, liegt eine gültige Erfüllungsleistung des Spielgeschäfts vor (vergl. Entscheidungen des Reichsgerichts Band 77 Seite 280). Für Schuldanerkenntnisse und Vergleiche, selbst wenn sie gerichtlich oder notariell abgegeben worden sind, gilt das Gleiche. Sie sind absolut unverbindlich. Auch die Umwandlung einer Spielschuld in eine Darlehnsschuld ist unzulässig.

Das Spiel an der Börse

wickelt sich im allgemeinen in der Form der sogenannten Börsentermingeschäfte ab, indem die Kontrahenten dieselben dann lediglich als Differenzgeschäfte behandelt wissen wollen; d. h. ein bestimmter Preis wird nach Maßgabe des Kurses der Papier« bei Eingehung des Geschäfts gebucht, während durch Gegenbuchung eines später notierten Kurses der Gewinn zugunsten eines der beiden Beteiligten ermittelt wird. Das Geschäft wird also lediglich durch Zahlung der Differenz und nicht durch Lieferung und Abnahme der gehandelten Papiere oder Waren realisiert. Diese Art der Börsentermingeschäfte, die das Gesetz als Spiel auffaßt, ist, wie die Börsentermingeschäfte überhaupt, nur für eingetragene Kaufleute und die ihnen im § 53 des Börsengesetzes gleichgestellten börsentermingeschäftsfähigen Personen rechtsverbindlich. Das Gros des spekulierenden Publikums wird durch die Eingehung der Börsentermingeschäfte ebenso wenig wie durch ein Spielgeschäft weder berechtigt noch verpflichtet. Aber auch für die eingetragenen Kaufleute und die übrigen börsentermingeschäftsfähigen Personen sind die reinen Differenzgeschäfte — und dies wird leicht übersehen— nur dann rechtsverbindlich, wenn die Papiere, in denen gespielt worden ist, in Deutsch land zum Börsenterminhandel zugelassen sind. Mit anderen Worten: Die Differenzgeschäfte deutscher

Bankiers in Papieren, die nur an ausländischen Börsen notiert sind, oder die Differenzgeschäfte, die jene mit ausländischen Bankiers an ausländischen Börsen abschließen, sind ohne Rechtswirksamkeit. Denn auf die betreffenden Geschäfte finden in Gemäßheit der §§ 61, 58 und 50 des Börsengesetzes ausschließlich die §§ 762 und 764 des Bürgerlichen Gesehbuchs Anwendung, d. h. aus den Geschäften können keine Ansprüche geltend gemacht werden, da sie nur Spiel sind. Das Reichsgericht hat dies in einer Entscheidung vom 14. Iuni 1911. Band 76, S. 371, ausdrücklich festgestellt.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Tolstoi, der prophetische Dichter der „Auferstehung", der seelenweckende Apostel der Menscherneuerung im Geist und im Gewissen, feiert in jedem seiner hinterlassenen Werke Auferstehungen seiner weltsittlichen, seiner menschheitsittlichenden Gedanken. Auch sein hinterlassener Kampfroman „Chadschi Mural" (S. Fischer-Verlag, Berlin), die Geschichte der Unterjochung der aufständischen Daghistan-Völker durch russische Waffengewalt, ist schon von diesen großen Gedanken getragen, obwohl anzunehmen, daß die Entstehung des Werkes weit zurückliegt. Seiner späteren Erkenntnisse Kern und Krone, seiner letzten Weisheit Wurzel und Wip-

fel: Ihr Menschen, hört auf, gegeneinander mit Überlegung zu rasen; kränkt einander nicht an Leben und Lieben, an Besitz und Recht, an Gott und Gewissen; kerkert eure Seele nicht ein in Rachgier, Blutdurst, Machtverlangen und Ungerechtigkeit, in widrige, niedrige Gesinnung — das ist der breite, tiefe Unterstrom, das ist sein ethischer Appell an die Menschennatur in dem äußeren Geschehen auch dieses Kriegsromans. Die Spannweite seiner dichterischen Schwingen entfaltet er auch hier schon mit all der Kraft, die seine späteren Dichtungen zu Trägern seiner rückhaltlos aufhellenden Anschauungen macht. Seine Ehrlichkeit war immer kühn, seine Güte ohne Furcht.

Das feile, intriguante Schmeichler-Geschmeiß am Hofe des Zaren Nikolaus gleicherweise wie die entsetzlichen Greuel in Krieg und Parteizerfall, wie das Listen und Morden, das Beschleichen und Vernichten in Feldleben und Dorfbedrängnis — mit besonnen ruhiger Kraft, wie nur die schmerzbeteiligte Seele sie dem Künstler leiht, wird alles schleierlos verlebendigt. Wie der Held jener blutig finsteren Tage, Chadschi Murat, mit seinem bisherigen Kampfgenossen, dem Hauptführer Schamyl, in Blutfeindschaft gerät und flieht; wie der Gehetzte zu den Russen übergeht, um seine Familie aus den Händen Scham yls zu retten; wie die Russen den Vertrauenden hundertfach täuschen und den Fliehenden endlich töten, sein blutig Haupt durch die aufständischen Dörfer tragend — das alles ist echter Tolstoi in jedem Zug. Nicht als ein bloß interessant und mit Wahrscheinlichkeit Vermutetes, sondern als ein in reiner Überzeugung und bitterer Erfahrung Gewußtes. Heiß betrauert und geschildert, nicht in der Absicht zu unterhalten, sondern zu unterweisen, im edelsten nnd weitesten Sinne.

Daß dieser Tolstoi in seinem parteizerwühlten, lichtverlassenen Vaterlande von der Zensur verschluckt worden, ist verständlich. Um so wertvoller sein Besitz für uns!

Ein zweites Auferstehungswerk verschickt in diesen Tagen der gleiche Verlag: Herman Bang's nachgelassenen Roman „Die Vaterlandslosen'. Die ganze tiefe, leidvolle Seeleneinsamkeit des Dichters,

das bange Glückversagen seines erinnerunggekreuzigten Empfindens, sein stillverschlossenes Lebenrätseln und all die feinspürende Analyse menschlichen Fühlens, die seiner Kunstpersönlichkeit Silhouette geben — sie finden sich in diesem Vermächtnisroman, zu vertiefter Wirkung gebracht. Es ist, als habe Bang bei seinem Gestalten geahnt, daß er sein letztes Werk schaffe, daß es gelte, noch einmal alles auszusprechen, was er als Lebenslast in ausdauernd müden Sinnen getragen — ein Vaterlandsehnsüchtiger, ein heimatlos Schweifender, ein Weltverschlagener bis ans traurige Ende.

In dem Helden seiner Erzählung, Ioan, Graf Ujhazy, einer Dänin und eines Ungarn zwiespältig Kind, hat er unzweifelhaft sich selbst porträtiert. Vornehmlich in der fließenden Wandelbarkeit der Empfindungen, in dem Erforschen und Erfüllen antipolarer Seelenzustände, für deren schlichten, keuschverhüllenden Ausdruck er so unerschöpfliche Nuancen findet- Denn die tiefinnerste Wesenheit des Künstlers ist Blut und Mark seiner Geschöpfe.

Als Kind sieht Ioan seine vergötterte, ätherische Mutter, immer fröstelnd, an heimlicher, ungestillter Heimatsehnsucht sich verbluten. Weiterhin sieht er, wie sein traurig stiller Vater, von einem Stammverhängnis, schuldlos und glücklos, im eigenen Vaterland zu einem Verbannten, Gezeichneten, Verfemten gemacht wird ... In dieser Unheilsphäre wächst Ioan auf

und in einer Umgebung von feindselig
Zusammengeworfenen: Ungarn, Ser-
ben, Rumänen — jeder Mund eine an-
dere Sprache; seine Heimat, ein Do-
nau-Eiland „die Insel der Verbann-
ten", die Zuflucht aller recht- und zucht-
los Gewordenen; er selbst immer ein-
sam, umflüstert von den Sehnsuchtlie-
dern seiner dänischen Amme, oder von
Gassenroheit verfolgt, wegen seiner
Vaterlandslosigkeit verhöhnt, mißhan-
delt. Wie das Volk Gottes belastet,
so fühlt Ioan sich von dem Fluch die-
ser Vaterlandslosigkeit durch sein gan-
zes Leben verfolgt. Heimlich und
öffentlich, von ungewollten Nadel-
stichen, meuchlerischen Dolchen und
offenem Schwertstreich. Unter diesem
Gram blutet seine Seele in brennender,
niemals narbender Wunde, fühlt er sein
armselig Dasein mit Mal und Makel
behaftet. In die Musik rettet er seine
Sehnsucht nach Glück, sein Heimatweh.
Von der Kunst mit höchster Meister-
sä>aft gesegnet, wird er doppelt heimat-
los, weil auf stetiger Wanderschaft,
fremd in aller Herren Länder. Des
großen, weltberühmten Geigers, Graf
Ioan Ujhazy letzte Kunstreise soll
nach Dänemark gehen, die Heimat sei-
ner Mutter zu grüßen. Schon auf der
ersten Station erfüllt sich sein Geschick,
Gerda Iohansen, ein lieblich
feingemutes Mädchen von unbewußter
Holdseligkeit, schönheitserfüllt, starken
Herzens, weckt in der Seele des Ein-
samen jähen Liebesmut und alles auf-
blühende Glückheischen. Hier, hier
muß ihm Erlösung werden! Was ihm
das Leben je versagt, was er traumhaft
ersehnt — aus dieser Mädchenblüte
kann es in fruchtender Erfüllung ihm
Glück und Frieden und gesegnetes Tun
auf der bannbelasteten Heimatinsel zu-
reifen. Ein glücklicher Tag, ein
seliger Konzertabend, ein Rausch der
Hoffnung und — ein gescheitertes,
lichtloses Weiterdämmern daheim, ohne
jedes Lebenswerk. Denn Ioan hat
nicht Mut und Festigkeit gefunden, zu
sprechen, zu werben. Die Stunde,
mit ihrem leisen innigen Herzens-
weben zerrann, die Trennung schlug
— für ewig: Trennung von Hoffnung,
Kunst und Wirken. Eine Tragödie der
Unbewußtheit, dargestellt von der
höchsten Bewußtheit der Kunst.

Es ist nicht abzusehen, wie es mög-
lich wäre, das alles noch feiner, zarter

und so blütenhaft rein zu malen, zu verflechten, liedhaft anzudeuten; traumbefangen, lauschend, in tausend schillernden Goldfäden hundert Lebensbeziehungen verknüpft. Man erwarte aber keinen „Roman", nicht einmal eine „Erzählung" nach den Regeln der Kunst. Hier ist kaum ein Vorgang. Es geschieht alles, als ob nichts geschähe. Nur Stimmung. Und leichter Nebel über Stimmung und Seelen. Tatverlangen, erlöschend in unsäglich tiefer Schwermut, stiller Trauer. Scheue Hoffnungslosigkeit, verschwiegene Sehnsucht. Dazwischen Bilder des Alltags der Alltäglichen, packend lebendig — kunstvoll im besten Sinne: Schulerlebnisse; Städtebilder; wandernde Künstler; zechende Banausen; zielgehärtete Bauernüberheblichkeit; gescheiterte Wissenschaft. Menschengeschick, Daseinsrätsel, Wesensabgründe — durchsichtig gemacht von des Dichters zu absoluter Meisterschaft gereiftem aphoristischen Dialog. Und über allem das düstere Gespinst der Lebensabkehr. In jeder süßen Frucht der sehrende Wurm; in jeder Blüte der Gifthauch; auf jeder lächelnden Lippe Verrat, Hohn und Tod.

Denn das ist Bangs Wesenheit und Poesie: ein kraftverzehrtes Ringen mit einem Verhängnis im eigenen Blut; verzweifelte Abwehr der ererbten Art. Es ist sein Tag nur wie ein Glimmern; wie wenn ihm die Sonne nur durch den Mond schiene; wie wenn das Leben ihn durch den Tod jagte. Die tiefste, unerlösbare Verzagtheit an

allem, was der Mensch an Schöne und Holdseligkeit, an Glücksmöglichkeiten auf Erden finden kann und mit allen Fibern seiner Seele zu erjagen und ,u Kalten nicht müde wird. Onne welche das Leben ein Fegefeuer minu» Läuterungsabsscht wäre.

Über Gesetz und Giltigkeit technischer Aufbauregeln darf man mit Bang nickt reckten. Er bat sich nie dovnm gekümmert — hier am wenigsten. Aber das Höchste in der Kunst war dennoch sein: jener eindringende Stil der Sinnbelichtuna. der schon Gestaltungskraft ist und in sick schöpferisch wirkt; der nicht den wirklichen Kampf, sondern nur sein Bild, das Spiel der Leidensckaften, ausdrückt; dessen lautere Wabrheit ,um sittlichen Wollen wird. Jenes rein spontane Formungsvermögen, das den Zwana zur Höhenreife als unumgängliches Eigengeseh in sick trägt — also geborne Kunst,
also der Gegensatz von Routine ist. Routine ist ein Ergebnis
von Erfahrungen und erwerblich — .^nnst ist ein Geschenk der Natur. Ein Geschenk, das nur ihre Auscrwählten erhalten.

Eine mebr empfundene als streng abgewogene Abbandlung über den jäb «erblichenen Dichter stellt Emil Ludwig dem würdig ausgestatteten Buche voran, das von Iulia Koppel sinnsicher und charaktertreu überseht ist.

Noch eines Dritten muß hier gedacht werden, von dessen unerwartetem Ableben der Telegraph traurige Botschaft bringt: Mar Burckhard,
einer der markantesten aus der Wiener Schule — wenn von einer solchen gesprochen werden darf. Und einer der interessantesten Mensckcn seines vaterländischen Milieus. Praktischer Iurist, Burgtheater - Direktor, Verwaltungsjurist, Feul'llctonist, Kritiker und Romancier nacheinander — auf jedem Platze ein Ganzer, reformeifrig, tatsachenstreitbar, klarschauend und an allem Tun persönlich lebhaft beteiligt; als Romancier vielleicht von Dauer. Dbschon auf diesem Gebiet numerisch keineswegs stark. Aber tiefeingreifend mit gnadenloser Satire in das Besserungsbedürftige seines Landes» mit schöpferischem Blick für die Besserungsmöglichkeiten seiner Zeit. Sein glücklichstes Werk „Die Insel der Seligen"

eremplifiziert in phantastisch-poetischer
Satire das. was „faul ist im Staate".
In allen Einzelheiten zeigt er dort eine
Willküranarchie, von einer Handvoll de-
portierter Verurteilter aller Stände
auf einer weltgemiedenen Ozeaninsel,
ohne Recht und Gesetz, lediglich auf
den „gesunden Sinn" der Menschen-
natur gegründet. Bis die Gesetzfreien
allmählich sich hinauf entwickeln in alle
unsere Gesetz- und Kultur-Gebrechen,
an deren Zäune und Gitter sie vormal-
einst gescheitert. .. Auch seine Dichtung
„Trinacria", ein Gleichnisroman von
stark moussierender Gesellschaftssatire,
trägt Merkmale des Dauerfähigen an
der Stirn. Vor allem in seinen Charak-
teren wird Burckhard's Gestaltungs-
kunst bedeutsam. Immer und überall
stellt er wirkliche Menschen hin, warm-
pulsig, lebenskräftig. Nichts von
jenen konstruierten Roman-Maschinen,
deren Räderwerk, auf eine bestimmte
Aufgabe eingestellt, in mißtönigem
Quarren prompt funktioniert.
Ob Burckhard „berühmt" war?
Ein französischer Klassiker definiert
Ruhm so: „Ruhm heißt, von denen ge-
kannt sein, die wir nicht kennen."
Wenn man das gelten läßt, war Vurck-
hard sehr berübmt, denn er war einer
der Gekanntesten daheim. Welchen
Platz aber die kritisch-ästhetisch-bistori-
schen Literaturoberförster dereinst im
deutschen Dichterwald ihm anweisen
werden, ist nicht abzusehen. Möglich
übrigens, daß eine große Hinter-

9'

lassenschaft von rein poetischem Charakter seine literarische Physiognomie für das Urteil der Späteren in ganz neue, fremde Beleuchtung rückt. Möglich auch, daß der juristische Wissenschaftler das letzte Wort erhält und ihm die stärker nachwirkende Note gibt. Vielleicht auch wird Mar Burckbard schließlich zu Ienen geworfen, die nach den schutztümlichen Iahren von honorarscheuen Verlegern raubritterlich erweckt und zeitweilig immer wieder unsterblich gemacht werden. Man hat Beispiele dieser Art. Fest steht heute schon, daß Burckhard nicht so bald zu den Vergessenen gehören und immer einer nicht nur der stark Begabten, sondern der ganz aufrecht Stehenden bleiben wird. Einer jener Wenigen, die das Leben mit Künstleraugen visionär geschaut, aber aus ihren Künstlervisionen immer starkes ehrliches Leben geschaffen.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Die Momentaufnahmen der Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf" sind geschlossen, wenn dieses Heft zu unsern Lesern gelangt. Was sie gezeigt, hat zu bleibenden Werten sich verdichtet, und wird von einer Nachwirkung sein, deren Tragweite sich heute noch nicht genau bemessen läßt. Bedeutsame und überraschende Ereignisse und Erscheinungen bedürfen einer gewissen Distanz, um richtig gcwertet zu werden. Als bedeutsam, und vor allem überraschend traten diese Frauentage vor uns hin, und mit einem kurzen Resümee über den „Deutschen Frauen-Kongreß" seien sie eingereiht, ein ehrenvolles Gedenkblatt der Frauenbewegung.

Vierundachtzig Vereine und Verbände hatten durch Delegierte, Referenten und Diskussionsredner sich an dem Kongreß beteiligt, der fünf Tage währte und das einzig dastehende Interesse für die Verhandlungen zunächst darin dokumentierte, daß diese, ursprünglich für die Vormittagsstunden anberaumt, am Nachmittag vollständig wiederholt werden mußten, so groß war der Andrang der Einlaßbegehrenden. Ebenso stark waren die Abendvorträge besucht, und das gewiß äußerst seltsame, vielleicht überhaupt noch nicht dagewesene Bild zeigte sich, daß der riesengroße Versammlungssaal mit seinen

weiten Galerien dreimal täglich bis auf das letzte Plätzchen besetzt war, meist überfüllt, und daß jedesmal große Scharen von Einlaßheischenden zurückgewiesen werden mußten. Trotzdem war die Ordnung, — nur von Frauen hergestellt — musterhaft. In wahrer Andacht folgten die Zuhörer den Verkündunaen neuer, für die sozialen und ethischen Lebensfragen und Eristenzbedingungen des Weibes klug durchdachter, fein empfundener und klar geprägter Dogmen. Es war eine Freude zu beobachten, wie aufmerksam, verständnisvoll und dankbar die Tausende und Abertausende den Reden und Diskussionen lauschten. Diese umfaßten alle Fragen aus der Daseinssphäre der Frauenwelt, Hauswirtschaft, Bildungs-- und Erziehungsfragen, öffentliches Leben, Berufsangelegenheiten, Drganisationsfragen, das akademische Studium der Frauen, die Konkurrenz der Geschlechter im Berufsleben, die Frauen in der Politik, im kirchlichen und religiösen Leben, das Reichstheatergesetz in seiner Bedeutung für die Schauspielerinnen, die soziale und wirtschaftliche Lage der Krankenpflegerinnen, Eheprobleme, öffentliche Sittlichkeit. . . Diese Materien wurden beleuchtet von Frauen von hervorragender geistiger Bedeutung, von Erfahrung, Nachdenklichkeit, sittlicher Reife und moderner Kultur, und ihnen zur Seite der Nachwuchs: die

Iugend, mit Ernst und Eifer und Mut zur Sache! Die Namen der Führenden in diesen edlen Wettbewerben sind in diesen Tagen überall so oft genannt worden, daß es sich erübrigt ihrer wiederum Erwähnung zu tun. Nur der Vorsitzenden dieses Kongresses, Fräulein 7>r. Gertrud Bäumer, sei in besonderer Anerkennung gedacht. Sie leitete die Versammlungen mit einer Ruhe, Umsicht und Sicherheit, die für die parlamentarischen Fähigkeiten der Frau erweiterte, interessante Ausblicke gewährten. Und gern und liebenswürdig uuterwarfen auch die Redner sich dem Zeichen ihrer Präsidentcnglocke. Als erster der Rektor Magnificus der Berliner Universität, Professor Lentz, der am Begrüßungsabend des Kongresses in ehrender, warmherziger Rede über das Fraueustudium sich äußerte und ihm eine große Bedeutung für künftige Zeiten verhieß. „Es komme wohl die Zeit, in der das Wort: ..Die Weltacschichte macht allein der Mann" nicht mehr seine Geltung haben wird. Auch die Frauenbewegung habe ihre Parteien, die auf dem Kongreß zu Worte kommen würden. Der Kampf sei unvermeidlich, aber wie im Kampfe der Männer, hätten auch die Kämpfe der Frauen das Ziel des Friedens, der Erhöhung der deutschen Sittlichkeit, Ehre und Macht." In der Rede des Bürgermeisters l>i. Reicke, der im Namen der Stadt Berlin den Kongreß begrüßte, kamen die Gesichtspunkte erweiterter Freiheiten für die Frauen ebenfalls zum Ausdruck, wenn auch Wert und Wirkung ihrer weiblichen Vorzüge stark betont wurden. Aber die Kraft und Energie ihrer hier geleisteten sozialen Arbeit fand reiche Anerkennung und den Dank der Stadt Berlin, die er vertrat.

Bei den Verhandlungen über das „Frauenstudium und Anstreben gelehrter Berufe, gab Professor Harnack in gütiger, geistvoller Rede seine Zustimmung und Anerkennung dieser Bestrebungen. Nicht eingeschränkt, sondern erhöht, durch seinen Wunsch, daß das Studium nicht den Reiz weiblicher Wesensart vermindere, was ihm übrigens so unwahrscheiulich erscheint, wie daß der Schmetterling den Blütenstaub von seinen Flügeln streifen könnte. Zum Reichstheatergesetz und den Problemen im Leben der Bühnen-

künstlerinnen hatte der Reichstagsabgeordnete Dr. Pfeiffer das Wort ergriffen in seiner temperamentvollen, überzeugten Weise- Da er aber zu diesem vielumstrittenen und noch wenig geklärten Thema wenig Neues zu sagen wußte, wirkte er nicht so überzeugend, wie überzeugt. In allem aber war der Grundgedanke sichtbar, den Frauen zu geben, was den Frauen gebührt!
Und neben all den denkwürdigen Kundgebungen in diesen Tagen, bei denen selbst das sonst so rastlose, hastige, treibende Berlin ein Weilchen stillehielt, schreitet unermüdlich, stetig, langsam und doch förderlich die Frauenbewegung vorwärts, und hat in letzter Zeit wieder einige bemerkenswerte Erfolge erruugen. So hat die Handelskammer zu Köln beschlossen, beim preußischen Handelsminister den Antrag zu stellen, daß den Kauffrauen, die Inhaberinnen eingetragener Firmen sind, das persönlich auszuübeudc, aktive Wahlrecht gewährt werde. Sehr erfreulich erscheint auch, daß endlich bei den Stipendien und Darlehu für Ausbildungszwecke jetzt weibliche Bewerber zugelassen werden. Zur Erinnerung an den Professor Abcgg ist bei der Technischen Hochschule in Breslau soeben eine Stiftung begründet worden, für die auch weibliche Bewerber in Betracht kommen. Die Zinsen sollen in erster Linie zu Auslandreisen vergeben werden. Vorgesehen sind die Fächer: Chemie, Hüttenkunde und Luftschiffahrt. Die Verleihung erfolgt zum erstenmale am 1. Februar 1913 ....

Welch neue Perspektiven eröffnen sich damit den studierenden Frauen. Eigenartig und nicht ohne einen humoristischen Beigeschmack erscheint daneben: „Die Kriegsdienstpflicht der Frauen", wie sie vor einiger Zeit Professor Dr. Witzel in einem Vortrag in Düsseldorf, im Vaterländischen Frauenverein auseinandergesetzt hat. Wenn man auch nicht annehmen will, daß Professor Witzel daran denkt Utopistisches zu fordern, da seine Anregungen von den Regierungs- und Militärbehörden mit großem Interesse aufgenommen wurden, so muß man doch daran denken, daß der Titel dieses Vortrages wohl nur als Mittel zum Zwecke anzusehen ist, denn im letzten Grunde behandelt er nur Verbesserungen im Kranken- und Verwundetenpflegedienst, in der Samariter- und Pflegetätigkeit und Krankenkostbereituna, alles Dinae, die lange schon und trefflich organisiert von den Vaterländischen Frauenvereinen geleistet werden. Aber man soll nie damit aufhören vorwärts zu streben, Besseres an die Stelle des Guten setzen zu wollen, und da Professor Witzel die „obligatorische Dienstpflicht der Frauen" ganz fallen gelassen hat, so kann man sich mit dieser Kriegsdienstpflicht — richtiger Samariterpflicht — der Frauen im Kriegsfalle gern einverstanden erklären.

Wirtschaftliche Rundschau.

Die wirtschaftlichen Ereignisse oder doch die Börsen-Sensationen, die sich in den letzten Wochen wesentlich im Tragikomischen erschöpften, haben sozusagen über Nacht ein tiefernstes Gesicht bekommen — und schreiten mit dem wuchtigen Schritt des Schicksals daher. Mehr als 200000 westfälische Grubenarbeiter streiken. Der gewaltige Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, der in keinem anderen Gewerbe sich auf so gewitterschwerem Schauplatz abspielt, in keinem anderen Gewerbe so atemlose Spannung auslöst und von da aus so tief in alle Schichten des Wirtschaftslebens eindringt, wie im lande der schwarzen Erde, hat wieder einmal begonnen. Das wildflackernde Bild Germinals taucht auf. Es handelt sich um andere Dinge wie um das Gezänk zwischen der Fürstengruppe und derDeutschen Bank, die iede der anderen die Hauptschuld an einer der

größten „Finanzschlampereien" (österreichisch ausgedrückt) zuschieben wollen, welche die neuere Wirtschaftsgeschichte kennt. Zwar auch der Streit bei den Hobenlohewerken, der das durch die Affäre der Berliner Terrain- und Baugesellschaft bereits stark gelockerte Band zwischen der Deutschen Bank und den fürstlichen Kaufleuten vollends zerrissen bat, weist Züge auf, die in das Bild Germinals mit frappanter Kontrastwirkung hineinpassen, — gerade als wären sie von einem großen Epiker wie Zola unmittelbar zu diesem Zwecke erdacht worden. Der üppige Hütten- und Zechendirektor, der das Sümmchen von einundeinerviertel Million Mark allein in das ihm als Amtswohnung dienende Schloß und den dazu gehörigen Garten hineingesteckt hat, natürlich auf Kosten der Aktiengesellschaft, deren Interessen er wie ein guter Kaufmann wahrzunehmen hatte, der für die Ablösung seines noch 7 Jahre laufenden Vertrages eine Abfindung von mebreren Millionen verlangt, ist immerhin wohl eine Ausnahmeerscheinung unter den Industrieleitern, in deren Kreisen es gewiß auch viele nicht nur arbeitsame, sondern auch bescheidene Männer geben mag. Typischer wird schon das Bild, wenn man die Finanzkonsortien und die Aufsichtsräte sich ansieht, die den industriellen Unternehmungen angeblich ihre Arbeit leihen, in Wirklich-

keit sie aber nur als „melkende Kühe" betrachten, die ihnen oft ohne jegliches Verdienst Hunderttausende und Millionen in den Schoß werfen. Herr Lob, der Generaldirektor der Hohenlohewerke, zweifellos an sich ein zielbewußter und tüchtiger Mann, hat seinen lururiösen Aufwand im vollsten Lichte der Öffentlichkeit getrieben, alle seine persönlichen oder halbdienstlichen Aufwendungen sind durch die Bücher der Hohenlohewerke gegangen. Der Aufsichtsrat und der Hauptaktionär, Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Dehringen, haben alles das, weswegen sie ihren Generaldirektor jetzt in die Wüste schicken, jahrelang mit angesehen, oder sie hätten es doch, wenn sie ihre Pflichten der Aktiengesellschaft gegenüber auch nur halbwegs ernsthaft erfüllt haben würden, zweifelsohne sehen müssen. Sie haben aber ein Auge zugedrückt, weil sie ihr Unternehmen, trotz der Aktiengesellschaftsform und der Inanspruchnahme des öffentlichen Kapitals- und Börsenmarktos, immer noch als eine Privatdomäne auffaßten, und sich der aktienrechtlichen Verpflichtungen immer nur dann erinnerten, wenn sie Geld „aufnehmen" wollten. So ließen sie den Generaldirektor ruhig gewähren, solange er ihren persönlichen Wünschen und Interessen sich fügte oder doch nicht entgegenarbeitete.
Erst als Herr Lob bei den letzten Reichstagswahlen eine selbständige Ansicht zu haben und die politischen Kreise des Fürsten Hohenlohe zu stören wagte, erinnerte man sich an das prunkvolle Schloß, an den mit aktiengesellschaftlichem Gelde ausgeschmückten Garten des Herrn Lob, und benutzte das als Gründe zur Ausschiffung des mißliebig Gewordenen, was der Kenner der Verhältnisse und möglicherweise auch der Richter nur als Vorwände gelten lassen wird.
Es ist zweifellos, daß die hohen und oft nur ungerechtfertigtem Lurns dienenden Verwaltungskosten, mehr aber noch die in vielen Fällen dem Unternehmen und seinen Aktionären nichts nützenden, oft sogar schadenden Finanzgewinne, Aufsichtsratstantiömen usw. den Betrieb unserer Aktiengesellschaften über Gebühr verteuern. Daß mit dem Gelde, welches hier zu ersparen wäre, den Arbeitern die von ihnen geforderten Lohnerhöhungen in vollem

Umfange gewährt werden könnten, ist
natürlich eine Behauptung, die
höchstens als Agitationsmittel, nicht als
ernstes wirtschaftliches Argument ge-
braucht werden kann. Immerhin gäbe
die denkbar größte Sparsamkeit in den
oberen Verwaltungsschichten den In-
dustrieleitern ein größeres moralisches
Recht, Lohnforderungen, die ihnen un-
gerechtfertigt erscheinen, abzulehnen,
als dies bei den jetzigen fürstlichen
Direktionsgehältern und Aufsichtsrats-
tanti^men der Fall ist.
Ob und inwieweit die von den Ruhr-
arbeitern in der gegenwärtigen Lohn-
bewegung geforderten Lohnerhöhungen
gerechtfertigt oder ungerechtfertigt sind,
kann im Rahmen dieser Ausführungen
nicht entschieden werden. Daß die stei-
gende Tendenz der Lebensmittelpreise
auf der einen Seite und die vom Koh-
lensyndikat vorgenommenen Preiser-
höhungen auf der anderen Seite höhere
Löhne im Prinzip rechtfertigen, wagen
auch die Bergherren nicht zu bestreiten,
das bringt höchstens die Regierung des
Herrn von Bethmann Hollweg fertig,
die anscheinend dem diesmaligen großen
Streik nicht so unparteiisch zuzusehen
entschlossen ist, wie dies die Regierung
des Fürsten von Bülow dem letzten
großen Streik gegenüber tat. Neben
dem Umfang der Lohnerhöhungen wirkt
auch diesmal wieder die Prinzipien-
frage auf beiden Seiten streitverschär-
fend» ob vom Zechenverband mit
den Arbeiterverbänden, oder von jeder
einzelnen Zeche mit ihrer Arbeiterschaft
verhandelt werden soll. Es ist nach-

gerade schon fast tragisch, daß der deutsche Geist mit derartigen theoretischen und doktrinären Problemen, die andere realpolitischer denkende und handelnde Völker im Handumdrehen erledigen, noch immer nicht fertig werden kann, um so tragischer, als die Fähigkeit zur Organisierung dem deutschen Geist in einem Maße eigen ist wie kaum einem anderen Volksgeist sonst. Nur einer anderen deutschen Eigenschaft, der Prinzipienreiterei, ist es zuzuschreiben, daß sich hier die Kreise der Organisation nicht vollends schließen wollen, und es nirgends so viel Kämpfe an der Peripherie von Problemen gibt wie in Deutschland.

Eine besondere Komplikation bei der diesmaligen Streikbewegung im Ruhrrevier ist ihr zeitliches Zusammentreffen mit dem englischen Grubenarbeiterstreik, das zweifellos keinem Zufalle entspringt, sondern innere Zusammenhänge hat. Es müßte den deutschen Bergarbeitern jedes Fünkchen taktischen Sinns abgehen, wenn sie die englische Bewegung hätten vorübergehen lassen, ohne ihrerseits loszuschlagen. Die Lamentationen mancher industriell gesinnter Blätter, daß die deutschen Kohlenarbeiter antinational handelten, wenn sie das Kohlensyndikat daran hinderten, das an die englische Kohle verlorene Terrain bei Gelegenheit des englischen Grubenarbeiterstreiks wiederzuerobern, sind so ungefähr das Lächerlichste, was sich das Industrieagrariertum seit vielen Iahren geleistet hat.

Die Börse, die in der letzten Zeit Tragikomödien wie die Fürstentrust-Affäre und Operettenszenen wie die Beschießung von Beirut durch die Italiener über alle Maßen ernst genommen hat, tröstet sich über die wirtschaftliche Tragweite des Kohlenarbeiterstreiks mit dem törichten Argument hinweg, daß ja nicht alle Arbeiter streiken. Legt sie sich nicht die Frage vor, was aus der deutschen und europäischen Industrie werden soll, wenn die Kohlengruben in den beiden europäischen Hauptkohlenländern Deutschland und Großbritannien vielleicht auf Monate hinaus stillliegen? — Horatio.

tz«ou»g«b« und Ih«f«!>llil«ll: Vlof. Nr. Lob«!g «»«ln in V«l!n V IN, Llltzo»uf« üü, <I«l«fon «mt «ulfürst »ll. 8308). - V«anrnwlülch« ««l»Kt«ul: Dl, Lylolu» Vruck In Vl»!<u>, — In Hterreich fiil «« N«l>al>t<on «lllntn>oltNch : Dr. I. Llnnl«!ch, WI«n IX, MoI«,»N« 3? — ful dI« tz«»u»g»b«: Rob«ll Mol>l,

w!«n I, Domgass« 4. — «llein>V«N«lun, Hl Ungarn: «llllch« K. ». tz«stuchhandluno <I. Vockll, Vudop«!» V,
Dolo»tya-utcz» 2, — Für d«n ünl«a!«n»«ll o«»nt»ortllch: I»ll Kl»nl« ln I«mp«Ihof-V«l!n. ^- Verlag nnl» Drück b« Lchl«filch«n Vuchl>ruck«r«l o. V. Lchot»l»«nd«l, «.»«,, Vr«»lau III.
Unverlangte Manuskript« senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht
Rückporto beiliegt.

I^^^iM^
Hlleiuize luze^tsn Hnnillllm:
Lerlin 5V.. 8r«!»u. OÜIn 2. «I,.. 0rez<!en. llüzzelliurl. ri-znllfui-t ». «.,
NHnibusz. l.eip«8, ^Mzäebulss, ^nnkeim, ^ünctien, I^ümdelß, pr»8,
8wtt5»st. >V,en. Xürictl.
ln«s<!on5l>sei»: pro 46 mm breit« lei!« (Kucloll >ic«5e'z Konn»lleilen-
««uel Ko. 5) ?o ?t. Zeilzzen UebiiK«n: 6 bi, 3 1NK. «/^,.

Ztaatsminister a. D. Nr Sigxrd Ibsen.

^"ld<t von Paul kindau
^Ä»^v.^' ^<<»»M>»»,
. r: >'roscffor Dr. Ludwig Etcin
. Schonlaender, A..G., Breslau.
«.-.
.'!!
<,«!l.<.. « »!N.>Vu<HI.ü.'!.'
München Bnd'^est
;6. Jahrgang. Band 141. Heft 452 Mai 1912

Â«'^'
^^5 ^f>2
^H^ v^^
W HF HF HF.^i^ ^F ^B
-^> .<^ ^ H'tz. H>'^ M
HF ^F ^^ ^^ ^
^Ã¶^-, F'^ FA F^
s^ Â«?j^'^F ^.- Hz^ ^M HF
Ft.,4"'N!,,,sK,s ,... ^., Nr S'govd IKs?',,

Eine öeuOeMdNlUWH
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A..G., Breslau.
Leipzig Wien München Budapest
»5. F, «i»»!n<x»u «. Mohl, V«Iag^Nom.>Vuchha><dI. V«thol!> Lutt«. »lül'Ich« K. K. tzofbuchhandl.
z6. Jahrgang. Band 141. Heft 452 Mai 1912

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Politische Leqcndcnbildunqen.

(Stimmen führender englischer Politiker über Dentschland.)

London, Ende April 1912.

Gin Ferienaufenthalt in England im Vorfrühling gehört zu den erlesensten Genüssen. Der Kohlenstreik zwang mich, meinen diesjährigen englischen Aufenthalt in den Vorfrühling zu verlegen, unmittelbar vor Beginn der ,,»ea»ou". Das Ungewitter des Kohlenstreikcs wurde abgelöst von dem politischen Kraterausbruch des „Home Rule", wozu noch im letzten Augenblick die niederschmetternde Katastrophe der „Titanic" trat. Inmitten dieser hochgehenden Wogen des öffentlichen Lebens war die deutsch-englische Frage, der „Nord und Süd" in den letzten Monaten die Aufsätze von Di'. Paul Nathan, Dr. Ritzenthaler und Sir Henrp Roscoe gewidmet hat, merklich zurückgeebbt. Die Sorgen um den eigenen Herd ließen die weltpolitischen Befürchtungen mehr in den Hintergrund treten. Aus den Spalten der großen Tagesblätter ist die Flottenfrage nahezu verschwunden, um sich in den essayischen Auslassungen der vornehmen Wochen- und Monatsschriften um so nachdrücklicher zu entladen.

Im Aprilheft von „Nord und Süd" nahm ich Veranlassung, die Stimmen führender Franzosen und Engländer über Krieg und Frieden angesichts des „politischen Alkoholismus", dem wir verfallen sind, wiederzugeben, um solcher^gestalt zum Ausdruck zu bringen, daß es hüben und drüben, neben den Ultras von rechts und links, auch besonnene und gemäßigte Stimmen gibt, auf die bedachtsam zu lauschen wir allen Anlaß haben. Die Sprache des Affektes hören wir ja in den sensationell zugespitzten Berichten der Tagespresse laut genug; die Monatsschriften hingegen, deren bester Typus in England erscheint, sind dazu angetan und berufen, die Sünden der allzueiligen Tagesberichte wettzumachen. Die gemäßigte und abgeklärte Form, wie sie dem englischen politischen Essay eigen ist, muß sich nach und nach anch bei uns einbürgern, wenn anders die Fragen des öffentlichen Lebens ihres Augenblickscharakters entkleidet und auf ihren Ewig^keitswert hin beleuchtet werden sollen. Die englischen Wochen- und Monatsrevuen spiegeln in der künstlerischen Form, die sie den brennenden Tagesfragen

zu geben verstehen, den englischen Geist in seiner spezifischen Eigenart ganz anders
wider, als unsere politisch nur mangelhaft entwickelte Zeitschriftenliteratur.
Aus Besprechungen mit Politikern aller Schattierungen und Leitern maß-
gebender Organe habe ich während meines englischen Dsteraufenthaltes die über-
zeugung gewonnen, daß eine Verständigung mit Deutschland auf Grund der
„upen soor" im Geistigen nicht nur allenthalben gewünscht, sondern geradezu
als unerläßlich für den Bestand der solidarisch verbundenen westeuropäischen
Kultur gefordert wird. Ich hoffe, Äußerungen bedeutsamer Engländer über ihre
Auffassung der Beziehungen Englands zu Deutschland demnächst an dieser Stelle
übermitteln zu können. Heute beschränke ich mich darauf, gleichsam als Präludium
der hier vorzuführenden Meinungsäußerungen, einzelne Stimmen führender eng-
lischer Politiker aus jüngster Zeit über das Verhältnis Englands zu Deutschland
zu Gehör zu bringen. Es gilt vor allem, der politischen Legenden-
bildung entgegenzutreten, als ob England im letzten Sommer entschlossen ge-
wesen sei, über Deutschland herzufallen, um die deutsche Flotte vor ihrer weiteren
Entwickelnn», zu vernichten. In England wird die Leichtgläubigkeit für derartige
Ammenmärchen um so peinlicher empfunden, als der Respekt vor der Urteils-
fähigkeit der Nation „von Dichtern und Denkern" tief in der englischen Über-
zeugung eingewurzelt und verankert ist. Wie kann, so fragen sich hier die maß-
gebenden politischen Kreise, eine solche Legende Verbreitung finden, wenn der ver-
antwortliche Träger der auswärtigen Politik, Sir Edward Grey, in öffentlicher
Parlamentssitzung feierlich erklärt, daß der angeblich beabsichtigte Überfall auf
Deutschland nur der Ausfluß einer übelwollenden politischen Phantasie war?
Man vergesse nicht: ein englischer Staatssekretär bleibt auch als Politiker immer
der Gentleman; er wird, mit Kant zu sprechen, nicht immer die volle Wahrheit
sagen, wo Schweigen Landesinteresse ist, aber doch niemals in feierlicher Parla-
mentssitzung die objektive Unwahrheit sagen.
Man kann sich des Eindrucks nicht entschlagen, daß ein Teil der
deutschen Presse Berichte aus England, die für Deutschland günstig lauten,
ungern abdruckt, um die weniger günstigen mit verdoppelter Kraft heraus-
zustellen.
In amtlichen wie in nichtamtlichen Kreisen wird, nach der glücklichen Bei-
legung der Marokkoaffäre, jeder Versuch, die Schroffheiten und Kanten in den
Flottenfragen hüben wie drüben abzuschleifen, mit offensichtlicher Beflissenheit
gefördert. Man hat hier mit den Nachwirkungen des Kohlenstreiks, mit Home Rule.
mit Persien und der Türkei so viel zu tun, daß man froh wäre, den Schatten der
Flottenfrage zu bannen. Alles, was dazu beiträgt, die Stimmung zwischen beiden
Ländern zu bessern, die öffentliche Meinung aufzuklären und die unheilvolle
politische Legendenbildung radikal zu zerstören, wird hier willkommen geheißen,
und zwar von konservativer Seite nicht minder, wie von der liberalen.
Man vergesse nicht, daß das liberale Ministerium schon aus Tradition.

die ja in England — wie Rltzenthaler an dieser Stelle glücklich ausgeführt hat — das entscheidende politische Kriterium ist, im Prinzip deutschfreundlich sein muß, denn sonst würden die Liberalen im eigenen Lager gegen das Ministerium revoltieren. Seit Eampbell-Bannerman gehört die Deutschfreundlichkeit zum eisernen Bestand des politischen Credo's eines englischen Liberalen. Wenn das heutige liberale Ministerium gleichwohl in der Flottenfrage der öffentlichen Meinung Englands entgegenkommt und vom alten liberalen Programm unter jubelnder Zustimmung der Konservativen abweicht, so wird es dabei mehr geschoben, als daß es selber schiebt. Man vergesse eben in Deutschland nicht, daß die öffentliche Meinung dort schon eine Macht ist — in England aber ist sie die Macht.
Und diese öffentliche Meinung ist nun in England nervös geworden; gereizt besonders durch die neuen Steuern, die mit Rücksicht auf den Flottenausbau bewilligt worden sind. Diese neuen Steuern drücken hier ebenso gut wie in Deutschland. Die Liberalen fürchten insbesondere, daß eine weitere Anziehung der Steuerschraube zugunsten eines Flottenprogrammes, das hier im Parlament einmütige Zustimmung findet, letzten Endes zum Anschneiden der „Tariffrage" führen müßte. Der Schutzzoll aber ist und bleibt das rot« Tuch der Liberalen; er ist in England so wenig populär, daß selbst die Konservativen anfangen von dem politischen Schlagwort der Tarifreform sachte und allmählich abzurücken. Die Vermutung ist nicht ganz abzuweisen, daß der konservative Führer Balfour nur deshalb Bonar Law den Platz geräumt hat, weil er selbst, Balfour, auf die Tariffrage festgelegt ist, während Law darin ein unbeschriebenes Blatt bleibt. Wenn die Konservativen wieder ans Ruder kommen wollen, müssen sie die Tariffrage zurückstellen, da sie den sicheren politischen Instinkt haben, mit der alten Plattform des „Schutzzolles" augenblicklich keine Geschäfte machen zu können. Es wird in politischen Kreisen stark bemerkt, daß die jetzigen Führer der Konser»ativen der heiklen Frage nach der Tarifreform scheu aus dem Wege gehen, so daß man sich des Eindrucks kaum erwehren kann, als ob dieses „Schibboleth" der politischen Parteien Englands sehr bald zum alten Eisen geworfen würde.
Der Engländer ist alles andere eher denn sentimental; politische Melancholiker sind ihm ein Greuel. In der Theorie wie in der Praris des Lebens bleibt er der Mann des „matter ot taet". Bei aller Größe seines Geldbeutels ist dieser doch d i e Stelle, an welcher er am empfindlichsten getroffen werden kann. Da nun beide politischen Parteien spüren, daß der Zolltarif unvermeidlich ist, wenn die Flottenrüstung in demselben Tempo fortfährt, so willigen sie in eine Flottenvermehrung nnr aus Angst und Furcht, aber nicht aus Liebe und Begeisterung. Für den Eng, länder ist die Vorherrschaft zur See politisches Dogma geworden — ein noli me taubere seiner zum Instinkt geronnenen Überzeugung. Diese Vorherrschaft sieht er gefährdet, wenn Deutschland neben seiner gewaltigen Handelsflotte auch noch eine ebenbürtige Kriegsflotte bekäme. Gegen Kreuzer zum Schutze des Handels haben die Engländer nicht die geringsten Bedenken, und wenn die Dreadnoughts

nicht« kosten würden, so wäre ihnen auch eine Vermehrung uck libitum unbedenk
lich. Gefährlich ist ihnen nur der politische Zirkelschluß, daß sie mitrüsten und
dadurch ständig die Steuern erhöhen müssen, was die Einführung der ihnen bis
auf den Grund der Seele verhaßten Tarifreform zur unausweichlichen Folge haben
würde. Schutzzoll und allgemeine Wehrpflicht sind das ständige Schreckgespenst
der englischen Liberalen, die sich der Befürchtung nicht entschlagen können, auf
dem Umwege der Flottenvermehrung zuvörderst zum Schutzzoll und weiterhin zur
allgemeinen Wehrpflicht nach deutschem Muster übergehen zu müssen.

Unter diesem ökonomischen Gesichtswinkel sollt« die deutsch-englische Frage
von den besonnenen Vertretern einer von den Intellektuellen beider Länder sehn-
süchtig herbeigewünschten Verständigung unter den beiden Nationen betrachtet
werden. Bisher überwog der rein politische Gesichtspunkt, während im Unter-
bewußtsein des Engländers der ökonomische prävaliert. Deutschland m i t Eng-
land bedeutet die Weltherrschaft, d. h. die Aufteilung unseres Planeten unter die
führenden Nationen unseres Kultursystems, während Deutschland gegen Eng-
land eine Zertrümmerung unseres gesamten Kultursystems im Gefolge haben
könnte, wobei der Dsten der „t«rtin» Laugen»" wäre.

Der Engländer ist an Konventionen geschäftlich so sehr gewöhnt, daß er eine
Konvention zwischen „triple ullinuce" und „triple eutente" als den Gipfel
punkt der Weltpolitik empfinden dürfte. Dem englischen Volksempfinden stünde
eine solche Vereinbarung um so weniger entgegen, als der Deutsche Kaiser nach
einem Ausspruch, der mir hier aus allen Lagern entgegentönte, der „mo»t popullli-
ll»2n in Nußlnuä" ist. Dem Zauber seiner Persönlichkeit vermag man sich hier
so wenig wie anderwärts zu entziehen; dazu tritt das unbedingte und rückhaltlose
Zutrauen, dessen sich der gegenwärtige Reichskanzler, von Bethmann Hollweg,
unter den Politikern aller Schattierungen und insbesondere in den amtlichen
Kreisen erfreut. Von zuständigster Seite ist mir versichert worden, daß die ruhige,
gleichmäßige, besonnene Art des Reichskanzlers den Engländern wesensverwandt
und darum durchaus sympathisch ist, sodaß er der wichtigste Stein auf dem inter-
nationalen politischen Schachbrette der Gegenwart ist. Was von Bethmann amt
lich sagt, wird hier ohne jeden Hintergedanken geglaubt. Dieses rückhaltlose Ver-
trauen, das sich der Reichskanzler in den drei Iahren seines Wirkens im offiziellen
England erworben hat, stellt ein politisches Kapital von nicht zu unterschätzendem
Werte dar. Gerade weil die „pover to vork" der Grundtrieb des englischen
Nationalcharakters ist, dem er seine Weltherrschaft dankt, stemmt er sich mit dem
ganzen Schwergewicht seines nationalen Einheitsgedankens einer Preisgabe dieser
Weltherrschaft Europas über den Osten entgegen. Und hier liegt der Schlüssel
zu einer Verständigung mit England, wenn von Bethmann es versteht, das an-
gesammelte Vertrauen glücklich auszumünzen und die englischen Sympathien,
deren er sicher ist, für eine Einigung auf angedeuteter Grundlage auszunutzen.
Länderhungrig ist England schon lange nicht mehr, zumal es mehr denn

saturiert ist, sodaß es an seinen Kolonien mehr als ihm dienlich zu würgen hat.
Es gönnt nicht nur Deutschland den Platz an der Sonne, soweit er nicht bereits von anderen Mächten okkupiert ist, sondern es wünscht ihm einen Zuwachs an Kolonien, damit der Blick Deutschlands vom alten Europa auf den Osten abgelenkt wird. Hier ist der Punkt, wo eine deutsch-englische Verständigung einsetzen muß; England kann keine neuen Kolonien mehr verdauen, während der Machtzuwachs Deutschlands neue Einflußsphären gebieterisch fordert. Liest man nun die Stimmen führender englischer Politiker über Deutschland, so wird man jenen ökonomischen Unterton durchweg herausfühlen, der bisher — so weit ich übersehen kann — nirgends Beachtung gefunden hat.

Ein Schulbeispiel politischer Legendenbildung war auch die lärmschlagende Rede Captain Faber's, die unsere Alldeutschen so in Harnisch gebracht hat. Von «ingeweihter und durchaus zuverlässiger Seite erfahre ich darüber, daß der Anlaß zu den Indiskretionen Fabers, die beinahe einen Weltbrand heraufbeschworen hätten, in lokalen Reibereien mit dem ihm persönlich verfeindeten Admiral zu suchen ist. In hiesigen amtlichen Kreisen wurde der aufgebauschte Zwischenfall von Anfang an nicht ernst genommen, während er den ganzen Kontinent in Alarm versetzt hat. Sollte die kleinliche Privatrache eines obskuren Captains einen Weltbrand entfachen? Solchem Herostratosruhme der politischen Legendenbildung setzen wir nachfolgende amtliche Äußerungen führender Staatsmänner entgegen, die dazu angetan sind, das Schreckgespenst von einem beabsichtigten Überfall Englands auf die deutsche Flotte als eine lächerliche Farce zu entlarven.

„England und Deutschland werden durch keine tiefgehenden Differenzen geschieden und zwischen beiden Ländern schweben keine Fragen, die nicht auf dem Wege gütlicher Verhandlungen gelöst werden können; jedenfalls nicht solche, die den Ausbruch eines Krieges zu rechtfertigen vermögen. Der bestehende wirtschaftliche Wettkampf weist ungleich mehr zum Frieden als zum Kriege hin, denn die gewaltige Ausdehnung der wechselseitigen Handelsbeziehungen fordert gebieterisch alle störenden Momente auszuschalten."

Sir Frank Lascelles, während 13 Iahre englischer Botschafter in London, auf dem Kirchenkongreß in Stoke-on-Trent, 4. Oktober 1911.

„Ein nicht unbedeutender Teil der deutschen Nation scheint der Auffassung zu sein, als ob England in anmaßender und selbstsüchtiger Weise bestrebt sei, ihr das Recht, als Großmacht bei der Lösung internationaler Fragen mitzuwirken und ihren Welthandel auszudehnen, abzusprechen. Eine derartige egoistische Politik würde mit dem guten Namen Englands unvereinbar sein und eine nur zu wohlverdiente Wiedervergeltung heraufbeschwören."

Sir T. Vezey Streng, Lord Mayor von London, auf einer Sitzung der Englisch-Deutschen Freundschaftsgesellschaft am 2. November 1811.

„Ich bin gewiß, daß nach Verlauf von zwei bis drei Iahren alle Kriegsgerüchte verstummen und daß gute Beziehungen nicht nur zwischen Deutschland und England, sondern auch zwischen diesen zwei Ländern und deren beiderseitigen Freunden herrschen werden."

Sir Edward Grey, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, im House of Commons, 27. November 1911.

„Wir unterhalten mit einzelnen Mächten Freundschaften und besondere Beziehungen, welche der übrigen Welt bekannt sind. Wir beabsichtigen sie zu pflegen und nichts zu unternehmen, was dieselben in Frage stellen könnte. Iene Beziehungen schließen nichts in sich, was zu einem Angriff oder einer herausfordernden Politik irgend einer anderen Macht gegenüber führen könnte. Dort, wo Argwohn oder Mißtrauen besteht, sind wir andererseits bereit, alles zu tun, um diese zu beheben. Das ist eine einfache Politik des gesunden Menschenverstandes und des guten Glaubens, welche kein Vertrauen erschüttern sollte und keinen Anlaß zur Verletzung bietet. Ich betonte, wir wollen niemanden beleidigen; aber auf einen Punkt müssen wir besonderen Nachdruck legen, und das ist, daß das Ausland sich nicht als die Beleidigten gebärdet, wo keine Beleidigung beabsichtigt war."

Sir Edward Grey, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, in Manchester, am 17. Februar 1912.

„Ich bin fest davon überzeugt, daß alles, was über Deutschland im freundlichen Sinne gesagt wurde, dem Empfinden der ganzen Nation entspricht."

Viscount Morley of Blackburn, liberal, im House of Lords, 28. November 1911.

„Ich bin überzeugt, daß die öffentliche Meinung, soweit die einsichtigen Kreise beider Länder in Frage kommen, im hohen Maße zugunsten einer Freundschaft zwischen Großbritannien und Deutschland ist."

Marqueß of Lansdowne, konservativ, im House of Lords, 28. November 1911.

„Von den guten Beziehungen zu Deutschland hängt alles ab, sowohl was die Wohlfahrt Englands zu Hause, als seinen Handel nach außen angeht. Wenn freundschaftliche Beziehungen mit Deutschland bestehen, ist nichts-in der Welt vorhanden, was England irgendwelche Sorge bereiten kann. Ein Krieg mit Deutschland aber wird beide Nationen zu einem Abgrunde führen, dessen Tiefen niemand ermessen kann."

Sir Henry Norman, liberal, im House of Eommons, 14. Dezember 1911.

„Ein Krieg mit Deutschland würde, auch wenn wir gewinnen, uns über eine Milliarde Pfund Sterling kosten."

Lord Charles Beresford, konservativ, im House of Commons, 14. Dezember 1911.

„Ich möchte als einer derjenigen, welche viel Zeit und Mühe darauf verwandt haben, der Freundschaft beider Nationen zu dienen, Deutschland gegenüber folgendes zum Ausdruck bringen: Man sagt uns, daß selbst freundlich gesinnte Deutsche daran glauben, England wolle sie unbedingt mit Krieg überziehen. Ich wünsche einwandfrei und mit größtem Nachdruck festzustellen, daß diese Annahme im vollen Umfange unberechtigt ist. Es mögen wohl einige Leute bei uns, wie auch in Deutschland, zum Kriege drängen; aber ich bin gewiß, sie stellen noch nicht fünf Prozent der Bevölkerung dar. Kopf und Herz Englands lehnt sich gegen eine solche Treiberei auf."

Der Bischof von Winchester, auf der Diözesen-Konferenz am 30. Ianuar 1912.

„Man sagt u. a., daß innerhalb der deutschen Bevölkerung viele fest daran glauben, daß wir während des Sommers und Herbstes letzten Iahres einen Angriff auf ihr Land erwogen und selbst vorbereitet haben und daß die Bewegung unserer Flotte mit diesem Zweck im Zusammenhang stand. Es ist mir direkt peinlich, einer solchen wilden und ausschweifenden Legendenbildung entgegentreten zu müssen. Es handelt sich um eine reine Wahnvorstellung. Ich brauche kaum zu sagen, daß nicht der geringste Anhalt für eine solche Annahme vorliegt und daß die Manöver unserer Schiffe zu keiner Zeit und an keiner Stelle einen Angriff oder eine Herausforderung planten."

Premierminister Asquith, im House of Commons, 14. Februar 1912.

„Ich möchte nochmals meine aufrichtige Überzeugung dahin zum Ausdruck bringen, daß niemand, sei es in diesem Hause oder außerhalb desselben, mehr Wert auf eine gute Verständigung mit Deutschland zu legen vermag, gleichwie ich glaube, daß kein Mensch den Gedanken eines Krieges zwischen den beiden großen Ländern mehr verabscheuen kann, als ich es tue."

Bonar Law, Führer der Opposition im House of Commons, am 14. Februar 1912.

„Mir erscheint in diesem Momente kaum etwas so wünschenswert, als daß England und Deutschland dazn gelangen, einander zu verstehen. Ein solches wechselseitiges Verstehen ist aber nur durch Studium und Erkenntnis zu erlangen. Dieses Studium läßt, wie ich meine, bei uns mehr zu wünschen übrig als bei den Deutschen. Sie kennen unsere Literatur und Geschichte weit besser als wir die ihrige. Shakespeare und Scott sind ihnen beinahe ebenso vertraut wie uns selber. Auf jeden Briten, der deutsch lesen und sprechen kann, kommen fünf Deutsche, die englisch lesen und sprechen können. Hingegen scheinen sie mir etwas weniger von unserer Art, die Dinge zu betrachten, zu wissen, als uns die ihrige bekannt ist. Wir sind keineswegs eine Nation, welche hinter dunklen Worten und Taten

geheimnisvolle Pläne und selbstsüchtige Absichten verbirgt. Wir. streben nicht aus Prinzip und planmäßig, einen immer größeren Teil der Erdoberfläche allen anderen vorweg zu nehmen. Was wir in dieser Hinsicht bisher getan haben, taten wir nicht gemäß einer vorgeplanten und ausgeklügelten Politik, sondern nur deshalb, weil wir lange Zeit das einzige Volk am Platze waren, weil es zur Zeit geboten schien und wir das einzige dazu bereite Volk waren. Deutschland hat, wie mir scheint, das besondere Pech gehabt, hundert Iahre zu spät in der Weltgeschichte zu einer Nation zu erwachsen, und dieser Umstand hat die Entwicklung, die es sonst genommen hätte, beeinflußt. Sein Fortschritt muß aber dadurch nicht gehemmt werden. Es ist schon jetzt durch seine intellektuelle und moralische Tüchtigkeit eine der größten Nationen der Welt; seine Drganisationskraft ist unerreicht; es verfügt über vortreffliche Methoden und hat viel Sinn für das Aktuelle und Konkrete. Überall dringt es zum Wohle der Menschheit vor, und es wird sich kaum durch etwas zurückhalten lassen. Ich darf wohl hinzufügen, daß nichts seinen Weg so erleichtern wird, als wahrhaft offene und günstige Beziehungen zu unserem Lande in Handel, Politik und gesellschaftlichem Verkehr. Denn viele, sehr viele von uns sind der Ansicht, daß, je bedeutender Deutschlands Handel und Gewerbe ist, desto mehr auch unser Handel und Gewerbe zunehmen wird. Kooperation in der Entwicklung ist nach jeder Richtung von hoher Bedeutung.

Der englische Kriegsminister Viscount Haldane in seiner Festred« vom 3. August 1911.

So sprachen führende Engländer der Gegenwart über die Wechselbeziehungen beider Länder. Diese Blutenlese der Stimmen verantwortlicher Kreise über Deutschland wird hoffentlich dazu beitragen, die bösartigen Ausstreuungen jener unverantwortlichen Störenfriede, welche diese beiden Kulturnationen systematisch gegeneinander verhetzen wollen, endgültig zu widerlegen. Der Falschmünzerei heimlicher Legendenbildungen kann man nur durch das offene, vor aller Welt verkündete Bekenntnis des amtlichen England wirksam entgegentreten. Das Komitee für eine englisch-deutsche Verständigung, an dessen Spitze Erzellenz von Hollleben steht, wird gut daran tun, diesseits und jenseits des Kanals in Wort und Schrift der politischen Brunnenvergiftung, wie sie in den hier aufgezeigten künstlichen Legendenbildungen zutage tritt, unter Zuhilfenahme der großen Presse beider Länder planbewußt und zielsicher entgegenzuarbeiten.

Staatsministcr a. D. Dr. Sigurd Ibsen:
Machtpolitil und Kulturpolitik.
Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg.
I. Machtpolitik.
Iüngst wurde zum elften Mal der Nobelpreis erteilt. Einige Storthings-Mitglieder hatten es anheimgestellt, die Erteilung in diesem Iahre fortfallen zu lassen, um gegen den Friedensbruch Italiens zu demonstrieren. Der Vorsitzende des Nobelkomitees machte in seiner Festrede geltend, das sei formell nicht zulässig. Und er betonte außerdem die sehr richtige Erwägung, daß ja gerade das Unheil des Krieges Nobels Interesse für die Friedensarbeit geweckt habe und es also nicht in seinem Sinne sein könne, diese Unterstützung just dann zu entziehen, wenn die kräftigste Mahnung dazu triebe, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Er räumte ein, daß wir im vergangenen Iahr Enttäuschungen erlebt hätten, aber, fügte er hinzu, wir machen auch erfreuliche Erfahrungen. Kürzlich haben die deutsche und die französische Regierung ein» der schwierigsten Konfliktsfragen friedlich gelöst. Das beweist, daß der Friedens-Wille bei den leitenden Staatsmännern durchgedrungen ist. Hoffen wir, daß dieser Anzeichen immer mehr und der Rückschläge immer weniger werden, sodaß der internationale Verkehr schließlich sicher auf gerechte und gütliche Entscheidungen bauen kann.
Ieder wird diesem von Herrn Lövland ausgesprocheneu Wunsch beipflichten können, und es wird ihm auch niemand verdenken, daß er es bei einem festlichen Anlaß wie dem ebengenannten vorzieht, bei den freundlicheren Erscheinungen zu verweilen. Aber nun, da der Festtag vorüber ist und der Alltag sich meldet mit Kritik und Betrachtungen, kann man es nur geradeheraus sagen: der internationale Rechtszustand, der an Stelle der Machtherrschaft treten sollte, scheint uns nicht näher gerückt zu sein in dem Iahrzehnt, das seit der Erteilung des ersten Friedenspreises verflossen ist. Damals, im Jahre 1901, fochten die Buren die letzten Kämpfe aus in dem Kriege, den Großbritannien einzig und allein in dem Gelüst nach ihrem Lande gegen sie unternommen hatte. 1904 wurde dann der große Krieg zwischen Rußland und Iapan eingeleitet. 1905 drohten die marokkanischen Gewitterwolken sich in einen europäischen Krieg zu entladen. 1907 teilten Rußland und England Persien, über das sie doch keine Verfügung hatten, unter sich in Interessensphären. 1908 verleibte Österreich-Ungarn trotz des Berliner Vertrages Bosnien und die Herzegowina der Monarchie ein und verursachte dadurch Verwickelungen, die leicht ganz Europa in einen kriegerischen Wirbelwind hätten mitreißen können. 1910 verschlang Iapan Korea ohne Rücksicht auf dessen garantierte Integrität.

Und im letzten Iahre endlich waren wir Zeugen von Italiens Zug gegen Tripolis, von dem Einmarsch russischer Truppen in Persien und von einem diplo, malischen Konflikt zwischen Deutschland auf der einen und Frankreich und England auf der andern Seite, dessen voller Ernst erst jetzt der Allgemeinheit zum Bewußtsein gekommen ist. Sir Edward Greys Rede im Parlament und die Erklärungen des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg und des Staatssekretärs von Kiderlen-Wächter im Reichstag lassen keinen Zweifel darüber, daß man im Sommer dicht am Rande eines Weltkrieges gestanden hat. Die akute Krise ist vorläufig überwunden, aber sie kann von neuem auflodern, denn der Antagonismus, der ihr zugrunde lag, nämlich der Gegensatz zwischen deutschen und englischen Interessen, besteht weiter. Ein britischer Politiker soll neulich geäußert haben, daß nach Verlauf weniger Iahre alle europäischen Staaten gezwungen sein werden, Partei zu ergreifen, ihre Wahl zu treffen zwischen England und Deutschland.

Schließt man den moralischen Status der internationalen Politik des letzten Iahrzehnts ab, so weist die Debetseite, wie man sieht, eine Reihe von ganz beträchtlichen Posten auf. Auf der Kreditseite steht dagegen die Haager Konferenz von 1907. Sie wurde doch insofern eine Enttäuschung, als sie die Frage der Kriegsrüstungs-Beschränkung fallen lassen mußte, und als sie nicht zur Einigung über das in allen Fällen obligatorische Schiedsgericht kommen konnte. Große Hoffnungen hatte man im vorigen Iahr an das angekündigte Taft-Grevsche Schiedsgerichtsabkommen geknüpft; aber nach dem, was später über die Einzelheiten des Entwurfs bekannt geworden ist, wird der Vertrag nicht als bahnbrechend bezeichnet werden können. Ich gehöre keineswegs zu denen, die die Möglichkeit eines zukünftigen Weltfriedens überhaupt leugnen, aber ich glaube, das steht noch in weiter Ferne, und das Zusammenleben der Staaten wird noch viele Iahre von Machtverhältnissen beherrscht werden.

Es ist auch gar nicht zu erwarten, daß die äußere Politik, die ja dasjenige Gebiet ist, das zuletzt von der modernen Kulturströmung berührt worden ist, im Handumdrehen den Vorsprung vor der inneren Politik bekommen sollte. Solange das konstitutionelle Parteiwesen sowohl wie die sozialökonomischen Zustände in einem so hohen Grade, wie es der Fall ist, von Machtverhältnissen bestimmt werden, ist es ganz unwahrscheinlich, daß die verschiedenen Nationen in ihren Beziehungen zum Ausland einer höheren Moral huldigen sollen als der, die unter den Mitbürgern betätigt wird. Alle Politik dreht sich mehr oder weniger um Machtfragen. Auf diesem Hintergrund muß auch die internationale Politik betrachtet werden; es geht nicht an, sie als eine Erscheinung für sich zu isolieren. Die Herstellung einer internationalen Rechtsgemeinschaft ist also eine Aufgabe, die in ihrem Zusammenhang mit dem politischen Problem in seiner Ganzheit gc^ sehen werden muß. Um sich über dieses Problem eine Meinung zu bilden, muß man mit zwei Dingen ins reine zu kommen suchen: vor allem, in welchem Umfang

das Machtelement sich im politischen Leben geltend macht, und dann, ob neben ihm ein anderes, entgegenwirkendes Element besteht, das allmählich stärker wird und womöglich die Oberhand gewinnen kann.

Daß Machtverhältnisse in den Gemeinwesen aller Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt haben, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Ieder, der seine Geschichte gelernt hat, weiß darum, daß Kriege, Unterdrückungen und allerlei Übergriffe entscheidend waren für die Grenzen der Staaten, für die innere Organisation der Völker, für die Verteilung des Bodens und anderer Güter. Aber er weiß auch darum, daß mit der fortschreitenden Kultur die Macht sich ihrer Nacktheit zu schämen beginnt und das Gewand des Rechts anlegt. Diese juridisch-moralische Bekleidung wechselt nach den Umständen: in der mehr zurückgebliebenen äußeren Politik beschränkt sie sich oft auf ein notdürftiges Feigenblatt, während sie in den relativ vorgeschrittenen inneren Gesellschaftsordnungen die Wirklichkeit der Dinge recht dekorativ verhüllen kann.

Aber sieht man genauer zu, so kann man nicht umhin zu entdecken, daß Staatsverfassungen und Rechtssysteme im wesentlichen Bestätigungen eingewurzelter Machtverhältnisse sind. Zu allen Zeiten ist die Gesetzgebung ein Erponent für die soziale Auffassung der Machthaber gewesen und als Werkzeug zur Wahrnehmung ihrer Sonderinteressen benutzt worden. In alten Tagen zeigte sich das in völlig unverschleierten Formen: ich möchte nur an eine Begünstigung erinnern wie die Steuerfreiheit der privilegierten Stände. Wer hat, dem soll gegeben werden, hieß es unter dem alten Regime, und wir sehen es fortdauernd: so kommt in der Zusammensetzung gewisser erster Kammern die Anschauung zum Ausdruck, daß den Klassen, die bereits sozial und ökonomisch die Oberhand haben, auch politisch eine besondere Repräsentation, ein Mehr an Einfluß gesichert werden muß. Diese Einrichtungen haben kurz und gut einen Schutz für die Starken bezweckt.

Nun sieht man allerdings andere Einrichtungen entstehen, die umgekehrt einen Schutz für die Schwachen erstreben, und diese Erscheinung nimmt sich ja wie eine teilweise Widerlegung der Gültigkeit der Machttheorie aus. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Wenn heutzutage auch die Schwachen geschützt werden, wenn auch deren Wohl nicht außer acht gelassen wird, so geschieht es, weil sie nicht mehr so schwach sind, wie sie es einst waren, indem sie in Wirklichkeit auf dem Wege sind, stark zu werden. Die mannigfachen modernen Anordnungen in humanitärem und demokratischem Geist wären nicht denkbar gewesen ohne die Verschiebung der Machtverhältnisse, die tatsächlich stattgefunden hat und die weiter vorgeht. Wären nicht dl« Arbeiter durch ihren Zusammenschluß eine Macht geworden, mit der die Herrschenden zu rechnen haben, so würde die Sozialgesetzgebung, deren die Gegenwart sich rühmt, noch zu den frommen Wünschen gehören. Hätten die weniger bemittelten Klassen nicht die Waffe des Stimmrechts in die Hand bekommen, so wäre nie von der gerechteren Verteilung der Steuerlasten die Rede gewesen, die jetzt in der parlamentarischen Finanzpolitik an der Tages-

Ordnung ist, und die sich unter andern, in Mr. Lloyd Georges „demokratischem Budget" kund getan hat. Und verhehlen wir es uns nicht: an dem Tage, da dir Massen einen vollständigen Sieg errungen hätten, würden sie ebenso einseitig die nackten Interessen des gemeinen Mannes fördern, wie frühere Machthaber die Vorrechte der Geburt und des Reichtums begünstigt haben. Ieder Faktor, der in die öffentlichen Angelegenheiten eingreift, wird nun einmal die Gesellschaft nach seinem eigenen Bilde und seinen besonderen Bedürfnissen formen wollen. In dieser Beziehung ist kein Unterschied zwischen der Monarchie und der Demokratie, zwischen dem Kapitalismus und dem Sozialismus, und auch insofern gleichen sie sich, als sie allesamt Machtmittel anwenden. Die Arbeitgeber wollen durch Aus-sperrung zwingen, die Arbeiter durch Streik: die militärischen Kämpfe haben ihr Seitenstllck in den industriellen. Dieselben französischen Sozialisten, die in diesem Sommer gegen einen Krieg mit Deutschland protestierten, fanden es ganz natür. lich, daß ihre Kameraden gegen ihr eigenes Land Krieg führten durch jene Sabo-tage der Verkehrsmittel, die wohl noch in frischer Erinnerung sein dürfte. In früheren Zeiten waren es fast ausschließlich Lohnfragen, die die Arbeitsein, stellungen verursachten, aber nun tritt die direkte Machtfrage immer mehr in den Vordergrund. So war der Pariser Elektriker-Streik im Iahre 1907 einzig und allein in Szene gesetzt, um der Gesellschaft die Macht zu beweisen, die disziplinierte Arbeiter besitzen, und der englische Eisenbahner-Streik vor einigen Monaten ging zunächst darauf aus, den Gesellschaften die Anerkennung der Dachorganisation en abzuzwingen.

Die Parteileitungen und Gewerkschaften der Sozialisten beanspruchen eine Zwangsautorität, die nicht hinter der zurücksteht, die von den bürgerlichen Staats-organen ausgeübt wird. Und andererseits verschmäht der bürgerliche Staat es nicht, sozialistische Methoden anzuwenden, wenn sie seinen Zwecken dienen; selbst das konservative Preußen gab ja ein Beispiel hierfür bei dem Enteignungsgeset
z
gegen die polnischen Grundbesitzer der Ostprovinzen. Bei diesem Anlaß stimmten alle Polen von neuem das hundertjährige Klagelied von ihrer unterdrückten Nation an, ohne zu beachten, daß sie selbst recht kräftige Unterdrücker sind, wenn sie nur die Gelegenheit dazu finden: man sehe, wie sie die Ruthenen in Galizien miß-handeln. Es ist mit ihnen wie mit der römischen Kirche, die sich bekreuzigt über die Vergewaltigung, der sie in Frankreich und Portugal ausgesetzt zu sein meint; diese Kirche, die die Inquisition und Tausende von Scheiterhaufen auf ihrem Sündenregister hat, und die überall, wo sie Spielraum bekommt, sich von der finstersten Unduldsamkeit beseelt zeigt. Mag es sich um Glaubensgemeinschaften handeln oder um Nationalitäten, um Parteien, Klassen oder Massen, keines bleibt dem andern etwas schuldig, wenn von Machtmißbrauch die Rede ist. Die Politik erweist sich demnach als eine Anwendung von Machtmitteln zur Erreichung von Machtzwecken. Aber wie ich bereits angedeutet habe, herrscht eine gewisse Schen davor, diese Dinge in unverhüllter Gestalt zu sehen. Als Bismarck verkündete,

daß die großen Fragen der Zeit durch Eisen und Blut entschieden werden würden, wirkte der Ausspruch mindestens verblüffend. Und doch enthielt er nichts anderes, als die Feststellung einer Tatsache. Die Äußerung fiel im Hinblick auf die Stellung Preußens zu Österreich, und es ist ja eine uralte Erfahrung, daß in den gegenseitigen Abrechnungen der Staaten die Macht ultima ratio ist. Aber man war an einen solchen Freimut wie der Bismarcksche nicht gewöhnt. Er wird jedoch zur Not in der äußeren Politik geduldet, obwohl die leitenden Kreise auch hier Handlungen, die von Mann zu Mann als Überfall und Raub gelten würden, mit trügerischen Schlagworten zu schmücken lieben: es gilt die Ehre und das Wohl der Nation, die Sache der Gerechtigkeit oder kulturelle Notwendigkeiten. Aber ich möchte den Staatsmann sehen, der offenherzig genug wäre, zu bekennen, daß seine innere Politik von Machtzwecken und von diesen allein inspiriert sei. Nicht daß es je an Staatsmännern gefehlt hätte, die sich auf diesem Fundament eingerichtet haben, aber keiner von ihnen hat es unverhohlen zugestehen wollen. Will man die volle Wahrheit hören über die Bedeutung der Macht im Staatsleben, so darf man sie nicht von den Regierenden erwarten, die gar zu viel riskieren würden, indem sie sie offenbarten, und ebenso wenig darf man sie von den Oppositionsführern erwarten, die allerdings bestehende Machtverhältnisse an» greifen, jedoch nur um sie durch andere zu ersetzen. Nein, die volle Wahrheit wird hier nur von Männern ausgesprochen, die nicht durch Rücksichten gebunden sind, bei Philosophen und Soziologen ist sie zu lesen. Diese Unbeteiligten haben offenbaren können, was ein Politiker verschweigen wird, weil er sonst Gefahr liefe, den Halt zu verlieren, den er an seinen Zeitgenossen haben muß. Um die Massen für größere Aktionen zu gewinnen, muß man zu ihren Herzen und zu ihrer Phantasie sprechen, und das tut keine Politik, die sich nur auf die reine Macht beruft. Selbst ein Genie wie Napoleon konnte nicht durch Machtspruch allein herrschen: er mußte Gefühlssaiten anschlagen, Frankreichs Größe, Frankreichs „ßloire" anrufen; aber durch diesen Appell brachte er auch Hunderttausende dazu, für ihn und seine Pläne in den Tod zu gehen. Wie viel weniger können da die Mittelmäßigen, auf denen das Schicksal der Staaten zu beruhen pflegt, den Schein eines höheren Rechtes entbehren.

Und so ist es zugegangen, daß die Machtverhältnisse überall mit einem allgemeinen Wohl identifiziert worden sind, das doch in der Regel die Eigentümlichkeit hat, ziemlich allgemeine Leiden mit sich zu führen. Die Geschichte erzählt von einer unablässigen Aufopferung des Lebens und Glückes unzähliger Menschen für Dinge, die auf den ersten Blick als Abstraktionen erscheinen, wie das monarchische Prinzip, die republikanische Idee, die bürgerliche Freiheit, die nationale Selbständigkeit, politische und zivilisatorische Berufungen. Aber hinter diesen Abstraktionen verbergen sich sehr handgreifliche Realitäten. Und wenn uns gewisse Leute nicht genug ermahnen können, in Staatsangelegenheiten Idealismus zu beweisen, so darf man nicht glauben, daß dieser hoch über dem Tiefland der In-

teressen schwebe: der Idealismus, den sie verlangen, besteht nämlich darin, daß wir nicht unsern, sondern ihren Interessen dienen sollen. Diese Leute können mit Erfolg operieren, besonders wenn sie auf dem vaterländischen Instrument spielen. Wo immer es gilt, sich Vorteile anzueignen, politische oder ökonomische, muß das Vaterland herhalten, umgeben Eigennutz und Machtbegier sich mit dem nationalen Nimbus. Die Vorstellung von der Vortrefflichkeit der Zarcngewalt ist durch dk Redensart eingebleut worden, das Sclbstherrschertum sei eine Einrichtung, die „dem heiligen Rußland" ureigen ist. Das tatsächliche Fleischeinfuhrverbot, das zugunsten einer Handvoll Großgrundbesitzer in Deutschland und Österreich-Ungar» die gegenwärtige Teuerung herbeigeführt hat, wird motiviert mit dem Wunsch, die heimische Landwirtschaft zu schützen. „Amerika den Amerikanern! Keine Abhängigkeit vom Ausland!" Das war der schutzzöllnerische Feldruf in den Vereinigten Staaten, und die Massen haben ihn befolgt, und die Lasten des Krieges haben s i e tragen müssen, aber die Beute ist den Kohlenbaronen, den Eisenbahnmagnaten, den Fabrikherren und Trusten zugefallen.

Es ist ein tragikomischer Anblick, wie die Menschen dazu getrieben werden, sich für sogenannte Ideen zu begeistern, die, bei Lichte betrachtet, auf die Interessen anderer Leute hinauslaufen; Opfer zu bringen für vorgebliche Notwendigkeiten, die nur von hochgeborenen Dilettanten oder geschäftigen Fachpolitikern erfunden sind; leidenschaftlichen Anteil zu nehmen an Fragen und Dingen, die sie persönlich nicht im geringsten angehen. Es wäre unleugbar vorzuziehen, wenn dieser ganze Vorrat von Enthusiasmus und Opferwilligkeit für würdigere Zwecke aufgespart bliebe, als die Aufrechterhaltung und Fördernng von verkleideten Machtverhältnissen.

Richard Eickhoff:

Italien und die Interparlamentarische Union.

Ein Brief an den Herausgeber.

Wiesbaden, 10. April 1912.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie hatten die Güte, mir für einige Betrachtungen über die Möglichkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung, die der auch in Deutschland hochangesehene französische Senator Baron d'EstournelleS de Constant angestellt hatte, in Ihrer geschätzten Zeitschrift Gastfreundschaft zu gewähren, und da ich zu meiner Freude sehe, daß „Nord und Süd" unter Ihrer Leitung den internationalen Friedensbestrebungen eine immer größere Aufmerksamkeit schenkt und die Verständigung unter den Kulturvölkern zu

fördern auf alle Weise bemüht ist: so darf ich vielleicht auch die nachstehenden
Zeilen Ihnen senden, die dem gleichen Ziele zu dienen bestimmt sind.
Wie Ihnen erinnerlich sein wird, hatte der Interparlamentarische Rat, der
Gesamtvorstand der Interparlamentarischen Union, in seiner am 4. Oktober v. I. in
Paris abgehaltenen Sitzung einmütig — allerdings unter Stimmenthaltung der
beiden italienischen Mitglieder — sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß bei dem
italienisch-türkischen Konflikt, der zum tripolitanischen Feldzuge geführt hat, so wenig
dem Geiste des Friedens und der Gerechtigkeit Rechnung getragen wurde, der die bei-
den Haager Konferenzen beseelte, und die Kriegserklärung so rasch erfolgte, daß die
Möglichkeit einer Vermittlung oder Verständigung ausgeschlossen war. Durch diesen
Beschluß hatte sich die italienische Gruppe der Union verletzt gefühlt und eine Änderung
der Satzungen der Union dahin beantragt, daß es dieser selbst oder ihren Gruppen nicht
gestattet sei, besonders im Falle eines bewaffneten Konfliktes, die Haltung einer Re-
gierung zu kritisieren oder zugunsten oder Ungunsten der einen oder andern krieg-
führenden Macht sich zu äußern. Dieser Antrag lag dem Interparlamentarischen Rate
in seiner Sitzung vom 10. Februar d. I., die in Brüssel stattfand, zur Beratung
vor. Aber mit Recht hatte schon der Präsident des Rates, der belgische
Staatsminister Beernaert, in einem unterm 1. Februar d. I. an den Präsidenten
der italienischen Gruppe, Marquis Cappelli, gerichteten Schreiben die Auf-
fassung zurückgewiesen, als ob es sich bei dem in Paris gefaßten Beschlusse
unl eine Verletzung der von der Union zu allen Zeiten befolgten Grundsätze
handle. Niemals in der Tat hat die Union, solange sie besteht, bei Streitig-
keiten, die zwischen den Mächten ausbrachen, ein Urteil abgegeben oder sich
gar als einen Gerichtshof betrachtet, dem die Entscheidung über den aus-
gebrochenen Konflikt zustände. Auch diesmal hat sie sich wohl gehütet, etwa
einen an die Adresse der italienischen Regierung gerichteten Tadel auszu-
sprechen; sie hat sich vielmehr nur auf den Ausdruck des Bedauerns darüber
beschränkt, daß die Grundsätze so wenig beachtet worden sind, die einst zu
ihrer Gründung geführt und die sich dann die Haager Konferenzen von 1899
und 1907 zu eigen gemacht haben. Daß die Union dies tat, daß sie nicht
stillschweigend an dem Ereignis vorüberging, das die ganze Kulturwelt er-
regte, war nicht nur ihr gutes Recht, sondern sogar ihre Pflicht, die sie in keinem
Falle hätte versäumen dürfen, wollte sie nicht ihre ganze Eristenz aufs Spiel
setzen: niemand, der diese Frage ruhig und objektiv beurteilt, wird darum die
Haltung des Interparlamentarischen Rates tadeln können, der sich in seiner
Sitzung vom 10. Februar d. I. der Auffassung seines Präsidenten einmütig
anschloß und zugleich sein Bedauern darüber ausdrückte, daß die italienischen
Mitglieder der Sitzung fern geblieben waren.
Die Hoffnung, die ich in dieser Sitzung aussprach, daß auch unsere
italienischen Freunde die Richtigkeit dieses Standpunktes anerkennen und nicht
etwa durch ihren Austritt aus der Union, den sie für den Fall der Ablehnung

ihres Antrages angekündigt hatten, der gemeinsamen Sache einen schweren
Schlag versetzen würden, hat sich leider nicht erfüllt: durch Beschluß vom
23. März erklärte die italienische Gruppe mit Bedauern, sich solange von der
Union trennen zu müssen, als nicht ihrem Verlangen nach Änderung der
Satzungen Genüge geschehen sei, und ihr Präsident, Marquis Cappelli, teilte
diese Entschließung mit einer ausführlichen Begründung dem Interparlamenta«
rischen Rate mit, indem er der Hoffnung Ausdruck gab, daß dieser sie zu
würdigen wissen werde.
Nun kann ich mich sehr gut in die Seele unserer italienischen Freunde
versetzen, die in Übereinstimmung mit ihrer ganzen Nation die Besetzung
von Tripolis als eine nationale Notwendigkeit betrachten, die allein das zu-
ungunsten Italiens verschobene politische Gleichgewicht im Mittelmeere dauernd
wiederherzustellen vermöge. Aber war dieses Ziel nicht ebenso gut oder vielleicht
weit besser auf friedlichem Wege zu erreichen? Konnte Italien seine berech-
tigten Ansprüche vor einem internationalen Kongreß nicht mit demselben
Erfolge durchsetzen, wie es einst Frankreich auf dem Berliner Kongreß von
1878 mit Bezug auf Tunis getan hatte? Ist es nicht noch in diesem
Augenblicke gelungen, die wahrlich schwierige und verwickelte Marokkofrage
zwischen Frankreich und Deutschland zu beiderseitiger Befriedigung allein schon
auf diplomatischem Wege zu lösen? Und hat etwa der bisherige Verlauf
des tripolitanischen Feldzuges den Beweis erbracht, daß die kriegerische Bei-
legung des Konfliktes für Italien die einzig mögliche und erfolgversprechende war?
Gewiß hat das italienische Vorgehen in fast allen Kulturstaaten hie und
da eine recht herbe Kritik erfahren. Ich leugne auch nicht, daß die eine od«
andere Gruppe der Interparlamentarischen Union unter dem unmittelbaren
Eindrucke der Ereignisse sich dieser Kritik mehr oder weniger offen angeschlossen
hat. Daß die Deutsche Gruppe es abgelehnt hat, diesem Beispiele zu folgen,
erforderte schon die Rücksicht auf das verbündete Italien. Aber mit Recht
wurde in Paris betont, daß die Union als solche und ihr verantwortlicher
Vorstand für Äußerungen der einen oder andern ihrer Gruppen nicht die
Verantwortung tragen könne. Und wenn diese Äußerungen e<was sub-
jektiver gefärbt waren, als vielleicht wünschenswert gewesen wäre, so darf
man sich schon deshalb nicht darüber wundern, weil es nur durch den Zufall
der Choleragefahr verhütet worden war, daß die 17. Interparlamentarische
Konferenz in Rom in demselben Augenblicke eröffnet wurde, wo die italienische
Regierung zur größten Überraschung der ganzen Welt und vielleicht unserer
italienischen Freunde selber an die Türkei den Krieg erklärte. Denn wie hätten
diese sonst bis zum letzten Moment den dringenden Wunsch hegen können,
die Konferenz in jedem Falle in Rom versammelt zu sehen!
Und darum scheinen mir unsere italienischen Freunde, für deren patrio-
tische Haltung ich ein volles Verständnis besitze, doch etwas 2d iraw gehandelt

zu haben, als sie den folgenschweren Schritt taten, sich von der Union zu trennen; denn daß dieser Schritt für die Union eine ernste Krisis heraufbeschwört und ihre großen Erfolge in Frage zu stellen geeignet ist, kann leider nicht bestritten werden. Seit nahezu einem Vierteljahrhundert hat die Interparlamentarische Union, diese große Vereinigung von Parlamentariern aller Kulturstaaten, eine überaus segensreiche Tätigkeit entfaltet, hat sie erst leise und in bescheidenen Grenzen, dann immer lauter und vernehmlicher ihre Stimme zugunsten internationaler Schiedsgerichte und einer friedlichen Schlichtung aller Völkerkonflikte erhoben, hat sie die erste Anregung zu den beiden Haager Konferenzen von 1899 und 1967 gegeben und ihnen wertvolles Material für ihre Beratungen geliefert. Und nun, da sie, von den Regierungen aller Staaten offiziell anerkannt und in ihren Bestrebungen tatkräftig unterstützt, im Begriffe steht, der dritten Haager Konferenz von 1915 neue Wege und Ziele zu weisen, soll sie in dieser ihrer segensreichen Tätigkeit durch «ine innere Krisis gelähmt oder doch geschwächt werden, die nur durch einen Volkerstreit hervorgerufen wurde, den zu verhüten leider nicht in ihrer Macht stand? Das kann nie und nimmer der Wille unserer italienischen Freunde sein; er kann es um so weniger sein, als im September dieses Iahres, wenn die 17. Interparlamentarische Konferenz in Genf tagt, wie wenigstens alle Friedensfreunde hoffen und wünschen, durch die Vermittlung der Mächte der Konflikt beseitigt sein wird, der den äußeren Anlaß zu dem unseligen Zwiespalt gegeben hat, unter dem die Interparlamentarische Union jetzt leidet. Diesen Zwiespalt im Keime ersticken zu helfen, ist der einzige Zweck dieser Zeilen.

Ich richte sie an Sie, sehr geehrter Herr Professor Stein, weil ich weiß, daß Ihre Zeitschrift auch drüben jenseits der Alpen die gebührende Beachtung findet. Ich richte sie an Sie in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die ita, lienischen Mitglieder der Union sie in dem Geiste aufnehmen werden, in dem sie geschrieben sind: wenn sie sich von diesem Geiste leiten lassen, wird sicherlich in Genf die Brücke zu jener gegenseitigen Verständigung geschlagen werden, die den herrschenden Zwiespalt ebenso rasch aus der Welt schafft, wie er entstanden ist, und damit die Interparlamentarische Union in den Stand setzt, ihr ruhmvolles Werk erfolgreich fortzusetzen und es allmählich dem erhabenen Ziele entgegenzuführen, das allen aufrichtigen Freunden der Kultur und des Fortschritts vor Augen schwebt.

In jedem Falle bleibe ich Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, für Ihre gütige Mitwirkung bei diesem Werke der Verständigung aufrichtig dankbar: in in2ßni3 volui5ze 82t, est!

Ihr ergebener

Richard Eickhoff,

Vorsitzender der Deutschen Gruppe der Union interpalleinentgire.

von Bilguer Das große ? von Libyen
Di-, von Vilguer:
Das große? von Libyen.
Tripolis, Ende April 1912.
Vor wenigen Tagen hätte die libysche Unternehmung ihr halbjähriges Iubiläum feiern können: am 29. September wurde dieser Krieg erklärt, der bis jetzt eigentlich nur mit königlichen Dekreten, mit diplomatischen Noten, mit feierlichen Parlamentsbeschlüssen und mit Volksdemonstrationen geführt wurde. Dennoch hatte es den Anschein, als ob das italienische Volk mit den bisherigen Erfolgen vollauf zufrieden gewesen sei. In der allgemeinen Begeisterung hatte man die Proben individueller Tapferkeit, ja Heldenmuts, welche die Offiziere und Soldaten ablegten, mit den strategischen Erfolgen verwechselt.
Heute sollte man kaum seinen Augen trauen: noch vor kurzem, gelegentlich der letzten Anwesenheit des Generals Caneva in Rom, wurde dieser angejubelt und triumphartig durch die römischen Straßen geleitet und seine Ernennung zum Senator des Königreichs galt als eine Belohnung für dem Vaterlande in Afrika geleistete Dienste. Im Generalissimus sah man die Verkörperung der ganzen kriegerischen Unternehmung. Das war gestern. Heute bringt uns die italienische Post „Ermunterungen" herüber, an die direkte Adresse der hiesigen Armeeleitung. Derartige Ermunterungen für einen italienischen Feldherrn gab es schon einmal. Sie stifteten damals viel Unheil an und führten den unglücklichen General Barattieri zur Niederlage von Adua. Damals war es Crispi allein, welcher einen Druck auf Barattieri ausgeübt hatte; heute ist es die öffentliche Meinung, die Volksstimmung, die Caneva zu einem energischen Handeln ermuntern möchte. Selbst die dem Kriegsministerium nahe stehende und von fast allen Offizieren eifrig gelesene militärische Zeitschrift „Esercito" wirft dem Oberkommando Mangel an Wagenwollen sowie an Vertrauen in die ihm zur Verfügung stehende Streitmacht vor: „Eine weitere Untätigkeit heißt auf alle Tugenden unserer Soldaten verzichten und den leider verbreiteten Glauben an die unseren Führern mangelnde Initiative und Verantwortlichkeitsbewußtsein bestätigen. Die Tendenz, sich aller Operationen zu enthalten, mit denen irgendwelches Risiko verbunden ist, kann die Ursache größter Schäden werden; ein weiteres Hinausziehen dieses Krieges kann außer unseren Interessen auch unserem Prestige schaden." Bis hierher die Theorie . . .
Heute noch sitzt der Generalissimus-Senator umgeben von seinem Generalstab auf seinem hiesigen Hochschloß und läßt nichts von sich hören, aber — er handelt im Einverständnis mit der Regierung, so heißt es. Er sowohl wie der kommandierende General des afrikanischen Armeekorps haben ihre Generalstabschefs gewechselt. Das ist vorläufig alles.
Italien will nunmehr allein für irgendeinen günstigen Ausgang dieses

nun bereits ein halbes Iahr dauernden Kriegszustandes sorgen, und zwar vor allem
in Afrika selbst: so lautet die neueste Parole, die von der gesamten hie-
sigen Soldateska mit wahrer Begeisterung aufgegriffen wurde. Die nicht zum
Generalstab gehörenden Offiziere und die Soldaten sind voll von Freude und
Jubel beim Gedanken an ein Vorgehen, womit ich jedoch durchaus nicht sagen
möchte, daß ich den Generalstab ausnehme. Vielleicht wird letzterer nur anders be-
»rteilt, well er zugeknöpfter erscheint, als die redseligeren Kameraden von der Front.
Dieser plötzliche Umschwung ist nichts anderes als die Folge verblaßter
Illusionen und getäuschter Hoffnungen. Diese bezogen sich vor
allem auf die Neutralitäts p r a r i s der lateinischen Schwesternation in Tunis
und Großbritanniens in Ägypten, auf eine ganz eigene Auffassung gewisser
Bundesgenossenpflichten, auf allerlei Hoffnungen, die man an die Auflösung der
türkischen Deputiertenkammer, an die türkische Furcht vor Balkanwirren, an die
Revolte des Said Idriß im Iemen und an die verschiedenen Friedensvermittelungs-
versuche, sowie an eine türkenfeindliche Haltung Rußlands geknüpft hatte. Hier,
her gehören ferner noch zwei deutsche Besuche, die auch nicht die Hoffnungen er-
füllten, die man sich eingebildet hatte. Diese Illusionen waren alle die Folge jener
Sentimentalität, die wir bekanntlich an den Italienern in Italien wohl
zu schätzen wissen: nur in diesem Falle war sie schlecht angebracht; sie trug denn
auch die Hauptschuld an den hier begangenen Fehlern; sie ist aber auch die Ursache
der Leichtgläubigkeit, mit welcher das italienische Volk die bekannten
Übertreibungen seitens der nationalistischen Presse aufnahm. Wie kann es in den
Köpfen einer poetisch-sentimental angelegten Volksmenge aussehen, der man seit
sechs Monaten tagtäglich vorgeredet hat, daß seit dem Beginn des Krieges die
Türkei eigentlich ihre Enstenzberechtigung verloren, daß Rußland der Türkei den
Krieg erkaren wird, daß Kiderlen-Wächter den Frieden in der Tasche mitbringt,
daß der Sultan seine Privatkleinodien im römischen Leihhause für 400000
Franken versetzt hat (buchstäblich!) und daß (nun bereits seit Monaten) der
Friedensschluß, die Einnahme der Dardanellen, das Bombardement von Saloniki
und der völlige Zusammenbruch des ottomanischen Reiches „unmittelbar bevor-
stehen"? Was für einen Begriff soll sich dies Volk von der hiesigen Kriegsführung
machen, von deren fortwährenden Siegen die Zeitungen immer voll waren, während
heute plötzlich dieselbe nationale Presse entdeckt, daß trotz aller dieser Siege,
trotz aller Opfer an Menschenleben und Geld, die Dinge eigentlich noch auf dem-
selben Fleck stehen?
Und nun zur Praris. Der Feind hat in diesen sechs Monaten hinreichend
Zeit gefunden, sich zu organisieren. Italien hat ihn ruhig gewähren lassen. Heute
schreit man nach einer eigenen kriegerischen Aktion, nach Initiative und Energie.
Der kriegerische Apparat soll in Bewegung gesetzt werden, unter allen Umständen.
Aber die Schwierigkeiten, mit denen Italien in Libyen zu kämpfen hat, sind
nicht allein militärischer Art. Im Gegenteil: hier handelt es sich gegen-

wärtig um friedlichere Dinge. Wenn Italien in Libyen zivilisatorische
Fortschritte machen will, so müßte es in allererster Linie das Land beruhigen. Was
putzt es der „italienischen Sache", ob das gegenwärtige Okkupationsgebiet um
einige, ja selbst um hundert Kilometer nach irgendeiner Richtung hin verlängert
wird? Tripolis ist bekanntlich der Schlüssel Afrikas, aber das tripolitaner
Hinterland ist das Schloß, ohne welches der Schlüssel nicht funktioniert.
Die bisher angewendeten Mittel zum Gewinnen der Eingeborenen hatten nicht den
gehofften Erfolg: weder die Kanonen Canevas noch die honigsüßen Maßnahmen
des neuen Versöhnungskurses. Selbst die im reinsten Koranstil gehaltenen arabi-
schen Einladungen des Generals Briccola an die Eingeborenen „den Italienern
Gutes zu erweisen und sie zu beschützen anstatt sie gegen den Willen Gottes zu
bekämpfen" halfen ebensowenig, wie die Bomben der Luftschiffe und Aeroplane.
Kurz: eine Fortsetzung des gegenwärtigen Zustandes ist unmöglich; ein irgend-
welches Vorgehen ebenfalls. Auch die soeben in Sidi Said bei Suara (von wo
Barth 1846 seine Erforschung der Küste antrat) begonnenen Operationen sollen
sich erst entwickeln, bevor man von einer Änderung der Lage wird sprechen können.
Derartige EntWickelungen pflegen hier ja ziemlich lange zu dauern. Indessen ist
heute wirklicher Grund zur Annahme vorhanden, daß man beiderseits mehr Energie
und — Schnelligkeit zeigen wird. —

I),-. Hugo Vdttgcr M. d. R.

Nationalliberale Pattciknsis.

Märzstürme sind über die nationalliberale Partei gebraust, und wenn nicht der
nächste Delegiertentag, der mit tunlichster Beschleunigung zum 12. Mai nach
Berlin einberufen worden ist, die Risse repariert und die Fundamente aufs neue
sichert, so steht der Verfall der Partei der Reichsgründung vor der Tür. Mag es
auch natürlich sein, daß in einer Mittelpartei, die alle Schichten der Bevölkerung
und alle Landsmannsverbände umfaßt und Tradition mit Fortschritt vereinen
soll, Meinungsunterschiede in sozialen und wirtschaftlichen Fragen, selbst erheb-
licher Art, gar nicht von der Tagesordnung verschwinden und erst im nationalen
Einheitsbedürfnis ausbalanzieren — diesmal wird die Partei, für die noch bei
den jüngsten Reichstagswahlen über eineinhalb Millionen Wahlberechtigte votiert
haben, ihre schwerste Stunde durchmachen. Alte Leiden sind verschleppt worden,
und so ist die akute Krisis — vielleicht bei einer verhältnismäßig kleinen Störung
des Organismus — überraschend plötzlich gekommen. Ob der energische Medizin-
mann und das richtige Rezept zur Heilung zur Stelle sein werden, das steht dahin
und interessiert im geheimen die deutschen Politiker mehr als manche andere groß-
mächtige Frage.

Die nationalliberale Partei hatte sich vor 12 Iahren einen Iunior, eine Geschäftsstütze genommen oder besser noch, die nationalliberale Iugend war mit kräftigen Ansprüchen den Alten von damals nahegetreten und hatte als künftiger Erbe um besser rentierende Politik ersucht. Mehr Leben, mehr Frische, mehr Un-Abhängigkeit verlangte die im Rheinlande entstandene Iugendorganisation; dafür wollte sie dann ihrerseits die alten Reihen stärken mit Intelligenz, Rührigkeit und Elan. Von der Partei wurden die jungen Herren mit wohltemperierter Freundlichkeit aufgenommen, die öffentliche Meinung war ihnen wohlgesinnt und die übrigen Parteien warteten mit angenehmer Spannung auf den ersten Zwist zwischen At und Iung. Bei dem Volksschulgesetz im preußischen Landtag brach er aus, und seitdem ist das Verhältnis nie ganz ungetrübt gewesen. Dann flaute die Iugendbewegung sichtlich ab, einige ihrer tüchtigsten Kräfte, wie Stresemann, Heintze, Weber, kamen ins Parlament und wurden vom Theoretischen ins Praktisch« übersetzt. Der Kurs der deutschen inneren Politik unter dem Fürsten BUlow zwang die Liberalen, wollten sie sich nicht alle Chancen verderben, ihre Sorgen um Nuancen zurückzustellen. Der Block, dieses Gebilde des Ausgleichs zwischen liberalen und konservativen Grundsätzen wurde zerschlagen, der Zweiparteiengedanke kam hoch: ein Großblock der Linken sollte die klerikal-reaktionäre Koalition, die beim Scheitern der Erbanfallsteuer und der Bülowschen Finanzreform entstanden war, siegreich überwinden.
Wenn man im liberalen Lager die Dinge etwas nüchtern und ohne Phrasenrausch ansieht, was in der Politik einiges für sich hat, so muß man heute erkennen, daß bei den Reichstagswahlen von 1912 dem Großblock, von dem man so vieles erwartete, der ersehnte Erfolg nicht beschieden worden ist. Unerschüttert ist die Macht des Zentrums und die 110 Sozialdemokraten, die das einzig greifbare Ergebnis der Großblockwahlen darstellen, haben die deutsche Politik bislang nicht einen Zoll vorangebracht; ihre Brauchbarkeit und Bündnisfähigkeit wird durch ihr passives Verhalten für absehbare Zukunft stark in Frage gestellt.
Die nationalliberale Partei war nun aber durch das schwere Zerwürfnis mit der Rechten nach der Finanzreform auf ein Zusammengehen mit dem geeinten Fortschritt angewiesen, wollte sie nicht bei dem Wahlkampfe in der Formation der starken Hoffnungslosigkeit, im Karree nach vier Fronten fechten. Nach den Wahlen mußte dann freilich in ihren Reihen die Schicksalsfrage entschieden werden, ob man bei der Einigung oder gar beim Großblock bleiben, der Zweiparteientheorie wenigstens bedingte Anerkennung zollen, ob die Partei also den Ruck nach links dauernd vollziehen, Massenpolitik betreiben und damit ihren mittelparteilichen Charakter abstreifen sollte, — denn die berühmten zwei Parteien wollen ja eben die Mitte aufteilen — oder aber ob die Partei, am Heidelberger Programm und an Bennigsenschen Traditionen festhaltend, den Stürmen der neuen Entwickelung Trotz bieten wollte, im Glauben an die Notwendigkeit einer starken, nationalen Mitte, die der klerikalen Mittelpartei die Wage halten muß. Die einen

werden zur Systemänderung gedrängt durch das enorme Wachstum der sozial-
demokratischen Stimmen, die anderen sind der Meinung, daß es die Partei
nicht an volkstümlicher sozialer Politik hat fehlen lassen und daß ein weitcree
Nachgeben gegenüber den Forderungen der Massen die Sozialdemokratie nicht
entwaffnen würde. Dieser Entwickelungsprozeß der Partei, der ihr, wie die Dinge
liegen, gar nicht erspart werden kann, muß nach Kräften in Ruhe und Sachlichkeit
zu Ende geführt werden und namentlich im Rahmen und auf dem Boden einer
einheitlichen Parteiorganisation. Und da setzt eben die Krisis ein. Die Organi-
sation ist heute nicht einheitlich, sondern zerrissen; es kämpfen nicht innerhalb einer
Partei zwei Meinungen miteinander, sondern neben diesen Meinungen auch zwei
Parteiorganisationen, die Alten und die Iungen, die nationalliberale Partei und
der Reichsverband der Vereine der nationalliberalen Iugend, wobei ein Teil
der Iugend entsprechend ihrer ganzen Geschichte und Veranlagung zum linken
Flügel in der Parteibewegung gestoßen ist. Bassermann, der Parteiführer, hat
sich bei dem Konflikt, der in der Zentralvorstandssitzung vom 24. März ausbrach
und wo dem Reichsverband anheimgegeben wurde, seine Sonderorganisation mit
eigener Spitze aufzugeben und seine Vereine den Provinzialverbänden der alten
Partei anzugliedern, auf die Seite der Iugend geschlagen. Nun sind also Pcr-
sonalfragen und Gemütsempfindungen zu den Zeitproblemen und ernsten Partei-
friktionen hinzugekommen und niemand weiß, was das Endergebnis sein mag.
Wird die Sonderorganisation der Iugend, die dem rechten Flügel der Partei
als Organisation der zur Demokratie und zum Freisinn neigenden Linken gilt,
auf dem nächsten Delegiertentage nicht aufgegeben, so liegt die Vermutung nahe,
daß sich jener rechte Flügel als Altliberale ebenfalls mit besonderer Organisation
und Zentrale auftun wird, mithin die Dreiteilung der Partei auf der Bildfläche
erscheint. Es ist ferner möglich, daß von diesen Scheidungen die Reichstags-
fraktion in irgend einer Form ergriffen wird und daß alsdann Sezessionen und
Absplitterungen unvermeidbar sind. Vieles wird davon abhängen einen rnoäug
vivenäi mit der Iugend zu finden, welcher ihr ihre Regsamkeit und Frische erhält,
ihr aber kein Zensoramt und keinen ungesunden Separatismus beläßt. Die Partei
braucht in den kommenden Tagen der inneren Politik, die wahrscheinlich stürmisch
sein werden, Sammlung und Einheit; wird ihr dies versagt, so ist der Führung der
Partei die Arbeit so erschwert, daß sie als nationale Mittelpartei kaum weiter
bestehen wird. Die Bahn ist dann frei für Neubildungen, gewiß, aber es fragt sich,
ob etwas Haltbares und etwas trotz menschlicher Schwächen Tüchtiges heraus-
kommen wird, wie es die alte nationalliberale Partei zu allen Zeiten dargestellt
hat. Diese Frage wird Alt und Iung gemeinsam bewegen und sie wird beide Teile
veranlassen müssen, darüber zu beraten, wie der Partei die erforderliche Einheit
und Festigkeit zurückzugeben ist.

Iustizrat Dr. Baumert

Der zweite internationale Hausbesitzerkongrcß und die Bestrebungen der Haus- und Grund-besißervereine Deutschlands.

Die Wohnungsfrage bewegt seit langem die Gemüter. Man erkennt gewisse Mängel, die vorhanden sind, und glaubt dafür unser Hypotheken- und Novenrecht verantwortlich machen zu müssen, welches die Spekulation am Grund und Boden begünstige, die wieder den Boden verteuere und die Mieten zum Steigen bringe. So schließen die Bodenreformer.

Als ein Mittel, um die Spekulation zu beseitigen, glauben die Bodenreformer die Steuern erkannt zu haben, d. h. sie lehren, wenn man recht viele Steuern auf den Grundbesitz legt, so werde dadurch der Grund und Boden billiger und damit das Wohnungswesen besser und die Mieten niedriger. Es verlangen daher die Bodenreformer schon seit langem, daß auf den Grundbesitz alle möglichen Steuern gelegt und die bestehenden erhöht werden. So ist auf das Drängen der Boden-reformer hin die Wertzuwachssteuer kürzlich vom Reiche eingeführt worden und bei dem Kampf um dieselbe ist insbesondere hervorgehoben worden, sie richte sich ja nur gegen die Bodenspekulation, nicht gegen den soliden Hausbesitz, und es sei ein Unrecht von dem soliden Hausbesitz, daß er nicht auch für Einführung der Wert-zuwachssteuer eintrete. In Wirklichkeit wird aber der solide Hausbesitz von dieser Steuer auch betroffen und muß von ihr betroffen werden, weil die Steuergesetze nicht zwischen gesunder und ungesunder Spekulation unterscheiden können. Be-sonders hart werden aber die Urbesitzer getroffen, die sogenannten Millionenbauer von Schöneberg, die im gewöhnlichen Sinne des Wortes überhaupt nicht spekuliert haben, sondern ihren Besitz von Vater auf Sohn und Enkel vererbt haben. In-des diese wollten ja gerade auch die Bodenreformer treffen, und doch stellen diese, welche an ihrem Grund und Boden viele Generationen hindurch festgehalten haben, wohl das solideste Element in unserer Volkswirtschaft dar. Iedenfalls kann man sie nicht mit den wüsten oder bösen Spekulanten in einen Topf werfen.

So ist weiter auf das Drängen und die Ratschläge der Bodenreformer die Steuer vom gemeinen Wert in den Städten eingeführt worden, die bewirkt, daß in ihnen noch die letzten Gärten verschwinden, und die selbst gezahlt werden muß, wenn ein Hausbesitzer sein Haus leerstehen hat und gar keine Miete bezieht, denn sie ist vom Mietertrage losgelöst, vielleicht deshalb, damit sie nicht so leicht über-wälzt werden kann, wie eine Mietsteuer. Sie trifft besonders hart den Hausbesitzer, der neben seinem Hause noch ein unbebautes Stück Land besitzt, welches ihm die Freude am Wohnen in seinem Hause vergrößert. Indes ein solcher Hausbesitzer

ist nach den Lehren der Bodenreformer ein Dieb am Wohle des Volkes. Er
erhält eine Baustelle unbebaut, die längst hätte bebant werden können, und trägt
damit, wie die Bodenreformer meinen, zum Steigen der Grundrente bei. Deshalb
muß er eben besonders hart besteuert werden.
Die Wissenschaft hat nun klar nachgewiesen, daß die Lehre der Bodenreformer,
daß man durch Steuern auf den Grundbesitz diesen verbilligen und das Wohnungs-
wesen verbessern könne, unhaltbar und verkehrt ist. Durch Steuern kann man
wohl die Finanzen der Städte und Staaten günstiger gestalten, aber niemals das
besteuerte Objekt verbilligen. Trotzdem hat z. B. noch der Bodenreformer Pohl-
mann auf dem letzten Internationalen Wohnungskongreß in Wien im Iahre 191t
vorgetragen, daß in Belgien die Mieten deshalb so billig seien, weil dort ein«
hohe Umsatzsteuer bei jeder Grundstiicksveräußerung gezahlt werden müsse. Dem-
gegenüber weist Professor Gemünd in seiner Schrift „Bodenfrage und Boden-
Politik", S. 231, 232, darauf hin, daß in dem Belgien benachbarten Aachen, wo
geringere Umsatzsteuern gelten, ebenfalls der Grund und Boden billig und die
Mieten niedrig seien. Es seien eben in der weiten Umgebung Aachens wie in
ganz Belgien zahlreiche Verkehrsmittel, Vorortbahnen, Vizinalbahnen usw. im
Betriebe, sodaß jeder schnell zu seiner fern gelegenen Arbeitsstätte gelangen könne
und die Menschen nicht genötigt seien, sich in einem großen Mittelpunkt zusammen-
zudrängen und zusammenzupferchen, und dadurch zum Steigen der Grundrente
in diesem Mittelpunkt beizutragen, wie es in den deutschen Städten geschehen sei,
wo es an solchen zahlreichen Verkehrsmitteln fehle. Die Mieten in Belgien sind
daher nicht deshalb billig, weil dort teure Umsatzsteuern erhoben werden, sondern
weil für Verkehrsmittel in ergiebigster Weise gesorgt ist. Einige Bodenreformer
haben schon früher diese Irrlehren erkannt, und es ist deshalb damals zu einem
Zerwürfnis mit der jetzt noch bestehenden Leitung gekommen. Indes die Masse
hat treu zu der jetzt noch bestehenden Leitung gehalten, die da glaubt, mit der Er-
höhung der Steuer auf Grund und Boden eine soziale Tat zu begehen. Aber
selbst in ihren eigenen Reihen greift die Überzeugung immer mehr Platz, daß es
der verkehrteste Weg sei, die Wohnungsfrage durch Auferlegung von Steuern lösen
zu wollen. So wenigstens hat Altenraht in der Zeitschrift für Wohnungswesen
kürzlich folgendes geschrieben: „Es dürfen allmählich auch diejenigen Freunde der
Wohnungsreform, die bisher anderer Ansicht waren, mehr und mehr zu der Er-
kenntnis kommen, daß die steigende steuerliche Belastung des Bodens das aller-
schlechteste Mittel zur Förderung des Wohnungswesens ist. Es wird auch unseres
Erachtens noch so weit kommen, daß man die jetzt noch vielfach bestehende Ver-
wirrung der Begriffe nicht mehr begreifen und daß man jenen Satz einfach als
Binsenwahrheit ansehen wird." Somit kann man den Glaubenssatz der Boden-
reformer, daß man durch Steuern das Boden- oder Wohnungswesen verbessern
könne, als durch die Wissenschaft abgetan erachten. Indes die Bodenreform«
predigen ihn trotzdem noch heut den Massen. Wenn aber weiter die Boden-

reformer glauben, durch Bekämpfung der Spekulation irgend etwas zur Ver-
billigung der Mieten beizutragen, so irren sie sich ebenso. Denn wenn sie auch nur
die ungesunde Spekulation angeblich bekämpfen wollen, so können die Gesetze
zwischen gesunder und ungesunder Spekulation nicht unterscheiden, sondern sie
müssen jeden Grundbesitzer treffen, wie das ja auch die Zuwachs- und Umsatzsteuer-
gesetzt beweisen. Insofern ist auch jeder Hausbesitzer ein Spekulant, denn kein
Mensch kauft sich ein Haus oder erwirbt ein Grundstück, um daran Geld zu ver-
lieren, sondern immer in der Hoffnung, damit ein Geschäft zu machen oder gut zu
fahren. Und in derjenigen Familie, in welcher der Grundbesitz gehalten wird,
wo er vom Vater auf den Sohn und Enkel vererbt wird, geschieht es, doch auch in
der Hoffnung und in dem Sinne damit wirtschaftlich zu verfahren und eine günstige
Vermögensanlage weiter zu erhalten. Es sind daher die Urbesitzer auch Spekulanten.
Gerade aber diese wollen ja die Bodenreformer treffen und gegen diese kämpfen
sie am meisten an, weil diese, wie sie sagen, den Boden künstlich zurückhalten. Si«
werfen also diesen vor, daß sie nicht verkaufen, und den anderen werfen sie vor,
daß sie den Grundbesitz als Ware betrachten und fortwährend verkaufen. Beides
aber müsse verhindert werden. So bewegen sie sich in Widersprüchen. Es ist aber
von der Wissenschaft längst nachgewiesen, es sei hier ans die Schriften von den
Professoren Pohle, Voigt, Weber und insbesondere auf die bereits genannte von
Gemünd verwiesen, daß die Spekulation an sich nicht imstande ist, den Grund und
Boden zu verteuern oder die Grundrente an sich zum Steigen zu bringen. Dies
wird vielmehr durch ganz andere Umstände hervorgerufen, als wie durch die
Spekulation. Ein Hausbesitzer kann noch so teuer sein Haus gekauft haben, kein
Mieter wird ihm aber einen Pfennig mehr für seine Wohnung Miete zahlen,
wenn die Wohnung nicht in Anbetracht ihrer Lage und sonstigen Beschaffenheit
den Mietspreis wert sein sollte. Und ein Bodenspekulant kann noch so teuer den
Boden verkaufen wollen, es wird ihm niemand den von ihm geforderten Preis
zahlen, wenn nicht der Preis als angemessen von dem Käufer erachtet wird. Des
näheren sei hier verwiesen auf die Ausführungen von Gemünd auf Seite 66 ff.,
S. 108 ff. Die Bodenreformer wollen zwar nicht das Privateigentum aufheben,
in Wirklichkeit laufen jedoch ihre Maßnahmen und ihr Kampf gegen den privaten
Grundbesitz am letzten Ende auf eine Beseitigung desselben hinaus*), während
es die Sozialdemokratie geradezu anstrebt. Diesen Bemühungen steht der städti,
sche Haus- und Grundbesitz gegenüber, indem er für Erhaltung des Privateigen-
tums am Grund und Boden eintritt. Er fühlt sich selbstverständlich auch sehr
schwer getroffen durch die Steuerlasten, die ihm infolge der Agitation der Boden-
reformer allmählich aufgedrängt worden sind, aber er fühlt sich insbesondere
verletzt dadurch, daß gewissermaßen das Steuererheben von dem Grundbesitz als
eine soziale Tat gepriesen wird und damit das Besitzen von heimatlichem Grund

») Pabst, Kntil der Bodenreform. Band 13, Heft 3 der Schriften des Zenrralrerbandes.

und Boden unter Umständen als etwas Schimpfliches hingestellt wird. Denn wenn von den Bodenreformern gesagt wird, das Spekulieren am Grund und Boden sei schimpflich, so ist doch gleichfalls hier schon nachgewiesen, daß das Besitzen und Festhalten des Grundbesitzes eine Art Spekulation darstellt und daß gerade dies von den Bodenreformern heftig bekämpft wird.

Die Hausbesitzer haben sich nun in den Städten zu Haus- und Grundbesitzervereinen, diese wieder in den Provinzen und Ländern zu Verbänden zusammengetan. Für ganz Deutschland besteht der Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervcrcinc. Das Streben dieser Vereine und Verbände geht zunächst dahin, das Privateigentum am Grund und Boden als erhaltenswert für die Gesetzgebung nachzuweisen. Sie kommen damit in entschiedenen Gegensatz zu den Sozialisten und Bodenreformern, und es fragt sich, entsprechen die Bestrebungen der Haue- und Grundbesitzer am Festhalten des Privateigentums am Grund und Boden unscrm Volkswohl und gewährleisten sie ein Fortschreiten der Kultur. Wir meinen, daß die Höhe unserer Kultur nur durch Schaffung eines Privateigentums am Boden erreicht werden konnte, und daß das Gesamteigentum am Grund und Boden, wie es in fast allen unsern Ländern in früheren Iahrhunderten bestanden hat, und wie es z. B. in Rußland zum Teil noch jetzt besteht, kulturfeindlich und dem Fortschreiten unserer Kultur hinderlich war. Es ist beseitigt worden und auch in Rußland ist man jetzt bestrebt, das Gesamteigentum der Dorfgemeinde — das Mir — zu beseitigen.

Die Hausbesitzerverbände haben sich aber ursprünglich zusammengetan, nicht um irgendwelche Theorien von Agitatoren und Irrlehren zu bekämpfen, sondern zunächst, um die gemeinsamen wirtschaftlichen Fragen zu lösen, z. B. die Frage des Wohnungsnachweises in der einzelnen Stadt und alle die Fragen, die mit der Bewirtschaftung eines Hauses und eines städtischen Grundbesitzes verbunden sind, und über alle die Fragen ihre Mitglieder zu belehren und zu unterrichten. Aus diesem Grunde sind die Hausbesitzerverbände bestrebt, die Kreditfrage, insbesondere die Realkreditfrage zu lösen. Lehrt doch Adolf Wagner, daß unsere Hypothekar-Verschuldung eigentlich ein Widersinn sei, denn jemand, der auf sein Haus eine Hypothek von 100 000 Mark aufnimmt und sich verpflichtet, dieselbe nach 5 oder 10 Iahren zurückzuzahlen, wisse ganz genau, daß er aus den Erträgnissen des Hauses dieses Kapital in dieser kurzen Zeit nicht ersparen kann. Er gibt das Versprechen der Rückzahlung der Hypothek nur ab in der Hoffnung, daß er nach 5 oder 10 Iahren, oder falls ihm die Hypothek früher gekündigt wird, auch früher wiederum einen Geldgeber finden wird, der ihm die 100 000 Mark auf sein Haus leiht. Sind jedoch ungünstige Zeiten eingetreten, ist das Geld knapp geworden, so fühlt er sich bei Fälligkeit der Hypothek enttäuscht und die Nichtbeschaffung der Hypothek führt meist seinen Vermögensruin herbei. Es entspricht daher die kündbare Hypothekarverschuldung in der Tat nicht dem Wesen des städtische» Haus- und Grundbesitzes. Diesem entspricht nur die Rentenverschuldung oder die

seitens des Gläubigers unkündbare Hypothek. Nur durch solche kann der städtische
Haus- und Grundbesitz gesunden und wird in Zeiten der Krisen geschützt und kann
solche bestehen. Nicht die Entschuldung des städtischen Haus- und Grundbesitzes
ist notwendig, um ihn widerstandsfähig gegen Krisen zu machen, sondern die Un-
kündbarkeit der Hypothek seitens der Gläubiger erreicht denselben Zweck. Des-
halb streben die Haus- und Grundbesitzer nach solchen unkündbaren Hypotheken.
Diese bestehen schon längst beim ländlichen Grundbesitz, hervorgerufen durch die
in Preußen seit länger als einem Iahrhundert bewährten Landschaften, welche die
landwirtschaftlichen Güter beleihen. Die Hausbesitzerverbände verlangen die
Einführung solcher Institute für den städtischen Haus- und Grundbesitz und zwar
sowohl für erste wie für zweite Hypotheken. Allerdings können solche unkündbaren
Hypotheken nur dann in gesunder Weise aufrecht erhalten werden und konnen der-
artige Pfandbriefinstitute gedeihen, wenn die unkündbare Hypothek selbst nicht
einer ewigen Rente vergleichbar eine ewige Last bleibt, sondern wenn für eine
Abzahlung derselben durch eine jährliche Amortisation oder Tilgung gesorgt wird.
Es ist daher mit der unkündbaren Hypothek für den städtischen Grundbesitz not-
wendig auch deren Amortisation oder jährliche Tilgung verknüpft und damit
im gewissen Sinne eine allmähliche vorübergehende Entschuldung. Derartige
Pfandbriefinstitute bestehen bereits in Berlin seit 1868, in der Provinz Branden-
burg seit 1. April 1912. Die Pfandbriefanstalt in Posen und Westpreußen,
welche vor einigen Iahren der preußische Staat — es sei ihm Dank hierfür ge-
bracht — ins Lebeu gerufen hat, weicht leider in erheblichen Punkten von dem
Vorbilde der Landschaften ab*). Es kann hier nicht näher darauf eingegangen
»erden, es würde zu weit führen, und sei dies für später vorbehalten.
Neuerdings haben sich die Hausbesitzervereine auch dem Personalkredit zu-
gewandt und sogenannte Hausbesitzerbanken begründet, welche in vielen Städten
Deutschlands sich schon seit längerer oder kürzerer Zeit bewährt haben und sich
immer noch vermehren. Diese wirtschaftlichen Bestrebungen der Hausbesitzervereine,
welche sich damit auch das Genossenschaftsgesetz und die preußische Zentralgenossen-
schaftskasse dienstbar machen, wird man nur mit Freude begrüßen können, denn sie
dienen dazu, den besten und solidesten Mittelstand unseres Staates zu erhalten,
welcher ein Stück städtischen Grund und Bodens sein eigen nennt. Die Maß-
nahmen der Bodenreformer führen aber am letzten Ende entgegengesetzt dahin,
den mittelstandlichen Besitz allmählich zum Verschwinden zu bringen. Sie sind
mittelstandsfeindlich. Es ist doch unzweifelhaft eine Folge der Wertzuwachssteuer,
daß ein kleiner kapitalschwacher Mann, der ein Haus zu seinem Gewerbe und
seinem Emporkommen braucht, heute schwieriger sich ein Stück Land oder ein
Haus erwerben kann, weil sein Verkäufer mindestens die Baranzahlung der Wert-

») Vergl. da« Vorwort in Heft 72 de« Mitteilungen de« pleußischen Landesverbände« de» Hau«- und Gnmdbesiheroereine.

zuwachssteuer verlangt, ganz abgesehen davon, daß auch die hohen Umsatzsteuern, die jetzt bestehen, vom Käufer bar gezahlt werden müssen. Früher aber konnte er bei geringerer Anzahlung Hausbesitzer werden und damit sich das Instrument erwerben, dessen er zu seinem Gewerbe bedarf.

Hoffen wir, daß unsere Regierungen allmählich zu der Einsicht gelangen mögen, daß die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzervereine vom Staate mehr zu fördern sind als bisher und daß die Irrlehren der Bodenreformer zu bekämpfen sind. Gelegenheit zur Aussprache über einige dieser Fragen, insbesondere über die Realkreditfrage und deren beste Lösung, die Heimstättenfrage, über Wohnungsstatistik, gewährt der 2. Internationale Hausbesiherkongreß, welcher an> 5. Mai in Berlin im Landwehroffizierkasino am Zoo eröffnet wird. Anmeldungen zu diesem Kongreß können an den Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands oder an den Verfasser dieses nach Spandau gerichtet werden.

Dieser 2. Internationale Hausbesitzerkongreß wird auf Anregung der fran, zösischen Hausbesitzer vom Zentralverband der Haus- und Grundbesitzerverein« Deutschlands einberufen und zwar aus Anlaß der von diesem Verbande ins Leben gerufenen Ausstellung für „Haus- und Wohnungsbau" bezw. von Bedarfsartikeln für den städtischen Hausbesitz, welche am 4. Mai in den Ausstellungshallen a» Zoo eröffnet wird. Möge diese Ausstellung Zeugnis dafür ablegen, daß in unser» städtischen Haus- und Grundbesitz noch eine wirtschaftliche Kraft wohnt, die, wenn sie vereint wirkt, Nützliches und Ersprießliches für Stadt und Staat leistet, ist doch der Grundbesitz aufs engste mit dem Gedeihen seines Ortes verknüpft. Mögen die Verhandlungen des 2. Internationalen Hausbesitzerkongresses ein« weitere klare Grundlage schaffen für die Bestrebungen der Haus- und Grundbesitzervereine und die gesetzlichen Maßnahmen der Staaten!

Hans Rottmann:

Kuropatkin über die auswärtige Politik Nußlands im 20. Jahrhundert.

Nachdem sich seit der Kaiserzusammenkunft in Potsdam das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland allmählich wieder etwas günstiger gestaltet hat, scheint in jüngster Zeit endlich auch die durch die bosnische Krise verschärfte Mißstimmung zwischen Rußland und Österreich freundschaftlicheren Beziehungen Platz machen zu wollen. Unverkennbar ist freilich, daß diese gegenseitige Annäherung sich auf russischer Seite vorläufig nur auf die Regierungskreise beschränkt, während dierussischc große Öffentlichkeit in ihrer überwiegenden Mehr-

heit nach wie vor durchaus deutsch- und österreich-feindlich denkt.
In altgewohnter Weise benutzt die bekanntlich am englandfreundlichsten gesinnte Nowoje Wremja, auf die ja leider der größte Teil des Rufsentums schwört, mit ihrem zahlreichen Gefolge größerer und kleinerer Gesinnungstrabanten in der Provinz jede Gelegenheit, um über das verhaßte Deutschland herzufallen. Nun ist aber neuerdings für solche Hetzereien der Nährboden gerade wieder besonders günstig. Hat doch in den letzten Iahren das National-Russentum, das nach außen wie nach innen eine streng national-russische, fremdenfeindliche Politik fordert und zu deren Anhängern auch der so tragisch ums Leben gekommene Ministerpräsident Stolypin gehörte, außerordentlich an Boden gewonnen. Man wird naturgemäß in diesen Kreisen Freunde Deutschlands und Österreichs, überhaupt des Deutschtums, das ja durch seine überragende Tüchtigkeit seit mehr denn 200 Iahren im Leben des russischen Staates die führende Rolle gespielt und vor allem die auswärtige Politik stark beeinflußt hat, nicht suchen dürfen.
Um so interessanter ist es, daß kürzlich gerade eine durch und durch national-russisch gesinnte Persönlichkeit ihre Stimme gegen eine gegen Deutschland und Österreich gerichtete Politik erhoben hat. Es ist dies Kur 0 patkin, der unglückliche Feldherr von Mukden, der in seiner neuesten Schrift „Rußland für die Russen. Die Aufgaben der russischen Armee" hochbedeutsame Ausführungen über die bisherige und die in Zukunft zu befolgende innere und äußere Politik Rußlands bringt. Er schildert in den 1525 Seiten umfassenden 3 Teilen seines Werkes ausführlich die gesamte Politik Rußlands vom Entstehen des Reiches an bis auf die neueste Zeit und leitet aus den Lehren der Geschichte seines Vaterlandes, besonders derjenigen des 19. Iahrhunderts, die unbedingte Notwendigkeit einer streng nationalen Politik für dasselbe ab. Gerade diese Notwendigkeit aber ist es, die ihn zu Forderungen für die Politik Rußlands veranlaßt, die denen der übrigen national-russischen Presse vollkommen entgegengesetzt sind. Als für uns in erster Linie interessant, sollen von mir hier wenigstens die Gesichtspunkte, die Kuropatkin für die auswärtige Politik Rußlands im 20. Iahrhundert aufstellt, kurz skizziert werden.
Die Angelpunkte der russischen Auslandspolitik bilden nach seiner Ansicht heute und auch für die nächste Zukunft die Balkan- und die ostasiatische Frage.
Erstere hat schon seit der Niederwerfung Napoleons I. in hohem Maße die Geschicke Rußlands bestimmt. Dank der von der Gründung des Reiches an Iahrhunderte lang konsequent durchgeführten nationalen Politik war es Rußland am Ende des 18. Iahrhunderts gelungen, seine Herrschaft bis an die von der Natur gegebenen Grenzen auszudehnen und fast sämtliche Zweige des russischen Stammes unter seinem Zepter zu vereinen. Statt nun dem Lande die Möglichkeit zu geben, die durch die unausgesetzten Kriege geschlagenen schweren

Wunden allmählich auszuheilen, das Volk in moralischer, materieller und sanitärer Beziehung zu heben und die neuerworbenen Grenzgebiete nicht nur äußerlich, sondern vor allem auch innerlich mit dem national-russischen Element zu verschmelzen, wandte sich die russische Regierung jetzt plötzlich völlig entgegengesetzten, kosmopolitischen Anschauungen zu und mischte sich, obwohl ihm schon das aktive Eingreifen in die westeuropäische Politik unter Napoleon I. nur Schaden gebracht hatte, durchaus unnötigerweise in die Wirren auf der Balkanhalbinsel ein.

Die aus solchen Ideen heraus für notwendig gehaltene Unterstützung der christlichen Brüder auf dem Balkan in ihrem Freiheitskampfe gegen den Mohammedanismus hat zwar Griechenland, Rumänien, Serbien und Bulgarien zur Selbständigkeit und Österreich in neuester Zeit durch die Angliederung von Bosnien und der Herzegowina zu einem beträchtlichen Landzuwachs verhelfen, Rußland selbst aber, abgesehen von der geringfügigen Gebietsabrundung zwischen Dnjestr und Prut mit ihren ganzen 828 Quadratmeilen nur schwere Nachteile gebracht. Denn sie hat das Land in seiner Weiterentwickelung im Innern fast völlig gehemmt und die Bevölkerung, und zwar gerade die eigentlich russische, materiell vollkommen erschöpft. Daß das Ergebnis der langjährigen Kämpfe für Rußland selbst so ungünstig ausgefallen ist, hat es in erster Linie dem ja zeitweise sogar in offene Feindschaft übergegangenen Mißtrauen der übrigen europäischen Großmächte zu verdanken gehabt, die ihm nicht glaubten, daß die Befreiung der slavischen Brüder sein eigentliches Ziel auf dem Balkan sei, sondern die Besetzung Konstantinopels und der Dardanellen sowie die Begründung eines großen slavischen Länderbundes daselbst unter seiner Führung befürchteten. Dieses Mißtrauen aber besteht noch heute unvermindert, daß man in Rußland jetzt, nachdem die Befreiung der Slaven vom türkischen Ioch in der Hauptsache erreicht ist, vollkommen in panslavistischen Ideen befangen, der Ansicht huldigt, die Stammesgenossen auf dem Balkan vor dem Pangermanismus schützen zu müssen, statt mit den Mächten, insbesondere mit Österreich, eine Verständigung über die noch schwebenden Balkanfragen zu suchen und so im Wctterwinkel Europas Ruhe zu schaffen. Eine solche österreich- und deutschlandfeindliche Politik muß nach Kuropatkins Ansicht früher oder später zum Kriege mit diesen beiden Staaten führen. Dabei ist infolge der voneinander fast völlig unabhängigen geschichtlichen Entwickelung der Ost- und Westslaven, ihrer Vermengung mit ganz verschiedenen, teils unterworfenen, teils benachbarten Stämmen, der ganz anderen Eristenzbedingungen u. a. m. die Stammesverwandtschaft zwischen dem Zarenreich und den slavischen Balkanvölkern gar nicht so groß, daß die russische Regierung auch nur im entferntesten berechtigt wäre, um ihretwillen eine so große Gefahr heraufzubeschwören.

Worin bestehen aber dann die wirklichen Interessen Rußlands auf dem Balkan? Indem Erwerb zweier zu Forts

auszubauender, einander gegenüberliegender Punkte am Nordausgang des Bosporus! Nicht also in einer Besitzergreifung von Konstantinopel und den Dardanellen selbst, zu der die europäischen Großstaaten gutwillig schon aus Sorge um ihre Handelsinteressen ihre Einwilligung nie geben würden. Die Schaffung eines russischen Gibraltar am Nordende des Bosporus dagegen würde für das übrige Europa handelspolitisch ohne größere Bedeutung sein, für Rußland jedoch von hohem militärischen Werte; natürlich nicht in offensivem, sondern lediglich in defensivem Sinne, insofern feindlichen Kriegsschiffen die Einfahrt in das Schwarze Meer versperrt werden könnte und damit der sicherste Schutz für die dortigen russischen Küsten erreicht wäre. Das jetzt bestehende bloße Verbot der Durchfahrt für außertürkische Kriegsfahrzeuge hat ja, wie bereits der Krieg 1877/78 deutlich genug bewiesen hat, nur einen sehr problematischen Wert.

Würde sich Rußland diese seinem wirklichen Interesse entsprechenden Ziele für seine Orientpolitik zu eigen machen und sie ohne Nebenabsichten offen und ehrlich verfolgen, so würde das bisherige Mißtrauen zwischen ihm und dem an den Balkan-Verhältnissen am meisten interessierten Österreich sowie dessen Verbündeten, Deutschland, allmählich schwinden, ja es dürfte wohl sogar eine gegenseitige Verständigung nicht unmöglich sein.

Für eine solche Einigung formuliert Kuropatkin folgende interessante Vorschläge: 1. Rußland betrachtet seine Befreiermission auf dem Balkan als beendet. 2. Rußland und Österreich verpflichten sich, die Selbständigkeit der auf dem Balkan entstandenen Staaten zu erhalten (»tatu» c>uo). 3. Rußlands Einflußsphäre beschränkt sich auf den östlichen, diejenige Österreichs auf den westlichen Teil der Halbinsel; die Trennungslinie der Einflußzonen verläuft zwischen Bulgarien und Serbien. 4. Bei allen in Zukunft auf dem Balkan etwa entstehenden Verwicklungen handeln Rußland und Österreich nur in gegenseitigem Einvernehmen. 5. Der Abschluß eines Bündnisses zwischen irgend welchen Balkanstaaten wird als den Interessen Rußlands bezw. Österreichs nicht zuwiderlaufend erklärt.

Ebenso muß auch die Politik Rußlands gegenüber Bulgarien genau festgelegt werden, und zwar unter dem Gesichtspunkt: Schutz der Unabhängigkeit Bulgariens, aber Verhinderung aller Schritte dieses Landes, die zu einem Kriege mit der Türkei oder anderen Staaten führen könnten.

Diese Vorschläge dürften in der Tat eine nicht ungeeignete allgemeine Grundlage für eine Annäherung zwischen Rußland und Österreich-Deutschland und damit für eine friedlichere Gestaltung der gesamten Drientpolitik sein, denn Deutschlands rein wirtschaftliche Balkaninteressen würden in keiner Weise gestört werden und Österreich würde wirtschaftlich und vor allem politisch auf dem westlichen Balkan vollkommen freie Hand bekommen. Rußland selbst aber würde eine solche Wandlung nicht nur, wie erwähnt, ermöglichen, seine

Kräfte mehr den immer dringender werdenden Aufgaben im Innern zu widmen, sondern sie würde ihm vor allem auch den Rücken für seine ostasiatische Politik frei machen.
Eine derartige Rückendeckung im Westen würde für das Zarenreich einen ganz gewaltigen Kraftzuwachs im fernen Osten bedeuten, auf diesem zweiten, für die russische auswärtige Politik im 20. Iahrhundert so wichtigen Gebiet. Es brauchte dann z. B. nicht mehr den besten Teil seiner Streitkräfte an der Westgrenze bereit zu halten und auch bei einem Kriege auf einer ganz anderen Front für alle Fälle daselbst zu belassen, wie es erst wieder gelegentlich des Krieges gegen Iapan der Fall war, sondern konnte diesen auch auf einem entlegenen asiatischen Kriegsschauplatz verwenden.
Asien, insbesondere zunächst Ostasien, dürfte aber aller Voraussicht nach in unserem Iahrhundert der Schauplatz wichtiger Ereignisse werden. Das erste Iahrzehnt hat hier zunächst den Eintritt Iapans in die Weltpolitik gebracht, die nächste Zukunft scheint die allmähliche Wiedergeburt Chinas zeitigen zu sollen. Sind die Meinungen über die Möglichkeit einer wirklichen Erstarkung des Reiches der Mitte auch noch sehr geteilt, so wird man doch die in ihm schlummernden Kräfte nicht unterschätzen dürfen. Kuropatkin, der ja am eigenen Leibe die Fähigkeiten der Iapaner recht unangenehm hat spüren müssen, erblickt in dem erneuten Erwachen des Mongolentums jedenfalls eine schwere Gefahr für sein Vaterland und heischt deswegen eine energische und zielbewußte Abwehrpolitik gegenüber Iapan und China.
Während sich Europa bis jetzt fast ungehindert sowohl auf politischem wie besonders auch auf wirtschaftlichem Gebiete hat ausbreiten können, setzt Iapan bereits heute dem weiteren Vordringen der weißen Rasse in Asien erheblichen Widerstand entgegen. Der Schlag, den es jetzt gegen Rußland geführt hat, bedeutet nur den Beginn weiterer Kämpfe mit dem neu erwachten Mongolentum. In erster Linie wird natürlich wieder Rußland das Ziel dieser Angriffe sein. Aber auch England ist in seinem indischen Besitz ernstlich bedroht, denn erneute Niederlagen der weißen Rasse könnten auf die ohnedies schon unruhige dortige Bevölkerung von den unheilvollsten Folgen sein. Demnach sind die Interessen Rußlands und Englands in Asien nicht, wie bisher immer behauptet, einander entgegengesetzt, sondern im Gegenteil auf das engste miteinander verknüpft. Eine nicht bloß auf den Augenblick berechnete, sondern weiter schauende Politik müßte daher die beiden Staaten zu einem Bündnis führen, das die Unterstützung Englands durch Rußland in Indien und umgekehrt diejenige Rußlands durch England im fernen Osten gewährleistete. Rußland brauchte zu diesem Zwecke nur den absurden Plan einer Eroberung Indiens endgültig aufzugeben, England andererseits müßte von seiner egoistischen Bündnis-

politik mit Iapan ablassen, durch die es zu der jüngsten schweren Niederlage seines vermeintlichen asiatischen Rivalen zweifellos wesentlich mit beigetragen hat.
Jedoch nicht nur diese beiden Mächte werden von der gelben Gefahr bedroht, sondern auch die übrigen europäischen Großstaaten, insbesondere Deutschland und Frankreich, und dies sowohl in ihren wirtschaftlichen Interessen wie in ihrem asiatischen Kolonialbesitz. Deswegen muß das gegen das Mongolentum gerichtete Bündnis überhaupt ganz Europa umfassen. Es wäre somit eine durchaus unverständliche und unverzeihliche Politik, wenn sich etwa Rußland und Österreich oder England und Deutschland gegenseitig bekämpfen und auf diese Weise schwächen würden. Die auswärtige Politik der europäischen Großmächte darf im 20. Iahrhundert vielmehr nur das eine Ziel kennen: Front des geeinten
Europa ge g en die M o n g o l en !
Ein von Rußlands, als des zunächst bedrohten Staates, Standpunkt aus verständlicher Wunsch. Ob er freilich so bald in Erfüllung gehen wird, ist eine Frage, die heute noch niemand beantworten kann. Iedenfalls dürften aber die von mir im vorstehenden wiedergegebenen Ansichten Kuropatkins über die von
Rußland im 20. Iahrhundert im fernen Osten und im nahen Orient einzuschlagende Politik manche beachtenswerte Gesichtspunkte
enthalten.

M. Roloff:

Die Iungtürken.

i.

Will man die jungtürkische Bewegung gut verstehen, so muß man in der Geschichte etwa 70 Iahre zurückgehen, nämlich bis zur Thronbesteigung Abd-al-Madsjid's im Iahre 1339. Damals war der Zustand im ottomanischen Reiche derartig, daß diejenigen, welche nur nach dem äußeren Schein urteilten, jeden Augenblick die Auflösung dieses Reiches erwarteten. Im Iahre 1829 hatte der Vater und Vorgänger Abd-al-Madsjid's, Sultan Mahmud II. (1508—39), in
dem mit Rußland geschlossenen Frieden von Adrianopel, nicht nur die Unabhängigkeit Griechenlands und die Selbständigkeit der Donaufürstentümer anerkennen müssen, sondern er war auch gezwungen worden, eine für die damalige Zeit ganz enorme Summe als Kriegskontribution zu zahlen und verschiedene Festungen an der Ostküste des Schwarzen Meeres an Rußland abzutreten. Aber auch durch all' diese Konzessionen bekam das Land keine Ruhe. Das Übergewicht, welches Rußland in der Levante erlangt hatte, beeinflußte die Christenunter-

tanen des Sultans und erweckte bei diesen immer mehr und mehr den Wunsch, von der türkischen Herrschaft befreit zu werden. Ein in Albanien und in Bosnien ausgebrochener Aufstand hatte erst im Iahre 1831 unterdrückt werden können, und im Iahre 1833 bedrohte der damalige Pascha von Ägypten, Mehemed Ali, Konstantinopel. Rechnet man hierzu die traurige finanzielle Lage, die Bestechlichkeit und Unfähigkeit vieler einflußreicher Staatsbeamten, die mangelhafte Rechtspflege, welche alles zu wünschen übrig ließ, so ist es begreiflich, daß bei vielen Türken, welche es mit ihrem Vaterlande gut meinten, der Wunsch nach Verbesserungen lebendig wurde. Unter diesen Türken verdient namentlich Reschid-Pascha Erwähnung, der, nachdem er durch russischen Einfluß sein Portefeuille verloren hatte und kurze Zeit in Paris und London Gesandter gewesen war, vom neuen Sultan wiederum in das Ministerium berufen wurde; er bekleidete bis zum Iahre 1856, mit kleineren Unterbrechungen, verschiedene hohe Staatsämter, auch als Großvezier, und war einer der einflußreichsten Männer im damaligen türkischen Reiche. Diesem Staatsmann hat die Türkei viel zu verdanken; in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es ihm, den Zustand im türkischen Reiche bedeutend zu verbessern. Auf der anderen Seite aber war gerade er es, der den ersten Anstoß gab zum äffischen Nachahmen europäischer Sitten und Einrichtungen, worunter die Türkei noch jetzt zu leiden hat.

Dadurch, daß Reschid-Pascha die Zustände in den west-europäischen Reichen besser fand, als in seinem Vaterlande, zeigte er, mehr Einsicht zu besitzen, als die meisten Zeitgenossen unter seinen Landsleuten. Diese nämlich beurteilten vielfach die Christen anderer Länder nach denjenigen Eremplaren, welche im türkischen Reiche ansässig waren, nämlich den Rajas oder Christenuntertanen des Sultans und den vielen Abenteurern, welche sich namentlich in den großen Handelszentren niedergelassen hatten. Und doch hatte Reschid-Pascha seine Erziehung nicht im Auslande genossen, was um so mehr Beachtung verdient, da er bereits vor seiner kurzen Tätigkeit als Gesandter in Paris und London vorausstrebenden Ideen gehuldigt hat. Aber nach der Ursache, weshalb es in den westeuropäischen Ländern besser war, als in der Türkei, forschte er nicht, oder doch nur sehr oberflächlich. Der Gedanke, daß diese Ursachen in der sittlichen Inferiorität des Islam liegen könnten, war ihm völlig fremd. Er gab sich auch nicht die Mühe, sein eigenes nationales Recht gründlich zu studieren; hätte er dies getan, dann würde er bald gefunden haben, daß, wie man auch sonst darüber denken möge, das mohammedanische Recht auf alle Fälle fürstliche Willkür, Amtsmißbrauch, Bestechlichkeit und finanzielle Mißwirtschaft verbietet; daß also die schlechten Zustände im ottomanischen Reiche nicht dem mohammedanischen Rechte, sondern den Verwaltungsbeamten und Richtern zuzuschreiben sind.

Reschid-Pascha sah, daß die christlichen Länder besser verwaltet werden als die Türkei, daß die Richter in Westeuropa unbestechlich sind und das Recht ohne Ansehen der Person anwenden, daß sich die Steuereinnehmer nicht an Er-

Pressungen und Unterschlagungen schuldig machen, daß die Wege, Brücken und
Hafenanlagen in gutem Zustande sind, und daß die Bevölkerung durch Handel
und Industrie mehr Geld verdient, als die Türken durch Beutemachen; daß
gesetzlich geregelte, regelmäßige Steuern mehr Geld in die Staatskasse bringen,
als dies jemals im ottomanischen Reiche der Fall gewesen war. Wie die Christen
zu dem allem gekommen waren, darum bekümmerte sich Reschid-Pascha nicht.
Möglicherweise standen sie wohl mit dem Teufel in Verbindung! Was war ein-
facher für die Moslims, als die Europäer einfach nachzuahmen; man konnte des-
halb doch guter Moslim bleiben! Wenn man europäische Wissenschaften, In-
dustrie und Sonstiges nach der Türkei verpflanzte, so mußte dies doch geuügen!
Was ein Ungläubiger kann, das muß doch einem gläubigen Moslim noch viel
besser gelingen!
Man suchte auf zweierlei Weise die Produkte des christlichen Geistes zu
importieren: man berief europäische Beamte und Offiziere in türkische Dienste,
und man schickte junge Türken nach Westeuropa, namentlich nach Paris und
London, um dort zu studieren.
Das Indienstnehmen von christlichen Offizieren lag ganz auf der historischen
Linie des Islams. Stets haben die Moslims eingesehen, daß die Kriegskunst,
namentlich die Artillerie und das Ingenieurwesen, in den Ländern der Christen
sehr hoch entwickelt sind; stets haben sie gern christliche Offiziere in ihren Dienst
genommen. Der Araber und der Türke, sie sind beide von Haus aus Ritter, die
den Feind am liebsten mit der blanken Waffe anfallen; sie haben wenig Neigung
zum Festungsbau, zum Anfertigen von Feuerwaffen und Explosivstoffen, und
wenig Fertigkeit im Bedienen der Kanonen. Aber ungeachtet dessen haben sie den
großen Nutzen dieser Dinge schon lange eingesehen. Schwieriger wurde die Sache
freilich, als Mahmud II. im Iahre i826 auch seine Truppen nach europäischem
Muster organisieren und ausbilden wollte; man sah hierin anfangs eine unerlaubte
Neuerung, und namentlich die fürstliche Leibwache, die Ianitscharen, widersetzte
sich. Als diese Truppe aufgehoben war, nahm der übrige Teil der türkischen
Armee die Neuerung ohne Widerstreben an.
Die Berufung von europäischen Beamten nach der Türkei hat im allgemeinen
den daran gestellten Erwartungen nicht entsprochen, obgleich nicht geleugnet werden
kann, daß einige derselben der Türkei nicht unbedeutende Dienste geleistet haben.
Es waren dies meistens technische Beamte, Ingenieure und Arzte; von den berufe-
nen Verwaltungsbeamten besaßen nur wenige die Einsicht, daß es das Beste
sei, die alte türkische Staatsmaschine weiter laufen zu lassen, natürlich nach einer
gründlichen Reinigung des Räderwerkes; die meisten vergaßen diese Reinigung
und fügten dem alten Räderwerke noch neue Verordnungen und Vorschriften hinzu.
Auch das Entsenden türkischer junger Leute in die höheren Lehranstalten des
Westens entsprach nicht den daran gestellten Erwartungen. Allein auf mili-
tärischem und technischem Gebiete erhielt die Türkei durch diese Maßnahme einige

tüchtige, sehr brauchbare Männer, obwohl dabei nicht vergessen werden darf, daß unter den Offizieren verschiedene gefunden wurden, welche selbst sehr bedeutend waren, und doch ihre gesamte Erziehung in ihrem Vaterlande genossen hatten, wie z. B. Osman Pascha, der Verteidiger von Plewna im Iahre 1877. Indirekt hat diese Maßregel das Entstehen der jung-türkischen Partei, wenn auch nicht verursacht, so doch in großem Maße befördert.

II.

Im Iahre 1831 wurden auf Befehl des Sultans Mahmud II. die ersten jungen Türken nach Paris und London geschickt. Dieser Sultan hatte hierbei vor allem die Ausbildung von Offizieren im Auge; die Wünsche nach Verbcsserungen dieses Fürsten — übrigens ein roher und unsympathischer Despot — richteten sich einzig und allein darauf, sobald als möglich eine gute Armee zu besitzen, mit welcher er die erlittenen Niederlagen rächen konnte. Aber Reschid-Pascha faßte im Iahre 1840 auch andere Studienzweige ins Auge. Bis dahin war die Türkei geistig vollständig isoliert gewesen von dem übrigen Europa; selbst mit den europäischen Diplomaten in Konstantinopel hatte man nur offizielle Beziehungen, welche meistens durch die christlichen Beamten des Sultans unterhalten wurden. Die wenigen in der Türkei ansässigen Kaufleute und Industriellen lebten in den großen Handelsplätzen unter ihren eigenen Konsuln vollständig getrennt von den Ottomanen. Türken der besseren Stände besuchten das westliche Europa nie; auch zu Gesandten benutzte die Hohe Pforte in der Regel Griechen oder Armenier. Für die Türken war Europa ein Land, mit dem man nur feindliche Beziehungen unterhalten durfte, ein Land des Unglaubens, voll von Barbarei und Revolution, in welches das Licht des Korans noch nicht gedrungen war. Die Türken hatten damals dieselbe Meinung von uns, wie wir heute von ihnen, und die Angehörigen der jungen Leute, die man nach dem Westen schickte, zitterten und bebten bei deren Abreise.

Diese jungen Leute selbst aber, die unter solchen Eindrücken ihre Heimat und ihre Blutsverwandten verlassen hatten, merkten bald, daß es sich in den Ländern der Ungläubigen noch lange nicht so schlecht leben läßt; daß niemand daran dachte, ihnen irgend welches Leid zuzufügen, und daß das Leben hier bei weitem angenehmer war, als in Konstantinopel, wenn man nur über das nötige Kleingeld verfügt. Mit unseren gesellschaftlichen Zuständen unbekannt, machten die jungen Türken, mit der dem Orientalen angeborenen Offenheit Europäern gegenüber, Bekanntschaft mit allerlei internationalen Glückssuchern und Damen der Halbwelt, in deren Gesellschaft sie sich bald wohler fühlten, als in den besseren, offiziellen Kreisen, denen sie aufs wärmste empfohlen waren. Wenn man ferner bedenkt, daß ihre Vorbildung nicht eine derartige war, daß sie mit Erfolg den Studien an den europäischen Universitäten und Akademien obliegen konnten,

so ist es begreiflich, daß sie den Hörsälen immer mehr und mehr den Rücken kehrten und Caf6s und andere Vergnügungslokale besuchten. An diesen Orten standen sie bald in hohem Ansehen, schon ihrer gut gefüllten Börse wegen.
Hierbei kam noch ein anderer Umstand: Man übersah ganz, daß unsere Kultur das Produkt einer langen Entwickelungsperiode ist, und daß, will man sich diese Kultur aneignen, man dann auch die verschiedenen Entwickelungsphasen, wenn auch in kürzeren Zeiträumen, durchmachen muß. Diese jungen Leute aber sollten auf rein mechanischem Wege unsere neuesten Erfindungen und Einrichtungen jeglicher Art in sich aufnehmen. Selbst denjenigen, welche es mit ihren Studien ernst meinten, war der Gedanke fremd, daß, will man die christliche Kultur gut verstehen, man dann doch wenigstens eine Idee vom Christentum selbst haben muß. Die jungen Türken wurden auch durch niemand ihrer Umgebung auf diesen Punkt hingewiesen, denn diese Umgebung bestand meistens, wenn auch nicht aus religiösen Freidenkern, doch aus solchen Personen, welche, um für das religiöse Gefühl der jungen Mohammedaner keinen Anstoß zu erregen, mit diesen so wenig wie möglich über Religionssachen sprachen. Die Erfüllung der im Islam strikt vorgeschriebenen Religionspflichten ist in der Fremde oft unmöglich; übrigens befreit der Islam selbst in solchen Fällen seine Anhänger davon. Nun ist aber der Islam ein sehr formalistischer Gottesdienst, das ganze Gemütsleben und die Sittlichkeit des Moslim sind so eng mit den rituellen Vorschriften verbunden, daß die Vernachlässigung dieser letzteren meistens auch auf ersteres eine große Wirkung ausübt. Dies ist der Grund dafür, daß ein Mohammedaner, welcher Freidenker geworden ist, häufig in den gröbsten Materialismus verfällt, ja nicht selten ein sehr gefährliches Element für die menschliche Gesellschaft wird.
Unter solchen Umständen ist es leicht begreiflich, daß sich die meisten der jungen Türken, einmal in ihr Vaterland zurückgekehrt, dort nicht mehr zu Hause fühlten; sie waren im Westen, wenn auch nicht dem Atheismus, so doch dem Skeptizismus verfallen. Sie hatten solange ihre Religionspflichten nicht mehr erfüllt, daß diese aufgehört hatten, einen integrierenden Bestandteil ihres Lebens auszumachen; sie hatten jahrelang ihre Gebete nicht verrichtet und hatten im Abendlande gesehen, daß es dort viele gibt, die sie früher für gute Christen gehalten hatten, und die doch ohne alle Religion ein ganz angenehmes Leben führten, jedenfalls angenehmer als in Konstantinopel. Warum, so fragten sie sich, kann es in der Türkei nicht auch sein wie in England und Frankreich? Kann man in der Türkei den Islam nicht ebenso den Liebhabern überlassen, wie man dies in jenen Ländern mit dem Christentum tut? Daß es nicht nötig ist, Mohammedaner zu sein, um gut und angenehm zu leben, das hatten sie in Paris und in London mit eigenen Augen gesehen. Ihre Väter und Onkels mit langen Bärten und Tulbanden, die noch mit den Fingern aßen, anstatt mit Messer und Gabel, wie sie es gelernt hatten, waren jetzt in ihren Augen bäurisch, zurückgeblieben, unkultiviert. Ihre Mütter, Tanten, Schwestern und Kusinen waren im Vergleich

mit den sich frei bewegenden europäischen Damen, welche sie kennen gelernt hatten, äußerst dumm und langweilig.
Auch in Konstantinopel verkehrten sie am liebsten mit Europäern; ihre Gespräche, in denen sie das Leben im Westen verherrlichten und die Iahrhunderte alten, zurückgebliebenen türkischen Gesellschaftsformen verspotteten, fanden bei anderen jungen Leuten, die den Okzident noch nicht mit eigenen Augen kannten, ein aufmerksames Ohr. Seitdem es Sitte geworden war, nicht mehr ausschließlich Christenuntertanen, sondern auch Moslims in feste diplomatische Ämter an die europäischen Höfe zu schicken, verherrlichten auch diese, in ihre Heimat zurückgekehrten Diplomaten das Leben in den großen Metropolen des Westens über alle Maßen. Doch sie verwechselten den Schein unserer Kultur mit ihrem Wesen, ihre Kenntnis ging nicht weiter als bis an die sichtbare Oberfläche.
So entstand in Konstantinopel bei einem großen Teile der höheren Stände eine gewisse Geringschätzung des alten Gottesdienstes und der in ihren Augen altmodischen nationalen Einrichtungen, welche beide doch ehemals das Reich groß und stark gemacht hatten. Es wurde Mode, das Abendland soviel möglich nachzuahmen. Hatte früher die Hohe Pforte Mühe gehabt, junge Leute zu finden, die nach dem Westen gehen wollten, so drängten sich jetzt mehr dazu, als man nötig hatte; vornehme Türken schickten ihre Söhne aus eigenem Antriebe und auf eigene Kosten in die großen Metropolen des Westens. Daß diese letzteren es noch weniger ernst nahmen mit dem Studium als die ersten, liegt auf der Hand. Dessenungeachtet gab es aber unter den Türken der vornehmen Stände viele, die jeder Neuerung abhold waren; bis zur Volksklasse drang das Bedürfnis nach Neuerungen überhaupt nicht durch. Unter denen, welche in Europa ihre Studien absolviert hatten, war auch mancher, der, einmal in sein Vaterland zurückgekehrt, dem Islam und den alttürkischen Einrichtungen durchaus nicht den Rücken kehrte; einige wurden selbst im Abendlande noch fanatischere Ehristenfeinde, wie sie es vielleicht in ihrem Vaterlande je geworden wären. Bemerkenswert ist hierbei noch, daß diese teilweise Verbrüderung mit der westlichen Kultur, durch welche der Islam so manchen treuen Anhänger verlor, dennoch keinen einzigen dem Christentum zugeführt hat; Vorteil hatten nur der Atheismus und der Skeptizismus.
Wohl fand man unter den Anhängern der neuen Richtung viele, denen es in ihrer fortschrittlichen Gesinnung nur darum zu tun war, fortan ungestraft Wein trinken und die Gesellschaft leichtsinniger europäischer Frauen aufsuchen zu können. Aber es gab auch genug ernste Männer, welche mit ihrem alten Glauben gebrochen hatten und nun aufrichtig wünschten, zum Besten des Vaterlandes, mit den alten Einrichtungen gründlich aufzuräumen. Diese nannte man im Iahre 1857 zum ersten Male die „jungtürkische Parte i".
Die Weltanschauung der meisten dieser Iungtürken ist sehr oberflächlich. Man findet unter den Alttürken viel mehr ernste Männer, welche nicht vergessen, daß die Türkei historisch ein mohammedanischer Staat ist, und

dies auch bleiben muß, will sie nicht aufhören, die „Türkei" zu sein. Sie haben die Überzeugung, daß alles Recht, welches nicht auf einer höheren Basis als der menschlichen Vernunft ruht, notwendigerweise in das Recht des Stärksten entarten muß. Da nach den Vorschriften des Islams die Gläubigen nur dann ihrem Fürsten Gehorsam schuldig sind, wenn dieser nach den Vorschriften der Sjariah, dem heiligen Gesetz, regiert, liegt in der Richtung der Alttürken eine Bürgschaft gegen fürstliche Willkür und Regierungsmißbrauch; ihrer religiösen Weltanschauung zufolge bilden sie eine demokratische Partei im guten Sinne. Der Islam, wenn auch als Gottesdienst tiefer stehend als das Christentum, ist als Basis für das Recht und die Sittlichkeit immer noch besser wie nichts. Vor diesem Dilemma stand man und steht man noch jetzt in der Türkei! Gewiß, es wäre besser, wenn die Türken nie Mohammedaner geworden wären; Heiden sind für das Christentum und für die christliche Kultur in ihrem ganzen Umfange viel leichter zu gewinnen, als die Anhänger des Korans. Am entferntesten aber steht jedenfalls dem Christentum der Moslim, der zu der Überzeugung gekommen ist, daß alle positiven Gottesdienste nichts anderes als das Produkt der menschlichen Einbildungskraft sind, und daß Moses, Buddha, Iesus und Mohammed in Wirklichkeit nicht mehr von den Rätseln des Daseins gewußt haben, wie wir auch. Die Verbrüderung dieser Richtung des Islams mit dem Christentum ist viel bedenklicher, als die gewaltsame Proselytenmacher'ei des Halbmonds in früheren Iahrhunderten. Auf jeden Fall bilden die Alttürken eine nationale Partei, von welcher man, ungeachtet ihres religiösen Standpunktes, mehr Gutes für ihr Vaterland erwarten kann, als von einer Partei, die in einem von auswärts importierten, kosmopolitischen Intellektualismus ihr Heil sucht.

III.

Bis zum Iahre 1877 war die jungtürkische Partei fast ununterbrochen am Ruder; hin und wieder besaßen auch wohl Alttürken ein Ministerportefeuille, doch sie blieben im Ministerrat immer in der Minderheit. Da auch die Mehrzahl der Beamten der jungtürkischen Partei angehörte und der technische Unterricht ausschließlich in ihren Händen war, so konnten die Alttürken den Strom der Neuerungen wohl etwas hemmen, aber nicht aufhalten. Hierbei kam noch der Umstand, daß die europäischen Mächte die Türkei geradezu in die Neuerungen hineintrieben; diese Neuerungen kosteten aber der Türkei Geld, sehr viel Geld. Die Einrichtung der Hofhaltung nach europäischem Muster, das Bauen neuer Paläste, die Anschaffung von modernem Kriegsmaterial, die Errichtung neuer, oder die Reorganisation der alten Dienstzweige in der Verwaltung und der Rechtspflege, die jährlich zunehmende Zahl der Effendis (kleinere Beamten), die Pariser Modistinnen und Iuweliere, welche das Serail „europäisieren" sollten usw., dies alles erforderte Summen, welche ein orientalisches Reich wie die Türkei nicht aufbringen konnte. Aber Europa borgte der Türkei Geld; man machte ihr weis,

es gelte hier produktive Ausgaben. Von diesen Ausgaben aber profi-
tierten nicht die Untertanen des Sultans, sondern abendländische Händler und
Industrielle, namentlich aber hilfsbereite Bankiers. Mit echt orientalischer Sorg-
losigkeit schloß die Hohe Pforte eine Lehnung nach der anderen ab, gegen einen
für die Levante sehr niedrigen Zinsfuß, doch mit sehr hohen Kommissionsprämien.
Reschid-Pascha wollte sein Vaterland nur dem Westen etwas näher rücken;
es ist nicht seine Schuld, daß man mit den Neuerungen soweit ging, aber er wurde
je länger je mehr durch die Bewegung mitgeschleppt. Alle Neuerungen in den
verschiedenen Verwaltungszweigen und in der Rechtspflege blieben aber doch
nur auf dem Papier stehen, oder sie stifteten heillose Verwirrung. Man hätte
das Gute, welches man beabsichtigte, viel einfacher und billiger haben können,
wenn man das alte türkisch-mohammedanische Gesetzbuch von Halabi (gest. 1549)
wieder hervorgeholt und auf dieser Basis weitergebaut hätte. Nur hätte man
dafür sorgen müssen, daß die praktische Rechtspflege und die Verwaltung ehrlichen
und unparteiischen Richtern und unbestechlichen Beamten anvertraut worden wäre.
Für den äußersten linken Flügel der Iungtürken gingen aber diese Neuerungen
nicht schnell und nicht weit genug; es kam schließlich so weit, daß sich ein Teil der
radikalsten Iungtürken von ihren besonneneren Parteigenossen lossagte; denn
letztere arbeiteten mehr auf Verbesserungen praktischer und materieller Art als
auf das Zuerkennen theoretischer staatlicher Rechte hin. Viele dieser Radikalen
fühlten sich schließlich in Konstantinopel nicht mehr in Sicherheit und siedelten
nach London über, von wo sie eine Zeitlang durch ihr Organ „Muchbir" ihre in
nicht so schnellem Tempo marschierenden Parteigenossen, die in Konstantinopel
zurückgeblieben waren, auf dem einmal eingeschlagenen Wege vorwärts zu treiben
suchten. Bei der Thronbesteigung des Sultans Abd-ul-Hamid im Iahre 1876
kam endlich ein sehr vorausstrebender Iungtürke, Midhat-Pascha (gest. 1884) ans
Ruder; er wurde erst zum Vorsitzenden des Staatsrats und Minister ohne Porte-
feuille, später zum Großvczier ernannt. Midhat-Pascha wußte seinen Herrn schon
bald nach dessen Thronbesteigung zu bewegen, eine von ihm selbst entworfene Ver-
fassung für das ottomanische Reich zu proklamieren. Doch es zeigte sich schon
bald, daß dies zu schwer war für die Tragkraft der Partei; sie verlor das Gleich-
gewicht und ging als staatliche Partei daran zugrunde. Midhat-Pascha mußte
bereits im folgenden Iahre abtreten und die von ihm geschaffene Verfassung wurde
stillschweigend zur Seite gelegt.

IV.

Abd-ul-Hamid sah ein, daß das Wohl und Wehe des türkischen Reiches auf
die Dauer nicht in den Händen einer unwissenden und gewissenlosen Bureaukratie,
oder wie man sie in Konstantinopel nannte, der Hohen Pforte, gelassen werden
durfte. Durch die eingeführten Neuerungen nach abendländischem Muster waren
die Ministerialbureaus unhandliche Instrumente geworden. Diese Bureaus waren

langsamerhand überfüllt mit Effendis, die wenig Arbeitskraft besaßen und als Parasiten lebten. Abd-ul-Hamid brachte nach und nach alle Regierungsfäden in sein Palais über, von wo aus er selbst das ungeheure Reich mit Hilfe von Sekretären und Adjutanten, die unter seinem direkten Befehle standen, verwaltete. Die Minister wurden Erekutivbeamte: sie hatten nichts anderes zu tun, als für die Ausführung der im Palais ausgearbeiteten Vorschriften Sorge zu tragen. Anstatt nun die überflüssigen Bureaubeamten der Ministerien nach und nach in anderen Verwaltungszweigen unterzubringen und die vakanten Stellen nicht mehr zu besetzen, griff man zu einem echt türkischen Mittel: man zahlte ihnen keinen Gehalt mehr, oder doch nur dann, wenn man im Palais Geld übrig hatte, was nicht oft der Fall war. So entstand mit der Zeit bei den notleidenden Beamten der Hohen Pforte und deren Familienmitgliedern und Freunden eine große Unzufriedenheit.

Als nun auch die grausame Weise, auf welche die armenischen Unruhen unterdrückt worden waren, bei vielen, auch bei solchen, die sonst treu zur ottomanischen Dynastie hielten, Mißbilligung fand, und man die in dieser Angelegenheit getroffenen Maßregeln den Einflüsterungen der unmittelbaren Umgebung des Sultans zuschrieb, organisierte sich im Iahre 1896 eine Opposition gegen die bestehende Regierung und bildete ein jungtürkisches Komitee, dessen einflußreichste Mitglieder aber ihren Wohnsitz, der eigenen Sicherheit wegen, bald von Konstantinopel nach Paris verlegten. Dies Komitee knüpfte alsbald Verbindungen an mit dem in Genf gestifteten „Englisch-armenischen Bund" (seither: Revolutionärer Armenischer Bund), mit dem „Zentral-Revolutionären Armenischen Komitee" in Paris und der „Anarchistischen armenischen geheimen Gesellschaft" in London. Das jungtürkische Komitee nannte sich: „Komitee für Einheit und Fortschritt". In den von diesem Komitee herausgegebenen Zeitschriften wurde die Wiedereinführung der Verfassung von 1876 gefordert; die Politik der europäischen Großmächte, welche allem Anscheine nach die Türkei zerstückeln wollten, wurde verurteilt; Abd-ul-Hamid wurde als unfähig für das Sultanat erklärt. Man erwartete von dem Wiederauftreten des im Iahre 1876 abgesetzten Sultans Murad V. eine Veränderung im besseren Sinne. Abdul Azis war bekanntlich im Mai 1876 abgesetzt und an seine Stelle Murad V. zum Sultan ernannt worden; dieser wurde aber schon drei Monate später wegen Geisteskrankheit — so lautet der offizielle Rapport — vom Throne entfernt und an seine Stelle trat sein Bruder Abd-ul-Hamid. Abdul Azis machte bald darauf seinem Leben durch Selbstmord ein Ende, Murad aber wurde als Geisteskranker im Tschiraganpalast am Bosporus in strenger Gefangenschaft gehalten. In ihrem Programm, das die Iungtürken im Iahre 1899 der Haager Friedenskonferenz vorlegten, wurden folgende Punkte genannt: Einheit, Unteilbarkeit und Unschändbarkeit des ottomanischen Reiches; Handhabung der jetzigen Dynastie; Gleichheit für alle vor dem Gesetz, ohne Unterschied von Rasse oder Religion; unabhängige Richter; Gewissens- und Religions-

freiheit; Teilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung und an der Feststellung des Budgets.

Das Zusammengehen mit den bestehenden armenischen revolutionären Gesellschaften hatte namentlich darin seinen Grund, daß diese mit reichen Geldmitteln versehen waren, denn die vielen schatzreichen armenischen Bankiers und Großkaufleute im In- und Auslande stellten ihren revolutionären Landsleuten große Summen zur Verfügung. Unlogisch aber war dies Zusammengehen auf jeden Fall, doch es scheint, daß die Iungtürken die Logik nicht kannten und auch heute noch nicht kennen. Unlogisch war auch ihr Erscheinen vor der Haager Friedenskonferenz: die Mitglieder dieser Konferenz hatten doch absolut keine Vollmachten von ihren resp. Regierungen, sich in die inneren Angelegenheiten eines Landes zu mischen.

Das mohammedanische Recht, Sjariah oder Scheriat, wie es heute vor uns liegt, wurde im 8. und 9. Iahrhundert von den noch jetzt als Autorität geltenden arabischen Iuristen zusammengestellt und formuliert. Als positive Rechtsvorschriften höheren Ursprungs, und als solche über alle menschliche Kritik erhaben, gelten: derKoran, d. h. das unfehlbare, ungeschaffene und ewige Wort Allahs, welches vom Erzengel Gabriel Mohammed diktiert worden ist; zweitens die Sun nah, oder die Überlieferung von Mohammeds Aussprüchen, Taten und Handlungen; drittens die Idjma oder die Verfügungen und Traditionen der ersten mohammedanischen Gemeinde. Die alten arabischen Iuristen begingen aber den Fehler, daß sie nicht nur äußerlich diesen Rechtsgrundlagen einen bindenden und universalen Charakter gaben, sondern auch deren konkretem Inhalt. Dieser erste Fehler ist von allen späteren Iuristen wiederholt worden, ja, er wurde sanktioniert durch den Lehrsatz, daß die Fatwas (Erklärungen) der älteren Iuristen für die jüngeren stets bindende Kraft haben. Dadurch bekam das mohammedanische Recht jenen versteinerten Charakter, der wohl das Hinzufügen neuer Fatwas erlaubt, aber keine organische Entwickelung zuläßt. Dennoch war die Arbeit der arabischen Iuristen eine bedeutende: zu einer Zeit, als man in Europa an dergleichen noch nicht dachte, gaben sie Vorschriften über Scheidung von Iustiz und Verwaltung, sie verboten die Folter, sprachen von gesetzlicher Beweiskraft, öffentlichen Gerichtsverhandlungen, unbeschränktem Recht der Verteidigung für jeden, ohne Unterschied von Rang und Stand, Unbestechlichkeit und wissenschaftlicher Ausbildung der Richter usw.

Neben der Sjariah gilt auch die lokale Gewohnheit als Rechtsquelle; nämlich in Fällen, wo die Sjariah schweigt oder ausdrücklich auf die lokalen Gebräuche hinweist. Die fürstlichen Verordnungen gehören nicht zur Sjariah, sie heißen Qanon (Reglemente); kein Qanon ist bindend — wenigstens nicht in der Türkei —,

wenn der Scheich-ul-Islam (der Oberste der Iuristen) nicht in einer Fatwa erklärt hat, daß die Sjariah prinzipiell damit nicht in Streit ist. Nach dem mohammedanischen Recht ist der Fürst aller Gläubigen, wie sich der türkische Sultan nennt, Alleinherrscher, Statthalter Allahs auf Erden, und nur diesem Rechenschaft schuldig. Wohl wird ihm geraten, in allen wichtigen Angelegenheiten die klügsten und frömmsten seiner Untertanen zu einem Staatsrat zu vereinigen, aber er ist nicht verpflichtet, ihren Rat zu befolgen. Unrecht, welcher Art auch, wird dem Fürsten in der Sjariah auf das strengste verboten. Übertritt er die in der Sjariah gegebenen Vorschriften, so sind seine Untertanen von Rechts wegen entbunden von der Pflicht, ihm Gehorsam zu leisten.

Mit einer solchen staatsrechtlichen Anschauungsweise wäre wohl ein einseitiges Charter möglich, wobei der Fürst z. B. das Versprechen gibt, keinen bedeutenden Qanon auszufertigen, bevor er nicht erst den Rat der einflußreichsten Notabeln gehört hat, und daß er auch nach der Meinung dieses Staatsrats handeln will, wenn es Dinge betrifft, deren Regelung die Sjariah ausdrücklich den lokalen Gewohnheiten überläßt; aber eine Verfassung in unserem Sinne ist mit der Sjariah in unversöhnlichem Streit. Die einzige Verfassung, die der Islam kennt, ist der Koran, dem auch die Sunnah untergeordnet ist. Setzt man an diese Stelle eine andere Verfassung, so hört manaufeinMoslimzu sein. Und doch hatte man dies bereits im Iahre 1876 getan!

Der ursprüngliche Verfassungsentwurf Midhat-Paschas ging von dem Grundsat z aus, daß der türkische Staat als solcher keinen Gottesdienst als Staatsgottesdienst anerkennt. Dies war anti-national, aber man vermied auf diese Weise von Anfang an alle Schwierigkeiten, welche die Sjariah in den Weg legen konnte. Doch in der Kommissionsberatung mußte Midhat-Pascha diesen Paragraphen ändern: der Islam wurde zum Staatsgottesdienst erhoben und somit die Sjariah als bleibendes Gesetz anerkannt. Auf diese Weise war der Scheich-ul-Islam wohl zufrieden gestellt, aber eine solche Menge unauflösbarer Konflikte war dadurch ins Leben gerufen, daß die Verfassung zum Teil unausführbar wurde. Wie man z. B. die Bestimmungen der Verfassung über die Unabhängigkeit der Richter und das Verbot der fürstlichen Einmischung in die Rechtspflege mit den deutlichen Vorschriften der Sjariah in Einklang bringen will, ist ein Rätsel.

Die Verfassung spricht von einer ottomanischen Nation; die türkische Sprache soll die offizielle Sprache für alle Untertanen des Sultans sein. Mohammed hatte die Ausbreitung des Islams in den Vordergrund gestellt, doch er hatte erlaubt, daß gewisse Kategorien von Ungläubigen, nämlich Christen und Iuden, wenn sie sich einem mohammedanischen Herrscher unterworfen hatten und die ihnen auferlegten Lasten trugen, ihren Gottesdienst und ihre gesellschaftlichen Einrichtungen, soweit sie für den mohammedanischen Staat

nicht gefährlich waren, behalten durften. Die ersten Kalifen, namentlich Omar I., ordneten an, daß Christen und Iuden in besonderen Stadtvierteln oder Dörfern unter ihren eigenen Stammesältesten wohnen sollten und sich auch in der Kleidung äußerlich von den Moslims unterscheiden mußten. Sie durften keine Proselyten machen und keine öffentlichen Ämter bekleiden, wohl konnten sie in Bureaus Verwendung finden, auch selbst Minister werden. In Gegenden, welche ganz oder zum größten Teile von Ungläubigen bewohnt sind, wurde diesen eine gewisse Autonomie gelassen, sodaß die strengen Polizeivorschriften einigermaßen gemildert waren. Die Folge von diesen Bestimmungen ist, daß die Bevölkerung im alten Kalifenreiche, wie in der heutigen Türkei eine Mosaik der verschiedensten Rechtszustände, Sprachen und Kleidertrachten bildet. Die türkischen Sultane sind selbst noch weiter gegangen, als die Kalifen: sie haben ihre ungläubigen Untertanen, die Najas, auch in weltlichen Dingen unter ihre Geistlichen gestellt, und so kleine Staaten im Staate gebildet. Dies war auf jeden Fall das billigste und einfachste Mittel, die Najas zu regieren; die Interessen der Geistlichkeit waren auf diese Weise mit denen ihrer mohammedanischen Herren aufs engste verknüpft. Auf der anderen Seite ist aber diese Organisation ein unüberwindliches Hindernis geworden, um die Najas untereinander oder mit den Moslims zu assimilieren.

Wenn von einer jungtllrkischen und von einer alttürkischen Partei die Rede ist, so kann sich das eigentlich nur auf die mohammedanischen Untertanen des Sultans beziehen; will man die verschiedenen nicht-türkischen Elemente in der Türkei zu einer Partei zusammenfassen, so müßte man sie als anti-türkisch qualifizieren. Iedenfalls ist es ganz ausgeschlossen, daß man mit einem Federstrich alle heterogenen Bestandteile des türkischen Reiches in eine „Nation" verwandeln kann. Für die Moslims ist selbst noch ein Unterschied in der Rechtspflege nötig: man kann doch den Kurden oder den Beduinen nicht dem gebildeten Türken von Konstantinopel gleichstellen. Obendrein bilden die Türken, selbst in der europäischen Türkei, die Minderheit, und die türkische Sprache wird in den meisten Gegenden nur von Angehörigen der höheren Stände gesprochen. Die Muttersprache der meisten Untertanen des türkischen Sultans ist das Arabische; will man also eine nationale Sprache, so käme hierfür zuerst das Arabische in Betracht, die alte heilige Sprache des Islams, welche auch in kulturhistorischer Beziehung eine viel größere Bedeutung hat, als die türkische Sprache.

Eine Verfassung, welche die bestehenden Zustände so wenig berücksichtigt, kann unmöglich bei der übergroßen Mehrheit der Bewohner des türkischen Reiches einen großen Beifall finden, wenigstens nachdem der erste Freudentaumel vorüber ist. Man darf nicht vergessen, daß Nationen entstehen und sich durch ein langsames Wachstum ausbreiten und kräftigen, daß man sie aber nicht fabrizieren kann; der Gesetzgeber kann das Wachstum beschleunigen und Hindernisse hinwegräumen, die Assimilierung der verschiedenen Völkergruppen aber ist und bleibt ein langsamer und organischer Entwickelungsprozeß.

Das Ideal der Iungtürken, in ihrem Vaterlande die verschiedenen Religionen
und Rechtszustände aufhören und alle Bewohner des türkischen Reiches zu einer
ottomanischen Nation mit einer nationalen Sprache zusammenschmelzen
zu lassen, würde, auch wäre es zu verwirklichen, der christlichen Kultur keinen
Vorteil bringen. Nie oben bereits erwähnt wurde, bilden die nicht-mohamme-
danischen Millets (Gottesdienste) in der Türkei eine Art Staat im Staate. Die
mohammedanischen Autoritäten kümmerten sich früher so wenig wie möglich um die
inneren Angelegenheiten der von Ungläubigen bewohnten Stadtviertel, Dörfer,
Distrikte, wenn nur die Steuern und sonstigen Abgaben regelmäßig eingingen
und Christen und Iuden keine Veranlassung zu Klagen gaben; ihr häusliches
und gesellschaftliches Leben und ihren Gottesdienst haben die türkischen Herrscher
nie angetastet. Die schon von den ersten Kalifen gegebenen Vorschriften ver-
hinderten nicht nur Religionsverfolgungen, sondern erschwerten auch den Über-
tritt von Ungläubigen zum Islam. Die christlichen und jüdischen Geistlichen
hatten den größten Vorteil davon, daß ihre Schafe bei der Herde blieben; und
da sie auch die weltlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde zu regeln hatten, be-
saßen sie ein kräftiges Mittel, um ihre Herde zusammenzuhalten, die sie dann bei
passender Gelegenheit auch manchmal gründlich scheren konnten. Die türkischen
Autoritäten haben die Proselytenmacherei unter ihren eigenen nicht-mohamme-
danischen Untertanen nie gern gesehen; sie unterstützten deshalb die ungläubigen
Geistlichen soviel wie möglich. Diese Handelsweise war wohl in Streit mit Koran
und Sunnah, doch man machte sich darüber keine Gewissensbisse, da man materiellen
Vorteil davon hatte. Übergang zum Islam hatte zur Folge, daß der frühere Raja
nun als Moslim weniger Abgaben zu zahlen hatte; die den Ungläubigen auferlegten
Steuern aber waren von jeher — neben der Kriegsbeute — die Haupteinnahme-
quelle für das türkische Reich. Aus diesem Grunde haben sich auch so viele
Christengemeinden in der Levante bis auf den heutigen Tag erhalten können.
Wenn man nun die Tätigkeit der Geistlichen der orientalischen Kirchen auf ihr
geistliches Gebiet beschränkt, so würde dies die Lebenskraft dieser Kirchen bedeutend
schwächen und Massenübertritte zum Islam zur Folge haben. Auf die Frage, ob
der Islam oder die christlichen Kirchen in der Levante mehr kulturfähig sind,
wird hier nicht eingegangen. Iedenfalls aber bedeutet die von den Iungtürken ge-
plante und zum Teil angefangene Schöpfung eines einigen ottomanischen Reiches
mit der türkischen als Nationalsprache nichts anderes als die Türkifikation der
anderen Nationalitäten.

Dr. Franz Lipp:
Italienische Konigsmorder.
Eine kriminal-psychiatrische Studie.
Giovanni Passanante. Pietro Acciarito. Gaetano Vresci. Sante Caserio.
Luigi Luccheni.
Der Mordversuch des arbeitsscheuen Maurergesellen Antonio D'Alba auf
König Viktor Emanuel III. in der Morgenfrühe des 14. März zu Rom lehrt, daß
die Anarchie der Tat trotz der enormen Fortschritte des modernen Kulturstaates
Italien noch nicht aufgehört hat zu eristieren, wenn sie auch seit dem Iahre 1902
so gut wie gar kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Daß die Anarchie die
gefährlichste Giftpflanze ist, die aus einer politisch und wirtschaftlich gedrückten
Niederung ihre Nahrung zieht, steht fest; dazu kommen der Atavismus moralisck
grundverdcrbter Regierungen, welche das junge Königreich unmöglich über Nacht
überwinden konnte, die ärmliche Lebenshaltung nnd Unbildung der Massen, der
steigende Steuerdruck und die mangelnde Arbeitsgelegenheit im Inlande und die
Verfolgung der italienischen Arbeitskräfte im Auslande. Diese Notstände haben
degenerierten Wirrköpfen, Nachkommen von Selbstmördern und Pellagrakranken,
Epileptikern und Alkoholikern, die Mordwaffe in die Hand gedrückt; diese „Rächer
empörender Unbill" hielten für ihr Vaterland den traurigen Ruhm hoch, an der
Spitze politisch-anarchistischer Verbrechen zu marschieren.
„Die Poesie des Hauses Savoyen ist dahin" — hatte die Königin Margherita
geseufzt, als am Nachmittag des 17. November 1878 G. Passanante ihren Gatten
Humbert angefallen hatte. Dem König-Ehrenmann Viktor Emanuel II. wagte
kein Meuchelmörder nahezutreten. Als sein Sohn Humbert zehn Monate nach der
Thronbesteigung in offenem Wagen seinen Einzug in Neapel hielt, stürzte der Koch
Passanante aus Salerno auf die Königliche Karosse zu und stach nach einem
Sprung auf dem Wagenschlag mit einem großen Küchenmesser wie ein Rasender
um sich. Der König blieb unverletzt, weil im entscheidenden Augenblick der
Ministerpräsident B. Cairoli sich vorgedrängt und den Attentäter an den Haaren
gefaßt hatte; dabei erhielt Cairoli einen Stich, der ihm von der Hüfte bis zum
Knie den Schenkel aufriß. Die Wunde schloß sich nicht mehr, und Benedetto
Cairoli erlag ihr nach monatelangen Leiden. In ihm, ihrem Erstgeborenen, hatte
die heldenmütige Frau Adelaide Cairoli geb. Bono den letzten ihrer fünf Söhne
dem Vaterlande geopfert.
Der Mörder wies eine Asymmetrie im Gesicht, spärlichen Bartwuchs und den
charakteristischen Sprachfehler der Degenerierten auf. Frühzeitig „mußte (!)
er seine Bratpfannen verlassen und ein philosophisches Werk schreiben: „Die Ver-

brüderung und Verschwesterung der Menschenkinder"; damit sollte jedem Erdbewohner die Glückseligkeit auf Erden garantiert werden."

Der zum Tode verurteilte Attentäter wurde von Konig Humbert zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe begnadigt, weil der Henker im Heimatlande Dantes keine Anstellung finden dürfe. Da Passanantes Mutter von ihrem Sohn monatlich zehn bis fünfzehn Lire als Unterstützung erhielt, warf der gute König der unglücklichen Alten eine monatliche Pension von einhundert Lire aus, die sie dreißig Iahre lang bis zu ihrem Tode bezog.

Die krankhafte Anlage Passanantes, eines „Mattoiden",((!e»arel.oiiibro»0 6Ii^.unrenioi. Loriuo. 1895pag 59«l) kam in seiner Einzelhaft, die er in einem Wachturm am Meer bei Portolongone verbüßte, rasch zum Ausbruch. Zuerst stellten sich Halluzinationen des Gehörs ein: Kleine Engel singen die von ihm komponierte Revolutionshymne, und im Brausen des Meeres hört er den Donner der Geschütze und die Flintenschüsse der siegreichen Revolutionäre. Diesen selbstgefälligen Täuschungen folgen bald Schreckbilder grausigen Inhalts: Seine Zelle verwandelt sich in ein Grab, in das immer neue Tote eingesenkt wurden, so daß für ihn selber bald kein Platz mehr übrig ist. Die Paranoia mit den Delirien der Hypochondrie und der Verfolgung ergreift ihr Opfer: er formt als überzeugter „Homöopath" aus seinen Erkrementcn Pillen, die er gierig verschlingt, und verhüllt seine Augen mit einer Binde, um die Gesichtshalluzinationen nicht zu sehen. Nach dem Irrenhause für geisteskranke Verbrecher von Montelupo bei Florenz übergeführt und der Pflege des berühmten Psychiaters Codeluppi übergeben, beruhigt sich der Verrückte, der tagelang nackt und laut brüllend in seiner Gefängniszelle auf- und niedergerannt war, bebaut das ihm überwiesene Gärtchen mit Rosen und Bohnen, Lauch und Salat und beschreibt bei häßlichem Wetter ganze Stöße voll Papier: „Um die stumpfe Welt auf mein Hauptwerk aufmerksam zu machen, führte ich den großen Schlag gegen den König; jetzt kann die Neuordnung der Gesellschaft nicht weiter verzögert werden; darum muß ich eine Menge neuer grundstürzender Gesetze formulieren." Philosoph und Komponist, Gesetzgeber und Künstler in einer Person. Passanante versuchte sich auch als Architekt und Bildhauer; seine Modelle formte er aus weichem Brot, die er mit Rötel und Ocker, Kreide und Tinte färbte. Paläste mit Freitreppen und Arkaden, Terrassen und Springbrunnen und Statuen. Alles im bizarrsten Barockstil, aber wohl gegliedert und manches von überraschend malerischer Wirkung. Auch in seinen Schreibereien fand sich mehr als ein Genieblitz. Dann folgte die tiefste Geistesnacht. Passanante erblindete und blieb wochenlang unbeweglich auf seinem Lager; er starb an Marasmns.

» « «

„Das sind die Nebeneinnahmen meines Handwerks!" — bemerkte scherzend König Humbert, als er am Nachmittag des 22. April 1897 den Königlichen

Pavillon des Rennplatzes von Centocelle bei Rom betrat —. „Im Handgemenge mußte ich den Attentäter aus meinem Wagen hinauswerfen, als er mich auf menschenleerer Landstraße mit einem langen Dolche anlief." Der Angreifer war der Schmied Pietro Acciarito aus dem Räubernest Antena im alten Kirchenstaat („uii vrlli to^er äe «imiiialits »pontaue'e", ^ol?), das schon im frühen Mittelalter eine traurige Berühmtheit erlangte. Scipione Sighele hat diesen Ort voll geborener Verbrecher von alters her in den Strafkammer-Akten Roms studiert und im Archivio für Psychiatria XII, 1891 die folgende Tabelle veröffentlicht:

Verbrechen	Durchschnittsziffer für 100 000 Einwohner in ganz Italien 1875—1888.	1852—1888 in Antena allein
Mord, Raubmord, Totschlag	9,3	57.
Körperverletzung	34,1	205.
Raub	3,«	114.
Eins. u. Einbruchs-Diebstahl	47,3	177.

In Antena herrscht der Mord auf offener Straße, und hier werden die Zeugen am lichten Tage erwürgt, welche vor Gericht die Wahrheit sagen. Das Verbrechernaturell wird vom Urgroßvater auf den Enkel vererbt. Beim letzten Prozeß, wobei 32 Verurteilungen erfolgten, ist eine ganze Familie, Vater und Mutter, Söhne und Töchter, sieben Köpfe hoch, auf insgesamt 129 Iahre ins Zuchthaus gewandert. Hierzu lautet der Ausspruch Vidocqs: „II exi»te äe» iami1!e» 6an» le»qmelle» le crime »e tran»mer 6e ßsueratiou en ßensratiuu, et czui ue parai»»ellt exi»ter c>ue pour prouver !a verits du vieux proverde: „Von «dieu odÄ»8e 6e raee." —" Pietro Acciarito, Mikrocefale, endete wie Passanante im Kriminalirrenhaus von Montelupo; aus seinen großen Augen leuchtete das Flackerfeuer des Wahnsinns: „Mir gebührt der Thron von Italien, der Usurpator hat mich abgesetzt und unter das verlorene Volk gesperrt." Den fremdländischen Besucher empfängt er mit dem Gruß: „Verdammter Barbar! Kommst auch du als gedungener Mörder, um mich umzubringen?"

Der gute Professor Codeluppi schüttelt betrübt den Kopf: „Auch heute ist's nichts mit meinem Mittagessen; ich muß mit meinem Kranken die Suppe und das Gemüse teilen; wenn ich nicht mit ihm esse, rührt er keinen Bissen an."

Nach Acciaritos Verurteilung wurde König Humbert nachdenklich und sagte zu seinem vertrauten Hausminister Ponzio-Vaglia: „Dem dritten Mordanschlag werde ich nicht lebend entgehn."

Der 29. Iuli 1900 war ein glühend heißer Sonntag, an dem ich, zeitig dem Häusermeer vor Mailand entflohen, im Park von Monza Erquickung suchte. Der Turnverein „Mut und Kraft" von Monza gab seinen auswärtigen Gästen ein

Fest; dabei sollte der König zum Schlusse die Preise verteilen. Schwüle Nacht.
Auf dem Turnplatz ein unermeßliches Getöse, viele Betrunkene. Für des Königs
Sicherheit war schlecht gesorgt. Das königliche Gefolge kam mit vierzig Minuten
Verspätung. Dhrenzerreißendes Geschrei. Preisverteilung. Als die Pferde der
königlichen Karosse anzogen, blitzte ein blauer Feuerstrahl auf, dem rasch drei
weitere Schüsse folgten. Nachts 10 Uhr 41 Minuten. Der Mörder trug einen
hellgrauen Filzhut, der augenblicklich im wildesten Tumult verschwand. Um die
Leiche des Patroklus konnte nicht erbitterter gekämpft worden sein als um den
Attentäter, dem die Kleider in Fetzen vom Leibe gerissen wurden, bis ihn ein
königlicher Stallknecht und zwei Carabinieri vom Kampfplatze wegtrugen. Gleich-
zeitig verschwand des Mörders Leibwache im Dunkel der Nacht. Der zweit« Ver-
schworene, Luigi Granotti aus Biella (genannt der „Blonde"), ein gefürchteter
Schütze, ließ am Ausgang des Turnplatzes die eiligst davon fahrende königliche
Karosse ungestört passieren; denn König Humbert war auf der Stelle tot geblieben.
Gaetano Bresci, Seidenweber von Cojano bei Prato in Toscana, 31 Iahre
alt, „mußte" den König erschießen, weil im Mai 1898 der General Bava Beccaris
die Mailänder Erhebung mit blutiger Strenge niedergeworfen habe. Der Racheakt
ist mit kaltblütiger Umsicht ausgeführt worden. In Paterson bei Newyork
kaufte der Anarchist, ein tüchtiger und fleißiger Arbeiter in seinem Fach, um
zwanzig Dollars die vortrefflich gearbeitete Waffe und übte sich solange im
Schießen, bis die Kugel aus seinem Revolver den an einem Seidenfaden auf-
gehängten Ring durchfuhr. Fehlte Bresci, so stand in der Nachhand Granotti
bereit, um das „Werk" zu vollenden. Bresci erwies sich als „Besessener", dienstbar
einer erhabenen Mission" (Autosuggestion); er fühlte sich als „Werkzeug der inter-
nationalen Revolution, die" — so lautete sein Schlußwort auf der Anklagebank
— „innerhalb kurzer Frist meinen Kerker öffnen wird"

Zehn Monate lang wartet der „Apostel der Revolution" in seiner Zelle auf
der Insel S. Stefano darauf, daß der Feuerschein des in Brand gesteckten Gefäng-
nisses ihm als Morgenrot der Freiheit leuchte. Vergebens. Die Genossen rührten
sich nicht. In stummer Verzweiflung hat sich Gaetano Bresci erhängt. —

» « »

In den Iahren 1893 und 1894 lief eine Welle des Hasses wider die Italicner
über alle Arbeitsplätze der Erde: Einer wahren Menschenjagd fielen zahllose
Arbeiter italienischer Herkunft als „Sales Maccaronis" in Aigues-Mortes, als
„Chaibe Tschinke" in Zürich, als „Coltellatores" in Santos und als „Undesirables
wen" in Newyork den erbosten Konkurrenten zum Opfer. Die französischen
Mörder von Aigues-Mortes hatten die Geschworenen unter dem Iubel der Bevöl-
kerung frei gesprochen.

Der „Rächer für dieses himmelschreiende Unrecht" wanderte zu Fuß von Turin
über die Alpen nach Grenoble und stieß am 23. Iuni 1894 zu Lyon dem Präsidenten

Carnot den Dolch in den Unterleib; es war der 21jährige Bäckergeselle Sante
Caserio von Motta-Visconti in der Lombardei.
Hellblondes Haar auf dem wohlgeformten Schädel, mit blauen Augen in dem
offenen Gesicht, zeigte der sanfte Iüngling, der bei den Prozessionen seines Heimat-
dorfes sich regelmäßig in der Rolle des Heiligen Iohannes gefiel, äußerlich keine
Merkmale der Entarteten. Gleichwohl war Caserio schwer belastet. Sein Vater,
Bauer und Fährmann auf dem Tessin, Epileptiker auf pcllagroser Basis seit dem
12. Lebensjahre, war im Iahre 1848 von den bsterreichern als Schmuggler und
Hochverräter verhaftet und zwei Tage und Nächte lang ohne Nahrung in die
Kirche des Heiligen Rochus eingesperrt worden, wo er stündlich die ihm ange-
drohte Hinrichtung durch Erschießen erwartete. Schreckneurose. Von jenem Tage
an werden die Anfälle des Alten häufiger. Zwei Oheime Caserios starben als un-
beilbare Pellagrakranke im Provinzialirrenhause von Mombello. Die Pellagra
ist in Motta-Visconti endemisch. Diese fürchterliche Krankheit wird durch die
fauligen Keime des Mais, der im feuchten Spätwinter oder zu Frühjahrsbeginn
auszuschlagen beginnt, verursacht und ergreift als Intorikation das Zentral-
nervensystem. Maisfladen ohne Salz bilden die Hauptnahrung des lombardischen
Kleinbauern, der dank der harten Erbpachtverträge des Großgrundbesitzertums
übler dran ist als der antike Sklave; denn jener mußte von seinem Herrn unter-
halten werden. Der von der Pellagra geschüttelte Bauer der Brianza fühlt in
seiner graugelben Haut, die wie Fischschuppen abblättert, nicht mehr die Kraft
der Empörung in sich; das Brennen seiner Haut führt vielfach zum Selbstmord
durch Ertränken; die melancholische Depression endigt in Stumpfsinn. Da-
gegen greift der Romagnole mit Messer und Brandfackel zur Gewalttat,
weil er wenigstens am Feiertag Fleisch ißt und Wein trinkt. (6. l'errero.—
O. Ix>mbro«> e lH»eui, il üelitto zmlitieo e le rivolu2loui in rHpport«/ aI
üiritto, aII' antropoloAia «6 lllla »<zieu2a <1i ßoveruo. loriuo.)
Als Knabe will Sante Priester werden und gerät in einen heiligen Zorn,
wenn ein Kamerad einen Apfel vom Baume holt. Mit zwölf Iahren brennt der
bildhübsche Knabe heimlich nach Mailand durch und tritt bei einem Bäckermeister
ein. Mustcrarbeiter, der sich streng des Weines, der Liebelei, des Spieles und
Blaumachens enthält. Mit 17 Iahren überzeugter Anarchist. Wegen Verteilung
aufrührerischer Brandschriften an die Soldaten beim Siegestor verhaftet macht er
auf den Untersuchungsrichter den besten Eindruck: Während nämlich seine Ge-
nossen alles aufs frechste ableugnen, bekennt er frisch und frei seine Tat und kommt
dadurch mit einer Gefängnisstrafe von vier Tagen davon. Der Monoideismus
(die ausschließliche Beschäftigung mit einer einzigen Idee) begünstigt bei seiner
dürftigen Nildung, welche ihm eine vorurteilsfreie Kritik der verschiedenen wirt-
schaftlichen Theorien und Parteien vorenthält, das Versinken in die Lehre von den
Gewaltstreichen und führt den harmlosen Burschen zu der Wahnvorstellung, in dem
fein gebildeten, gerechten und gutherzigen Präsidenten Carnot eine Art Herodes

oder Tiberius vernichten zu müssen. Der Untersuchungsrichter Benoist hat das
erste Verhör mit Caserio in dem kurzen Frage- und Antwortspiel veröffentlicht:
„Caserio, was habt Ihr unserm Präsidenten vorzuwerfen?" — „Er ist ein Tyrann;
darum habe ich ihn getroffen." — „Also seid Ihr ein Anarchist?" — „Iawohl,
und ich bin stolz darauf."
Das epileptische Naturell kommt klar zutage, wenn der Zwanzigjährige, der
zärtlich zu seinen Familienangehörigen und Freunden hält, aufs Kapitel der Politik
gebracht wird; da wird er wild: „Gib acht, wenn ich zur Zeit auch noch nicht
einem Bürgerlichen an die Kehle springe, mein Herz schreit nach Rache, ein Tag
allein wird ausreichen, um fürchterliche Rache zu nehmen." Brief vom
13. Iuli 1893.
Der Untersuchungsrichter läßt den Gefangenen in seiner Zelle die Mordszene
vormachen. Caserio ergreift anstatt des Dolches eine Rolle Papier, sein Kopf
wird mit einem Male rot, seine Augen treten in stierer Wildheit hervor, die
Gesichtszüge verzerren sich ins Grausige, er zittert am ganzen Leib und führt weit
ausholend mit furchtbarer Kraft den Streich. Der Richter Benoist entflieht ent-
seßensvoll mit dem Ausruf: „Vou» Kte» uu mou»tre!" —; der Angeklagte
aber stürzt völlig erschöpft auf sein Lager und verfällt in einen lethargischen
Schlaf. Nach zwei Stunden erwacht der Gefangene mit dumpfem Kopf und
verlangt ein „Glas Rum oder sonst was Stärkendes."
Typischer Anfall psychischer Epilepsie, (louuini, I^e epile»»ie I, pa8.
214 »<,.)
Am 3. August 1894 schreibt Caserio:
„Liebe Mutter!
Ich schreibe Euch diese Zeilen, um Euch meine Verurteilung zur Todes-
strafe mitzuteilen.
Denkt nicht schlecht über mich, liebe Mutter.
Denkt nicht, daß ich (ein böser Mensch) geworden bin, weil ich diese Tat
beging, wenn auch viele sagen werden, daß ich ein Mörder sei oder Übeltäter-
Nein; denn Ihr kennt mein gutes Herz, meine Anhänglichkeit, wann ich
bei Euch war. Nun ich habe auch jetzt noch dasselbe Herz. Ich habe eine Tat
ausgeführt, gerade weil ich diese verruchte Welt nicht mehr sehen wollte . . .
Hunderte vo» Arbeitern suchen Arbeit und können sie nicht finden. Kinder
verlangen Brot von ihren Eltern, die es ihnen nicht geben können.
Oftmals weinte ich, wenn ich sah, wie unsere Nichte mit ihren acht Iahren
fünfzehn Stunden lang arbeiten mußte, um 20 Centesimi zu verdienen, und
wenn ich sehen mußte, wie viele Bauern frieren, hungern und an der Pellagra
sterben . . . dabei sind die Verkaufsläden voll der schönsten Kleider, und die
Herrenleute schwimmen in Üppigkeit und Nichtstun . . .
«Mit riesengroßer Schrift) Vwiva l'^iuzrebia!" ^sMaKroßra2a b^»teriea)

Am 16. August 1894 fiel Caserios Kopf unterm Messer der Guillotine; das Gnadengesuch von Mme Carnot war aus Gründen des Staatswohls abschlägig beschieden worden.

Merkwürdiges Schicksal! Iahrhundertelang sang die Iungmannschaft der Hellenen das Lied zu Ehren von Harmodios und Aristogeiton, der Peisistratiden-mörder. Heute hört man in den Schwefelminen Siziliens wie auf den Reisfeldern des Potales, in den Tunnels der Schweiz wie auf den Bauplätzen Chicagos und auf den Weidetriften Argentiniens das „Lied von Caserio", der vom Schafott den letzten Gruß der Mutter sendet.

Der italienische Arbeiter feiert in dem Anarchisten Caserio, der aus „Menschenliebe" einen Unschuldigen gemordet, den Rächer der für alle hals-brecherischen Unternehmungen begehrten, schnöde ausgebeuteten und mißhandelten Arbeitskraft seines Landes in der Fremde. —

Am Sonntag, den 10. September 1898 wurde die Bevölkerung von Genf in tiefe Bestürzung versetzt: Ihr Gast, die Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn, die seit der Schreckensnacht von Meyerling an Schlaflosigkeit, Angstgefühlen und unstillbarem Wandertrieb litt, war mit einer zugespitzten Feile durchs Herz gestoßen worden. Der Mörder Luigi Luccheni aus Lausanne bekannte, daß er seit acht Tagen dem Herzog Louis Philippe Robert von Drlsans, dem Bruder der Königin Marie Amslie von Portugal und der Herzogin Helene von Aosta auflauerte, um jenem „intriguanten Nichtstuer den Garaus zu machen." Warum sich der Unhold an der unglücklichen Kaiserin vergriff, konnte nicht ermittelt werden-

Der berühmte Irrenarzt Auguste Forel gab das Gutachten ab, daß der Ver-brecher ein Degenerierter sei, der aus eitlem Nachahmungstrieb sich den Anarchisten Ravachol, Henry, Vaillant, Angiolillo zugesellen wollte. Herostra-tischer Größenwahn. Luccheni hat aus der Untersuchungszelle heraus an den Präsidenten der Eidgenossenschaft die Bitte um Überführung nach Luzern gerichtet, „um in Luzern die Ehre des Schafotts zu erlangen, die ihm in dem verfluchten Kanton Genf mit seiner rückständigen Gesetzgebung versagt sei."

Geboren am 23. April 1873 zu Paris als unehelicher Sohn der Dienstmagd Luigia Luccheni aus Borgo San Donnino kam das Kind 1874 in das Findelhaus nach Parma, das ihn später den Eheleuten Carlo und Luigia Nicasi von Varano zur Pflege gab. Als Zehnjähriger wurde der schlecht genährte Knabe auf die Land-straße gestellt mit der Mahnung: „Sorg für dich selber!" Sein Verteidiger Dr. Moriaud hob vor den Genfer Geschworenen den Mangel jeder sittlichen Er-ziehung und das soziale Elend hervor, die in Italien, der Heimat der römischen Kirche, herrschen.

Nach dem Urteil vom 10. November 1898 ist durch die Erhebungen der schweizerischen, französischen und italienischen Behörden und Irrenärzte über dic

„Degeneration" dieses Attentäters volles Licht verbreitet worden. Der Mörder
Ihrer Apostolischen Majestät der Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn war der
natürliche Sohn eines durch Trunksucht heruntergekommenen katholischen Priesters.
Als Nachkomme eines unverbesserlichen Säufers im schwersten und letzten Sta-
dium sl'Hrauoia aleouolie«, ballucinatorik) überkam Luccheni von dem unnatür-
lichen Vater, der sein Kind ins Findclhaus schickte, die tube» lierLäitllriu, als
einzige Erbschaft. Söhne verkommener Alkoholisten müssen trinken. L<5grain,
Ntuse »ur le» poi»on» <le 1'iutc'!Ii8«nce 1892: „Degenerierte erzeugen
Trinker, und Trinker erzeugen Epileptiker, unverbesserliche Taugenichtse und
gewalttätige Trunkenbolde. Daraus folgt die häßlichste Mischung körperlicher und
geistiger Degeneration: Dirnen und Diebe, Zuhälter und Totschläger, Blödsinnige
und Epileptiker erfreuen sich für ihre Laster eines einzigen Ahnherrn: er heißt
Alkohol." Bei dem geistig ganz minderwertigen Luccheni entwickelte sich früh-
zeitig neben der Sucht des eitlen Aufspielens die brutale Impulsivität. Im zu-
fälligen Zusammenstoß des unwissenden und rohen Priesterbastards mit der feinen
Dame auf dem Kaiserthron, dem schönsten, geistvollsten und gütigsten Menschen-
gebilde aus dem uralten Hause der Wittelsbacher, liegt ein Moment hoher Tragik.

Otto Corbach:
Soziale Note in „freien" Berufsarten.

Im Iahre 1879 wurde bei uns die Advokatur freigegeben und damit ein
goldenes Zeitalter für den Stand der Rechtsanwälte eröffnet. Heute gibt es in
der Anwaltschaft eine starke Bewegung, die die alte Geschlossenheit der Advokatur
wieder herstellen will. Der übermäßige und unaufhaltsam anschwellende Andrang
zum Anwaltsbernf soll dahin geführt haben, daß die Freiheit des Wettbewerbes
nicht mehr den Tüchtigen nach oben bringt, sondern den Grundsatzlosen, der dort
um so verderblicher wirke, je reicher er begabt sei. Zugleich würde das wirtschaft-
liche Niveau des ganzen Standes durch die übermäßige Konkurrenz herunter-
gezerrt. Bezeichnenderweise erscholl der Ruf nach einer Wiedereinführung des
numeru» cluu»u» zuerst bei denen, die 1905 den wirtschaftlichen Verband deutscher
Rechtsanwälte ins Leben riefen, weil der deutsche Anwaltverein unter Führung
der geschlossenen Anwaltschaft des Reichsgerichts die Fühlung mit der großen
Masse der Anwaltschaft verloren hatte und der immer schwieriger sich gestaltenden
wirtschaftlichen Lage der Anwaltschaft vcrständ'iis- und teilnahmlos gegenüber
zu stehen schien. Im Iahre 1910 konnte es auf dem Iahrestage des deutschen
Anwaltvereins vom Vorstande noch abgelehnt werden, den uum«lu« c-wuuu» auf

die Tagesordnung zu setzen; 1911 entspann sich darüber auf dem Würzburger Anwaltstage schon eine außerordentlich hitzige Debatte und bei der Abstimmung wurden 244 von 619 Stimmen dafür abgegeben. Vielleicht werden einige Iahre genügen, damit die Anhänger der Geschlossenheit der Advokatur eine erdrückende Mehrheit erlangen.

Bis 1869 war die Ausübung des ärztlichen Berufes in Preußen an die Erteilung einer besonderen Konzession geknüpft wie heute noch die des Apothekerberufes. Es herrschte keine unbeschränkte Freiheit in der Wahl des Niederlassungsortes, dafür hatte der Arzt am Ort der Konzession das Monopol der ärztlichen Behandlung; denn es bestanden gleichzeitig strenge Kurpfuschereigesetze. Dann wurde der Kurierzwang aufgehoben, gleichzeitig fiel das ärztliche Monopol der Behandlung und die strengen Kurpfuschereigesetze wurden aufgehoben. Ietzt wollen die Ärzte wieder strenge Kurpfuschereigesetze erlassen wissen, womit sie schon einigen Erfolg hatten, und in ihren Fachzeitschriften werden immer häufiger die verschwundenen Zustände zurückersehnt. So schrieb z. B. die Deutsche Ärztezeitung unlängst: „Um dem ärztlichen Stand wirklich radikal zu helfen, müßte die ärztliche Gewerkschaft die Abkehr vom wirtschaftlichen Liberalismus, die Rückkehr zum Kurierzwang einerseits, zur ärztlichen Monopolisierung andererseits auf ihr Programm schreiben"; dafür verlangt sie zum mindesten „die Durchführung des Prinzips der kontingentierten freien Ärztewahl durch Vertrag zwischen Kassenvcrband und ärztlichem Verband für jede Stadt und die Vereinbarung des uumeru» elau«u« für alle Landgemeinden".

Die wirtschaftliche Lage des Ärzte- wie Anwaltstandes wird außer durch den starken Zudrang durch Bestrebungen verschlechtert, die Sicherheit der Gesundheits- oder der Rechtsverhältnisse der Volksglieder auf natürliche Weise zu fördern. Der Arzt oder der Rechtsanwalt wird entbehrlicher, je hygienischer oder friedlicher der einzelne im Volksverbande leben lernt. Der moderne Kulturmensch lebt länger und wird seltener krank als sein Vorfahre im Mittelalter, weil ihn Volksaufklärung und Technik in den Stand setzen, Krankheiten wirksamer vorzubeugen. Zugleich verliert die Arzneiwissenschaft immer mehr ihren ursprünglichen Charakter als Geheimlehre. Mancher ungelehrte Heilkundige heilt mit Erfolg, während auch mancher nebenbei lernt, in vielen Fällen sein eigener Arzt zu sein. Ähnliches vollzieht sich auf dem Gebiete des Rechtslebene. Der junge Verein für „Recht und Wirtschaft" glaubt, die Häufigkeit der Prozesse durch Volksaufklärung um die Hälfte verringern zu können. Berufevereine erzielen durch die Übernahme der Prozeßangelegenheitcn ihrer Mitglieder deren Einschränkung wie Verbilligung, während immer mehr Streitigkeiten, die früher ohne Iuristen nicht zu erledigen iraren, von Laien unter sich geschlichtet werden.

Für Ärzte wie Rechtsanwälte ist der ursprüngliche staatliche Gewerbeschutz, der aufs neue erstrebt wird, nie ganz aufgehoben gewesen. Der Staat schützte immer die Standesbezeichnungen „Arzt" und „Rechtsanwalt" und er hat sich der

Standesinteressen der Ärzte und Rechtsanwälte noch besonders durch die Errichtung von Arzte- und Anwaltskammern angenommen. Für die Anwälte wirkte ferner nach ihrer Befreiung von behördlicher Vormundschaft der Anwaltszwang als Schutz gegen Winkelkonsulenten bis heute fort. Kein Wunder, wenn ein Stand wie der der privaten Architekten, der gleichfalls anfängt freiheitsmüde zu sein, froh wäre, wenn er erst den staatlichen Schutz erlangt hätte, den Ärzte und Rechtsanwälte genießen. „Es ist nicht folgerichtig," sagt Baurat Kramer, in der Zeitschrift „Der Profanbau", „daß der Staat durch technische Hoch- und Mittelschulen Techniker in verschiedenen Graden schaffen läßt, um sie in der Praris alle als gleichwertig zu behandeln, ja mit dem u n gelernten Bauunternehmertum auf eine Stufe zu stellen. Dem wirtschaftlichen Kampf kann dic Siebung allein nicht überlassen werden. In diesem wird der Hochschultechniker dem Mittelschultechniker und werden beide dem ungeschulten Unternehmer gegenüber stets im Nachteile sein, müssen sie doch für ihre Schulung aufgewendetes Kapital wieder aus sich herauswirtschaften, während der ungelernte Unternehmer mit dem Kapital seines Bauherrn, wenn nicht mit dem Leben und der Gesundheit der Arbeiter Erfahrungen in sich hineinwirtschaftet. Statt der Schwingen gibt so die Schulung dem Techniker weit eher ein Bleigewicht mit in den Lebenskampf, und die erheblichen Kosten, die für die Heranbildung des Technikerstandes von Staatswegen ständig verausgabt werden, erscheinen teilweise nutzlos aufgewendet, solange der Gelernte nicht ein Betätigungsfeld findet, von dem der Ungelernte ausgeschlossen, und solange nicht weiterhin für die Gelernten das Betätigungsfeld dem Bildungsgrad entsprechend abgesteckt ist."

Baurat Kramer erstrebt gesetzliche Bestimmungen, nach denen erstens alle der baupolizeilichen Genehmigung bedürfenden Bauten nur von Technikern mit abgeschlossener technischer Bildung und zweitens bestimmte Bauten, deren technische Ausführung ein höheres Maß technischer Bildung voraussetzen, nur von Technikern mit abgeschlossener Hochschulblidung bei der Baupolizeibehörde beantragt, von ihr vertreten und in der Ausführung geleitet werden könnten, während die Hervorbringung baukünstlerischer Entwürfe als Ausfluß künstlerischen Innenlebens nach wie vor für jedermann frei sein solle. Die verschiedenen Arten der Vaukünstler sollen gesetzlich geschützte Berufsbezeichnungen erhalten.

Es ist merkwürdig, wie sehr sich die Notschreie gleichen, die die gleichen sozialen Nöte den verschiedensten freien Berufsarten entlocken. „Das freie Spiel der Kräfte", liest man in der „Deutschen Ärztezeitung" in einem Aufsatz von vr. med. Vimarius, „der Kampf aller gegen alle, die schrankenlose Konkurrenz, kurz all die gepriesenen Vorzüge des wirtschaftlichen Liberalismus mögen bei Wollwaren- und Steinkohlenproduktion eine gewisse Berechtigung haben; sobald dieser Wirtschaftsliberalismus aber zur Erschütterung aller bisher stabilen wirtschaftlichen Verhältnisse führt und auch die künstlerische, wissenschaftliche und geistige Produktion in sein Bereich zieht, dann wird er zum Todfeind jeder höheren Kultur." Der

gleichen Empfindung entspringen offenbar auch folgende Sätze Baurat Kramers:
„Die Gewerbefreiheit mag bei den Händlern, allenfalls noch bei dem Handwerker,
einen Sinn haben, bei denen man ein fertiges Werk erwirbt, bei denen also jeder
sein Interesse selbst wahrnehmen kann. Qb und wie er dies tut, ist dabei gleich-
gültig . . . Gewiß kann dem nicht beamteten Techniker der Lebenskampf an sich
ebensowenig erspart werden, wie den andern Berufen, es muß aber möglich sein,
zu verhüten, daß das private Bauwesen der Tummelplatz eines großen Heeres
technisch ungeschulter Kräfte und oft auch wirtschaftlich skrupelloser Elemente ist."
Wenn nun aber der Staat sich nicht dazu hergibt, die Standesinteressen von
Ärzten, Rechtsanwälten, Architekten usw. in dem Umfange zu schützen, wie es von
den Beteiligten mit der Zeit gewünscht werden mag, oder wenn sich der gewährte
Staatsschutz als praktisch unwirksam erweist, dann bleibt nur Selbsthilfe übrig.
Daß der Heilungsuchende, Rechtsuchende, Bauberatungsuchende in Wirklichkeit
nicht, um seine wahren Interessen wahrzunehmen, in dem Maße behördlicher Vor-
mundschaft bedarf, wie es die über den Wettbewerb von Pfuschern klagendeu
Ärzte, Rechtsanwälte, Architekten glauben machen möchten, weiß jeder, der der
Wirklichkeit unvoreingenommen gegenüber steht. Den gebildeten Architekten im
besonderen fehlt es nicht an mächtigen privaten Verbündeten im Kampfe gegen die
Verunstaltung der Heimat durch häßliche, lieblose Baugebilde. Es sei nur an die
Heimatschutzbewegung, die Raumkunstbestrebungen des deutschen Werkbundes, die
Gartenstadtbewegung und ähnliche Bestrebungen erinnert. Soweit den-
noch die Konkurrenz eines ungeschulten Unternehmertums zu fürchten
bleibt, liegt die Schuld gewiß nicht größtenteils an den Bauberatungsuchendeu,
sondern an dem „Bleigewicht", welches nach Baurat Kramer das
für die Schulung der gelernten Techniker aufgewendete Kapital be-
deutet. In Frankreich gibt es längst Gewerkschaften von Angehörigen
akademischer Berufe, die vom Staate alle Einrichtungen (Schulen),
Mittel und Befugnisse für die Ausbildung eines Nachwuchses ausgeliefert haben
wollen, wie sozialistische Handarbeiter die Produktionsmittel, über die heute die
Unternehmer oder der „Klassenstaat" verfügt. Wer kann wissen, ob sich auch
nicht bei uns einst solche revolutionär-syndikalistischen Neigungen in den Berufen
selbst akademisch Gebildeter entwickeln.
Während Ärzte, Rechtsanwälte, Architekten immerhin noch hoffen können,
daß der Staat ihnen beispringen wird, sind die „freien" Schriftsteller in ihren
sozialen Nöten von vornherein ganz auf Selbsthilfe angewiesen. Der geistigste
Beruf ist zugleich derjenige, der am erbarmungslosesten den Gesetzen freiesten und
skrupellosesten Wettbewerbs preisgegeben ist. Unter den freien Schriftstellern
besteht auch gar kein Wunsch nach irgendwelcher äußeren Hilfe für eine Korrektion
der Wertung ihrer Arbeitöerzeugnisse auf deren Absatzmärkten durch das Spiel von
Angebot und Nachfrage. Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller", dem die
glänzendsten Vertreter deutscher Literatur angehören, hat kürzlich eine

Schrift herausgegeben, die den bezeichnenden Titel „Literatur als Ware"
führt, worin mit brutaler Offenheit gefordert wird, daß sich der freie
Schriftsteller mit den Gesetzen abfinde, die nun einmal für die Preisbildung maß-
gebend sind. Erhofft wird eine ökonomische Hebung des ganzen Standes nur von
einer streng gewerkschaftlichen Organisation, mit einer Geschäftsstelle, einem
besoldeten Geschäftsleiter und einem besoldeten Syndikus unter „Ausschaltung
alles Vereinscharakters und alles Gefühlsmäßigen in der Behandlung der Schutz-
verbandsangelegenheiten, die rein nach wirtschaftlichen und unsern Rechtsverhält-
nissen entsprechenden Grundsätzen ohne Ansehen der Opportunität durchgeführt
werden müssen."

Wilhelm Vloem:

Die Kinematographie und das Grammophon im Dienste der Naturwissenschaft.

Wer hinauswandert in Flur und Feld mit offenem Blick, mit tiefem Empfin-
den, den fesseln die Geschöpfe Gottes, die Lebewesen groß und klein. Man wird
nicht müde im Beobachten und im Belauschen. Iedes Tier in seiner Art verlangt
ein besonderes Studium seiner Eristenz, seiner Lebensweise und Lebensart.
Berufene Naturforscher skizzierten in Worten treffend jede Bewegung; talent-
volle Maler hielten die Tiere im Bilde fest; es entstanden hochinteressante Natur-
kundenwerke, die belehrend und aufklärend bei Iung und Alt ihr Bestes angestrebt
und erreicht haben. Und dennoch sind diese Werke erst ein naturwissenschaftliches
Fundament, eine feste Grundlage zum stolzen Aufbau der Vollkommenheit. Das
Leben verkörpert das Wort, die Gestalt zeigt das Bild, von Künstlerhand ent-
worfen. Es fehlt dennoch im Wort „Naturkunde" eine kleine, wichtige Silbe und
die heißt: „ur". Natur u r kunden sollen geschaffen werden! Da half die fort-
geschrittene Technik auf photographischem Gebiet in erster Linie. Professor
Schillings war der bahnbrechende Mann, der mit Blitzlicht sogar das unsern
Augen verborgene Nachtleben der Tiere auf die photographische Platte bannte.
An die Stelle der von der Auffassung und dem Können der betreffenden Maler
oder Zeichner abhängigen Tierbilder traten Photographien, Urkunden.
Viele Forscher, Iäger und Naturfreunde nahmen den Konkurrenzkampf auf,
um immer noch bessere, vollkommenere Ergebnisse für die Wissenschaft zu erzielen,
unter Aufwendung von Zeit, Mühen und Opfern pekuniärer und körperlicher Art.
Man ist einen Schritt weitergekommen znr Vollendung des Endziels, eines natur-
urkundlichen Archivs. Das leblose Bild bekommt Bewegung, die Kinematographie,

eventuell die farbige, tritt in Tätigkeit und zeigt vor Augen, was bisher Worte der Beschreibung vergegenwärtigten. Es fehlen nur noch die Tierlaute, die Tiersprache, deren Aufnahme und Wiedergabe mit Hilfe des Grammophons zu erreichen ist, und der Schlußstein des naturkundlichen Archivs wäre gesetzt.
Eine große Lücke bis dahin ist noch auszufüllen, eine gewaltige Arbeit noch zu leisten, um den wertvollen Schatz der Natur gesichert zu sehen für spätere Zeiten und Geschlechter. Vor Iahren, als ich das erste Mal hinaus zog nach Afrika, dem Lande meiner Sehnsucht aus der Kinderzeit, nahm auch ich mir vor als Naturfreund und Iäger photographisch festzuhalten, was nur möglich war. Ich lernte das Wild im dichten Urwald, auf lichten Steppen, in zerklüfteten Felsenpartien kennen und beobachten. Durst, Hunger, Hitze, Kälte und Strapazen ertrug ich gerne, die Leidenschaft der Iagd, die Freude am Lebewesen, der Drang nach Neuem und Interessantem trieben mich vorwärts. Ich kam auf meine Rechnung voll und ganz. Meine schönsten Erinnerungen knüpfen sich an meine afrikanische Zeit. Ich faßte den Entschluß, mit aufbauen zu helfen am naturkundlichem Werk, mein Material der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen und aufklärend mitzuwirken.
Nach meiner ersten Rückkehr aus Afrika im Iahre 1906 versuchte ich meinen Gedanken, kinematographisch die Tiere im Bilde festzuhalten, zu verwirklichen, doch scheiterte die Ausführung des Planes an dem mangelnden Interesse, an der Unvollkommenheit der Apparate und an der pekuniären Unterstützung. Verbittert kehrte ich zurück und begnügte mich mit den Vorstudien zur Kinematographie, indem ich z. B. eine Nilpferdherde beobachtend, dieselbe, analog des kinematographischen Apparats, mit dem Stativapparat 13X18 ohne Teleansatz auf zirka 20 Schritt in verschiedenen, charakteristischen Stellungen auf die Platte bannte und auf diese Weise eine Serie Urkunden schuf, die bis jetzt noch nicht übertroffen wurde. Es wäre ebenso eine Leichtigkeit gewesen, an Stelle des Stativapparats einen Kinematographen zu bedienen. Mit diesem Film wäre nicht nur eine hochinteressante Beobachtung lebend festgehalten worden, sondern auch vom pekuniären Standpunkt wären die Erpeditionsunkosten gedeckt gewesen. Auch eine Elefantenaufnahme möchte ich erwähnen, die ich auf wenige Meter, von einem Termitenhügel aus, in dem Augenblick machte, als der Elefant sichernd die Ohren breit stellt und den Rüssel hochheben will. Wenige Sekunden später hatte er den Rüssel, seine gefürchtetste Waffe, erhoben, und während ich schleunigst mich in Sicherheit brachte, machte der Elefant kehrt und tat dasselbe. — Eine verkleinerte Abbildung der Aufnahme lege ich hiermit den geehrten Lesern vor. Wenn man heute die Interessen auf dem kinematographischeu Gebiet gegen 1906 vergleicht, so wird mir jeder zugeben müssen, daß mein etwaiger Nilpferd-Film eine kleine Weltreise angetreten hätte, von klingendem Erfolg begleitet.
Mit einem eigenartigen Empfinden besuchte ich öfters im vorigen Iahr die Urania in Berlin, als Herr Professor Dr. L. Heck seinen hochinteressanten Vortrag hielt, der die kinematographischen Tieranfnahmen des Engländers Kearton er-

läuterte. Unwillkürlich beschlich mich ein gewisser Neid, und ich konnte nicht umhin, zu äußern: „Dasselbe, was ich vor Iahren angestrebt, muß uns Deutschen erst ein Engländer vormachen!" Vielleicht war es gut so, um des Ansporns willen. Wir haben selber Männer, unser naturwissenschaftliches Material zu vervollkommnen, und wäre diese Scharte wieder auszuwetzen! Ein aufgestellter Anfang muß übertrumpft und ausgebaut werden! Noch ist es Zeit, wenn auch die höchste! Welchen Anklang derartige Naturkunden heute finden, das bewies mir der Erfolg auf der Geweihausstellung 1912, wo ich einige meiner kolorierten Tierphotographien ausgelegt hatte, die ich wohlweislich jahrelang zurückgehalten hatte, um vollem Verständnis zur rechten Zeit zu begegnen. Ich hatte die hohe Ehre, daß sowohl Se. Majestät der Kaiser sich meine Arbeiten ansah, als auch daß Se. Majestät der König von Sachsen mich in ein langes Gespräch zog. Ganz besonderes Interesse brachte Se. Kaiserliche Hoheit unser Kronprinz den Natururkunden und meinem projektierten, ausführlich geschilderten Plan entgegen.

Noch fehlen die Mittel, das Betriebskapital, das meines Erachtens nicht mehr schwer zu erlangen ist, zu einer kinematographisch-grammophonischen Erpedition, die ich selber auf Grund langjähriger Erfahrung großzügig auszuführen gedenke. Die Ausbeute soll dem deutschen Volk zugängig gemacht und dem naturwissenschaftlichen Archiv einverleibt werden.

Dr. l6l. nat. 6t pol. M. Ernst:

Pathologisch oder Kriminell?[1]

Pathologisch oder kriminell, tbat i» tke <zue«tiou, die seit der Iahrhundertwende die berufensten Vertreter zweier Fakultäten nicht mehr zur Ruhe kommen läßt. Wo früher, und es sind kaum fünfzehn Iahre darüber verflossen, Staatsanwalt und Richter die Alleinherrschaft ausübten, sehen wir mit innigster Verwunderung den Arzt immer lebhafteren Anteil in der Strafrechtspflege gewinnen. Sonderbar, denn die Gesetzgebung hat seitdem keine Änderungen gebracht; erst die Zukunft soll sie bringen. Man behilft sich mit dem geltenden Recht, und offengestanden wird ein Beschuldigter „bei richtiger Anwendung der gesetzlichen Vorschriften vor ungerechter Verurteilung bewahrt" bleiben. Darauf weist der Bearbeiter und Kommentator der Strafprozeßordnung Hellweg mit besonderem Nach-

[1] Der Verfasse« (Pseudonym) '^stellt uns das Schlußessay seines'demnächst in Leipzig erscheinenden Vuche«: „18 Cssay« über da« Elend" unter gleichem Titel zum Vorabdruck zur Verfügung.

druck hin. Bis zu Anfang der siebziger Iahre des vorigen Iahrhunderts lag das Rechtsleben des deutschen Volkes gleich seinem Wirtschaftsleben im Halbschlummer. Die unmittelbar nach dem siegreichen Kriege des Iahres 1870/71 ungestüm einsetzende Spekulation in der Richtung des plötzlich erwachenden Industrialismus steigerte die Rechtsbedürfnisse im Volke von der untersten bis zur obersten Schicht und heischte erhöhten Rechtsschutz. Der Zudrang zum juristischen Studium nahm je länger desto ärger überhand. Iuristisch denken, d. h. die Kunst der Gesetzesauslegung und -deutung war für die philosophisch veranlagte junge Nation Bismarcks terra in^ossnitn. Ihr Rechtsbewußtsein lag noch in der tiefsten Hypnose. Der Iurist charakterisierte sich selbstverständlich als Anhänger der historischen Schule und führte die seinem Räsonnement anvertrauten Lämmer, straffer als die pietistischsten Kanzelprediger, am Gängelbande. Es muß erfahrungsgemäß bestritten werden, daß die Vertreter unserer Straf- und Zivilrechtspflege vor 40 Iahren schon den sittlichen Höhepunkt erreicht hatten, den sie unter der ständigen Kontrolle der Parlamente gegenwärtig zu erstreben sich befleißigen müssen. Man werfe einen flüchtigen Blick in die Universitätsarchive und alle Zweifel sind behoben. Muß auch auf Konto „Übermut" viel abgesetzt werden, viel bleibt noch, was den Vergangenheitsjuristen im trübsten Lichte erscheinen läßt. Solche Leute waren durchaus nicht gewillt, Fremde, die sie schon während ihrer Studentenzeit als blödsinnigen Plebs behandeln gelernt hatten, in ihre Mysterien einzuweihen. Sie sahen das Verfahren immer als ein dui» l.-Io» au, auch wenn die Pforten sperrangelweit offenstanden. Rechtsbewußtsein in ihrem Sinne kannten nur sie.

Da trat eine Wendung zum Bessern ein. Die freie Advokatur hat in allererster Linie dazu beigetragen, daß im Volke das verlorengegangene Rechtsbcwüßtscin wieder geweckt ward. Leider aber hat sie ebenso zu einer förmlichen Hetzjagd der Parteien gegeneinander geführt. Das sogenannte Publikum ist bar jeglicher versöhnlichen Gesinnung; es sucht Recht, wo absolut kcins zu finden ist; es rennt von einem Anwalt zum andern und alle rennen, bis sich die Gemüter erhitzt, und zum Schlusse Staatsanwalt und Strafrichter das Wort haben.

Kriminalität ist ein Kunstgewächs. Sic läßt keinen Rückschluß auf verbrecherische Naturanlage zu. Verbrechertum aus Neigung und Straffälligkeit auf gesetzlicher Grundlage oder in gesetzlicher Voraussetznng sind zwei ganz verschiedene Dinge. Der juristische Mitarbeiter der besten aller großen Enzyklopädien, „Meyers Konversationslerikon", führt unter dem Stichwort Kriminalität aus, daß nicht einmal alle Kapitalverbrechen auf verbrecherische Instinkte des Täters hindeuten*). Es ist dem juristischen Schematismus zuzuschreiben, daß keine feineren

') Vgl. Tanon, oberster Staatsgerichtshofspräsident zu Paris (1905), 1^' Evolution 6u droit et I» conscienos »ooi»!«; Rochestamme, Sozial« Irrungen (1907). Privatdoz. Dr. Landry, Paris, 1^3 re8pon8»billts z>6n»>s 6gr>8 I» doetrML uUütgirs, pgss, I9N; Paris 1902.

Im Urwald.
phÂ«t, W. VIoem,

Unterschiede gemacht werden. Daher wendet sich die neuere Richtung zuvörderst gegen die Begriffsjustiz. Der Dresdener Staatsanwalt I>r. Erich Wulffen hat hierin bahnbrechend gewirkt. Ungeachtet des Beifalls aus urteilsfähigen Kreisen, steht ihm das juristische Kollegium, wenn nicht ausgesprochen feindlich, so doch verneinend gegenüber. Nach seinen Anschauungen ist ein Mensch im Erwerbsleben mit täglicher Kündigung jeden Augenblick von neuem der Gefahr ausgesetzt, straffällig zu werden; die ihm zudem meist unbekannten Strafgesetze bilden dagegen kein schützendes Bollwerk; denn der Hunger ist stärker als der Wille. Der Mensch hat die Pflicht zu leben und sei es auf die Gefahr seiner persönlichen Freiheit. Es ist eine irrige Auffassung, den Anwalt des Staates auf jeden Fall mit dem Ankläger gegen den Rechtsbrecher zu identifizieren; er muß vielmehr dessen Verteidiger sein, wenn die Verhältnisse den Rechtsbruch verschuldeten und eine Zwangslage schufen. Soweit Staatsanwalt Wulffen.

Er steht auf scharf abgegrenztem juristischen Boden, aber er tritt für psychologische Vertiefung in der Strafrechtspflege mit größter Entschiedenheit ein. In seinen theoretischen Anschauungen wird nirgends das Pathologische mit dem rein Kriminellen verquickt. Wulffen bleibt Iurist. Aber er ist nicht wie Birkemeyer-München ein Sühnejurist, nicht einer, dem die Vergeltung Zweck im Strafrecht ist (Hegelianismus im Recht), sondern die Idee der sittlichenWiedergeburt des Straffälligen.

Er ist damit nicht unbedingt ein Anhänger der Franz v. Lißzt'schen Schule, deren Lehre eine viel zu große Schwenkung vom Abstrakt-juristischen ins Medizinische wagt.

Im Iahre 1909 verfielen annähernd 550 000 Zivilpersonen strafrechtlichen Verurteilungen wegen gemeingefährlicher Vergehen und Verbrechen, von denen wiederum beinahe die Hälfte vorbestraft und 10 Prozent Kinder waren. Außerdem wies die Militärgerichtsbarkeit 16 179 rechtskräftige Verurteilungen nach. Wegen der letzteren hat sich noch kein Strafrechtsleher den Kopf zerbrochen; ihnen gegenüber stehen sie genau noch so gleichgültig wie sie der bürgerlichen Kriminalität vor 15 Iahren gegenüberstanden. Die Gesamtziffer der Straffälligen erreicht indes genauesten Erhebungen zufolge rund eineinhalb Million. Diese ungeheuer riesenhafte Zahl der Personen, welche alljährlich mit den Strafgesetzen für Verbrechen, Vergehen oder bloße Übertretungen in Konflikt geraten, hat mit Ungestüm das Gewissen der bürgerlichen Gesellschaft aufgerüttelt. Die tiefste Besorgnis rief das Heer der Vorbestraften hervor. Vor allem ihrer nahm sich die Medizin an. Der 8 81 der St.-P.-O. ermöglicht dem Psychiater auf Antrag einen Einsprung in das Strafverfahren zur Erörterung über den § 51 des St.-G.-B., ob der Beschuldigte zur Zeit der Begehung der Tat im Vollbesitze seiner freien Willensbestimmung gewesen sei*). Das häufiger

') Ferel, über Zurechnunfiifähiglei», ILO?; Prof, vr Hoche. übe, l 51 St.G.B. im Vergleiche mit dem internationalen Strafrecht.

werdende Zurückgreifen auf die Gesetzesparagraphen über die uioral in»auit)' ist wohl fast ausschließlich vonseiten der Verteidigung angeregt worden: Staatsanwalt und Gerichtshof, denen die historische Schule bis in unsere Tage hinein ein Vorbild ohnegleichen dünkt, verhielten sich in 98 v. H. Fällen strikte abweisend. Es hat sehr langer Zeit bedurft, ehe die Vertreter unserer Strafrechtspflegc zu der Einsicht kamen: re» optima e»t uou extirpare »eelerllto» »«ä »celera (8)r. 804). Die historische Schule lehrte ja, daß das Verbrechertum nur auszurotten sei durch Unschädlichmachen des Verbrechers. Er müsse geschwächt werden an seiner physischen Lebenskraft. (Mittelstädt bei den Beratungen zur St.-P.-D. Motive.) Das Irrenhaus schien diesen Menschen ein paradiesischer Aufenthalt, ein Eldorado, in welchem Sünden nicht gebüßt werden können. Gewiß, mag es damals sehr wenige Amtsjuristen gegeben haben, die sich in Irrenhäusern umgesehen, um sich zu informieren, um einzusehen, daß es mindestens gleichgültig ist, wo die Absperrung des Straffälligen vollzogen werde.

D i e Erleuchtung ist ihnen endlich doch gekommen: Gesetzesbrecher seit ihrem 12. Lebensjahre, nicht einmal würdig im Kriegsfalle zu Kanonenfutter verarbeite» zu werden, Menschenkinder, die seit ihrer zartesten Kindheit des Lebens warmen Sonnenstrahl im elterlichen Hause nie verspürt, sie scheinen nun ausgereift, im Tollhaus ihr Iammerdasein zu beschließen, aber erst, nachdem sie 30, nein 100 Mal dem Strafrichter Rechenschaft ablegen mußten, nachdem ihnen in düsteren Zuchthäusern der letzte Rest an Lebenskraft zur Erwerbsfähigkeit inmitten der bürgerlichen Gesellschaft geraubt worden war! Und kein Staatsanwalt, kein Landrichter wendet mehr dagegen etwas ein: sie haben sich überzeugt, daß es an sich gleichgültig ist, wo der Straffällige, der nach ihrer eigenen Eregese eigentlich gar kein Verbrecher ist, büßt. So ist es dahin gebracht worden, daß die Zahl der Irrenhausinsassen gegenwärtig auf 300 000 gestiegen ist, während sie vor 30 Iahren noch nicht 45 000 betrug. In den letzten 10 Iahren allein hat sich diese Zahl verdoppelt. Von offiziöser Seite wird zwar das unheimliche Anschwellen der Geisteskrankheiten mit dem sich fortwährend steigernden Aufwand an Nervenkraft im Kampfe ums tägliche Brot und ferner damit erklärt, daß im Publikum Furcht und Grauen vor dem Irrenhaus geschwunden sei. Das aber ist eitel Heuchelei. Das Grauen vor irrenärztlicher Einsperrung enstiert noch, trotzdem die Zwangsjacke verschwunden ist. Indes, an ihre Stelle ist das heiße Dauerbad gegen die sogenannten Unruhigen, die sich zumeist aus Vorbestraften rekrutieren, getreten.

Professor Nr. Förster stellt sich auf einen wesentlichen anderen Standpunkt; er bestreitet die geistige Alienation infolge nervöser Überanstrengung im Erwerbsleben, namentlich geistiger Art. Ein organisch gesundes Gehirn kann auf diesem Wege nicht paralytisch werden; es können selbst schwere Erregungszustände auftauchen, immer aber wird das an sich gesunde Denkorgan erakt funktionieren: Denken und Urteilen sind intakt.

Die Poenomanie ist ein Überbleibsel aus den prähistorischen Zeiten. In den Kulturzeiten hat sie tausendfache Wandlungen durchgemacht. Was in dem einen Zeitalter lobenswerte Tugend war, wurde in einem anderen Iahrhundert als strafwürdiges Übel verdammt. Das Unzureichende menschlicher Erkenntnis ließ den Gesalbten des Herrn als Gotteslästerer am Kreuze aushauchen, um nach tausend Iahren den Welterlöser aus ihm zu erwecken. Im Zeitalter der scholastischen Philosophie wurden Geständnisse unter der Folter erpreßt, Zauberer und Heren verbrannt; in der Gegenwart werden Denunzierte durch eine verlängerte Untersuchungshaft, wie Mittelstädt ausführt, mürbe gemacht zum Lobe Gottes und seiner irdischen Knechte, wird, wenn auch dieses Mittel zu Geständnissen nicht führen sollte, der ß 51 St.-G.-B. in Anwendung gebracht. Und welche Folgen hat dieses Verfahren für den Angeklagten? — In der Tat wird er der Straffälligkeit ohne großen Müheaufwand entkleidet, aber ihm damit zugleich ex le^s die pathologische, d. h. die angeborene Verbrechernatur verliehen. Ermöglicht eine strafrechtliche Verurteilung stets die Wiederaufrichtung des Eigenwesens im gesellschaftlichen Organismus zur harmonischen Mitarbeit, eine Erkulpation aus 8 51 St.-G.-B. vernichtet den individuellen Habitus, die Persönlichkeit für immer. Die Gesellschaft kann in freier gewerblicher Betätigung mit einem Unzurechnungsfähigen, Unverantwortlichen*) noch viel weniger anfangen, als mit einem Gesetzesbrecher aus Einsicht. Die Entmündigung des erkulpierten Verbrechers schützt die Gesellschaft, deren Abgrenzungsmöglichkeit erst noch bewiesen werden muß, keinesfalls. Daraus entsteht die erste Forderung: Solange die berufene Wissenschaft den juristischen Begriff der Straffälligkeit im allgemeinen nicht mit einem Verbrechertum aus verkehrten Instinkten zu erklären weiß, muß die Strafrechtspflege vor allem darauf bedacht sein, die sozialen Ursachen der Straffälligkeit zu erforschen und über den toten Buchstaben des Paragraphen hinweg die Verurteilungen noch mehr herabzusetzen, als es seit etwa fünf Iahren schon bemerkbar ist; denn von 700 000 Angeklagten sind in 1909 rund 155 000 freigesprochen worden. Die andere Forderung ist: Mit den Freisprechungen dürfen die Erkulpationen aus 8 51 St.-G.-B. nicht etwa vermehrt werden, solange die psychiatrische Wissenschaft sich nur mit Deduktionen behilft und klinische Tatsachensymptome für ihre gutachtlichen Behauptungen nicht beibringen kann. Die von Forel aufgestellte Hypothese, die übrigens von der Mehrzahl seiner Kollegen aus purer Verlegenheitskollegialität sanktioniert wird, wonach jemand schon geisteskrank sei, der mit seiner Umgebung in Widerstreit gerät, darf unter keinen Umständen für die pathologische Bewertung eines Kriminellen herangezogen werden, sonst kann es kaum noch verhindert werden, auf mehr als neun Zehntel den § 51 St.-G.-B. anzuwenden und aus 8 6 des B. G.-B. einen Entmündigungsantrag gemäß 8 646 Z.-P.-O. gegen sieben Zehntel der Gesellschaft zu rechtfertigen. Plank, Warneger, Staudinger, Kom-

') Prof. vi N«mhüffi-R°st°ck, Kritil d. biilgerl. Rechts; Bd. 1. bei Moritz in Stuttgart.

mentare zum Bürgerlichen Gesetzbuch § s. Solange Denken und Urteilen eines strafmündigen Menschen in »itu integer ist, darf er auf administrativem Wege seinem ordentlichen Richter nicht durch den viel gefährlicheren Psychiater entzogen werden; es darf nicht schon während des Ermittelungsverfahrens ein diesbezüglicher Antrag beim zuständigen Amtsgerichte gestellt werden, sodaß der erkennende Richter nicht mehr Gelegenheit erhält, über den Fall zu befinden. Kriminalpsychologische und psychoanalytische Erörterungen nach berühmten Mustern sind allerdings an der Tagesordnung; wer aber diese Sorte Strafrechtswissenschaft mit ehrlicher Absicht liest, der muß sich eingestehen, daß so, wie die Herren Psychoanalytiker ihre Versuchsobjekte darstellen, die Mehrzahl ihrer Mitmenschen ebenfalls beschaffen ist, sie selbst aber nicht ausgenommen. Ich gedenke hierbei gern eines Wortes Mar Nordaus, daß nämlich der Psychiater sehr häufig selber alieniert sei. Das hatte mir Möbius bestätigt, und in dem Buche „Hygiene der Nerven und des Geistes" von Professor Dr. August Forel*) findet sich der äußerst bemerkenswerte Satz, daß auch er der beständigen Gefahr, geisteskrank zu werden, ausgesetzt sei, und er erklärt diesen Zustand mit den Folgen einer schlecht überstandenen Otiti» media. In der psychiatrischen Fachwissenschaft ist es kein Geheimnis, daß ein erschrecklich hoher Prozentsatz ihrer Vertreter paranoisch und paralytisch endet. So ist die Psychiatrie vorläufig nicht berufen, über pathologisch oder kriminell zu entscheiden. Sie geht unzweifelhaft von ganz verkehrten Voraussetzungen aus. Sie hält die jüngste Generation der Gesellschaft als die Auslese der von einwandfreien Eltern außerhalb irgendwelcher sozialen Misere Geborenen, und zwar vermöge der zur Verwirklichung gebrachten Marime von der Höherzüchtung der ganzen Nation, wie dies Professor Dr. Anton, Psychiater in Halle, vor Richtern und Staatsanwälten zu Berlin unterm 6. Februar 1912 auseinandersetzte. Man kann nicht zugeben, daß die individuellen und sozialen Verhältnisse früherer Generationen so beschaffen gewesen seien, um die gegenwärtig lebende mit Eigenschaften ausgestattet zu sehen, die den Herrn Geheimrat Anton berechtigen könnten, eine Höherzüchtung der ganzen Nation vorauszusetzen. Mit der Psychiatrie geht es wie mit der Bakteriologie: Wer sich auf die Bazillenjagd begibt, sieht letzten Endes nur mehr Bazillen und aus blasser Bazillenfurcht glaubt er gut zu tun, die gefährlichen Kleintiere auszurotten, indem er sich selber erschlägt. Der Psychiater, der sich Mr orsre auf die Iagd nach Geisteskranken begibt, wittert ausnahmslos überall wissenschaftliche Beute und erlegt, bis er die ewig streitende Menschheit total zur Strecke gebracht hat und er als Überlebender nun mit sich selbst auch nichts mehr anzufangen weiß, als angesichts seiner Opfer sich für verrückt zu erklären. Bald sind wir soweit, wenn nicht zeitig genug die mißbrauchte menschliche Psyche aus den tausend Fäden wissenschaftlicher Probleme entwirrt wird. Dazu muß der Herkules erscheinen, welcher berufen sein wird, den

') ebendas. 1905.

Augiasstall der menschlichen Gesellschaft von dem Unrat zu reinigen, den Selbstsucht und Habgier, Unverstand und ruhmredige Selbstliebe, Wortgleißnerei und Heuchelei ihrer Führer hineingeschleppt haben ... in ihrem hunderttausendjährigen Werdegange'). Bis dahin kann ich es ruhig und getrosten Mutes schülerhaften und schülerhaft bleibenden Pedanten überlassen, stümperhaft sich an historische Vorbilder und Größen anzulehnen, aus ihnen soziologische Sätze herzuleiten und die frommgläubige Gesellschaft immer wieder damit zu trösten, daß es auf Grund dieser Gesetze «, priori ausgeschlossen sei, die sittliche Weltordnung zwischen Herrschenden und Beherrschten aus den Angeln zu heben. Ich verzichte gern, mich ihrer Literatur als Quellenmaterial zu bedienen. Ich habe nichtsdestoweniger in den literarischen Schätzen von fünf Kulturvölkern gewühlt, ehe ich mein Gewissen von den Vorurteilen befreit hatte, die ich allenthalben vorfand. Und gerade das letzte Essay hatte mir Vorstudien auferlegt, welche über 20 Iahre zurückreichen. Ich habe im obigen mehrfach Andeutungen gegeben. Am frischesten aber habe ich für meine Zwecke geschöpft aus dem wahren, wirklichen Alltagsleben. Und wie grau müssen vor diesem Richter (nicht von i'uäex, sondern von üireetor) all die Theorien erscheinen! Am dunkelsten aber die, welche Cäsar Lombroso der Nachwelt überliefert hat. Wie konnte ein Mann über pathologisch oder kriminell urteilen, dessen Mitwelt, dessen ganzes Milieu in der allgemeinsten, grenzenlosesten Misere lebt und noch manches Iahrhundert leben wird? — Wie durfte sich ein Italiener erkühnen, auf bloße anthropologische Mutmaßungen, geschöpft aus seinem eigenen Stammblute, hin, die Menschheit zu richten, ohne auch nur mit einem Worte der wahren, nämlich sozialen Ursachen**) zu gedenken? Es gibt im allgemeinen keine kriminelle Pathologie und auch keine pathologische Kriminalität. Was uns pathologisch oder kriminell dünkt, ist in Wahrheit begründet in der sozialen Misere, sei sie hygienischer oder wirtschaftlicher Art. Zeit seines Lebens ist der Mensch, wer es auch sei, erziehungS- und bildungsfähig. Auch der verbrecherischste Mitteleuropäer macht da ebensowenig eine Ausnahme, wie der stupideste Hinterwäldler im Indianergebiet, bei den Zulus oder den Australnegern, von denen unsere Kulturmissionare lange genug behauptet hatten, daß an ihnen Hopfen und Malz verloren sei. Es hätte indes nur der Erziehung bedurft, anstatt der Verleitung zum Fuselgenuß, um die rote und schwarze Rasse auf ein höheres sittliches Niveau zu heben. Die in unseren Gefängnissen und Irrenhäusern praktizierte Ausrottungstheorie an Straffälligen ist so verwerflich unmenschlich, daß künftige Geschlechter darob die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen werden, wie wir im Rückblick in die Zeiten der Folter und der Inquisition.

') Haeckel, Welt«iitsel pa?- 9 u. ff. Fichte, Sämtliche Werl«.

") Zu, Psychopathologie d. Landstreicher« von Prof. Dr C. Wilman«, Leipzig 1906.

Architekt A. Venitz.
Das Theater der Neuzeit.
Ursprung der Theaterbaukunst.
Nächst dem in der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse, der Ernährung
und des Schutzes gegen Feinde und Witterungsunbilden sich aussprechenden
Selbsterhaltungstriebe ist unzweifelhaft der Trieb der Schaulust, und gerade in
unseren Tagen, einer der elementarsten und mächtigsten in der Seele des Menschen.
Wie vor Iahrtausenden werden alle, die auf der höchsten ebenso wie die auf der
niedrigsten Stufe der Kultur Stehenden, durch ihn beherrscht oder doch beeinflußt.
In engster Wechselbeziehung zu diesem Triebe steht das ihm nahe verwandte
Bedürfnis der Menschen, durch von außen an sie herantretende, ihrem gewöhn-
lichen Gedankenkreise fernstehende Eindrücke in gewisse Stimmungen sich versetzen
und wenigstens für den Augenblick der Alltäglichkeit des Daseins sich entziehen
zu lassen. Es liegt auf der Hand, daß diese Eindrücke, wenn sie dem Sensations-
bedürfnisse der Masse genügen sollen, um so roher, grausamer sein müssen, je
niedriger die Kulturstufe der Zuschauer ist oder je größer ihre Verwilderung.
Parnaß und Paradies!
„Die gottesdienstlichen Aufführungen der Griechen, in denen die Schicksale
einer Gottheit oder ähnliche dem Kultus entnommene Vorwürfe in einfachster
dramatischer Form behandelt wurden, werden vielfach als erster Keim und
Ursprung jeder dramatischen Kunst angesehen. Mit Unrecht; denn die ersten
Anfänge derselben liegen in weit entlegeneren Perioden und weisen auf weit
rohere und primitivere Kultusäußerungen zurück."
Die klugen Priester und Diener des Götzendienstes hatten schon in den aller-
frühesten Zeiten diese Naturtriebe in ihrer ganzen Bedeutung und Verwendbarkeit
sehr wohl erkannt. Sie verstanden das Gefühl des Scheinseins.
In diesen von vornherein vorbereiteten, mit bewußter Absicht zur Erreichung
einer bestimmten Wirkung im einzelnen festgestellten Schaugeprängen und Tänzen
können wir ohne weiteres die ursprüngliche Äußerung und Befriedigung des
dramatischen Bedürfnisses der Menschen, jedenfalls alle Elemente eines Schau-
spieles erkennen. In den Priestern mit ihren Gehilfen, und selbst in den Opfern
derselben, sehen wir die handelnden Personen, in der andächtigen oder fanatischen,
immer aber schaubegierigen und nach Aufregung lüsternen Menge das Publikum,
die Zuschauer. Die Örtlichkeit wurde entweder mit Rücksicht auf ihre natürliche
Beschaffenheit sorgfältig gewählt oder mit Hilfe wohldurchdachter Vorbereitungen
zu den Vorgängen in Übereinstimmung gesetzt, welche sich da abzuspielen hatten.
„Wir stehen vor dem Moment, wo die Theaterbaukunst lebensfähig, eine
Forderung wurde!"

Es fehlte auch keineswegs an einer Art von Theatermaschinerie, mittels deren
überwältigende, dem rohen Verständnis der Anwesenden wunderähnlich er-
scheinende Effekte hervorgebracht werden konnten, und ebenso wenig an einem
Orchester, einer aufregenden und betäubenden Musik.
Vor allen Dingen wurde auch dafür Sorge getragen, daß eine möglichst
große Anzahl Zuschauer Gelegenheit finden konnte, den Vorgängen mit der
wünschenswerten Aufmerksamkeit zu folgen. Einige Beispiele hierfür kann man
belegen:
Die grausamen Molochopfer der semitischen Staaten des Altertums voll-
zogen sich nicht im geheimen der Tempel usw., sondern auf offenem Platze im
Beisein einer ungezählten Menschenmenge unter feierlichen Aufzügen, Tänzen
und Gesängen und unter dem Schalle einer betäubenden Musik, welche jede
Wehklage übertönte und die Stimmung der Anwesenden bis zum Taumel er-
regte. Durch süßen Wein wurden die Sinne aufgepeitscht. Durch bevor-
zugte Sitze war für die Bequemlichkeit der der Feier beiwohnenden Personen
höheren Ranges gesorgt, ebenso wie für diejenige der Angehörigen der bekannt-
lich aus den ersten Familien gewählten Opfer.
Ganz ähnliches läßt sich nachweisen bezüglich aller großen Feste der halb-
zivilisierten Nationen des Altertums bis zu den Massenopfern in Dahomeh, ja
sogar bis zu den mit allem erdenklichen Pomp inszenierten Autodafss der spanischen
Inquisition. In diesen Vergangenheiten liegen auch die Entstehungen der Volks-
theater, Olympischen Spiele, wie sie Reinhardt verfolgt, und lassen erkennen, wo
Reinhardt nicht ganz mit Unrecht anknüpft. Damals allerdings fanden diese Auf-
führungen unter teils freiem Himmel statt; heute fordern sie den geschlossenen
Raum.
Die Freude am Verkleiden, das Verstecken der eigenen Persönlichkeit unter
der Maske einer andern, verbunden mit der Sucht nicht menschlich kleinlich zu
scheinen, sondern prächtig, groß und hehr, dieses sind die Entstehungen der drama-
tischen Kunst und bringen uns die Forderung nach der Knnststätte.
Es bedurfte eines mächtigen Anstoßes, eines göttlichen Funkens, um die ver-
schiedenartigen Äußerungen dieses überall vorhandenen mächtigen seelischen Be-
dürfnisses zu durchgeistigen, mit dramatischer Auffassung zu erfüllen und so den
Grund zu legen zu einer dramatischen Kunst im edelsten Sinne.
Und dieses brachten uns die Griechen und Römer. Die Festspiele des Diony-
sos bringen uns bereits die Forderung für die Tragödie und Komödie und waren
berufen, durch ihre allgemeine Vorbereitung und durch ihren auf alle Schichten
der Bevölkerung wirkenden, guten, anregenden Einfluß die dramatische Poesie
ihrer vollsten Reife und Entwickelnng zuzuführen.
Gar bald entstehen nun die ersten Gebäude der Schaukunst, der Circus-
Marimus und das römische Amphitheater, als deren erstes wohl das Theater zu

Argos sowie das am Südabhange der Akropolis in Athen gelegene Dionysos-
theater anzusprechen sind.

Die Entwickelung der Theaterbaukunst und der Bühne.

Mit dem Untergang des römischen Weltreiches und in der furchtbaren Verwilderung, welche die Iahrhunderte der Völkerwanderung und des frühen Mittelalters kennzeichnet, verödeten und verfielen auch die Theater der alten Welt, nachdem schon seit Iahrhunderten die dramatische Kunst rohen Possen, obszönen Ballets, den grausamen Spielen der Arena oder den zu wilden Ausschreitungen führenden Wagenrennen hatte weichen müssen.

War Thespis (536 v. Chr.) schon zur Gegenüberstellung im Spiel geschritten, so blieb die Entwickelung fast dort stehen. Viel später erst sehen wir vereinzelt durch Bildung und Kunstsinn ihrer Zeit voranschreitende Herrscher einen Anlauf dazu nehmen, die Menge durch Darbietung besserer dramatischer Genüsse zu heben, den ehrwürdigen Bauten vergangener Zeiten ihre Bestimmung wiederzugeben und vor gänzlichem Untergange zu bewahren. So verwenden namentlich Theoderich, der Ostgote, und Athanarich große Summen auf die Wiederherstellung der mit Einsturz drohenden Theater Roms. Diese Einzelbeispiele konnten den Verfall jedoch nicht aufhalten. Was diese Verwüstungen, feindliche Stürme und endlich das gewaltsame Brechen der Kulturstätten noch überdauerte, das wurde schließlich als Steinbruch verpachtet und ausgebeutet, zu Kalk verbrannt oder zur Errichtung anderer Bauten verschleppt. So sind der gewaltige Palazzo Farnese, der Palazzo della Cancelleria u. a. aus dem Kolosseum entnommenen Travertinquadern erbaut worden.

Aber selbst die furchtbare Zeit jener Iahrhunderte mit allem für den einzelnen damit verbundenen Elende vermochte das Bedürfnis der Menschen nach dramatischer Zerstreuung nicht auszutilgen. Es forderte Befriedigung; und schon im 7. Iahrhundert erkennen wir wieder das Aufleben einer Art dramatischer Kunst. Da die zertrümmerten Theater ihr keine Stätte bieten konnten, vielleicht sogar die Bestimmung dieser Bauten der Erinnerung entschwunden war, so suchte und fand man in den Kirchen die geeignete Gelegenheit. Aber nicht in frommen durch Begeisterung getragenen Passionsspielen verkündete das Drama sein erstes Wiedererwachen; die verwilderten Neigungen und Sinnesrichtungen jener Zeit brauchten gröbere Genüsse; sie suchten und fanden ihre Befriedigung zunächst in possenhaften Festspielen, einer Art kirchlicher Saturnalien.

Hiermit rückt die Scholastik und Italien mit neuen Eindrücken in die Geschichte der Theaterbaukunst und Bühne.

Der Förderer des Theaters jener Zeit aber war der Herzog Ercole I. von Ferrara. In seinem Palastring zu Ferrara richtete er ein prächtiges Theater ein und aus der Beschreibung, welche uns Tiraboschi davon hinterlassen hat, erfahren

wir, daß daselbst im Iahr« 1486 die Menächmen des Plautus in blendender Ausstattung in Szene gesetzt wurden, wofür der Herzog einen für jene Zeit enormen Aufwand von mehr denn 1000 Dukaten machte. Ebenda wurde am 21. Ianuar 1497 der Cefalus des Plautus und am 26. desselben Monats der Amphitrio mit gleich prächtiger und kostbarer Ausstattung aufgeführt. Aus einer ausdrücklichen Bemerkung Tiraboschi's erfahren wir, daß diese letztere Vorstellung ausnahmsweise bei Nacht stattfand mit einem „Paradies von Sternen und Rädern". Aller Wahrscheinlichkeit nach ist hierunter wohl eine glänzende Illumination mit Feuerwerk zu verstehen, was mit der bekannten Vorliebe des Herzogs für Artillerie und Geschützwesen sehr gut im Einklang stehen würde. Ferner erfahren wir noch die Tatsache, daß der Zuschauerraum dieses Theaters noch unbedeckt gewesen sein muß; denn die Vorstellung mußte unterbrochen werden, weil ein heftiger Regen die Zuschauer verjagte. Die Vorstellung erregte eine so allgemeine und begeisterte Bewunderung, daß der Herzog sich veranlaßt sah, sie dreimal wiederholen zu lassen, und viele von ferne kamen, um des Genusses teilhaftig zu werden.

Hierbei kamen weitere Neuerungen vor, die man bisher nie sah. Die Komödien wurden keineswegs im Zusammenhange gegeben, sondern mit außerordentlich langen, durch Pantomimen, lebende Bilder, Balletts (Moresca) und aller Art Intermezzi ausgefüllten Zwischenpausen.

Dieser seltsame Brauch bedeutete bereits die Geburt der Oper und hat sich bei der italienischen Oper noch bis in die jüngste Zeit erhalten in dem Sinne, daß bei Dpernvorstellungen, welche nicht den ganzen Abend füllen, große Balletts usw. nicht etwa am Schluß der Oper, sondern zwischen dem vorletzten und dem letzten Akte derselben, gegeben wurden. Wie wesentlich die Szenerie und Bühnenmaschinerie hierbei mitwirkte, erhellt aus dem Umstande, daß damals bei den Festspielen in Ferrara auch bereits die so beliebten Flugmaschienen so oft wie möglich in Bewegung gesetzt wurden und wie immer einen ganz besonderen Reiz auf die Zuschauer ausübten. Das Theater in Ferrara hatte eine 40 Ellen lange und 50 Ellen tiefe, „von einer Mauer zur andern" reichende, für die Aufstellung und den Wechsel der Dekorationen wohl vorbereitete Bühne (Tribunale). Als Vorhang diente derselben eine wie eine Mauer mit Zinnen bemalte Bretterwand. Leider erfahren wir nichts über die Art der Bewegung dieses Vorhanges, ob er sich hob oder senkte oder nach den Seiten hin auseinanderschob; die größte Wahrscheinlichkeit dürfte letzteres für sich haben.

Die Sessel der fürstlichen Personen standen, wie es weiter sich ergibt, auf dem vorderen Teile der Bühne, einer Art Proszenium, selbst; von da stieg Madonna Lucrezia mehrere Male herab, um an den Tänzen teilzunehmen oder mit der ihr eigenen Zierlichkeit spanische und römische Tänze nach dem Schalle des Tamburins allein auszuführen und den begeisterten Beifall der Zuschauer zu ernten. Diese

letzteren, deren das Theater an 3000 faßte, fanden ihre Plätze auf 13
mit Polstern belegten amphitheatralisch angeordneten Sitzreihen; die Frauen saßen
in der Mitte, die Männer zu beiden Seiten.
Die Zuschauer waren geladen; öffentliche, dem allgemeinen Publikum gegen
Entgelt zugängliche Theater waren selbst dem 15. Iahrhundert noch unbekannt.
Den Abschluß dieser Epoche der Theaterbaukunst bildete Palladio mit seinem
Theatro olimpico in Vicenza. Waren alle früheren Theater, deren Vasari noch
eine ganze Reihe erwähnt, so schön und kunstvoll sie auch waren, aus Holz, so war er
berufen uns das erste massive Theater, ein eingedeckter Bau, zu errichten. Das
Theatro olimpico in Vicenza hat sich infolge seiner monumentalen Ausführung bis
auf unsere Tage erhalten. Darum müssen wir hier etwas verweilen.
Ungefähr 1580 entschloß sich die Academia olimpica, wohl des Herumziehens
müde, zur Erbauung eines eigenen permanenten und monumentalen Theaters,
mit dessen Entwurf und Ansführung sie Palladio betraute, welcher, wie wir bereits
erfahren haben, selbst Mitglied jener Academia war.
Bei diesem Bau sehen wir zuerst das selbständige Theater. Bühne mit
Kulissenräumen, verstellbaren Dekorationen, Proszenium Orchestra, mit gesondert
zugänglichem Zuschauerraum. Der für den Bau ihm zur Verfügung gestellte
Platz von 92 Fuß Länge und 85 Fuß Breite machte seiner Abmessungen wegen es
ihm unmöglich, bei der Anlage des Theaters genau den damals allgemein an-
erkannten Regeln Vitruvs zu folgen. Er entschloß sich deshalb, dem Zuschauer-
raum anstatt der von Vitruv vorgeschriebenen Form eines vollen Halbkreises, die-
jenige einer halben Ellipse zu geben. Die Wahl dieser Form ist aber auf einen
Zufall, nicht auf besondere Absicht Palladio's zurückzuführen.
Palladio erlebte die Vollendung seines Werkes nicht; und bei seinem Tode
war noch mancherlei am Bau des Theaters im Rückstande, namentlich auch die
Skena und die Architektur des Bühnenportals. Da in seinem Nachlasse sich keine
— oder doch keine genügende Zeichnungen für diese Teile vorfanden und sein Sohn
Sylla der Aufgabe nicht gewachsen schien, jedenfalls nicht das erforderliche Ver-
trauen genoß, so wurde Scamozzi mit der Weiterführung des Baues beauftragt,
von demselben auch gelegentlich eines Festes vollendet.
Das Theatro olimpico war noch nicht für Dekorations- und Szenenwechsel
eingerichtet, zeigte aber bereits eine gut konstruierte und leistungsfähige Ober- und
Untermaschinerie mit Versenkungen usw., was die sehr beliebt gewordenen Er-
scheinungen, Entrückungen und Apotheosen forderten.

Monumentale Theaterbauten.

Ausbau des Zuschauerraums und des Bühnenhauses.

Mit dem Theatro Farnes« zu Parma beginnt der Ausbau in der Geschichte
der Theater. Im Iahre 1618 wurde es von Battista Magnani begonnen und

schon 1619 vollendet. Hier fällt zunächst die Größe und Ausbildung der Bühnenöffnung, sowie die Tiefe des Zuschauerraums mit stark entwickeltem Proszenium auf.

Ungefähr um dieselbe Zeit 1639 wurde in Venedig auf Kosten einer Gesellschaft von Edelleuten das Theater San Giovanni-Crisostomo erbaut; es erreichte eine große Berühmtheit wegen der darin mit königlicher Pracht aufgeführten Musikdramen. Der Grundriß ist bereits ein Langhaus, der Typ des modernen Theaters.

Für die Geschichte des Theaterbaues ist dieses Theater weiter deshalb von Interesse, weil es wohl das erste war, welches die noch heute gebräuchliche Logenteilung der Ränge aufwies. Das Theater hatte deren drei, die aber nicht als freie Galerien mit amphitheatralisch übereinander sich aufbauenden Sitzreihen ausgebildet, sondern durch Zwischenwände in kleine Kabinette eingeteilt waren, deren jedes einen eigenen Ausgang nach dem Korridor hatte. Die Akustik des Theaters war gut. Das Theater hatte so starken Zuspruch, daß man sich bald veranlaßt sah, die Logenränge um das Proszenium herumzuführen, eine Anordnung, welche sich in den italienischen und französischen Theatersälen sehr lange erhalten hat und von welcher wir noch heute einen Nachklang in den Proszeniumlogen erkennen dürfen.

Bald kam die Neuerung der abgeschlossenen Logen in allgemeine Aufnahme und wurde ein allgemeines Bedürfnis.

Im Zusammenhang mit dem Aufschwung der Oper und des Balletts, für welche Italien lange Zeit hindurch fast die alleinige Führung hatte, wuchs auch das Verlangen nach großen, monumentalen Theatergebäuden. So entstanden Bauten, welche noch heute nichts von ihrem Ruhm eingebüßt haben und uns ein Muster und Vorbild in vielen Hinsichten sein müßten.

Bei diesen Bauten bildete sich die Schule von Theaterarchitekten, Malern und Maschinisten heran, welche eine Zeitlang von Italien aus Europa ebenso beherrschten, wie es die Bühnenkünstler mit ihren Leistungen taten.

Zunächst machte Frankreich sich die Neuerungen zunutze. Obgleich in Italien schon seit langem ein ganz anderer Typ für das Theater bestimmend war, wurde in Frankreich, wie für die beiden Theater TtMtre du Petit Bourbon und TlMtre Molare, auch für alle um diese Zeit entstehenden kleineren Theater die Urform der Säle, ein längliches Viereck, beibehalten, an dessen drei Seiten sich Galerien an den Wänden entlang zogen, während die vierte schmale Seite die Bühnenöffnung bildete.

Der Bau des Opernhauses am Schlosse zu Versailles wurde schon 1753 im Auftrage Ludwig XV. durch Architekt Gabriel begonnen; die Geldknappheit des Hofes verhinderte aber das schnelle Fortschreiten und verursachte dem Architekten, der genötigt wurde eine überschwengliche Pracht vorzuführen, manche Sorgen

und Schwierigkeiten. Die Rolle, welche dieses Theater in der Geschichte Frank-
reichs spielt, ist bedeutend. Hier spielten sich die Vorgänge ab, die Mirabeau zu
den Maßnahmen, am 5. Oktober 1789, trieben.
Mit den vorstehenden erwähnten Beispielen ist der Übergang zum gegen-
wärtigen Standpunkt der Theaterbaukunst in Frankreich gegeben, und diese ein-
leitende Besprechung findet für Frankreich erst wieder mit der Entstehung der
großen Oper von Arch. Garnier, begonnen 1861, ihren Fortgang. Das Bedürfnis
nach einer echten dramatischen Kunst wurde in Deutschland viel später geweckt und
allgemein empfunden. Zu der Zeit, da Italien sich derselben schon längst wieder
zugewendet hatte, ließen in Deutschland die breiten Schichten der Bevölkerung
sich noch Genüge sein mit Mysterien und Passionsspielen oder plumpen
Hanswurstiaden.
Als endlich auch für Deutschland die Zeit kam (diesmal spreche ich nicht mehr
vom alten fränkischen Reich), welche die Errichtung eigentlicher ständiger Theater-
gebäude als unabweisbares Bedürfnis empfinden ließ, da gebrach es begreiflicher-
weise zuerst an jeder Tradition in dieser Kunst, ebenso wie an geschulten Künstlern.
Mit dem markgräflichen Hoftheater in Bayreuth, von Giuseppe Galli 1747
erbaut, tritt uns eine ernste Schöpfung, jedoch italienischer Kunst, entgegen.
Während fast alle in jenen Zeiten recht zahlreichen größeren und kleineren
Residenzen Deutschlands schon längst ein oder mehrere Theater besaßen, erhielt
Berlin sein erstes nicht früher als im Iahre 1700. Es wurde in einem Raume
des königlichen Marstallgebäudes eingerichtet und war ausschließlich dazu bestimmt,
vom Hofe und von seinen geladenen Gästen bei bestimmten festlichen Anlässen
benutzt zu werden. Bereits nach wenigen Iahren verschwand es wieder. Das
erste, zu seinem ernsten Zweck als Kunsttempel erbaute Theater Berlins, und zu-
gleich das erste Deutschlands, welches von allen Seiten frei stand, war das im
Auftrage Friedrich II. durch Knobelsdorf erbaute Königliche Opern-
haus. Obgleich für keinen anderen Zweck und von Grund aus für denselben
neu erbaut, wurde doch auch dieses Theater ursprünglich nur für Aufführungen
italienischer Opern benutzt, welche letzteren ausschließlich nur während der
Karnevalszeit stattfanden. Dieser Bestimmung des Gebäudes entsprach auch die
ursprüngliche Anordnung des Zuschauerraums und des Bühnenhauses, für welche
beide die Tradition der italienischen Theaterarchitektur nach durchaus bestimmt
gewesen war.
Der seiner ausgezeichneten Akustik wegen berühmte Zuschauerraum hat die
Form einer Ellipse; das Parterre war sehr wenig geneigt und ruhte auf starken
Holzschrauben mittelst welchen es bis auf die Höhe der Bühne gehoben werden
konnte, um bei Hoffesten Bühne und Logenhaus zu einem Raum zu vereinigen.
Namentlich die Anordnung des Zuschauerraums war eine eigenartige.
Von dieser Zeit entstanden mehrere, zum Teil recht bald wieder verfallene

Theater in Berlin, bis im Iahre 1818 durch Friedrich Schinkel, der nicht berufs-
mäßiger Theaterarchitekt war, der Grundstein zu dem beispiellosen und dem 1821
vollendeten Schauspielhause gelegt wurde.
Damit beginnt für Deutschland und die Welt eine neue Epoche der Theater-
baukunst, die durch die späteren Forderungen der Wagner-Musik obendrein
kräftig unterstützt wurde und den Schritt zur modernen Oper wagte.
Die Theaterbaukunst der neuzeitlichen Spieloper.
Bei den meisten der bis Mitte des 17. oder Anfang des 18. Iahrhunderts
entstandenen Theater können wir erkennen, daß ein Bedürfnis, den Theater-
gebäuden in ihrer äußeren Architektur eine charakteristische Erscheinung zu geben,
nicht vorhanden war, ja man suchte die Wesensart der Zweckbestimmung zu unter-
drücken. Mit Vorliebe geschah dieses mit dem Bühnenhaus.
Daher wurde auch eine Veranlassung nicht empfunden, der Allgemeinheit,
welche doch keinen Teil daran hatte, das Theater durch seine Außenerscheinung
näher zu bringen und kenntlich zu machen; die Bedeutung des Gebäudes als
architektonisches Monument an sich wurde nicht erkannt, wenn nicht absichtlich
beiseite gelassen. Man beschränkte sich darauf, das Innere desselben, namentlich
den Zuschauerraum, den Ansprüchen und Gewohnheiten der sich da versammelnden
auserwählten Gesellschaft entsprechend mit möglichstem Lurus und Raffinement
auszustatten. Die wenigen noch in ihrem ursprünglichen Zustande erhaltenen
Interieurs von Theatern jener Entstehung können als Beispiele hierfür dienen.
Sie waren auch die Erreger jenes Übels, das uns eine Zeitlang Theaterbauer er-
stehen ließ, die ein Theater nur recht protzenhaft errichten konnten. Was bedeutete
damals bei solch einem Theaterspezialisten „Städtebau" oder Gruppierung der
Massen. Diese Zeit der Theaterbaukunst war trotz guter Beispiele eine herbe Zeit.
Diese Fanatiker beschenkten uns mit dem Theater in Nürnberg, Düsseldorf, Berlin,
Freiburg i. B., Kiel, Frankfurt a. M. usw.
Hatte Schinkel noch Beispielloses geliefert, hatte Gottfried Semper noch von
dem Wesen eines Monumentes gesprochen, hier wurden nur noch Theater auf
Bestellung geliefert. Diese Lieferanten von Theatern drangen sogar bis zur Liefe-
rung von Königlichen Opernhäusern vor. Spekulation und Habsucht haben so
dem schaffenden Architekten ein Gebiet entzogen, das wieder zurückerobert werden
muß. Und dann der Innenausbau?
Wie sehr der Theaterbau der Entwickelung bedarf, wie sehr dieses eng-
begrenzte Gebiet das Gebiet des denkenden Architekten ist, erkennen wir aus den
Vorgängen, die Garnier bei den Arbeiten der Grand Oper in Paris erlebte.
Wir wollen es uns angelegen sein lassen hier etwas zu verweilen und uns
dem Besucher anschließen, der das Theater betritt und dort empfindet.

In keinem neueren Theater finden wir alle im vorstehenden Bedenken ge-
zeichneten Auswüchse besser gelöst, die zum Empfange des ankommenden Publikums
dienenden Räume vornehmer und zugleich zweckmäßiger angeordnet, als in der
großen Oper in Paris. Versagt dieses Gefühl beim Betreten des neuerbauten
Hoftheaters in Kassel ganz, hier ist es bereits früher geleistet worden. Für Kassel
haben wir daher auch nur noch Interesse an der mustergültigen Bühnenmaschinerie.
Mag über die von Garnier in Paris gewählte Architektur, sowie über die
Ausbildung der dekorativen Einzelheiten die Meinung eine noch so geteilte sein,
in Vornehmheit der Anlage, in der Fürsorge für Ordnung, Annehmlichkeit und
Bequemlichkeit, stehen seine Vorräume jedenfalls unübertroffen da. Dieser Vor-
züge haben sich auch die Beteiligten am letztstattgefundenen engeren Wettbewerb
um ein neues Königliches Opernhaus in Berlin erinnert. Leider haben sie dort
bei den eingelieferten Entwürfen Garnier wohl kopiert, aber nicht übertroffen.
Wenngleich nicht aus dem Auge gelassen werden darf, daß die Anlage der
Grand Oper in Paris in erster Linie nach den französischen Theatergebräuchen und
Erfordernissen beurteilt werden muß, so ist es doch auf alle Fälle in hohem
Grade lohnend, die Grundrisse des großen Opernhauses in Paris, welche bereits
1861 entstanden sind, sowie auch die Studien, die Garnier hier vorher macht, zu
beobachten. Demnach erscheint es auch angemessen, die Pariser Oper diesen
Besprechungen als erstes und typisches Beispiel vorauszustellen und zunächst die
Anlage ihrer Haupträume einer gewissen Vergleichung zu unterziehen; sie kann
man als Norm hinstellen, an welcher die entsprechenden Teile anderer Theater
gemessen werden können, stehen wir doch vor einer Leistung, die kein Theater-
spezialist lieferte, sondern Garnier wußte, bevor er seinen Entwurf einreichte,
herzlich wenig vom Theaterbau.
Aus einem zur Erlangung von Plänen im Iahre 1861 eröffneten Wett-
bewerb für die Grand Opera lag auch der Gedanke zugrunde, daß dasselbe ebenso
sehr vom hohen Stande der Kunst des zweiten Kaiserreiches Zeugnis ablegen, wie
ein unvergängliches Denkmal der Macht und des Glanzes der Nation werden
sollte. Der für Garnier glückliche Umstand, daß er allerdings für seine Arbeit
über Platz und Mittel verfügen konnte, wie sie beide nur in den allerseltensten
Fällen dem Architekten geboten werden, mindert nichts an seinem großen
Verdienste.
Beim ersten Blick auf den Grundriß erkennen wir die Grundgedanken, die
der Berliner Königlichen Oper zugrunde gelegt wurden. Weitgedehnte Vorräume
und Wandelhallen vor dem Haupttreppenhaus, dessen Eindruck beim Betreten
überwältigend wirkt und unvergeßlich ist, links und rechts Pavillonbauten, die
linke Seite als Anfahrt für das Staatsoberhaupt, dazwischen umrahmt von
Wandelgängen, klein erscheinender Zuschauerraum, dahinter breit gelagert das
Bühnenhaus und Hinterbühne, ?o^er äe äan»e, eingeschlossen in breiten

Fluren, Treppenhäusern, Lichthöfen und Garderoben. Bekannt ist der in fast
allen bedeutenderen Opernhausbauten noch heute beobachtete Gebrauch, daß die
Logen und Gemächer des Staatsoberhauptes an der linken Seite des Zuschauer-
raumes, an der derselben entsprechenden Seite im Bühnenhause aber die Ankleide-
zimmer der weiblichen Bühnenmitglieder sich befinden müssen. Allem Anscheine
nach ist dies eine aus der Regence-Zeit übernommene Gepflogenheit.
Mustergültig sind die Erholungsräume, das große Foyer mit den Neben-
räumen und der Loggia, weniger durch ihre beinahe selbstverständliche Lage an der
Vorderfront, dem Haupteingangsvestibül entsprechend, als vielmehr durch ihre
räumliche Opulenz und namentlich durch ihre Verbindung mit sämtlichen Plätzen
des Hauses. In der Pariser Oper steht also einem jeden Besucher des Hauses
ohne irgend welche Ausnahme das Durchstreifen des ganzen prächtigen Hauses und
aller Räume, soweit sie überhaupt dem Publikum geöffnet werden, frei.
Die Rechnung auf diese Wirkung scheint auch ganz richtig gewesen zu sein;
denn keinerlei unangenehme Folgen haben sich hier bei der Vermischung der ver-
schiedenen Kategorien des Publikums bemerkbar gemacht.
Die Bühne hat durchgehende bereits 1863 eisernen Einbau erhalten; ihre
maschinelle Einrichtung steht heute nicht mehr auf der durch die moderne Bühnen-
technik gebotenen Höhe der Vollkommenheit. Sie hat drei Versenkungsetagen oder
Dessous, von zusammen 14,80 Meter Höhe, und neuerdings auch hydraulischen
Betrieb. Der unterste Fußboden liegt 6,25 Meter unter der Straßengleiche.
Die Grand Oper hat 2156 Sitzplätze (das Berliner Opernhaus soll 2500
Sitzplätze erhalten) und kostete, da die Vollendung während der Belagerung und des
Aufstandes der Kommune 1871 aufgehalten wurde, auch eine verschwenderische
Pracht beim Innenausbau entfaltet wurde, 28 Millionen Frank.
Wir haben aus dem vorstehend Gesagten ersehen, daß die Forderungen der
Wagner-Oper bis hierher noch nicht berücksichtigt waren. Gottfried Semper hat
nun mit Wagner diese Reformbedingungen bearbeitet. Zunächst gehen diese
Reformen an das Orchester und den Zuschauerraum. Zu dem Erläuterungsberichte
zu den Hauptplänen für das Festspielhaus in Bayreuth sagt Semper, daß lediglich
die Forderung des unsichtbaren Orchesters für ihn bestimmend gewesen sei,
mit der sogenannten Schablone zu brechen und den Zuschauerraum nach antiker
Art auszubilden, nicht als Rangtheater!
„Von diesen beiden Bedingungen, Trennung der Bühnenwelt vom Zu-
schauerraum und unsichtbares Orchester, ist besonders die letztere für die Ein-
richtung des Hörsaales und seiner Gestaltung wie für die Gestaltung des
ganzen Werkes entscheidend. Denn um die Orchestra den Augen aller Zu-
hörer zu entziehen, ohne durch deren zu tiefes Versenken unter den Boden
des Hörsaales und unter die Bühne den durchaus notwendigen Zusammenhang

zwischen Bühnenspiel und dem Orchesterspiel zu stören oder ganz zu verhindern, bleibt nur die einzige Auskunft, das Auditorium nach antiker Weise anzulegen, als ansteigenden Sitzstufenbau (Cavea) und von der modernen Logeneinrichtung vollständig abzusehen. Nicht also aus antiquarischer Vorliebe für diese Form des Zuschauerraumes, sondern in nächster und notwendigerer Folge der dem Architekten gestellten Vorbedingungen müßte letztere gewählt werden!"

So wies uns Gottfried Semper den Weg. Leider war es ihm nicht vergönnt mit Wagner zusammen zu arbeiten. Die künstlerischen Bedenken, welche Semper von der Gestaltung eines unschönen Raumes abhielten, hatten Wagner und sein „Nothelfer" Brückwald nicht mehr. In Wirklichkeit ging aber Wagner weit über das hinaus, was in den antiken Theatern für zweckmäßig befunden wurde. Allerdings waren die antiken Zuschauerräume in erster Linie darauf berechnet, dem Zuschauer und Hörer vollen Ausblick auf die Bühne zu gewähren. Gleichzeitig hatte aber auch der Zuschauer die genannte Festgemeinde, die mit ihm denselben Vorgängen ihre Aufmerksamkeit zuwandte, vor Augen, und hierdurch wurde das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Festfreude gefördert.

Das Problem ist noch ungelöst. Auch Littmann hat es nicht gemeistert. Denn ist die Akustik in Bayreuth eine vorzügliche geworden, beim Schillertheater in Charlottenburg ist dieselbe verfehlt. Wir haben bei der Betrachtung der antiken Theater noch gesehen, wie bei den Griechen und Römern für ganz verschiedene Aufgaben und Bedingungen in strenger Zweckmäßigkeit stark voneinander abweichende Theaterformen entwickelt wurden. Gutes Sehen und Hören war oberstes Gesetz.

Was wir also vom Theater der Zukunft, ob Kammerspiele oder Theater der Massen, erhoffen, ist Rückkehr zu den grundlegenden Gedanken der Antike, auf denen fußend eine gesunde Weiterentwickelung einsetzen kann.

In einem Aufsatze schreibt Richard Wagner selbst die prophetischen Sätze:

„Zwei charakteristische Hauptstadien der europäischen Kunst liegen vor; die Geburt der Kunst der Griechen, und die Wiedergeburt bei den modernen Völkern. Die Wiedergeburt wird sich nicht bis zum Ideal vollkommen abschließen, ehe sie nicht am Ausgange der Geburt wieder angekommen ist!"

Diese Worte sollten wir häufiger in unseren Tagen wiederholen. Wer die Mangelhaftigkeit der Entwürfe zur neuen Königlichen Oper in Berlin gesunden hat, wer die ziellosen Erperimente zum Erreichen eines genialen Ausführungsentwurfes von Theaterspezialisten erlebt hat, erlebt nur die Leere auf diesem Gebiet. Nicht auf die Darstellungsmanier und Zeichenfertigkeit kommt es an, wohl aber auf den großen Gedanken, der zündet wie ein Funken. Wie scheint es

Architekt:
Oscar Knufmonn.
36Â»^
Plastik.
Swdtthentl'r Brenierhavcn.
Vildhauer:
F e u e r h a h n.

da angebracht, daß die Besten der Nation, wie einst 1861 in Paris, nochmals zum Sammeln antreten, um der künftigen Zeit ein Produkt deutscher Kunst „des 20. Iahrhunderts zu hinterlassen, das keine Wiederholung, sondern Denk, stein" ist.

„Ein Fürst, der Ruhm begehrt,
Muß Bauten gründen,
Die nach dem Tod
Sein Lob verkünden!
Sieh, aufrecht stehen die Pyramiden
Und wieviel Könige sind dahingeschieden!
Ein Bau, in diesem Sinn vollbracht,
Gibt Kunde, daß sein Gründer groß gedacht!"

Geheimrat Prof. Eduard König:

Sage und Mythus in bezug auf den „ewigen Juden".

Wer wäre nicht schon einmal im Zweifel über den Unterschied von „Empfindung" und „Gefühl" gewesen? Hat ja die Unsicherheit darüber schon oft auch die Fachleute beschäftigt. Wenigstens hat I. Nahlowsky (Professor der Philosophie in Prag) in seinem ebenso klar wie elegant geschriebenen Buche „Das Gefühlsleben" nicht weniger als achtunddreißig Seiten „Einleitung" darauf verwendet, um — unter Berücksichtigung der bedeutendsten Physiologen und Psychologen — eine „Grenzregulierung der beiden Gebiete: Empfindung und Gefühl" herzustellen. Er hat es aber nach meiner Ansicht auch wirklich zur deutlichen Darstellung gebracht, daß beide Gebiete bestimmt auseinander gehalten werden können. Als Empfindungen bezeichnet er nämlich „alle jene Zustände, die auf der bloßen Perzeption organischer Reize beruhen". Dagegen Gefühle sind nach ihm alle jene Zustände, die keineswegs unmittelbares Produkt von Nervenreizen, sondern vielmehr das Resultat gleichzeitig im Bewußtsein zusammentreffender Vorstellungen sind (S. 27). Möchte nun aber doch eine gleich klare Stimme auch einmal in den Wirrwarr hineinschallen, der jetzt die beiden Ausdrücke Sage und Mythus weithin umtost! Denn leicht ließe sich an Beispielen zeigen, daß beide Wörter vielfach ohne Bewußtsein eines Unterschiedes derselben und hauptsächlich ohne Kenntnis ihrer wahren Verschiedenheit gebraucht werden. Liest und hört man doch oftmals sogar, daß beide Ausdrücke auch in ihrem Genus einander angeähnelt werden, indem der Sage eine Schwester, „die Mythe" gegeben wird.

Ursprünglich aber waren Sage und Mythus ein wohl unterscheidbares Geschwisterpaar. Von ihm bezeichnet die Sage aber eine Erzählung, die an eine tatsächliche Handlung oder einen wirklichen Vorgang in der Menschenwelt angeknüpft ist, aber ihn ausmalt und möglicherweise hinterher zum Träger eines Gedankens, einer Tendenz oder Warnung usw. gemacht hat. Der Mythus aber, der ja auch in seiner griechischen Heimat ein maskuliner Begriff war, bezeichnet eine Erzählung, die von vornherein eine Idee veranschaulicht oder sogar personifiziert, wie ja die Personifikation eine sehr weitreichende Erscheinung in der menschlichen Darstellungsweise ist, wie man z. B. aus meiner komparativen „Stilistik, Rhetorik, Poetik" (S. 104—108) ersehen kann.

Die neuere Vertauschung von Sage und Mythus begegnet nun oft auch gerade in bezug auf die Erzählung vom „ewigen Iuden", welche Bezeichnung überdies erst in einem Druck von 1694 vorkommt und viel weniger passend ist, als „'Nie ^Vau6erinß ^ow" oder ,.I^e .I'iik eiraut,". Denn z. B. liest man in dem gehaltreichen Buche von Th. Kappstein „Ahasverus in der Weltpoesie" gleich auf der ersten Seite von ebenderselben Sache erst „Sagenstoff" und dann die „Mythe". Natürlich aber ist dieses Durcheinander im Gebrauche der beiden Wörter mir nur Nebensache, und die darüber gegebenen Bemerkungen sollten nur eine Norerörterung bilden, um die Hauptsache daran zu knüpfen, in welche von beiden Darstellungsarten denn nun die Erzählung vom „ewigen Iuden" oder Ahasverus gehört.

Die meisten Autoren, die über diese Erzählung gehandelt haben, und zwar auch gerade die neueren unter ihnen, nennen sie eine Sage. Bei dem einen von ihren neueren Bearbeitern ersieht man dies gleich aus dem Titel seines Buches „Die Sage vom ewigen Iuden in der neueren deutschen Literatur" (von Dr. Ioh. Prost), und ein anderer neuerer Autor auf diesem Gebiete, Albert Soergel, spricht in seinem Buche „Ahasverdichtungen seit Goethe" ebenfalls nur von der „Sage" (S. 5 f.). Ebenso begegnet in der Iewish Gncyclopedia, die in ihrem 12. Bande auch ,.^Iil! ^Vlnxleriuß «lew" behandelt (1905), der entsprechende Ausdruck „Legende". Aber ist die Erzählung vom „ewigen Iuden" denn wirklich eine Sage?

Um diese Frage beantworten zu können, muß natürlich zuerst festgestellt werden, seit wann es eine Erzählung vom ewigen Iuden oder Ahasverus gibt. Eine solche aber gibt es in Wirklichkeit erst seit 1602, weil ja damals das Buch von Ahasverus zum ersten Mal erschien. Von diesem Buche habe ich übrigens in der reichhaltigen Bibliothek der Benediktiner-Abtei zu Engelberg in der Schweiz eine Ausgabe gefunden, die in L. Neubaurs Buche „Die Sage vom ewigen Iuden" 1884 und 1893 noch nicht mit aufgezählt ist, und die deshalb hier nebenbei mit beschrieben werden soll. Das Titelblatt lautet im wesentlichen: „Gründliche und wahrhaftige Relation von einem Iuden aus Ierusalem mit Namen Ahaßverus, welcher fürgibt, er sei bei der Kreuzigung Christi gewesen und bisher durch die Allmacht Gottes beim Leben erhalten worden. Durch Chrysostomum Dudulaeum Westfalum anno 1634." Übrigens konnte trotz aller meiner eigenen Bemühungen und auch An-

fragen bei kundigen Gelehrten die Spur dieses Schriftstellers bis jetzt immer noch nicht aufgefunden werden.

Um aber nun die oben aufgeworfene Frage, ob die Erzählung von Ahasverus eine Sage sei, zu entscheiden, ist zu untersuchen, ob der Inhalt des Ahasverus-Buches (1602 ff.) mit älteren Erzählungen wirklich in Verbindung gesetzt werden kann. Dies geschieht freilich bei der Untersuchung der Quelle jenes Ahasverus-Puches in allen neueren mir darüber bekannt gewordenen Arbeiten. Überall wird vorausgesetzt, daß die Ahasverusgestalt, von der dort die Rede ist, mit älteren Persönlichkeiten verwandt sei, die in der Tradition als „ewiger Iude" angesprochen worden seien. Gegenüber dieser Annahme kann allerdings nicht schon der Umstand als entscheidend angesehen werden, daß in dem Buche von 1602 selbst durchaus nichts von einem solchen Zusammenhange der Ahasverusgestalt bemerkt wird. Vielmehr ist die Sache im einzelnen zu betrachten.

Erstens sagt man, wie z. B. wieder Soergel (S. 9), Ahasverus bilde eine Metamorphose von Buttadeo (vom italienischen dnttllie „schlagen"), dem Ver-letze? Gottes, d. h. Christi. Aber vor allem ist zu bemerken, daß Buttadeo, der Christus geschlagen haben soll, Iohannes heißt, indem die dem vierten Evangelium angehängte Erzählung von dem langlebenden Iünger Iohannes mit der Gestalt einee „Gottstößers" verbunden wurde. Sodann ist Buttadeo auch ein Christ, ja ein Mönch, und kein Iude.

Und besteht zweitens mehr Recht, den Ahasverus des Buches von 1802 mit Ioseph Cartaphilus zu verknüpfen? Von diesem nämlich berichtet der Chronist Matthäus Parisiensis: Als Jesus auf seinem letzten Leidensgange eben das Tor zum Palaste des römischen Prokurators habe durchschreiten wollen, da habe ihn der Pförtner des Palastes, Ioseph Cartaphilus, mit der Faust in den Nacken ge-schlagen und ihm spottend zugerufen: „Schneller, schneller! Was zögerst du?" Der Kreuzträger aber habe sich umgewendet und mit aufleuchtendem Auge er-widert: „Ich gehe, aber du sollst wandern, bis ich wiederkomme." Der Chronist fügt hinzu, so habe sich's auch bewahrheitet. Den Mann befalle alle hundert Jahre eine Schwäche, aber nach deren Überwindung kehre er jedesmal zu dem jugendlichen Alter zurück, in welchem der Messias bei seinem Todesleiden gestanden habe. Dieser Cartaphilus, der ein Christ geworden sei, bringe sein Leben schweig-sam als Büßer in Armenien zu. Später aber tauchte im Flusse der Vorstellungen von dieser Gestalt das mit ihnen ursprünglich verknüpfte Wandermotiv wieder empor. Man erzählte sich, der Wanderer sei in Bremen gesehen worden, und im Iahre 1542 soll er durch Hamburg gekommen sein usw.

Indes die Verschiedenheit zwischen dem Buche von 1602 und auch dieser früheren Erzählung tritt doch klar genug hervor, wenn auch nur an folgende diffe-rierende Züge erinnert wird: Dem Namen Ioseph Cartaphilus steht der Name Ahasverus gegenüber. Ferner war Cartaphilus Pförtner beim römischen Proku-

rator Pilatus, aber Ahasverus ein Schuhmacher, der anderswo wohnte. Sodann soll Cartaphilus den vorbeigehenden Christus in den Nacken geschlagen haben, aber davon ist bei dem Helden des Buches von 1602 gar nicht die Rede, sondern dieser hat den Kreuzträger nur nicht vor seinem Hause rasten lassen, als er unter der schweren last ermattet war. Fernerhin ist Cartaphilus durch die Taufe des Ananias in Damaskus ein Christ geworden, aber der Ahasverus des Buches von 1602 ist Iude. Andere, allerdings mehr nebensächliche Besonderheiten der Gestalt des Ahasverus-Buches sind in meinem Schriftchen „Ahasverus, der ewige Iude usw." behandelt.

Nun bemerkt freilich Soergel (S. 10), als Iude trete ja auch der Träger der Malchus-Legende hie und da auf. Das ist nämlich die Erzählung von dem römischen Kriegsknecht, dem bei der Gefangennahme Christi von dem temperamentvollen Iünger Petrus ein Ohr abgehauen wurde, und dessen Gestalt mit der des hohepriesterlichen Dieners zusammenfloß, der Iesu beim Verhör im Synedrium einen Backenstreich versetzt hat und der nach der späteren Erzählung dazu verurteilt worden sein soll, in einem unterirdischen Kerker um die Säule herumzulaufen, an die Christus vor seiner Kreuzigung gebunden worden war (bei Neubaur, S. 4). Aber indem Soergel auf jenen Umstand der Iudaisierung des römischen Kriegsknechtes Malchus aufmerksam macht, tut er dies erstens nur mit halbem Rechte, weil, wie erwähnt worden ist, dieser römische Legionär später mit der Gestalt eines hohepriesterlichen Dieners zusammenfloß. Zweitens aber hat Soergel durch den Hinweis auf diese Iudaisierung des Malchus unbewußterweise nur eine entscheidende Frage gestellt. Das ist eben diese: Warum denn wird Malchus in den Volkserzählungen zu einem Iuden gemacht? Weshalb denn ferner dachte sich das dichtende Volk eine rastlos und ewig wandernde Gestalt als einen Iuden?

Also selbst wenn es eine solche Person, wie den Iohannes Buttadeo oder den Joseph Cartaphilus, gegeben hätte — was doch aber keiner von den erwähnten neuesten Autoren über Ahasverus annimmt und selbstverständlich nicht anzunehmen ist —, selbst dann würde das legendarische Vorhandensein einer solchen Person Nicht die Hauptsache bei der Ableitung der Erzählung von „dem ewigen Iuden" sein. Die Hauptsache oder vielmehr der wirkliche Quellpunkt dieser Erzählung ist eine Idee. Es ist der — halb bewußte und halb unbewußte — Gedanke, daß das jüdische Voll sein Heimatland verloren habe und unter den übrigen Völkern zerstreut wohne, weil es einstmals Iesus als den wahren Messias verkannt habe. Um diesen Gedanken zur möglichst scharfen Ausprägung zu bringen, wurde das jüdisch« Volk in Ahasverus individualisiert. In demselben halb unbewußten Drange wurde das Verhalten des jüdischen Volkes gegenüber Iesus in einem allerschärfsten Ertrem, einem recht greifbaren Akt der Erbarmungslosigkeit, nämlich in dem Versagen eines Augenblickes der Rast gegenüber dem Kreuzesträger, erfaßt. Derselbe volkstümliche Gestaltungsdrang vollendete aber sein Werk, indem er auch das

Schicksal des zerstreuten und oftmals unter dem Drucke des Grils seufzenden Volkes Israel in dem Schicksal eines einzelnen personifizierte.
Schon hiermit meine ich aber deutlich genug gezeigt zu haben, daß die Erzählung oder vielmehr Erdichtung vom „ewigen Iuden" nicht eine Sage, sondern ein Mythus zu nennen ist.
Wie aber kam die darin auftretende Personifikation des Volkes Israel zu dem Namen Ahasverus? Auch diese Frage, die auch bei allen oben genannten neueren Betrachtern der Ahasverus-Gestalt ungelöst geblieben ist, meine ich beantworten zu können. Ich weise dabei auf die Festspiele hin, die von den Iuden an ihrem Purimfeste im März einstmals aufgeführt wurden, und von denen eines auch den Namen Ahasverus-Spiel trug, weil ja die Geschichte von der Entstehung des Purimfestes sich unter der Regierung des Ahasverus zutrug. Zu diesem Ahasverus-Spiel, bei dessen Aufführung vielfach auch gegen die Christenheit polemisiert wurde, kann die Erzählung von dem durch die Welt rastlos wandernden und sein Schicksal beseufzenden Ahasverus im Buche von 1602 ff. ein Gegenstück bilden sollen.
Diese Gedankenreihe erlaube ich mir wenigstens bis zur Darbietung einer besseren Lösung des Rätsels geltend zu machen.

Gustav Falke:

Der lustige Schweinetneg.

In Bergedorf die Bürger, die aßen gerne Speck,
drum hielten sie sich Schweine und kamen so zum Zweck,
kein Haus, wo sie nicht grunzten, die lieben Säue, ja
es hieß, es wären ihrer bei weitem mehr als Bürger da.

Alljährlich, wenn vom Baum fiel der Eichel reiche Last,
trieb in den Sachsenwald man die Schweine auf die Mast,
da schlemmten sie und schwelgten und wurden prall und rund
und brachten durch die Bank es gewöhnlich auf dreihundert Pfund.

Von Lauenburg der Herzog, des Sachsenwaldes Herr,
dem lief im Mund das Wasser zusammen mehr und mehr.
„Sind mein die Eichen, sind es die Eicheln doch wohl auch?
Bin ich ein Narr und mäste den Bergedorfern ihren Bauch?"

Gustav Falke Der lustige Schweinekrieg

„Sie geben von den Schinken nicht eine Schwarte her,
zu lang hab ich's geduldet und duld's nicht länger mehr."
Der Herzog schwur's im Zorne, setzt heimlich sich in Trab
und führt mit vierzig Knechten die Schweine all gefangen ab.
Nie war solch Iubilieren in Lauenburg zuvor,
als nun die fetten Säue einzogen durch das Tor.
Doch schrecklich war das Schreien in Bergedorf der Stadt:
„O unerhörter Frevel! Wir Bürger haben Brief und Blatt!"
In Hamburg, ihrem Herren, wohledelem Senat,
dem Nagten sie entrüstet die frevelhafte Tat.
Der ließ sogleich marschieren die ganze Kumpanei,
Musketen und Kanonen, und Reiter waren auch dabei.
Als das der Herzog hörte, bekam er einen Schreck
und fürchtete die Rechnung für den gestohlenen Speck.
Ei, kroch er schnell zu Kreuze, der truppenlose Fürst,
und tat Verzicht zur Stunde auf Schinken, Speck und Räucherwurst.
Nie war solch Jubilieren in Bergedorf zuvor,
als nun die Säue wieder einzogen durch das Tor.
Sie zählten ihre Lieben und zählten ein bei ein,
sie waren all beisammen, es fehlte nicht ein Schinkenbein.
Der Herzog doch ergrimmte ob solcher Schand und Schmach:
„Und dauert's sieben Jahre, ich rüst' auf meine Rach'!"
Die armen Lauenburger! Die Steuer drückte schwer.
Elf Jahre hat's gedauert, da halt' der Herzog auch ein Heer.
„Nun wehe Hamburg! Wehe! Nun salz' ich dir die Supp'!
Ihr Hechte und ihr Dorsche, paßt auf, wie ich euch schupp'!"
Mit Trommeln und mit Pfeifen ging's in den Sachsenwald,
das war ein großes Lärmen, sie hörten es in Hamburg bald.
Sie kamen schnell marschieret, die ganze Kumpanei,
Musketen und Kanonen und Reiter auch dabei.
Als das die Krieger sahen von Li — La — Lauenburg,
es waren meistens Bauern, da brannten mit Hurrah sie durch!

O je, das war ein Laufen! Verloren war die Schlacht,
noch eh man die Musketen zum Donnern hat gebracht.
O je, das war ein Springen, wohl über Stock und Stein,
ein Reiter fiel vom Pferde und brach dabei, o weh, ein Bein.
Dem Herzog half kein Fluchen, dem Herzog half kein Grolln:
„Was nützen mich Soldaten, wenn sie nicht schießen wolln!"
Er mußte neu besiegeln das alte Schweinerecht,
die Bergedorfer lachten, und die in Hamburg auch nicht schlecht.

Professor Dr. Alfred Klaar:

Kleistprobleme.

In der Betätigung des dramatischen Genies rücken im Gegensatz zu einem zerrissenen Leben die Werke Kleists zu einer Symphonie zusammen, in deren Sätzen die Stimmung wechselt, der gewaltigste Sturm durch dieses und jenes Scherzo abgelöst wird, bald der furchtbare Affekt, bald die bedeutsame Ironie, bald die Verzückung, bald der Todesmut die Oberhand gewinnt, aber in Motiv und Instrumentation die mächtige Eigenart überall einheitlich durchschlägt. Ist der Gehalt schon durch den wechselnden Lebensinhalt verschiedenartig bestimmt, so springt doch in unvergleichlicher Weise eine keusche, künstlerische Meisterschaft hervor, die sich mit imponierender Sprödigkeit an die inneren Forderungen, an das Ideal des Gewollten klammert, ohne dem Geschmack des Publikums, der bequemen Überlieferung, der leichten Theaterwirkung oder gar der Nötigung des Erwerbs das geringste Zugeständnis zu machen. Mit Hohn und Entrüstung weist Kleist in einem seiner Briefe die Zumutung, für Geld zu schreiben, von sich. Von dem Iugendwerke „Die Familie Schroffenstein" bis zum Meisterwerke „Der Prinz von Homburg" gehorcht er, unbeirrt von der Drangsal materieller Not, aber auch unerschüttert durch die Mahnungen eines Goethe, der ihn dem wirklichen Theater näher bringen möchte, und durch die Lockungen eines Iffland, der in seine Ablehnung des „Käthchen von Heilbronn" die Anerbietung des hilfreichen Theatermannes hineinspielen läßt, nur der inneren Stimme, der eigensten Vorstellung vom Berufe des Dramatikers. Als Mensch zerrüttet, stellt er sich als Dichter immer wieder auf die hohe Warte des eigenen Genies, wohl vergeblich harrend, daß die Mitwelt an seine Höhe herankomme, aber zu stolz, ihr die abwärts-

führenden Wege entgegenzukommen. Seinen« ersten dramatischen Werke, der „Familie Schroffenstein" merkt man wohl an, daß es ein Kind der philosophischen Verzweiflung ist, und daß es aus der Krisis, die das erschütternde Studium Kants in ihm erzeugte, hervorwuchs. Es ist die Tragikomödie der Dissonanzen zwischen unseren Willenstrieben und den dunklen Mächten, an denen wir scheitern. So nahe es dadurch an die Schicksalstragödien heranrückt, so hoch erhebt es sich trotzdem über die benachbarten Dramen eines eigenwilligen Fomilienfatums. Einmal durch die Macht eines ironischen Zorns, der den verhängnisvollen Zufall nicht feierlich nimmt, sondern in das Licht des Grotesken rückt, dann durch die wundervolle, sinnlich starke und doch reine Liebesszene, die alle Verzückungen naiver Hingebung als ein unvergängliches menschliches Erbteil erschütternd und versöhnend mitten in die unsäglichen Irrtümer und Mißverständnisse des Hasses hineinstellt, und vor allem durch den Ton der Charakteristik, der zum erstenmal in unserer Literatur erklingt.

Schon in diesem unkalkulablen Iugendwerke steht der Kleistsche Stil blank und fertig vor uns. Das Gefühl ist nicht in rhetorischen Bassins gesammelt, um in der Symbolik rauschender Rhythmen, in regelmäßiger Schönheit des Flusses auszuströmen, sondern es dringt in Quellsprüngen und Bergstürzen zutage, wie es unwillkürlich aus der Seele hervorspringt. Hastige Fragen und kurze Antworten, ineinandergedrängte Sätze, wie sie der Überstürzung des Affekts entsprechen, wiederholende Erwiderungen als der natürlichste Ausdruck der Verwunderung, stammelnde Naturlaute, die der Sammlung vorangehen, und in alledem eine geheime dichterische Melodie, die den Urton verklärt und beleuchtet, ohne ihn umzufärben. An diesem Präludium der Iünglingszeit, das Kleist später selbst verwirft, hat er nichtsdestoweniger schon die Fülle des eigenen Tons gefunden, ermutigt er sich innerlich zur Werbung um den höchsten Preis und geht geradenwegs darauf los, in der Ausführung seines nächsten Planes die Art Shakespeares und der Antike zu vereinen, das heißt die hohe Einfalt der Alten mit dem charakteristischen Vielleben des großen Briten zu galten. Dieser höchste Ausdruck seines Künstlerprogramms, sein Drama „Robert Guiscard", das ihm in Weimar und in dem nahen Osmannstädt gedieh, und das Wieland, bei dem Kleist als Gastfreund lebte, in helles Entzücken versetzte, ist durch eine unselige Verkettung von Umständen nicht auf uns gekommen. Wir besitzen nur Szenen dieser merkwürdigen Dichtung, in denen in der Tat der stark vermenschlichte Chor der Alten mit den individualisierten Kraftlauten Shakespeares wundersam zusammenklingt, und deren ergreifendes inneres Motiv: die Überwindung der kranken Physis durch heroisches Übermenschentum, unverkennbar auf schon angedeutete Erlebnisse Kleists zurückweist.

Zwischen diese ersten großen Anspannungen des Naturells, die das Gemüt in furchtbare Krisen versetzen und gewaltige Rückschläge zur Folge haben, drängt

sich beruhigend und mildernd ein Werk eigenartigster Komik, das in karg zugemessenen Tagen freundlicher Weltabgeschlossenheit entsteht, Kleists einziges, aber auch in seiner Art einziges Lustspiel: „Der zerbrochene Krug". Ähnlich wie später der „Prinz von Homburg" quillt seiner ganz auf Anschauung gestellten Natur das Motiv dieser Komödie aus einem Bilde, aus einem alten Kupferstich, hervor. Die Gestalten wachsen, verschärfen sich, geraten in Bewegung und, in der klassischen Komik eines Prozesses, in dem der Sünder als Richter fungiert, und der mit der behaglichen, volkstümlichen Kunst eines niederländischen Gemäldes durchgeführt ist, blickt die ganze eigenartige Meisterschaft Kleists hervor: in der sicheren Enthüllungstechnik, in die individualisierte Charaktere hineingestellt sind, wiederum eine Vereinigung antiker und Shakespearescher Züge — der Dorfrichter Adam ist mit Recht als ein Fürst des Humors unter der Schwelle des moralischen Bewußtseins dem Falstaff an die Seite gestellt worden — und innerhalb dieser wundersamen Mischung Kleists Eigentümlichkeit, im Austausch von Naturlauten die Menschen zur Selbstoffenbarung zu zwingen. Aber gerade diese Meisterkomödie, getränkt vom glücklichsten Humor spielender Überlegenheit — das beste deutsche Lustspiel neben Lessings „Minna von Barnhelm" — schlägt für den Dichter selbst ins Tragische um. Sie scheint seine menschlichen Träume verwirklichen zu sollen und macht sie zunichte. In Weimar, wo Goethe als Allmächtiger des Theaters waltete, wurde sie zuerst in ihrer Bedeutung erkannt und aufgeführt, und eben da, wo sie, ein Fremdling auf der akademischen Bühne, nicht Wurzel schlagen konnte, wurde sie zu Grabe getragen, um erst zehn Iahre nach Kleists Tode in Hamburg ihre Auferstehung zu feiern. Kleist fühlte sich gerade da, wo er sich einen Platz neben dem Olympier erträumt hatte, aufs heftigste zurückgestoßen. Der Schlag scheint den Diätar von Königsberg, den Ruhelosen, der zeitweilig wieder in ein kleines Amt geflüchtet war, eine Weile zu lähmen: aber in einer gewaltigen Regung des Selbstgefühls schnellt die Kraft aufs neue empor, um sich aufs höchste zu betätigen. Kleist hatte in früheren Tagen der Entmutigung, um sich der unerstorbenen technischen Geschicklichkeit zu versichern, zur Fingerübung des Ubersetzens gegriffen und sich auch an Moliöres „Amphitryon" versucht. Im Begriff, den Franzosen nachzudichten, fühlte er eine eigene Weise hervorquellen und die kecke Komödie vom lockeren Olympbeherrscher, der täuschende Menschengestalt annimmt, um die schöne Frau eines Irdischen ans Herz zu drücken, wandelte sich ihm in ein Mysterium vom Gottmenschentum, das reine Gemüter durch seine Umarmung in höhere Sphären entrückt.

In dieser Doppelmetamorphose von Mensch zu Gott und von Komödie zum Mirakel war seinem Genie etwas Neues aufgegangen: die Fabelgewalt der Antike, die das Urmenschliche in den einfachsten und großartigsten Formen darbietet. In diese Welt, die er mit ganz eigenen Augen

ansah, anders als die großen Weimarer Meister der Renaissance, flüchtete er nun mit seinem großen persönlichen Schmerz, mit seiner zurückgestoßenen Hingebung, mit seinem Prometheustrotze und dichtete die höchste Tragik seines Lebens in die gewaltige Penthesileatragödie hinein. Können wir nur ahnen, oder auf Wielands verzückte Äußerung hin vermuten, daß der „Guiscard" einst die Verschmelzung der Antike und Shakespeares in sich bewirkte, hier in der Tragödie von Achilles und dem Amazonenkampfe sehen wir die dichterische Tat vollbracht: verzückende heroische Einfalt und wildester an Shakespeare gemahnender Heroismus, große Linie und individuellster Ausdruck, die einander durchdringen, und in dieser innigen Vereinigung ein drittes, ein Unvergleichliches, aus sich heraus erzeugen, eine tragische Offenbarung des ungeheuren, schrankenlosen Impulses, die in dieser Kraft der Innerlichkeit nur einmal in der Literatur vorhanden ist. Zwei Empfindungen strömen in diesem Drama der ungezähmten Kraft zusammen; zunächst der Schmerz um die höchste Kraftentfaltung, der der Sieg im Leben versagt bleibt:

Das Äußerste, das Menschenkräfte leisten,
Hab' ich getan. Unmögliches versucht,
Mein alles hab' ich an den Wurf gesetzt;
Der Würfel, der entscheidet, liegt, er liegt:
Begreifen muß ich's — und daß ich verlor.

Dann aber die ungeheure Sehnsucht Kleists nach einer Ergänzung in Liebe und Kraft, in Stolz und Keuschheit, wie er sie ersehnte, und wie sie ihm zeitlebens versagt blieb. Sein Ideal des Weibes, das durch alle seine Dichtungen hindurchgeht, war die naive Hingebung, aber nicht die beschränkte, verständnislose, in den engen Kreis der Sinnlichkeit hineingebannte, sondern die beflügelte, mitempfindende, die sich an die Schwingen anschmiegt, um sich zum höchsten Fluge mitemportragen zu lassen. Eine kongeniale Leidenschaft, wie er sie seiner treuen und gütigen Braut vergebens zugemutet hat. Das im Leben unerfüllte Ideal verwirklicht er mit kolossaler Dichterkraft in seiner „Penthesilea".

Und um dieser kongenialen Erotik die größte Macht des Triebes zu geben, versetzt er sie in die märchenhaften Verhältnisse des Amazonenstaates, wo die Weiber das Kriegshandwerk der Männer ausüben, sich die Gatten als Gefangene erobern und, zu Müttern geworden, sie wieder heimschicken, um als Monarchinnen ihrer selbst, ihr Leben, ihren Staat und ihr Haus selbständig zu regieren. In diesem Gegensatz, der dem verzückenden und erschreckenden Siege der Frauennatur zur Folie dient, hat Kleist, was wenig bemerkt worden ist, alles vorweggenommen, was Mißverständnis der Frauenemanzipation und naturwidrige Lehre von der Verfehrung der Geschlechter in spätrer Zeit, nament-

lich in unseren Tagen, als scheingerechtes Postulat verkündet. Nichts anderes als die Grundzüge des märchenhaften Amazonenstaates, von dem Penthesilea mit so herrlicher Naivität dem Geliebten berichtet, predigt die nordische Wanderlehrcrin Ellen Key, wenn sie den Frauen empfiehlt, den Mann nur als eine Episode in ihrem Leben zu betrachten, die zwar unentbehrlich für Glück und Adel der Mutterschaft ist, aber nach Erfüllung ihres Zweckes nicht rasch genug überwunden und vergessen werden kann. Unser Dichter führt diesen Zustand nicht im ironischen, wohl aber im tragischen Sinne 26 adgur6um. Im Gegensatze zur anerzogenen Männerverachtung bricht die Liebe der Penthesilea zum ebenbürtigen Achill mit einer überwältigenden Naturkraft hervor. Hold und unheimlich, beglückend und verheerend, himmlisch in ihrer Seligkeit und bestialisch im Rückschlag ihrer Wut. Nie ist die Gewalt des Naturtriebes in ihrer dämonischen und tragischen Kraft, in ihrer hinreißenden Ursprünglichkeit und ihrer Furchtbarkeit gleich großartig dargestellt worden. Die hundertfachen Versuche der Franzosen, die Dämonie des weiblichen Naturells zu versinnlichen, erscheinen niedrig und trivial neben diesem Bilde. Es ist freilich ein in übermenschlichen Zügen gehaltenes Bild, aber keine Fälschung, nur eine grandiose Verstärkung der Natur. Die Mitwelt, soweit sie überhaupt von diesem Werke erfuhr, erschrak davor. Goethe gewährte dem wunderlichen Produkte keinen Einlaß in sein Theater; selbst in den Tagen der Kleist-Renaissance verschlossen sich die Bühnen lange diesem kühnsten und großartigsten Wagnis der Kleistschen Künstlerschaft. Das seltsame, an Äußerlichkeiten haftende Vorurteil der Theatermänner, daß diese Amazonenkomödic ein Nicsenmaß der weiblichen Körper verlange, hat bis vor kurzem diese Sprödigtcit mitbegründct. Erst in unseren Tagen ersteht die Penthesilea zu den mächtigsten Bühnenwirkungen, und zur Stunde beherrscht sie zwei der größten Theater in Berlin. Kleist selbst aber wuchs an solchen dichterischen Taten zu einem unerschütterlichen Gefühl des Könnens empor. Er zieht den Kreis, für den er schafft, immer enger, bis er zuletzt, ein Meister sondergleichen, mit heroischer Selbstbeherrschung völlig in sich selbst den Schwerpunkt findet. Uneingeschüchtert durch den Mißerfolg der „Penthesilea", zeigt er in einem Zauberspiegel die andere Seite seines weiblichen Ideals, „die Kehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol", sein Käthchen von Heilbronn, das zur Heldin des Amazonenstaates nach seinen eigenen Worten gehört wie das Plus zum Minus der Algebra — ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Bedingungen gedacht. Auch Käthchen ist unbewußt von jener kongenialen Erotik überwältigt, die mit allen Sinnen wie im Traume an den Geliebten hingegeben ist. Aber in ihr drängt der unwiderstehliche Impuls zu rückhaltloser Demut und grenzenlosem Vertrauen — auch ein Äußerstes, wie die Wildheit der Penthesilea, ein Letztes, das vor der Brutalität nicht zurückschrickt, aber nicht vor der betätigten, sondern vor der erduldeten, eine Fanatikerin der Liebe,

die in ihrer hingebungsvollen Holdseligkeit einzig dasteht, wie Penthesilea in ihrer Übertraft.
Im Käthchen aber vollzieht sich zugleich mit dieser so bedeutsamen, in ihrer Mildheit so wohltuenden Wendung des Frauenideals eine andere Umstimmung des Dichters. Er war bisher ein großartiger Individualist gewesen, eine ganz in sich ruhende Persönlichkeit, reich im Können und darbend im Gemüte, das vergeblich eine Heimat suchte. Das Unglück hat ihn allem Nahen und Nächsten so entfremdet, daß er mit dem Gedanken umging, Kriegsdienste in der Fremde — in Frankreich — zu nehmen — wohl das grellste Bild der Ertreme, die in gewaltigen Rückschlägen sein Inneres bewegten. Ietzt aber, in den Tagen der tiefsten Demütigung Deutschlands, vollzog sich in ihm etwas Wunderbares, die allgemeine Demütigung ließ ihn die persönliche vergessen, die Tage der äußersten Not weckten in ihm den Sohn des tapferen märkischen Adelsgeschlechtes, sein Schmerz erweiterte sich zu dem des ganzen Volkes, und seine fessellose Empfindung ergoß sich in die große nationale Bewegung. Käthchen ist bereits von dieser Strömung erfaßt, ist neben Goethes Götz die farbigste Verherrlichung mittelalterlichen nationalen Lebens, in dem die Kräfte freier und die Charaktere ungebundener walten.
Die nächsten Dichtungen Kleists treten in unmittelbare Beziehung zu den, nationalen Befreiungskampfe. In den Tagen, da der Dichter vergeblich in Osterreich umherirrt, um Kräfte gegen das nationale Ioch zu werben, drängt er alle Glut der aufgepeitschten und aufpeitschenden Empfindung in sein mächtiges und prophetisches Drama: „Die Hermannsschlacht" hinein, das mit den eindringlichsten Zügen eigenartiger Charakteristik einen erstaunlich scharfen politischen Blick vereinigt. Da diese höchst gestimmten Laute der Begeisterung, die seither Tausende mit sich fortgerissen haben, bei der Mitwelt kein Gehör finden, da dieses poetische Rüstzeug des Kampfes, das er, wie es in einem Briefe an den Gesinnungsgenossen Colli» in Wien heißt, den Deutschen schenken will, verschmäht wird, verzagt noch immer nicht dieses tapfere Herz. Mit allen Wurzeln klammert sich die tapfere Natur jetzt an den heimischen Boden, und in den letzten und herrlichsten seiner Dramen klingt zugleich mit allem Weichen und Holden, das in den Tiefen seines stürmischen Wesens lag, die Hoffnung auf die deutsche Mission Preußens, auf die einigende nationale Macht des deutschen Nordens an. Der Prinz von Homburg ist die wundersamste Synthese aller wohltuenden, liebenswürdigen, Herz und Sinne beglückenden Kräfte, über die Kleist gebot, und es hat etwas Ergreifendes, daran zu denken, daß diese erfreulichste aller Kleisischen Dichtungen in der Zeit des stärksten persönlichen Druckes entstand und das schwerste Leid aus der Brust ihres Schöpfers nicht hinwegbannen konnte. Hier ist die Schönheit der ersten Regungen in ein wahrhaft sonniges Licht getaucht, die Macht des Gefühls im Kampf mit der Satzung zum edelsten Siege emporgeführt,

der Konflikt mit einer Energie gelöst, die trotz aller ihrer Wucht dem Herzen
keine Wunden schlägt. Dabei ist die Farbe des Urdeutschen und Urmärkischen
mit einer Liebenswürdigkeit aufgetragen, der kein Gemüt sich entziehen kann.
Der Dichter hat sein Werk nur mit dem inneren Auge gesehen, kein Widerhall
dieser beglückenden Schöpfung drang an ihn heran, und auch die wunderlichen
Mißverständnisse, mit denen sie später zu kämpfen hatte, sind ihn, erspart
geblieben. Wir erinnern uns staunend der Widerstände, mit denen diese«
Schauspiel bis tief in das neunzehnte Iahrhundert hinein zu kämpfen hatte,
des stereotypen Tadels, daß der Prinz von Homburg durch die Todesfurcht
hindurch zum Heroismus der Todesverachtung hindurchschreite. Gerade darin
liegt ja einer der feinsten, der echtesten und der individuellsten Züge der Dichtung.
Kleists Held ist kein Soldat von mechanischer Tapferkeit, kein Mann der Kon-
vention, der aus Anstand eine Regung verleugnet, sondern eine Natur, die sich
in kindlicher Wahrhaftigkeit offenbart. Menschlich, ehrlich gesteht er, was er
sieht, die Grauen des Todes, der ihn nicht im Getümmel der Schlacht, in«
Rausche der Betätigung, sondern in der furchtbaren Ruhe und Nüchternheit
der Richtstatt ereilen soll. Er macht kein Hehl aus seinem Schauder, klammert
sich an das warmblütige Leben und erhebt sich zuletzt, da nn das Recht seiner
eigenen Brust appelliert wird, zum Heldentum der Selbstvernichtung. Das
ist groß und natürlich, wie es denn aus einer großen Natur hervorgeströmt ist.
Die Zusammenhänge des Prinzen von Homburg mit den eigensten Schicksalen
Kleists sind noch zu wenig gewürdigt. Der Dichter selbst hatte mehr als
einmal gegen die sogenannte Disziplin gefrevelt, war dem Drill und dem
Staub der Paragraphen entflohen und stellte doch seinen Mann in der höchsten
Not des Vaterlandes. Wie seine großen Nationalgedichte, so weist seine letzte
Rückkehr zum Offizierstande, seine letzte Annäherung an die waltenden Mächte
Preußens auf diesen homburgähnlichen Konflikt in seinem Leben. Und Kleist
selbst ging durch die Todesschauer zur Todesverachtung. Aber keine gütige
Hand nahm ihm im entscheidenden Momente die Binde vom Auge und schlug
die tödliche Waffe nieder, und erst über seinem Grabe wurde in späten Tagen
der Lorbeer niedergelegt.
Nie wohl hat ein Dichter der Verkennung größere innere Triumphe
abgerungen und einer Welt, die ihn verkannte, und die er zuletzt von sich stieß,
größeren Reichtum hinterlassen. Wie dem Drama, so hat er der Novelle
einen durch die ganze Literatur nachklingenden Eigenton gegeben. Eine Seite
seiner dramatischen Meisterschaft, die Kraft der Objektivierung, entfaltete sich
hier zu einer erstaunlichen Virtuosität. Leidenschaftlich in der Behauptung
seines Stils, legte er hier das größte Gewicht darauf, Menschen und Zustände
als ein scheinbar Unbeteiligter mit einer imponierenden Ruhe und Zurück-
haltung, mit einer plastischen Sachlichkeit sondergleichen aus ihrem Boden
hervorwachsen zu lassen, so daß wir den Eindruck gewinnen, als hätten wir

es mit Natur- und Zeitgebilden, nicht mit Dichterschöpfungen zu tun. Von
seinen Dramen weist das Käthchen am meisten auf diese Seite seines Könnens.
Auch da ist alles so dargestellt, als wäre nicht nur der Stoff, sondern auch die
Vortragsweise aus der Zeit der Vorgänge herausgewachsen. Darum muß,
beiläufig bemerkt, Käthchen eine Kaisertochter sein, weil in der Anschauung
der Zeit, in die das Ganze getaucht ist, ihr höchster Seelenadel sich nicht
anders erweisen kann. Diese Kunst, darzustellen, als ob die Zeit sich selbst
berichtete, ist in den Kleistschen Erzählungen zur höchsten Meisterschaft aus-
gebildet und ist tonangebend für die chronikale Novelle geworden, deren Zauber
in einer wundersamen Gegenständlichkeit liegt, die das Gefühl um so stärker
ergreift, je weniger sie ihm vorgreift, und die das höchste Maß der Realität
dadurch erreicht, daß Einfalt und Unbefangenheit älterer Tage sich garnicht
im Geiste des Dichters zu brechen, sondern unmittelbar zu uns zu reden
scheinen. Und auch hier sammeln sich die Kräfte zu einer dichterischen Großtat,
die den Stil an einen, der höchsten Probleme beglaubigt, zu der Meister-
erzählung „Michael Kohlhaas", die in der chronikalen Art an den Maler-Stil
der heutigen Primitiven erinnert, der Erzählung vom leidenschaftlichen
und tragischen Kampfe um das Recht — einem Kampfe, in dem Kleist, wie
Michael Kohlhaas, erlag, den, er aber den höchsten dichterischen Ausdruck ge-
geben hat.

In den Tagen, da das deutsche Volk der Reichtümer inne ward, die
es der dichterischen Kraft Kleists zu danken hat, wurde naturgemäß auch oft
der alten geistigen Residenz Deutschlands gedacht, an die Kleist so nahe herankam
und von der er sich dann unsäglich weit entfernte, konnte die Erinnerung nicht
an Weimar vorbeigehen, wo die höchsten dichterischen Kräfte der Nation sicb
in Kleists Tagen zu einer harmonischen Wirksamkeit zusammenschlossen, die
durch ein Jahrhundert unser inneres Leben gestimmt und bereichert hat.
Aber nicht, wie sonst, in reiner Begeisterung und Verehrung, sondern mit
lauterem oder stillerem Vorwurf wurde Weimar, das Mekka deutscher Geister,
in den Erinnerungen an Kleist erwähnt. Grade in der Hochburg deutscher
Dichtung hat das Genie schwere Wunden empfangen. Doch muß man sich
wohl hüten, mit rasch fertigem Urteil und in verseichtenden Schlagworten von
der Schuld Weimars an Kleist zu reden. — Gewiß gibt es einen Weimarer
Konflikt, der tief in das Leben des Dichters eingegriffen hat. Aber soweit
überhaupt bei einem Gegensatz ehrlicher Naturen und durchgreifender Welt-
und Lebensanschauungen von einer Schuld die Rede sei kann, ist Licht und
Schatten auf beiden Seiten so verteilt, daß sich die Ausgleichung und Versöhnung
im Gefühle später Geschlechter ganz von selbst ergeben muß. In Wahrheit
war Heinrich v. Kleist kein weimarfeindlicher Mann. Es ist eine ganz falsche
Vorstellung, sich ihn wie einen stürmischen Revolutionär des Literaturmarktes
zu denken, der die Götterbilder niederreißt, um seine Zeichen aufzupflanzen.

Wie alle Jünglinge seiner Zeit, die die Enge des Lebens durchbrachen und
zur geistigen Freiheit emporstrebten, stand er unter dem unmittelbaren Einfluß
der Klassiker. Schiller hat auf seine Entwicklungszeit die tiefste Wirkung aus-
geübt. Der „Wallenstein" machte Epoche in seinem jungen Leben, und be-
zeichnenderweise ist es nicht so sehr die seinen späteren Werken verwandte
Objektivität, die ihn anregt, als die Liebesepisode, als das Verhältnis zwischen
Mar und Thekla. Seiner Braut schlägt er einmal vor, nur im Geiste dieser
beiden Liebenden verkehren zu wollen. Da er sich als Künstler fühlt, schweifen
alle Träume von Ruhm und Anerkennung nach Weimar. Das ihm zuge-
geschriebene Wort, er wolle Goethe den Kranz von der Stirn reißen, zeigt — ob
wahr oder unwahr — daß er für den grenzenlosen Aufschwung, der ihm
vorschwebte, kein höheres Ziel kannte, als die Hoheit und das Können des
Weimarer Olympiers. Eine persönliche Begegnung führte ihn zuerst in den
geistigen Kreis von Weimar ein. In der Schweiz hatte er sich in seiner
verhältnismäßig glücklichsten Zeit mit Ludwig Wieland angefreundet, und der
Iugendgenosse brachte ihn in das Heim seines Vaters Christof Martin Wieland.
In das Künstlerleben Kleists hat kaum eine andere Begegnung tiefer und
wohltätiger eingegriffen als die mit dein siebzigjährigen Dichter des „Oberen".
Die wenigen mit ihm ringenden Freunde späterer Zeit konnten ihm nicht
geben, was dieser lebensfrische Greis mit seiner Autorität, mit seiner Einsicht,
mit seiner für Kleist so bedeutsamen Anempfindung der Ekstase dem Iüngling
gewährte. Was Kleist vor allem verlangte, was das stärkste Bedürfnis seiner
impulsiven und anspruchsvollen Natur war, grenzenloses Vertrauen, das brachte
Wieland dem Dichter der „Familie Schroffenstein" entgegen. Es ist nicht
zuviel gesagt, wenn man Weimar als die Geburtsstätte der künstlerischen Sicher-
heit Kleists bezeichnet. Die große Wärme Wielands schloß das Innere des
spröden Gastes auf. Hier entwickelte Kleist sein dichterisches Programm, und
dem feurigen Alten vertraute er die fertigen Szenen seines „Guiscard" an.
Und nicht etwa mit der Überlegenheit des Meisters, sondern mit der Begeisterung
eines Genossen nahm der Siebzigjährige die Bekenntnisse und Proben des
Zwanzigjährigen entgegen. Eine Tochter Wielands, ein vierzehnjähriges Mädchen,
faßte eine tiefe Neigung zu dem jugendlichen Gaste, der dieses Gefühl erwidert
zu haben scheint, aber dann vor der Verantwortung erschrak und aus dem
Hause, wo er kein Unheil anrichten wollte, entfloh. Ein Brief von Luise
Wieland, der erst in diesen Tagen ans Licht gekommen, sagt uns, daß diese
frühe Neigung und Enttäuschung tief in das Leben des Mädchens einge-
griffen hat. Wieland wußte darum, und es wäre menschlich gewesen, wenn
er dem Gastfreunde gegrollt hätte. Aber nichts lag ihm ferner; in seinen
Briefen an den Flüchtling spricht das alte Vertrauen zum Genie: „Nichts
ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich; Sie müssen
Ihren „Guiscard" vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und alles auf

Sie drückte." Der Eindruck dieser Worte Wielands auf Kleist war so groß, daß er sich in Tagen schwerster Entmutigung diesen Brief Wlelands von seiner Schwester erbat, um sich an ihm aufzurichten und zu stärken.

Und Goethe? Um sein Verhältnis zu Kleist zu begreifen, muß man sich vorstellen, welche Mächte da einander gegenüberstanden. Als Kleist als Künstler ins Leben trat, war die höchste geistige Blüte von Weimar angebrochen, und diese brachte der Nation nicht nur einen dichterischen, sondern einen menschlichen Idealtypus. Während Kleist sich früh von der Philosophie losgerissen hatte, um in der Kunst und bloß in der Kunst das Höchste und Letzte zu finden, war hier seit den Tagen des Bündnisses zwischen Goethe und Schiller durch die Kunst hindurch eine Vorbildlichkeit des gesamten geistigen Lebens hervorgewachsen, die zur menschlichen Harmonie, zur Veredlung aller menschlichen Kräfte hinstrebte. Der Sturm und Drang lag weiter hinter den Heroen, die Antike war ihnen mehr als ein Schönheitsideal, war ihnen Norm und Maß erhöhten Lebens, edler Selbstbeherrschung. Und während Schiller die Grundsätze der ästhetischen Erziehung entwickelte, blickte Goethe schon in die Zeit der regierenden Naturwissenschaften, die die Harmonie des Alls enthüllen sollten, hinaus. In diese Welt stürmte Kleist hinein, ein großer Künstler, ein zerrissener, unvollendeter Mensch. War Goethe blind für die Bedeutung dieses Fremdlings? Gewiß nicht. Er ist Kleist weiter entgegengekommen als irgend ein anderer entscheidender Mann seiner Zeit. Er sah das Außerordentliche, er erkannte es an. Goethe allein sah in Kleist das Phänomen, das ihn immer wieder beschäftigte. Er ließ den „Zerbrochenen Krug" in Weimar spielen, wenn auch in einer wunderlichen Form, nämlich in einer Dreiteilung, die tödlich für den unheilbar fortgesponnenen Prozeß wurde. Er las die „Penthesilea", die ihm Kleist auf den Kniecn des Herzens darbrachte; aber er konnte kein Verhältnis zu dem Stücke finden, das in der Verherrlichung der Ekstase so sehr seinen« menschlichen Ideale widersprach, und das die fessellose Bewegung in den Bereich der Antike verlegte, deren Sprache und Überlieferung ihm selbst zum Ausdruck der edlen Gebundenheit, des schönen Maßes geworden war. Die Iphigenia wehrte sich gegen die Penthesilea. Er glaubte, für Kleist nichts Besseres tun zu können, als indem er ihm mit herber, aber mit ehrlicher Aufrichtigkeit die Mahnung zukommen ließ, an das wirkliche Theater, das heißt an die Grenzen des nach seiner Meinung Darstellbaren zu denken. Wie Nathan glaubte er Arznei, nicht Gift zu reichen. Sicher stand seiner abgeklärten Natur auch Kleists Wesen als etwas menschlich Fremdes, wenn nicht gar Feindseliges, gegenüber. Kleist ging ohne festen Lebenshalt, kühn und stolz auf den steilsten Wegen. Goethe hätte ihm vielleicht zurufen mögen:

„Merke, Iüngling, Dir bei Zeiten,
Da sich Geist und Herz erhöht,

Daß die Muse zu begleiten —
Doch zu leiten nicht versteht!"
Galt doch in jenen Tagen nichts für toller und gewagter, als durch
die Dichtung leben zu wollen, und selbst der alteWieland schrieb seinem Sohne,
der als freier Schriftsteller sich eine Eristenz gründen wollte, das sei nichts
anderes, als wenn sich ein Mädchen zurMetze erniedrigte. So stand Goethe auch
der äußeren Planlosigkeit Kleists sicher erst tadelnd und später bedauernd gegenüber;
sein Blick trog ihn nicht, als er im Dämonismus des Genies zugleich die Züge
der menschlichen Zerrissenheit und Krankheit entdeckte. Zur persönlichen Harmonie
war ja Kleist in der Tat nie gelangt, und etwas Elementares schied den großen
Lebensmeister, der sich die Welt unterworfen hatte, von dem Lebensmärtyrer,
der nur die Welt wegwerfen konnte. Goethe tat und sprach, wie er mußte,
und es kam ihm aus dem Herzen, wenn er später sagte, Kleist erinnere ihn
an einen von der Natur schön intentionierten Körper, der von Krankheit ent-
stellt worden sei. Eines aber übersah er: die Tapferkeit des leidenden Menschen,
der sich immer wieder aus der dunklen Umarmung des Dämons befreite,
um dem Genius zu gehorchen. Kleist war kein erlösender Geist wie Goethe;
er war es nicht für sich und konnte es auch nicht für die Menschheit sein.
Aber er war ein die Gefühle lösendes Genie, das in seiner Kraftbetätigung,
in seinen reifsten Kunstwerken nur an sich selbst zu messen ist und darin den
Größten, auch Goethe, nahesteht. Was in ihm auch kranken mochte, sein
schöpferischer Trieb war gesund, und die Iahrhundertfeier seines Todes konnte
den nie verwundenen Schmerz um ihn in seine eigenen Worte fassen:
„Die kranke, abgestorbne Eiche sieht dem Sturm;
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder.
Weil er in ihre Krone greifen kann."

Selma Lagerlöf:
Der Spirrtus.
Einzig autorisierte Übertragung a. d. Schwedischen v. Marie Franzos.
Schluß.
An> Montagmorgen, als Konstantin wieder an dem niedrigen schmalen Echustertisch Krus Erik gegenüber saß, war ihm so gottsjämmerlich zumute wie nie zuvor in seinem ganzen Leben.
Er war sich nun ganz klar darüber, daß er Krus Erik den Spirrtu« abtreten müsse. Er wollte nichts mehr damit zu wn haben.
Den ganzen Sonntag Nachmittag hatte er beim Fischen ganz merkwürdiges Glück gehabt. Einen großen Barsch nach dem anderen hatte er heraufgezogen, während die anderen Burschen, die mit ihm im Boot waren, gar nichts gefangen hatten.
Es war nicht so leicht zu sagen, woher dies kam. Er wußte bei sich, daß er die ganze Zeit eifrig und wachsam gewesen war, während die anderen geplaudert und an weiß Gott was gedacht hatten.
Schließlich hatten die anderen sich geärgert, daß sie nichts fingen, und waren mitten in seinem besten Fischerglück heimgerudert. Und da das Boot und die Fischgeräte ihnen gehörten, hatten sie auch alle Barsche behalten. Wenn sie sich nicht darüber geärgert hätten, daß er allein Glück hatte, würden sie ihm vielleicht ein paar Fische gelassen haben. So aber mußte er mit leeren Händen abziehen.
Dies war schon recht verdrießlich gewesen, aber noch Schlimmeres erwartete ihn, als er nach Hause kam. Ost Samuel war bei den Eltern gewesen und hatte sich über ihn beklagt. Er hatte einem guten Freunde behilflich sein wollen, ein Pferd zu kaufen, das ganz so wie eines war, das er einmal gehabt hatte. Aber nun hatten sie für des Kirchenvorstehers graue Stute viel zu viel bezahlen müssen, und das war Konstantins Schuld.
Der Kirchenvorsteher hatte nämlich nicht den Verstand gehabt, über den Handel zu schweigen, sondern kaum war der Kauf glücklich abgeschlossen, erzählte er Ost Samuel, woher er wußte, wie hoch die Käufer gehen wollten. Und nun wußten die Eltern von dem FUnfkronenschein und der ganzen Sache.
Sie waren ganz verängstigt, weil er Ost Samuel erzürnt hatte. Was sollten sie anfangen, wenn er seine Hand von ihnen abzog?
Mutter konnte gar nicht verstehen, was in ihn gefahren war. Nie hatte er so etwas getan. Wie konnte es ihm einfallen, andrer Leute Geheimnisse zu verraten und sich dafür noch obendrein bezahlen zu lassen? Er war ein rechter Iudas.

Die fünf Kronen hatte die Mutter an sich genommen, um sie dem
Kirchenvorsteher zurückzugeben. Solches Sündengeld konnten sie nicht behalten.
Konstantin suchte sich noch selbst weiszumachen, er glaube gar nicht,
daß diese Graberde irgendwelche Macht habe. Aber im tiefsten Inneren war
er doch überzeugt, daß sie die Schuld an allem trug.
Heute morgens, als er von daheim fortgegangen war, war er fest ent-
schlossen gewesen, sich, sowie er nur Krus Erik traf, des Teufelszeugs zu
entledigen. Aber das Seltsame war, daß er es nicht vermocht hatte. Schon
mehrere Male war er mit der Hand in die Tasche gefahren und hatte die
Dose gefaßt, um sie herzugeben, aber immer wieder war es ihm leid geworden.
Es war doch so kurios, ein solches Ding sein Eigen zu nennen. Und
sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es wirklich Macht hatte. Bisher
hatte es nur Elend über ihn gebracht, aber dennoch schien es ihm ganz un-
möglich, sich davon zu trennen.
Er war von diesen Gedanken so benommen, daß er schlechter arbeitete
als sonst, und Krus Erik merkte es. Aber Krus Erik hatte eine prächtige Art,
mit seinen Lehrlingen umzugehen. Er schalt sie nie, sondern er hatte seine
kleinen Finten, die er anwendete, um sie zur Arbeit anzuhalten.
Als Konstantin eben zum zehnten Mal die Hand in die Tasche steckte,
um den Spirrtus hervorzuholen, sagte der Meister:
„Du, Konstantin, ich habe nun zwei Paar Schuhe bezeichnet, die wollen
wir heute fertig machen. Was meinst du, wenn wir um die Wette arbeiten
würden? Du machst das eine Paar und ich das andre, und dann wollen wir
sehen, wer zuerst fertig wird."
Der Spirrtus fuhr wieder in die Tasche hinab. Konstantin ging mit
Feuereifer auf den Vorschlag ein. Das war einmal eine gute Gelegenheit
zu erproben, ob das Teufelszeug zu etwas taugte.
Sie nahmen Messer, Hammer, Zangen, Leisten, Leder, Schuhgarn, Nägel,
Pfriem, Ahle, kurz alles, was zur Schusterei nötig ist, und legten es vor sich
hin. Dann zählte der Meister feierlich: Eins, zwei, drei, und der Kampf begann.
Sie schnitten das Oberleder zu, kleisterten das Futter mit Roggenmehl-
papp fest, und während dies dann auf dem Herde trocknete, drehten sie das
Schuhgarn zu hartem Draht und befestigten an den Enden Schweineborsten.
Damit wurden sie alle beide zugleich fertig, aber Krus Erik wunderte
sich nicht wenig, als er sah, wie behend Konstantin sich anstellte, als er den
Faden drehte und die Borsten befestigte. Dies waren andere Griffe als seine
gewöhnlichen.
Dann hieß es die Sohle zuschneiden und einweichen, um dann leichter
damit hantieren zu können.
Es war merkwürdig zu sehen, wie rasch Konstantins Messer durch das
harte Leder schnitt.

Erik Erson hatte anfangs etwas langsamer .gearbeitet als gewöhnliche
damit Konstantin nicht mißmutig wurde und die Hoffnung zu gewinnen aufgab.
Aber nun merkte er, daß er sich etwas mehr beeilen mußte, sollte er nicht
selbst zurückbleiben.
Sie nahmen nun Ahle und Pechdraht, um das Oberleder zusammen-
zunähen. Es war, als bewegten sich die Hände des Lehrlings rascher als Vogel-
flügel. Krus Erik verlangte die Arbeit zu sehen. Er fürchtete, daß Konstantin
vor lauter Eile etwas zusammenpfuschte.
Doch Konstantin zeigte ihm eine Nacht, die ganz gerade und gleich-
mäßig war, eine rechte Perlsticharbeit.
Keinen Augenblick war es Krus Erik in den Sinn gekommen, daß er
in diesem Kampfe nicht Sieger bleiben könnte. Aber nun begann er ein
wenig bedenklich zu werden.
Konstantin hatte schon einen Vorsprung. Und seine Finger bewegten sich
so rasch wie bei Einem, der auf einem Iahrmarkt Zauberkünste macht.
Als es zur Mittagsrast läutete, hatte Konstantin schon den ersten Schuh
auf dem Leisten und klopfte jetzt auf die Sohle, um sie glatt und hart zu
machen. Krus Erik war noch lange nicht so weit. Keiner von ihnen sah von
der Arbeit auf, obgleich jetzt ihre freie Zeit war.
Konstantin dachte ganz flüchtig daran, wie er sich sonst zu freuen pflegte,
wenn er ausruhen durfte, aber heute war es etwas anderes, heute ging die
Arbeit ganz von selbst. Er wurde nicht müde, und nichts fiel ihm schwer.
Er dachte eigentlich gar nicht so sehr daran, vor dem Meister fertig zu werden.
Aber er hatte früher gar nicht gewußt, daß es ein Spaß sein kann zu arbeiten.
Sie wurden zum Mittagsessen in die Küche gerufen. Als sie ein paar
Bissen herabgewürgt hatten, liefen sie, einer an dem anderen vorbei, wieder
in die Gesindestube, wo sie ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten.
Das andre Hofgesinde merkte, was da vorging. Und statt ihre Mittags-
ruhe zu halten, stellten sich die Leute hin und sahen den zwei Schustern zu.
Alle hielten es zuerst für ausgemacht, daß Krus Erik als Erster fertig
werden würde. Aber als sie ein Weilchen zugesehen hatten, begannen sie ihre
Meinung zu ändern. Einer nach dem anderen sagte zu Krus Erik, einen so
tüchtigen Lehrling wie diesen habe er gewiß noch nie gehabt.
Krus Erik saß jetzt da und hämmerte Nägel in die Sohle. Er schlug
ungleich und heftig, und alle sahen, daß er keine so gute Arbeit machte wie sonst.
Für Konstantin hingegen legte sich alles zurecht. Alles paßte an die
richtige Stelle. Ieder Hammerschlag traf.
„Das werden schöne Schuhe", sagten die Leute. „Du kannst bald dein
eigener Herr sein."
Die Knechte gingen ihrer Wege, und die Schuhmacher arbeiteten, klopften
und hämmerten schweigend weiter. Plötzlich stieß Krus Erik einen leisen

Schrei aus. Er hatte daneben geschlagen, der Hammer hatte den Daumennagel getroffen.
Konstantin warf einen raschen Blick zu Krus Erik hinüber. Es gab niemanden, der so gut gegen ihn gewesen war, so viel Geduld mit ihm gehabt hatte. Ietzt erst fiel es ihm ein, daß es dem Meister vielleicht weh tun würde, wenn es sich zeigte, daß der Lehrling rascher und besser Schuhe machen konnte als er.
Der Alte sah ganz elend aus, wie er da saß und sich rackerte.
Es war auch vielleicht kein ganz ehrlicher Kampf, Konstantin mußte zugeben, daß er an einem anderen Tage, wo er keinen Spirrtus in der Tasche hatte, nicht so hätte arbeiten können.
Er merkte, daß Krus Erik sich nicht einmal die Zeit nahm, den Daumen ins Wasser zu stecken. Er hatte natürlich Angst, daß Konstantin einen zu großen Vorsprung gewinnen könnte.
Der Lehrling fühlte wohl, daß er den Meister schonen und ein bißchen langsamer arbeiten sollte, aber er konnte sich nicht halten. Es war eine solche Arbeitslust über ihn gekommen.
Als die Uhr fünf schlug, standen beide Schuhe fertig vor ihm. Er schob sie zu Krus Erik hinüber.
Der Meister legte den Schuh, den er in der Hand hielt und der noch nicht fertig gesohlt war, nieder. Er prüfte die Arbeit des Lehrlings lange und eingehend.
„Du brauchst heute nichts mehr zu machen. Du kannst nach Hause gehen", sagte er still.
„Arbeiten wir morgen auch hier?"
„Ia, ich arbeite hier", sagte Krus Erik. Und als er nun den Kopf hob, flog ein scharfer, haßerfüllter Blick zu Konstantin hinüber, „aber du nicht. Ich kann doch nicht mit einem Lehrling dasitzen, der besser arbeitet als ich selber."
Konstantin erwiderte nichts, er nahm nur seine Mütze und ging auf die Türe zu. Auf der Schwelle drehte er sich um. Die Hand fuhr unwillkürlich in die Tasche, aber sie verblieb da, sie kam nicht wieder in die Höhe.
„Schönen Dank auch, behüt Euch Gott", sagte er und schloß sachte die Türe hinter sich zu.
Konstantin stand im Mondschein daheim auf dem Hof und schoß mit einer Armbrust nach der Scheibe.
Er hatte sie sich vor langer Zeit einmal gemacht, als er etwa zwölf, dreizehn Iahre alt war, aber damals hatte er nie rechtes Glück mit dem

Schießen gehabt. Es war noch nie vorgekommen, daß er das traf, worauf er zielte.
Ietzt hingegen schoß er einmal ums andere ins Schwarze einer kleinen Schießscheibe, die er, auf die Scheunenmauer gezeichnet hatte.
Er sah prächtig aus, wie er da stand und schoß, und eine der Schwestern war herausgekommen, um ihm zuzusehen. Er prahlte und rühmte sich seiner Geschicklichkeit, wie er dies nie getan hatte.
Aber im tiefsten Herzen hatte er eine Todesangst. Auf dieses Schießen war er nur verfallen, um nicht an Krus Erik und den Spirrtus und das ganz« Elend denken zu müssen.
Er fühlte eine unbändige Lust, sich auszuzeichnen, zu zeigen, wie behend und stark und geschmeidig er war. Er hoffte, daß auch Mutter ans Fenster treten und sehen würde, wie gut er schoß.
Aber gleichzeitig bedrückte es ihn, daß er so schlecht und sündhaft geworden war. Wenn er sich doch von dem Teufelszeug trennen könnte.
Doch jedesmal, wenn er daran dachte, fühlte er, daß er den Spirrtus mehr liebte als alles andere auf Erden. Es ging ihn, wohl so wie den Leuten, die den Branntwein liebten. Sie konnten nicht davon lassen, wenn sie gleich wußten, daß er sie zugrunde richtete.
Der Spirrtus hatte ihm nichts andres als Unglück eingetragen. Aber dennoch fühlte er sich stolz und stark und zu allem möglichen fähig, solange er ihn in der Tasche hatte.
Er hätte gerne jemanden gefragt, ob es böse oder unrecht war, daß er den Spirrtus behielt. Doch mit Mutter getraute er sich nicht von so etwa« zu sprechen, und Krus Erik war ihm ja böse.
Plötzlich hörte er zu schießen auf und wandte sich an die Schwester, die daneben stand und ihn betrachtete. Und in fliegender Eile erzählte er ihr all das seltsame, das ihm widerfahren war.
Sie saß schweigend da, solange er sprach. Sie glich so ganz der Mutter, wie sie da saß und mit deutlichem Mißfallen zuhörte.
Als er geschlossen hatte, drang sie darauf, das Ganze Mutter zu erzählen.
„Du willst es ihr klatschen?"
„Nein, aber ich will Mutter bitten, herauszukommen, damit du es ihr sagen kannst."
Er verbot es ihr in höchster Unruhe, aber sie hielt an ihrem Vorhaben fest und stand auf, um ins Haus zu gehen.
„Tu das nicht, ich schieße auf dich", rief er und hob den Bogen.
Sie drehte sich um, als er das rief. Er hatte schon den Pfeil auf

den Bogen gelegt. Doch sie lachte ihn aus. Der Bogen war klein und schwach und der Pfeil ein Holzpflöckchen ohne Spitze. Nicht einmal einen Sperling hätte er mit dieser Waffe erlegen können.
„Schieße nur, so viel du willst, ich gehe doch zu Mutter", sagte sie eigensinnig.
Im selben Moment kam der Pfeil herangeschwirrt und traf sie gerade ins Auge
Sie lag krank, mehrere Monate mußte sie im Hospital verbringen.
Als sie wieder heimkam, hatte sie nur ein Auge.
Während ihrer Abwesenheit war Konstantin wieder der Alte geworden.
Er ging wieder zu Krus Erik in die Lehre. Er war artig und bescheiden, ein bißchen ungeschickt und gleichmütig ganz wie früher.
„Du darfst nicht glauben, daß ich auf dein Auge gezielt habe," sagte er.
„Ich schoß auf den Dachfirst, aber als der Pfeil abflog, da war es, als hätte eine Hand darauf geschlagen, so daß er gerade auf dich losflog."
„Ich habe gesehen, daß du nicht nach meiner Richtung geschossen hast," sagte sie.
„Ich bin nachts mit ihm auf den Kirchhof gegangen. Ich hatte solche Angst vor ihm."
Sie saß da und grübelte. Sie war seit dem Unglück ganz wie ein alter kluger Mensch geworden. Sie war kein Kind mehr.
„Ich möchte wissen, was es war," sagte sie.
„Es war wohl nichts. Aber ich sehne mich nach ihm. Ieden Tag sehne ich mich nach ihm."
„Ich denke", sagte sie zögernd „wenn du nur glauben würdest.
Wenn du dir nur einbilden könntest, daß du ihn hast. Dann könntest du ebenso gut schießen und Schuhe machen, wie damals, als du ihn noch in der Tasche hattest."
„Nein," sagte er, „ich habe versucht, aber es geht nicht. Es ist, als wollte dir jemand sagen, du sollst dein Auge selbst heilen, so daß du wieder so gut damit siehst wie zuvor. Das ist etwas, worüber man selber keine Macht hat..."

Oskar von Schütte:
Richtet nicht ....
Eine Erzählung aus den Bergen.
(Fortsetzung.)
?.
Die Tage stürmten in den November hinein. Es war die Zeit der Wintcr-
verproviantierung für die Dörfler und die Hofbesitzer. In der Stadt gab es den
großen Herbstmarkt. Auf dem Breitenast war das Muetti allein zurückgeblieben.
Der Gruber war hinunter einen neuen Knecht zu dingen. Der Gewohnheit nach
mußte er schon zurück sein. Der Tag war am Verlöschen, spärlich kam das Licht
hinter dem Hügel vor. Das Muetti kletterte die nasse Stoppelhalde hinauf, um
Ausschau zu halten. Sie konnte noch sehen, wie sich weit unterm Bühl etwas müh-
selig heraufarbeitete. Schwerbefrachtet, seufzte sie. Sie schüttelte den Kopf. „Er
kann es nimmer lassen, da hat ihm sicher wieder einer eine neue Maschine auf-
geschwatzt, wovon sie schon drei im Schuppen hatten. Die aber redeten eine fremde
Sprache. Denn keiner der Knechte und selbst der Gruber hat je eine von ihnen ver-
stehen können. Trotz der vielen gedruckten Erklärungen.
Der alte Gruber hatte es wahrlich nicht leicht mit einer solchen Last den Berg
herauszufahren bei den schlechten Wegen. Er war längst abgestiegen und ging in
gleichmäßig breiten Schritten neben dem Wägelchen einher. Das Pferd führte et
am Zügel. Gar oft mußte er rasten und sich die Stirne wischen. Von der feuchten
Stirn fuhr er sich oftmals verstohlen über die Augen. Die innere Erschütterung
über das, was er da an der Gabelung aufgelesen, machte ihm das Weiterkommen
schwer. Dann sah er seitwärts, in aller Heimlichkeit, denn was ihm im Wagen saß,
sollte um alles in der Welt nicht glauben, daß man es belauere. Gefragt hatte der
Gruber erst gar nicht. Wie sie da saß mit dem BUndelchen an die Brust gedrückt,
hatte sie eine so beredte Sprache geführt und ihm soviel erzählt, daß es mit Worten
viele Tage lang nicht zu Ende gekommen wäre. Und mit Augen hatte sie ihn an-
gesehen, die mehr nach Hilfe riefen als das lauteste Wehklagen. — Wenn man nur
erst damit oben wäre, heraus aus dem Nebel, der ihr den Frost an den armen
elenden Körper schüttelte. Nur erst oben sein, sie warm bekommen und das
Würmlein, das ihr wimmernd an der Brust lag, mit guter Milch tränken, dann würde
man schon sehen. — Nun wußte der alte Gruber nicht weiter. Was würde man
sehen? Die Angst schnürte ihm die Kehle. Er hielt das Pferd an und schöpfte tiefen
Atem. Das Anni saß auf dem schmalen Sitz, fast steif, wie in hartem Trotz ihrer
Hinfälligkeit gegenüber. Verkrampft hielten ihre Hände das Bündclchen fest. Frost-

schauer rissen von Zeit zu Zeit an ihr, dann legte es sich ihr schwarz über die Augen und sie sah nur in sich selbst hinein, immer zurück, immer wie in eine flammende Höhle. So haben sie sie dennoch gefunden und jetzt schleppen sie sie in die Heimat. Sie war daran vorüber geschlichen viele, viele Tage lang. Nur nicht dorthin, wo sie die hochfahrige Selhoferin gewesen ist, die sich den Christian von der Tannen eingeredet hatte. Weit vor der letzten Station war sie vor dem Zug geblieben und dann war sie dennoch in der Richtung weitergegangen, hinter dem abgedorrten Strauchwerk, immer den Schienen lang. Auf einsamen Gehöften hatte sie ein wenig Milch geheischen, wenn ihr das Kind den Hunger grauenerregend aus dem Tuche heraufwimmerte. Dann zog es sie immer wieder in einem dumpfen vorwärts dem heranbrausenden Zug entgegen. Sie hatte die beherzte Kraft nimmer gefunden, da den Tod zu suchen. Die Kälte trieb sie näher zu den Häusern. Wenn sie doch erst um das Heimatsdorf herum wäre. Dieser eine Gedanke schraubte sich ihr fest im schmerzenden Kopf. Nur um das Dorf herum sein, dann in die Berge hinein und still ergeben an der Gabelung verbüßen, was sie dem Leben verbrochen hatte. Seit dem Taganbruch lag sie am Wege. Ihre Augen hielt sie starr nach der Mulde gerichtet. Das Ringelwölkchen hob sich aus dem Hause, wo sie, die Hoftochter, das Herdfeuer angezündet hatte, wo ihre Hoffnungen bis an den Himmel stiegen, wie die Grüß-gottsäule aus den, Schornstein. Die Erinnerung wurde ihr lebendiger, je elender der Körper sich abmattete. Dort in der Fremde wartete sie jeden Monat, wenn sie Vorräte einzuholen ging in der Stadt, auf Berichte aus der Heimat. Gar oft war sie verzagend zurückgekehrt in die nachtschwarze Verlassenheit des Savoyertales, immer aber noch mit dem Vertrauen in die Liebe des Christian. Einmal war des Grubers langatmiger Brief gekommen mit viel guten Lehren, aber ohne ein Be-stimmtes, an das sie sich hätte klammern können für ihr Leben. Viele Monate später hatte der Vater berichtet, kurz und höhnisch, von dem Besuch des Christian und der Rose von Tannen auf dem Breitenast. — Staubheiß hatte der Boden unter ihren Füßen gebrannt, — die Straßen hatte sie abgejagt, gehetzt weg von den Leuten, mit denen sie zurückfahren sollte in das Tal. Und dann nur der Zeit nicht Über-macht gegeben zu ruhiger Überlegung. Nun dem Blut, das immer um die eine Hoff-nung getrieben hatte, seinen Lauf lassen, gleich nur alles miteinander haben in wildem Genießen. Eingekehrt war sie dann irgendwo, als es in dichtem Abenddunst über der versengten Stadt lag. In der andern Ecke — müde, wie sie, fremd wie sie, saß ein bleicher junger Mensch, der einzelne Brocken der fremden Sprache zusammen-suchte, wie aus allen Rocktaschen die wenigen Münzen für die Zeche. Sie waren zusammen fortgegangen. Sie wußten beide nicht wohin. Verängstet und doch gierig eins nach dem andern aus dem Grauen vor der Einsamkeit. Zwei Monate war sie mit ihm geblieben. Ihre Ersparnisse waren zu Ende. So fand sie der andere, der, den sie früher getroffen hatte — der Maler. Der erkaufte sich ihre „herrliche Buntheit" mit dem silbernen Gehänge, das er ihr um den nackten Leib hing, und so malte er sie und stellte sie aus in Bildern. Sie hatte sich nimmer auf die Straße getraut. Als sie

entstellt war und nicht mehr nütze den wilden Bildern des Malers, da lief sie ihm und der Stadt weit weg. Nun setzte die Erinnerung aus. Später hatte man sie mit dem Kind auf dem Arm aus einem großen Haus wieder auf die Straße geführt.
Ieder Schritt ihres Leidens schien ihr, als hätte sie ihn zehnfach zurückgelegt. Die Wundmale hatten sich ihr tief eingebrannt. In jedem Glied spürte sie die Qualen dieses zehnfachen Todes. Ietzt saßen sie im Kopf — sie schrie auf. Der Gruber konnte sie eben noch zu fassen kriegen, sonst wäre sie mitsamt dem Kindlein vom Wagen gestürzt. Er setzte sich zu ihr, hielt sie warm an sich —. Nun waren sie oben. Der Gruber wies dem Muetti, die mit gerungenen Händen vor dem Hause stand, stumm das ohnmächtige Anni, das er vom Wagen herunterhob und ins Haus trug. Tagelang, redete keines. Die bange Stille um ein Todkrankes ruhte auf dem Breitenast.
Dem Anni war durch alle Pflege nicht wieder zu ersetzen, was sich an frischem roten Blut in ihr aufgezehrt hatte. Sie siechte nach einem langen Fieber dahin,immer gleich müde, und immer fernab.
„Ob da nicht eine starke Freude aufhelfen könnte", sagte das Muetti, da keines ihrer Mittel mehr bei Anni angriff.
Der Gruber schüttelte den Kopf. „Da kann keine Freude mehr helfen, da ist was verdorben. Wenn sie die Kraft wiederbekäme zu verstehen, wie viel durch die eigene Schuld verdorben ist, wäre das noch viel trauriger."
Das alte Muetti wurde ihre Gedanken nicht leicht los. „Alte Leute sollten sich nicht vermessen, ihre Erfahrung wie eine Sperre vor den Wildbach zu legen, der doch nun einmal die Iugend ist."
„Du meinst das wegen dem Brief", antwortete der Alte kleinlaut.
Das Muetti nickte.
»Ia, da schlage ich mich auch schon die ganze Zeit mit den Zweifeln herum. Aber Besinnung hätte es bei dem Anni so oder so nicht gegeben. Sie hatte nicht den geschulten Verstand von der Rose. Eine, wie das Anni, die hat ein Herz und einen Entschluß. Sie mußte damals, um des Christian willen auf dem Selhöfli wurzeln und nicht gleich in die Fremde laufen."
„Ia so eines ohne Mutter und mit dem Vater, der alleweil über den Durst getrunken hatte." —
„Sie konnte sich zu uns halten."
„Ia aber" — die Muetti sah vor sich hin — „wir konnten ihr's nicht ausreden das mit der Rose, weil wir die Wahrheit fühlten."
„So ist es. Und da hatte wieder das Höhere seine Hand im Spiele — dem wir armselige Menschen mit der begrenzten Einsicht doch nicht abgucken können, wie es bestimmt ist mit uns."
Da saßen die beiden Alten und sahen das Anni verlöschen. Klaglos verhauchte sie den letzten Atemzug. Indes riß ihr Kindlein hell und wach und voll Neubegier die

Augen auf, in eine Welt zu sehen, in der das Leid groß und mächtig sich oft als wie ein schwerer Holzklotz auf die Freudenfünkchen des Lebens wälzt — in eine Welt, darin es gar kräftige Lungen braucht diese Freudenfünkchen anzufachen zur Daseinslust.

8.

Rose band die Blumen auf vor dem Fenster ihrer Stube. Sie gingen in das vierte Iahr, waren voll mit herrlicher Blüte, jungstämmig und gesund. Mühe und Sorge hatte sie mit dem Wachstum gehabt, sie wollten nicht recht Wurzel fassen, ihr beinahe wie eine Warnung, daß ihrem eigenen Leben hier oben nur eine Station beschieden war. Sie erschrak oft vor sich selbst. Sie hatte ihr Herz an dieses Stammhaus gehängt, wie an etwas, wo nur allein ihre Sicherheit ruhen könnte. Es wandelte sie oft ein Verzagen an, sich hinausdenken zu müssen, fort von hier, keine Spur zurücklassend, kein Bedauern. In ihrem besten Sinnen konnte sie sich nicht mehr losreißen von diesem Boden. Um Christian, da hatte die Hoffnung eine hohe Hecke gezogen, über die hinaus er nicht mehr in das Geschehen der Welt sah. Hatte er dcs Tages Arbeit beiseite geräumt, flüchtete er hinter diese Hecke. Oftmals lächelte er der Rose aufmunternd zu, denn nun hatte er es auf sich genommen in Geduld auszuhalten, bis die Rose ihm käme mit dem Abschied. Sein Anni, die saß ihm sicher in Treue und Glauben im einsamen Savoyertal, so hatte es ihm der Gruber geschrieben bald nach seinem Besuch auf den, Breitenast, und andere Kunde war bis jetzt nicht zu ihm gelangt. Wie aber wollte er auch des Anni Treue lohnen! Sie einsetzen hier oben als Herrin in die Vollbluts des Hofs, der nun sein Eigen geworden war durch seine Arbeit und die kluge Voraussicht der Rose. Wenn es ihm gar oft zum Herzen stürmte das starke Blut und ihn wirblig machte vor sich selbst, dann brauchte er nur der Rose stilltrauriger Art zu begegnen, wie sie im Hause emsig schaffte ohne viel Worte und doch auch mit der ganzen großen Sehnsucht in sich. Die wußte sich in die Hand zu nehmen, und immer war sie geduldig ihm zuzuhören und ihm weiter zu helfen, wenn es kleinmütig über ihn kam. Darum durfte er der Rose das Zuwarten nicht verleiden. Der Hermann ließ nichts hören von sich, und sie wartete seiner, da er kommen sollte sie zu holen als ein Großer. Die Rose hatte versucht, es dem Christian gleich zu tun. Aber ihre Hecke wollte nimmer so dicht zusammenwachsen, daß es nicht Lücken genug gab darin, die ihren Blick hinauszwangen in die Welt und in das Mißtrauen. Der Mut war ihr für das laute Leben abhanden gekommen vor der Stille und weltabgetrennten Vornehmheit des Holunderberges. In den ersten Iahren hatte die Mutter Veronika viel um die beiden geforscht. Etwas wie aus ihrer eigenen Iugend spürte sie in der Art des jungen Haushaltes. Es kam ihr zeitweilig vor, als wären die beiden in ihrem Ehestande nur zu Gast. Es quälte sie arg,

daß dem Geschlecht nun dennoch die Grenze gesetzt schien. Verbittert zog sie sich ins alte Haus zurück. Was hatte es nun gelohnt das Schaffen und Einheimsen, wenn zu guter Letzt doch alles den ausgewanderten Tannen zufiel, die irgendwo in einem fremden Erdteil auf das Erbe aus der Heimat lauerten. Beim Karl gab es nur Mädchen. Die Linni wurde darum wenig geachtet. Nun erwarteten sie dort wieder ein Kind und Linni, die wußte es schon, rein aus Angst, daß es fein Iunge würde, mußte es ein Mädchen werden. So hatte sich denn auf dem Berge zwischen dem alten Haus und dem Anbau, darin die Rose städtisch eingerichtet war, so etwas wie eine Mauer errichtet. Die Rose war froh darum, denn sie fürchtete die Augen der Mutter Veronika, der sie sich ja nun doch mit einem Betrug auf den Hof gesetzt hatte. „Hier Rose, hier, das mußt du lesen", rief Christian atemlos. Er war nur so die Treppe heruntergesprungen der Rose die Ortszeitung zu geben, wo in breiten Sätzen viel über den Herrmann zu lesen stand. Der hatte nun seine Bilder in der Stadt ausgestellt, absonderliche fremdbunte Bilder, hieß es, die sich gar nicht in den Sinn der kalten weißen Bergheimat einfügen ließen. Rose las es immer wieder. Die Augen waren ihr trocken, sie faltete dann das Blatt zusammen, und ein Frost lief ihr über den Körper, als ob nicht die ganze gute Frühlingswärme über die Erde streifte.
„Ia," sagte Christian endlich leise und verlegen, „es kommt mir sonderbar hart an bei aller Freude uns am Ziel zu sehen ... Ob dir's auch so ist, Rose?" „Es darf aber nicht", Rose sprach überlaut, dann sprang sie schnell auf und strich sich mehrmals über die Stirne, wie eines, daß da was weg-nehmen wollte. „Ia und morgen, da möchte ich zur Stadt, wenn die Pferde frei wären." „Die Pferde müssen frei sein," antwortete Christian schwer, „und aller Segen sei mit dir."
Diesen Abend hielt es den Christian nicht hinter seiner Hecke, die seine Sehnsucht und seine Gedanken um das Anni war. Immer wieder trieb es ihn, mit der Rose zu sein. Sie sprachen nichts miteinander, und es wurde wie ein wehmutvolles Abschiednehmen von allem, was sie sich miteinander ausgedacht die Iahre und was sie auch miteinander hier oben geschaffen hatten . . .
Rose fuhr am andern Morgen allein den Berg hinunter. Sie kam sich vor, wie hinausgetrieben durch einen fremden Beschluß und nicht wie durch den eigenen Wunsch.
Ineinandergefallen war der Rose mühsam zusammengehaltene Hecke.
Der Herrmann hatte sich versündigt! Sie drückte die eiskalten Hände gegen die Augen. Der Herrmann hatte sich versündigt! Ein Frevel war, was da prahlte in Nacktheit und dabei aussah wie eins von den Märtyrern mit den Kreuzesmalen. Als wäre es ihre eigene Schande, drückte sie sich an den

Menschen vorbei, die gierig vor dem Bilde standen. Sie suchte ins Freie
zu kommen. Die Knie taten ihr weh, als wollten sie sie keinen Schritt weiter
tragen. — Es gab keine Ruhe, sie mußte weiter, Schutz suchen für ihre Müdig-
keit und eine Wegsiütze.
In tiefer Demut pilgerte sie den Holunderberg hinauf, einem Bittgang
gleich und dann oben in Ergebung den Tag abwarten, da Christian ihren «Platz
begehren würde für das Anni. Oben war es frühlingssiill. Niemand im
Hause. Rose konnte allein sein vorerst. Das Bild! Sie kam nicht los davon,
es riß ihr die Sinne, die Gedanken wund. Der Herrmann, der kinderklar
und einfach gewesen ist und sie darum groß dünkte, war nun geworden wie
einer, der hinauszieht und, wenn er eine Weile draußen war, sich auf seine
Muttersprache nimmer zu besinnen vermag. Ein Fremdes, ein Wildes hatte
sich ihm angenistet, und damit war er ihr fortgerückt für immer, denn wenn
einer das sah in dem Abbild, das Gott von sich im Menschen geschaffen hatte,
mußte man einen weiten Bogen um ihn machen, wie um einen Gezeichneten.
Rose schloß die Hände in schwerer Not. Sie war müde, sterbensmüde. Sie
setzte sich still in die dunkelste Ecke des Zimmers. Immer wieder überfroren
sie die Gedanken an Herrmann in schreckhafter Angst, und hier oben konnte sie
auch nicht bleiben. Dann kam Christian, und sie sprach ihm von dem Bilde.
Der Christian blieb lange still, dann sagte er langsam: „Der Herrmann
war allein hinausgezogen, ohne die Zusammengehörigkeit, die unsere Tage
wärmte, und so einer muß vielleicht in dem harten Ringen mit sich selbst ein
Fremdes hinausarbeiten, um es loszuwerden. Weiß ich doch, was die Sehnsucht
Verkehrtes auch aus mir hätte machen können, wäre meine harte Arbeit nicht
mit dabei gewesen und deine Nähe, Rose. Da wird man eben das Unheilige,
was allemal an solch einer Sehnsucht haftet, los vor der Gewalt der Natur oder
vor der guten Art eines Menschen.
Die Rose schlug die Augen nieder. Wenn der Christian wüßte! Und
darin sah sie auch ihre Schuld dem Herrmann gegenüber. Ihr Gedenken
hatte längst nicht mehr die Kraft für ihn, ihm voran zu leuchten wie ein
ehrliches starkes Licht in der Dunkelheit der Wege, darin er vielleicht manchmal
verzweifelt umhergeirrt war. Nun war auch alles mit eins erloschen.
Der Sommer breitete sich aus in reicher behaglicher Pracht. Rose
konnte das Wachstum ihrer Blumen nimmer bewältigen. Sie ließ es wild
und üppig ineinanderwinden vor ihrem Fenster, und dahinter saß sie untätig und
Ml, beinahe scheu vor dem Christian. Sie wußte, daß sie nimmer hier fort-
konnte aus eigenem Entschluß. Tag für Tag wartete sie auf den Streich, der der
Verworrenheit ihres Lebens nun auch gleich ein Ende bereiten sollte. Christian
hatte, als die Rose zur Stadt fuhr, nach dem Breitenast geschrieben. Die
Antwort konnte nicht lange ausbleiben. Rose sah, wie Christian mit Unrast
darauf wartete. Sie riß mit fiebernden Händen die Blumen vor dem Fenster

auseinander. Eiskalt perlte es ihr auf der Stirne. „Gebt nur immer,"
rief sie den Knecht an, der eben mit der Post ins Haus wollte. Da war es ...
Sie lehnte lange an der Wand im Hausflur. Nun hörte sie eine Türe gehen,
der Christian würde kommen, fragen — sie hielt den Brief, wenn er in ihre
Tasche glitt; dann gab es noch eine Frist — nur eine Frist. Nun ging sie
dem Christian entgegen.
Es war die Antwort. Der alte Gruber berichtete in einfachen Worten
von Annis Sterben. Von dem jedoch, was das Anni vernichtet hatte, stand
nichts in dem Brief und auch nicht, daß sie auf dem Breitenast ein goldhaariges
Iüngferlein großzogen von einer seltsamen Nirenart, und das jetzt schon dem
Muetti, so klein und hilflos es war, manche Not schaffte damit, was es alles
für sich erriet aus den Dingen der Welt.
Christian gebürdete sich schweranklagend gegen das Schicksal, aber wie der
Sturm die Meereswellen aufpeitscht weit über das Ufer hinaus und in den
tiefsten Tiefen des gehetzten Wassers wühlt und ihm entreißt, was es versenkt
glaubt bis in alle Ewigkeiten, so mögen des Menschen herrlichste Gemütsschätze
sich erst loslösen können durch die Gewalt eines allmächtigen Schmerzes. Und
Rose saß neben Christian und sammelte sorgfältig ein, was da aus Christians
aufgewühlter Seele an die Oberfläche wollte. So lange das Anni lebte und
mit ihr sein stärkster und einzigster Anziehungspunkt, da war er wie verliebte
Iugend geblieben, halb mit Trotz vor den Menschen, halb mit Scheu. Er hatte
noch gar nicht gelernt seinem eigenen Bewußtsein gegenüberstehen mit Menschen-
pflichten. Der Schmerz erst vollendete seine Mannheit, und von Stund an
verstand es die Rose ihn wach zu halten. Das, was er erleben mußte, zeigte
ihm, wie hinfällig die Wünsche sind, die man für sich allein großziehen möchte
gerade wie ein einziges Kindlein im Hause, das stets mehr Angst bereitet, als
Freuden. Nun wollte er seine Vollkraft in die Allgemeinheit tragen, weit
weg von sich selbst, denn nur so war es ihm denkbar, die ganze ungeheure Last,
die ihm das Leben war, weiter zu schleppen.
Und wie das Getriebe und die Mannigfaltigkeit ihn packten, also schien es,
als ob man schon lange gewartet hätte unten im Dorf, daß ein Tannen nun
endlich mitspräche in dem, was dem Lande diente, und wie nun, was er in all
den Iahren oben in der stillen Stube des Vaters und mit der Rose geschultem
Verstand eingeheimst hatte, mit eins lebendig wurde und wichtig. Die Last,
die ihm zuerst das Leben dünkte, wurde leichter, und endlich sah er sich wie einer,
der seinem Leben ehrlich gegenüberzustehen wußte . . . Viel Neues war es, was er
von unten herauftrug in die stille Nachdenklichkeit seiner Stube. Da Rose
mit ihm hatte weinen können, waren ihre Gedanken nimmer auseinander-
gegangen. Sie saßen denn oft, bis der Tag hinüberschritt in die weiche Däm-
merung des Feierabends. Dann ruhten auch die Gedanken. Still saßen sie
auf der alten Truhe und seltsam wohl war ihnen, still nebeneinander zu bleiben,

n>enn die Schatten anfingen sich um die Körper zu vertiefen. Die eigenen Wünsche hatten lange geruht im Dunkel der Trauer. Unsichtbar sprossen Blumen an der Stelle, wo Totes eingesargt ward, und nun war es an der Zeit, wo sie aus dem Gedenken einen blühenden Strauß winden konnten für das Leben.

„Das ist sündiges Zeug", rief die Mutter Gruber ein um das andere Mal dem Vater zu, ohne daß der sich von den kleinen etwas angelaufenen Fensterscheiben wegführte. „Sündiges Zeug ist das, und du, Vater, solltest Sorge haben, daß die Trudi aufhört dumm zu tun mit der Vermaskierung. Bleibt erst stundenlang im Wald, um das Gesträuch zu holen, und behängt sich am heiligen Sonntag, statt im Dorf unten die Predigt zu hören."

Der alte Gruber antwortete gar nicht. Die Pfeife war ihm ausgegangen über das Bild da draußen vor dem Hause. Da waren Wasser und Berge, welche eigentlich keine waren, und eine feurige Sonne war dahinter, in der stand die Trudi mitten drin. Die rotgoldenen Haare hatte sie gelöst und rote und gelbe Beeren an langen glühenden Buchenzweigen hineingehängt. Die Blätter rankten sich um das zarte Kind, als wollten sie da für immer festwachsen, und in langer Schleppe fielen die leichten Äste an ihr herab. Das Gesicht hatte sie der untergehenden Sonne zugewendet, starr, bewegungslos, nur die Lichter tanzten über das Ganze vom hellsten Rosenrot bis ins leuchtende Braun. Die Augen waren ganz weit offen, und sie tauchte damit in diese Farbenfreuden hinein, als sollte sie da ihrer kleinen Seele Seligkeit finden für alle Zeit.

Der Gruber hatte den Christian gebeten, sich in einer wichtigen Angelegenheit auf den Breitenast zu begeben. Er und das Muetti fühlten sich alt werden und verstanden sich auf des Anni kleines Mädchen gar nicht. Es war anders, als sonst Kinder sind, und schlüpfte ihnen nur so zwischen den Fingern hindurch, als wie ein Eidechelein. Sie konnten ihr nicht nach mit den alten Beinen. Da mußte nun der Christian kommen und helfen und endlich auch von dem Vermächtnis des armen Anni hören. Es gab immer noch keine Kinder auf dem Holunderberg. Junge Leute, wie er und die Rose, würden sich besser auskennen in der absonderlichen Art, von der die Trudi immer mehr und mehr annahm. Die Welt, so meinte das Kind, wäre für sie allein gemacht. Was man ihr nicht freiwillig gab, das nahm sie sich auf irgend eine Weise, und nimmer ließen ihre Gedanken davon, wenn sie sich irgend etwas in ihren Kopf gesetzt hatte. Sie mußten sie aus der Schule nehmen, da sie immer viel weiter war, wie die andern, und sie lief dem Lehrer einfach weg, wenn er ein Ding, das ihr bereits bekannt war, immer wieder erklärte, damit die andern es erst begriffen. . . Der Lebrer wünschte es selbst, daß sie nun ein Jahr vorerst weg-

bliebe, und so hatten die Alten wieder die Unruhe im Hause. Nichts durfte
man von ihr begehren, ihr nichts sagen, dann legte sie einfach die Arbeit hin
und sprang in den Wald und blieb draußen, bis in die sinkende Nacht, daß die
Grubers oft die heilloseste Angst bekamen und mit Laternen ausziehen mußten,
die Trudi einzuholen. Ganz in der Nähe saß sie dann oft in einem Ast und
wollte sich ausschütten vor Lachen. Das Muetti suchte ihr mit Bibelsprüchen
beizukommen, aber da frug sie so vielerlei dazwischen, daß das Muetti nicht aus
noch ein wußte. „Bibel wäre doch Bibel," klagte sie dann dem Vater, „da
konnte man doch nicht zweierlei deuten." Da merkte der alte Gruber, daß sie
sich zeitlebens wenig Kopfzerbrechens gemacht haben, welch ein Sinn in mancher-
lei zu legen wäre, und daß es oft anders ausfiel, wenn man selbst anfing zu
denken, statt immer nur den andern nachzudenken. Aber das schickte sich nicht
mehr in ihre alten Köpfe, da mußte nun die Rose heran mit ihrem Verstand.
Zum heutigen Sonntag erwarteten sie den Christian. Als Trudi das hörte,
gab es für sie kein Halten mehr. Den herbstlichen Wald hatte sie geplündert,
das Haus geschmückt und mit dem Rest, den sie nicht unterzubringen wußte,
sich selbst wie einen Waldgeist ausstaffiert. So wartete sie draußen in der herben
Oktoberluft... Da sah der Vater Gruber, wie sie den Kopf vorbeugte und in
die Tiefe sah, dann kam sie mit hocherhobenen Armen ins Haus gelaufen.
„Ich habe den lieben Gott gesehen," flüsterte sie geheimnisvoll und schmiegte
sich eng an den Arm des Großvaters in zitternder Begeisterung. „Und seine
Sonne war wie Feuer um ihn."
„Das absonderliche Kind", murmelte der Alte ergriffen. So deutete
sie sich nun das Bibelwort selbst, wie der Herr als Gast eintrat in die Hütten
der Niedern, und diesen Sinn legte sie nun in das Gefühl, das den Gast
willkommen heißen sollte auf der Schwelle des Hauses. Der Grubcr hielt
des Kindes kalte aufgeregte Hand in der seinen und trat mit ihr vors Haus.
Der Christian war schon oben. Er stand da und fand kein Begrüßungswort,
denn er wußte im Moment nicht, was ihm da sein Zurückdenken vorgaukelte
oder was Wirklichkeit war.
„Ia, das hat uns das Anni von sich dagelassen," sagte der Gruber
einfach.
Dann saßen sie in der Wohnstube. Christian fand aus dem Bann
gar nicht heraus. Er hörte alles, was das Muetti berichtete, wie aus weiter
Ferne, und sah nur immer die grauen Augen des Kindes, die wie in hungriger
Erwartung auf ihn gerichtet waren.
„Ia, dann wird es wohl das Beste sein, die Rose holt sich die Trude
selbst ab," sagte er nach einer langen Pause und dann zu dem Kind gewendet.-
„Aber Waldgeist darf bei uns nicht gespielt werden."
„Hast du nicht auch den Wald gemacht?" frug die Trudi hastig dagegen.

„Ia, wenn ich so was könnte," lachte der Christian nun aus dem Herzen, „den macht der liebe Gott."
„Ich weiß aber, daß du der liebe Gott bist," beharrte die Trudi.
Die Mutter Gruber verdrehte die Augen und rang die Hände. Was mußte nur der Christian von dieser Verwilderung denken. Erst die sündige Vermaskierung und jetzt wieder diese Rede.
„Du mußt so etwas nicht sagen, Trudi," unterbrach Christian den gewaltigen Redestrom des Muetti. Er wendete sich lächelnd und mit einer festen Milde an das Kind.
„Nun," sagte sie ganz entschlossen und sah den Christian mit strahlenden Augen an, „ich habe mir den lieben Gott doch genau so gewünscht."
Darauf wußte nun niemand etwas zu antworten. Als es später war und das Kind in seine Kammer ging, da erzählte erst der Gruber, wie er das Anni in Krankheit und Elend an der Kreuzung aufgefunden und ins Haus gebracht hatte. „Wir hätten ja gern ihr Kindlein bis an unser seliges Ende im Hause behalten," schloß er die Erzählung, „aber wir wissen da zu wenig Bescheid darin. Damit haben wir alle drei es nicht gut. Das Muetti, dem das Alter nun doch zu schaffen macht, muß ihre gute Alltagslaune drangeben, und ich bin auch nicht besonders geduldig dabei."
Im Innersten wehrte sich Christian gegen dieses Kind, das auch ihn eher erschreckte. Aber vielleicht war das nur hier so, wo zwischen dem Altgewohnten der Gruberleute und diesem jungen Blut keine Einigung zustande kommen konnte. „Wer da der Vater war, weiß man wohl nicht?" frug der Christian nach einigem Nachdenken. Ihm war plötzlich in den Sinn gekommen, was die Rose ihm damals erzählte von dem Bilde, und ohne es zu wollen, sah er da plötzlich einen Zusammenhang.
„Danach konnte niemand mehr fragen, wie sie so dalag," sagte der alte Gruber und fuhr sich über die Augen. „Es wollte sie auch keines mehr von uns mit den Angelegenheiten dieser Welt stören."
Es wurde ganz still in dem kleinen Zimmer.
„Es nimmt mich endlich nicht wunder, dieses Kind, ich habe eigentlich immer noch etwas wie von dem Anni erwartet," sagte der Christian und blieb wie in ein Zurückdenken versunken.
Mit dem Frühesten ging Christian wieder nach der Station. Der Gruber gab ihm noch ein Stück Weges das Geleite.
Als sie an die Kreuzung kamen, blieb Christian stehen.
„Und jetzt an der Stelle habt Ihr sie aufgelesen, Vater Gruber?"
„Ia, gerade hier."
„Und der Selhofer?"
„Dem hab ich das Kind erst gar nicht eingestanden. Der hatte ja doch

nur das Anni auf dem Gewissen, mit dem ewigen Gehöhne und Geschwatze,
das er deinetwegen vollführte. Nun sauft er sich langsam zu Tod."
Wie Christian dann allein weiterschritt, mußte er denken, ob wohl das
Anni es so verstanden hätte, wie die Rose, seinem Leben einen kräftigen
Inhalt zu geben. Die Iugend freilich war ihm mit dem Anni dahingegangen,
die Jugend, welche schäumt und Nagt und die Arme gegen den Himmel hebt
in jauchzender Lust oder in harter Qual. Die hatte er sich in dem Leid um
das Anni herausgetobt. Was dann noch übrig geblieben, war eine Weisheit
für alles.
Die Liebe für die Rose war auch wie eine Weisheit. Allem lag irgend
ein Gedanke unter, das wußten sie beide, und darin haben sie sich auch finden
müssen. Die Rose hatte es ja auch plötzlich mit der Angst bekommen, ins
Leben hinein zu laufen. Christian blieb stehen. Nun sollte in ihre gefügte
Haushaltung dieses beunruhigende Waldkind. Christian ging nun wieder eine
Strecke. Mit eins wurde es ihm klar, daß die das Kind nehmen mußten.
Ietzt, wo es kein wirkliches Sorgen in ihrem Leben mehr gab, wo sie von der
Vergangenheit sprechen konnten, war es vielleicht an der Zeit, die Seele,
die sich ein wenig zu sehr von Allerweltsliebe nährte, etwas zu beunruhigen,
damit sie auch neue Früchte zeitigte, ehe die reifgewordenen abfielen. Er
mußte lachen, wie das Nirlein da oben mit den alten Grubers hauste. Ihm
zu Ehren hatte sie sich geschmückt und wußte doch nichts von ihm. Wie ihr
die roten Beeren leuchtend im Haar und auf der Stirn lagen, wie Bluts-
tropfen. Christian fuhr sich über die Stirne. Diesen Zusammenhang, er
wurde ihn nimmer los. Der Herrmann war seit langem in der Leute Munde.
Immer wieder soll es dasselbe arme gequälte Menschenkind sein, das er aus
einer Erinnerung heraus male, einer Erinnerung, die ihn dem Wahnsinn ent-
gegentrieb. Ia so. Christian fuhr auf. Er war an der Station. Man
grüßte ihn ehrerbietig.
„Habt Ihr endlich das Kränzlein niedergelegt auf des Anni Grab? Zu
Tode hat sie sich gegrämt um Euch, na und die Erbprinzessin droben auf dem
Breitenast werdet Ihr wohl nicht länger verleugnen können."
Christian wich zurück. Das war des Anni Vater gewesen. Dieser
traurige Trunkenbold würde ihm nun auf dem Holunderberg in seinem rein-
lichen Hause sitzen. Als er noch der Knecht auf dem Breitenast war, hatte er
oft die behagliche Fröhlichkeit, die der Selhofer mit heim brachte, mit der
grämlichen Stille verglichen, die im Elternhaus« herrschte. Mag ihm der Himmel
diesen sträflichen Vergleich verziehen haben. Daß Christian still versonnen auf
den Selhofer blickte, statt zu antworten, brachte den Trunkenen in sinnlose Wut.
Er spie förmlich hinter Christian her, da dieser, ohne eine Antwort zu geben,
den Bahnsteig entlang schritt. Es war Markttag. Auf dem kleinen Bahnhof
hatten sich eine Anzahl Bauern zusammengefunden, die den Selhofer umstanden,

teil«, um ihn zu beschwichtigen, teils, um ja kein Wort von dem zu verlieren,
was der betrunkene Selhofer dem Tannen anhing. Wenn auch nicht alles,
so mußte doch irgend etwas an der Geschichte sein. Der Gruber war
zeitlebens ein Heimlicher gewesen, und daß der ein Kind so einfach aufzog,
das wollte ihnen auch nicht ein. Kam eben noch der Besuch des Christian
von der Tannen auf dem Breitenast dazu, da mochte denn schon ein Körnlein
Wahrheit dahinter stecken. Als der Zug in die Stadt einfuhr, war der alte
Selhofer bereit einen Advokaten aufzusuchen und zwar, wie ihm die Bauern
rieten, den Schwager des Tannen. Im besten Fall konnte er ein Schweigegeld
einheimsen, und dann mußte das Kind sicher gestellt werden, will wohl heißen,
meinten die Bauern, wenn alles stimmt.

Der Christian blieb in tiefer Traurigkeit. Das Leben riß allmählich den
Glorienschein in Stücke, den er sich um des Anni Sterben gewoben hatte.
Wie das nun alles trostlos zusammenhing. Ob es nicht besser wäre, das Kind
zu fremden Leuten zu geben, die es für die einfachste Arbeit großzogen?
Christian fürchtete dieses Blut, es zwang ihm jetzt schon eine Unsicherheit
auf, mit dem, wie er das Kind in Verbindung bringen mußte mit dem
Herrmann. Bis heute hatte er es vermieden, sich das Bild anzusehen, vor dem
die Rose zusammengebrochen war, und nun drängte es ihn förmlich dahin mit
eigenen Augen wahrzunehmen, was ihn schwer belastete in der Idee.

Lange, lange stand er vor dem Bild, das ihm schreckhaft traurig aus dem
fahlen Licht dieses Oktobermorgens entgegenleuchtete. Des Anni wunderholdei
junger Leib war mit blühendem Herbstlaub umrankt. Um den Hals und über
der bloßen Brust hing ein silbernes Gehänge, wie es die Frauen zur Ober-
ländertracht tragen. Die Augen hatte sie gesenkt, und durch die Finger ließ
sie die kleinen Silberkugeln der Kette rollen. Um den fest geschlossenen Mund
zuckte es wie verhaltene Tränen. Christian las ein schweres Leid in diesem
Bild, ein Leid und eine schwere Grausamkeit. Er ballte die Hände darüber,
daß dies hatte geschehen können, geschehen, weil er in die Zwangsarbeit,
in das Dumpfe gesteckt war oben auf dem Berg, weil er aus seiner Hoffnung
nicht herauskonnte zu Taten. Den Herrn hatte er sich erarbeitet, und die Anni
ließ er inzwischen ans Kreuz nageln. Sie mußte es über sich ergehen lassen,
draußen in der Fremde allein und allem preisgegeben, und von ihm wußte
sie ja nur, daß es eine Frau gab auf dem Berg. Der Gruber hatte die erste
Schuld auf sich genommen, daß er seinen langen Brief dem Anni niemals
zugehen ließ aus falscher Fürsorge, und da in ihm selbst sich lange nicht hervor-
gcwagt hatte, was eine eigene Handlungsweise hieß, mußte ihm indessen das
verderben, wofür er sein Leben vorbereitete. Nur mit Gewalt konnte er sich
aus der weinerlichen zagen Stimmung reißen, die mit dem Anblick des Bildes
über ihn gekommen war, und immer noch fand er in sich keinen Entscheid
wegen der Trude. In seinem Haus würde die Ruhe mit ihr zerstört werden

müssen. In ihrer beider Leben könnte ein Zweifel einziehen, ob sie überhaupt
ein Recht hatten zu einander, auch jetzt noch. Wie dies alles auf den Kopf
drückte. . . „Die Rose soll entscheiden, vielleicht findet sie eine Klarheit, wo
ich nur traurige Verwirrung sehe," sagte er endlich laut vor sich hin.
Heute konnte er kaum erwarten, wieder heimzukommen. Er nahm sich
nicht einmal Zeit, die Linni aufzusuchen. Als er nach dem Bahnhof eilte,
stieß er auf den Schwager.
„Du hast es aber eilig", rief dieser lachend und mit dem Geräusch,
das dem Christian so fatal war.
„In zehn Minuten geht mein Zug. Grüß die Linni und sag ihr, die Zeit
langte nicht für diesmal."
„Dann will ich sehen, was sich in diesen zehn Minuten noch in deiner
Sache tun läßt." Der Karl wollte sich ausschütten vor Lachen.
„In meiner Sache?" frug Christian unangenehm berührt.
„Nun ja, in der mit den Alimenten. Die Mutter ist zwar tot, aber der
überlebende Großvater will die nun für sich eintreiben, und außerdem will
er das Kind gesichert haben, oder er bringt deine Liebesaffären in alle
Zeitungen."
Den Christian würgte es am Hals. Der Karl wartete, immer vor sich
hinlachend, bis der Christian, wie er vermeinte, zu sich gekommen war.
Dicht vor dem Bahnhof sagte der endlich. „Den Selhofer, den armen
Trunkenbold, kannst du zum Gruber auf den Breitenast schicken. Dort wird cr,
wenn es der Gruber will, erfahren, wessen Kind dies ist. Er wird nichts
erfahren, da niemand etwas Gewisses darüber sagen kann. Der Gruber hatte
die Tochter sterbend bei sich aufgenommen. Was aber mit dem Kind geschehen
soll, das werde ich heute noch mit der Rose beraten."
Nun lachte der Karl wieder lärmend los. Er schlug den Christian auf
die Schulter, damit die Leute ringsum auch sehen konnten, wie er mit dein,
sonst von allen gefürchteten Schwager stand.
„Also gute Reise und den Kerl, der mir mit seinem Fusel das ganze
Bureau verpestete, werde ich auf den Breitenast schicken oder wohin du
willst." Der Zug hatte sich schon in Bewegung gesetzt, und noch immcr
gestikulierte der Karl dem Davonfahrenden nach.

10.

„Und was sagst du jetzt, Rose", schloß der Christian. Er hatte ihr
alles getreulich erzählt vom ersten Erblicken des Kindes, von seinen Ver-
mutungen und der Gewißheit, die ihn beim Anblick des Bildes überkam,
daß die Trude des Herrmann Kind sein müsse. Auch von seinen Beun-
ruhigungen verschwieg er ihr nichts. Die Rose blieb still eine ganze Weile,
dann sah sie den Christian mit ernsten, feierlichen Augen an.

„Das Anni ist fast wie ein Stück von mir gewesen, sonst hätte nimmer geschehen können, wie alles geschah. Darum muß ich wieder handeln, wie ein Teil von ihr. Und haben wir gefehlt in aller Unerfahrenheit, dann darf es uns nicht verdrießen, gut zu machen an dem Kind, mag auch mancherlei Beunruhigung damit zusammenhängen. Die Trudi also müssen wir nehmen, vorausgesetzt, daß der Herrmann einverstanden ist damit."
„Du weißt," sagte Christian leise, „daß das Anni niemals von dem Herrmann gesprochen hat zu den Gruberleuten. Sie ist doch im Elend von ihm gegangen und er hat sie gehen lassen."
„Das Anni ist tot, Christian. Wir können nur den Herrmann hören, und wir müssen ihn hören, schon wegen dem Selhofer muß das geschehen. Auf dem Manne, der Recht spricht in seiner Gemeinde, darf nicht einmal der Verdacht eines Trunkenboldes haften bleiben."
Christians Besorgnis fing an einer Art Nachdenklichkeit zu weichen.
„Meinst du nicht Rose, daß wir vorerst mit der Mutter beraten wollten. Sie könnte da leicht etwas mißverstehen."
„Nein, Christian. Die Mutter weiß zu wenig von unserm Leben. Und dann . . .", Rose zögerte ein wenig, weiter zu sprechen, „ich will es lieber gleich sagen. Die Mutter geht nicht ehrlich um mit dem eigensten . . . Denk nur, wie es mit uns hätte kommen können, wenn wir uns nicht begegnet wären in Freimut. Denk nur an Linni." Die Rose war aufgestanden.
„Was ich dir nun einmal von deiner Mutter sagen mußte, könntest du mir getrost mit meinem Vater wiedergeben. Da aber "— sie schlug die Augen nieder und die Stimme, die bis nun ruhig klang, zitterte, „da aber liegt noch eine häßliche Sünde, — die Habgier. Deine Mutter sah ein Geschlecht, mein Vater ist gierig gewesen nach euerm Gelde." Rose atmete tief. „So und nun meine ich, daß ich den Herrmann aufsuchen müßte — allein. Wenn du es richtig benennen willst, hat er mir die Treue gebrochen, noch lange ehe ich ihm abgeschrieben habe aus meiner Einsicht heraus. Es muß ihm ein Wiedersehen nicht peinlich gemacht werden." Die Rose sah sinnend in den herbstlich dürren Kastanienbaum vor dem Haus. „Solch eine armselige Pracht, wie jetzt dieser Baum, ich muß da an den Herrmann denken. So viel Mark in den Knochen und solch eine armselige Pracht, die nur Dürre zeigt, mit ein paar Blättern dran, und das ist wie sein Ruhm. Gold, wenn das Licht drüber scheint, in der Nähe zerfressen. Seinen Ruhm holt er sich aus einem Grabe."
„Nein, Rose, das scheint mir anders. Sein Kind ist etwas, wie seine Bilder, und das hat zehn Leben im Blut."
„Dann, Christian, muß der Herrmann erst recht von seinem Kinde wissen. Vielleicht ist es ihm am nötigsten."
Schluß folgt.

R
u
n
s «
a
u

Politische Rundschau.

Von vi C. Mühling.

Die lange angedrohte, immer wieder vertagte Ausdehnung des türkisch-italienischen Krieges auf die Küsten des ägäischen Meeres ist am 18. April erfolgt. Ein italienisches Geschwader von 27 Schiffen ist vor den Dardanellen erschienen und hat die Festungen, die den Eingang desHellesponts verteidigen, beschossen. Dann ist es wieder nach Italien zurückgekehrt. Andere italienische Schiffe haben die Kabel durchschnitten, die das türkische Festland mit den ägäischen Inseln verbinden, und kreuzen in den Gewässern, die Kleinasiens Küsten bespülen. Nach offiziösen Mitteilungen aus Rom hat diese Flottendemonstration einen dreifachen Zweck. Sie sollte erstens den Beweis erbringen, daß Europa Italien nicht in den Weg tritt, wenn es von dem Machtmittel, das es bisher aus weitgehender Rücksicht auf die Interessen der europäischen Mächte nur an der nordafrikanischen Küste angewendet hat, den Gebrauch macht, der ihm beliebt. Es sollte zweitens die von der türkischen Regierung verbreitete, in der Türkei selbst, wenn auch nicht im Auslande, geglaubte Legende zerstören, daß die türkische Flotte, trotz der geringen Zahl ihrer Gefechtseinheiten, einen ernstlichen Angriff der italienischen Schiffe auf die asiatischen Küsten mit Erfolg abwehren könne, und dadurch den in der türkischen Bevölkerung festgewurzelten Glauben an die Unverwundbarkeit der asiatischen und europäischen Türkei erschüttern. Sie sollte drittens darauf aufmerksam machen, d>aß Italien nunmehr rücksichtelos dem von Konstantinopel betriebenen Waffenschmuggel nach dem tripolitanischen Kriegsschauplatz auch im ägäischen Meere entgegentreten werde, nachdem es einige Tage früher durch die Besetzung der Karawanenstraße, die von Tunis ins türkische Hauptquartier führt, den von Westen dem Kriegsschauplatz zuströmenden Kampf- und Verpflegungsmitteln den Weg abgeschnitten hatte.

Die europäische Presse hat diesen Versicherungen keinen Glauben geschenkt, weil die Erreichung der nach ihr er-

strebten Ziele zunächst nicht bemerkbar
ist, aber eine andere vielleicht nicht
beabsichtigte, jedoch unschwer voraus-
zusehende Wirkung dieser Flottendc-
monstration alle europäischen Mächte
mehr oder weniger empfindlich bettoffen
hat. Die Türkei hat nämlich den
Angriff des italienischen Geschwaders
mit der Sperrung der Dardanellen
beantwortet und dadurch dem euro-
päischen Handel die Zufuhrstraße nach
Konstantinopel und weiten Gebieten
der Balkanländer, deni russischen Reiche
aber die Ausfuhrstraße für seine Feld-
fruchte, die wichtigsten Erzeugnisse sei-
nes Außenhandels, abgeschnitten. Das

Völkerrecht bietet den europäischen
Mächten keine Handhabe, diesem schwer
erträglichen Zustand ein Ende zu machen.
Sie können weder Italien verhindern,
die kleinasiatischen Küsten zu beschießen,
noch können sie die Türkei zwingen,
ein ihnen unbequemes Mittel nicht an-
zuwenden, das ihm für die Verteidigung
seiner Hauptstadt erforderlich erscheint.
Wenn es freundlichen Vorstellungen
nicht gelingt, die Hohe Pforte zur
Aufhebung der Sperrung zu veran-
lassen, so werden sie die Schädigung
ihrer wirtschaftlichen Interessen, die
freilich, wie die Times mit Recht hervor-
heben, größer ist, als sie je ein Krieg
neutralen Mächten zugemutet hat, so
lange ertragen müssen, wie es eben geht.
Aber es ist klar, daß ihr Friedensbedürfnis
mit jedem Tage, den dieser Zustand
währt, wächst, und daß es schließlich
so stark werden kann, daß sie unbekümmert
um alle Vorschriften des Völkerrechts
den Frieden auf die eine oder andere
Weise erzwingen. Wie sie das anstellen
werden, ist nicht vorauszusehen. Daß
es ihnen durch friedliche Mittel gelingen
möge, ist zu hoffen. Iedenfalls ist die
von Italien nicht beabsichtigte Wirkung
seiner Flottendemonsiration von viel
größerer Bedeutung für diesen Krieg
um Tripolis als die etwaige Erreichung
der von seiner Regierung eingestandener-
maßen verfolgten Ziele.

Die Verständigung zwischen Eng-
land und Deutschland, der durch Lord
Haldanes Besuch in Berlin die Wege
bereitet werden sollten, und die jeder
vernünftige Deutsche, der sein Vaterland
liebt, wünschen muß, hat keine sichtbaren
Fortschritte gemacht. Aber es ist
wahrscheinlich, daß an ihr um
so eifriger hinter den Ku-
lissen der hohen Politik ge-
arbeitet wird. Man hat der
deutschen Flottenvorlage vorgeworfen,
die Schuld an der angeblichen Stockung
der Verhandlungen zwischen Berlin und
London zu tragen, und da man weiß,
daß Herr von Kiderlen-Wächter die
Seele der Politik ist, die auf die Her-
stellung eines freundschaftlichen Ver-
hältnisses zwischen Deutschland und Eng-
land hinarbeitet, so hat man behauptet,
daß diese Flottenvorlage auch in unseren
Reichsämtern die Wirkung eines Eris-
apfels gehabt habe, und ein schon lange
latent vorhandener Gegensatz zwischen
dem Bewohner der Villa in der König-

grätzer Straße und dem Nachbar Wertheims ausgebrochen sei. Dieser Gegensatz ist in der künstlichsten und ungeschicktesten Weise aufgebauscht worden. Der Flottenvorloge steht ihr rein defensiver Charakter an der Stirn geschrieben. Sie kann unmöglich die englisch-deutschen Verhandlungen gestört haben. Sie macht nicht einmal eine Verständigung über das Maß der Seerüstungen unmöglich, die freilich den Inhalt nicht des ersten, sondern des letzten Artikels eines deutsch-englischen Freundschaftsbündnisses bilden sollte. Keiner von den beiden „Rivalen" hat denn auch bis jetzt den anderen entthront. Vielleicht bringen die Verhandlungen über die Wehrvorlagen, die im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, im Reichstag beginnen, ein wenig Licht in die Vorgänge, die dieser wenig erfreulichen Preßkampagne zugrunde liegen. Die Wehrvorlagen und ihre Deckung sind jetzt für lange Zeit die Angelpunkte der inneren Politik in Deutschland. Um sie dreht sich der sonderbarste Kampf, der je zwischen Regierungen und Parteien konstitutioneller Staaten entbrannt ist. Die Eigentümlichkeit dieses Kampfes besteht nämlich darin, daß zwar für die Wehrvorlagen eine große Mehrheit vorhanden ist, aber die Regierung einem einflußreichen Teile der deutschen Presse und zwar merkwürdigerweise demjenigen, der die Ansichten der Linken vertritt, nicht genug Steuern zu ihrer Deckung fordert. Sonst pflegt es gewöhnlich umgekehrt zu sein. Noch bei Gelegenheit der Finanzreform von 1908, als unsere

Finanznot auf ihrem Gipfelpunkt angelangt war, hat dieselbe Presse behauptet, daß viel zu viel Steuern gefordert würden, daß die Regierung den Bedarf überschätze, daß sie sich einer strafbaren Plusmacherei schuldig mache. In der strengen Wermuthschen Lehrzeit sind alle Grundsätze liberaler Finanzpolitik über den Haufen geworfen worden. Eugen Richter muß sich im Grabe umdrehen, wenn er hört, daß man von der Regierung neue Steuern verlangt, nicht etwa nur, um Schulden tilgen zu können, sondern schon deshalb, weil die von der Regierung vorgeschlagenen Schuldentilgungen nicht hoch genug erscheinen. In Zahlen ausgedrückt ist die Differenz zwischen den Gegnern der Deckungsvorlage und der Regierung, wie der Reichskanzler in der Rede, mit der er die Verhandlungen über die Wehrvorlagen einleitete, hervorhob, eine Summe von 34 Millionen. Es könnten also, wenn die Erbschaftssteuer eingeführt würde, wie Herr Wermuth verlangte, 34 Millionen mehr Schulden getilgt werden. Und darum Räuber und Mörder! Es ist unter diesen Umständen wirklich schwer zu glauben, daß die Parteien der Linken durch die Sorge um die Zukunft der deutschen Finanzen zu so lebhafter Kritik an der Deckungsvorlage veranlaßt werden. Aber die politischen Gründe, welche die Opposition ihrer Presse veranlassen, — daß sie auch im Parlament für die Abstimmung der Parteien ausschlaggebend sein werden, ist unwahrscheinlich, — sind komplizierter, als der Reichskanzler in jener Rede darzulegen für gut fand. Es ist nicht nur die Sehnsucht nach dem politischen Erfolg, den die Annahme der Erbschaftssteuer für die Linke bedeuten würde, die den Liberalismus veranlaßt, heute „Gesunde Finanzen" zu nennen, was er früher „Uberschußwirtschaft" nannte, sondern es ist vielleicht in eben so hohem Grade die Besorgnis, daß das Zentrum, die treibende Kraft, die hinter dieser Deckungsvorlage steht, wie vor 1907 wiederum zur ausschlaggebenden Partei im deutschen Reichstage wird.

So berechtigt diese Besorgnis auch ist, so sollte sie doch keinen Einfluß auf die Stellung ausüben, die der Liberalismus der Deckungsvorlage gegenüber einnimmt.

Um so tatkräftiger muß aber dafür gesorgt werden, daß die nicht zu leugnende

Steigerung des Einflusses der klerikalen
Partei sich nicht auch im Bundesrate
geltend macht. Durch die Ernennung
des Führers der Zentrumspartei im
Reichstage zum bayrischen Minister-
präsidenten ist diese Gefahr herauf-
beschworen worden. Es bietet sich eine
Gelegenheit, dem Zentrum zu zeigen,
daß es nicht allmächtig ist. Der Reichs-
kanzler muß darauf bestehen, daß die
Interpretation des Iesuitengesetzes, die
von der bayrischen Regierung beliebt
worden ist, zurückgenommen wird. Die
Mehrheit des Bundesrates wird dabei
auf seiner Seite stehen, denn es ist die
Pflicht dieser Körperschaft, dafür zu
sorgen, daß die Handhabung der Reichs-
gesetze in allen Bundesstaaten nach
denselben Grundsätzen erfolgt. Aber die
Auslegung, die die bayrische Regierung
diesem Gesetz gegeben hat, widerspricht
derjenigen, nach der es in Preußen
gehandhabt wird. Es kann nicht be-
zweifelt werden, daß die preußische
Auffassung im Bundesrate die Mehr-
heit findet. Das ist nicht nur um der
Sache willen zu wünschen, weil die
bayrische Auslegung das Iesuitengesetz
unwirksam macht, und auch mißliebige
Reichsgesetze nicht umgangen werden
dürfen, sondern es muß auch erstrebt
werden, damit die Vormachtstellung
Preußens im Reich nicht erschüttert wird
und der Klerikalismus nicht über Preußen
in, Reich triumphiert. Zwischen den
Zeilen eines im Tag erschienenen Ar-
tikels des Herrn Bachem liest man schon
die nicht überraschende Drohung, daß
das Zentrum, „die für den Reichs-

kanzler unentbehrlichste Partei", in guter Stimmung erhalten werden müsse, wenn die Wehrvorlagen angenommen werden sollen. Vor dieser Drohung braucht sich der Reichskanzler nicht zu fürchten. Sie wird keine Tat gebären. Das Zentrum kann die von seiner Presse gepriesene, von mehreren seiner einflußreichsten Mitglieder gutgeheißene, nach seinen Vorschlägen finanzierte, mit dem Votum seines einstigen Führers versehene Wehrvorlage nicht ablehnen. Die Wehrkraft ist heute kein politisches Handelsobjekt mehr im Deutschen Reich. Es kann diese Vorlage besonders nicht deshalb ablehnen, weil ihn, ein Angriff auf die Einheit der Rechtsprechung in Deutschland mißlungen ist. Würde es sich aber wider alles Erwarten doch dazu verleiten lassen, weil es Brüskierungen auf dem Gebiete der Kirchengesetzgebung noch weniger leicht verträgt als auf dem der Steuergesetzgebung, so würde es dadurch dem Reichskanzler eine Wahlparole von beispielloser Zugkraft verschaffen. Denn es hätte die deutsche Volksseele an den Stellen getroffen, an denen sie am empfindlichsten ist, wenn es die Sicherheit des Reiches gefährdete, weil es die um der Iesuiten willen von ihm angetastete Einheit des Reichsrechts nicht durchbrechen konnte.

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten vi Flügge.

Das dominierende Ereignis der inneren Politik im letzten Monat ist nach meiner Auffassung die Entschließung der Reichsregierung gewesen, eine neue Wehrvorlage einzubringen und die Kosten dafür in der bekanntgegebenen Weise zu decken. Dieses Ereignis hat auch eine große sozialpolitische Bedeutung. Und zwar nicht nur in seinem zweiten Teile, insofern, als die Deckung der Kosten in Frage kommt: daß die finanzielle Gebarung eines Staates, besonders sein Steuersystem, auf die Bevölkerung des Staates soziale Wirkungen ausübt, ist eine Wahrheit, die ja ohne weiteres einleuchtet. Sondern auch in ihrem ersten Teile ist die Entschließung der Reichsregierung von sozialer Wirkung: es hat soziale Folgen, wenn der Friedensstand unseres Heeres um etwa 30lXX) Mann erhöht wird.

Man hört oft die Behauptung, Deutschland fange an, ein Industriestaat zu werden, oder gar die andere, Deutschland werde immer mehr ein Industrie-

staat. Wenn der Ausdruck Industriestaat
überhaupt einen Sinn haben soll, so
kann er doch wohl nur einen Staat
bedeuten, dessen Grundlage ausschließlich
oder doch überwiegend die Industrie
bildet. In diesem Sinne aber ist die
Behauptung, Deutschland werde oder
sei schon ein Industriestaat, irrig. Nicht
nur steht politisch die Landwirtschaft
durchaus gleich mächtig neben der Indu-
strie, sondern auch wirtschaftlich und vor
allem ethnisch ist die Landwirtschaft, der
bisher nie versiegte Iungbrunnen unserer
Bevölkerung, der Industrie heute noch
durchaus gleichwertig. Aber das kann
allerdings nicht geleugnet werden, daß
derjenige Teil des Volkes, der in der
Industrie Arbeit und Unterhalt findet,
von Iahr zu Jahr gegenüber dem in
der Landwirtschaft beschäftigten wächst,
das haben die Berufszählungen im
Deutschen Reiche unwiderleglich erwiesen.
Und damit dehnt sich auch die nachteilige
Wirkung, die die Industriearbeit auf
die in ihr beschäftigten Personen ausübt,
auf immer weitere Teile der Bevölkerung
aus.
Schon, daß die Industriearbeit
meistens in bedeckten, oft staubigen
und trotz aller Ventilation nach Schmieröl
riechenden Räumen ausgeführt werden
muß, benachteiligt die dabei beschäftigten
Personen. Dazu kommen in einzelnen
Betrieben besondere Schädlichkeiten, die
Blcigefahr,giftige Gase, ätzende Materien

im Staube, heftiger Lärm und dergleichen. Ferner ist die industrielle Arbeit oft einförmig, nimmt nur die Arbeit einzelner Muskelparesen in Anspruch und entwickelt nur diese zum Schaden der anderen, nicht benutzten. Manchmal ist sie auch geistig abstumpfend, dann, wenn sie ausschließlich in einem einzigen oder doch in ganz wenigen, zu Tausenden von Malen wiederholten Handgriffen besteht, deren Bedeutung für das Gelingen des fertigen Fabrikats der Arbeiter vielleicht nicht einmal kennt. Und welche fast unaufzählbaren Nachteile die Zusammenballung der Arbeitermassen in unseren Industriezentren hat, wie den Arbeitern und ihren Angehörigen Luft und Licht und Spielplätze fehlen, das haben wir in Deutschland grade in den letzten Wochen mit Schrecken erfahren.

Und nun kommt solch ein junger, engbrüstiger, blaßgesichtiger Arbeiter in die Kaserne. Er findet dort hygienisch einwandsfreie Unterkunftsräume, eine gradezu reichliche und tadellose Kost. Auf dem Ererzierplatze wird er Übungen unterworfen, die, bis auf das Kleinste wohl durchdacht, alle Muskeln anstrengen und alle kräftigen. Ieden Tag bewegt er sich dort viele Stunden in freier Luft, wird abgehärtet gegen Wind und Wetter, bis es hinausgeht zur Felddienstübung. Da lernt er, der Berliner oder Hamburger, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, Feld und Flur, Wald und Wiese kennen, lernt erst sehn, d. h. mit den Augen zu apperzipieren, in die Ferne zu blicken, Entfernungen zu schätzen. Und am Nachmittag, wieder in der Kaserne, lernt er Sauberkeit, Reinlichkeit und Akkuratesse und viele andere Dinge, die es vielleicht auch in der Fabrik gab, die aber dort denselben wohltätigen Zwang wie in der Kaserne nicht ausüben konnten.

Anders, aber ebenso ersprießlich geht es dem Ersatz aus der Landbevölkerung, die trotz der numerischen Überlegenheit der Industriebevölkerung noch immer, wie die Heeresstatistik und die Untersuchungen von Ballod, Evert und anderen ergeben, weitaus die Hauptquelle unseres Heeresersatzee ist. Die ländlichen Rekruten bringen wohl die Gewöhnung an die Natur, die Abhärtung gegen Wind und Wetter mit, aber ihre Gewandtheit, die körper-

liche und oft auch die geistige, ist nicht
immer so groß wie die der städtischen.
Da setzt nun die militärische Ausbildung
ein: Turnen, Bajonettieren, Fechten
macht den Körper geschmeidig, das
Gewehr mit seinen Geheimnissen, noch
mehr das Geschütz, das Gelände mit
seinen vielfachen Ausnützungsmöglich-
keiten und viele andere Dinge entwickeln
die geistigen Anlagen.
Und dazu kommt für beide, für
den ländlichen wie für den städtischen
Ersatz, die militärische Disziplin, die die
Mannschaften lehrt, jeden einzelnen so
gründlich, daß er es sein Leben lang
nicht vergessen kann, sich unweigerlich
und willig mit seiner ganzen Persönlich-
keit einzuordnen in den Dienst eines
großen Organismus. Das ist das Beste,
was der gediente Soldat mitnimmt
in das bürgerliche Leben, denn das ist die
Grundlage für die Staatsgesinnung,
die keinem Reiche mehr not tut als
unserem in diesen ernsten Zeiten. Das
ist auch eines der — mehreren — Ge-
heimnisse unserer wirtschaftlichen Erfolge,
diese Disziplinierung unserer Arbeiter-
schaft, sie ist dasjenige Geheimnis, da?
uns England, so lange es nicht die allge-
meine Wehrpflicht durchgeführt haben
wird, also noch auf lange Zeit hinaus
nicht nachmachen kann.
Ia, es ist wahr, was der General-
stabsarzt der Preußischen Armee vi
von Schjerning in seinem ausgezeichneten
Buche ausgeführt hat, das den für seinen
reichen Inhalt zu bescheidenen Titel
„Sanitätsstatistische Betrachtungen"
trägt: das Heer ist unserem Volke
2,^

zu einem unvergleichlichen Erziehungs-
mittel an Leib und Seele geworden,
und wenn wir das Heer nicht hätten,
so müßten wir, wenn wir die leiblichen
und die geistigen Kräfte unserer jungen
Mannschaft in derselben Weise ent-
wickeln wollten, wie es jetzt durch das
Heer geschieht, zahllose andere Ein-
richtungen von Staats wegen mit großen
Kosten treffen, und wir wären dann,
mindestens in den ersten Iahrzehnten,
noch nicht einmal sicher, ob diese neuen,
anderen Einrichtungen ebenso zuver-
lässig wirkten, wie es heute das Heer
mit seiner durch ein Iahrhundert hin-
durch erprobten Erziehung tut.

So begrüßen denn auch wir von
unserem, vom sozialpolitischen Stand-
punkte aus die Wehrvorlage, die dafür
Sorge trägt, daß ein größerer Teil
unserer Iugend als bisher durch die
Schule des Heeres geht, mit großer
Freude, und ich für meine Person tue
das um so mehr, als ich nur diejenige
Sozialpolitik als berechtigt anerkenne,
die sich der gesamten Staatspolitik
als ein Teil von ihr, ihr dienend und
förderlich, einordnet — als mir die
soziale Reform nichts anderes ist als
ein besonderes Mittel zur Befestigung
und Begründung des Staates überhaupt.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Iöhlinger.

Mischehen und Rassenfragen.

In der Budgetkommission des Reichs-
tages pflegt es oft interessanter zu-
zugehen als im Plenum; die Abge-
ordneten werden dort nicht so beobachtet
und von der Tribüne und Presse be-
lauscht, sie können sich also mehr aus-
sprechen und ihren Worten einen freieren
Lauf lassen. Diese alte Beobachtung
konnte man auch bei Beratung des
Kolonialetats in der Kom-
mission machen: es gab interessante
Schlaglichter, die man im Plenum nicht
zu sehen bekommt. Da war zunächst
Erzbergers Enthüllung, daß
ein sehr bekannter national gesinnter
Kolonialpolitiker, der jetzt laut für Wild-
und Naturschutz in den Kolonien ein-
tritt, bei seinem Aufenthalte in Deutsch-
ostafrika für — 30000 Mk. Elfen-
bein erbeutet und verkauft
habe! Wer muß bei dieser Ent-
hüllung nicht an Heines Worte vom
heimlichen Sektsaufer und öffentlichen
Wasserprediger denken?

Ebenso bemerkenswert wie Erzbergers Entdeckung war der Standpunkt, den Paasche, der Vertreter der national-liberalen Partei, der seit Arnings Ausscheiden das Kolonialreferat hat, in der Mischehenfrage einnahm. Zu aller Überraschung trat dieser Mann, der Dernburg wegen seiner Negerfreundlichkeit stets angegriffen hatte, fü r die Mischehen d. h. also mit anderen Worten für die Gleichstellung der Negerrasse mit der weißen Rasse ein. Man geht wohl nicht fehl, wenn man den Umschwung in der Gesinnung Paosches mit den etwas ertrem negrophilen Ansichten in Zusammenhang bringt, die sein Sohn, der frühere Kapitänleutnant, jetzt überall vertritt, und von denen auch kürzlich an dieser Stelle die Rede war. Allerdings passierte dem früheren Professor der Nationalökonomie Paasche der recht unangenehme Fehler, daß er Mischlinge und Kreolen mit einander verwechselte, sodaß Ledebour ihn darauf aufmerksam machen mußte, was Kreolen (d. h. die im Lande geborenen reinen Weißen) sind!

Die Frage der Mischehen hat nun eine sehr prinzipielle Bedeutung nicht nur für unsere Kolonialpolitik, sondern für die Stellung der Weißen in den Tropen überhaupt. Sie ist ein wesentlicher Teil der gesamtenEingeborenenpolitik, und sie kann

von dieser nicht völlig getrennt werden.
Welche Stellung man zur Eingeborenen-
politik einnehmen soll, hängt oft vom
persönlichen Gefühl ab: die einen sehen
im- Neger den „Menschen mit der
unsterblichen Sccle", den „schwarzen
Bruder", und was dergleichen Kose-
namen noch mehr sind. Hierzu gehören
die Ultra m on tan e n, die in jedem
katholischen Neger den christlichen Mit-
bruder erblicken^ den sie wie sich selbst
lieben müssen. Das ist von ihrem
Standpunkte aus logisch richtig und
religionshistorisch begründet. Die So-
zialdemokratie sieht im Neger
etwas Wesensverwandtes: den unter-
drückten Stand, der vom Kapitalismus
ausgebeutet wird, dem also immer und
unter allen Umständen geholfen werden
muß, selbst wenn, wie es oft der Fall ist,
die Staatsautoritätim Schutzgebiet unter-
graben wird. Diese Stellung der Sozial-
demokraten hat keine sehr große Be-
deutung, da diese Partei bekanntlich in
Deutschland so kurzsichtig ist, daß sie
positive Kolonialpolitik überhaupt nicht
mitmacht.
Grundverschieden von der Tendenz
der beiden vorgenannten Fraktionen
ist die der rechtsstehenden Poli-
tiker: die Alldeutschen erblicken in jedem
Streifen Afrikas, mag er noch so tropisch
sein, meist ein Siedlungsland fürDeutsche,
in dem der Deutsche Herr, der Schwarze
Knecht sein muß. „Fort mit der Volks-
kultur, wenn sie den Plantagen im
Wege steht", das ist so ungefähr Stand-
punkt, den Männer wie Liebert usw.
einnehmen. Diese Tendenz ist natürlich
noch schlimmer als die zu große Neger-
freundlichkeit; sie führt zur Unter-
drückung der Neger, die doch als
Arbeitskräfte nicht entbehrt werden kön-
nen, oder zu Aufständen, die das
Land ruinieren.
Wie stets, so liegt auch in der Frage
der Negerbehandlung die Wahrheit in
der Mitte; sie ist sehr richtig dahin
charakterisiert worden von dem besten
Kenner Ostafrikas Stuhlmann in
den Worten:
„Der Weiße steht dem Afrikaner
als Herrscher gegenüber; er soll ihm
keine europäische Zivilisation aufzwingen,
die ihm keinen Segen bringt, sie
macht ihn nur zu einem unglücklichen
aus seiner eigenen Umwelt entwurzelten
Zerrbild. Der Weiße soll daher
außer Frieden dem Eingeborenen nur

das bringen, was ihn nicht entwurzelt, was ihm Segen gibt: eine konsequente Arbeit und eine milde, aber straffe Autorität. Ohne beides verkommt er."

Diese auf jahrelangem ernsthaften, Studium des Negercharakters aufgebaute Ansicht muß sich vor allem der Liberalismus merken, der zwar in der Frage der Eingeborenenbehandlung noch keine entschiedene Stellung eingenommen hat, der aber, wie es scheint, in dieser Beziehung sich zur Gruppe der Ultramontanen und Sozialdemokraten wenden will. Naturgemäß kann und darf der Liberalismus nach seinerganzen Geschichte und Vergangenheit sich nicht auf die Seite der Alldeutschen stellen, er darf nicht für Arbeitszwang,Eingeborenen Mißhandlung und dergl. sein. Aber was er tun muß, das ist ein entschiedenes Eintreten für eine wahrhaft nationale Kolonialpolitik, die von den Erfahrungen anderer Staaten gelernt hat, wohin die Gleichstellung oder gar Vermischung der Rassen führt. Der Neger ist und wird es Iahrhunderte lang bleiben, eine untergeordnete Rasse, die auf einer Kulturstufe steht wie die Völker Europas vor 2000 Iahren. Die ganze Kulturentwicklung der beiden Iahrtausende, die die weiße Rasse auf ihren heutigen Stand gehoben hat, ist am Neger fast spurlos vorübergegangen.

Ist es daher möglich, ihm im Eilzugtempo die Kultur von zwei Iahrtausenden einzupauken? Weder die geistige, noch

viel weniger die moralische Bildung
eine's Durchschnittsmenschen aus dem
Mittelalter können ihm so schnell bei-
gebracht werden, es bleibt Firnis, der
an der Oberfläche des Zerrbildes haftet.
Seine Moral bleibt auf lange Zeit die
eines Negers — das hat uns die Geschichte
der Negerstaaten zur Genüge gelehrt.
Ganz falschist nun, wenn gewisse
liberale Kreise, um das Negerproblem
schmackhafter zu machen, auf die Kultur
der Iuden hinweisen zu müssen
glauben, die heute hinter der der Christen
in keiner Beziehung mehr zurücksteht.
So hat der liberale englische Kolonial-
politiker Sir Harry Iohnston betont,
daß die Neger mit den Iuden zu ver-
gleichen wären, die auch erst ihre soziale
Stellung in schweren Kämpfen und
in harter Schule errungen hätten.
Es ist das Verdienst des deut-
schen Kolonialwissenschaftlers Professor
Zoepfl, in seinem ausgezeichneten
Aufsatze im Handwörterbuche der Staats-
wissenschaften auf den fundamen-
talen Irrtum hingewiesen zu
haben, der dem Gedankengange Iohnstons
zugrunde liegt: die jüdische Rasse hat
schon vor mehr als 2lXX1 Iahren eine
eigene hohe geistige Kultur selbst-
schöpferisch, nicht bloß nachahmend
hervorgebracht. Ia, man kann auch
sagen, daß das Iudentum — von dem
doch der Gottesglaube ausgeht — vor
2lXX) Iahren in moralischer Be-
ziehung den anderen Völkern seiner
Zeit überlegen war und vielfach
den Christen als Vorbild bei ihren
S i t t e n gesehen diente. Inzwischen
haben die Iuden hinzugelernt und von
der neuen Kultur anderer Länder in sich
aufgenommen, — das haben die Neger
nicht getan.
Man hüte sich also vor einer Über-
schätzung der Negerrasse, die sich sehr
unangenehm fühlbar machen wird. Der
Schwarze muß im Weißen die höher
stehende Rasse erblicken, vor der er
Respekt hat, nur dann wird er ihn, folgen.
Er wird aber den Respekt verlieren,
wenn sich der Weiße mit seinen schwarzen
Töchtern verheiratet und Mischlinge
hervorbringt. Die Heirat mit einer
Schwarzen zieht den weißen Mann
hinab auf das tiefe geistige und moralische
Niveau der Frau, und die Mischlinge
bilden stets eine Gefahr für die
Verwaltung: sie selbst betrachten
sich als höhere Wesen, während die

Schwarzen nichts von ihnen wissen
wollen; Mischlinge den Weißen gleich-
zustellen hat aber schwere poli-
tische Bedenken. Den Schwierig-
keiten, die sich hieraus ergeben, geht
man aber aus dem Wege, wenn
man die Mischehe gesetzlich nicht
sanktioniert.
Aber noch etwas anderes ist er-
forderlich, wenn der Schwarze vor uns
Respekt bekommen soll: die Perversität
gewisser deutscher Frauen, gerade
den Negern nachzulaufen, muß, —
eventl. mit Staatshilfe unterdrückt
werden. Keine Engländerin oder Ameri-
kanerin würde ihr Rassebewußtsein so ver-
leugnen, daß sie einem Kamerun-Neger
oder einem Samoaner Liebesbriefe
sendet. Diese Schmach hat sich die
deutsche Iungfrau vorbehalten!
Welchen Respekt soll da ein Kamerun-
Häuptling 5 Ik King Bell vor dem
weißen Bezirksamtmann bekommen,
wenn, wie es tatsächlich der Fall rvar,
ihn, die Tochter eines Berliner Ver-
sicherungsbeamten einen Liebesbrief
sendet, in dem sie ihn mit „Königliche
Hoheit" anredet, ihn, der gerade kurze
Zeit vorher 25 wegen Unbotmäßigkcit
„übergezählt" bekam! Solcher Rasse-
skandal, der unser Ansehen in den
Tropen untergraben muß, kann nur
unterdrückt werden, wenn die Kolo-
nialverwaltung radikal
vorgeht: sie muß alle derartig
perversen Liebesbriefe deutscher Frauen
an Eingeborene im Wortlaut mit
Namensunterschrift veröff e n t-

lichen. Dann wird das deutsche Mädchen anfangen das zu lernen — was die Engländerin längst weiß!

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Vor zwei Iahrzehnten noch zählte man in Berlin nur ein halbes Dutzend entschieden liberaler Pfarrer; diese Neuprotestanten m Kirchendienst sind jetzt ungefähr beim vollendeten ersten Hundert angelangt. Das bedeutet: das (erste) Viertel der gesamtenBerlinerGeisilichkeit. Die Patronatsstellen des Magistrats und die überwiegende Mehrheit der durch freie Gemeindewahl zu besetzenden Stellen fallen dem kirchlichen Liberalismus anheim, während das Konsistorium in direkter Besetzung und wo es ihm sonst der Buchstabe der Paragraphen irgendwie — ob auch unter verzweifelten Auslegungskünsten — gestattet, für die Berufung orthodorer Pfarrer bemüht ist. Von Greifswald übersiedelte mit dem 1. April an die Kaiser-Wilhelm-Kirche in Eharlottenburg mit ihrer weitschauenden Kanzel der ausnehmend tüchtige Prediger und Reichstagsabgeordnete Immanuel Heyn, zwischen dessen einmütiger Wahl durch die Gemeinde und seiner Einführung durch die Kirchbehörde die Kleinigkeit von 15 Monaten lag. Heyn war bereits vor einem Iahrzehnt für die Petrikirche in Berlin bestimmt; der damalige Propst und Vizepräsident des Oberkirchenrats Hermann von der Goltz vereitelte mit kirchenpolitischem Raffinement die Bestätigung. Die orthodore Minorität der Kaiser - Wilhelm - Gemeinde, protestierte gegen Heyn, der Oberkirchenrat legte die Beschwerde dem sogenannten Kleinen Spruchkollegium zum Ermittelungsverfahren vor (das sich von dem Feststellungsverfahren des großen Spruchkollegiums in der Form unterscheidet). Zu den Unterzeichnern gehörten, neben zahlreichen Damen und einigen Herren, zum Erstaunen der Öffentlichkeit auch zwei Professoren der Berliner Universität: v. Bernhard Weiß und D. Reinhold Seeberg, welche beide in ihren theologischen Büchern bewiesen haben, daß sie keine innere Gemeinschaft mit der „reinen" Kirchenlehre haben, vielmehr in erheblichem Umfange selber Ketzer sind.

Der Hauptvorstoß gegen Pfarrer Heyn richtete sich gegen eine treffliche

theologische Studie, in welcher der
Verfasser im Sinne der gesamten
modernen Theologie die leibliche Auf-
erstehung Iesu ablehnt und (in Über-
einstimmung mit fast allen Theologen)
die Echtheit des vierten Evangeliums
bestreitet. Weiß darf als würdiger
Emeritus hoher Iahre ausscheiden;
I>. Seeberg aber, der von den
Stöckergruppen wegen seiner glänzenden
Redegabe und seines Einflusses bei den
Behörden mit verdächtigem Eifer um-
schmeichelt wird und der in der Nach-
ahmung der äußeren Linien der Wirk-
samkeit Harnacks sich nicht genug tun
kann, Seeberg muß seine Unterschrift
um so schwerer verdacht werden, als
sich ohne Mühe aus seinen Schriften
und Vorlesungen der Nachweis er-
heblicher kirchlicher Lehr-
abweichung gegen ihnselber
erbringen läßt. Zu mindest hätte er die
laienhaften Protestier in der Kaiser-
Wilhelm-Gemeinde über seinetheo -
logi^ che Verwandtschaft mit
Pfarrer Heyn aufklären
müssen, die in ihm naturgemäß ihren
Wortführer sahen und ihm bedingungs-
los vertrauten. Der wahrhaft ortho-
dore Professor Hermann Cremer
in Greifswald hat 1903 in einem unbarm-
herzigen „Bericht für die Gemeinde"
Seebergs Ketzereien ans Licht gestellt
und ihm den Kirchenglauben mit ver-

nichtenden Worten abgesprochen, gerade auch in den Lehrpunkten, welche jetzt Seeberg gegen Heyn bei der Kirchbehörde namhaft machte! Das Spruchkollegium hat die ungenügende Beschwerde abgewiesen,dasKonsistorium mußte Pfarrer Heyn bestätigen.

Damit ist von den beiden obersten preußischen Kirchenbehörden (denn in, Epruchkollegium bilden den Schwerpunkt seine Mitglieder des Oberkirchenrats) zu Recht erkannt worden, daß der Liberalismus, wie ihn Pfarrer Heyn, Neinhold Seeberg, Adolf Hornock und Bernhard Weiß vertreten, neben der altkirchlichen Orthodorie in der evangelischen Landeskirche gleichberechtigt ist. Das gibt dem jüngsten Aktenstück des Spruchkollegiums grundsätzlichen Wert für die weitere preußische Kirchengeschichte. Iathos schwärmerischer Pantheismus ist abgelehnt worden, Heyns theologischer Radikalismus ist anerkannt worden, Pfarrer D. Mar Fischer mit seiner sehr freien religionsphilosophischen Spekulation bleibt nach wie vor unangefochten im Amt. Die Ausschließlichen aber wollen die Liberalen zur Einschüchterung der Behörden wieder einmal glauben machen, in Berlin und in Hamburg — wo Pfarrer Heydorn trotz seiner 100 freimütigen Thesen und trotz einer geradezu wilden Agitation der Gegner vom Senat bestätigt wurde,— daß sie ihre Koffer packen. Nicht einmal sie selber glauben an ihren schon mehrfach angedrohten Auszug aus der verbabelten Kirche. Die Brüder sollen einträchtig beieinander wohnen; Unkraut und Weizen werden nach dem tiefsinnigen Spruch des Meisters von Nazareth erst am Erntetage voneinander geschieden; das Erkennungszeichen für Weizen und Unkraut wird jedoch schwerlich eine so oder so formulierte Kirchenlehre sein ...

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

In der Frauen-Literatur unserer Tage schwindet mehr und mehr das Element einer naiven Freude am schönen Schaffen, an der Kunst um der Kunst willen. Die Frauen von heut wollen, sobald sie etwas können, an dem Rätseln und Raten der Zeit auch ihr dichterisches Teil haben. Sie wollen —

5Än5 pdrIl5e — die Probleme der Zeit
lösen, oder doch lösen helfen nach
ihrem Ermessen. Und ihre Kühnheit
im Erfassen solcher Probleme schreckt
vor keiner Höhe, keiner Tiefe zurück.
Nur, daß im Durchlichten solcher Mensch-
heiträtsel ihre Klarheit, ihr Wille zur
Konsequenz, ihre Fähigkeit zur Ver-
dichtung nicht gleichen Schritt hält mit
ihrer Kühnheit. Gerade in den besten,
eindrucksicheren Frauen-Büchern sind
solche Mängel neben großen Vorzügen
befremdlich. Da hat Leonorc
Frey*) ein seltsames, in mancher
Hinsicht meisterhaftes Buch geschrieben
„Das leuchtende Reich". Ein Buch voller
Rätsel, Unklarheiten und Willkür. Es ist
möglich, daß ihrer Weisheit letzter Wille
als eine feine, schillernde Travestie auf
die seichte Allerweltgelehrsamkeit unserer
populären Problemhonsel gesehen sein
will. An Problemen läßt sie es nicht
fehlen. An Oberflächlichkeit ihrer Be-
handlung auch nicht. Die große Frage,
ist unser Einzeldasein wirklich von Geburt
und Tod endgültig begrenzt? Oder ist
es nur ein Glied in einer unaufhörlich
sich erneuenden Kette von irdischen
Eristenzen einer Seele? Sind wir
ahnende Kinder des ewig unerlösbaren
Karma, oder der gütig auslöschenden
Erde? —diesegroße, beherrschendeZragc
zieht als Leitfaden durch die Geschicke
und Geschehnisse der Dichtung. Daraus

') Verlag I. G. Cotta-Stuttgart,

ergeben sich die Fragen der Verant-
wortlichkeit der Erbenden für die Taten
ihrer Vorfahren: das Orest-Problem,
das Leonore Frey noch mit einem
starken Einschlag von Hamlet-Ohnmacht
verquickt. Die Ohnmacht dessen, „der
die Schuld begeht, nicht schuldig werden
zu können!" Durch eigene Schuld zu
sühnen und auszulöschen die Schuld der
Väter. Und als Begleit - Problem
schattet weiter die Frage nach der
Prädisposition für das Wiederauftauchen
der gleichen Verhängnisse in dergleichen
Familie durch Iahrhunderte hin, düster
über das Leben der Handelnden, die
aus Tantalos' Geschlecht abzustammen
wähnen.
Da ist nämlich ein phantasie-
pathologischer Professor, ganz ein-
gesponnen in den Zauber der griechischen
Klassizität, die sein Lebenselement, seiner
Seele „leuchtendes Reich" bildet. Seine
Tochter, in allem das Kind seiner
Phantastik, wird zweier Söhne Mutter,
die gleich ihr mehr in dem „leuchtenden
Reich" der Griechenschönheit als in der
Wirklichkeit leben. Der Älteste, ein
trotzig selbsteigener Iüngling von stolzer
Griechenherrlichkeit, wirft sein junges
Leben von sich, um der Hundepeitsche
seines Vaters zu entgehen. Der Iüngere,
Daniel Achilles, ein Antinous, Orest,
Hamlet und Oswald in traurigen, Ge-
misch, ist Held und Träger der Handlung,
die er dennoch nie beeinflußt, leitet oder
gar lebt. Seine Mutter, das schönste,
vornehmste Weib, wird von ihrem Gatten
betrogen, schamlos betrogen. Daniel
Achilles weiß das und sieht, daß diese ver-
g ötterte Mutter in Abwesenheit des Vaters
einen Hanswurst von Vetter an ihre Seite
zieht. Der Vater und seine Huldin
geraten vor ihren Augen in Todesnot,
die Mutter verhindert ihre Rettung.
Beide gehen unter in demselben See,
in den der ältere Bruder, todsuchend,
sich geflüchtet. Nach unlösbaren Innen-
und Außen-Erlebnissen beschließt Daniel
Achilles, dem unausweichlich gebiete-
risch werdenden Tantalusruf in seiner
Traumseele zu folgen und den ver-
ratenen, gemordeten Vater an der ehe-
schänderischen Mutter zu rächen —
falls er sie schuldig findet. Die Probe
— eine Hamletprobe —- bleibt ergebnis-
los. Daniel-Hamlet aber geht dennoch
geradeswegs ins Wasser. In denselben,
von einsamer, grauer Sphinl bewachten
See, der Vater und Bruder ver-

schlungen.
Man verstehe mich recht: die Handlung darf allenfalls so wie hier aufgefaßt werden. Aber erwiesen, klargestellt und zweifelsohne ist beinahe nichts in der Tatsachen-Folge dieses Buches. Alles verträgt ein Fragezeichen; nichts erlöst von den Zweifeln an dem, was eigentlich gemeint und gewollt ist. Zwar: wo liegt eine tragische Schuld in dem Leben der seelisch Großen anders, als neben der Harlcquinerie des Verhängnisses? Aber wer sagt, daß hier eine tragische Schuld wirklich vorhanden war? Wir dürfen alles vermuten; denn alles bleibt uncrweisbar.

Soweit die Dichtung. Die Erzählung ist ein Gemisch aller Wissenschaft in ihrer anspruchsvollen Oberfläche — Theosophie, Philosophie, Kunstgeschichte, Altertumskunde, Soziologie, Okkultismus, Vererbungstheorie und allerhand Tagesfragen. Und dennoch ein Buch, in vielerlei Verstehen von tiefem Ernst und Feingehalt,—wenn es nicht dennnoch nur ein Verierbuch von verblüffender Geschicklichkeit ist. Iedenfalls vornehm geschrieben und planvoll durcr.-dackt.

Anders gibt sichG r e teMe is el - Heß *) in ihrem umfangreichen Buche „Die Intellektuellen"; Geradlinig und unverkunstelt sagt sie uns das, was ihre

') Verlag von Qesterhold K Co., Berlin.

Meinung ist und ihre Absicht. In einem großen, sehr gestaltenreichen Zeitgemälde schildert sie das Tun und Treiben, das Leben, Leiden und Lieben, das Sehnen, Suchen und Entsagen, Kämpfen,Ringen, Streben und Stranden derer, die das Adeln und Höhenwintsführen des Menschengeschlechtes zu der großen Aufgabe ihres Lebens gemacht. Nur geht sie von undurchführbaren Prämissen aus und kommt zu naturgemäß unmöglichen Konsequenzen mit allem, was ihr erweisbar scheint. An der Geschichte zweier Geschwister von ungemein reicher Begabung, die aus der politischen Tiefe Nein-jüdischen Herkommens emporwachsen — analog den Frauen, die aus den sozialen Tiefen der traditionellen Rechtlosigkeit zur Höhe sich aufringen — zeigt die Autorin theoretisch die Möglichkeit, reformatorisch erst an sich, dann an seiner Umwelt, endlich durch diese an der Gesellschaft, zuletzt an der Menschheit zu arbeiten. Reformatorisch hinsichtlich der natürlichen Gesetze der Entwicklung, der ungeschriebenen Gesetze der altruistischen Solidarität des Einen mit dem Andern. Reformatorisch durch Veredelung der Menschenrasse, als Folge der Verbesserung ihrer Daseinsbedingungen, ihres Gefühlslebens, ihrer Wahlverbindungen usw. Soziologische Dogmen, die heute längst nicht mehr neu, aber auch heute noch ziemlich utopistisch und jedenfalls in alle Ewigkeit nicht von einem Einzelschwärmer durchführbar sind. Du lieber Himmel, wie viele ehrliche Federn haben sich an diesem Thema schon stumpf geschrieben; wie wenig Köpfe sind davon überzeugt, wie wenig Herzen erleuchtet worden! Dennoch ist gerade das füglich zu bewundern an dieser Art Frauenbüchern: dieses unverrückbar starre Festhalten an einer einmal ersehenen Richtung, die das Weib aus der Enge ihrer sozialen Bedingtheit hinaus in die Weiten einer befreiten Weltanschauung führen soll. Jedenfalls ein ernstes, redlich gewolltes Buch von interessantem Inhalt, vielen, lebendig erfaßten Gesellschaftstypen und Einzelbildern in Porträttreue. Ein bißchen weitschweifig der Vortrag; der Dialog unbeschwingt; die Reflerion stärker als die Empfindung; das Gedankliche mehr wagemutig als folgerichtig; die Charakteristik nicht immer konsequent aber von scharfen Umrissen

und zuweilen ein packend profilierter Kopf. Im Ganzen: ein Eindruck!

Erwähnt sei heute noch eine neue Frauen-Potenz, die noch sehr der Gärung und Klärung bedarf, ehe man ein abschließendes Urteil darüber wird gewinnen können: Helene Volk*). Bemerkenswert an ihrem Erstlingsbuche „Du sollst ein Segen sein" ist zunächst die entschlossene Kraft, mit der sie ein Problem von schlagender Kühnheit aufgreift, um es mit fanatischer Glut zu behandeln: ein wunderbar schönes Mädchen mit zarter, wie traumverschleierter Seele, die Tochter einer hereditär irrsinnigen Mutter und eines unverbesserlich leichtsinnigen Vaters, gelangt über andere Kunstversuche zur Bühne, mit jedem höchsten Idealismus, in phantastisch erbauter Eigenwelt befangen. Blind geht sie vorüber an dem Schmutz in ihrer Umwelt. Allmählich wird sie sehend und ihrer Weibreinheit sich bewußt. Mit leidgehärteter Kraft behütet und verteidigt sie, wessen sie zum Weiterleben bedarf, wie der Luft zum Atmen. Unter den wüsten Attacken kupplerischer Direktoren, Mitspieler und Wirtinnen, unter den brutalen Angriffen trunkener „Bewunderer" siegt ihre Reinheit. Man setzt sie zurück; sie bekommt keine Rolle; sie wirft dem Direktor ihre Gage vor die Füße; hungert und bleibt rein. Aber sie glaubt zu begreifen, daß für die höchste Kunst nur heranreife, wer durch die „große Schuld" gegangen,

') Gutenbelg-Vellag, Berlin.

wer durch Leidenschaft wissend geworden. Nun sucht ihre Seele. Sucht — aber nicht mit glühendem Sehnen der Empfindung, sondern mit den offenen Augen der Erkenntnis. Sucht nach dem Gefährten der „Schuld". Denn es muß ein Höchstes und ein Höchster sein! Das Opfer der Frau für die Größe der Künstlerin. Von der Bühne fort, ins Leben zurückgedrängt, findet sie diesen „Gefährten". Jetzt, wo sie seiner logischerweise nicht mehr bedarf. Dennoch wirft sie sich ihm an den Hals — als Weib, nicht als Künstlerin. Nach kurzer Zeit verläßt sie heimlich ihn, jede Möglichkeit eines irgendwie achtbaren Lebens und geht mit einem stockfremden Mann ins Weite, angelockt von seinen Reisekoffem ....

Schon an dem unlogischen Durcheinanderwürfeln gegensätzlicher Entwickelungemotive ersieht man ohne weiteres die hilflose Anfängerin, der die Komposition über den Kopf gewachsen. Sprunghaft, aber selbstvertrauend ist alles Geschehen aufgerafft in unbeschwichtigtem Hasten und Fehlgreifen. Hintertreppen-Effekte wechseln mit Gartenlauben - Sentiments. Selten fließt ein beruhigtes Schildern erquicklich vorüber. In allem aber loht heiße Kraft, so des Wollens wie des Zugreifens. Eine stählerne Kraft, ganz von Zukunft gesättigt und von Verheißung einer Meistermöglichkeit. Streckenweise — so die Schilderung einer Lear-Aufführung — ist heute schon alles reife Erfüllung. Den gleichen Eindruck vermittelt ihre Diktion als künstlerisches Ausdrucksmittel. Neben aufblitzenden Feinheiten von sicherer Hand nahezu aufprallende Härten im nackten Worte, da wo der Gereifte mit einer verhaltenen Andeutung sich abfindet. Auch ihren Gestalten fehlt noch Blut und Atem eines pulsierenden Lebens — vorerst noch mehr Absicht als Ausführung. Warten wir ihrer Muse nächsten Streich ab.

Musikalische Rundschau.

Von Walter Dahms.

Auf den Musikbühnen Berlins herrschte in der letzten Zeit ein regeres Treiben als gewöhnlich. Sogar die Königliche Oper brachte mit Frühlingsbeginn eine Novität, Ioseph Gustav Mraczek's dreiaktige Oper „D e r Traum". Aus Grillparzers dramatischem Märchen „DerTraum ein Leben"

stammt der Tert. Daraus entspringen
die Vorzüge und Schwächen des Werkes.
Es ist ein Tert, dessen wundervolle,
musikalische Sprache alles hoch überragt,
was sich modernes Opernlibrctto nennt.
Aber es ist kein Operntert; birgt selbst
schon zuviel Musik, zuviel Lyrik in sich,
um einer musik-dramatischen Inter-
pretation günstig zu sein. Mraczek's
Musik ist eine starke Talentprobe, ein
verheißungsvoller Auftakt, dem hoffent-
lich bald die Erfüllung folgen wird.
Die Aufführung unter Leitung von Leo
Blech verdiente alle Anerkennung. —
Unsere zweite Opernbühne, die
Kurfürsienoper, versuchte es mit
dem Fünfuhrtee von Theodor
Blumer. Verschämt verbirgt der Kom-
ponist hinter dem Titel „Musiklustspiel"
sein Talent zum Possen- oder Ope-
rettenkomponisten. Eine Lustspiel-
stimmung wollte während der drei Akte
nicht aufkommen. Das langweilige
Libretto, die fade, seichte Musik wirkten
verstimmend, sodaß man sich mit der
Anerkennungsmöglichkeit des Morisschen
Strebens auf eine nächste, ernstere
Gelegenheit vertrösten muß.
Das dritte Operntheater, die „K o -
mische Oper", ist tragikomisch ge-
worden. Die jetzige Direktion (Gregors
Nachfolge) ist auf dem mit System
begangenen Wege zum Tiefstand endlich
unten bei der Posse, dem Tummelplatz
völliger Verblödung, angelangt. Möge
ihr ein sanftes Ende beschert sein.
Kultur herrscht auf den drei großen
Operettenbühnen. Ich meine Kultur

der Darstellung, des Ensemblespiels als
Träger virtuoser Einzelleistungen. Das
Neue Theater hat ein reizendes
Repertoirestück in Leo Falls „Der
liebe Augustin" gewonnen. Das
Neue Operettentheater ist
mit dem Victor Iacobischen „Mäd-
chenmarkt" neuerdings nicht so
glücklich abgeschnitten. Den Trumpf
spielte dasTheaterdesWestens
mit Offenbachs „Die schöne He-
lena" aus. Reinhardts Inszenierung
hat die espritvolle Satire Offenbachs
zur plumpen, eindeutigen Karikatur
vergröbert und damit dem Geschmack
und Intellekt des Publikums aus
Berlin ^V. V^. geschmeichelt. Kein
Wunder, daß der Erfolg auf seiner
Seite war. —
Von der verebbenden Konzertflut
ist manches der dauernden Erinnerung
wert. So der Franz-Schubert-Abend
des Domchors unter Prof. Hugo
Rudels Meisterstab. Die Schubertsche
Klangseligkeit wurde zu einem Erlebnis;
auch in dem Trio-Abend der Meister
Schnabel, Flesch und Gsrardy. Der
Leipziger Bachverein unter Karl Straube
erwies in Bachs Iohannispassion, daß er
in der ersten Reihe der großen Chor-
vereine steht. Hausegger und Strauß diri-
gierten BeethovensNeunte und steigerten
damit unsere Sehnsucht, recht bald
Weingartner wieder hier zu haben.
So drängen sich die Ereignisse.
Aber auch die unerschrockensten und hart-
näckigsten unter den Musikenthusiasten
müssen dem Ansturm des Frühlings
nachgeben. Beim Erwachen der Natur
liegt die Musiksaison 1911/12 in den
letzten Zügen. Ehre ihrem Andenken!

Wirtschaftliche Rundschau.

Als der Reichsbankpräsident Haven-
stein seine zeitgemäßen Ideen über eine
Einschränkung unseres hypertrophisch ent-
wickelten Kreditwesens den Führern
der deutschen Vankwelt entwickelte,
konnte man aus Finanzkreisen fast
allenthalben Urteile wie „unzeitgemäß,
undurchführbar usw." hören. Dennoch
ist nicht zu verkennen, daß die Banken
sich doch im stillen manches 26 notmn
genommen haben, was Herr Havenstein
ihnen in verbindlicher, aber entschiedener
Weise zu Gemüt geführt hat. Die
Banken sind zweifellos auch ihrerseits der
Ansicht geworden, daß unsere Geldwirt-
schaft liquider gestaltet werden müsse, we-
nigstens ist Herr v. Gwinner,der kluge und

kenntnisreiche Sprechdirektor der Deutschen Bank, unter denen gewesen, die im Herrenhause kürzlich mit Entschiedenheit für die flüssigere Finanzgebarung der — Sparkassen eingetreten sind, die
er zu Zwangskäufern großen Stils
für heimische Anleihen machen wollte. Wenn Herr v. Gwinner, der im Herrenhause Seite an Seite mit seinem ehemaligen Gegner Rheinbaben für die Sparkassenvorlage der Regierung kämpfte, auch die Konsequenzen eines staatlichen Einflusses auf das Geldgeschäft für die Kreditbanken ablehnte und diesen die volle Bewegungsfreiheit ihrer Finanzpolitik erhalten wissen wollte, so muß man doch zugeben, daß die Banken und allen voran die Deutsche Bank in der letzten Zeit freiwillig das Bestreben gezeigt haben, der uferlosen Kreditwirtschaft auf industriellem Gebiete einen Damm entgegenzusetzen. Dazu beigetragen mag die Tatsache haben, daß die Geldverhältnisse in diesem Frühjahr allen Erwartungen und Erfahrungen zuwider sich ungewöhnlich schwierig gestaltet haben, daß nicht nur die erhoffte Geldplethora, sondern auch die im Frühjahr sonst meist eintretende vorübergehende geldliche Erleichterung ausgeblieben ist. Auch in dieser Hinsicht hat der „Theoretiker" Havenstein die Situation vor Monaten schon richtiger beurteilt als die Praktiker des Geldmarktes. Die Banken, deren flüssige Geldbestände — wie die kürzlich bekannt gegebenen Zwischenbilanzen per Ende
18-

Februar zeigen — in den ersten beiden Monaten des neuen Iahres eine erhebliche Verringerung aufweisen, müssen ihre Gelder zusammenhalten, da sie genau wissen, welche gesteigerten Ansprüche in einem Iahr hochgehender Konjunkturentwicklung wie dem jetzigen erst die Herbst- und Wintermonate bringen werden, da sie sich gleichzeitig auch sagen werden, daß eine Wiederholung der Geldkrise vom Iahre 1907 in einer politisch unruhigen Zeit die Gefahr einer weitgehenden gesetzlichen Regelung des Bank- und Geldwesens heraufbeschwören muß. Ist doch in den letzten Iahren die öffentliche Meinung nicht umsonst durch breite und tieft gehende Diskussionen, über finanzielle Kriegsbereitschaft, über den Import erotischer Werke usw., aufgerührt und auf die Schwächen unserer heimischen Finanzwirtschaft hingelenkt worden. Ob es die Banken nun eingestehen wollen oder nicht, ihr Bestreben ist im Augenblick keineswegs auf die Amalgamierung von Industriekrediten, sondern im Gegenteil auf ihre Realisierung gerichtet.
Man ist besonders bestrebt, sich der größten Kreditaufsauger zu entledigen, und nimmt, um dies zu ermöglichen, selbst beträchtliche Verluste bei den Liquidationen mit in Kauf. Namentlich die Deutsche Bank schüttelte ziemlich rücksichtslos alles ab, was nicht ganz sicher und fest in sich fundamentiert ist. Beispiele sind der Fall der Berliner Terrain- und Baugesellschaft und der Fall der Bergmann Elektrizitätswerke. In dem ersteren Falle handelt es sich um ein innerlich wurmstichiges Unternehmen, das bisher sicher nur deswegen nicht preisgegeben wurde, weil man den Eklat und die Aufdeckung der früheren Fehler und Sünden fürchtete. Denn Fehler und Sünden sind in dieser Angelegenheit auch von der Deutschen Bank begangen worden. Darüber täuschen alle haarscharfen dialektischen Künste, die Herr v. Gwinner in der Generalversammlung der Deutschen Bank springen ließ, nicht hinweg. Die Deutsche Bank kann die Handlungen und Unterlassungen eines ihrer prominentesten Vorstandsmitglieder nicht mit der Ausrede von sich abschütteln, daß dieses Vorstandsmitglied nicht als Direktor der Deutschen Bank, sondern als Aufsichtsratsvorsitzender der Bergisch-

Märkischen Bank gehandelt habe. Ein Direktor der Deutschen Bank, der dem Aufsichtsrate einer mit diesem Institute eng liierten Provinzbank vorsitzt, tut dies nicht als Privatmann, sondern als Repräsentant der Deutschen Bank. Wenn von einem derartigen Herrn Verhandlungen über eine Transaktion in den Berliner Geschäftsräumen der Deutschen Bank geführt werden, so ist das Prestige der Deutschen Bank bei dieser Transaktion interessiert.

War die Kreditbeschränkung bezw. die Kreditentziehung in dem Falle der Berliner Terrain- und Baugesellschaft zweifellos nicht nur vom privatwirtschaftlichen, sondern auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte berechtigt, so liegt die Sache bei der Bergmann-Gesellschaft doch etwas anders. Die Bergmann'schen Elektrizitätswerke haben in den letzten Iahren in dem Bestreben, sich aus einer Spezialfabrik zu einem weitverzweigten Elektrotrust auszuwachsen und es den „Großen" der Branche, der A. E. G. sowie den Siemens-Schuckertwerken, nachzutun, zweifellos etwas übernommen. Der grundlegende Fehler war aber eigentlich nur der gewesen, daß die Bergmannwerke und deren Kreditgeber sich keinen festen Ball- und Organisationsplan aufgestellt hatten, daß sie sich nicht rechtzeitig darüber klar geworden waren, wohin der einmal eingeschlagene Weg führen und welche großen Aufwendungen die Umwandlung zum gemischten Elektrizitätswerke erfordern würde. So wurden immer nur die nächstliegendsten finan-

ziellen Bedürfnisse befriedigt, und das Unternehmen lebte finanzpolitisch sozusagen von der Hand in den Mund. Trotz eines ausgezeichneten organisatorischen und technischen Kerns hatte die Gesellschaft auf einzelnen Spezialgebieten Fehlschläge zu verzeichnen, und da zeitweilig überdies die in Neubauten festgelegten Kapitalien unproduktiv blieben, ferner auch ein erbitterter Preiskampf in der Elektrizitätsindustrie die alten Erträgnisse der Gesellschaft geschmälert hatte, kam schließlich für das Unternehmen der Augenblick, wo ihre früher allzu unbekümmert hochgehaltene Dividendenbasis erschüttert und die weitere Geldbeschaffung schwierig wurde. Diesen Moment der Schwäche benutzten die Großbanken, die doch selbst einen großen Teil der Schuld an der ungesunden Finanz- und Dividendenpolitik der Gesellschaft getragen hatten, um das Unternehmen unter der Drohung von Kreditrestriktionen unter das kau - dinische Ioch zu bringen. Die Anlehnung der Bergmann-Werke an den Siemens-Schuckertkonzern, der mit Hilfe der Banken in Zukunft die Kontrolle über das Unternehmen ausüben wird, hat volkswirtschaftlich die bedauerliche Konsequenz, daß einer der wenigen selbständigen Wettbewerber aus der Elektrizitätsindustrie verschwindet oder doch seine Selbständigkeit nur noch zum Schein aufrecht erhält. Die Gefahr eines deutschen Elektrizitätsmonopols ist deswegen bei der starken Rivalität der beiden übrigbleibenden großen Konzerne noch nicht in unmittelbare Nähe gerückt. Aber ein weiterer Schritt auf dem vorgezeichneten Wege ist getan. Oratio.

Osterreichische Rundschau,
vi. I. Sinnreich, Wien I.

Und es bewegt sich doch nicht — nämlich Osterreich! Das vierte Ministerium Khuen-Hedervary ist Vergangenheit, und die Wehrreform — Zukunftsmusik. Die Opposition soll zerschmettert werden (jeder Tag kündete es von neuem): heute wird das Urteil vollzogen — morgen ganz sicher. Und das Ende? Der Held, der Bändiger, der Zerstampfet, die Gottesgeißel der Iusthianer ist aus dem Reiche der Lebenden (Minister) verschnitten und in das Schattenreich der gewöhnlichen Menschenkinder verstoßen. Die Opposition fordert seinen Kopf — und man gewährt

ihn ihr. Nichts fruchtete: die Indiskretionen aus dem Kabinette des Monarchen, das Umstoßen aller konstitutionellen Legitimität durch Entblößung des Thrones, die Benutzung desselben als Panzer und Deckung gegen die Geschosse der Opposition. Vergeblich! Eine Unsumme von Energie, Volksbegeisterung ist vergeudet, verpraßt, verschlemmt. Nun sind wir glücklich bei Iusth und Lukacs, dort standen wir 1910 — nur war damals der Friede billiger. Es glaubt doch kein Vernünftiger heute, daß die Verständigung mit Iusth damals, infolge dessen Borniertheit in der Frage der Bankgemeinschaft, scheiterte. Ganz andere Gründe waren es. Man konnte sich von der Oligarchie nicht lossagen, man fürchtete sich vor den breiten Schichten, die die Iusthpartei repräsentiert. Dieses Mißtrauen, diese Furcht bewirkte es, daß man den großzügigen Gedanken Ioseph Kristoffys: den Feudalismus und die Gravaminalpolitik durch den demokratischen Imperialismus zu bekämpfen und zu besiegen, fallen ließ. Weil es gegen den alten Schimmel, weil es gegen die geheiligte Tradition des legitimen Rebellentums ist. Ia, wir sind furchtbar konservativ. Andere Staaten kennen die „Fronde" aus der Geschichte — wir haben sie, konservieren und beschützen sie, weil uns ein rebellischer Feudaler noch immer lieber ist, als ein patriotischer „Untertan" — weil der Patriotismus noch immer

ein Privileg der Vierzehnahnenherren
ist. Das „System", das stille, un-
geschriebene —, zu Zeiten durchbro-
chene, aber elastisch immer wieder rück-
kehrende — ist der Schlüssel zum jetzi-
gen Chaos. —
In der Wahl zwischen Hollo, dem
Repräsentanten der Ungekannten und
Ungezählten, und Tißa — der Ge-
wogenen und als zu schwer Befun-
denen entschied man sich für den „Großen
der Großen". Das Resultat: Von
Heeresvermehrung keine Spur; nicht
einmal das Rekrutenkontingent be-
willigten die allergetreuesten Rebellen
Sr. Majestät. Das Zusammentreten
der Delegationen und die Assentierungen
in beiden Hälften der Monarchie ver-
hindert, Kroatien im Ausnahmezustand,
die Südslaven in Aufruhrstimmung, —
Peter von Serbien wird von der kroa-
tischen Iugend als König aller Süd-
slaven bejubelt — und das alles, während
es am Balkan zu züngeln beginnt,
während Rußland an der galizischen
Grenze seine Armeekorps „verstärkt"!
Nun soll Lukacs helfen! Ietzt
muß sogar der Kardinal dem „Erlöser
auf Zeit" seine ehelich-konfessionelle Vor-
urteilslosigkeit nachsehen. Der kluge
Armenier soll Iusth einschläfern, Tißa
im Schach halten und Geld und Soldaten
beschaffen. Die offiziösen Wettermacher
verkünden es — müssen es also genau
wissen! Bleibt noch abzuwarten, was
die stolzen Edlen Iusth und Tißa dazu
sagen werden. Und man muß bekennen,
was Herrn von Iusth zugemutet wird,
müßte sogar ein weniger Rückgratsteifer
entschieden ablehnen. Ihm, der sich
mit den Rechtlosen identifiziert, der sich
zum ersten Vorkämpfer der Volks-
wUnsche herausgebildet, wird zugemutet,
einem Kabinet Lukacs, das die volle
Zustimmung Stephan Tißas hat, —
des schroffsten und klassischesten Ver-
treters des Feudalismus — der schönen
Augen des neuen Ministerpräsidenten
wegen, seine Grundsätze zu verraten,
sich mit wertlosen Erklärungen zufrieden
zu geben, von der Obstruktion abzulassen,
Soldaten und Geld zu bewilligen, und
dafür — aber erst nachher — Volks-
rechte nach dem Rezepte des herrschenden
Hochadels. Wie vergeßlich sie sind!
Erinnern sich nicht, daß Herr von Iusth
den klugen Lukacs schon einmal vor dem
Träger der Krone desavouierte.
Herr von Iusth, ein gerader Kopf

und harter Schädel, dem weder durch Drohungen, Flüche, Versprechungen — an Mitglieder seiner Partei, an ihn wagt man sich nicht heran — beizukommen ist. Ohne Wahlreform keine Heeresvermehrung, bleibt der Grundsatz der Iusthpartei auch in Zukunft. Daß Lukacs keine solche im Sinne hat, zeigt die Zustimmung Tißas. Nicht einmal ein Lukacs vermag es, eine Brücke zwischen Tißa, dem Vertreter der Adelsherrschaft, und Iusth, dem Vorkämpfer für modernes Staatswesen, zu schlagen. In Wien wird man sich entscheiden müssen: hie Volk, hie Adel, und wählen. Eine andere Möglichkeit, als die Auflösung des Hauses und unter der Parole des allgemeinen Wahlrechtes an das Volk appellieren, gab und gibt es für Wien nicht. Die von Khuen-Hedervary in Gemeinschaft mit Tißa aus dem Boden gestampfte Majorität ist am wenigsten dazu geeignet, eine neue Ära des Friedens zu inaugurieren. Auch Lukacs, der als Retter und Versöhner auszieht, muß unter diesen Umständen als Geschlagener und Gehaßter zurückkehren. Die Wahlreform muß kommen, ob dadurch auch die Heeresvermehrung zustande kommt, ob die staatsrechtlichen Fragen von der Oberfläche verschwinden, ist weniger wahrscheinlich. Eher nein, als ja. Die Wahlreform ist hart vor Ofen-Pest, aber nicht mehr als Ablösung der Postulatenpolitik. Wien hat die Befreierrolle verpaßt.

Dieselben Ursachen, natürlich unter teilweise anderen Umständen, bewirkten

auch die zisleithanische Misere. — Es soll nicht geleugnet werden, daß die unmittelbare Ursache der Stagnation des österreichischen Parlaments in Ungarn ihre Wurzel hat, daß die Regierung selbst, mit Rücksicht auf die dortigen Zustände, sozusagen passive Resistenz betreibt, solange die ungarischen Verhältnisse ungeklärt sind. Gewiß wirkt die dortige Krise auf unsere Legislative direkt hemmend, und mit der Besserung der dortigen Lage werden auch hier die „Regierungsnotwendigkeiten" ihre Erledigung im Sinne der Minister finden. Aber, die Krebsgeschwindigkeit im parlamentarischen Geschäftsgange, der vollständige Stillstand der Landtagsmaschinerien sind einzig und allein auf das „System" zurückzuführen.

Im Glauben an die Unbesiegbarkeit der Christlichsozialen wurde das allgemeine Wahlrecht gewährt. Der Fortschritt soll vom Fortschritt bekämpft, die Demokratie vom Volke niedergestimmt werden. Man bereute es aber sofort. Beck, der das Parlament ernst nahm, wurde verabschiedet. Der Reichsrat soll wissen, daß er nur von Gnade lebt — sonst § 14. Die Rückkehr zum „erprobten" System wurde durch die Ernennung Bienerths manifestiert. Die Herren Bürger sollen es wissen, daß ihre Erwählten nur mitzuberaten, aber nicht mitzubestimmen haben, daß sie nur lästige Anhängsel an der Staatsmaschine sind. Ie mehr sich der Reichsrat vergaloppiert, desto besser. Den Gipfelpunkt der Parlamentsverhöhnung bildet das Ministerium Stürgkh. Gerade der Mann, der das allgemeine Wahlrecht so bitter bekämpfte, soll dem, aus den allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Reichsrat als Machthaber entgegentreten. (Nach diesem Rezept ist nach Durchführung der Wahlreform in Ungarn der nächste Ministerpräsident Graf Tißa.) Das Parlament soll seine Wertschätzung empfinden. Und wahrlich es tut es!

Die ganze Weisheit aller Parteien, konservativen, radikalen mit den Sozialdemokraten an der Spitze, besteht in dem Heldenstück, die Regierung an der Ausübung des § 14 zu behindern. Beileibe nicht aus konstitutioneller Überzeugung als aus Furcht vor Neuwahl-Schicksalstücke: lieber bewilligen wir alles und bewahren den Schein.

Es ist einfach lächerlich, einem österreichischen Ministerium vorzuwerfen,

es habe keine Majorität: es hat das ganze Haus. Der Streit der Parteien dreht sich nur darum, wer an die Regierungskrippe zu gelangen hat. Das Komische: wollen die Parteien mal wirklich „nein" sagen, dann rennen die Sozialdemokraten und verschaffen der „gehaßten" Regierung die Majorität. Um Gotteswillen, sagt nicht „nein", — der § 14!

Ist demnach jede österreichische Regierung beneidenswerter als jede andere, so liegt in eben dieser Stärke nach innen ihre Schwäche nach außen. Weil es hier eine Regierungspartei aus freiwilliger Überzeugung nicht gibt, sondern nur Gehorchende. Sedlnitzky-Metternichsche Erziehung steckt uns noch heute in allen Gliedern. Daß dies gefährlich ist, haben wir genug erfahren. Ia, trotz unserer Sozialdemokraten stecken wir noch tief im Vormärz. Wir sind erst im Gärungszustande.

Am klarsten ersieht man dies aus unserem außerparlamentarischen Parteileben. Zur Stunde wird um die Herrschaft über Wien und zum Teile Osterreichs zwischen Christlichsozialen, Sozialdemokraten und Freisinnigen von tausendfachen Schattierungen gekämpft. Die Freisinnigen arbeiten mit der Phrase des Anti-Klerikalismus, die Christlichsozialen mit dem Katholizismus und die Sozialdemokraten mit der Antikorruption. Was sich hier, von den alten Liberalen abgesehen, „freisinnig" benamset, wird man außerhalb der schwarz-gelben Pfähle gar nicht begreifen, wenn man erfährt, daß man hierzulande

„nationalen Chauvinismus" mit „Frei-
heit" identifiziert; daß hier jeder ver-
knöcherte Reaktionär die Bezeichnung
„freisinnig" für sich in Anspruch nimmt,
wenn er nur andere Nationen ver-
unglimpft. Aber, auch unser christlicher
Sozialismus darf mit den genialen,
hochherzigen Wiedergeburtsbewegungen
des Katholizismus nicht verwechselt
werden.

Der vernünftigste und zugleich reli-
giös gesinnte Sozialdemokrat Wiens,
Pernerstorfer, charakterisierte in einer
Rede die religiöse „Wiedererweckung"
unter Lueger folgend:

Die Wiener Bevölkerung war in
den unteren Schichten immer gut
katholisch, was wir eben in Österreich
gut katholisch nennen, es ist nicht viel
dahinter. „Dieser ganze Katholizismus
ist mehr eine Sache der Gewohnheit.
Man denkt sich nichts dabei, man glaubt
an nichts und von einer Erweckung
des Gefühls kann man schon gar nicht
reden. Aber es gehört sich, daß man
seine Kinder katholisch taufen läßt,
daß man sich katholisch trauen und
schließlich gut katholisch begraben läßt.
Dieser Katholizismus erweist sich also
als etwas sehr Äußerliches.

Mit diesen Äußerlichkeiten aber hat
die christlich-soziale Partei geglaubt,
Staat machen zu können. Sie ha»
sich aufgebaut auf diesen Denk- und
Empfindungsgewohnheiten der Mas-
sen."

Fügt man dieser Charakteristik der Christ-
lichsozialen noch die Worte: Sozial-
demokraten, Freisinnige hinzu, dann hat
man den Schlüssel für alle politischen
Erscheinungen der österreichischen Metro-
pole. Oberflächlichkeit, was mit Gemüt-
lichkeit, Chauvinismus, was mit 3ief-
sinn verwechselt wird.

Ein wirklich geistiges Aufraffen zu
gemeinsamer Arbeit für den Fortschritt
vermissen wir bis jetzt. Nicht um Grund-
sätze wird gekämpft, sondern um Gruppen
und Grüppchen — für oder gegen
„Tamany-Hall". Und wenn Wien im
Mai aufjubeln wird, so wird seine Freude
nicht den positiven Errungenschaften,
sondern der Genugtuung der nunmehr
sich an die Tafel setzenden über die
Verdrängung der bereits Satten gelten.

'«^o«^-

tz«au»g«I>« und <ll)«l«dlll»teul: Prof, Dl, Lud»ig Et«ln w V«lw ^r IN, Luhon>uf« 5». lTelefon Nm<
«ulfllrl» Nr, 6308!. - VeronwwlMcher R«doKl«ul: Kr, Vylolu» Vruck in Vle,!cw. — In ÜNerrelch für die
Redaktion oerant»ortlich : Di-, ü, L!nnl«!ch, Wien IX,Mol«g»Ne 3: — für d!« tzeraulgao«: Nob«l» Ilohr,

Wien I, Domgafl« 4. — Nllein>V«r«wng für Ungarn! Vrül'Ich« ,. i, tzofbuchhondlung <I. VniKH, Vud»p«Il V,
Dololry»-u»cz« 2. — Ml den Inl«otn>»«U veranl»orllich: llllrl Kraul« In T«inp«lhol-V«rlln. — V«rl»g nn» Druck der Lchl«lilch«n Buchdruck««i o, 2, Lcho»tla«nd«l, «,<«,, Vr»Iau III.
Unverlangt« Manustripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht
Rückporto beiliegt.

^?c^
MüuW Iu«r»teil HlUl»llm: innoueeu-LxpeW»» l»s«ll >«»«
L«llm 81V., Ll«I»u. «In ». lll»., DrezÄen, DiKleläorl, rl»nlclurt ». «.,
N«mbulz, I-eipliz, ^zäebm-z, ittznubeim, Mncben, Nilmbelss, ?«z.
ll»»«l<lon»p«l5: pro 46 mm breite 2eil« (Kulloll ^ozze'z Konn»! leilen-
m«5el !>!<>. 5) 7<I tt. Leil»8«nl!eb<U>5el>: 6 bü 8 >Uc. '/^.

.3/ ^^ X/"X^

I'lg.ünd« vcn),'^.«s 1. ',
"«"^>'«,
: Pwsessor Dr. Ludwig Etnn
:u:cr, A..G., Bresim.
München Buda ?
-«»^UÄ. B«ltyolü «»««I. «lll» !<vn.». vofduchh<»dl.
36. Jahrgang. Band 141. Heft 453 Juni 1912

M^ WU FA BA FG FT
-
7Â«

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A..G., Breslau.
Leipzig Wien München Budapest
«l. F. Vt«lnosl« H. Mohl, V«loz»>Nom.>Vuchh»ndl. »«thol!» Lutt«. «lllllch«K. K. Hofbnchh<lndl.
z6. Jahrgang. Band 141. Heft 453 Juni 1912

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Sir Edward Grey und die englisch-deutsche „Entspannung".

Im Maiheft von „Nord und Süd" gab ich der Hoffnung Ausdruck, an dieser Stelle Äußerungen bedeutsamer Engländer über ihre Auffassung der Beziehungen Englands zu Deutschland veröffentlichen zu können. Heute bin ich in der Lage, dieses Versprechen einzulösen. An die Spitze dieser englisch-deutschen Verständigungsnummer, welche Aufsätze führender Engländer aus allen Berufsarten und den beiden politischen Parteien bringt, setze ich das Bild nebst eigenhändiger Unterschrift SirE d war d Gre y s, wie ich an die Spitze der Iulinummer, welche die Antworten führender Deutscher auf die hier vorzuführenden englischen Stimmen bringen wird, das mir zu diesem Behufe überlassene Bild nebst Widmung von Arthur Iames Balfour zu stellen beabsichtige. Daß Sir Edward Grey, der typische Whig, und Arthur Iames Balfour, das geistige Oberhaupt der Tories, an der englisch»deutschen „Entspannung" mit vereinten Kräften zusammenzuwirken suchen, ist ein zeitgeschichtlicher Vorgang von nicht zu unterschätzender Tragweite. Beide Parteien arbeiten offenkundig einander in die Hände, um die seit sechs Iahren angehäuften Verstimmungen zwischen der ersten Seemacht und der ersten Landmacht der Welt herabzudämpfen und auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Die von mir vorgeschlagene Methode der offenen Aussprache zwischen den führenden Geistern jenseits und diesseits des Kanals über die obschwebenden politischen Lebensfragen beider Nationen hat lebhaften Widerhall geweckt. Mein Versuch, eine Art „Plebiszit von Oben" zu schaffen, d. h. die Intellektuellen beider Länder zu einer offenen Meinungsäußerung über Möglichkeit und Art einer englisch-deutschen Entspannung zu veranlassen, hat drüben wie hüben Resonanz gefunden. Ich habe mir von englischer Seite nicht einen einzigen Korb geholt. Keiner von den Männern, die ich in England aufgefordert habe, sich zur Dstente zu äußern, hat auch nur gezaudert, geschweige denn abgelehnt. Wer von den markanten Engländern hier nicht geschrieben hat, den hatte ich nicht darum gebeten. Die Zahl der Aufgeforderten war naturgemäß eine beschränkte. Ich habe grundsätzlich daran festgehalten, beide Parteien Englands gleichmäßig zu Worte kommen zu lassen, wenn auch nicht im mechanischen Sinne der Zahl, so doch im

organischen der Qualität und Wucht der Stimmen. Darum sollte I. A. Sp en -
der, der Chefredakteur der „Westminster-Gazette" und nahe Freund Sir Edward
Greys ebenso zu Worte kommen, wie Garvin, der Chefredakteur der „Pall
Mall-Gazette" und vertraute Freund der konservativen Führer Balfour und Bonar
Law. Diese beiden Federn, zu denen sich der „Diplomatikus" (Lucien Wolf) vom
„Graphic" gesellt, genießen in England einen Ruf, wie etwa bei uns Theodor
Wolff, Marimilian Harden, Walther Rathenau oder
Professor Schiemann von der „Kreuzzeitung". Sollte die von mir geplante
Kundgebung ihren Zweck nicht verfehlen, so mußte sie von den Konservativen
genau so unterstützt werden, wie von den Liberalen, von deutscher Seite nicht min-
der als von der englischen. Aller Parteihader hat zurückzutreten, wo es gilt, ein
Kulturproblem zu lösen, einen Weltbrand zu verhüten, einer Entspannung von
weltgeschichtlicher Bedeutung Vorschub zu leisten.
Slr Edward Grey ist nun auf der englischen Seite ebenso der provi-
dentielle Mann, dem diese Entspannung glücken kann, wie auf deutscher Seite der
Reichskanzler von Bethmann Hollweg, der sich in England
eines Ansehens und eines Vertrauens erfreut, wie kein anderer Staatsmann der
Gegenwart. Tritt nun die Persönlichkeit des neuen Botschafters Marschall von
Biederste in hinzu, den Europa neben den beiden Brüdern Cambon als
den Diplomaten empfindet, so dürfte es diesem „Dreibund" von Staatsmännern:
Grey, Bethmann, Marschall gelingen, die weltpolitische Frage einer englisch-
deutschen Detente einer Lösung so nahe zu bringen, als es der gute Wille beider
Nationen, der in den Spalten von „Nord und Süd" zum Ausdruck kommen wird,
nur irgend gestattet. Natürlich macht es der „gute Wille", die Gefühlspolitik,
die Sentimentalitätsphrase zu allerletzt, wenn die politische Logik nicht mit im
Bunde ist. Aber Sir Edward Grey, der kühle Rechner, der behutsame
Reflerionsmensch und zurückhaltende Diplomat hat gerade die politische Logik des
Augenblicks, die zu einer „Entspannung" drängt, mit der Sicherheit des Instinktes
erfaßt. Die Formel dieser Entspannung lautet: Die Dstente soll nicht vollzogen
werden zwischen Nation und Nation, sondern zwischen Concern und Concern. Es
hat sich zu viel Mißtrauen und Unbehagen zwischen den einzelnen Gliedern der
beiden europäischen Staatentrusts angehäuft, als daß sich diese Entspannung, die
von allen Intellektuellen beider Länder herbeigesehnt wird, individuell,
zwischen Nation und Nation, herbeiführen ließe. Wohl aber ist es möglich, zwischen
den unpersönlicheren Völkergruppen, wie Trippelallianz und Trippelentente, eine
Verständigung anzubahnen, und das ist die große politische Aufgabe Sir
Edward Greys.
In seiner groß angelegten politischen Rede im Unterhause v. 17. Februar 1912,
in welcher SirEdwardGrey unter Bezugnahme auf die Reise LordHal-
danes nach Berlin seine Stellung zur englisch-deutschen Verständigung scharf
gekennzeichnet hat, prägte er das prächtige Merkwort: It i» not sittieult to teil

tde trutd; tde ckittioult^ i» to 8«t tde trutd believ«!. Dabei entwickelte er das Programm einer englisch-deutschen Entspannung, indem er seiner festen Überzeugung Ausdruck lieh, daß alles, was in England über Deutschland in freundlichem Sinne gesagt werde, dem Empfinden der ganzen Nation entspreche. S i r Edward Grey ist augenblicklich in der angenehmen Lage, die ganze Nation geschlossen hinter sich zu haben, wenn es gilt, den Kurs der auswärtigen Politik einer „Dstente" entgegenzusteuern. Auf Thomas Hobbes, den tiefsten politischen Theoretiker aller Zeiten, wurde einmal das Wort gemünzt: Hobbes ist ein Radikaler im Bunde mit den Konservativen. Das Gleiche gilt heute von Grey. Ihm gelang zuerst, was seinen illustren Vorgängern mißlang: eine einheitliche äußere Politik für beide Parteien in großen Linien zu entwerfen. Aus beiden politischen Lagern tönte mir während meines diesjährigen Frühjahrsaufenthalts in England der gleiche Echoschall entgegen: Seitdem Sir Edward Grey die britische Auswärtspolitik im „torSißu oktice" mit festen Zügeln leitet, gibt es nur noch innerpolitische Scheidegrenzen zwischen Liberalen und Konservativen. In der auswärtigen Politik Englands aber kennt man, seitdem Grey und sein kluger Berater Walter Tyrell die hohe Politik machen, keine zwei Parteien in England, sondern nur noch eine in sich geschlossene Nation.

Der englische Lord-Kanzler Franz Bacon von Verulam,der Mitbegründer der neueren Philosophie und Mitschöpfer (neben Montaigne) des politischen Essays als eigener Kunstgattung, hat im Widmungswort eines seiner Werke an die jungfräuliche Königin Elisabeth das schelmische Neckwort niedergeschrieben: Auf dem Antlitze Ew. Majestät haben die „weiße" und die „rote" Rose endgültig Frieden geschlossen. Was im Elisabetheischen Zeitalter als geistvolles, wenn auch allzu schmeichlerisches politisches Apercu Franz Bacons erschien, das ist im Zeitalter Georg V., dank der Entspannungspolitik Greys, in England Tatsache geworden. Greyhat die Dstente zwischen Whigs und Tories in Fragen ber äußeren Politik Englands so glücklich zuwege gebracht, wie etwa Giolitti die italienischen Abgeordneten aller Parteien auf sein Tripolisprogramm geeinigt hat. Die inkrustierte, durch Iahrhunderte traditionell festgelegte, ja geradezu klassisch gewordene Gegnerschaft zwischen den beiden Parteien wurde von Grey auf innerpolitische Fragen, wie „Home-rule", „Tarif-Reform" oder „Veto-Bill" lokalisiert, während die auswärtige Politik Greysder rückhaltlosen Zustimmung auch der Konservativen sicher ist. Mit dieser Tatsache, daß es in England für das Verhältnis zu Deutschland nur eine Partei gibt, müssen wir rechnen. Wir haben uns mit ihr abzufinden. Wenn also Sir Edward Grey im Interesse der augenblicklichen politischen Konstellation im nahen oder fernen Orient es für geraten oder geboten hält, eine Entspannung mit seinem größten kontinentalen Rivalen herbeizuführen, so ist er nicht nur der unbedingten Gefolgschaft der englischen Konservativen sicher, wie die hier zu veröffentlichenden Stimmen von Balfour, Bonar Law, Baron Rothschild

u. a. zeigen werden, sondern zugleich der jubelnden Sympathie der Intellekt
tuellen aller Länder unseres Kultursystems, welche den Alpdruck eines möglichen
Krieges zwischen den beiden stammesverwandten Kulturnationen als politischen
Selbstmord des alten, politisch verkalkten Europa empfinden müssen. Noch ist die
Zeit nicht gekommen, in welcher Amerika die „lachende Erbschaft" der weißen Rasse
antreten wird. Wir haben in Europa Tatkraft und Einsicht genug, uns die Zügel
der Herrschaft der weißen Rasse nicht aus den Händen winden zu lassen. Amerika
wird seine Ungeduld zu zähmen haben, bis Europa seine Altersschwäche selbst do-
kumentiert und dem jüngeren Rivalen auf dem Wege eines politischen Testamentes
die Herrschaft selbst überträgt. Vorläufig sind wir noch jugendstark und willens-
kräftig genug, durch eine Dstente zwischen England und Deutschland eine Ver-
ständigung zwischen Entente und Allianz anzubahnen, welche uns Europäern er-
möglicht, dem Prozeß der Aufteilung unseres Planeten im fernen Osten als Ver-
bündete offenen Auges zuzusehen, statt uns als Verfeindete gegenseitig zu zer-
fleischen. Es stehen augenblicklich so große Dinge auf dem Spiel, daß unsere
kleinen Eifersüchteleien und politischen Quisquilien zur ciullutit6 nsßliße-
»die herabsinken, wo es gilt, den Kulturimperialismus, die Weltherrschaft unseres
Kultursystemes, zu behaupten und zu sichern.

Wir wollen unter das Vergangene einen dicken Strich setzen. Oder wie
I. A. Spender, der hervorragende publizistische Freund Sir Edward Grens,
in seinem soeben erschienenen „Ne tonuäatioiu, ot Lritwb?olie^", im Kapitel:
1ov?ar<i» au außlu-zermaQ Detente (Seite 31) sagt: It ve are to xet
permanent!^ ou to better term» ^itd Oermaii?, ve mu»t elean tarnet
»ome tdiuß» llnü caretull^ remember otder tbinß», vtucd üllve been ll
ellu»e ot eoutrover»? lluriuß tde la»t »ix ?ear».

Man sieht also: Das Wort von der englisch-deutschen Dstente habe nicht ich
geprägt, sondern Spender, der Chefredakteur der gouvernementalen Westminster-
Gazette. Aber auch auf deutscher Seite wurden schon vor meinem Versuch, an einer
englisch-deutschen Entspannung vermittels eines Areopags von Intellektuellen jen-
seits und diesseits des Kanals mitzuarbeiten, Gedanken ausgesprochen, denen Herr
v.Bethmann ebenso wenig seine Zustimmung versagen wird, wie Grcy seinen Freund
Spender dementieren dürfte. Nr. Walther Rathenau, den ich den
Lesern von „Nord und Süd" um so weniger vorzustellen brauche, als ich sein
literarisches Profil anläßlich seines jüngsten Werkes („Zur Kritik der Zeit") an
dieser Stelle (2. Ianuarheft, Seite 234—242) zu kennzeichnen unternommen habe,
schrieb unabhängig von mir, aber ungefähr um die gleiche Zeit, als ich meine
„Aktion" in England zugunsten einer Entspannung einleitete, unter dem Titel
„England und Wir" (Neue Freie Presse vom 6. April 1912) folgende Sätze nie-
der: „Heute, man sage hüben und drüben, was man wolle, klingt noch kein Völker-
haß in Vorwurf und Abweisung hinein. Im Gegenteil: es gibt vielleicht nicht zwei
Völker der Erde, die in vollem Bewußtsein ihrer Interessengegensätze wechselseitig

so rückhaltlos ihre Tugenden, Kräfte und Mächte schätzen und verstehen. Nicht
an uns liegt es, wenn das rechte Wort, das Wort des Vertrauens, des Friedens
und der Freundschaft ungesprochen bleibt." Und — Ia»t not lea»t — Maxi-
milian Harden, die schärfste Feder Deutschlands, tritt in den letzten Num-
mern seiner „Zukunft" ebenso rückhaltlos für eine Dstente zwischen England und
Deutschland ein, wie der bekannte Mittwoch-Leitartikler der „Kreuzzeitung" l
Man sieht, die Sterne sind der Entspannung günstig. Führende Männer
aller Parteien beider Nationen fordern sie als unabweisliches Gebot der politi-
schen Logik der gemeinsamen weltpolitischen Aufgaben unseres ganzen Kultur-
systems. Nicht das hohle Pathos von Hurrastimmungen fröhlicher Kongreßbesucher
spricht aus den nachfolgenden Stimmen, sondern wohlüberlegte, sorgfältig aus-
gearbeitete, am Schreibtisch — und nicht am Rednerpult — niedergelegte Über-
zeugung. Die Engländer sind vorangegangen. Die Deutschen werden im Iuli-
Heft von „Nord und Süd" folgen. Und wenn nicht alle Anzeichen trügen, werden
Sir Edward Grey und der neue Botschafter M a r s ch a l l v. Bi eber-
stein die erlösende Formel finden, welche das politische Schreckgespenst der
letzten sechs Iahre verscheucht, so daß Europa wieder froh und zukunftsicher auf-
atmen kann.

Viscounl Haldane of Cloan:

Was ist Goethe uns Englandern?

Was ist Goethe uns Engländern? Ich will versuchen, euch Deutschen diese
Frage zu beantworten. Wir Engländer sind auf unsern Shakespeare stolz; sein
Genius sucht in seiner Eigenart vergeblich in der Weltgeschichte seinesgleichen.
Shakespeare ist unser, ganz unser, ein treuer Sohn seines zeitgenössischen Eng-
lands. Indes, nicht wenige unter uns sind ebenso stolz auf Goethe; die Zahl
dieser Bewunderer wächst mit der Zahl der Kenner in England. Wir betrachten es
als ein besonderes Privilegium, einer Rasse anzugehören, die einen solchen ragen-
den Genius hervorgebracht hat. Er war ein rechter Sohn Germaniens — kein
anderes Volk als das germanische hätte ihn ins Dasein rufen können. Aber, wenn
auch Vollblut-Deutscher, hat Goethe doch zu der ganzen Menschheit gesprochen;
denn sein Genius ist wohl der umfassendste, der unter Menschen je zur Wirkung
gekommen ist. Keinem andern war es so vergönnt, als Dichter und Denker
zugleich unter den Ersten voran zu stehen. Goethes Lyrik und vieles andere
seiner Dichtung wird für alle Zeiten Geltung haben, denn, sobald einmal
der Genius sein Höchstes in der Dichtung erreicht, wie etwa in Homer, Dante,
Shakespeare und Goethe, spricht er nicht mehr zu der Zeit, sondern zu der Ewig-
keit. Meinungen können wechseln, die Flut des Fortschritts kann zeitliche Werte

verschlingen, aber diese gewaltigen Schöpfungen weniger Auserwählter bleiben in ihrer übermenschlichen Größe vom Sturm des Wechsels unberührt. — Im Ringen nach diesem Ewigkeitsleben steht der Künstler im Vorteil gegenüber dem Denker. Gewiß, auch die Geschichte des reinen Denkens hat große Vollbringungen des Genius aufzuweisen, die Generationen überdauern. Die fortschreitende Menschheit mag noch so vieles an den Lehren und Systemen eines Plato, Aristoteles, Kant und Hegel zu korrigieren gefunden haben — ihre Systeme als solche trotzen wegen ihrer inneren Größe und ihres Ausblicks ins Ewige allem Schlagen und Drängen der Zeitwellen. — Ein philosophisches System ist immer der Ausdruck des Zeitbewußtseins. Es entsteht also nicht, wie das Werk der Kunst, die aus sich selbst heraus erschafft. Vielmehr, wie feinsinnig bemerkt worden ist: Da Philosophie ihr Grau auf Grau malt, wird durch sie wohl eine neue Erscheinungs-form des Lebens bekannt; aber, da diese auf Grau erscheint, kann hier keine Ver, jüngung entstehen. „Die Eule der Minerva nimmt ihren Flug erst mit der ein-brechenden Dämmerung auf", wie es bei Hegel heißt. Die Philosophie kann wohl niemals in dem Maße, wie die Kunst, Gemeingut des Volkes werden. Trotzdem ist Philosophie im weitesten Sinne, als Ausdruck eines Bedürfnisses und Strebens des Menschen, die Dinge vom Gesichtswinkel der Ewigkeit zu betrachten, oder als Bedürfnis nach einer Gesamtanschauung der Dinge, der Menschheit unentbehrlich. Der Denker, der groß genug ist, den innersten Sinn des Daseins zu erfassen, und diesen seinen Mitmenschen in einer ihnen zugänglichen Weise nahe zu bringen — ein solcher Denker schafft ebenso viel, wie der Künstler, obgleich das mühe-volle Werk nicht so von ewiger Dauer sein kann, wie das des andern. —
Goethe war ein Philosoph dieser seltenen Art. Sein Genius ermöglichte ihm, die letzten Fälle der Metaphysik abzusuchen, ohne ins Einzelne zu gehen. Ihm ging die Wahrheit auf, daß, wenn im Zeitalter der Naturwissenschaft Gott als lebend und unendlich anzusehen sein soll, er nur als immanent begriffen werden kann. Diese Lehre von der Immanenz tritt uns in kristallheller Klarheit in seinen Ge-dichten, wie „Vermächtnis" und „Eins und Alles" vors Auge. Gott war dem Auge des Künstlers Goethe gegenwärtig. Ein Mann seiner Artung konnte aber an der künstlerischen Intuition allein nicht Genüge finden. Seine reifste Lehre ist im Faust-Prolog niedergelegt, in dem der Menschheit gewidmeten Lehrwort, das er die Gottheit verlautbaren läßt:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaßt euch mit der Liebe holden Schranken;
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken."

Die göttliche Immanenz soll nicht nur gefühlsmäßig empfunden, sondern auch durch die Vernunft erkannt werden. — Die große bestimmende Note in Goethe findet sich darin, daß für ihn, wie für seinen Zeitgenossen Hegel, das Wort gilt: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist,

das ist vernünftig." Dieses Wort ist oft mißverstanden worden. Es will nicht besagen, daß Begriffe allein wirklich sind, oder daß Erkenntnis in abstrakte Relationen bei Ausschaltung von Gefühl und Empfinden aufgelöst werden kann. Es besagt vielmehr, daß Gedanken- und Gefühlstätigkeit zusammen die Wesensteile einer Totalität des Geistes darstellen, in welcher kein Wesensteil ohne den zweiten eristieren und wirken kann. Dieser Leitgedanke, in Goethes Eigengewand gekleidet, scheint mir wie ein roter Faden sich durch alle großen Werke Goethes zu ziehen. Mephistopheles unternimmt es, Faust ein Leben der Freude und des Genusses als das rechte aufzureden und im Einzelnen zu rechtfertigen. Aber am Ende mißlingt's, und die Prophezeiung der Gottheit findet ihre Erfüllung. Faust erscheint dem Versucher zu groß. Es ist in der Vereinigung von Endlichem und Unendlichem — dem Unendlichen, das das Endliche braucht, um sich in ihm zu verwirklichen, und dem Endlichen, welches seinen Quell in der Verbindung mit diesem Unendlichen hat, das es als die letzte Wirklichkeit selbst im täglichen Streben voraussetzt — daß Faust die Lebenswahrheit findet:

„Ia, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß,
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß." —

Erst da, wo ihm diese Wahrheit am Ende seines Lebens aufgegangen ist, versteht sich Faust auch auf den „Augenblick"

„Verweile doch, du bist so schon." —

Ich habe gerade zum vierten oder fünften Male die Lektüre eines Buches beendet, zu dem ich regelmäßig nach einigen Iahresabständen immer wieder greife „Wilhelm Meisters Lehrjahre". — Ich finde immer neues Licht in diesem Buche, wohl weil ich nach den Pausen immer neue Erfahrungen zum Lesen mitbringe. Dieses Mal bin ich darum von der Bedeutung dieses Buches so stark ergriffen worden, weil ich in ihm unerwartet grade das in Rede stehende Motiv im klaren Ausklang vorgefunden habe. Kein antiker oder moderner Schriftsteller hatte, wie Goethe, die Kraft, Philosophie und Kunst einheitlich zu kombinieren und so wirken zu lassen; kein anderer Schriftsteller war wie er mit dieser eigengearteten Doppelgabe von der Natur gesegnet worden. Das ist es, warum die Welt ihm so stark verpflichtet ist und warum, wie es mir scheint, wir in kommenden Tagen ihm immer mehr und mehr werden verpflichtet werden mit einem Schuldtitel, der sich wohl nie verringern wird. Das ist es, warum Goethe auch uns Engländern so viel bedeutet. Das ist zu vielen Gründen und Motiven noch ein Grund mehr, daß zwei Nationen, wie die Deutschen und die Engländer, das gegenseitige Mißtrauen fallen lassen und vielmehr erkennen sollten, daß ihre wirkliche Bestimmung sie darauf hinweist, zusammen zu arbeiten, um gemeinsam aus dieser unvollkommenen Welt eine bessere zu machen. —

A. I. Balfour:

Offener Brief an den Herausgeber.

Lieber Herr Professor Stein!

Sie haben mich eingeladen, teils als Politiker, teils und besonders als Philosoph den deutschen Lesern etwas über die deutsch-englischen Beziehungen zu sagen. Ich fürchte, daß Philosophen zu der Frage wenig, Politiker leicht zu viel sagen könnten. Mit großer Besorgnis folge ich deshalb Ihrer Einladung; ich könnte leicht Schaden anrichten, während ich andererseits glaube, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht viel Gutes leisten zu können. Da Sie indes meine Meinung haben möchten, will ich den Versuch machen. Lassen Sie mich von vorneherein feststellen, daß ich weder die Haltung eines Richters noch die eines Kritikers anzunehmen beabsichtige; vielleicht werde ich imstande sein, manches zu erklären; vielleicht, das Mißverstehen zu verringern. Ich bin keineswegs zuversichtlich in Beziehung auf meinen Erfolg; es ist aber immerhin ein seiner selbst wegen werter Versuch. Wenn ich Ihren Lesern, ohne sie zu verletzen, den englischen Standpunkt klar machen kann, könnte dieser Erfolg, in welch' kleinem Maßstabe auch immer, die bestehenden Übel, soweit sie dem Mangel an gegenseitigem Verständnisse aufs Konto zu setzen sind, lindern helfen. Ohne Zagen gebrauche ich den Ausdruck „Englischer Standpunkt", denn ich glaube, daß es in Beziehung auf die abzuhandelnde Materie nur einen englischen Standpunkt gibt. Ich meine freilich nicht, daß jede von mir aufgestellte Behauptung von jedem Engländer überzeugungsvoll geteilt wird, noch, falls dem so wäre, jeder Engländer mit gleicher Überzeugungstreue zu ihnen halte. Was ich meine, ist, daß das tiefgreifende Unbehagen, mit dem das Volk unseres Landes die möglichen Entwickelungsgänge der deutschen Politik verfolgt, in ganz greifbarem Sinne seinen Schatten über unser ganzes Land ohne Rücksicht auf Partei und Religion wirft. Warum ist dem so? Es kann nicht auf in einer geschichtlichen Vergangenheit eingewurzelte Vorurteile zurückgeführt werden. Die deutsche Nation ist nie unser Feind gewesen. In der langen Reihe von Kriegen, in die Britannien in der Zeit zwischen der Revolution von 1688 und dem Friedensschluß von 1815 verwickelt gewesen ist, hatten wir stets deutsche Staaten zu unseren Verbündeten, und nur wenige Schlachten, an denen englische Soldaten teilgenommen haben, sind auf dem Kontinente geschlagen worden, ohne daß deutsche Soldaten an unserer Seite gefochten haben. Die Engländer sind auch nicht ihres Anteils an der Dankesschuld uneingedenk, welche die ganze Welt deutschem Genius und deutscher Wissenschaft schuldet. Für etwa zwei Hunderte von Iahren ist Deutschland in der Tonkunst

ebenso ausgesprochen Führer gewesen, wie nur je Italien es in der Malerei war. Deutschland ist der große Pionier gewesen für neu-klassische Philologie, neuzeitliche Kritik, neuzeitliche historische Forschung, Sprachwissenschaft, vergleichendes Religionsstudium; ja es war viel mehr noch, als lediglich ein Pionier. Es hat nicht allein aufgedeckt, wie das Werk zu leisten sei, vielmehr den bei weitem größten Anteil der dafür nötigen Arbeit willig auf sich genommen und, wie es nur billig war, den bei weitem größten Anteil an den erfolgreichen Ergebnissen geerntet. — Im Bereich der Naturwissenschaften freilich sind Entwicklungsgang und Erfolgsaufteilung in ihren Rückbeziehungen auf uns weniger einseitig. Wir in Britannien brauchen uns des Anteils unserer großen Männer an den Beiträgen zu den wissenschaftlichen Entwickelungserfolgen, welche die letzten hundert Jahre berühmt gemacht, nicht zu schämen. Aber, wie bewundernswert, sowohl in Ansehn der Quantität wie der Qualität, ist die deutsche Arbeit auch auf diesen Gebieten gewesen! Wie abgerundet ist ihre Organisation in der Forschung! Wie früchtereich in Entdeckungen! —

Und was soll ich über deutsche Philosophie sagen? Hierüber insbesondere sollte ich nach Ihrem Wunsche, Herr Professor, sprechen. Aber wahrhaftig! Ich bin nicht berufen, in dieser Richtung etwas zu sagen, das nicht bekannt und in allen Landen anerkannt wäre. Wenn auch meine kleine philosophische Barke ihre Forschungsreisen in seichteren Wassern versucht, bewundere ich doch den mächtigen Strom europäischer Spekulation, der seit Leibniz vorzüglich in deutschen Stromgebieten flutet und so viel zur Ausrüstung der Welt mit einer geistgefüllten Philosophie zugeschossen hat. In der Gegenwart schöpfen nach meiner Berechnung je 4 von 5 Inhabern philosophischer Lehrstühle, die in Ländern dozieren, welche die Sprache Locke's, Berkeley's und Hume's sprechen, sowohl den Inhalt ihrer Lehre, wie die sie tragende Begeisterung aus deutschen Quellgebieten. Dieses von sich sagen zu können, ist ein Großes; denn wenn auch in beiden Ländern nur wenige Philosophen sein mögen, setzen wir zuversichtlich voraus, daß deren Gewichtigkeit nicht einfach nach ihrer Zahl abgemessen werden wird.

Wenn also die jüngstvergangenen Iahre eine Änderung in der Urteils« richtung über deutsche Politik bei dem gewöhnlichen Engländer erzeugt haben, ist daran eine nationale Befangenheit schuld und nicht eine Unterschätzung deutschen Wertes, geschweige denn ein Mangel an Dankbarkeitsgefühl für die auf dem Gebiet universaler Kultur geleisteten deutschen Dienste. Was denn ist der Grund? Ich antworte: Soweit ich es beurteilen kann, liegt der Ursprung dieser nationalen Befangenheit auf unserer Seite an der Interpretation, welche der Durchschnitts-Engländer gewissen Tatsachen oder mindestens vermuteten Tatsachenmotiven gegenüber zu bilden sich gezwungen glaubt; jede dieser Tatsachen, resp. jedes Motiv, für sich gesehen, könnte von geringem

Belang erscheinen, zusammengenommen jedoch können sie weder leichthin betrachtet, noch ruhig ignoriert werden.
Die erste dieser Tatsachen, vor die er sich gestellt sah oder mindestens glaubte, war die deutsche Flottenvorlage und deren Resultat. Kein Engländer leugnet das Recht jedes Landes, den Charakter und die Ausdehnung seiner eigenen Rüstungen zu bestimmen; es hat auch hierorts, wie ich glaube, keinen Übereifer, in der deutschen Flottenpolitik irgend welche feindseligen Absichten gegen unser Land zu entdecken, gegeben. Aber in dieser Hinsicht ist die britische Meinung empfindlich, und sie muß es sein aus Gründen, die hierzulande Alltagsweisheit bilden, aber von vielen Deutschen, auch solchen, die im allgemeinen unserem Lande freundlich gesinnt sind, m. E. nur unvollständig erfaßt werden. Lassen Sie mich sie in Kürze auseinandersetzen. — Wenn die Engländer sich davon überzeugt halten könnten, daß eine deutsche Flotte ausschließlich Verteidigungszwecken d. h. also der Abwehrmöglichkeit gegen eventl. Angriff dienstbar sein solle, würden sie nichts danach fragen, wie groß diese Flotte sei, denn ein Angriffskrieg gegen Deutschland ist für sie undenkbar. Es gibt, wie ich höre, viele Deutsche, die dieser Behauptung stark entgegentreten; sie ist jedoch kein Paradoron. Wenn wir auch von allen Rücksichten, die auf unserer Volksmoral fußen, absehen, muß doch die Erwägung vornanstehen, daß wir ein Handelsvolk sind und ein Krieg welchen Ausgangs auch immer dem Handel und dem Kredit, zu welchem der Handel in einem Abhängigkeitsverhältnisse steht, einen Ruin bedeutet. An zweiter Stelle sollte die Erwägung stehen, daß wir eine politische Nation sind und ein von uns provozierter Krieg an einem Tage die mächtigste Regierung und die geschlossenste Partei auseinandersprengen würde. Zum dritten darf die Erwägung nicht außer Bettacht bleiben, daß wir ein Inselvolk und als solches völlig von der Seezufuhr für Nahrungsmittel abhängig sind; weder für heimische Verteidigung, noch den Auslandsdienst über ein ansehnliches Heer verfügen und deshalb um völlig ungleiche Einsätze zu spielen gezwungen wären, falls Deutschland in dem Kriegs-Hazardspiel unser Gegner sein würde. Gerade diese letzte Erwägung möchte ich einsichtige Deutsche wohl abzuwägen bitten, wenn sie den britischen Stand- und Gesichtspunkt recht begreifen wollen. Es kann in ganz wenigen Leitsätzen klar gemacht werden: — Es gibt zwei Wege, auf denen ein feindliches Land zerschmettert werden kann. Es kann entweder erobert oder ausgehungert werden. Wenn Deutschland Herr in unsern heimischen Gewässern würde, würden ihm Britannien gegenüber beide Wege offen stehen. Wenn hingegen Britannien zehnmal Herr der Nordsee wäre, würde es Deutschland gegenüber doch keinen beider Wege offen haben. Ohne überlegene Flotte würde Britannien nicht länger als Großmacht gelten; hingegen würde Deutschland ohne irgend welche Flotte die größte Macht Europas bleiben. Es ist also nicht mehr als der blanke Instinkt des Selbsterhaltungstriebes, der England zwingt, nicht

allein in Rechnung mit dem Anwachsen der fremden Flotten zu bleiben, sondern
auch sorgsam die Motive der Erbauer derselben abzuwägen. Wenn sie
lediglich für Verteidigungszwecke erbaut werden, wird Britannien hierdurch
allerdings nicht der Pflicht der Bewahrung der eignen Standhöhe entsprechender
Stärkeverhältnisse im Interesse nationaler Sicherheit enthoben, aber es hätte
wenigstens keinen Grund zur Beunruhigung, geschweige denn zum Übelwollen.
Macht es aber Deutschland England leicht, diesen Gesichtswinkel zu wählen?
Die äußeren Merkmale der Sachlage scheinen folgende zu sein: Die größte
Militär- und zweitgrößte Seemacht der Welt verstärkt ihre Armee und Marine;
sie vermehrt die strategischen Eisenbahnlinien, die zu Grenzstaaten führen
u. z. nicht nur zu jenen, die selbst mächtige Armeen besitzen, sondern auch
zu kleinen, die nur neutral zu bleiben wünschen für den Fall, daß ihre ge-
waltigen Nachbarn unglückseligerweise zu kriegführenden werden sollten. Zu
gleicher Zeit verfügt sie so über die Gliederung ihrer Flotte, daß sie
ihre Flottenmacht im Augenblick schlagfertig machen kann. Es ist
möglich, daß dieses alles nur veranstaltet sein mag, um sich gegen Angriff
unüberwindlich zu machen; solch ein Zielpunkt wäre gewißlich zu empfehlen,
wenn auch die zu seiner Erreichung eingesetzten Anstrengungen dem außen-
stehenden Beobachter als weit über das Maß jeglicher Gefahrabwehr hinaus-
reichend erscheinen müssen. Wenn alle Völker im gleichen Ausmaß unüber-
windlich gemacht werden könnten, würde der Frieden zweifelsohne wohl
kostspielig, aber immerhin gesichert erscheinen. Unglücklicherweise aber kann keine
Analyse der deutschen Kriegsvorbereitungen uns in Wahrheit zeigen, welchen
Zwecken sie zugedacht sind. Eine schreckenerregende Waffe ist geschmiedet worden;
jedes Iahr fügt etwas zu ihrer Wirkungskraft und Macht zu; sie ist ebenso
furchtbar für Angriffs- wie für Abwehrzwecke. Welchem Endzweck sie aber
ursprünglich zugeführt worden ist und in welchem Dienste sie schließlich Ver-
wendung finden wird, kann, wenn überhaupt, nur durch weiter abliegende
Betrachtungen festgestellt werden.

Hier nähere ich mich dem schwersten/ weil delikaten Teil meiner Aufgabe.
Ich will einleitend feststellen, daß die gewöhnlichen Engländer — und ich für meine
Person gewiß — nicht glauben, daß der große Körper des deutschen Volkes einen
Angriff auf die Nachbarn zu machen wünscht, oder daß die deutsche Regierung
dieses beabsichtigt. Ein Krieg, an dem das bewaffnete Männertum halb Europas
teilnehmen würde, kann weder für Nationen, noch für Staatsmänner Inhalt be-
dachtsamen Wunsches bilden. Die Gefahr liegt an anderer Stelle. Sie liegt
in der Coeristenz jenes wunderbaren Instruments für Kriegsführung, das in der
deutschen Land- und Seemacht zu eins geworden ist, und der gradlinigen — fast
hätte ich gesagt: organisierten — Vertretung einer Politik, die unmöglich
mit dem Weltfrieden und den Völkerrechten vereinbar zu sein scheint. Für
jene, die diese Politik zu der ihrigen machen, bedeutet deutsche Entwicklung

deutsche territoriale Ausdehnung. Alle Lander, welche, sei es auch nur in eigner Selbstverteidigung, die Verwirklichung dieses Ideals verhindern, werden als feindliche angesehn. Und Krieg oder Kriegsandrohung wird dann als die natürliche und angemessene Methode durch welche das Ideal selbst Erfüllung finden soll, erachtet. — Es ist nun nicht im entferntesten meine Absicht, solche Theoreme zu kritisieren. Meine Aufgabe habe ich darauf beschrankt, die Gesichtspunkte, die in Britannien Geltung haben, klar zu stellen; nicht jene, die in Deutschland ihre Prediger finden, zu verdammen. Mögen deutsche Eiferer, wenn sie wollen, die Landkarte Europas im Einklang mit dem, was sie als die gegenwärtige Verteilung der germanischen Rasse auffassen, zurück- und umzeichnen; mögen sie das Deutsche Reich des 20. Iahrhunderts als den gesetzlichen Erbberechtigten aller Ländergebiete, die in das Heilige Römische Reich des 12. Iahrhunderts einbegriffen waren, betrachten; mögen sie fordern, daß Deutschland auf Kosten anderer Nationen mit Überseegebieten, die in Proportion zu seiner Größe in Europa stehen, ausgestattet werden müsse. Nur sollen sie nicht von Engländern verlangen, daß sie dem zustimmen mögen. Wir haben eine zu bittere Erfahrung mit den Übeln durchlebt, welche aus dem Bestreben eines Einzelstaates, Europa zu beherrschen, fließen; wir sind zu sicher von den Gefahren überzeugt, welche eine solche Politik, die diesen Erfolg zeitigte, über uns sowohl wie andere bringen würde, als daß wir sie oberflächlich behandeln sollten. Sie sind sicherlich nicht oberflächlich. In Zeitlagen internationaler Ruhe sorgen sie stetiglich für anwachsende Rüstungen; in solchen internationaler Reibungen erschweren sie die Schwierigkeiten der Diplomatie.
Das ist an sich schlimm genug, aber noch nicht das Schlimmste. Die Wirkungen dieser Eifererpolitik greifen, wie uns scheint, noch tiefer. Ihr entquillt die Überzeugung, die weite Kreise in Deutschland, wie ich fürchte und bedauere, erfaßt hat, daß Britannien im Lichte ihres Landes steht; die Engländer den Wunsch hegen, ihre (der Deutschen) natürliche Entwicklung zu hemmen, und eifersüchtig auf ihr durchaus gesetzmäßiges Wachstum seien. Dieser Verbrechen sind wir uns völlig unbewußt; aber sicherlich ist es kein kleines Übel, daß sie so bereitwilligen Glauben finden. Wenn je durch ein unglückliches Geschick in beiden Völkern der Glaubenssatz Aufnahme fände, daß Deutschland und Britannien prädestinierte Feinde seien, daß der Ehrgeiz des Einen und die Sicherheit des Andern sich unversöhnlich gegenüberstehen, würden die Voraussagen jener Propheten — deren es in Europas Kanzleien im Überflusse gibt —, die einen Konflikt zwischen Beiden für unvermeidlich halten, schon halb erfüllt sein. Aber ich für meine Person bin nicht ein Gläubiger an solche Prädestination. Deutschland hat Europa vieles gelehrt; es kann es noch mehr lehren. Es kann es lehren, daß organisierte militärische Macht ebenso wirksam im Interesse des Friedens, wie in dem des Krieges verwendet werden kann; daß der Appetit nach Landeserweiterung einer überwundenen Phase des Patriotismus angehört; daß die Förderung der Zivilisation, für welche es so Bedeutendes erarbeitet hat, das geeinte Arbeitsgebiet vieler Völker sein müsse, und

daß schließlich die Arbeitskraft keines der letzteren durch die gewaltige Last der modernen Rüstungen oder die ständige Vorarbeit für nationale Selbstverteidigung erhöht wird. Wenn Deutschland auf diesen Grundlinien voranzugehen bereit ist, wird es eine Welt hinter sich finden, die schon vorbereitet und bereit ist zu folgen; vorbereitet in nicht kleinem Maße durch das, was es selbst in den Hochgebieten der Wissenschaft und Spekulation geleistet hat. Sollten dagegen Anzeichen darauf hinweisen, daß seine Wünsche nach anderen Endrichtungen zielen, daß seine Politik durch nationalen Ehrgeiz eines wesensverschiedenen Typs bestimmt wird, kann es dann Gegenstand der Überraschung sein, daß andere Länder das stete Anwachsen seiner Angriffseinheiten mit unverhehlter Beunruhigung verfolgen und bedachtsam die Wehrmittel wählen, um dem, was sie als Gefährdung^ der Allgemeinheit anzusehen gezwungen wären, zu begegnen?

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr Professor Stein, den Ausdruck meiner aufrichtigen Wertschätzung

Ihr ganz ergebener

Arthur Iames Balfour.

I. A. Spender:

England-Deutschland.

Der leitende Charakterzug des englisch-deutschen Meinungsstreits beruht darin, daß jede Seite genau die gleiche Klage gegen die andere vorbringt. Wenn ein Deutscher wissen will, was in England über Deutschland gesagt wird, hat er nur dem Engländer das in den Mund zu legen, was er in Deutschland über England zu hören oder geschrieben zu sehen bekommt. Wenn wiederum ein Engländer wissen will, was in Deutschland über England gesagt wird, braucht auch er nichts mehr zu tun, als sich den Deutschen genau dasselbe über England, wie er selbst über Deutschland, sprechend vorzustellen. Aussage neben Aussage: die beiden Angaben sind sich genau parallel und in der Wirkung nur eine lange Reihe von „tu yuoyue5". „Du willst zur See uns überherrschen," sagt der Deutsche; „Du suchst die Hegemonie über Europa zu gewinnen," sagt der Engländer. „Du willst uns isolieren," sagt der Deutsche; „Nein. Du bist es, der sich dem entgegenstellt, daß wir einen Freund haben," sagt der Engländer; „Du beabsichtigst, unsere Häfen anzugreifen und unsere Flotte zu zerstören," sagt der Deutsche; „Im Gegenteil. Du bist es, der bei mir einzufallen sucht," sagt der Engländer; „Du bist uns

über alles und jedes feindlich gesinnt," sagt der Deutsche; „Wahrhaftig nicht! Du bist es, der uns überall Ungelegenheiten bereitet," sagt der Engländer. Was dieses alles um so absurder erscheinen läßt, ist, daß beide — Deutsche und Engländer — allweil von ihrer eignen Unschuld und der barsten Grundlosigkeit des entsprechenden Verdachts des Andern überzeugt sind. — Wenn dieses eine zutreffende Diagnose der beiderseitigen Stellung ist, dürfen wir, wie ich hoffe, gute Hoffnung für die Zukunft haben. Iemand hat gesagt: Wenn Briten und Deutsche einmal nur für 10 Minuten ihre Haut gegeneinander auswechseln wollten, würde der Streit zwischen ihnen sein Ende finden. Sie würden dann erkennen, — was in dieser Welt der Diplomatie auf andere Weise ihnen unmöglich glaubhaft gemacht werden kann, — daß sie beide bei der Ableugnung einer feindseligen Absicht ehrlich sind. Wenn aber dieses der Fall ist, woran ich fest glaube, haben wir eine zuverlässige Garantie gegen die schlimmste Art des Übelstandes, wie solcher tatsächlich in der Geschichte der letzten wenigen Iahre fraglos in Erscheinung getreten ist. Der Friede ist zwischen den beiden Mächten erhalten worden trotz der Gelegenheiten, welche ein wirklich kriegerischer Geist ergriffen hätte; er ist gewahrt worden, weil auf keiner der beiden Seiten irgend ein tief eingesessenes Feindseligkeitsgefühl, oder ein zielsuchender Wunsch, den Andern zu verletzen oder zu verwunden, vorhanden war. Wirkt doch zwischen den deutschen und britischen Völkern kein historisch gewordener Streit, keine Rassenverschiedenheit, keine Unvereinbarkeit des Temperaments, keine wirkliche oder eingebildete Beleidigung, die zu rächen als notwendig erachtet werden müßte. Alle Elemente, die gewöhnlich nationale Streitfälle entfachen, fehlen; die meisten Verwandtschaftszüge, die gewöhnlich nationale Freundschaftsverhältnisse anzubahnen pflegen, sind vorhanden. Die beiden Länder sind ihre wechselseitigen besten Kunden und ihre Handelsrivalität ist nutzbringend für beide. Dieses sind ständige Faktoren, welche vielleicht still und unbewußt, aber nichtsdestoweniger wirksam die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen ihnen gewährleisten. Der Rest ist eine Frage ihrer Beziehungen zu dritten Parteien und der Bewegungen auf dem europäischen Schachbrett, welch' letztere oft mehr geschickt, als weise sind; aber diplomatischer Streit ist vorübergehend, und keine Frage schwebt da oben, welche die britischen und deutschen Völker in Kollision bringen müßte. Ich bin mir bewußt, daß in beiden Ländern manche diese Auffassung und Darstellung der Sachlage als eine gefährliche Verkleinerung der wirklichen Verhältnisse bettachten werden. Diese werden behaupten, daß unser Leitsatz für unsere Seemacht uns in Konflikt mit euch bringen muß; daß der wetteifernde Schiffsbau der beiden Länder eine solch' lastentragende Situation für beide schaffen wird, daß der einzige Ausweg in einem Kriege gesucht werden müsse; daß euer Ehrgeiz, euch neues Landgebiet in Europa oder neue überseeische Kolonien zu sichern, uns letzten Endes ins

Feld gegen euch führen muß. Während der letzten 20 Iahre habe ich ähnliche Beweisgründe dafür anführen hören, daß Großbritannien schließlich gezwungen sein würde, mit Frankreich und Rußland in Konflikt zu geraten; und in beiden Fällen haben wir eine Ausgleichung der entsprechenden Gesichtspunkte erreicht, welche den Frieden in unseren Tagen bewacht. Es ist unser Unglück gewesen, daß diese Ausgleichungsakte, die für unser Behaglichkeits- und Sicherheitsgefühl, — für uns, eine Kolonialmacht, — eine unabweisbare Notwendigkeit darstellten, zu einem unfreundlichen Akte gegen die große deutsche Nation gestempelt worden sind. Sie hatten nicht diese Absicht, weder bei dem britischen Volke, noch bei den Staatsmännern, welche sie abgeschlossen haben; es wäre ein ernstes Unglück für uns, sollten irgend welche aus ihnen emporsteigende, unvorhergesehene Entwickelungsreihen einen ähnlichen Ausgleichungsakt mit Deutschland ausschalten. Niemand von uns kann für die Zukunft garantieren, oder voraussehen, was für kommende Generationen aufbewahrt ist — aber wir brauchen nicht den Frieden unserer eigenen Zeit durch Antizipierung von Sorgen, die ständig im Abnehmen begriffen sind, zu beunruhigen.
Wollte doch jede Generation sich Genüge sein lassen an dem Lösungsversuch ihrer eigenen Probleme! Wir besitzen ein englisches Märchen, das von einem alten Manne erzählt, der auf dem Sterbebette zu seinen Söhnen sprach: „Ich habe ein Leben voll Sorgen gehabt, Iungens, aber das meiste von ihnen hat sich nicht ereignet." In einer vor einem Berliner Publikum im Jahre 1907 gehaltenen Rede habe ich dieses Märchen auf die Beziehungen zwischen England und Deutschland anzuwenden gewagt. Diese Anwendung bleibt glücklicherweise heute noch so gut in Geltung wie je. Wir haben in der Zwischenzeit manche Sorge durchlebt, aber keine hat „sich ereignet". —
Dem Iournalisten drängt sich bei diesem Thema von selbst die Frage auf, was er und seine Kollegen in dieser Situation leisten können; zuweilen bin ich versucht zu glauben, daß er keine bessere Antwort finden kann, als die berühmte Formulierung Lord Melbourne's: „Warum es nicht laufen lassen, wie's läuft?" Wenn wir es wirklich hätten „laufen lassen" in den jüngsten Iahren — wenn wir's uns versagt hätten, wenig geschmackvolle Auszüge unserer gegenseitigen Leitartikel zu veröffentlichen, wenn wir zuweilen weniger sanguinistisch und zu anderen Zeiten weniger argwöhnisch gewesen wären, wenn wir Männer guten Willens friedvoll und allgemach an der Beseitigung der Mißverständnisse hätten arbeiten lassen und mittlerweile unseren Chor zum Schweigen gebracht hätten, — dürften wir uns dann jetzt nicht in einer besseren Lage befinden? Man sollte indes von Männern, deren Beruf es ist, „die" Meinung auszudrücken, nichts Unmögliches verlangen; es war im ganzen genommen vielleicht auch besser, daß wir frei und zornig gesprochen haben, als daß wir unsere Gefühle auf Flaschen gezogen hätten, bis sie Erplosionsgase erzeugt haben würden. Alles in allem genommen,

ist das Schlechteste, wenn es einmal ausgesprochen worden ist, nicht mehr gar so schlimm, denn, nachdem wir „unsere Seelen entladen" haben, können wir einander ohne häßliches Gefühl begegnen. Wir müssen aber, wie ich glaube, anerkennen, daß es manche Themata gibt, die durch öffentlichen Streit keinen Fortschritt erfahren. Wir haben diese Methode bezüglich der Flottenrüstungen versucht und — hierin versagt, u. z. dieses nur aus einem ebenso einfachen, wie guten Grunde, dem nämlich, daß dieses Thema in den zwischen beiden Mächten zur Ausgleichung schwebenden Fragen die letzte, und nicht die erste Stelle beansprucht. Wenn unsere politischen Beziehungen gute und freundschaftliche sind, werden wir gradezu automatisch frei von dem Argwohn, der uns beide veranlaßt, ungeheure Geldsummen in den gegeneinander gerichteten Bau von Dreadnoughts zu stecken. Sind aber unsere politischen Beziehungen nicht gute und freundschaftliche, so sind öffentliche Ouverturen über dieses Thema nutzlos. Ihr werdet fortfahren zu glauben, daß unser Anspruch auf Seemacht einen Affront gegen euch bedeutet; wir, daß ihr beabsichtigt, uns anzugreifen. Wenn wir einmal von diesem Gedanken loskommen können, wird die Flottenfrage sich von selbst lösen; wenn nicht, werden wir nur unsere Rüstungen nach öffentlichen Debatten über sie steigern. — Aber die Iournalisten beider Länder können durch ein wenig Nachsicht und Liebenswürdigkeit einen bedeutenden Teil zur Klärung der politischen Atmosphäre beitragen. Es würde in ganz hervorragendem Maße dem Wohle beider Länder dienen, wenn die Iournalisten beim Schreiben ihrer Leitartikel in London oder Berlin, sich vor Augen zu halten suchten, welche Wirkung diese Artikel hervorrufen würden, falls sie, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, dem deutschen, oder, vom Deutschen ins Englische übertragen, dem englischen Publikum vorgelegt werden würden. In unseren Tagen des Telegraphendienstes haben wir, Iournalisten, uns stets gegenwärtig zu halten, daß wir für die gegenseitigen Publica schreiben. Diese Lehre läßt sich allerdings schwer erlernen. Ist sie doch schwer in Gleichklang zu bringen mit unserem natürlichen Begehren, uns nachdrücklich und wirksam unserem eigenen Publikum zu widmen.

A. Bonar Law:

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben mich ersucht, einige Worte über das Verhältnis Englands zu Deutschland für Ihre Zeitschrift zu schreiben. Leider bin ich derart beschäftigt, daß ich keine Zeit finden kann, einen besonderen Artikel über das Thema zu ver» fassen. Selbst wenn ich aber die Zeit fände, könnte ich wohl nichts sagen, was meinen diesbezüglichen Gedankengang klarer zum Ausdruck brächte, als dieser in meiner jüngsthin im Unterhause gehaltenen Rede wiedergegeben ist, deren Gedankengang folgender ist.

Wir alle denken ernstlich über unser Verhältnis zu Deutschland nach. Es ist ein besonders auf dem Kontinent vorherrschender Gedanke, daß ein Gefühl der Feindseligkeit gegen Deutschland in unserm Lande im Schwange sei. Dieser Gedanke entbehrt nach meiner Überzeugung jeglicher Begründung. Soweit ich selbst in Frage komme — das Haus wird meinen Egoismus in diesen Bemerkungen entschuldigen; ich bin überzeugt davon, daß Sie, meine Herren, anerkennen werden, daß ich sie nur im Hinblick auf meine zufällige Führerschaft der hinter mir stehenden Partei und aus dem Grunde mache, weil ich glaube, den Gesichtspunkt des überwiegenden Teiles meiner Landsleute wiedergeben zu können — habe ich niemals ein solches Gefühl gehegt, ebensowenig wie ich jetzt ein solches in mir trage. Während meines beruflichen Lebens habe ich täglich geschäftliche Verbindungen mit Deutschland unterhalten. Ich habe viele deutsche Freunde; ich liebe manche deutschen Bücher fast ebensosehr wie die in unserer Sprache erschienenen führenden Werke. Schließlich kann ich mir nur wenige Unglücksereignisse vorstellen, die von dem Umfange wären, den ein Krieg zwischen uns und dem großen deutschen Volke, welches Ende er auch nähme, annehmen würde. Ständig höre ich davon sprechen, — unsre Augen und Ohren für offenkundige Tatsachen zu verschließen, ist nutzlos — daß infolge auseinander strebender Interessen ein Krieg zwischen unserm Lande und Deutschland an einem oder dem andern Tage unvermeidlich sei. Nie und nimmer glaube ich an diese unvermeidlichen Kriege. Fürst Bismarck hat einmal mit vollem Rechte gesagt, daß niemand die Richtung der Hand der Vorsehung übersehen könne. Ich selbst bin alt genug, um mich erinnern zu können, daß vor 25 bis 30 Iahren dasselbe mit weit größerer Hartnäckigkeit über unser Verhältnis zu Rußland ausgesagt worden ist. Und doch wird es heute nicht mehr behauptet. Warum nicht? Aus dem einfachen Grunde, weil die ganze Perspektive der Welt sich verschoben hat. Diese Perspektive ist in stetem Wechsel begriffen, und ich sehe keinen Grund für die Abweisung der Annahme, daß sie sich in 10 oder 15 Iahren nicht wieder vollständig verändert haben könnte.

Wenn also jemals ein Krieg zwischen unsern beiden Ländern entfesselt würde — was der Himmel verhüte! — wird dieser nicht die Folge unwiderstehlicher Naturgesetze, sondern des Mangels an menschlicher Erkenntnis und Einsicht sein. So glaube ich. Aber weder Menschen, noch Nationen sind immer einsichtig. So ist denn nach meinem Erachten die größte, ja vielleicht die einzige restlose Sicherheit für den Frieden nur dadurch gewährleistet, daß jedes Land sich stets die Stärke des andern vor Augen halte und nicht weniger sich vergegenwärtige, daß, welche heimischen Meinungsverschiedenheiten auch immer obwalten mögen, mit welcher Partei auch immer die Regierung zu regieren habe, jede Nation bereit ist, ihre Rechte und ihre Ehre anfs äußerste zu verteidigen.

A. Bonar Law.

Sir Frank Lascelles,

früherer englischer Botschafter in Berlin:

Offener Vrief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben mir mit dem mir erteilten Auftrag, einen Artikel für „Nord und Süd" zu liefern, eine besondere Ehre erwiesen, die ich hoch einzuschätzen weiß, und zwar ganz besonders deshalb, weil Sie nicht eine Dar- und Klarlegung meiner Ansicht über die politische Situation an sich, vielmehr nur einen Rückblick auf einige persönliche Erinnerungen aus der Zeit, in der ich die Ehre hatte, die Stellung eines britischen Gesandten in Berlin zu bekleiden, von mir erheischen. Wahrlich! Ich wäre der undankbarste Mensch, wenn ich bei diesem Anlasse die beneidenswerte Liebenswürdigkeit und Rücksichtsfülle, mit denen ich von jenen, mit denen ich infolge meiner amtlichen Stellung in Berührung gekommen bin, persönlich behandelt worden bin, nicht anerkennen wollte; sie haben zum Abschluß wahrer und herzlicher Freundschaftsverhältnisse geführt, die für das ganze Leben andauern werden. Es wäre verfänglich, einzelne Beispiele herauszugreifen, ja es wäre dies nicht möglich, ohne zu persönlich zu werden, was sicherlich hier nicht am Platze wäre. Meine Berührung mit Berlin datiert aus einer viel früheren Zeit, als der meiner Ernennung zum Botschafter. Mein erster Besuch Berlins fällt in das Iahr 1858, als ich bei einem deutschen Professor in Zürich wohnte. Dieser wurde in diesem Iahre in die allgemeine Amnestie, die allen Teilnehmern an der Revolution von 48 gewährt wurde, eingeschlossen und hatte diese Gelegen-

heit, seine Heimat im äußersten Norden Deutschlands wieder zu besuchen, ergriffen. Der Anteil, den er an der Revolution genommen hatte, hatte Gefängnis und Verbannung über ihn verhängt; nichtsdestoweniger war er es, der bei der Versammlung der Deutschen in Zürich im Iahre 1871 den Toast auf Kaiser Wilhelm, als den Gründer des geeinten deutschen Kaiserreichs, ausbrachte. Neun Iahre später, 1867, trat ich als dritter Sekretär der britischen Gesandtschaft in Berlin in den Diplomatendienst. Ich hatte eben geheiratet und kann auf die zwei folgenden Iahre meines Berliner Aufenthaltes als die glücklichsten meines Lebens zurückblicken. Mein ältester Sohn ist in Berlin geboren worden (1868), mein zweiter im nächsten Iahre in Potsdam; zudem hatte ich 1869 den für einen so jungen Mann völlig unerwarteten Vorzug, für die Dauer dreier Wochen die Gesandtschaft als ed«,rsss ä'attlüre» vertreten zu dürfen. Hierdurch wurde ich in Berührung mit hervorragenden, gewichtigen Persönlichkeiten gebracht, deren Bekanntschaft zu machen ich schwerlich sonst Gelegenheit gehabt hätte. Die Übung, die ich in dieser Zeit gewann, war von unschätzbarem Vorteil für mein späteres Leben und erwies sich für mich von größtem Werte, als ich 23 Iahre später meine Pflichten als britischer Gesandter in Berlin übernahm. Ich hatte die nützliche Lehre aufgenommen, daß Deutsche und Engländer, wie gleich sie in manchen Hinsichten sein mögen, in manchen ebenso verschieden sind. Sie sehen beide die Dinge von einem verschiedenen Gesichtspunkte an und unterscheiden sich voneinander in ihren Lebensgewohnheiten. Es war während meines ersten als Mitglied der Britischen Gesandtschaft in Berlin gewählten Aufenthalts, daß ich einen der zur Zeit leitenden Männer Deutschlands fragte, wie es komme, daß die deutschen Knaben und Iünglinge sich gar nicht mit athletischem Sport, wie Kricket oder Fußball, abgeben. Über die Antwort war ich sehr erstaunt. Sie lautete: Wenn ein deutscher Iüngling genügende Energie zur Erlangung einer Meisterschaft in solchen Spielen aufweise, würde er sich auf ernstes Werk, wie Studium, verlegen, welches jeden Zoll seiner Energie verschlingen würde. — Tatsächlich sei nach meinem Gewährsmanne der gewöhnliche Deutsche entweder ein Mann harter Arbeit, oder ein ausgesprochener Tunichtgut; die Mehrzahl der Deutschen gehöre zur ersteren Kategorie. — Zweifelsohne ist in diesem Bezuge eine bedeutsame Änderung in Deutschland eingetreten; den athletischen Sports wird eine weit größere Beachtung geliehen, als früher; während der letzten zwei Iahre hat das Ergebnis der Internationalen Lawn Tennis-Kampfspiele in Homburg an der hochstehenden Ausbildung der deutschen Mannschaften den Nachweis gebracht, daß sich letztere ernstlich mit dem Spiele befassen. Es kann indes nicht geleugnet werden, daß die Liebe zum Sport bei uns in viel höherem Maße, als in Deutschland, entwickelt ist. — Nicht allein auf dem Felde des Sports aber zeigt sich der Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Deut» schen und dem gewöhnlichen Engländer. Das System der Regierung ist verschieden — die Zielpunkte der Erziehung sind verschieden. Es war der stolze Ruhm Deutschlands, eine Nation tiefer Denker und gelehrter Männer, welche mit

kritischen und theoretischen Studien beschäftigt sind, zu bilden; diese Studien, die die Mitarbeit der praktischen Wissenschaftler erfordern, um jene wunderbare, wissenschaftliche Überlegenheit, die eine so bemerkenswerte Erscheinung deutschen Industriestrebens darstellt, zu ermöglichen. Deutsche Erziehung soll anscheinend auf Erlangung von Wissen und Entwickelung des Gedankens gerichtet sein; englische Erziehung auf das Einprägen des Wertes des Selbstvertrauens, sowie darauf, den Iüngling des Tages geeignet zu machen, den praktischen Schwierigkeiten des Lebens zu begegnen; Charakterentwickelung und stetes Entscheidungsvermögen über die jeweilig gegebenen Hilfsmittel sollen hierzu führen. Einer der führenden deutschen Professoren soll die Ansicht vertreten haben, daß jede Nation mit dem Erziehungssystem begabt sei, das ihren Bedürfnissen am meisten entspreche; so halte er das englische System für England wohl für geeignet, halte dieses aber für Deutschland nicht für angebracht, ebenso wenig wie das deutsche für England angemessen sei. — Es ist richtig, daß die Verschiedenheiten der beiden Nationen vor unsern Augen stehen, falls die Hoffnung nach einer Wandlung der Beziehungen zwischen beiden Nationen zu einem Bessern, die in beiden Nationen weithin und sehnsüchtig gehegt wird, ihre Verwirklichung erfahren soll. Der unbefriedigende Zustand dieser Beziehungen, der erst jüngsthin in der Annahme des wahrscheinlichen Ausbruchs eines Krieges zwischen beiden Nationen seinen Gipfelpunkt fand, war zu einem großen Maße eine Folge des gegenseitigen Mißverstehens. Diese unmittelbare Gefahr ist zwar jetzt vorübergezogen, hat aber eine Atmosphäre des Verdachts und Mißtrauens hinterlassen, welche, wie wir hoffen, zerstreut werden wird, wenn die beiden Völker besser, als bisher, sich verstehen gelernt haben werden. Um sich aber gegenseitig zu verstehen, ist es unerläßlich, daß sie sich einander kennen lernen. Besseres Bekanntsein würde viel von dem Mißverstehen entfernen, welches wirklich eristiert; nachhaltigerer Verkehr erhöhtes Bekanntsein erleichtern. Der erste Schritt zur Erreichung dieses Bekanntwerdens lag und liegt in der Anerkenntnis und der Vergegenwärtigung der Verschiedenheiten der beiden Nationen. Diese Verschiedenheiten werden ohne Zweifel auch weiterhin in Eristenz bleiben, sind aber, wenn nur frei als solche anerkannt, durchaus vereinbar mit gegenseitiger Bewunderung und Achtung, wie nicht minder — so kann ich es aus persönlicher Erfahrung bezeugen — mit der Bildung dauernder Freundschaft. —

Offener Brief an den Herausgeber A. von Rothschild

Baron Alfred v. Rothschild:

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

In Ihrer Aufforderung um meinen Beitrag für Ihre Zeitschrift, in der ich in Gesellschaft so vieler berühmter und hervorragender Landsmänner zu dem gleichen Thema wie diese das Wort ergreifen soll, sehe ich eine große, kaum verdiente Ehrung für meine Person. Die Sie leitende Absicht — eine Besserung der Beziehungen zwischen Deutschland und England anzustreben — entspricht in seiner Zielrichtung jedoch derart meinem eignen Wollen, daß ich mir das große Vergnügen und den Vorzug, Ihrem Ersuchen zu folgen, nicht versagen kann. —

Es ist dies indes keine leichte Aufgabe,und meinen einzigen Berechtigungsgrund, an sie heranzutreten, finde ich nach meinem Gefühl in der Tatsache, daß ich im Laufe von nahezu 40 Iahren mit den verschiedenen, jeweiligen deutschen Gesandten persönliche Bekanntschaft gepflogen habe, und diese persönliche Intimität mich bei mehr als einer Gelegenheit befähigt hat, den entsprechenden Regierungen von einigem Nutzen sein zu können. Es dürfte allerdings ein stattliches Buch füllen, wollte ich die Meinungsverschiedenheiten, die sich während dieser vielen Iahre ergeben haben, ins Einzelne verfolgen; glücklicherweise haben sie alle ein friedvolles, befriedigendes Ende gefunden. Diese kleinen Meinungsverschiedenheiten hätten gewißlich als vorübergehende „schwere Bedenken" bezeichnet werden können. Heute haben wir solche „schwere Bedenken" nicht zu verzeichnen, und doch lebt ein Gefühl unter uns, als ob die „Dinge" nicht so stehn, wie sie sollten und daß, — nur als dessen Folge kann der Gedanke entstehen — in nicht zu ferner Zukunft Verwickelungen ernsten Charakters zu befürchten seien. Daß ein solches Gefühl überhaupt gehegt wird, ist mehr als beklagenswert. Darum erhebt sich die Frage, wie dieses mit seiner Wurzel zerstört oder jedenfalls so weit geschwächt werden könne, daß es einmal von selbst an Entkräftung eingehe. — Zuvörderst sollten beide Länder zur Erkenntnis kommen, daß die Welt für beide groß genug und je größer eines jeden Ehrgeiz sei, ungekcmnte Landstriche der Zivilisation zu erschließen, um so größere Vorteile für beide gewonnen werden. Es gibt, oder genauer, es sollte keine Rivalität in Industrie oder Handel zwischen ihnen geben. Die Welt wird stets die Güter, die die billigsten und besten sind, einzuschätzen wissen; wenn aber einmal im Einzelfalle solche Rivalität eristieren muß, kann solcher Mitbewerb in seinem Endzwecke nur von Vorteil für das Objekt des Mitbewerbs sein. Wird das nicht bedacht? Die beiden Länder sollten doch nicht vergessen, daß sie so vieles, wenn nicht in der Hauptsache alles gemeinsam haben: Redefreiheit, Gewerbe- und Tatfreiheit, sowie Einrichtungen, die Zeugnis dafür ablegen, daß häufig im

letzten Grunde die öffentliche Meinung die Regierung des Tages darstellt.
Die Deutschen können mit Fug auf ihren Monarchen stolz sein, der eine
so bedeutsame Rolle in der Geschichtsgestaltung ihres Schicksals spielt;
nicht minder können sie auf die lange Reihe ihrer Genies, deren Namen
ewig unsterblich bleiben werden, mit Stolz blicken: Albrecht Dürer und
Holbein als Maler; Goethe und Schiller in der Literatur — und erst in der Musik!
Welcher Namen hat neben Mozart, Beethoven und Vrahms mehr magischen Klang,
als der Wagners, dessen ruhmbeladene Vorherrschaft nirgends größere Anerkennung
findet, als gerade bei uns? — Ich könnte natürlich noch viele Namen hinzufügen;
die genannten allein aber sollten genügende Überzeugungskraft für die Behauptung
in sich tragen, daß in Kunst, Wissenschaft und Literatur Deutschland niemandem
nachsteht. Ebensowenig will ich bei der langen Reihe deutscher Heerführer, von
denen der eine immer hervorragender als der andere ist, verweilen. Sie haben
das Zusammenschmieden des deutschen Reiches ermöglicht. Ihre Namen liegen
auf aller Lippen. Wenn ich nun dennoch die Flotte erwähne, geschieht es, weil
ich zuversichtlich des Glaubens bin, daß die deutsche Nation als ein Ganzes die
erste sein wird, die zugibt, daß, wenn sie mit ihrem groß angelegten Flottenbau-
plane fortfährt, wir vollauf berechtigt sind, das gleiche zu tun zum Schutze unseres
Heimatslandes, wie unserer fernen Besitzungen; in der Tat ist es allseits anerkannt,
daß unsere ganze Eristenz als Nation von unserer Vorherrschaft zur See abhängt.
Hierüber sollte darum meines Erachtens für die unmittelbare Zukunft kein Streit-
knochen zwischen uns liegen. Haben doch, wie schon bemerkt, die zwei Länder
sonsthin so vieles, ja in Wirklichkeit nahezu alles gemeinsam; denn auch wir
können uns der größten Dichter, welche die Welt je gekannt hat, als der unsrigen
rühmen; auch wir berühmter Maler, deren Werke heutzutage stark begehrt sind
und dieselben Riesensummen, die für einen Rembrandt oder van Dyck bezahlt werden,
herausfordern. Ebenso haben wir ganz bedeutende Gelehrte in der Medizin,
speziell in der Chirurgie hervorgebracht, deren Namen allezeit als die von Helfern
für die Rettung zahlloser Menschenleben mit Ehren genannt werden müssen.
Wir haben parlamentarische Einrichtungen, welche den Neid der Welt angereizt
haben, und einen Monarchen, sowie eine königliche Landesmutter, die von ihren
Millionen von Untertanen tiefinnig geliebt werden. —
Was haben wir also nicht mit Deutschland gemeinsam? Nichts vielleicht,
es sei denn ihre Land- und unsere Seemacht. Aber die Einigung der mächtigsten
Militär- mit der mächtigsten Flottennation könnte solche Einheit bilden, daß diese
die Achtung der ganzen Welt ertrotzen und hiermit den Weltfrieden zu sichern die
Eignung haben könnte. —
Mögen also beide Länder ihre entsprechenden Vorteile ernstlich wahrnehmen.
Das hindert in nichts, die Eigenschaften und Qualifikationen des anderen anzuer-
kennen, in diesem Achtungsgefühl ihm in wahrer Freundschaft die Hand zu reichen
und zu sprechen: Was ist unsere Bestimmung in der Welt? Was? Nun,

jegliches mögliche gute Gefühl zwischen uns zu nähren, um auch fernerhin gemeinsam zu fördern: Freiheit des Handelns, Freiheit der Rede, religiöse Toleranz und, mehr als alles, der Erkenntnis zum Siege zu helfen, daß die Größe eines Landes nicht von dem Besitze eines etwas größeren oder kleineren Länderumfanges, sondern von der Zufriedenheit und dem Glücksgefühl seines Volkes abhängt. —

Möge darum fürderhin die Fahne der Freundschaft wehen über Hoch und Niedrig, entfaltet unter uns allein von dem Gefühl für Gerechtigkeit und Gleichheit gegeneinander; möge England und Deutschland durch freien Ideenaustausch, durch gegenseitiges, mählich wachsendes Verständnis der beiden Nationen lernen, daß England und Deutschland berufen sind, Hand in Hand für die stete, aufsteigende Entwickelung der Zivilisation und deren Ausbreitung über alle Längen- und Breitengrade der ganzen Welt zu wirken; wahrlich, eine göttliche Aufgabe! Sie kann ihre Lösung finden, wenn wir die geringen Trennungspunkte, die in der Vergangenheit zwischen uns lagen, vergessen und in ernstem, aufrechten Wunsch- und Tatgebet gemeinsam in die Zukunft blicken wollten!

Ich verbleibe, hochverehrter Herr Professor,

Ihr wahrhaft treugesinnter

Alfred de Rothschild.

Sir T. Vezey Streng, früherer Lordmayor:

Deutsch-Englische Freundschaft.

(Der Lyceumklub gab am 22. April 1912 im Klubhaus ein Diner. Rt. Honourable Sir T. Vezey Streng, der vorjährige Lord-Mayor, nahm an diesem Diner der deutschen Vereinigung im Lyceumklub in London teil und hielt nachfolgende, begeistert aufgenommene Rede. Lady Mond präsidierte, und es war eine große Zahl von Mitgliedern und Freunden der Gesellschaft anwesend.)

Mit dem Ausdruck des Bedauerns über das durch Krankheit veranlaßte Fernbleiben des Sir Frank Lascelles und des Herrn Normann Angell von dieser Versammlung verbinde ich die Versicherung, daß ich die hohe Ehre wohl zu schätzen weiß, die ich in dem mir gewordenen Auftrage sehe, infolge der Abwesenheit jener Herren das Wort zu ergreifen zu einem solch gewichtigen Thema, wie das: „Freundschaft zwischen den deutschen und englischen Völkern". — Möge diese

Freundschaft lange andauern und stetig innerlich wachsen. Kann es doch keinen Grund geben, aus welchem eine Freundschaft, die zum großen Vorteile beider Nationen so viele Iahrhunderte gelebt hat, abnehmen, geschweige denn absterben sollte. Deutschland ist unser ältester Freund. Mit dieser vollen Überzeugung und Bestimmtheit sollten wir eine Freundschaft, die traditionell geworden ist, aufrecht erhalten. Dieses Verhältnis wird durch die höchststehenden Triebkräfte gefordert. Aber auch mehr alltägliche Gesichtspunkte weisen darauf hin, daß alles, was nur die Fortsetzung dieses Freundschaftsverhältnisses unterbricht, kommerziellen Irrsinn für beide Teile bedeutet. Wir, als Nation, sind weder so reich, noch so voll beschäftigt, um indifferent sein zu können gegenüber dem Handel, den uns Deutschlands Absatzgebiet bringt; Deutschland andererseits ist noch nicht in solchem Wohlstand, daß es ganz gleichgültig sein könnte gegenüber dem Handel, dessen Markt wir ihm öffnen. Sowohl also aus Gründen des Handels, wie solchen höherer Moral würden wir geradezu irrsinnig sein, Feindseligkeiten gegen Deutschland zu hegen, oder zu beabsichtigen. Ich glaube, das ist das Gefühl der großen Mehrheit der Besten in beiden Ländern. Grade deshalb aber, weil wir beide die ganz besondere Wichtigkeit der Aufrechterhaltung dieser Nützlichkeitsverhältnisse erkennen, werden wir zuweilen nervös, weil ängstlich, daß nicht etwa irgend etwas die glückliche Andauer dieser Verhältnisse störe. Der praktische Gesichtspunkt unserer beider hat darum darnach zu sehen, ob es etwas zwischen uns gibt, was wir in Zukunft mehr pflegen, oder etwas, was wir unterlassen sollten, damit das, was wir im Sinne haben und so sehr wünschen, bessere Förderung erfahre. — Unter den Dingen nun, die wir, von der Erfahrung belehrt, unterlassen sollten, steht vornan die Forderung, daß wir nicht ohne ausreichenden Grund empfindlich und mißtrauisch gegen unsere Nachbarn werden, uns nicht durch schlecht unterrichtete Ausführungen einer Sensationspresse von unserm Standpunkte abbringen lassen sollten. —

Unter den Dingen wiederum, die wir in positiver Beziehung stärken sollten, halte ich das für das dringendste, so weit wie nur möglich den persönlichen Verkehr zwischen den Völkern beider Länder zu pflegen. Vor einiger Zeit hatte ich den großen Vorzug, als Führer einer recht stattlichen Deputation der Londoner Bürgerschaftsvertretung einige der Hauptstädte Österreichs zu besuchen. Dort haben wir solche Freundschaftsverhältnisse geschlossen, daß ich sicher bin, daß, falls einmal Schwierigkeiten zwischen uns und jenem Lande erwachen sollten, das Volk, mit dem wir in seinen Leitern uns ausgesprochen haben, nicht so schnell darnach suchen wird, die Motive Englands zu mißdeuten und unser Land aller möglichen bösen Absichten zu verdächtigen, während in Wirklichkeit das Gegenteil die Wahrheit trifft. Ebenso würde es Deutschland gegenüber werden. Ie mehr wir vom deutschen Volke kennten und dieses von unserm, um so mehr würde unsere gegenseitige Freundschaft wachsen und um so sicherer andauern. — Nächsthin wird in Berlin ein Internationaler Hygiene-Kongreß zusammentreten. Dies wäre

schon eine wichtige Gelegenheit, unsere deutschen Freunde besser kennen zu lernen. Ich bin gläubig genug anzunehmen, daß, wenn wir — sagen wir —, diese Gesellschaft hier mit ihrer Präsidentin (Lady Mond) als Führerin der Deputation — in diesen Kongreß verpflanzten, wir mit einem Schlage die Herzen des deutschen Volkes erobern, dieses überzeugen würden, daß eine Gesellschaft, unter deren Mitgliedern eine solche Summe von Hochsinn und Wohlbildung aufzubringen ist, niemals einen nicht ganz sauberen Vorteil gegen das deutsche Volk wahrnehmen würde. Kurz, wir müssen uns besser kennen lernen und hierdurch das Risiko eines durch ungenügendes gegenseitiges Sich-Kennen erzeugten Sich-Mißverstehens entkräften. —

Ich habe gesagt, daß wir Jahrhunderte hindurch mit der deutschen Nation aufs beste befreundet gewesen sind und noch sind. Das ist wohl wahr, jedoch nur mit der Einschränkung, daß diese Freundschaft mehr oder weniger die der entsprechenden Regierungen und glücklicherweise immer die der entsprechenden Könige gewesen ist. Auch hierfür wissen wir Dank. Ietzt aber haben wir den Wunsch, diese Freundschaft der Regierungen auszuformen und zu erweitern in eine persönliche Freundschaft zwischen den Völkern, eine Freundschaft, die mit den dahinschwellenden Iahren immer enger, tiefer, segensvoller sich entwickeln soll und wird. —

Der im kommenden Iuli in Berlin tagende Hygiene-Kongreß könnte viel zur Kräftigung der Bande dieser Freundschaft beitragen. Schon die bloße Tatsache, daß dieser in Berlin tagende Internationale Hygiene-Kongreß von dem englischen „Royal Institute of Public Health" organisiert worden ist, ist an sich ein schlagendes Beweisstück unseres guten Willens Deutschland, ja allen gegenüber, die an dieser bedeutsamen Konferenz zur Beratung eines so vitalen Themas, wie die öffentliche Gesundheitspflege es ist, teilnehmen werden. Hat doch schon Disraeli einmal gesagt: „Sauit«,» »unitlltum omni«, »llllitll»" (alle Dinge im Leben hängen letzthin von der Gesundheit ab). Es ist doch aber klar, daß wir die mühselig errungenen Resultate unserer letzten Untersuchungen über die Frage, wie wir am besten die Gesundheit unseres Volkes erhalten und fördern können, nicht einem möglichen Feinde in die Hand liefern würden. Auf der andern Seite ist es ebenso klar, daß wir von den deutschen Forschern, denen die Welt so viel zu verdanken hat, füglich nicht erwarten dürften, daß sie in diese einschlägigen Fachfragen und Diskussionen zu unserm und dem allgemeinen Vorteil der ganzen Menschheit eintreten würden, wenn sie nicht der Überzeugung wären, daß wir böse Absichten nicht hegten, unsere durch ihre Mitarbeit erhöhte Gesundheit zum Schaden und Nachteil Deutschlands auszunützen. Denn es darf in dieser Gedankenreihe nicht vergessen werden, daß Gesundheit wohl eine der höchsten Errungenschaften der Kunst des Friedens darstellt, jedoch nicht weniger eine fundamentale Notwendigkeit für jene bedeutet, die ihre Freude am Kriege haben. —

Lassen Sie uns darum darauf achten, daß diese kostbare Gabe der Gesund-
heit, die für alle von solch bedeutsamer Wesenheit ist, Verwendung finde nur für
ihre höchst stehende Aufgabe: Das allgemeine Wohl der ganzen menschlichen
Rasse, losgelöst und erhaben über Nationalität, Glauben oder Farbe.
„Dann klingen die Glocken hell und tief,
Gott ist nicht tot, ja nie er schlief.
Das Unrecht muß fallen.
Das Recht widerhallen.
Frieden auf Erden allüberall,
Liebe schreite durch's Weltenall." —
Während der letzten Woche ist die englischsprechende, nein, die ganze zivili-
sierte Welt angesichts der schrecklichen Titanic-Katastrophe, die in ihrer erschrecken-
den Gewaltigkeit keine Parallele in der Geschichte kaufmännisch-maritimen Unter-
nehmergeistes findet, durch ein gemeinsames Band des Mitfühlens umschlungen
worden. »Der Engel des Todes hat unter uns geweilt. Wir haben geradezu
das Schlagen seiner Schwingen vernommen." — Hier ist allerdings weder der
Ort, noch die Zeit, die Lehren aus diesem grausigen Schiffsuntergang zu ziehen
und etwa zu fragen, ob es zum Beispiel nicht ratsamer sei, beim Bau und der Aus-
stattung der Schiffe mehr auf Sicherheit, als auf Schnelligkeit zu achten, nicht den
großen Lurus dem Einschluß wichtigeren Schiffszubehörs hintenanzustellen.
Immerhin liegt sicherlich etwas von einem Trostgedanken in der mit Dankesgefühl
aufzunehmenden Tatsache, daß allgemeines Mitfühlen mit den Schwergetroffenen
und Unglücklichen überall zum Ausdruck gekommen ist. Könige und Regierungen
der ganzen zivilisierten Welt haben uns in Ergriffenheit über dieses traurige, tra»
gische Geschehnis liebe Zeichen dieses Mitfühlens erwiesen. Dieses mahnende Pochen
der Natur hat die ganze Welt verwandt gemacht. Diese Folgeerscheinung wäre
nicht eingetreten bei Lebensverlusten, welche die Grausamkeiten eines Krieges ge-
zeitigt gehabt hätten. Ich hoffe, daß baldhin die Zeit im Anmarsch sein wird, in
der der Krieg, als solcher die nutzloseste und wildeste aller menschlichen Torheiten,
als in die häßlichsten Geschichtsblätter einer barbarischen Vergangenheit hin-
gehörig betrachtet werden wird, die Zeit, in der Streitfälle nicht durch Gewalt,
sondern durch geruhiges Urteil, den Ausdruck von Vernunft und Gesetz, geschlichtet
werden, die Zeit, in der Recht, nicht Macht das Zepter schwingt. —
Man wendet gegen diesen Gesichtspunkt der Hoffnung ein, daß die Nationen
ohne Krieg verweichlichen, die Männer ihre männlichen, mutigen Instinkte ein-
büßen würden. Dieser Einwand ist durchaus irrig. Der Irrtum erweist sich schon
an der heroischen Haltung sowohl der Männer, wie der Frauen auf der Titanic.
Diese, ob auch unerfahren im Waffendienst, haben lediglich aus der ihrem
Charakter innewohnenden Majestät die wahrsten Heroentaten vollbracht und
Selbstopferung als etwas Natürliches, Hohes erwiesen. So haben sie den Worten

frischen Nachdruck verliehen: „Der Frieden hat seine berühmten Siege nicht minder, als der Krieg." — Der Krieg könnte nichts dazu beitragen, die Vorteile, oder auch nur die Würde zivilisierter Völker zu bereichern. —
Wir streben darum ernsthaft nach der Fortdauer, ja nach der Stärkung unserer Freundschaft mit Deutschland. Dieses schließt aus keinem Grunde die Freundschaft mit allen Ländern der Welt aus. Dieser Freundschaft gilt meine Rede.
Möge für das deutsche und britische Volk es gelten: Friede und guter Wille unser!

Professor Karl Breul

ül^. I.itt.0. rk.v.:

Britisch-Deutsche Freundschaft.

Erwiderung auf den Trinkspruch des Sir Thomas Vezey-Strong.

Lady Mond! Meine hochverehrten Damen und Herren!

Es gereicht mir zu hoher Ehre und großer Freude, in dieser festlichen Versammlung auf den Trinkspruch antworten zu dürfen, welchen Sir Thomas Vezey-Strong soeben in so warmen und überzeugenden Worten ausgebracht hat, den Toast auf „die britisch-deutsche Freundschaft". Niemand, dem die Pflege britisch» deutscher Beziehungen am Herzen liegt und der im Mai und November des vorigen Iahres den beiden bedeutsamen Versammlungen beigewohnt hat, welche auf Einladung und unter dem Vorsitz von Sir Thomas, dem damaligen Oberbürgermeister von London, in seinem historischen Mansion House gehalten wurden, und wer dort den eindringlichen Worten gelauscht hat, mit denen der erwählte Vertreter des Rats und der Bürgerschaft Londons, unter lautem Beifall der großen Versammlung, die unzweideutige Versicherung gab, daß die überwiegende Mehrzahl der Engländer nichts aufrichtiger wünscht als in Frieden und Freundschaft mit dem großen Vetternvolk zu leben, wird dem verehrten Redner den Zoll herzlichen Dankes versagen für sein wiederholtes mannhaftes Eintreten für die Wiederherstellung der alten für beide Völker so wertvollen Freundschaft. Was er damals in wohlerwogenen Worten seinen Hörern dringend ans Herz legte, eben hat er es aufs neue bekannt. Er sieht in der möglichst schnellen und gründlichen Beseitigung des letzthin so üppig wuchernden, seelenvergiftenden und grund-

losen Mißtrauens eine der wichtigsten Aufgaben weitblickender Vaterlandsfreunde auf beiden Seiten der Nordsee. Und dafür wissen wir Mitglieder der „Britisch-Deutschen Freundschafts-Gesellschaft" ihm aufrichtigen Dank.

Der Grund, welchem ich die Freude verdanke, auf seinen Trinkspruch hier antworten zu dürfen, ist vielleicht der, daß ich ein lebendiges Bindeglied zwischen beiden Völkern bin, gewissermaßen eine Verkörperung des freundschaftlichen Einvernehmens zwischen ihnen. Von Geburt ein Hannoveraner verlebte ich meine Kinderjahre unter König Georg V. von Hannover, jetzt wirke ich in England unter einem andern König Georg V. aus demselben alten Herrscherstamme. Fast genau die eine Hälfte meines Lebens habe ich in Deutschland zugebracht, die andere in England. Ich bin ein Dr. pdil. der Universität Berlin und ein I^itt.D. der Universität Cambridge. Eine Zeitlang war ich in Hannover ein Lehrer des Englischen, jetzt wirke ich seit über einem Vierteljahrhundert als Hochschullehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Cambridge, ein Lehrer der zukünftigen Lehrer und Lehrerinnen des Deutschen in Großbritannien. Viele Bande des Blutes und der Freundschaft verknüpfen mich mit zahlreichen Männern und Frauen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, und seit fast einem Menschenalter stehe ich in engstem Verkehr mit nicht wenigen führenden Geistern in meiner zweiten Heimat. Sie werden daher verstehen, daß niemand die Verstimmung und Verhetzung der letzten Iahre schmerzlicher empfinden und lebhafter bedauern kann als ich, daß niemand mehr bereit sein kann, mit allem, was in ihm liegt, mitzuwirken an der dringend nötigen Arbeit der gegenseitigen Aufklärung.

Es ist die schöne und verantwortungsvolle Aufgabe des Neusprachlers, die Völker der Neuzeit einander zu erklären. Es ist der hohe Beruf eines Lehrers des Deutschen in Großbritannien, das deutsche Volk in seiner Sprache, seinem Schrifttum, seiner Eigenart und den durch seine Geschichte bedingten Bedürfnissen dem Vetternvolk nahe zu bringen, und nach Kräften dazu beizutragen, die altererbten Bande der Freundschaft und des Vertrauens neu zu knüpfen. Liebe zum eigenen Volke schließt bereitwillige Anerkennung des andern nicht aus; eine gerechte Würdigung fremder Vorzüge, neben dem selbstverständlichen Stolz auf tüchtige heimische Eigenart, ist der beste Dienst, welchen ein fremdsprachlicher Lehrer beiden Völkern leisten kann. Viele in Deutschland geborene und jetzt in England lebende Männer und Frauen, viele unter den hier Versammelten, werden in dieser Hinsicht fühlen und denken wie ich; alles, was britisch-deutsche Beziehungen betrifft, greift uns besonders tief ans Herz. In ihrer aller Namen möchte ich hier den Trinkspruch auf „Wachstum und Gedeihen der britisch-deutschen Freundschaft!" aufs wärmste unterstützen.

Sehr richtig hat Sir Thomas den Wert des gründlichen gegenseitigen Kennenlernens betont. Im Anschluß daran möchte ich darauf hinweisen, daß nach wichtigen gegenseitigen Besuchen der Iournalisten, der Kirchenmänner, Bürgermeister, Volkswirtschaftler und anderer Gruppen gereifter Männer vor zwei

Jahren sechzig deutsche Studenten zu längerem Besuch nach England kamen, über-
all mit der größten Herzlichkeit aufgenommen wurden und unvergeßliche Eindrücke
mit in die deutsche Heimat zurückgenommen haben. Sie haben in diesem Iuli sechzig
englische Kommilitonen zu einem Gegenbesuch eingeladen, den wir eben von
Cambridge aus organisieren. Hamburg, Kiel, Berlin, Iena, Weimar, München
werden von den jungen Engländern besucht werden, überall werden sie des freund-
schaftlichsten Empfanges sicher sein. Reiche Ausbeute eines bessern Verständnisses
werden sie heimbringen und „ein Werdender wird immer dankbar sein".
Vielerlei Versuche sind in letzter Zeit hier in Großbritannien gemacht worden,
um ein besseres Verständnis zwischen beiden Völkern herbeizuführen. In zahl-
reich besuchten öffentlichen Versammlungen haben Minister, Staatsmänner und
andere Führer der öffentlichen Meinung aufrichtig gemeinte deutsch-freundliche
Reden gehalten, und deutsch-freundliche Kundgebungen sind in großer Anzahl von
hier über die Nordsee gesandt. Flugschriften und Flugblätter sind erschienen,
und andere befinden sich in Vorbereitung, in denen der deutsche Standpunkt den
englischen Volksgenossen offen und ehrlich erklärt und den berechtigten Ansprüchen
Deutschlands durchaus Gerechtigkeit erwiesen wird. Die schönste und reichste
Frucht dieser Bemühungen ist bisher das eben in Manchester erschienene, von der
Universität veröffentlichte Buch „tteruiim? in tnn uiust«6ntk eeutnr?-'. Hier
sind Vorträge von vier hervorragenden englischen Gelehrten über die geschichtliche
Entwickelung des heutigen Deutschlands auf politischem, volkswirtschaftlichem,
geistig-literarischem Gebiet und dem Felde der Erziehung abgedruckt, wie sie im
vorigen Iahre zur Aufklärung des englischen Publikums in Manchester gehalten
wurden. Lord Haldane, welcher nie eine Gelegenheit versäumt, sein gewichtiges
Wort zugunsten eines richtigeren Verständnisses von Deutschland in die Wagschale
zu werfen, hat auch diesem schönen und billigen Buche ein gedankenvolles kurzes
Vorwort mit auf den Weg gegeben. Die tausend Eremplare der ersten Auflage
sind bereits vergriffen und eine zweite befindet sich in Vorbereitung. Auch in
Deutschland verdienen die vorzüglichen Vorträge weite Verbreitung. Augenblicklich
arbeiten die „Britisch-Deutsche Freundschafts-Gesellschaft", das „Albert Komitee",
die „Friedensgesellschaft" und die „Räte der vereinigten Kirchen Großbritanniens
und Deutschlands" eifrig an der Besserung der gegenseitigen Beziehungen. Auch
andere Gesellschaften, mehr schön-wissenschaftlicher Art, tun, was sie können in
dieser Richtung. Vor allem die „Englische Goethe-Gesellschaft", deren Mitglieder
in nicht geringer Anzahl heute abend unter uns erschienen sind und als deren
Vize-Präsident ich auch ganz besonders für sie rede. In Deutschland wirken
Mitglieder der „Shakespeare-Gesellschaft" in ähnlichem Sinne, und in beiden
Ländern die Führer der großen Neuphilologen-Verbände.
Heute aber — und ich nehme dies als eine besonders gute Vorbedeutung —
haben die Frauen die Sache in die Hand genommen: der „Lyceum-Klub"
hat uns zu einem britisch-deutschen Frenndschaftsmahle geladen. Frauen sind

die geborenen Friedensstifter. „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da", ist ihr schöner Wahlspruch, wie ihn eine ihrer edelsten verkündet. Wenn wir d i e Frauen beider Länder auf unsrer Seite haben, ist unsre Sache gewiß auf gutem Wege. Als König Thoas und der junge Orestes mit gezogenem Schwert einander gegenüberstanden, trat die milde, kluge Iphigenie beschwichtigend zwischen sie, und ihre herzergreifenden Worte entrangen dem tief gekränkten König nicht nur ein kaltes „So geht", sondern ein aufrichtig versöhntes „Lebt wohl"!

Viele, wenn nicht alle unter uns, die wir uns zur Bekundung unseres gemeinsamen Verlangens nach Frieden und Freundschaft hier zusammengefunden, haben Verwandte oder liebe Freunde jenseits der Nordsee. Wir alle ehren deutsche Wissenschaft und lieben deutsche Musik und Dichtung. In vielen Hinsichten haben Briten und Deutsche denselben Sinn, die ernste, männliche Lebensauffassung, die Verachtung des leeren Scheins, die Freude an tüchtigem Tun, und die tiefe Liebe zur Natur. Wir sind miteinander aufs engste verbunden, nicht nur durch Bande des Blutes, sondern durch vieltausend Fäden geistiger Zusammengehörigkeit. Es wäre Wahnsinn und nichts weniger als ein Verbrechen an uns selbst und der voranschreitenden Menschheit, wenn wir je im Ernst gegeneinander die Hand erheben wollten.

Freilich hören wir nur allzu oft aus den Reihen der Zweifler und lesen nicht selten in den Spalten gewisser Zeitungen: „Das ist ja alles recht schön und gut, aber was nützen all die schönen Gefühle, die bei solchen Versammlungen zum Ausdruck kommen? Taten sind jetzt vonnöten, nicht Worte. Worte können das Un» vermeidliche, den unaufhaltsamen, ehernen Gang der Dinge nicht beeinflussen", und dergleichen. Gewiß, es bedarf der Taten. Das weiß man hier so gut wie in Deutschland. Aber Taten entspringen aus Überzeugungen, Überzeugungen äußern sich zunächst in Worten. Worte aber, wie sie jetzt allerorten in Groß-Britannien ertönen, sind doch mehr als bloße Worte, sie sind die Vorläufer der jetzt von verantwortlichen Männern sorgfältig erwogenen und vorbereiteten Taten. Darum Vertrauen — und Geduld! Die schwächliche und die Dinge gehen lassende Ansicht von der Unentrinnbarkeit des unvermeidlichen Geschicks, von der Unumgänglichkeit eines einstigen bewaffneten Zusammenstoßes, die beliebten Redensarten von dem unvermeidlich bevorstehendem Vernichtungskampf des neuzeitlichen Roms und Karthagos, müssen wir entschlossen bekämpfen. Ich glaube, daß nur in den allerseltensten Fällen ein Geschehnis unvermeidlich war. Und vor allen Dingen sollte es dies nicht sein in unsrer gottlob doch auch stark von sittlichen Beweggründen beeinflußten Neuzeit. Wohl begehren wir den erforderlichen Raum für uns in der Welt, aber wir gönnen ihn auch hüben und drüben dem stammverwandten großen Kulturvolke. So fühlen heute zweifellos die Besten in beiden Ländern. Mögen diesem Gefühl bald Taten folgen! „Männer sollten Männer sein und Meister ihres Geschicks!"

Und im gegenwärtigen Augenblick kann jeder und jede helfen — mehr oder

minder — jeder entschlossene Helfer ist willkommen, und „uian? a uiioKIe malle»
» luuollle'. Sie fragen: Was kann denn aber der Einzelne in seinem be-
schränkten Kreise tun? Was kann jeder von uns tun, heute, morgen, in Zukunft?
Darf ich mit einem Bilde antworten? Ich komm« aus Cambridge, der großen
Universität an dem kleinen Flusse. Täglich sehe ich hier die Boote den engen, grünen
Wasserweg auf und ab gleiten, und oft hat es den Anschein, als müsse im nächsten
Augenblick zwischen zwei Fahrzeugen ein Zusammenstoß erfolgen, ungewollt auf
beiden Seiten, aber doch „unvermeidlich". Wir alle haben das Schauspiel häufig
gesehen, wir sind oft selbst in einem der Boote gewesen. Was geschieht? Im
Augenblick des drohenden Anpralls strecken sich aus beiden Booten freundliche
Hände hilfreich aus, sie schieben das eigne leise etwas von dem andern ab, die
Boote gleiten ohne Stoß aneinander vorüber und sind gleich darauf wieder sicher
im freien Fahrwasser. Freundliche Gesinnung und schnelle Entschlossenheit aller
in dem Boote Befindlichen hat die Gefahr beseitigt. Und wir — können und
sollten wir nicht im politischen und im geistigen Leben der Völker das Unsere tun,
jeder an seiner Stelle und nach seinen Kräften, einen gelegentlich auf der Fahrt
drohenden und nicht unvermeidlichen Zusammenstoß entschlossen zu verhindern?
In der letzten Woche sind wir alle aufs tiefste erschüttert worden durch das
entsetzliche Unglück, welches sich auf dem atlantischen Meere zugetragen hat. Ein
stolzes Schiff, das größte und schönste, welches menschliches Wissen und Können
geschaffen, wurde plötzlich vernichtet durch die blinde Gewalt eines übermächtigen
Naturgebildes. Es ergreift uns das Herz, wenn wir an die vielhundert blühenden
Leben denken, die mit dem Schiff versanken, an die vieltausend Menschen, denen
durch den Tod ihrer Lieben unheilbare Wunden geschlagen, an die außerordent-
lichen Werte, die jäh vernichtet wurden. Aber müßte es nicht vieltausendmal schreck-
licher sein, würden nicht alle Familien zweier großen, friedliebenden Völker in
unaussprechliches Elend gestürzt werden, wenn die beiden stolzen Schiffe Bri-
tannia und Germania einmal in einer düstern Nacht zusammenstoßen sollten im
Nebel des Mißtrauens und im Eis der Mißgunst und des Übelwollens? Gottlob,
daß wir hier nicht mit einer blind treibenden Naturgewalt zu kämpfen haben!
Hier sind zwei lebendige Staatsschiffe, durch vernünftige und sittliche Beweg-
gründe gelenkt, und wir alle gehören zu ihrer Mannschaft. Wir wollen, wir
werden dafür sorgen, daß unsre Fahrzeuge richtig steuern und sicher bleiben!
Als in der großen Szene, in welcher sein Vertrag mit Mephistopheles ge-
schlossen wird, Faust dem spöttisch lauschenden Gefährten sein Sehnen eingesteht,
sich über sein beschränktes Selbst hinaus zum Erleben des Wohls und Wehs der
ganzen Menschheit mutig zu erweitern, sucht ihm „der Vater aller Hindernisse"
auf jede Weise Schwierigkeiten in den Weg zu legen und ihm ironisch und blasiert
von seinem hohen Streben abzuraten. Er stellt es achselzuckend als aussichtslos
hin. Faust aber setzt ihm stolz und kühn entgegen sein männliches „Allein ich will".

Und unverzagt schreitet er mit Einsetzung aller Kräfte fort auf dem als recht erkannten Wege.

Wollen wir nicht dasselbe tun? Wohl mag unser Weg lang und schwer sein, unsre Geduld noch manchmal auf harte Proben gestellt werden, schön aufkeimend« Saaten mögen noch oftmals durch unbesonnene oder gar böswillige Worte zu» Teil vernichtet werden. Daß die von uns erhoffte Ernte nur langsam heranreifen kann, wissen wir alle. Zu viel ist in den letzten Iahren gehetzt, zu viele Begehungs- und Unterlassungssünden sind auf beiden Seiten begangen worden! Aber zu dem gesunden Sinn der beiden Völker habe ich das festeste Vertrauen, und wir alle wollen arbeiten mit Wort und Tat. Das Ziel ist hoch, der Erfolg ist gewiß. Auf dem entschlossenen Zusammengehen unsrer beiden Völker beruht der Fried« Europas. Wagen wir es, weise zu sein! Und den Zweiflern schalle jederzeit siegreich entgegen unser mutiges: Allein ich will!

The Night Hon. Sir Edgar Speyer Bart:

Deutschland und England als Weltbürger.

Bei der Betrachtung der englisch-deutschen Beziehungen, die seit geraumer Zeit im Vordergrund des Weltinteresses stehen, ist mit Recht und mit Nachdruck auf die wichtigen Handelsbeziehungen hingewiesen worden, welche die beiden Reiche zueinander haben. Es ist an der Hand dieser Zahlen, welche im Iahre 1910 eine jährliche englische Ausfuhr von über 1000 Millionen Mark nach Deutschland und eine jährliche deutsche Ausfuhr von über 800 Millionen Mark nach England zeigten, dargelegt worden, wie vernichtend eine Lahmlegung oder gar eine Zerstörung dieses Warenaustausches für beide Teile sein müsse. So überzeugend auch! dieses Argument ist, so scheint damit die ganze Tragweite der Handelstätigkeit dieser beiden Länder nicht erschöpfend gewürdigt, und es dürfte daher am Platze sein, kurz auf die Rolle hinzuweisen, welche die beiden Nationen im Welthandel spielen und zu spielen berufen sind.

Die Erfahrung unserer Zeit lehrt, daß der materielle Fortschritt eines Landes auch anderen Ländern entsprechende Vorteile bringt und daß der Rückgang eines Volkes auch die anderen Völker schädigt. Wir sind aus dieser Erkenntnis heraus mehr und mehr „Weltbürger" geworden,

„Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich auftut
Und die erwünschten Gaben in Iahren und Monden erneuert,

Da geht alles von selbst und jeder ist sich der Klügste,
Wie der Beste und so bestehen sie nebeneinander
Und der vernünftigste Mann ist wie ein andrer gehalten."

In neuerer Zeit hat sich der Außenhandel der Vereinigten Staaten in außergewöhnlicher Weise vergrößert; aber nicht er allein, Deutschland und England können von sich das gleiche sagen. Auch Argentinien, Brasilien, Chile, ebenso wie Kanada und Indien und andere Länder können mit Stolz auf große materielle Fortschritte hinweisen.

Die Bankkrisis in den Vereinigten Staaten im Iahre 1907 hatte nicht nur eine amerikanische Handelsdepression im Iahre 1908 zur Folge, sondern sie affizierte auch die Geschäftstätigkeit der anderen Länder in der neuen und alten Welt, denn in diesen Tagen des regen und engen Weltverkehrs kann kein wichtiges Ereignis, das sich in einem Lande abspielt, ohne Wirkung auf die übrige Welt bleiben.

Dieses Phänomen ist dadurch zu erklären, daß heute fast ein jedes Volk für seine Eristenzmittel mehr oder weniger auf andere Länder angewiesen ist, welche ihm einen großen Teil dieser Mittel liefern. Die Nahrungs- und Rohstoffe, deren die Völker Mittel- und Westeuropas bedürfen, werden hauptsächlich in den Vereinigten Staaten, Indien, Argentinien, Kanada, Rußland, Australien usw. erzeugt und die europäischen Staaten zahlen dafür mit ihren eigenen Produkten und Fabrikaten.

Es ist eine endlose Kette, welche jedem Lande das bringt, was es benötigt, und von ihm nimmt, was es dagegen in Zahlung zu geben imstande ist. England und Deutschland sind nicht nur die stärksten Glieder dieser endlosen Kette, sondern sie liefern auch einen großen Teil der treibenden Kraft, die diese Kette in Bewegung hält.

An dem großen zivilisatorischen Werk, jungen Ländern das Kapital zur Entwickelung ihres natürlichen Reichtums zu schaffen (durch Eisenbahn-, Kanal- und Hafenbau, Bewässerungs- und elektrische Anlagen, Minenerschließungen usw.) wirken England, Deutschland und Frankreich zusammen. Der Selbsterhaltungstrieb scheint ihnen zuzurufen:

„Hebt ihr die Schätze in fernen Landen, so hebt ihr der Welt und euren eigenen Wohlstand!"

So hat die Bevölkerung Groß-Britanniens, für welche die Gewinnung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen in neuen Ländern eine Eristenzbedingung ist, mit dem Rest der Welt die Vorteile mitgenossen, die durch die Kapitalausfuhr aus Deutschland und Frankreich nach neuen Ländern und die dadurch erfolgte große Produktion entstanden ist. Ebenso hat Deutschland, das, wenn auch nicht in so großem Maße wie England, der Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen bedarf, in Gemeinschaft mit anderen Ländern, an den Vorteilen teilgenommen, die aus den großen Kapitallieferungen Groß-Britanniens der Welt erwachsen sind und dazu gedient haben, die Getreide- und Rohstoffproduktion der Erde in

ungeahnter Weise zu erhöhen. Es wird wohl nicht bestritten werden, daß Deutschland seine wachsende Bevölkerung nicht in dem gegenwärtigen Grade von Wohlstand erhalten könnte, wenn nicht Groß-Britannien in so reichem Maße das Kapital geliefert hätte, das den Vereinigten Staaten, Argentinien, Kanada, Indien, Australien, Brasilien, Ägypten, Süd-Afrika usw. die Erzeugung von Nahrungsmitteln, Baumwolle, Wolle und Mineralien usw. ermöglichte. Hält man sich diese große kulturelle und ökonomische Aufgabe vor Augen, die Deutschland, England und Frankreich zu erfüllen berufen sind, so erscheint ein Krieg zwischen diesen Völkern kaum denkbar. Ein solcher Kampf würde das finanzielle Gleichgewicht der ganzen Welt in verhängnisvoller Weise erschüttern und das ökonomische Wohl dieser Länder tödlich treffen. Diese drei Staaten, welche für die jüngeren und heute noch zum großen Teil unentwickelten Länder den großen Markt für deren Produkte bieten, würden im Kriegsfalle ihre ganze Energie und ihre ganze Kapitalkraft anzuspannen haben, um sich gegenseitig daran zu verhindern, Waren auszuführen, deren die ganze Welt bedarf, und es sich gegenseitig unmöglich zu machen, das einzuführen, was ihren Bewohnern zu ihrem Lebensunterhalt notwendig ist. Die Folge davon würde nicht nur eine finanzielle Weltkrisis von ungeahnter Größe sein, sondern es würde auch die Produktionskraft der Welt schwer getroffen werden. In anderen Worten, der Reichtum, der notwendig ist, um frische Vorräte an Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu schaffen, um die wachsende Bevölkerung der Welt zu erhalten, würde zerstört werden. Gegenwärtig liefern Deutschland, Frankreich und England der Welt jährlich 300 Millionen Pfund, das heißt 8000 Millionen Mark neues Kapital, das dazu dient, den Weltvorrat an erschlossenem Naturreichtum zu vergrößern. Durch diesen kolossalen Kapitalerport ist eine entsprechende Zunahme des Reichtums der Welt und damit eine Besserung der Lebenshaltung für viele Iahre hinaus gesichert. Ein Kampf zwischen diesen Ländern wäre eine Zerstörung dieses Reichtums, welcher im Friedensfalle dazu dient, weiteren Reichtum zu schaffen. Er würde die Tätigkeit dieser Völker, die für den Fortschritt der Menschheit arbeiten, lähmen und zerstören und damit den Wohlstand jedes einzelnen Staates schwer treffen.

Die Arbeiterfrage und Lohnbewegung, die in den letzten 10 Iahren mehr und mehr zutage getreten, sind ohne Zweifel zum großen Teil die natürliche Folge der spanisch-amerikanischen, südafrikanischen, russisch-japanischen Kriege. In dieser Zeit (von 1898 bis 1905) wurde Reichtum, welcher sonst zur Vergrößerung der Weltproduktion von Nahrungs- und Rohstoffen benutzt worden wäre, zerstört. Die Folge hiervon war, daß die Produktion mit der Nachfrage nicht Schritt halten konnte. Die Kosten der Lebenshaltung stiegen, ohne eine entsprechende Lohnerhöhung mit sich zu bringen. Wenn diese Kriege schon einen solch einschneidenden Einfluß auf die ökonomische und soziale Weltlage auszuüben imstande waren, wie unvergleichlich ernster würden sich die Dinge bei einem Konflikt der drei leitenden Staaten Europas gestalten! Der Reichtum, der berufen

wäre, die Mittel zur Ernährung dieser großen und wachsenden Bevölkerung zu
liefern, würde durch einen solchen Krieg zerstört werden. Eine solche Krisis
würde geradezu verhängnisvoll wirken. Sie würde eine Verkürzung der den
Menschen zu ihrem Lebensunterhalt notwendigen Nahrungsmittel bedeuten, und
es gehört keine besonders rege Phantasie dazu, sich den kommenden Sturm und das
soziale und finanzielle Chaos vor Augen zu führen, welche die Welt in einem
solchen Falle in ihren Fugen erschüttern würden.

Diese Betrachtung führt uns zu dem Schluß, daß die Zunahme des Wohl-
standes eines Landes nicht nur von der wachsenden Produktionskraft dieses einen
Landes, sondern von dem aller Länder abhängt. Ie größer der Reichtum ist, der
in der ganzen Welt erzeugt wird, desto größer wird das Einkommen und die Kon-
sumkraft eines jeden einzelnen Bürgers sein, in welchem Lande er auch lebt. Die
Völker, die ihr Wohl gegenseitig fördern, fördern damit sich selbst. Die Welt ist
heute durch Interessen- und Gefühlsgemeinschaft so eng verbunden, daß ein Land
allen und alle jedem notwendig sind. Wer eines schädigt, schädigt sie alle. Es ist
kaum denkbar, daß die Nationen, die an der Spitze des Fortschritts der Menschheit
stehen und deren Tätigkeit so weltfördernd und weltbefruchtend wirkt, ihre Kultur»
Aufgabe durch einen großen Krieg mutwillig zerstören werden. Es ist viel-
mehr zu hoffen und zu erwarten, daß sie nun nach Shakespeares Worten:

„Gepaart in schönen Reih'n
Den gleichen Weg ziehn, und nicht mehr entgegen
Bekannten stehn, Blutsfreunden, Bundsgenossen."

London, im Mai 1912.

Lord Weardale, Mitglied des Parlaments:

Die interparlamentarische Union.

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr!

Mit großer Befriedigung begrüße ich die Übernahme der Leitung von „Nord
und Süd" durch Sie. Ich bin überzeugt davon, daß die Zeitschrift unter Ihren
Auspizien viel dazu beitragen wird, gesunde vermittelnde Ausblicke über alle An-
gelegenheiten internationaler Politik zur Verbreitung zu bringen. Der gegen-
wärtige Augenblick scheint auf den ersten Anblick hin nicht sonderlich den von Ihnen
inaugurierten Friedens-Kampfzug zu begünstigen. Ich bin indes des nicht sicher,

daß wir uns nicht am Vorabend bedeutsamen Umschwungs der öffentlichen Meinung in Beziehung auf diese ernsten Dinge befinden. Denn mit Recht ist von manchen Publizisten, insbesondere von meinem verehrten Freunde, Herrn Norman Angel, in seinem bemerkenswerten Buche »^N6 t^reat Illu»ion" betont worden: Für ein vernünftigeres Anerkenntnis der Fruchtlosigkeit eines Krieges, soweit durch diesen die materielle Wohlfahrt einer Nation berührt wird, sollten wir, losgelost von jenen breiteren ethischen Grundsätzen, welche die Befürworter internationalen Friedens bislang vielleicht zu spezifisch als aßen» benutzt haben, vielleicht mit größerem Nachdruck ökonomische Rücksichten zum Stützpunkt unserer Argumente wählen. Nicht allein die Last der großen Rüstungen und der ihr entstammende Steuerdruck — wenn auch diese Gründe allein offensichtlich schon allgemach die Geduld der Massen aufrührt, wie die Wahlergebnisse eines jeden Landes nur zu deutlich offenbaren — haben dem Wunsche nach einem internationalen Schiedsgerichte und einer Beschränkung der Rüstungen Gewicht geliehen; sondern wohl mehr noch der Gedanke, daß ein Krieg, wie erfolgreich der eine der Kriegführenden erscheinen mag, in Wirklichkeit nur eine Verwüstung nützlicher Arbeitskraft und gesunder Einkommenquellen darstellt, die unvermeidlich ihre Wirkung nahezu im selben Maße auf seiten des Siegers, wie denen des Besiegten ausübt und zudem in ihren verderblichen Folgen auch keine der neutralen Nationen verschont. —

Es ist unmöglich, in diesem Augenblicke den unglückseligen Konflikt, der jetzt in Tripolis ausgetragen wird, außer Betracht zu lassen. Wenn auch jeder natür» lich den Wunsch hat, die Empfindsamkeit beider Nationen zu schonen, muß ich doch meinem großen Erstaunen über die Haltung meiner Freunde in der italienischen Abteilung der interparlamentarischen Union, sowie insbesondere darüber Ausdruck geben, daß sie über die in der letzten Septembersitzung von dem Interparlamentarischen Rat angenommene Resolution sich verletzt fühlen. Diese Resolution enthielt lediglich eine allgemeine Aufstellung der Prinzipien, zu denen sich die Union unwiderruflich bekennt, ja denen die italienische Regierung ihr« feierliche Zustimmung dadurch erteilt hat, daß sie sich als Mitglied der Union bekannt und ihre Unterschrift zur Haager Konvention gegeben hat. Ich möchte meine italienischen Freunde fragen, ob es nach ihrer Ansicht zum Ruhme Italiens gereichen kann, Leitsätze, zu denen sie sich nach meinem Wissen von ganzem Herzen bekannt haben, in der Anwendung auf die Praris umzustoßen und sich so vor den Augen der Zivilisation gleichsam an den Pranger zu stellen; und zwar nur deshalb, weil die Italiener in die Resolution des Interparlamentarischen Rats etwas, das indirekt beleidigen solle, hinein lesen, was jene sicherlich nicht enthält? — Ich hege dagegen alle Hoffnung, daß eine ruhigere Betrachtung der Tatsachen sie zu einer gerechteren Beurteilung derselben führen wird, sobald die Erfahrungen, die sie jetzt in Analogie mit allen Nationen, die in solcher Lage eine Beute des Kriegsfiebers werden, durchleben, ihre Erfüllung gefunden haben werden. Die heiße Betrachtung der Dinge im Anfangsstadium wird unabweisbar von einer kühlen

ausgelöst, sobald nämlich die mehr und mehr anwachsenden Kosten und Lasten
eines Krieges sich melden. —
Iedermann wünscht der italienischen Nation das Beste und hegt ernstes
Wollen, alle sie befriedigenden Lösungen zu fördern, sodaß dieser unglückselige Kon-
flikt ein möglichst frühes Ende finden könnte. Der Verlust an Leben und
Besitz, den jeder Waffengang einschließt, zeigt sich besonders klar in einem
Falle, in dem die Bedingungen der Kriegsführung so eigengeartete sind, wie im
Falle Tripolis', wo mit unbekannten Streitkräften, die geradezu in das Herz
Afrikas reichen, und wo zudem religiöser Fanatismus als ein höchst mächtiges
Triebmittel zur Verlängerung des Konflikts wirkt, gekämpft werden muß. —
Ich kann nur der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß die stetig angebotene
Vermittlung der Mächte mit jedem kommenden Tage mit desto größerem Nachdruck
Macht gewinne, allgemeinere Anerkennung finde und mählich gemäßigtere Ge-
sichtspunkte sowohl in Italien, wie in der Türkei, zum Durchbruche kommen. —
Vor allem sollte doch bedacht werden, in welch schnellem Anwachsen die
Kräfte sich befinden, die überall in der Welt Protest gegen eine Politik militäri-
scher Abenteuer erheben. Die Arbeiter eines jeden Landes schließen sich immer
mehr und mehr zum Widerstande in diesem Betracht zusammen. Ihre Stimme
mag vorderhand noch wenig Gewicht und Autorität für die Gestaltung der Politik
ihrer Regierungen in bczug auf internationale Fragen haben. Aber am Tage der
Abrechnung, wenn die nationale Rechnung wird aufgemacht und das Urteil der
Öffentlichkeit über das Netto-Resultat selbst eines siegreichen Feldzugs angerufen
werden müssen, wird jach und zerschmetternd das Verdikt jener hereinbrechen,
die arbeiten, deren tägliches Brot, die Sicherheit und Gemächlichkeit ihrer
Haushaltungen durch voreiliges Verfahren auf der Seite der Herrschenden in so ge-
wichtiger Weise in Mitleidenschaft gezogen werden. Ihrer wird nicht die Ehre
und nicht der Ruhm eines auch siegreichen Krieges als Ersatz für alles Leid. Sie
haben nur den Verlust ihrer Lieben zu beklagen, die hochgesinnt, aber unbeachtet
auf irgend einem ferngelegenen Schlachtfelde ihr Leben lassen, während zugleich
die Versorgung der Nachgebliebenen im Heimatlande durch kommende noch
schwerere Lebensbedingungen eine Einbuße erfahren und deren Beruf gar vielleicht
durch den unausbleiblichen Niedergang ihrer verschiedenen Industriezweige ernst»
lich bedroht werden wird, Di»eite lucmiti! —

Sir William Ramsay,
K. C. B., Fellow of the Royal Society, Professor an der Universität in London:

Englischer und deutscher Wissensbetrieb.

(Die Universitäten Groß-Britanniens und Irlands.)

Bis vor wenigen Iahren gab es nur drei Universiäten in England. Wohl haben in Schottland für Hunderte von Iahren die Universitäten St. Andrews, Glasgow, Aberdeen und Edinburgh bestanden; St. Andrews, Glasgow und Aberdeen, die älteren, wurden im 15. Iahrhundert (1411, 1450, 1491), Edinburgh im 16. Iahrhundert (1582) gegründet. Auch in Irland trat eine Universität, die von Dublin, das sogenannte Trinit» College, in der Zeit der Königin Elisabeth (1591) ins Leben; daneben die Queen's Universität Irlands (1845). Diese, einen Zusammenschluß der drei Queen's-Colleges von Belfast, Cor! und Galway darstellend, war eine Gründung, die dem Wunsche entsprang, einerseits die von der anglikanischen Kirche auferlegten Fesseln zu sprengen, sowie gleichzeitig auf der andern Seite die Vorteile einer Universitäts-Erziehung in weiterem Ausmaß unter dem irischen Volk auszubreiten. In England hingegen blieben die alten Gründungen, Orford und Cambridge, für lange Zeit die ein» zigen Universitäten. Erst in einer viel späteren Zeit (1831) wurde in Durham, in der Grafschaft gleichen Namens, eine kleine Universität angepflanzt; diese diente hauptsächlich als Seminar für die Geistlichkeit der Staatskirche; und wenn auch der Unterricht nicht gänzlich auf theologische Fächer an ihr beschränkt blieb, so bildete dieser Lehrzweig doch ihr wesentlichstes Lehrgebiet. —

In Deutschland hingegen datieren viele der Universitäten wohl nicht aus so fernen Zeiten, wie etwa die Gründung Orfords; sie tragen aber dennoch in den meisten Fällen Anzeichen achtunggebietenden Alters an sich. Ihrer gibt es, als eine besondere Folgeerscheinung des Bündnisstaatswesens, in welchem jeder Staat seinen Stolz darein setzte, den andern gerade in dieser Beziehung zu überflügeln, verhältnismäßig viele. Ursprünglich als Berufsseminarien für Kirchenmänner, Gesetzes- oder Heilkundebeflissene angelegt, waren alle diese Universitäten im Anfange „Oolle^ia" d. h. Sammelpunkt für junge Männer, die eine herbe Lebensweise unter strengster Disziplin führen mußten, welch letztere von ihren „Ii«ßeute»" (Herrschern) erzwungen wurde. Mit dem Aufleben der Wissenschaft wuchs die Zahl der gelehrten Unterrichtsfächer, sowie die der Beflissenen. Während aber in Schottland und Deutschland in der Folge die Regentes Professoren wurden und untergeordnete Beamte für Verwaltungszwecke angestellt wurden, behielten in England die Colleges ihre unabhängige Eristenz bei. Fraglos waren alle Colleges im Anfangsstadium Internate, die ihren Schülern Wohnung und Verpflegung gewährten. Während jedoch in Schottland und Deutschland dieser Brauch der Vergessenheit anheimfiel, hat dieses System in Orford, Cambridge, wie auch im

Trinity-College, Dublin, seine alte Form bewahrt. An beiden ersten Stätten sind, dank dem Edelsinn wohltätiger Patronatsherren, viele Colleges gegründet worden, deren jedes einen Direktor oder Vorsteher und seine Lehrer hat. In Dublin hingegen konnte nur ein College, das Trinity-College, in Eristenz treten und dieses war und ist identisch mit der Universität von Dublin. In St. Andrews und in Aberdeen gab es je zwei Colleges, von denen jedem das Recht der Titel-Verleihung eignete, und vor noch nicht langer Zeit erst sind sie mit gleicher Gerechtsame zu je einer Universität zusammengeschmolzen. Dahingegen haben die Colleges Schottlands schon seit langer Zeit die Institution des Internats aufgehoben, sodaß das Wort „College" mit dem „Universität" synonym geworden ist. In Deutschland hat die Bezeichnung „Collegium" eine andere Bedeutung gewonnen, nämlich die einer Vorlesungenfolge. Zweifelsohne hat sie ursprünglich eine Sammelstätte zur Aufnahme je in einem Spezialfach strebender Studenten bedeutet. Allmählich hat der Begriff seinen Inhalt geändert und stellt jetzt das Arbeitsgebiet dar, das Professoren und Studenten vereinigt. —

In England hat die Bezeichnung „College" auch auf Knabenschulen Anwendung gefunden. So ist das „Eton-College" (gegründet 1441) eine große öffent» liche Schule am Ufer der Themse neben Windsor; „Winchester College" (gegründet 1387) eine ähnliche Anstalt in der alten Stadt Winchester usw., bis zu einem späteren Gründungsdatum, 1862, wo das „Clifton College", eine der jüngsten öffentlichen Schulen, in Clifton, neben Bristol (West-England), bei seiner vor etwa 50 Iahren erfolgten Gründung den Titel „College" angenommen hat. Dieselbe Bezeichnung wurde einer eher einer deutschen oder schottischen Universität ähnelnden, neuen Institutsart gegeben, die im Iahre 1826 von einer Anzahl weitsehender Männer begründet wurde; unter letzteren finden wir den Dichter Thomas Campbell, Henry Brougham, später Lord Brougham (Lordkanzler Englands) genannt, die beiden Mills, Vater und Sohn, den Historiker Grote u. a. Zu jener Zeit konnten nur diejenigen, die sich zu den Lehren der Kirche von England bekannten, Zutritt zu Drford oder Cambridge gewinnen; ^0llOontormi»t« (nicht zur Staatskirche Gehörige), sowie Iuden waren von den Vorzügen höheren Bildungswesens in ihrem eigenen Vaterlande ausgeschlossen. Campbell und Brougham waren Schotten; ihr Ziel und Bestreben war darauf gerichtet, eine Universität in London nach schottischem Vorbilde zu errichten. Das war allerdings nicht der erste solche Versuch; schon drei Iahrhunderte vorher hatte Sir Thomas Gresham, ein hervorragender Londoner Bürger, das „Gresham College" begründet und es mit einem Grundstück beschenkt, das während dieser Iahrhunderte sehr stark an Wert zugenommen hat. Dieses stand aber unter der Verwaltung gewisser Gilden, resp. Handelsgesellschaften, alter Institutionen, die ursprünglich als Handelsgesellschaften gegründet worden waren, jetzt aber in der Regel mit dem Handel, den ihr Name voraussetzt, kaum noch in Berührung stehen. Die Fonds, die heute nach einem Kalkül nahezu 4 Millionen Pfund (über 80 Millionen Mark)

betragen würden, sind weithin zerstreut; der verbliebene Rest wird zur unaus-
reichenden Bezahlung kurzer Vorlesungskurse über vier oder fünf Themata ver-
wendet. Das „Gresham College" hat aus Mangel an Wissensbedürfnis und
Bürgersinn der Stadtväter seinen Zweck verfehlt. Anstatt daß es die Tausende von
Studenten anziehende Universität von London hätte werden sollen, ist es zu einem
Institut herabgesunken, in dem einige wenige volkstümliche Vorlesungskurse vor
einer spärlichen Zuhörerschaft abgehalten werden. So ist es jetzt. Das von
Campbell und Brougham 1826 begründete Institut forderte den Titel „Universität
vcn London" für sich. Da dieses seine Tore jedermann jedes religiösen Bekennt«
nisses öffnen sollte, war für es die Notwendigkeit gegeben, nicht allein sich gegen
jede Beweisführung religiösen Lebenswandels als Aufnahmebedingung des ein-
zelnen Studenten zu erklären, sondern auch jede religiöse Übung innerhalb seiner
Mauern abzuwehren, sowie alle theologischen Ketten auszuschalten. Das geschah.
Ganz begreiflich, daß dieser Akt das Gefühl der großen Kirchenmänner»Körper-
schaft erregte und ihren Widerspruch hervorrief. Demzufolge wurde 1828 ein
Gegeninstitut in London ins Leben gerufen, das unter dem Namen „Kings
College" die Traditionen religiösen Bekenntnisses für Lehrer und Schüler bewahren
sollte und zu diesem Zwecke eine theologische Fakultät errichtete. Hätte es sich mit
der theologischen Fakultät allein begnügt und sich losgetrennt von den Lehrstühlen
für Philosophie und Geschichte, deren Lehrweise je nach der Parteilichkeit oder Un-
parteilichkeit- des lehrenden „gottlosen" Nachbars diesem College manchen
Verdachtsgrund hätte liefern müssen, wären viele Schwierigkeiten zu ver-
meiden gewesen. Aber das Schicksal beschloß es anders. Der Titel „Universität
von London", der von dem „University College, London" beansprucht wurde, wurde
von den Verwaltern des King's College angefochten; die Klage bildete die Unter-
lage für eine Beratung im „Hou«s c»t coininoii«" (Unterhaus); mit einer
Stimme Mehrheit siegte die Kirchenpartei; als ein Kompromiß wurde der Name
„Universität von London" von beiden — der Universität und dem King's College
— angenommen; sie wurden beide zu Colleges an der Universität von London. Im
Laufe der Zeit forderten nun aber auch niedriger stehende Colleges, ja «ecouäarv
ßebool» (Untergymnasien), die als Privatinstitute gegründet worden waren, das
Recht, in den Verband der Universität aufgenommen zu werden, und — erlangten
es. Der Hochstand der Wissenschaft ging zurück, die Titel (nach betr. Eramen)
wurden wertlos. Schließlich wurde vom Parlament ein Gesetz angenommen, das
alle Colleges von der Universität trennte; letztere wurde ein bloßes Prüfungs-
amt, vor das nun jeder unter der alleinigen Bedingung treten kann, daß er das soge-
nannte „Matrikulations-Eramen", eine Art Voreramen bestanden hat. Hierbei
wird also auf die wirkliche, regelrechte Durchbildung nicht Bezug genommen; der
„Privatstudent", der in einem Sonderfach Wissen erlangt hat bei dem Licht einer
Talgkerze, kann einen „^e^ree" (Grad, Titel) erwerben, wenn er nur befähigt
ist, jene vorgeschriebenen Voreramina zu bestehen. — Viele Iahre gingen dahin,

bevor das University-College in London einen Genossen fand. 1850 wurde in Manchester von einem hervorragenden Bürger das nach ihm benannte Owens College begründet. Dieses kam, dank der steten Ermutigung durch die Bürger dieser Stadt, sowie durch die Bedeutung seines Lehrerkollegiums, zu schneller Berühmtheit. Es hatte indes keine Berechtigung „äe^ree»" zu erteilen, sodaß seine Studenten gezwungen waren, die Eramina vor der sogenannten Universität von London als „Nxiernal»" (Erlerne) abzulegen; der Nachweis eines Studienganges wurde nicht erfordert. — Dieses von London gewiesene Vorbild wurde von Manchester übernommen und dann nachgeahmt in Liverpool, Leeds, Birmingham, Sheffield, Bristol und Nottingham. In Newcastle wurde ein „University-College" begründet und der Universität von Durham angegliedert. 1880 wurde dem Anfordern der drei Colleges von Manchester, Liverpool, Leeds um Universitäts-Privilegien stattgegeben durch die Errichtung der Victoria-Universität, als eine Vereinigung der drei Colleges. Dieses Schema erwies sich in der Folge als undurchführbar. Infolgedessen wurde jedes dieser Colleges 1903 zu einer autonomen Universität erhoben. Birmingham folgte (1900), Sheffield (1905) und Bristol zuletzt (1909). Sie erhielten gleichfalls Universitäts-Privilegien. —

In Schottland gründete die am Tanflusse gelegene stark bevölkerte Stadt Dundee ein Universitäts-College, das jetzt der alten Universität St. Andrews angegliedert ist; nur den Fluß haben sie zwischen sich. — In Irland veranlaßte die Forderung der Römisch-Katholiken nach getrennter Erziehung die Regierung, die Queen's-Universität, die aus den drei Colleges Belfast (im Norden), Cork (im Süden) und Galwan (im Westen) bestand, aufzulösen; die Colleges erhielten Selbstregierung, und eine Prüfungskörperschaft etwa nach dem Muster der Universität von London wurde in Dublin errichtet. 1909 indes wurde diese Regelung geändert; das Queen's-College von Belfast wurde zu einer unabhängigen Universität umgestaltet, während die Colleges von Cork und Galwan gemeinsam mit dem römisch-katholischen Universitäts-College von Dublin zu einer National-Universität Irlands vereint wurden. Religiöses Gefühl hat in Irland stets hohe Wogen geschlagen und es war immer das Bestreben der dortigen klerikalen Partei, die Moral der Studenten durch eine enge Verbindung zwischen der Universität und der römisch-katholischen Kirche behütet zu sehen. In der Tat! Das Werk der radikalen Partei, das sie im Unterhause in der Errichtung der nationalen Universität vollbracht hat, bedeutet einen Schritt nach rückwärts; während in England und Schottland dafür gekämpft wurde, die Aufsicht der Sekte abzuschütteln und das Erziehungswesen ihrem Einflusse zu entziehen, hat in Irland das Gegenteil Platz gegriffen; die Uhr ist mindestens um ein Iahrhundert zurückgestellt worden. —

Nach dieser kurzen Übersicht über den Entwickelungsgang des Hochschulwesens in Großbritannien müssen einige Worte über die Organisation der Universitäten gesagt werden.

Das titulare Oberhaupt der Universität ist in jedem Falle der Kanzler, ge»

wohnlich ein Peer, nur im Einzelfalle der National-Universität Irlands ein
römisch-katholischer Erzbischof. In Orford und Cambridge wird der Vize-Kanzler
aus der Mitte der Colleges-Direktoren für eine Reihe von Iahren erwählt. In
Schottland, wie in den neuen Universitäten Englands ist dieser der Prinzipal,
dessen Amt ungefähr dem eines Generaldirektors einer Fabrik analog ist. Mit-
unter, wenn auch nicht gewöhnlich, ist er ein Professor; sein Gehalt übersteigt das
seiner Kollegen; er könnte als der „primu» inter pare»" bezeichnet werden.
Seine Pflichten sind ausgedehntere und vielfältigere, als die des Dekans einer
deutschen Universität; eine derselben — den meisten eine höchst geschmacklose —
bestand bis vor kurzem, solange nämlich die Universitäts-Colleges nicht vom
Staate unterstützt worden waren, darin, reiche Mitbürger zu Unterstützungen des
Colleges zu bewegen. — Orford und Cambridge haben, da sie in zahlreiche Einzel-
Colleges geteilt sind, keinen Prinzipal; die Pflichten des Vize-Kanzlers sind, wie
schon bemerkt, an die einzelnen Colleges-Direktoren verteilt. Der letzteren gibt es
in Orford 24, in Cambridge 17 und 2 „Hostels". Die Institution dieser datiert aus
dem Iahre 1257 (s. Peterhouse, Cambridge) und 1262 (s. Balliol College, Orford)
und erhielt sich durch die Iahrhunderte bis zu den letzten Iahren des vergangenen
Iahrhunderts, wo die neueren Colleges gegründet wurden.
Die Titel dieser ‚Mea6»" wechseln, manche Colleges werden von „^Var
äeu»" (Vertrauensmänner), andere von „All»ter»", wieder andere von
„rrineiz)»!»", „?re»i6ent»", „Neotor»" und schließlich „Deann" geleitet; die
Aufgabe aller ist die gleiche; jedes College hat sein Selbstbestimmungsrecht; jedem
sind „l'utor»" (Lehrer) beigegeben, deren Aufgabe es ist, die ..vilserßrllänate»"
zu unterrichten und sie zur „Orll^ulltiou" vorzubereiten; daneben finden wir dann
noch die „I'eUov»" (Genossen), die sich je nach ihrem Willen an der Unterrichts-
tätigkeit beteiligen können. —
Die Universitäten Orford und Cambridge, für sich allein betrachtet, haben
einen Stab von Professoren; «rstere deren 55, letztere 64. Sie, die Universitäten,
werden teils von Legaten, teils von den Einkünften der Collegefonds erhalten. So
haben die Colleges von Orford eine Roh-Einnahme von 520 000 Pfund aus alten
Stiftungen und Legaten. Von diesem Einkommen tragen sie jährlich 32 000 Pfund
zur Aufrechterhaltung der Universität bei. Die Universität Orford hat einen
Verwaltungsrat, „Neblloman!iiI Council" genannt. Er besteht aus dem Kanzler,
dem Vizekanzler, den Proctors, zu welchen zwei aus den Mitgliedern der Colleges
gewählt werden, — diese haben die zuweilen schwierige Aufgabe, Ordnung und Ruhe
zwischen den „IIn6erßraäu«,te»" zu sichern — aus 6 Hausvorständen, 6 Pro-
fessoren, und 6 Mitgliedern der „Oonvoeatiou" — einer Körperschaft, die jene
Graduierten umfaßt, die nach Erlangung des Titel-Grades eines „Vacealaureu»
^rtium" es für angebracht halten, gegen Erlegung einer Tare ‚Mllßi»tri
^rtium" zu werden. Die Cambridge-Universität wird verwaltet von dem „6ouii-
eil ot tne 8enaw", der sich aus dem Kanzler, dem Vize-Kanzler, gewissen Pro-

fessoren und gewissen „I'ellov» ot «oließ«»", im ganzen 17 Mitgliedern zusammensetzt.
Die Universitäten Schottlands haben eine andere, mehr der an einer deutschen Universität geübten Form entsprechende Verwaltung. Bei jeder steht ein Senat, aus Professoren bestehend, an der Spitze; sie allein sind mit akademischen Angelegenheiten beschäftigt; der oberste Verwaltungskörper an jeder Universität ist ein kleiner „court" (Hof), dessen Mitglieder sind: der Kanzler, Vize-Kanzler, der Rektor — gewöhnlich eine politische Berühmtheit, jedes vierte Iahr von den nach Parteirichtungen abgegebenen Stimmen der Studenten erwählt — der Parlamentsvertreter und andere Personen, die von den Mitgliedern des Senats und von der ganzen Körperschaft der Graduierten gewählt werden. —
Das Trinity-College, Dublin, ist vollständig in der Hand der „Senior I'ellov»", einer Körperschaft von sieben Personen, die ursprünglich als junge Leute nach einem Eramen gewählt und im Dienste alt geworden sind; ihr Durchschnittsalter beträgt 75 Iahre und es wird — zweifelsohne mit Recht — darüber geklagt, daß ihre Gesichtspunkte nicht dem Fortschritte zugewendet sind. —
Die Verwaltung der Provinz-Universitäten ist einem „(üouneil" (Rat) anvertraut, dessen Mitglieder der Kanzler und Vize-Kanzler „ex ottieio" sind; die andern Mitglieder bestehen teilweise aus einigen Senatsmitgliedern und solchen der Professoren-Körperschaft, zum andern Teile ans hervorragenden Bürgern der Stadt, zu der die betreffende Universität gehört. In akademischen Fragen ist der Senat zuständig, die letzte Entscheidung aber ruht bei dem „(üounoil". —
Die Universität von London nimmt eine Ausnahmestellung ein. Nachdem verschiedentlich« Anstrengungen gemacht worden waren, in dieser Stadt von 7 Millionen Einwohnern eine „teaoninß Hniver»it?" (lehrende Universität) zu gründen, hat die Regierung im Iahre 1899 die sogenannte Universität reorganisiert. Die Graduierten des alten Prüfungskomitees bildeten eine Körperschaft, genannt „(.'onvocatiou", und zerstreuten gleichsam ihren Besitz an bedeutendem politischen Einfluß durch das ganze Land. Die genannten Colleges, die der Universität und King's, wurden vollständig getrennte Institutionen, geleitet von einem Council und einem Senat, ähnlich wie die oben besprochenen Provinz-Universitäten. Hierzu kam ein Institut mit dem Namen Noval College ot Seien«« und lio?ai Souool ot Hliue» (Landwirtschaftliche Kgl. Hochschule), eine Körperschaft, die sowohl höhere wissenschaftliche Erziehung, wie auch Unterricht an wissen» schaftliche Lehrer fürs Schulwesen verbreiten sollte; außerdem wurden vier Colleges für Frauen (Bedford, Queen's, Hollowav und Westfield) eröffnet; späterhin ein Ackerbau-College in Wye, sechs theologische Colleges und elf medizinische Schulen, letztere als Abteilungen der großen Krankenhäuser (mit Ausnahme des Ito^al College ock Soienee, das von einem von der Regierung bestallten Beamten verwaltet wird), und alle diese verschiedenen Institute erhielten Selbstverwaltungsgerechtsame. Der Gesetzentwurf des Parlaments, der die Universität

von London reformierte, hat ihr folgende Konstitution verliehen: Ein Senat wird eingesetzt, bestehend aus: 1. 19 Mitgliedern, zu wählen durch die Stimmen der Convocation, 2. aus 19 Mitgliedern (Lehrern an einem oder dem andern College), zu wählen von den Fakultäten für Kunst, Wissenschaft, Maschinenbau, Medizin, Theologie, Malerei und Musik, 3. einer gewissen von der Krone zu ernennenden Mitgliederzahl, 4. gewissen Vertretern der Londoner Kreisverwaltung, 5. gewissen Mitgliedern, zu ernennen von den großen Korporationen, 6. Mitgliedern, zu wählen von den Councils der beiden größeren Colleges; im ganzen 64 Personen, von denen nur wenige etwas vom Erziehungswesen verstehen und die zudem sehr verschiedenartige Ideale vertreten — eine Partei glaubt, daß aller Anfang und alles Ende einer Universität im Abhalten von Eramina zu suchen ist, die andere, daß der Wert einer Universität hauptsächlich und zuvörderst in der durch Forschung und Belehrung der Studenten zu erstrebenden Förderung der Wissenschaft zu finden ist! Infolge der Divergenz der Gesichtspunkte und der Unmöglichkeit, mit einem so großen und obendrein so heterogenen Council nützliche Arbeit zu verrrichten, hat dann eine von der Regierung ernannte Kgl. Kommission unter Vorsitz des Lord Haldane einige Iahre lang getagt. Diese Männer haben Klarheit geschaffen, und es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß in nicht zu ferner Zeit radikale Änderungen Platz greifen werden. Die Sachlage ist durch die Tatsache kompliziert, daß bei der im Iahre 1899 erfolgten Rekonstruktion eine Anzahl von „Polytechnics" oder Handelsschulen und Instituten für Abenderholung (das Wort hat keinerlei Verwandtschaft mit dem deutschen „Polytechnikum" an sich) der Universität angegliedert worden ist, und es ist schwer zu sehen, wie die Verbindung der Universität mit diesen Instituten aufrecht erhalten werden kann. Sie ist des weiteren auch durch den Widerwillen des „üoM College ot 8cieuel>" (jetzt „Imperial Oollez« ot ßeieuee") kompliziert, sich der Hoheit einer solch plumpen und unwirksamen Körperschaft, wie der des Senats der jetzigen Universität, unterzuordnen. Dieses Institut liegt mehr auf der Linie eines deutschen Polytechnikums und bewegt sich in der Richtung der Belehrung in der angewandten Wissenschaft; es hat sich jüngsthin mit dem „Oeutral ^eeunie«,! 6olleße", einer ähnlichen, von einigen der alten Stadtgilden erhaltenen Körperschaft, vereinigt. —

Aus dieser Skizze wird es klar geworden sein, daß Groß-Britannien und Irland in Beziehung auf ihre Universitäten manche verschiedengestaltete Verwaltungssysteme darstellen, von denen einige ganz gut, andere ziemlich schlecht sind. Viel Zeit ist durch Verwaltungsarbeit, die durch Komitees, denen die Lehrer ihre Kräfte widmen müssen, zu verrichten war, vergeudet worden. Und gerade hierauf beruht der große Gegensatz, in dem wir zum einfachen und doch wirksamen Verwaltungskreise der deutschen Universitäten stehen, in dem die Verwaltungsarbeit in andere, wirksamere Hände gelegt ist. —

Es ist schon erwähnt worden, daß nur ein kleiner Teil der Kosten der Universitäten vom Staate aufgebracht wird. Im Iahre 1884 habe ich während einer

Reise über den Atlantischen Ozean die Frage dieser bez. Staatsbeteiligung mit einigen Freunden, die gleich mir auf dem Wege zur Naturforscherversammlung waren, die in Montreal (Canada) abgehalten werden sollte, durchgesprochen. Wir beschlossen, bei unserer Rückkehr Schritte zur finanziellen Unterstützung bei der Regierung zu unternehmen. Eine Versammlung der Prinzipals der University-Colleges wurde einberufen und Professor Hicks von Sheffield und ich selbst wurden zu Sekretären ernannt; damals war er nämlich Prinzipal des Firth College, Sheffield (jetzt die Universität Sheffield), und ich der des University-College, Bristol (jetzt die Universität Bristol). Unsre Kollegen und wir selbst brachten allen möglichen Einfluß zur Wirkung auf die Regierung; wir hatten einen guten Fürsprecher in Lord Milner, der zur Zeit der Sekretär des Herrn Goschen, (Haueelloi- ot tde Vxcdeyuer (Finanzminister) war; ich habe noch einen Brief von ihm im Besitz, in dem er mir mitteilt, „die Katze ist auf dem Sprung aus dem Kasten, aber es wird nur eine — sehr kleine Katze sein". Der Geldeswert dieser „Katze" war 15 000 Pfund pro Iahr, zwischen 12 Colleges zu verteilen. Indes, das Prinzip der Regierungsbeteiligung war hiermit anerkannt worden und in so weit war ein Sieg errungen. Die jetzige Beisteuer ist immer noch weit von der wirklich entsprechenden entfernt, aber immerhin übersteigt sie mehr als zehnmal die obengenannte Summe und hat viel zum Fortschritt der Universitäts-Erziehung in England und Wales beigetragen. Die andern Einnahmequellen stammen aus dem Wohltätigkeitssinne der Bürger der Universitätsstädte, sowie aus den Gebühren der Studenten. Diese Gebühren sind darum notwendigerweise viel höhere, als sie an kontinentalen Universitäten erhoben werden, denn Unterricht kann nicht zur Selbsterhaltung gebracht werden.

Zur Unterstützung der Studenten, die nicht in der Lage sind, die Studiengebühren zu entrichten, oder nicht die Mittel besitzen, während der Studienjahre an der Universität ihren Unterhalt zu decken, hat seit Iahrhunderten ein System der „8edo1ar»l!ii>»", „I'kllo^v»bip»", und „liur»arie»" in Orford, Cambridge, Dublin und an den schottischen Universitäten eristiert. Diese pflegten den Studenten nach seinen Bedürfnissen zu unterstützen. Aber Mißbrauch schlich sich ein, sodaß seit etlichen Iahren nur nach erfolgreicher Prüfung Preis-Verteilung stattfindet. Es ist nichts Ungewöhnliches seither, daß der Sohn eines reichen Mannes, der in der Lage ist, für die Vorteile, die sich ein armer Mann nicht sichern kann, Zahlung zu leisten, einen solchen Preis gewinnt, und selten wird ein solcher dieses Geld (den Preis) zurückweisen, da mit ihm die Ehre, der erfolgreiche Kandidat gewesen zu sein, verbunden ist. Dieses System hat außerdem den Nachteil, daß es dem jungen Studenten den Erfolg beim Eramen als das wirkliche, zu erstrebende Gut vor Augen rückt, statt des Erwerbs von Wissen und Erfahrung; schließlich hat dieses System einen großen Anteil an dem ungesunden Geist, der den Glauben schaffen kann, daß solcher Erfolg das letzte Ziel des Universitätsbesuches sei. Zudem hat es auch das Gefühl erzeugt, daß die Lehrer der Studenten

nicht die geeigneten Personen zu deren Prüfung sind, denn viele dieser „ßctwlar»bip«" werden nicht beim Bezug der Universität, sondern während des Studiengangs verliehen, sodaß die Vorstellung bei manchen entsteht, daß das Verdikt des Lehrers über die Leistung eines seiner eigenen Schüler mit Begünstigung gefärbt sein dürfte. Aus diesem Grunde müssen für solche Prüfungen die Dienste von außerhalb der in Frage kommenden Universität stehenden Eraminatoren in Anspruch genommen werden, trotzdem jede Universität ihr eigenes Lehrsystem hat. Dies sind aber in der Regel Professoren an andern Universitäten, die nichts dagegen haben, ihre schmalen Gehälter durch die ihnen zu zahlenden Prüfungsgebühren erhöhen zu lassen. So hat sich ein System eingebürgert, das sehr schwer zu entwurzeln sein wird.

Die jährlich in solchen Hedolar»tiiz,» und Vur»arie» ausgegebene Summe würde, kapitalisiert, einen Betrag von nicht weniger als siebeneinhalb Millionen Pfund ausmachen, und es muß bekannt werden, daß ein guter Teil davon vergeudet, wird, da er an einen falschen Empfänger gelangt. Das ist eine nach dringlicher Reform rufende Angelegenheit; indes in manchen Dingen sind meine Landsleutc sehr konservativ.

Die Haltung des Engländers gegenüber den Universitäten ist von der entsprechenden des Deutschen sehr verschieden. Man kann sagen, daß der Engländer der Katze gleicht, die eine Vorliebe für Orte hat; der Deutsche dagegen dem Hunde, derMenschen vorzieht. Bei der Wahl einer Universität für seinen Sohn wird der englische Vater von alten Verbindungen oder der Annehmlichkeit der Nähe geleitet; es ist selten, daß ein junger Mann von einer Universität zur andern wandert, denn, wenn er's täte, würde ihm seine ganze vorangegangene Arbeit nicht angerechnet werden; er müßte seinen ganzen Studiengang von vorn beginnen, um zum Eramen zur Erlangung eines „6«ßree" zugelassen zu werden. In Deutschland hingegen ist Wechsel der Universität eine häufige Erscheinung, ja geradezu allgemein; die Anziehungskraft der einen Universität vor der andern wird zum großen Teile durch den Ruf der Professoren ausgeübt. Daher ist es nicht leicht, in Groß-Britannien eine „ßrdool ot Ibroußbt" (Schule des Denkens) zu errichten; man sammelt und hält seine eignen Schüler, aber man zieht nicht viele Schüler von außerhalb an sich. —

Als ein alter Universitätsstudent Schottlands und Deutschlands muß ich gestehen, daß die in diesen Ländern geltenden und geübten Systeme denen Englands nach meiner Ansicht vorzuziehen sind. Seit meinen Studentenjahren ist Schottland mehr „examwatioual" (dem Prüfungswesen ergeben) und weniger praktisch geworden. Und in Deutschland hat die technische Erziehung gewaltige Schritte vorwärts getan. Aber es sollte auf beiden Seiten des Kanals nie vergessen werden, daß der größte Dienst, den die Universität der Nation erweisen kann, darin liegt, jene Originalität und Erfindungskraft, deren Rudimente in

einem bedeutenden Prozentsatze in unsern beiden Völkern ruhen, zu ermutigen, und durch entsprechende Erziehung und Übung die Nation mit einem mit ausreichender Gelehrtheit versehenen Gehirn zu begaben, daß sie, was das allerwichtigste ist, fähig werde, neue Wissenschaft zu erzeugen. —

Sir Alfred Mond,

Baronet, Mitglied des englischen Parlaments:

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England.

Es freut mich sehr, mich, der höflichen Einladung des Herrn Herausgebers folgend, als englischer Industrieller über die wechselseitigen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England aussprechen zu können. Bei der großen Wichtigkeit dieser Frage für die Zukunft der beiden Länder lohnt es sich für diejenigen, die einen Einfluß auf die öffentliche Meinung dieser Länder besitzen, ihr ein eingehendes Studium zu widmen.

Die Statistik beweist, ohne jeden Zweifel, sowohl die Größe als den Umfang der deutsch-englischen Handelsbeziehungen, wie auch die Intimität dieses Handelsverkehrs. Die zwei Länder sind gegenseitig ihre größten Kunden. Deutschland hat in England, in Britisch-Indien und in den britischen Kolonien, die noch keine Selbstregierung besitzen, den bedeutendsten freien Markt der Welt, wo es seine Waren unter gleichen Bedingungen nicht bloß wie die ausländische, sondern auch wie die einheimische Konkurrenz verkaufen kann. England hat im Deutschen Reich, trotz des Schutzzolls, ein Absatzgebiet, das größer ist, als es irgend ein anderes Land ihm bietet. Unter diesen Umständen ist es schwer begreiflich, warum so oft behauptet wird, daß England auf Deutschlands industrielle Entwicklung eifersüchtig sei, denn man freut sich doch schließlich, wenn ein guter Kunde in die Lage versetzt wird, einem mehr abzukaufen. Während einerseits der bedeutende Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern mit Fleiß verschwiegen wird, besonders von solchen, welche die zwei Länder gegeneinander aufzuhetzen versuchen, wird andererseits die Konkurrenz der englischen und deutschen Fabrikanten auf dem Weltmarkt immer aufs äußerste betont. Dieser Wettstreit eristiert natürlich und ist an sich ganz gesund. Er eristiert aber in gleichem Maße zwischen allen Ländern, die Großindustrie treiben, wie den Vereinigten Staaten von Amerika, Belgien, Frankreich,

Holland, Italien, Österreich-Ungarn u. a. Es ist aber höchst unvernünftig daraus zu folgern, daß diese allgemeine Konkurrenz ein Grund dafür sei, daß die beiden Länder sich zerfleischen sollten zum Nutzen ihrer Rivalen, anstatt ihren gegenseitigen Handel ruhig und freundlich auszubilden.
Es wird interessieren, die jetzige Größe dieses Handels fest ins Auge zu fassen. Nach dem „Statistischen Iahrbuch für das Deutsche Reich" (Verlag Puttkammer K Mühlbrecht, Berlin) hat Groß-Britannien im Iahre 1910 deutsche Waren im Werte von 1102 000 000 Mark importiert, d. h. 14,7 Prozent der ganzen deutschen Ausfuhr. Im selben Iahr hat Österreich-Ungarn, Deutschlands bester Freund, nur 11 Prozent, die Vereinigten Staaten 8,5 Prozent, Rußland und Frankreich jeder nur 7,3 Prozent eingeführt.
Aus der englischen offiziellen Statistik sehen wir, daß Deutschland im Iahre 1911 einen größeren Anteil an unserer Ausfuhr hat als alle anderen ausländischen Staaten, nämlich 1148 636 460 Mark, während unsere Ausfuhr zu den nächst größten Abnehmern folgende war: Die Vereinigten Staaten von Amerika 1119 875 660 Mark, Frankreich 709 599 000 Mark, Rußland 446 956 860 Mark, Belgien 372 565 960 Mark, Holland 357 188 160 Mark und Italien 273 168 320 Mark. Deutschland ist sogar ein besserer Kunde für England als Indien, das größte britische Besitztum, dessen Einfuhr im letzten Iahr aus Großbritannien 1178 155 760 Mark betrug, um von Australien ganz zu schweigen, das von uns nur für 689 351 300 Mark gekauft hat, und Canada, das nur englische Waren im Werte von 454 368 720 Mark eingeführt hat.
Noch eine Tatsache von lebhaftem Interesse für kaufmännische Kreise in Deutschland ist der Umstand, daß die englische Ausfuhr nach Deutschland bedeutend kleiner als unsere Einfuhr aus Deutschland ist. Nach dem „Statistischen Iahrbuch" hat Deutschland im Iahre 1910 englische Waren im Werte von 766 600 000 Mark oder 8,6 Prozent der ganzen Einfuhr eingeführt. In einer Vorlesung in der Manchester Statistical Society am 11. November 1908 hat Herr Bernard Ellinger gezeigt, daß in den 17 Iahren 1890—1907 die ganze britische Einfuhr um 53 Prozent gewachsen ist, die Einfuhr von Deutschland allein aber einen Zuwachs von 50 Prozent zeigt, während die von den Vereinigten Staaten nur 40 Prozent, von Frankreich 20 Prozent, und von Britisch-Indien 33 Prozent zunahm.
Wenn man die deutsche Ausfuhr nach England genauer studiert, wird es jedermann klar werden, wie viele Klassen in Deutschland ein Interesse daran haben, sie zu erhalten und zu fördern. In einer Liste von 78 Handelsartikeln, die nach England importiert werden, und wobei Deutschland in jeder Kategorie mit mehr als 2 000 000 Mark vertreten ist, war Deutschland im Iahre 1907, nach Herrn Ellinger, in 58 Fällen entweder der erste oder der zweitgrößte Importeur nach England. In 18 von diesen Kategorien hat Deutschland über 50 Prozent

und in 54 Fällen über 20 Prozent der ganzen englischen Einfuhr geliefert. Im Iahre 1907 hat Deutschland uns beinahe die Hälfte unserer ganzen Einfuhr von Farbstoffen geschickt, 23 Prozent der importierten Maschinen, 39 Prozent von importiertem Eisen und Stahl und 45 Prozent von anderen Metallartikeln. Nach Frankreich und der Schweiz ist Deutschland unser größter Lieferant von Seidenfabrikaten. Es ist unsere Hauptquelle für Zucker, da es uns 46 Prozent unseres unraffinierten und 45 Prozent unseres raffinierten Zuckers liefert. Es schickt uns 80 Prozent unserer ganzen Einfuhr von Spielwaren aller Art, 26 Prozent unserer importierten Wollwaren, 20 Prozent der importierten Automobile, 57 Prozent von importiertem Porzellan und Töpferwaren, 53 Prozent von elektrischen Bestandteilen, 48 Prozent von Flintglas, 60 Prozent von Kurzwaren usw.
England seinerseits importierte nach Deutschland im Iahre 1910 Steinkohlen im Werte von 135 100 000 Mark, Wollengarn 95 300 000 Mark, Baumwollengarn 93 600 000 Mark, wollene Kleiderstoffe usw. 19 500 000 Mark, Heringe und andere Seefische 31 200 000 Mark, Weißblech 13 600 000 Mark, Schaf», Lamm- und Ziegenfelle 13 500 000 Mark, sowie eine große Menge Tertilwaren, Kautschuk, Kupfer, Blech, Uhren und Uhrwerke, Porzellan usw. Aus Britisch-Indien hatte Deutschland im selben Iahre eine Einfuhr von nicht weniger als 404 000 000 Mark, wovon rohe Baumwolle 84 500 000 Mark betrug, Iute usw. 42 100 000 Mark, Reis 38 300 000 Mark, Raps usw. 32 800 000 Mark, Rindshäute 25 300 000 Mark usw.
Mit einem Wort, die direkten Handelsbeziehungen zwischen den beiden Kaiserreichen sind zugleich so eng und so weitverzweigt, daß irgend eine Unterbrechung derselben unbedingt einen kolossalen industriellen und finanziellen Krach in beiden Ländern herbeiführen würde. Glücklicherweise wird es den denkenden Leuten von Tag zu Tag klarer, daß es für das Wohlergehen der zwei verwandten und befreundeten Nationen von der größten Wichtigkeit ist, die eristierenden Handelsbeziehungen nicht bloß zu erhalten, sondern auch zu entwickeln. Ich vertrete im englischen Parlament die Industrie- und Hafenstadt Swansea in Süd-Wales. Unser Haupterport ist Anthrazitkohle, Briketts, Zinnplatten und Metall» waren. Norddeutschland ist ein besonders guter Markt für unsere Anthrazitkohlen, und viele Geschäftshäuser in meinem Wahlkreis haben die freundlichsten Beziehungen zu deutschen Firmen. Wir importieren bedeutende Quantitäten von Stahl, der besonders geeignet ist zum Walzen sowohl von Zinnplatten wie verzinktem Eisenblech, sodaß ein reger geschäftlicher Verkehr vorhanden ist, und viele freundschaftliche Geschäfts- und persönliche Beziehungen bestehen.
Tatsächlich kennt die große Handelswelt in allen Ländern keine nationale Grenzen und duldet nicht, daß man ihre Arbeit durch solche beengende Fesseln stört. Die Kohäsion der verschiedenen Teile der Geschäftswelt ist mehr eine der Industrie als der Nationalitäten. Die Beziehungen zwischen den Leitern der

Industrie aller Länder werden von Tag zu Tag freundlicher und zeigen immer mehr eine wachsende persönliche Hochschätzung und Neigung zur arbeitersparenden Mitwirkung, anstatt unintelligente und selbstmörderische Kampflust. Die Erfindungen der großen Geister aller Nationen sind ein Gewinn für alle ohne Unterschied und ein Gemeingut der ganzen Menschheit. Die veraltete Politik, die sich als „Schutz der nationalen Arbeit" bezeichnet, und die unglücklicherweise noch in Deutschland vorherrscht, — einem Lande, das seit langen Iahren solchen Schutz nicht mehr braucht, — ist das einzige wirkliche Hindernis für die Einführung des vollsten Vertrauens und freundlichster Beziehungen zwischen den Fabrikanten und Kaufleuten aller Länder. Auch jetzt haben große und erfahrene Geschäftsleute keine Sympathie für die Hetzereien gewisser politischer Kreise, die versuchen, Eifersucht in einem Land wegen des kommerziellen und industriellen Fortschritts anderer Länder aufzustacheln, wie es, leider, in den letzten Iahren in England und Deutschland geschehen ist.

Für den Geschäftsmann wirkt der Krieg und die durch das viele Schreiben und Reden vom Krieg hervorgerufene Unsicherheit höchst hemmend und lähmend auf sein Gedeihen und wird darum allgemein gemißbilligt. Der intelligente Geschäftsmann in Deutschland, sowie bei uns, sieht ein, daß die immer größere Verwendung des wachsenden Reichtums der Nationen für unproduktive Kriegsausrüstungen und die Unterhaltungskosten von Hunderttausenden der kräftigsten jungen Männer bei unproduktiver Arbeit infolge der dadurch unvermeidlich gewordenen Verminderung der Kaufkraft der großen Massen, ein sehr lästiges Hemmnis sein muß für die Entwickelung und den Fortschritt der Industrie. Die immer schwerer werdende Steuerlast, die auf alle Klassen drückt, verschärft die Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, erschwert noch mehr die Beziehungen zwischen den beiden Klassen, stachelt die allgemeine Unzufriedenheit auf und bildet dadurch ein weiteres Hemmnis für das Anwachsen und die Entwickelung von Industrie und Handel.

Die Geschäftskreise in England, welcher politischen Partei sie auch immer angehören, würden sich herzlich freuen, wenn mit Deutschland ebenso freundliche Beziehungen angeknüpft werden könnten, als sie mit den anderen Großmächten enstieren. Offen und frei geben sie zu, daß die deutsche Industrie ihren jetzigen bedeutenden Platz am Weltmarkt mit Ehren gewonnen und behauptet hat. Sie erkennen auch die Zähigkeit und Intelligenz an, durch welche der deutsche Handel sich auszeichnet. Übrigens sehen sie ein, daß die Wohlfahrt Deutschlands in keiner Weise nachteilig für England, im Gegenteil in ihrem eigenen Interesse willkommen ist, da sie die Kaufkraft ihrer besten Kunden vergrößert. Sie sind überzeugt, daß es für die Geschäftsleute beider Länder die höchste Zeit ist, ihre natürliche Abneigung gegen eine Einmischung in die Weltpolitik geltend zu machen und ihren bedeutenden Einfluß aufzubieten, um Politikern und Diplomaten klarzulegen, daß ein Weg gefunden werden soll und muß, den beiderseitigen Wunsch nach freund-

schaftlichen Beziehungen in die Wirklichkeit umzusetzen. Dann könnten die zwei Nationen, die während ihrer ganzen Geschichte nie das Schwert gegeneinander gezogen haben und die so viel Gemeinsames in ihrer Zivilisation besitzen, ihren ganzen Geist, Mittel und Fleiß in immer größerem Maß der industriellen Entwickelung der beiden Länder und ihrer Bevölkerungen widmen, in hohem Grade befreit von der Kriegshysterie und der erdrückenden Last der unersättlichen Kriegsrüstungen.

Lord Courteney of Penwith.

Deutsch-englische Freundschaft.

15 Cheyne Walk Chelsea S. W.

Dear Professor Stein!

Gern bin ich bereit, in den Friedensgruß aus England an „Nord und Süd" einzustimmen, mit dem Ausdruck des Bedauerns freilich, daß wir den Frieden nicht erzwingen können. Die fatale Verwirrung der internationalen Situation zwischen Deutschland und England ist darauf zurückzuführen, daß beide Nationen den Frieden wünschen, während beide indes Kriegsbefürchtungen verkünden. Wo liegt nun die Schuld? Wir tadeln die Zeitungen, aber Zeitungen sind nur das, was ihre Leser daraus machen. Wir tadeln die Regierungen, aber sie sind so —, wie das Volk sie sich gefallen läßt. Daraus sollte hervorgehen, daß, wenn die Presse und die Regierungen im Unrecht sind, wir, das Volk, dafür zu tadeln wären. Demgegenüber sollen wir als unerschütterlichen Grundsatz vertreten, daß der Friede auf uns und auf jedem von uns beruht. So wollen wir arbeiten und nicht müde werden, uns von den Eifersüchteleien zu befreien, welche Mißverständnisse aufbringen und Kriege gebären.

Sir Thomas Varclay:

Eine reale Basis für den Frieden.

Es ist eine in Deutschland und England weit verbreitete Annahme, daß das größte Hindernis für ein Verständnis, das zu einem langandauernden Frieden in Europa führen könnte, die englisch-deutsche Entfremdung ist. Das scheint mir aber eine nur eine halbe Wahrheit enthaltende Feststellung zu sein. Zwischen Deutschland und England gibt es keine wirklich greifbare Beschwerde. Es ist wahr, daß die Engländer die anwachsenden Flottenrüstungen Deutschlands mit Argwohn betrachten und diese nur damit erklären können, daß sie Deutschland Absichten, die der maritimen Übermacht Englands entgegenwirken sollen, zuschieben. Solcher Argwohn ist nicht unnatürlich, wenn man bedenkt, daß eine Niederzwingung einer britischen Flotte in der Nordsee die britischen Inseln wehrlos gegen einen Einfall machen würde. Der geeignete Sicherheitswächter der britischen Unabhängigkeit ist ohne Zweifel eine große und disziplinierte Armee. Die britische öffentliche Meinung scheint hingegen noch nicht ausgereift zu sein für die Überzeugung der Notwendigkeit, eine Armee auf allgemeiner Wehrpflicht aufzubauen — die einzige Methode, durch welche eine Armee, die einer nationalen Verteidigung wirklich gewachsen sein soll, gebildet werden kann. Deshalb ist für Groß-Britannien die Flotte dasselbe, was für Deutschland die Armee ist. Das war's wohl auch, was Winston Churchill wahrscheinlich sagen wollte, als er in seiner Glasgower Rede von der deutschen Flotte wie von einer ihrer Natur nach — im Verhältnis zu der unsrigen, die eine unabweisliche Notwendigkeit sei, — „einen Lurus" darstellenden sprach. Wenn auch der Ausdruck ein unglücklicher war,zeigte doch der Zusammenhang, daß seine Meinung in keinem Sinne beleidigend sein sollte. — Andererseits hegen die Deutschen ein großes Mißtrauen gegen die britischen Absichten. Dies ist schon aus dem einfachen guten Grunde ungerechtfertigt, weil England bei einem Zusammenstoß mit Deutschland gar nichts zu gewinnen hätte. Die Besiegung der deutschen Flotten würde die Tätigkeit der deutschen Werften nur erhöhen; deutsche Handelsschiffe von den Hochseen fortjagen, den deutschen Handel nur verkrüppeln, zugleich gar möglicherweise den britischen Aktieninhabern von deutschen Schiffsgesellschaften Schaden zufügen, und letzthin die Karte West-Europas Änderungen unterwerfen, welche die Latze für die britische maritime Vormacht noch verwickelter gestalten würden, als sie je war. Verantwortliche Engländer sind sich der Gefahren eines englisch-deutschen Konflikts lebhaft bewußt selbst für den Fall, daß dieser uns einen Erfolg brächte. Trotz des Mißtrauens hat durch einen bewaffneten Konflikt auf beiden Seiten keiner etwas zu gewinnen, noch durch ihn greifbare Beschwerde aufzulösen. Es ist nicht anzuzweifeln, daß geringfügige Differenzpunkte bestehen, für deren Lösung guter Wille bei beiden Parteien er-

forderlich ist. Der Besuch Lord Haldanes in Berlin und die Berufung des fähigsten Diplomaten Deutschlands, des Barons Marschall von Biederstem, an den britischen Hof sind Schritte in der rechten Richtung zur Erreichung eines Abschlusses. — Wollen wir annehmen, daß Groß-Britannien und Deutschland diese Differenzangelegenheiten ins Gleichgewicht bringen oder ausgleichen, und zwar auf Grundlage eines äo ut öe», wie es 1903 und 1904 zwischen Groß-Britannien und Frankreich gehandhabt worden ist? Woran würden wir dann sein? Würde Deutschland zustimmen, der EntWickelung seiner Flotte nach einem zwischen der seinigen und unsrigen aufzurechnenden Proportionssystem Halt zu gebieten? Würde die französische Flotte unbegrenzte Freiheit für ihren Ausbau gewinnen, währenddessen die deutsche Flotte in Übereinstimmung mit der unsrigen dieses Recht verlöre? — Ich kann mit einiger Kenntnis von Frankreich darüber sprechen und fürchte, daß ohne einen Versuch, es als eine Partei in das Einvernehmen einzuschließen, eine wie auch immer wünschenswerte englisch-deutsche Annäherung das Haupthindernis für einen dauernden Frieden und eine Beschränkung der Rüstungen unberührt läßt. So groß das Interesse Deutschlands für gute Beziehungen zu England auch sein mag — sein Interesse für bessere Beziehungen zu Frankreich ist notgedrungen noch größer. Das Mißtrauen zwischen diesen beiden Ländern ist bei weitem ernster, als es je zwischen Groß-Britannien und Deutschland gewesen ist; mit dem Anwachsen des deutschen Handels ist es offensichtlich für Deutschland zum Gebot geworden, seine Flotte im Verhältnisse des Schutzbedürfnisses dieses Handels gegen eine kraftvolle französische Flotte auszugestalten. Hierbei wiederum hatte es den Kalkül der Hilfeleistung, den es selbst, resp. Frankreich, von den entsprechenden Verbündeten zu erwarten hatte, in Rechnung zu stellen. Nie ist ein unglücklicherer Krieg für den Besiegten durch unglücklichere Bedingungen für den Sieger beendet worden, als der von 1870. Die Zeiten haben sich seither geändert; kein noch so mächtiger Sieger würde heutzutage die Torheit begehen, dem Besiegten derartige Friedensbedingungen aufzuerlegen, daß sie not» wendigerweise auf alle Dauer die beigebrachten Wunden am Heilen verhindern müssen. Die Bedingungen des Frankfurter Friedens waren solche, daß sie noch heute so schmerzen, wie je. Waren sie 40 Iahre der Beunruhigung, des steten Ausquetschens für die Ausgaben für See- und Landmacht wert? Sind sie weiterer Beunruhigung, weiterer Ausgaben, die zunehmen statt abnehmen, wert? —
Es ist also doch schwer einzusehen, wie in West-Europa ein dauernder Frieden eintreten soll, wenn die zwei größten kontinentalen Nationen bis an die Zähne bewaffnet dastehen, bereit, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, ihn zu brechen; dastehen in einem Zorne, den keine von beiden zu lindern sich die Mühe gibt. — Und trotzdem wäre es nicht eine unüberwindliche Aufgabe, Bedingungen eines Vergleichs zu finden, so zwar, daß Deutschland sich entschlösse ein Opfer zu bringen; es wäre dieses nicht einmal ein großes im Vergleich zu dem ihm aus dem Nachlassen der gegenwärtigen Spannung resultierenden Vorteil. Zudem hat Frankreich die

Mittel, für jedes deutsche Opfer mehr als zur Genüge Gegenwert zu leisten. Es gäbe gar vielleicht Mittel, das französische Gefühl ohne irgend ein wirkliches Opfer zufriedenzustellen; ja, im Gegenteil, Deutschland könnte hierbei durch die Sicherheit, die es an seiner Westgrenze erhielte, noch ungeheuer viel gewinnen. Eine Einigung zwischen Deutschland und Frankreich könnte in der Tat auf eine Formel gebracht werden, bei der, ohne Verlust für beide, beide gewinnen würden. — Für Groß-Britannien ist englisch-französische Freundschaft keine vorübergehende Laune. Frankreich ist als sein nächstsitzender Nachbar entweder sein mächtigster Freund oder sein möglichst gefährlichster Feind — wenn es nicht sein Freund ist. Das mag ohne Gefühlsrücksichten ins Thema zu werfen, sattsam erklären, weshalb keine britische Regierung irgend eine Aktion, die französisches Gefühl verletzen würde, wagen könnte. Denn die britische öffentliche Meinung ist zu sehr zum Verständnis und zur Wertabschätzung der Vorteile einer englisch-französischen Freundschaft gelangt, als daß sie eine Störung derselben zulassen würde. — Ist es nicht für Deutschland der Mühe wert, eine Anstrengung zu machen, eine Entente der drei größten Westmächte derart in die Wege zu leiten, daß es an das Zielobjekt nicht mit dem unversöhnlichen Geiste eines Blut- und Eisen» Eroberers, sondern mit dem eines stolzen und machtvollen Reichs, das dem andern stolzen und machtvollen Nachbarstaat« die Hand des Friedens entgegenstreckt, herantritt? — Groß-Britannien, Frankreich und Deutschland haben als die drei großen Industrie-Demokratien Europas bei gemeinsamen Anstrengungen, die der Aufschließung der fernerabliegenden Weltmärkte, sowie der Aufrechterhaltung der Handelsfreiheit an ihnen gewidmet werden würden, alles zu gewinnen — von ihrem feindseligen Mitbewerbe die andern alles zu gewinnen. — Ein Mann von der weitsichtigen Weisheit Barons Marschall von Bieberstein, der diese Feindseligkeit und deren Folgen in Konstantinopel am Werk gesehen hat, wird sicherlich nicht allein das als seine Aufgabe betrachten, ein Mann diplomatischer Siege zu bleiben, sondern seine Kraft dafür einsetzen, den Frieden und die Stabilität — das Grundmauerwerk des industriellen Fortschritts und der sozialen Wohlfahrt — in unserm unruhigen, übervölkerten westeuropäischen Erdwinkel zu meistern. T. B.

Nosl Buxton,
Mitglied des Parlaments (liberal):
Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor Stein!

Ich bin begeistert von Ihrer Absicht, ein Manifest zugunsten eines englisch-deutschen Verständnisses zu veranstalten. Die überwiegende Mehrheit unseres Landes sieht mit äußerster Mißbilligung das gespannte Verhältnis an, in das man während 1911 die englisch-deutschen Beziehungen hat treiben lassen. Angesichts des Abschlusses der Marokko-Verhandlungen wünschen wir in England eine Anregung zur Beseitigung dieses Zustandes des Mißverstehens, der in Beziehung auf unsre Haltung gegen Deutschland vorherrschend ist. Keine verantwortliche Körperschaft im vereinigten Königreiche will Deutschland seinen Anteil bei der Ordnung großer internationaler Fragen verwehren, oder gar seine berechtigten Aspirationen als die einer Großmacht mit Feindseligkeit ansehn. Wir hoffen, daß jede Gelegenheit der gemeinsamen Wirkensmöglichkeit ergriffen wird.

In dem Gedanken, daß wir die Entente mit Frankreich immer nur als in dem Sinne geschlossen betrachten, daß sie mit der Freundschaft zu anderen Mächten wohl vereinbar ist, vertrauen wir, daß eine herzliche Annäherung an Deutschland durch unablässige Mühewaltungen auf beiden Seiten der Nordsee erreicht werden möge.

Mit vorzüglicher Wertschätzung
Ihr
Notzl Burton.

R. Said-Ruete, London:
Die deutsch-englischen Beziehungen im nahen Osten.

In der Mainummer von „Nord und Süd" hat Professor Stein bei Besprechung der deutsch-englischen Beziehungen zutreffend auf den nahen Osten, als ein Interessengebiet, welches für eine dauernde Verständigung beider Länder von einschneidender Bedeutung ist, hingewiesen. Er hat mit sicherem Blick erkannt, daß sich dort während der letzten Iahrzehnte in steigendem Maße Reibungsflächen politischer Art gebildet haben, welche in England verstimmen mußten, und daß deren Behebung neben der Verständigung über den Kolonialbesitz die wesentlichste

Voraussetzung zur Anbahnung einer deutsch-englischen Entente darstellt, aus welcher sich die Lösung der Flottenfrage von selbst ergeben wird.

Im Nachstehenden soll der Versuch unternommen werden, diesen Beziehungen vom politischen und wirtschaftlichen Standpunkte aus nachzugehen, dieselben sach» lich zu würdigen und solchergestalt die Unterlage zu skizzieren, auf der eine Gesundung der gegenwärtigen Lage erwartet werden kann.

Dort wo im nahen Osten, wie in Ägypten und Indien, England die tatsächliche Herrschaft ausübt, genießen unter dem Zeichen liberaler Wirtschaftspolitik die deutschen kaufmännischen Interessen weitgehendste Förderung. Das ist ein Faktum, welches, mit Rücksicht auf die Notwendigkeit den Geldmitteln und industriellen Erzeugnissen Deutschlands aussichtsreiche Anlage- bezw. Absatzgebiete zu sichern, und angesichts der seitens des übrigen Auslandes im steigenden Maße geübten Tendenz der Absperrung, nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Diese Lage der Verhältnisse sollte mehr als hinreichend sein, um die politische Stellung Englands in jenen Ländern auf das peinlichste zu respektieren, und alles zu vermeiden, was die Vermutung erwecken könnte, als ob deutscherseits direkt oder indirekt mit denjenigen Elementen sympathisiert würde, die gegen die englischen Machthaber agitieren. Nach dieser Richtung wurde noch vor wenigen Iahren am Nil leichtfertig gesündigt. Ietzt ist dem allzu langen Ränkespiel ein Ende bereitet worden, und es steht zu hoffen, daß derartigen Sonderbestrebungen für immer das Wasser abgegraben ist. Aber die Tatsachen bleiben in der Erinnerung haften, und es bedarf — wie begreiflich — der Zeit und einwandfreien Prozedierens, um jeden Argwohn, als ermutige Deutschland Englands Gegner, endgültig zu beseitigen. Es ist eine beklagenswerte Schwäche des deutschen Charakters, daß die Machtentfaltung anderer Nationen, auch dort wo dieselbe in augenfälliger Weise nicht nur den eigenen Interessen nicht zuwider läuft, sondern ihnen sogar direkt zugute kommt, eher kleinliche Mißgunst als Genugtuung und Erkenntlichkeit auslöst. Ie früher dieser neulinghafte Wesenszug einer gründlichen Revision unterzogen wird, um so leichter dürfte sich das Deutschtum im Auslande, Sympathien werbend, durchsetzen.

Von aktueller und gewichtiger Bedeutung für die deutsch-englischen Beziehungen im nahen Osten ist die Frage der Bagdadbahn — aber nur soweit dieselbe in das Gebiet zwischen Bagdad und dem persischen Golf eingreift. Zu keiner Zeit hat sich der Widerstand Englands, wie hervorgehoben werden muß, gegen die vom Norden bis nach Bagdad vorzutreibende Strecke gerichtet. Zum Verständnis der englischen Empfindlichkeit für alle Vorgänge, welche sich im Hinterland des persischen Golfes abspielen, sei darauf hingewiesen, daß die Stellung Englands in Indien untrennbar ist von dem Einflusse, welchen es in diesem, seine Flanke bedrohenden mare clau»um ausübt. Dessen Kontrolle ist schlechterdings eine Frage vitalster Bedeutung. Daher erklären sich auch die erheblichen Aufwen»

dungen, welche England zur Sicherung der pax britauuiel l seit mehreren
Menschenaltern an Macht- und Geldmitteln in jenen Gebieten auf sich nahm.
Opfer, welche in erster Linie naturgemäß seinen eigenen weitgesteckten Zielen
dienen sollten, aber sich auch gleichzeitig als für die betreffenden Gebiete, sowie
allen am Wirtschaftsleben dort interessierten Nationen von nicht zu unterschätzen-
dem Nutzen erwiesen haben.
In Bagdad unterhält England bereits seit dem Iahre 1803 ein General-
konsulat, dessen Inhaber den Titel „Resident" führt und der Regierung Indiens
untersteht. Die Konsulatswache stellen fünfzig englische Soldaten; ein Kanonen-
boot, mit indischen Matrosen bemannt und von englischen Offizieren befehligt,
liegt zur Verfügung des Residenten auf dem Tigris. Neben einer ottomanischen
Schiffahrtsgesellschaft, und weit besser als diese, versehen die Dampfer der eng-
lischen Euphrat- und Tigris-Gesellschaft seit mehr denn einem halben Iahrhundert
den Passagier- und Frachtenverkehr zwischen Bagdad und Basra. Die gleiche
Gesellschaft betreibt auch in Verbindung mit der Anglo-Persian Oil Company
auf dem Karun, einem Nebenfluß des Schatt-el-Arab, einen Dampferdienst.
Deutschland hat erst seit Mitte der neunziger Iahre eine konsularische Ver-
tretung in Bagdad. Der ehrenamtlich eingesetzte Konsnl war zunächst sich selbst
sein einzigster Untertan; später etablierte sich eine deutsche Firma, und vor wenigen
Iahren wurde das Wahlkonsulat in ein Berufskonsnlat umgewandelt.
Der Gesamthandel Englands mit Bagdad belief sich im Iahre 1910 — ohne
Einschluß Indiens — auf Pfd. St. 1,648,123; derjenige Deutschlands auf Pfd.
St. 84,146. Der Handel von Basra weist ein für England eher günstigeres
Verhältnis auf.
Von englischer Seite wurde das Projekt zur Wiederherstellung des alten Irri-
gationssystemes in Babylonien ausgearbeitet, und sein geistiger Urheber, Sir
William Willcocks, hatte sich persönlich der undankbaren Aufgabe unterzogen,
die Arbeiten im Auftrage der türkischen Regierung in die Wege zu leiten.
Deutscherseits hat man diesem großzügigen Unternehmen, welches berufen ist
Mesopotamien zu seiner alten Kulturblüte zurückzuführen, bisher wenig Interesse
entgegengebracht, es vielfach sogar als Phantasiegebilde bezeichnet. Auf Ver-
anlassung des preußischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten ist jenes Projekt
von sachverständiger Seite im vorigen Iahre an Ort und Stelle nachgeprüft
worden, und das nunmehr vorliegende Ergebnis dieser Studie*) stellt den Will-
cocksschen Plänen das fachmännisch beste Zeugnis aus. Die Durchführung der
projektierten Bewässerungsanlagen, welche eine bedeutende Kapitalinvestierung

*) „über die Wasserwirtschaft in Mesopotamien in der Vergangenheit und über ihre Wieder-
belebung in der Gegenwart" von Regierungsbaumeiste» N. Tholen«. Zeitschrift für Bauwesen,
Heft IV bis VI. 1912.

voraussetzt, scheint berufen, eine nützliche Verbindung der deutschen und englischen Interessen im Doppclstromlande herbeizuführen.

Es soll hier nicht auf die hinlänglich bekannten Entwickelungsphasen des Bagdadbahnunternehmens, welches zum Drehpunkt der deutschen auswärtigen Politik zu stempeln von interessierter Seite geflissentlich und wenig glücklich versucht wurde, näher eingegangen werden. Aber ohne dem seiner Vollendung nunmehr zustrebenden Projekt eine nationale wirtschaftliche Bedeutung, soweit der Industrie lohnende Lieferungen, der Schiffahrt Frachtengelegenheiten und den am Bau beteiligten Ingenieuren Betätigung und Erweiterung ihrer Erfahrungen geboten wurden, absprechen zu wollen, kann nicht eindringlich genug vor einer Überschätzung dieses Schienenstranges, im Sinne der deutschen weltwirtschaftlichen Interessen, gewarnt werden. Es hieße von einem Finanzkonsortium, das seine Aufgabe naturgemäß nur in der Erzielung lohnenden Gewinnes sehen kann und darf, Unbilliges verlangen, wollte man es als Hort nationaler Interessen, so sehr dieses Argument auch Sympathien und Gefolgschaft heischend in Umlauf gesetzt und hingenommen wird, ansprechen.

Ein zutreffendes Urteil über den inneren Wert eines Unternehmens läßt sich nur fällen, wenn die Augenblicksvorteile sachlich gegen die aufsteigenden Bedenken, soweit andere wichtigere Interessen in Frage kommen, abgewogen werden.

Es bleibe dahingestellt, wie weit es angesichts der hohen Anforderungen des heimischen Geldmarktes und der ungeklärten politischen Verhältnisse in der Türkei, auf die Deutschland keineswegs bestimmend einwirken kann, zweckdienlich ist, für mehr denn eine halbe Milliarde Mark an festverzinslichen Turbanwerten ausschließlich in Deutschland placieren zu wollen, um einer beschränkten Interessentengruppe hohen Nutzen zu sichern. Politisch zweckmäßiger wäre jedenfalls die offenkundige Internationalisierung des Finanzplanes, die Verteilung der Lasten und Verantwortung auf mehrere Schultern, vor allem auf solche, die über die erforderlichen Machtmittel verfügen, um bei durchaus nicht unwahrscheinlichen Erschütterungen des osmanischen Reiches die Ansprüche der Gläubiger erfolgreich vertreten zu können. Nun hat sich die englische und mit dieser die französische Beteiligung an der Finanzierung der Bagdadbahn, da über Angebot und Forderungen keine Verständigung erzielt werden konnte, vor Iahren zerschlagen. Inzwischen haben die Strömungen zwischen starrem Festhalten und weitgehendster Bereitwilligkeit zum Nachgeben gewechselt. Da sollte sich bei einigermaßen geschäftlichem Sinn, bei weniger Versteifung auf mißverstandene und irrige „politische" Momente über den noch der glatten Emittierung harrenden Betrag von mindestens 225 Millionen Mark ohne Schwierigkeit eine Lösung auf internationaler Basis finden lassen. Gleichzeitig müßte den Partnern ein entsprechender Einfluß auf das, als ottoma» nische Gesellschaft konstituierte, und demgemäß den deutsch-nationalen Forderungen nur bedingt Rechnung tragende Unternehmen eingeräumt werden.

Es wäre in der Tat eine verhängnisvolle Kurzsichtigkeit, die Türkei, die vom internationalen Geldmarkte in so hohem Maße abhängig ist, will sie ihren dringendsten Kulturaufgaben gerecht werden, zum Tummelplatz gegenseitiger Intriguen der heute mehr denn je auf solidarischen Zusammenschluß angewiesenen Westmächte machen zu wollen, anstatt gemeinsam, und damit höhere Bürgschaft gewährend, an die für alle Raum bietende wirtschaftliche Erschließung des Landes heranzugehen. Nach dieser Richtung könnte die Verständigung der Mächte, wie sie für alle größeren Finanztransaktionen in China erzielt wurde, auch hier als Vorbild dienen.
Aber selbst wenn sich eine Placierung der restierenden Anleihen auf internationalem Markte als nicht angängig erweist, so sollte doch die Regelung der Frage bezüglich der Endstrecke, von Bagdad nach Basra bezw. dem persischen Golf, in einem Sinne erfolgen, der den wie eingangs ausgeführten großen englischen Interessen in jenem Gebiete billigerweise Rechnung trägt. Daß diese nicht mit einer, von dem alten Regime erteilten Konzession, deren Umfang, wie bekannt, sich unbeschadet sonstiger Bedenken nur nach der Höhe der aufgewandten Mittel, den ä^pen»e» utile», richtete, negiert oder abgetan werden können, liegt auf der Hand.
Bei richtiger Würdigung weltwirtschaftlicher Fragen, und im Ausblick auf die Erschließung neuer Absatzländer, für welche die Bagdadbahn eine Handhabe bieten soll, ist es angezeigt, der historischen Sonderstellung Englands im Endgebiet der Bahn ein entsprechendes Vorrecht zuzubilligen. Will Deutschland einst an der wirtschaftlichen Entwickelung Persiens aktiven Anteil nehmen, so kann dieses nur, nach einer Verständigung mit England, vom Süden her, über Bagdad und Chanikin erfolgen, für welchen Zweck das Gebiet südlich von Bagdad das Durchgangsland bilden würde. Der Umsatz des englischen Handels zwischen Bagdad und Persien beläuft sich heute bereits auf über eine Million Pfund Sterling.
Die Ansicht, daß Deutschland seinen Handel etwa mit russischer Förderung nach Persien vortreiben könnte, muß jedem, der die starre Abschluß- und Behinderungs» Politik Rußlands kennt, als eine Unmöglichkeit erscheinen.
Hiernach wird es einleuchten, daß England berechtigtes Interesse hat, das Gebiet zwischen Bagdad und dem persischen Golf, wenn überhaupt, so doch nur von einer Bahn durchzogen zu sehen, auf welche es, entsprechend der selbstgeschaffenen politischen und wirtschaftlichen Werte, genügenden Einfluß auszuüben vermag.
Rein ökonomisch betrachtet, ist die Strecke südlich Bagdad, von einer Zweiglinie nach den Wallfahrtstätten Kerbela und Nedjef abgesehen, aber durchaus kein Erfordernis und sicherlich nicht rentabel. Sie wird sich gegen den natürlichen Zufuhrweg, die Wasserstraße, welche noch erheblich entwickelt werden kann, nicht konkurrenzfähig erweisen. Um so weniger liegt für Deutschland ein begründetes Interesse vor, den Bau der Golfstrecke zu betreiben oder an dieser, nach Ausführung des Löwenanteiles, eine unverhältnismäßige Beteiligung zu fordern.

Hier ist ein „Platz an der Sonne", auf den, nach Lage der Dinge, lange bevor Deutschland gen Südosten schaute, England sich die erste Hypothek sicherte; — es hat das historische Recht, dieselbe respektiert zu sehen und anderen, denen es die Vorbedingung wirtschaftlicher Entwickelung schaffte, und ihnen diese nicht hindert, erforderlichen Falles ein warnendes dlluü» ott zuzurufen. —

The Night Hon. Thomas Lough,
Mitglied des Parlaments:

Englisch-Deutsche Beziehungen.

Kein Thema erregt in England gegenwärtig ein größeres Interesse, als das über die Beziehungen zu Deutschland. Das liegt nicht allein an der Bedeutung, die dieser Frage in den letztvergangenen Iahren von den Männern der Öffentlichkeit in den Parlamenten beider Länder zugeteilt worden ist, sondern in gleichem Maße an einem brennenden Gefühl der Neugierde auf Seiten der Öffentlichkeit festzustellen, warum irgend etwas, es sei denn ein überaus herzliches Gefühl zwischen beiden Ländern, eristiere. Historisch gesprochen, hat es nie irgend einen Grund zum Bösesein zwischen ihnen gegeben. So oft eine der Nationen in einen Konflikt, in den die andere verwickelt war, eingegriffen hat, war's bislang immer in der Rolle eines Freundes und Verbündeten. In Deutschland hat die Reformation ihren Aufstieg genommen, von der das britische Volk so vieles von seinen Grundsätzen religiöser Freiheit abgeleitet hat, und noch heute ist dasselbe gewöhnt, auf dieses Land als das Bollwerk des protestantischen Glaubensbekenntnisses, dem es sich innerlich so tiefhin wesensverwandt fühlt, zu blicken. Soweit Handel in Frage kommt, ruhen finanzielle und geschäftliche Transaktionen auf einer breiteren und intimeren Grundlage im Verkehr mit Deutschland, als in dem mit irgend einem andern fremden Volke. Das Gefühl des Staunens darüber, daß die Frage guter Beziehungen zu Deutschland aufgestellt, oder auch nur diskutiert werden müsse, ist darum ein durchaus echtes. Andererseits tendieren die Achtung, welche die Öffentlichkeit ihren politischen Führern und Leitern entgegenzubringen geneigt ist, sowie die unklare, der Frage verliehene Bedeutung dahin, ein Empfinden des Zweifels und Mißtrauens zu schaffen. Ich habe keine sonderlichen Berechtigungsgründe über das Thema zu sprechen, die über jene hinausreichen, die von jedem auf dem Felde britischer Politik sich dauernd beschäftigenden Arbeiter beansprucht werden dürfen. Bei jeder seit 1888 stattgefundenen allgemeinen Wahl hatte ich einen harten Kampf zu bestehen. Bei den seit 1892 erfolgten 6 Engagements habe ich, durchgängig siegreich, denselben Sitz für West-Islington, das einen der Londoner Wahlbezirke bildet, verfochten. In meinem

ersten derartigen Kampfe besiegte ich den Bruder Mr. Chamberlains, gegen dessen Prinzipien alle meine Kampfschläge gerichtet waren. Bei der Wahl 1892 stand Irland als die hervorstechende Frage auf der Tagesordnung, bei der von 1900 der Burenkrieg. Ich befehdete diesen Krieg als einen ungerechten und unnötigen und hatte deshalb einem starken Gefühl öffentlicher Feindseligkeit zu begegnen. Ich blieb indes mit der kleinen, aber ausreichenden Majorität von 19 Stimmen Sieger. Vielleicht liegt etwas Wahres darin, die Spur des Entstehens jenes feindseligen Gefühls gegen Deutschland in jenen Tagen zu suchen. Das Gewicht des kaiserlichen Telegramms an Krüger wurde übertrieben und seine Tendenz übel gedeutet. Als der Krieg seinem Ende zuging, gab die allgemeine Beruhigung am politischen Horizont der gelben Presse Veranlassung, sich nach einem neuen Felde, auf dem ihre Operationen ihren Fortgang nehmen könnten, umzusehen. Die Empfindungen der Feindseligkeit gegen Rußland, die während der seit dem Krimkriege verflossenen 50 Iahre in größerer oder geringerer Schärfe angedauert hatten, waren infolge der russischen Niederlage, die das Reich von Iapan erfahren hatte, und ganz besonders infolge der Vernichtung seiner Flotte, im Absterben begriffen. Lange schwebende Streitfälle mit den Vereinigten Staaten von Amerika und Frankreich waren freundlich geschlichtet worden, so daß, außer Deutschland, keine Macht vorhanden blieb, gegen welche die Volksmeinung mit Erfolg hätte aufgestachelt werden können. Dann trat noch jener Faktor der am Bau von Kriegsschiffen und an der Kriegsmunitionsfabrikation interessierten Kapitalisten ins Feld. Auf ungeheure Finanzkräfte gestützt befaßt sich ein Geschäftszweig dieser Firmen mit der Erregung internationalen Mißtrauens und Hasses. Wenn der Weltfriede einträte, würden die Bestellungen fortfallen und ihre (der Kapitalisten) Dividenden dahinschwinden. Es kann uns daher wenig Wunder nehmen, daß diese Herren einen tiefreichenden Einfluß auf die Entwickelung solchen Mißgefühls, dessen Eristenz wahrheitsgemäß nicht abgeleugnet werden kann, ausüben. Anscheinbar ist der Höhepunkt in dieser Richtung im Iahre 1909 eingetreten, als die öffentliche Meinung von blöden Meinungsfabrikanten durch den Hinweis auf die wirkliche oder latente Fähigkeit deutscher Fabrikanten und Schiffsbauer, den englischen Markt zu überrennen, in Erregung versetzt worden war. Die Fehl-Feststellungen dieses Zeitraumes wurden bald erfolgreich ausgebeutet, allerdings nicht bevor die traditionelle Politik der liberalen Partei in Sachen der Rüstungsverstärkung abgewehrt worden war. Das Gefühl erneuten Vertrauens, das dann mählich wieder aufwuchs, wurde durch den Marokkozwischenfall und die Absendung des Kanonenbootes nach Agadir wieder gestört; aber auch die zeitweilige Erregung, die hierdurch verursacht worden war, starb bald dahin. Anwachsende Feindseligkeit gegenüber dem Anschwellen der Ausgaben, welche die neue Politik notwendig machte, wurde in den Reihen der Parteigänger der liberalen Regierungen wach, so daß während der allgemeinen Wahlen von 1909 und 1910 wenig oder überhaupt keine Zustimmung zur Regierung zum

Ausdruck kam; so verärgert waren die erregten Empfindungen. Aus diesen Ursachen heraus hat sich trotzdem allgemach ein ruhigerer und vernünftigerer Geist herausgeschält und jetzt würde der Wunsch, ein gutes gegenseitiges Gefühl zu fördern und die Beziehungen beider Länder auf eine feste Grundlage zu stellen, jeder Partei in Groß-Britannien die Vertretung einer überaus populären Politik in die Hand geben. — Vielleicht werde ich bei dem Ausdruck dieser Meinung von meiner eignen Vorliebe beeinflußt. Inner- und außerhalb des Parlaments bin ich stets für diesen Entwickelungsgang eingetreten. Ich habe stets die Tatsache betont, daß der deutsche Kaiser während nahezu eines Vierteljahrhunderts niemals ein unfreundliches Wort gegen Groß-Britannien geäußert, oder gar einen unfreundlichen Akt gegen es gefordert hat, und wie er in dieser Beziehung dem von seinem Vater, Kaiser Friedrich, und seinem Großvater, Kaiser Wilhelm, gesetzten Beispiele gesolgt ist. Wie groß auch immer die öffentliche Zuhörerschaft sei, immer finden wir eine Willigkeit, der Erklärung irgend einer angeblich von seiten der deutschen Diplomatie erfolgten Unfreundlichkeit — wie trivial diese Erklärung auch sein möge — das Ohr zu leihen; und andererseits werden Ausdrücke der Zustimmung über irgend einen deutschen Akt der Herzlichkeit von ihr stets mit Beifall aufgenommen. — Unter den Großmächten gibt es drei — Vereinigte Staaten von Amerika, Deutschland und unser Vereinigtes Königreich — die gleicherweise von dem Genius ihres Volkes, ihrer geographischen Lage, und den vielen Banden der Rasse und Religion, welche sie zusammenschließen, auserwählt erscheinen, als ein festes Bollwerk der Zivilisation und des Fortschritts zusammenzustehen. Für jeden geistig gesunden Menschen ist es kaum möglich, einen substantiellen Grund für einen Konflikt zwischen diesen Mächten zu entdecken, während auf der andern Seite, falls eine durchgehende Verständigung zwischen ihnen er» reicht werden könnte, dem wohltuenden Einflusse, den sie gemeinsam ausüben dürften, keine Grenzen gesetzt werden können. Ich will nicht vorschlagen, daß zwischen diesen dreien irgendein Abkommen getroffen werde, an dem nicht andere Mächte ihren vollen Anteil haben können. Losgelöst indes hiervon könnte eine gemeinsame Verständigung über die zu verfolgenden Ziele und die Politik, die sie im Falle von Schwierigkeiten wechselseitig unterstützen würden, angebahnt werden; diese Verständigung und die ihr folgende entsprechende Tätigkeit würde die Möglichkeit des Mißverstehens aufheben. Iedes dahingehende Iahr sucht jetzt die Groß-Britannien und Amerika umschließenden Bande immer fester zu schmieden. Alle zwischen beiden obwaltenden Schwierigkeiten sind durch erfolgreiche Schicdsgerichtstätigkeit, freundschaftliche Verhandlungen und intimen Meinungsaus» tausch aus der Welt geschafft worden. Ich würde den Tag herzlich willkommen heißen, da nach gleicher Methode gleich anschließende Bande zwischen dem Vereinigten Königreiche und dem deutschen Staatenbunde sichtbar und wirksam gemacht worden sind. Thomas Lough.

Baron de Forest,
Mitglied des Parlaments (liberal):
Wer vermittelt?
An Herrn Professor Dr. Ludwig Stein!
Es ist kaum zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß die Rivalität zwischen den britischen und deutschen Diplomaten heute der herrschende Faktor in der ganzen europäischen Politik ist. Der latente Antagonismus zwischen den beiden Regierungen bestimmt und beherrscht die Entwickelung und Entscheidung aller internationalen Fragen, während sein Einfluß auf die interne Politik der beiden Nationen selbst ebenso mächtig, wie verderblich ist. Die zwingende Notwendigkeit, diesen Antagonismus wegzuräumen und freundschaftliche Beziehungen zwischen den Regierungen herzustellen, wird allgemein anerkannt. Und doch scheinen die Staatsmänner und Diplomaten außerstande zu sein, das anerkannte Übel zur Heilung zu bringen. Warum ist dem so? Weil die Staatsmänner und Diplomaten auf der angenommenen Voraussetzung aufbauen, daß die Rivalität nicht eine künstliche, sondern eine natürliche sei; daß die Konflikte der Regierungen nur den Ausdruck des unabweisbaren Antagonismus der beiden Völker darstellen. Das ist allerdings die einzige Voraussetzung, auf der ruhend ein solcher Konflikt in der Gegenwart wachgehalten werden könnte. Vor dem Auftreten der Demokratie konnten Regierungen über Kriege im Interesse von Monarchen oder Aristokratien beratschlagen und diese führen. Heutzutage erklären sie die Wohlfahrt der Völker für das letzte Maß ihrer ganzen Politik und können darum diese Dinge nur nach dem Rechtsgrunde ausführen, daß sie hiermit das Interesse ihrer Volksangehörigen verfolgen und sichern. — Die Annahme des Bestehens einer unabwendbaren englisch-deutschen Rivalität will also sagen, daß zwischen den britischen und deutschen Völkern — zwischen den arbeitenden Millionen, die auf den britischen Eilanden, und deren Kameraden, die innerhalb der Grenzen des deutschen Kaiserreiches leben — ein unausgesetzter Widerstreit und Interessenkonflikt obwaltet; daß die Bestrebungen des Durchschnitts-Engländers mit denen des Durchschnitts-Deutschen unvereinbar seien und also der Deutsche im Suchen nach eigner Wohlfahrt natürlich in Konflikt mit dem Engländer geraten müsse. — Schon aus dieser Folgerung gewinnt der Vordersatz das Ansehn der Absurdität. Wir haben uns nur das Durchschnitts-Individuum beider Länder vors Auge zu führen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß der postulierte Interessenkonflikt weder eristiert, noch eristieren kann. Unmittelbar kommen die zwei Menschen wahrscheinlich gar nicht in Berührung miteinander, können also nicht im geringsten in des entsprechenden andern Streben oder Berufsleben störend eingreifen. Durch die

komplizierten Widerspiele modernen Handelsgetriebes mag allerdings ein Deutscher
mittelbar mit einem Engländer im Wetteifer nach einem gleichen erstrebten
Ziele zusammentreffen; doch aber nur genau in gleicher Weise, wie er mit vielen
seiner eignen Landsleute mitbewirbt. Der Mitbewerb will nichts in der Welt
mit der Nationalität zu tun haben, noch werden durch dessen Verfolg andre Eng-
länder oder Deutsche als Engländer oder Deutsche irgendwie ge-
troffen. Wenn nun auch die Entnationalisierung des Handels und
der Industrie in ihrem Zuge ein gewisses Maß von Gegenbewerb unter
die in verschiedenen Ländern lebenden Individuen bringt, bringt
sie doch zugleich, und dies in unvergleichlich größerem Ausmaße, Mitarbeit und
gegenseitiges Abhängigkeitsgefühl unter sie. Ein kosmopolitisches Handelsreich
ist auf einem weltumfassenden Kreditsystem begründet und kettet so die Ver-
mögenswerte von Menschen, die sich nach Rasse, Sprache und Nationalität von-
einander scheiden, unlöslich aneinander. Die vornehmlichste Wirkung hiervon ist
wiederum nicht ein Entfremden, sondern eine Gemeindebildung und ein Aufrichten
einer Interessengleichheit zwischen den Massen aller Nationen. Kommt Über-
fluß, nehmen der Engländer und der Deutsche gleichen Nutzanteil an ihm;
kommt Mangel, leiden sie zusammen. Es kann ebensowenig ein Schaden in das
ökonomische Leben der einen Volksgruppe treten, der nicht rückwirkend den Wohl-
stand der andern angreifen würde, ökonomisch sind sie in der Tat nicht zwei ge-
trennte Gruppen, sondern zwei Teile eines größeren Ganzen; die sie trennenden
wenigen Seemeilen entsprechen in keiner Weise einer ökonomischen Trennungs-
linie, oder irgend einer Teilung ökonomischer Interessen. — Ein allgemeiner
Überblick über die ganze ökonomische Struktur zwingt uns dementsprechend zu
dem Anerkenntnis, daß a priori für die Eristenz irgend welchen Streits oder Kon-
flikts zwischen den zwei Völkern kein Untergrund vorhanden ist. Ebensowenig
aber offenbart eine Untersuchung der Streitpunkte, derentwegen die Regierungen
von Zeit zu Zeit in Konflikt geraten, irgend eine vernunftgemäße Basis für eine
kostspielige und gefährliche internationale Rivalität. — Man fragt: Welche
Zielwerte sind's, für welche die feindseligen Diplomatenschulen so emsig streiten;
sie wissen doch, daß sie in ihrem Streite Leben und Wohlstand ihrer Mitunter»
tanen gefährden, in Verfolg desselben ungeheure Geldsummen, die von diesen Mit-
untertanen aufgebracht werden müssen, verausgaben? — Iene, die die Risikos und
Lasten tragen, erhalten keine ausreichende Antwort. Man sagt ihnen, daß die zwei
Nationen um Kolonien und Handelsausdehnung streiten, daß „Deutschland einen
Platz an der Sonne verlange", daß „England Handelsvorteile" in diesem oder
jenem Erdwinkel suche. — Für eine Zeit befriedigten sie diese Antworten. Heute aber
beginnen sie zu fragen, ob sie in der Tat irgend einen Sinn haben. Die Deutschen
fragen: Welcher Nutzen wird den einzelnen Deutschen aus dem „Besitz" dieses
Platzes an der Sonne hervorwachsen? Der Bauer und Arbeiter hat deshalb keine
größere Wärme, weil die deutsche Fahne über tropischen Landstrichen weht. Sie

finden, daß sie weder Anteil noch Aktien an diesen neuen „Besitzungen" ihres Landes haben; diese vielmehr nach angestellter Prüfung in der Hand weniger Privatleute, die vielleicht nicht einmal deutscher Nationalität sind, liegen. Der Engländer wiederum findet, daß Handelsprivilegien ähnlicherweise in den Besitz einer kleinen Zahl von Handelsmännern und Konzessionsinhabern geraten; diese seien willig genug, die Hilfe der Nation zur Sicherung von Konzessionen und Handelsrechten anzunehmen, zeigen aber eine unüberwindliche Abneigung gegen das Anerkenntnis, daß die Nation einiges Interesse an ihren (jener Männer) Nutzanteilen habe. — Die Massen in beiden Ländern beginnen, diese Dinge immer klarer und klarer zu sehen; sie beginnen, diese internationalen Kämpfe als bloße Kunstgriffe zu betrachten, die von profitsuchenden Kapitalistengruppcn eingefädelt und genährt werden, während das Volk die Kosten bezahlen muß; sie beginnen zu erkennen, daß die Trennung zwischen Nation und Nation die Hände jener, die das Volk ausnutzen und bedrücken, stärkt und daß die in sich entzweite Demokratie jene Vergewaltigung nicht abwehren kann. Sobald aber einmal diese Dinge erkannt worden sind, wird das Verlangen immer gebieterischer, daß — nicht aus sentimentalen, sondern dem praktischsten aller Gründe — diese innere Zerrissenheit ihr Ende finde und eine aufrichtige Einigung der Volker, basiert auf der Erkenntnis der Interessengemeinsamkeit, ins Leben trete. —

Für den Augenblick freilich bleibt dieses Verlangen unwirksam. Die Führung internationaler Angelegenheiten ist eben aus ihrer Sehweite gerückt und den Händen einer enggeschlossenen Kaste anvertraut worden, die, in Traditionen und Glaubenssätze eines vergangenen Zeitalters versenkt, die Gedanken und Bedürfnisse der Demokratie nicht versteht, sie also auch nicht beachten kann. Die Wellen der öffentlichen Meinung schlagen vergeblich gegen die Mauern der Downingstreet und der Wilhelmstraße, und die Männer darinnen schmieden und planen, ungeachtet, weil unbewußt der draußen sich ändernden Welt, gegeneinander, wie's ihre Vorgänger getan, die noch despotischen Königen gedient haben. — Wie lange diese Ordnung der Dinge noch anhalten mag, zaudert man, vorauszusagen. Es kann aber nicht lange währen, wenn auch die Regierungen, im Interesse, vor allem andern die bestehende soziale Ordnung zu erhalten, ihr Bestes daran setzen mögen, ihre Untertanen zu blenden und diese Ordnung als die wirksamste Weise, eine voranschreitende Demokratie in ihrem Wege zu hemmen, andauern zu lassen. Solange diese nicht ihr Ende findet; solange, bis das Volk sich von den Diplomaten und den Traditionen der Diplomatie nicht befreien wird; solange, bis franke und freie Aussprache über Wirklichkeiten an die Stelle der Intrigue und des Geflüsters, des Ränkeschmiedens und Gegenränkeschmiedens treten, ja solange wird auch nicht dauernder, sicherer Friede erreicht werden. — Haldane Missionen, Marschall-Missionen, Unterhaltungen und Schriftwechsel können nichts von Wert schaffen. Denn aller dieser Zielpunkt richtet sich darauf, eine Beilegung von ungerechtfertigten Differenzen, welche die Nationen nach

ihrer Behauptung trennen, zu erreichen. Dem entgegen fußt die notwendige und erste Bedingung einer internationalen Übereinstimmung darin, daß die Erkenntnis zur Anerkennung komme: Da Nationen in keinem Sinne homogene Einheiten und als solche sich bekämpfende Gruppen sind, gibt es zwischen ihnen nicht und kann es nicht geben eine wirkliche Differenz.

Genehmigen Sie, lieber Professor Stein, den Ausdruck rechter Hochachtung von Ihrem ganz ergebenen

16. Mai 1912. De Forest.

Offener Brief an den Herausgeber.

Mein lieber Herr Doktor!

Wie ich Ihnen schon mündlich mitgeteilt habe, habe ich nicht durch eigenes Verschulden, sondern durch den Drang der Pflicht leider keine Zeit gefunden, meiner Hoffnung entsprechend den Artikel für „Nord und Süd" in diesem Monat zu schreiben. Da Zeitmangel und Überhastung häufig Gründe zum Mißverständnis abgeben, wäre es andererseits unratsam gewesen, das Thema (der Verständigung zwischen Deutschland und England) in einem gedrängten Briefe anzurühren.

In der letzten Woche sind die Verhältnisse für diejenigen, die meinen Standpunkt teilen, offensichtlich schwierigere geworden. Der Wechsel in der Botschaft verursacht wieder erhebliche Störung der bezüglichen Gedankenrichtung, u. z. gerade im Augenblicke, wo Beruhigung höchlichst geboten erschiene. Kein Unionist könnte also in diesem Augenblicke (zu Ihrer Frage) schriftstellerisch Stellung nehmen, ohne die Tatsache zu betonen, daß die Entente cordiale für uns ein ebenso dauerndes und grundlegendes Prinzip der Politik bedeutet, wie es die Allianz mit Osterreich für Ihr großes Vaterland ist. In 14 Tagen etwa wird die Luft reiner sein; dann wird es möglich sein, mit geeigneter Klarheit und mit ausgeglichener Überzeugung zu schreiben. Ohne Frankreich mit herzlichem Gefühl auf dem ganzen Wege in unserer Begleitung zu haben, können wir nichts Gutes schaffen. Ich bin überzeugt, daß Herr Professor Stein derselben gesunden Ansicht ist*). Von diesem Briefe können Sie den Ihnen geeignet erscheinenden Gebrauch machen.

Mit den besten Wünschen bitte ich Sie, sich überzeugt zu halten von der aufrichtigen Ergebenheit Ihres

I. L. Garvin (T6iwr ot ..?aU KlaU 622ette")

') «nmeliuno de» tzelcuuaedel». obigen Allel Hai tzell Vllloin <m den «nglllchen N«t«t« VNn „Nord und Lud" o«lichtet und <m«»lüHIch genehmigt, daß el in fleiel M»r>«Wng »n dl«I« Ltelle erscheint. D» Herl <llaloln mich »postloph!«lt, mich!« ich betonn,, daß mein einleitend«! Aufsatz dem Gedankengang Valoin» ich«, ««» gegeickommt. Mein« lftlmel lautet <!, oben s. 278): Dl« Dil«»!« soll »«gebahnt »I« oollz»g« n »»ld«n >»llch«n lntent« und «llliand«, Ludlolg Ltein.

Leopold Katscher:
„Steyd, dieser gute Mensch."
London, den 1. Mai 1912.
Kein Geringerer als der große Thomas Carlyle, in dessen letzte Lebensjahre der Anfang von Steads Londoner Tätigkeit fiel, sprach die Worte, die ich diesen Zeilen zur Überschrift gebe. Der bedeutende und hochsinnige Mann, der mit der „Titanic" in so trauriger Weise viel zu vorzeitig unterging, wird jetzt in der gesamten englischen Presse wegen seiner außerordentlichen Güte und Selbstlosigkeit von Feind wie Freund hochgepriesen, obwohl seine schweren Fehler — und wer hätte keine! — nicht verschwiegen werden. „Wo viel Licht, ist auch viel Schatten", galt auch von ihm; aber — und dadurch unterscheidet er sich von den meisten hervorragenden Männern — bei ihm überwogen die Vorzüge die Schwächen bei weitem.
Ritterliche Güte und Selbstlosigkeit bis zur Übertreibung — ja, das war der Hauptgrundzug seines Wesens. Die Interessen der Unterdrückten, der Wehrlosen, der Vergewaltigten, der Entrechteten, der ganzen Menschheit standen ihm weit höher als die Rücksicht auf die eigenen. Unerschrockenheit, Unentwegtheit, Heldenmut, zähe Willens» und Tatkraft, hinreißende Rednergabe, bedeutendes Organisationstalent, origineller Gedankenreichtum, glänzende, packende, lichtvolle Schreibweise, Gesinnungstüchtigkeit, Überzeugungstreue, Charakterfestigkeit gehörten ebenfalls zu seinen hervorragenden Eigenschaften. Ihnen stehen gegenüber seine Vorliebe für Spiritismus und automatische Geisterhandschrift, seine Einseitigkeit in russischen Dingen — verschuldet durch seine enge, frühzeitig begonnene jahrzehntelange Freundschaft mit Olga Novikow, der geistvollen Vorkämpferin russischer Interessen in England, der auch Gladstones große Russenfreundlichkeit zuzuschreiben war —, seine Bewunderung für den Imperialistenhalbgott Cecil Rhodes trotz strenger Verwerfung von dessen Politik, seine zeitweiligen Unbesonnenheiten und scheinbaren Widersprüche in politischen Dingen, sein Begeisterungsüberschwang in Angelegenheiten, die es nicht verdienten. Er war eine seltsame Mischung von Prediger, Prophet, Fanatiker, Don Quijote, Philanthrop, sonderbarem Schwärmer und hypermodernem Sensationsjournalisten, von frommem Visionär und radikalem Neuerer. Derselbe Mann, der die ausgepichtesten Reporterkniffe ersann, um sich aufsehenerregenden „Stoff" zu sichern, derselbe, der das „Interview" auf die höchste Stufe der Vollendung brachte und die im Halbschlummer liegende englische Presse mit Sturm und Krach, mit Blitz und Donner zu neuem Leben erweckte und zu gründlicher Selbstumgestaltung zwang — derselbe Mann war oft von erstaunlicher Naivität und rührender Unbeholfenheit, nahm sich jedes Menschen an, der sich an ihn um Rat und Hilfe wandte, erlitt eine drei-

monatliche Gefängnisstrafe für Kämpfe zugunsten der an alte Lüstlinge verschacher-
ten kleinen Mädchen und opferte Vermögen wie Einfluß im Interesse der Buren
während des südafrikanischen Krieges, obwohl er jederzeit vorher und seither be-
wiesen hat, welch glühender britischer Patriot er war. Aus der gleichen Gerechtig-
keitsliebe heraus setzte er sich, obwohl sonst Italienfreund und Türkeigegner, wäh-
rend des jetzigen Tripolisfeldzuges mit gewohntem Feuereifer für die Türkei und
gegen Italien ein.

Nachdem er die bekannte alte „Pall Mall Gazette", die er viele Iahre hin-
durch leitete, zu einem eminent sozialrcformerischen Organe gemacht hatte, schuf
er sich, um völlig unabhängig zu singen und zu sagen, was er auf dem Herzen hatte,
ein eigenes, völlig neuartiges Organ in seiner vortrefflichen Monatsschrift
„Review of Reviews", die, sehr beliebt und angesehen, ein Mittelding zwischen
großzügiger Zeitschrift und Revüenschau bildet und ein völlig Steadsches Gepräge
aufwies, da er sie größtenteils selber schrieb — auch die Auszüge aus den anderen
Monatsblättern! Eine eigene Tageszeitung, „The Daily Paper", die er mit
seltener Originalität und größter geschäftlicher Geschicklichkeit im Iahre 1904
gründete, konnte sich nur kurze Zeit halten, weil sie auf allzu hochfliegend idealen
und beispiellos schablonenwidrigen redaktionellen Grundlagen beruhte. Er konnte
somit seinen alten Plan, der Presse zu zeigen, wie sie zum Mittelpunkte des sozialen
Lebens der Nation gemacht werden könnte, leider nicht durchführen.

Nichts war für seine Denkweise so bezeichnend wie sein herrlicher Wahl-
spruch „Verbindung aller Liebenden im Dienste aller Leidenden". Eines Apostels
würdig, hängt dieses Wort in großen Buchstaben, mit schönen Arabesken ver-
ziert, an einer Wand seiner Redaktionsstube. Diese ist sehr interessant ausgestattet.
Am auffälligsten fand ich stets die gewaltige Anzahl von mit Widmungen ver-
sehenen Photographien hervorragender Persönlichkeiten der ganzen Erde. Sein
Freundes- und Bekanntenkreis erstreckte sich denn auch ins Endlose. Einer seiner
Bewunderer, der amerikanische Sozialreformer Flower, bezeichnete ihn mit Recht
als einen „Vertreter des besten Typus des Menschen des 20. Iahrhunderts".
Schon seine seelenvollen, mildblickenden Augen, seine edle, klare, offene, bis zuletzt
runzellos gebliebene Stirn und sein langwallender Bart waren für ihn charakte-
ristisch. Er war ein sehr schöner Mann trotz seiner 63 Iahre.

In seiner Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit, in Wort und Schrift,
konnte er seine geistliche Herkunft nie verleugnen. Er war nämlich eines der zehn
Kinder eines ungemein armen Dissidentenpredigers. Er gehörte zu den erstaun-
lichsten „«eltma6e inen" aller Zeiten. Alles, was er war, wurde er aus sich
selbst heraus. Als Geschäftslehrling gab er seinen winzigen Lohn dem Vater und
behielt wöchentlich nur drei Pence zurück, die er für Bücher ausgab. Er opferte
damals der Selbstfortbildung durch Lektüre die Abende und Nächte und erhielt
schon mit 15 Iahren einen für einen Zeitungsartikel über Cromwell ausgeschriebe-
nen Preis. Sechs Jahre später wurde ihm bereits die Chefredaktion eines Lokal-

blattes übertragen, welches er zu so hohem Ansehen in ganz England brachte, daß
der große Iohn Morien ihn zur „Pall Mall Gazette" berief.
Auf die Gestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse seines Vater-
landes hat er oft einen weitgehenden Einfluß genommen. Durch ihn kam General
Gordon in den Sudan, durch ihn wurde Sir Charles Dilke gestürzt, er erzwang
durch seine sensationelle Veröffentlichung „Der Iungferntribut im modernen
Babel" ein segensreiches Mädchen- und Kinderschutzgesetz usw. Vor allem trug er
viel bei zur Annäherung Englands an Deutschland. Nicht nur in Wort und
Schrift, sondern auch durch praktische Betätigung, indem er die bekannten Aus-
tauschbesuche zwischen beiden Ländern zuerst anregte und nachher ebenso werktätig
wie opferwillig förderte. Er war durch und durch eine Kampfnatur, aber er
kämpfte für friedliche Zwecke und in erster Reihe wohl für den Völkerfrieden, für
internationale Verständigung, für Schiedsgerichte und Abrüstung, gegen Krieg
und Verhetzung. Auf diesem Gebiete habe ich seit 1898 soviel mit ihm zusammen
gearbeitet, daß ich genau weiß, wie wenig die Welt ahnt, welch weittragende,
mutige, selbstlose und nützliche Tätigkeit er in diesen Dingen entfaltete; ich bedaure
sehr, daß Raummangel es mir unmöglich macht, auf diesen Punkt näher einzugehen.

S. Süßmann:

Ausstellung der Berliner Sezession 1912.

In dem kunstkritischen Getriebe, das in unserer, wie in jeder Zeit den Markt
erfüllt, gibt es vielleicht nur eine, immer wiederkehrende Erscheinung von Interesse,
und zwar die ewigen Versuche eine künstlerische Norm für möglichst lange Dauer zu
etablieren. Die Ergänzung dieser Erscheinung liegt in dem Quantum Duldsam-
keit, das von mancher Seite angewandt wird, um die eigene Überlebtheit nicht
zu schnell eintreten zu lassen. Es ist kein Zweifel darüber möglich, daß gewisse
Begeisterungen, es handle sich nun um Richard Strauß oder Mathisse, Dehmel
oder Kandinskn, gegen das eigene Gefühl propagiert werden. Zeitungsleser haben
meist ein schlechtes Gedächtnis. Vierzehn Tage Abstand und man kann vertrauens'
voll zwischen den Zeilen revocieren. Geht der Atout aber durch, dann kann man
sich bei Iubiläen, silbernen und goldenen Hochzeiten des betreffenden Autors als
„Vorkämpfer" herumreichen lassen.
Die Ausstellung der Berliner Sezession bietet diesmal in einem Teile, der
größer ist als unbedingt erforderlich wäre, ein Bild trostloser Anarchie. Hat die

Furcht vor dem „Überranntwerden" die Annahmebereitwilligkeit so ausgedehnt? Hat die Berliner Sezession schon den Instinkt älterer Damen, aufzulegen, um nicht wieder zu hören, sie sei erstarrt? <Hui«n 8abe? —

Der folgenschwerste Irrtum von Kunstrichtern und Laien beruht auf folgender Deduktion: Gärende Hirne hat es immer gegeben, van Gogh war auch eins, warum soll der und jener nicht auch die gleiche Anwartschaft haben? So Urteilende übersehen immer, daß Leute wie van Gogh, Feuerbach und andere, deren Stellung heute mehr oder weniger fest ist, im wildesten Sturm und Drang eine Selbstdiszi» plin, ein Zusammenreißen gezeigt haben, das auf keinen Fall mit der geradezu beleidigenden Kinderei zu vergleichen ist, in der man vielerorts malt und bosselt, von anderen „Künsten" zu schweigen.

Man soll auch die guten, die notwendigen, die unerläßlichen Seiten der Konvention nicht unterschätzen. Die Berliner Sezession braucht eine rigorose Aufnahme-Instanz, wenn sie überhaupt Daseinsberechtigung auch weiterhin beanspruchen will.

Es ist nicht nötig, daß man auch am Kurfürstendamm jene Scherze zu sehen bekommt, die im vorigen Iahre in der Potsdamerstraße ziemlich unbeachtet serviert wurden.

Grinsende Ironie nur kann van Gogh, Hans Thoma, Leibl mit jenen Herrschaften in eine Ausstellung sperren. Naivität soll man konservieren, aber an der rechten Stelle.

Der „Iunimorgen" Hans Thomas zeigt alle Merkmale der Vollendung. Die Ökonomie der Töne, das Format, die Technik, die so bravourös und zugleich delikat ist, daß man von ihr wie von einer ehrbaren Frau möglichst wenig sprechen möchte. All das ergibt das Maß der Klassik, einer Klassik, wie wir sie, ach, so nötig haben.

Leibls Porträt einer Dame, grau-blau, mit dem oberdeutschen Kopf und dem fast durchsichtigen Fleisch ist zur Genüge bekannt.

Das Kapitel Mar Liebermann gehört seit längerem zu den weniger erfreulichen des deutschen Kunstbetriebes. Die Zeiten der Flachsscheuer in Lären (Berlin), der Neheflickerinnen (Hamburg), sind lange dahin und um zu sehen, daß der Meister zeichnerisch in den letzten Iahren unendlich viel verloren hat, bedarf es keines besonders scharfen Auges. Man tut ja unrecht, wenn man, wie das geschieht, jährlich eine Steigerung in der Qualität seiner Bilder feststellt. Immer mehr offenbart sich die Unmöglichkeit bei Liebermann, Gruppen zusammenzunehmen. Sein Corso am Monte Pincio ist geradezu schlecht und koloristisch unglücklich. — Wenn Draufgänger Draufgänger bleiben und die Gefahr des Danebenhauens immer wieder in den Kauf nehmen, so wird niemand diese Konsequenz

tadeln wollen. Wenn hinter der revolutionären Geste eine Persönlichkeit steht — siehe oben — dann braucht man nicht bange zu sein. Wenn sich der Most noch so absurd gebärdet — Wie aber, wenn der Iakobiner sentimental wird? Kopfschüttelnd steht man vor einem Bilde, das Corinth „Huldigung an Michel-Angelo" nennt. Ein formal und koloristisch unmögliches Konglomerat von Blumen, dahinter ein Kopf (gemalte Plastik). Ich fürchte, der große Florentiner würde diese Huldigung unliebenswürdig zurückweisen. Wenn Corinth weiter Atelierskizzen wie den mecklenburgischen Viehhirten ausstellt, dann wird ihm klar zu machen sein, daß solche Produkte nur einer geringen Zahl von Bekannten — etwa den Freunden des Hauses Corinth — zugängig zu machen wären. In dem Ausstellen solcher Versuche liegt die Gefahr, daß das Publikum immer weiter zur Gewissenlosigkeit des Sehens erzogen wird. Ob das ein Ziel ist, das der Produktion nützen kann, ist zu bezweifeln.

Merkwürdig ist, daß ein großer Teil der Maler in der Farbe auf Dinge zurückgeht, die man längst zu den Toten rechnete. Es ist ganz gleichgültig, ob etwa Trübner, der ja eine Vergangenheit zu vertreten hat, an dieser Tünche Geschmack findet, ob Berneis zwei undiskutable Bilder ii. Ia Biedermeier anstreicht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Künstler, die farbige Bekenntnisse wie Böcklin, Manet, Hodler, Segantini, erlebt haben, an ein Kolorit glauben sollen, mit fahlen grünen Tönen, breitpinselig zurechtgestrichenem Wasser und anderem.

Mar Beckmann hat ein Herrenporträt gesandt, das außerordentlich befriedigend ist, seine Amazonenschlacht teilt das Schicksal fast aller großen Formate der letzten Zeit — die große Fläche bleibt tot — Einzelheiten sind gelungen, ja erzeptionell. Die badenden Frauen von Tuch, ebenfalls Groß-Format, stehen dem C^zanne allzunahe.

Konrad von Kardorff zeigt das gewohnte malerische Können verbunden mit gereiftem Geschmack. Seine Mutter mit Kind ist ein Kabinetstück, ebenso sein Porträt des Professors Rosenheim.

Hodler ist durch einen weiblichen Akt vertreten. Wenige, glaube ich, verschaffen sich Klarheit darüber, wie merkwürdig anarchisch sich die Produktion unserer Tage gibt. Während Hodler, dessen Iugendwerke wir noch neulich sahen, immer größer, immer einfacher werdend, alles abgestreift hat, was noch an naturalistische Äußerungen gemahnen konnte, während er in neuerer Zeit auch für die Landschaft den Stil der Monumentalität gefunden hat, der ihm die einzig mögliche Lösung zu geben scheint, wühlt man anderwärts und — ganz ohne Not, das ist das Wesentliche — im krausesten Naturalismus. Orgien der Sentimentalität, einer Romantik, an die kaum noch Konfirmanden glauben. Eine „Operation", deren Maler angespannt aufs Kompositorische geht, mit dem Erfolge, daß selbst sehr gute Augen, die schon manche Schlacht geschlagen, vergeblich bemüht bleiben, das Bild auseinanderzulesen, Bilder wie die „Opfer" von Leo Michelsohn mit einigen

anscheinend aus Papiermaschee hergestellten toten Körpern, die jede Beziehung zu den Umstehenden vermissen lassen, Dinge wie die Komposition Haslers, die einfach undefinierbar sind. Wie — ich finde kein anderes Wort — „ergreifend" redet Feuerbach in den Briefen an seine Mutter vom Handwerk in der Kunst, und er war doch ein Kerl, den das Naserümpfen unserer jüngsten Stürmer nicht kränken würde. Angesichts einer kolportagehaften Lukretia beispielsweise, wie wir sie hier zu sehen bekommen, wird es schwer überhaupt zu diskutieren und es bleibt nur zu sagen übrig, daß schon die Erörterung ganz elementarer Dinge den ungeheuren Abstand von Maler und Maler zeigen mußte. Vom Horizont schweigt man lieber. Man denkt an die von Floerke berichtete Antwort Böcklins an den Frager: Ob Ihr Sohn Talent hat? Das werden wir in 25 Iahren sehen! In diesem Zeitraum allerdings werden alle die Brutalitäten ertrinken — um neuen Platz zu machen. Wie gerne wird alles, was Verheißung bringt — auf Erfüllungen hat man längst verzichtet, begrüßt, es ist ja nach Speidels Ansicht das bequemste Wort der Kritik, zu sagen, es sei sehr schön gewesen.

Und nochmals van Gogh, dieser merkwürdige, diese Erscheinung mit germanischem Hirne und französischer Schule. Er alleine konnte auch heute zeigen, wie die wahre malerische Begabung auf das Wesentliche geht, während die malende Libertinage sich mit einer interessant sein sollenden Geste zufrieden gibt und „immerfort am schalen Zeuge klebt".

Welch ein köstliches Stück, dieses Mädchen von Arles! Wie dieser Akkord in Blau und Gelb (und was für ein Gelb) leuchtet, wie die Pose, wie alles feinste Originalität atmet. Er hat nicht nur im Porträt neues Land entdeckt, nein auch Stoffgebiete, wie das Blumenstück, hat er neu belebt. Er hat nicht nur jenes Selbstporträt mit der Palette gemacht, das den besten Porträts aller Zeiten beizuzählen wäre, seine Blumenbilder (ich denke an die Sonnenblumen) sind seit langer Zeit wieder Bilder, keine Wandbekleidungen für gute Stuben. In jeder Kleinigkeit spürt man die Freude am bezwungenen Problem. Gewiß sind Heinrich Hübners „Mimosen und Schneebälle" außerordentlich nobel und elegant, es waltet in solchen Bildern Freude am Malen, eine wohlerzogene Technik und starker dekorativer Sinn. Indes, was man von je gewußt, es ist fürwahr nicht wissenswürdig.

Man hat die „Knbisten" hergebracht, man hat dem verstorbenen Henri Rousseau einen großen Raum gegeben. Man tue, was man für gut hält, ich finde Rousseau einfach schnurrig, in Sachen der Kubisten, Futuristen und anderer Pioniere bleibe ich ebenfalls ganz ruhig. Auch die Netzhaut hat eben Grundsätze. Daran ändern auch die Käufe sehr reicher Leute nichts. Wesentlich ist in diesem Zusammenhange festzustellen, daß Theo van Rysselberghe, der zu den begabtesten Neo-Impressionisten (ach, wie neue Impressionen brachten sie damals) gehörte, heute hier Bilder ausstellt, die gar nicht mehr auf die alte Fahne weisen, sondern hübsch solid und trotzdem sehr gut sind. Der Adam von ERWciß ist stark durch Hodler

beeinflußt, im übrigen ein brillantes Bild. Von Philipp Frank badende Knaben, von Emma Pick, Breslau, ein sehr hübsches durchgearbeitetes Breslauer Rathaus. Der grau stilisierte Winterhimmel steht ausgezeichnet zu dem beschneiten Platz.
Die Plastik ist diesmal erfreulicherweise reichlich vertreten. Die „Knieende" Lehmbrucks halte ich für einen Irrtum, für den Ausdruck unbestimmter gotischer Gefühle, dagegen sieht man einige ganz ausgezeichnete Arbeiten. Gaul bietet zu einer Neuwertung keinen Anlaß, die Produktion seiner Schüler war in den letzten Iahren etwas angeschwollen, ohne neue Gebiete aufzusuchen. Das ist nicht gut. Ernst Barlach bleibt bei der alten kubisch gedrängten Form, zukunftsreicher sind Dinge wie Karl Albikers Arbeiten, die gleich Erich Stephanis Skulpturen uns neue Möglichkeiten zeigen. Es handelt sich um neue Stellungen, um Lösungen von allerlei Aufgaben, vor allen Dingen um die Heranziehung des sich Wiederholenden, Typischen.
Von Engelmann interessante drei Grazien. Von Cornes die Figur eines Iünglings, von erfreulicher Disziplin.
Von Georg Kolbe haben wir hier eine ausgezeichnete Tänzerin. Von Tuaillon einen ungarischen Stier in der alten Gehaltenheit des Meisters. Von Vonka, einem neuen Manne, einen prächtigen Tiger (Schmiedeeisen) von erstaunlicher Vereinfachtheit. Summa, es scheint wieder etwas munterer zuzugehen in der deutschen Plastik.
Die ungeheure Schnelligkeit, mit der Korruption ganze produzierende Iahrgänge ergreift, ist zu beklagen, man grübelt, man malt, man malt ohne zu grübeln, ohne überhaupt eine Anspannung, eine kleine Konzession an die Sachlichkeit. Die Zeit lindert alle Schmerzen. Was Wunder aber, daß Nietzsche auf das Angebot Steins am Wagner-Brevier mitzuarbeiten, nachdem das aus inneren Gründen längst unmöglich geworden war, sagte: „Kein Mensch weiß mehr, wie er sich zu benehmen hat." Ich denke, man kann es nachfühlen.

Hans von Hülsen
Inge
Hans von Hülsen:
Inge
Der Himmel war wie ein veilchen-
blauer Sonnenschirm, und Sterne glüh-
ten daran, als wären sie mit Goldfaden
hineingestickt.
Als aus dem erleuchteten Vestibül
des Theaters Fenice die Menge strömte
und sich in einer breiten Welle über die
weiße Treppe ergoß, flutete ihr die laue
Nachtluft entgegen.
Man war erhitzt und trunken von
dem, was man gesehen. Schneller flog
das Herz, und die Augen schimmerten
feucht. Eine Gondel nach der andern
stieß ab, und durch die Nacht hallte der
Gruß der schwarzen Gondoliere.
Barlösius stand auf der Treppe,
ans Geländer gelehnt, und schirmte mit
der Hand die Augen. Er stand im
Schatten, und wer vorUberschritt, sah
ihn kaum.
Ausschau hielt er, — sein Gesicht
war angespannt wie das des Iägers
auf dem Anstande.
Seide rauschte, schwere und kost-
bare Düfte stiegen empor. Rings war
Lachen und Bewegung: ein Durch-
einander von Akzenten, wie man es nur,
zur Zeit des Frühlings, in Venedig findet,
und auch nur, wenn Teatro Fenice seine
Pforten öffnet. Hj
Gondel auf Gondel legte an, füllte
sich, stieß ab.
Durch schwarzes Wasser glitten sie
gespenstisch den Kanal hinunter.
Barlösius lauschte und lauerte im
Schatten.
Das Haus schien unerschöpflich.
Herren im Gesellschaftsanzug, Damen
mit entblößten Schultern hüpften die
Stufen hinab.
Da kamen sie: Barlösius' Gesicht
(Novelle).
zog sich gewaltig zusammen, und sein
Blick ward scharf, wie ein Raubtierblick.
Ein älterer Herr mit Koteletts, eine
junge Dame und ein jüngerer Herr in
tadellosem evoninz-6re55 gingen zur
Gondel. Sie sprachen nichts.
Sie war es — sie war es.
Barlösius zitterte. Schweißtropfen
traten auf seine Stirn.
Sie war es — sie war es.
Er sah ihnen nach, sah, wie sie eine
Gondel nahmen, sah sie in der Dunkel-
heit verschwinden.
Schläge hallten durch die Luft, viele

Schläge. Vom Uhrturm an der Piazza kamen sie.
,^1Ie ore ventiäue", sagte jemand.
Da ging Barlösius. Er nahm keine Gondel, sondern schlenderte über den Campo San Fantino zur Via 22. U^rxc».
Wie blau und lau der Abend war!
— In den schmalen, winkeligen Straßen hörte er keinen Laut, nur seine eigenen Schritte, die das Pflaster schlugen.
Sie war es — sie war es.
In der Vis, war buntes Gewühl.
Auf dem Campo San Moisö staute sich die Menge.
Er ließ sich treiben und hielt mit der Hand den Strohhut fest.
Sie war es — sie war es.
Davon kam er nicht los.
Sie war also in Venedig! Gleichzeitig mit ihm! Was bedeutete das?
Ah, — nichts, sehr glaublicherweise.
Ein Zufall, nichts weiter.
Er dachte drei Iahre zurück. Da hatte er, in ihrem Salon, vor ihr auf den Knieen gelegen . . .
Pfui, pfui!
Wie die Menschen lärmten! Ein sehr lebhaftes Volk, diese Italiener, versuchte er zu denken.

Inge

Hans von Hülsen

Sie war hier... sie war hier ...
Er hatte sie wiedergesehen!
Er tat den stummen Wunsch:
Ich möchte dich noch einmal wieder-
sehen !
Dann trat er in das Vestibül von
Bauer-Grünwald ein, wo er logierte.
Was wollte er? — Sich umkleiden,
sich wiederherstellen und dann eine
Gondel nehmen ... Es würde halb elf
werden, mittlerweile.
Daß doch die Erinnerung nicht
weichen wollte! Er hatte vor ihr auf
den Knieen gelegen ... in seinem
geliehenen Überrock.
O pfui! Pfui!
Und dennoch . . . dennoch. —
Er stand auf dem Treppenabsatz
und war im Begriffe, emporzusteigen.
Da begann sein Herz plötzlich zu
schlagen, laut und heftig, er griff nach
dem Geländer und sein Blick wurde Narr.
Was ist das?
Da steht — da steht
Spuk. Man sollte sich zusammen-
nehmen. Dummheiten.
KommerzienratOesterheld undFräu-
lein Tochter. Zimmer 30 und 31.
Das steht da, auf schwarzer Tafel
mit weißer Kreide.
Albernheit!
Er macht einen Schritt, um hinauf-
zugehen; aber seine Beine sind schwer,
als trügen sie Bleisohlen.
Kommerzienrat Oesterheld undFräu-
lein Tochter.
Er winkt . . . winkt mechanisch mit
der Linken.
Der Portier kommt, es ist ein
Deutscher, semmelblond.
„Sagen Sie, wohnen die Herr-
schaften hier?"
Der Portier starrt ihn an.
„Aber natürlich ..." sagt er:
„Erste Etage, Zimmer 30 und 31 . . ."
„Das ist ganz unmöglich."
Er redet einfach Unsinn. Sein'Herz
schlägt wild.
Dann läuft er, wie auf der Flucht,
die Treppe hinauf.

II.

In seinem Zimmer wurde Barlösius
ruhiger. Seine Gedanken glätteten sich.
Sie war also hier. Sie wohnte im
selben Hotel. Sie wohnte auf dem
gleichen Korridor, wie er.
„(7«5t rißolo", sagte er, indem er
sich die Hände über dem Waschbecken

bürstete. Er war im Smoking.
Aber dann setzte er sich in den Korbstuhl am offenen Fenster und ließ das Haupt auf die blendende Hemdbrust sinken.
Einmal — einmal — einmal möchte ich dir noch begegnen . . Du — du — du! — Ich habe dich geliebt — irrsinnig habe ich dich geliebt — als ich noch im Dunkeln saß. Drei Iahre! Es war an einem Sonntagnachmittag, weißt du noch? Und oh! alles das vorher!
Das Abendessen bei dem gelehrten Herrn! Der venezianische Spiegel, an dem wir so lange miteinander sprachen! Weißt du das noch? Denkst du nicht mehr daran?
Wie grausam du fragtest! Ich weiß es bis heute, und nie, nie vergesse ich es. Auf dem Teppich lag ich vor dir, deine Knie umklammernd. Und du, — du gingst hinaus.
Warum gingst du hinaus? Warum hobst du mich nicht auf — zu dir empor? O, wenn ich es wüßte!
Haßtest du mich? Gingst du im Zorn?
Ich habe dich nie wiedergesehen.
Nein, das ist falsch. Ich habe dich wiedergesehen, oft, oft. Du hast mich in meinem ärmlichen Zimmer besucht, du bist immerdar bei mir gewesen, diese drei Iahre. Ich habe mit dir gesprochen, wie mit mir selber, und du hast geantwortet, wie du dir selbst antwortest.
Nun bist du hier . . .
Er erhob sich, sah in den Spiegel

und lachte, — sein ganzes, gelbes, häßlich-
düsteres Gesicht lachte.
Und daß ich hierbin,sprach erlaut,fest
und spottend: das danke ich dir! Weißt
du, was ich mir gelobt, als ich damals
von dir kam? Eine Geschichte daraus
zu machen ... Gesegnet sei der Verleger!
Gesegnet seien die Leute! Gesegnet
seist du — du — du, der ich diese Ge-
schichte danke!
Er ging zu seinem Reisekoffer und
nahm ein Buch heraus. Ein dickes Buch,
auf starkem Papier gedruckt, und auf
dem grauen Umschlag stand das Wort:
„Inge".
Barlösius lächelte.
Drei Iahre!
Viel war geschehen in diesen drei
Iahren — durch dieses Buch. Er hatte
nicht mehr sein „enthaltsames Zimmer"
in der ärmlichen Vorstadt der Residenz.
Er entlieh keine Überröcke mehr, sondern
verfügte über eine stattliche Garderobe.
Er speiste nicht mehr an dem leidlich
sauberen Tische eines kleinen Restau-
rants, sondern war auf Reisen, war in
Venedig und logierte bei Bauer-Grün-
wald, für zwanzig Lire den Tag. Wohin
er kam, man sah ihn an, wie man einen
Fürsten ansieht, wo auch sein Name
genannt wurde, da horchte man auf...
Was war geschehen? Woher diese
Veränderung? — Er war berühmt ge-
worden, und das Buch „Inge" hatte
ihn berühmt gemacht.
Barlösius lächelte.
Was war geschehen? Nichts, im
Grunde. Geringfügige Veränderungen
der Oberfläche. Er band alle Tage einen
reinen Kragen um, trug erlesene Kra-
watten und erschien im Smoking. Er
besuchte Tees und große Gesellschaften
und schrieb, ein Lächeln unbekannter
Herkunft im gelben Gesicht, Autogramme
auf die Fächer junger Damen. Das
war alles? Nein. Er reiste umher und
hielt Vorlesungsabende. Er las aus dem
Buche „Inge" gewisse Szenen vor, die
er nicht leiden mochte, und die Leute
klatschten zu seinen Füßen, sodaß er sich
verneigen mußte.
Das war alles. Ia, das war alles.
Sonst hatte sich nichts verändert.
Und wenn sie, sie . . sie ihn heute noch
einmal fragen würde, was sie damals
gefragt, er würde noch einmal antworten,
was er damals geantwortet: „Der Geist
will nicht erlöst sein." . . . Vielleicht,

daß er es weniger schroff sagen würde...
Er machte sich fertig, goß Kölnisches Wasser auf sein Taschentuch und ging. Als er die Treppe hinunterstieg, las er wieder ihren Namen.
Kommerzienrat Oesterhcld undFräulein Tochter.
Fräulein Inge.
Anna Pia, dachte er, so nannte ich sie damals . . .
Darunter stand noch ein Name:
Dr. Bruun.
Kenne ich nicht, dachte er, und ging durch den langen Korridor hinunter zum Wasserportale. Dort rief ihm der Portier eine Gondel heran. Und unter dem veilchenblauen Himmel glitt er über die totenhafte Fläche des Großen Kanals, vorbei an den schweigenden Palästen, die wie trauernde Witwen dastehen und in die dunkeln Fluten starren.

III.

Der deutsche Konsul in Venedig wohnt dampo 5an I^ucÄ. campieHo 6eIIa ckiesa. 4039. Die Gondel fährt den Großen Kanal entlang und biegt kurz vor dem Renaissancebau des Palazzo Grimani in einen schmalen und dunklen Seitenarm ein, worauf sie nach zehn weiteren Ruderschlägen am Bollwerk anlegt.
Die Fenster des Konsulatsgebäudes sind erleuchtet, sie blicken wie glühende Augen in die Nacht hinaus.
Der Konsul gibt seinen Landsleuten eine Soiree.
Die Gesellschaft ist international, man sieht Italiener mit glänzendem.

Inge
Hans von Hülsen
gewirbeltem Schnurrbart, Italienerinnen
mit bunten Fächern, Steine im Haar,
Französinnen sind da und plaudern,
behaglich in die Couchette geschmiegt...
man bemerkt den dänischen Konsul . . .
Warum ist der dänische Konsul hier?
Einer Dame wegen, — dort steht
sie, neben ihm, und spricht mit einem
deutschen Herrn, dessen Koteletts beim
Lachen auf und nieder wippen.
„Also wir werden das Vergnügen
haben?" sagt der Herr: ,,'^seß eläker
6iß' . . ich kenne es, ganz wundervoll."
„Grieg, nicht wahr?" mischt sich
eine Dame ins Gespräch, und eine andre,
eine zwanzigjährige, sagt:
„Nicht wahr, Papa? Das wurde
einmal bei uns gesungen, vor drei Iahren
etwa, eines Sonntagnachmittags . . .
Ich wußte gar nicht, daß der Tert von
meinem geliebten Andersen stammt..."
„Andersen? — Ich habe einmal den
.Improvisator' gelesen ... Ich weiß
nicht..."
Der junge Herr im eveninß-<Ire38
zuckt die Achseln.
Die zwanzigjährige Dame lacht:
„Du bist ein amusisches Geschöpf,
Lothar. Ich tue sicher nicht gut daran,
dich zu heiraten ..."
Der dänische Konsul nimmt Fräu-
lein Ionasson beiseite.
„Sie singen vor einem illustren
Publikum heute", sagt er, und macht
mit dem ausgestreckten Arm eine Be-
wegung über den ganzen Saal hin.
„Ich weiß", gibt sie zurück; „aber
einer . . . einer fehlt noch."
„Wer denn noch?"
„Ein Deutscher. Er ist seit Wochen
in Venedig, ich weiß es . . . Konsul
Stabwasser hat mir versprochen, ihn ein-
zuladen ..."
„Ein Deutscher?"
Sie geht von ihm weg und trällert:
„^eß elslcer 6iß . . . jeg elLker
6iß ...", wobei ihre Wangen ein Hauch
von Purpur streift. —
„Ach, .Othello' ist herrlich . ." sagt
die zwanzigjährige Dame. „Waren Sie
heut auch im Theater?"
Fräulein Ionasson verneint.
„Berückend, sage ich Ihnen. Sogar
Dr. Bruun war ergriffen . . ."
„Angegriffen vielmehr. ."
Man lacht. Aber über der Nasen-
wurzel des jungen Mädchens erscheint
eine kleine Falte . . . wie eine ganz,

ganz kleine Gewitterwolke am Horizont.
„Ei, ei!" droht sie, — und ihr Ton
hat, hinter allem Scherz, wirklich etwas
Drohendes.
„Das ist zu lang ", erklärt Dr. Bruun.
„Polonius!"
Einen Augenblick sehen sie sich fest
an. Was denkt die junge Dame? .Die
Grazien sind leider ausgeblieben', denkt
sie. —
Konsul Stabwasser tritt heran. Er
ist klein und untersetzt und hat eine un-
gemein knochige Nase, über der sich die
Haut spannt.
Er wechselt drei Worte mit Dr.
Bruun, und der lächelt wohlerzogen.
Dann geht der Konsul wieder, zu einer
anderen Gruppe.
Der ganze Saal steht voll solcher
plaudernder Gruppen. Das Licht der
elektrischen Krone küßt die samtnen
Nacken schöner Frauen und glitzert auf
ihrem Scheitel. Wolken von Wohl-
gerüchen schweben, unsichtbar, in der
Luft.
Konsul Stabwasser zieht die Uhr:
elf Uhr.
Er geht nach draußen, um eine
Weisung zugeben, einen Gast betreffend,
der noch erwartet wird.
Da stößt er mit ihm zusammen.
„Guten Abend, Herr Barlösius.
Es ist außerordentlich liebenswürdig .."
„O, bitte . . . Die Liebenswürdig-
keit ist allein auf Ihrer Seite, Herr
Konsul... Ich verspäte mich, ich bitte
um Entschuldigung . ."
Sie treten ein.
An der Seite von Konsul Stab-
wasser schreitet Herr Barlösius durch den

Saal, durch die Menschen. Sein gelbes,
häßlich-düsteres Gesicht lächelt scheinbar.
Er ist tadellos angezogen und sein
Scheitel glatt gebürstet.
Man erkennt ihn und flüstert seinen
Namen.
Er wird der Dame des Hauses vor-
gestellt und sagt einige Worte des
Dankes zu ihr und dem Konsul.
Ein Kreis von Lauschern und
Schauern steht um die drei herum.
„Was gibt es?" fragt das zwanzig-
jährige Mädchen Dr. Bruun, als er zu
ihr zurückkehrt.
„Barlösius", ist die kurze Antwort.
Da werden ihre durchsichtigen
Augen ganz groß.
„Der Dichter?" fragt sie.
„Der die wundervollen Sachen
schreibt, .Inge' zum Beispiel?"
fragt der dänische Konsul.
„Der Novellist Barlösius", bestätigt
ihnen Fräulein Ionosson, und ihre
Augen triumphieren.
Sie geht ihm entgegen, wie er mit
Konsul Stabwasser herankommt.
Sie macht ihm eine Verbeugung,
wie sie eigentlich eine Dame nicht macht.
Barlösius lächelt. Er reicht ihr die
Hand.
Dann sieht er Inge.
Inge Oesterheld .. . Inge, Inge,
Inge.
Er wundert sich nicht, keinen Augen-
blick.
Ihm ist, als ob er wußte, daß er
sie hier treffen würde.
Er geht auf sie zu und begrüßt sie,
— vor allen andern sie.
Ihre Augen ruhen ineinander . . .
zwei, drei Sekunden lang. Das ist ein
Friedensschluß, sprechen die Blicke . . .
Inge, Inge, Inge.
Er begrüßt auch die andern.
„Ich freue mich", sagt er zu
Dr. Bruun.
„Ich freue mich", sagt er zum
Kommerzienrat Oesterheld.
Zu ihr, — zu ihr hat er nichts gesagt.
Fräulein Ionasson fiebert — nicht
wahr?, ihre Augen blicken krank.
Sie spricht ihn an.
„Es war schon immer mein
Wunsch . ." sagt sie.
Doch da sie seinem Blicke begegnet,
bricht sie ab und wird purpurrot.
Konsul Stabwasser kommt und
klatscht übertrieben in die Hände.

Man verteilt sich, man nimmt in
den Sesseln Platz, die wahllos umher-
stehen.
„Setzen Sie sich zu mir, Herr Bar-
lösius", sagt Inge, . . sie sagt es mit
verwirrtem Lächeln. „Wir haben uns
lange nicht gesehen."
„Drei Iahre, gnädiges Fräulein."
„Wissen Sie das so genau?"
„Das vergesse ich wohl — erst
später."
Sie sieht ihm zögernd in die Augen.
Dann fühlt sie, daß Dr. Bruun hinter
ihrem Sessel steht.
„Ist es Ihnen gut gegangen, diese
drei Iahre?"
Inge, Inge, Inge, denkt er: wie
fragst du verstellt!
Aber er sagt:
„Mancherlei Anzeichen sprechen da-
für."
Er sitzt ganz dicht neben ihr, sodaß
ihre Kniee sich fast berühren; er spürt
den Duft ihres Haares.
Inge, Inge, Inge, denkt er.
Ein schmaler Goldreif schmückt ihre
Linke.
Dr. Bruun steht hinter ihr, auf die
Lehne des Sessels gestützt.
„Sie leben nicht mehr bei uns?"
„Auf Reisen, gnädiges Fräulein ...
Seit meine Bücher so sehr bemerkt
werden, lebe ich meist auf Reisen."
Musik schwimmt heran ... sie steigt
vom Flügel in der Ecke auf und schwimmt
durch die Luft heran.
Ganz leise.
Man hört auf zu sprechen.
Musik.

Inge

Hans von Hülsen

Man neigt den Kopf und macht die
Augen zu.
Der Baß summt, ganz leise.
Zwei, drei Takte.
Dann, auf einmal, eine Stimme —
glockenhell.
Man reckt den Hals, zu sehen, wer
es ist.
Fräulein Ionasson steht am Flügel.
Sie hat die Hände verschränkt, wie
im Kampf, und den Kopf zurückgeworfen.
Ihre Stirn flammt rot.
Sie singt . . . singt jenes Lied aus
dem Dänischen, das überschrieben ist
,.^eß el5ker <iiß", und von Grieg kom-
poniert.
Dli mein Gedanke, du mein Sein und
Werden,
Du meines Herzens erste Seligkeit
singt sie auf Dänisch und holt Atem, —
was die Musik sehr rührend ausdrückt:
Ich liebe dich, wie nichts auf dieser
Erden,
Ich liebe dich, ich liebe dich,
Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit!
Ihre Adern am Halse treten hervor,
dick und geschwollen.
Ich liebe dich,
singt sie:
Ieß el3ker äiß i 1"iä oß Dvißtieä
Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit!
„Grieg, nicht wahr?" flüstert Inge;
aber sie sagt es nur, um Barlösius ins
Gesicht zu sehen.
Sein Gesicht ist gelb, häßlich, un-
bewegt.
Er nickt.
„Grieg . . . .Ieß elsicer 6iß'
heißt es."
„Ich liebe dich."
Er lächelt mit den Augen.
Ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe
dich.
Fräulein Ionasson beginnt von
neuem.
Ich denke dein, kann stets nur deiner
denken,
Nur deinem Glück ist dieses Herz ge-
weiht.
Wie Gott auch mag des Lebens Schick-
sal lenken.
Ich liebe dich! . . .
Sie schmettert das heraus. Und,
indem ihre Stimme wächst — zu Riesen-
höhen wächst — und ihre Adern am
Halse hervortreten, wiederholt sie:
Ich liebe dich!
Ich liebe dich — in Zeit und Ewigkeit!

Noch einmal — weil sie sich nicht trennen kann:
Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit!
Dann senkt sie den Kopf. Zwei gedrängte Takte schweben vom Flügel empor — und ganz leise klingt es aus. Sie steht noch immer mit gesenktem Kopf und verschränkten Händen. Tränen sind in ihren Augen — diesen fieberkranken, sehnsüchtigen Augen Fräulein Ionassons.
Man atmet auf. Es ist zu hören, wie man aufatmet.
Irgend jemand klatscht in die Hände. Alle fallen ein, und Fräulein Ionasson muß sich verneigen.
Barlösius denkt an seine Vortragsabende.
Inge sieht starr geradeaus, nieder auf ihren kleinen Fuß.
„Ietzt wollen wir tanzen", sagt Dr. Bruun hinter ihr.
Da springt sie auf — und über ihrer Nasenwurzel steht eine tiefe, zornige Kerbe.
„Herr Barlösius", sagt sie: „Wollen Sie mir eine Erfrischung besorgen?"
Barlösius verneigt sich lächelnd.
Sein Blick sagt, daß er mehr sieht als andre.
„Lothar," wendet sich Inge Oesterheld an ihren Verlobten, „du bist heute unausstehlich .. . daß du es nur weißt."
Er ist erstaunt und höflich-verletzt.
„Ich bin, wie ich immer bin."
„Um so schlimmer."
Mehr sagt sie nicht.

Hans von Hülsen
Inge
Konsul Stabwasser tritt hinzu.
„Ich suche Herrn Barlösius", sagt er.
„Die Contessa Faesi möchte ihn kennen
lernen . . . Eine sehr schöngeistige
Dame..."
„Herr Barlösius ist nicht hier", gibt
Inge Oesterheld zurück; sie sagt nicht, wo
er ist, nicht, daß er gleich kommen wird ..
und Dr. Bruun wagt nicht, es zu sagen.
Konsul Stabwasser geht.
„Wie lange kennst du denn Barlösius
schon?" fragt Dr. Bruun.
„Sehr lange ..."
Sie will noch etwas sagen, da kehrt
er mit Limonade zurück.
Plaudernd gehen sie durch den Saal
und setzen sich in eine Ecke.
Barlösius hat die Brauen hoch-
gezogen und Querfalten in der Stirn.
„Ich habe Sie heute schon einmal
gesehen," sagt er, „im Theater . . .
Übrigens wohnen Sie bei Bauer-Grün-
wald ..."
Sie sieht ihm immer ins Gesicht.
„Ich wohne nämlich auch da," fährt
er fort; „seit vierzehn Tagen bin ich hier.
Wie geht es Ihnen?"
„Ich habe Sie im Theater nicht
gesehen. Die Vorstellung fesselte mich
zu sehr."
„Das bemerkte ich."
„Mir kamen mancherlei Gedanken
dabei. Ich habe — soll ich offen sein —
auch an Sie gedacht."
„An mich? Und warum?"
Sein Herz schlägt unruhig, weil er
weiß, was sie jetzt sagen wird.
„Weil auch Sie ein Othello sind."
„Nicht wahr?"
„Ein Gezeichneter."
„Eine Ausnahmeeristenz."
„Ein Fremder."
„In bürgerlichen, Sinne: ein
Mohr."
„Das ist es."
„Das ist es."
Sie sehen sich lächelnd und heftig
atmend an.
„Und weiter? Weiter haben Sie
nichts gedacht?"
„Mancherlei."
«Ich auch."
„Man hat Sie mit Ruhm gekrönt.."
„Wie Othello ... Und ich bleibe
doch ..."
„Ein Mohr."
„Voll Mißtrauen gegen ..."
„Das Glück."

„Von dem ich ausgeschlossen bin."
„Warum?"
„Haben Sie das vergessen? —
Anna Pia, Sie dürfen das nicht vergessen haben . . ."
Ihr ganzes Gesicht taucht sich in
Rot. Verwirrung ist in ihren Augen.
„Vergessen . . nein. Das nicht,
Herr Barlösius. Aber ich kann es noch
immer nicht glauben."
Er lacht:
„Man muß es erleiden, um es zu
glauben, — und das wünsche ich Ihnen
nicht."
Sie seufzt.'
„Ich bin nicht mehr, die ich war.
Drei Iahre bedeuten viel."
„Und ändern wenig, — bei nur."
Sie sieht ihn an, und ihm ist, als
läge etwas wie Hilflosigkeit in ihren
Augen.
Konsul Stabwasser geht durch den
Saal und klatscht übertrieben in die
Hände.
Musik... Musik setzt ein. Bewegung
kommt in die Gäste . . . Der Tanz
beginnt.
Dr. Bruun tritt heran, in seinem
tadellosen eveninß-6re88, und verbeugt
sich vor Inge Oesterheld.
Widerstrebend steht sie auf und
schmiegt sich in seinen Arm.
WalzerNänge . . . Der Boston-
Walzer wird getanzt.
Barlösius sieht ihr nach. Da schwebt
sie hin! Wie das Leben ... ist sie nicht
wie das Leben?
Sie ist das Leben.

Inge
Hans von Hftlsey
Er lächelt — sein ganzes gelbes
Gesicht lächelt.
„Anna Pia," sagt er ... er spricht
den lieben Namen aus, mit dem er sie
vormals nannte.
Sie kommt an ihm vorüber. In
Dr. Bruuns Arm geschmiegt, nickt sie
ihm zu.
Er starrt ihr nach.
Wie das Leben ist sie!
Inge, Inge, Inge.
Dann erhebt er sich und geht ins
Nebenzimmer, wo Korbsessel stehen.
Musik rauscht wie starke Vogel-
schwingen.
Sie drehen sich im Takte.
Fräulein Ionasson kommt zu ihm,
mit geröteten Augen.
„Sie tanzen nicht, Meister?"
„Wie schön Sie sangen", sagt er,
und nimmt ihre Hände.
Sie lacht verwirrt und glücklich.
Er aber denkt, es seien Inges Hände,
und küßt sie.
„Meister ..." haucht Fräulein Io-
nasson.
Da läßt er sie los. Er merkt, daß
es Fräulein Ionassons Hände sind, und
läßt sie los.
„Sie sangen hübsch ..." sagt er,
„lieben Sie Grieg?"
Fräulein Ionasson kann gar nicht
antworten. Sie läuft hinaus, ein Herr
fängt sie auf und dreht sich mit ihr im
Tanze.
Erfrischungen werden gereicht,
Schüsseln mit Brötchen und Eisgetränke.
I)r. Bruun erscheint vorübergehend
im Türrahmen. Er wirft einen Blick
auf Barlösius und verschwindet.
Inge, Inge, Inge.
„Drei Iahre bedeuten viel."
„Und ändern wenig — bei mir."
Und dann — ihr Blick, in dem
etwas wie Hilflosigkeit lag . . .
Inge, Inge, Inge.
„Nein," denkt Barlösius, „drei Iahre
ändern wahrhaftig wenig. Es steht heute
mit mir genau so, wie es vor drei Iahren
stand . . ."
Er steht auf.
Da kommt sie, und er geht ihr ent-
gegen.
„Ich dachte," sagt sie, „Sie würden
mich zum Tanze auffordern . . . Herr
Barlösius?"
Er sieht sie an.
„Gern . . gern . . . Aber . . ."

„Aber?"
„Sie würden es bereuen."
„Bereuen?"
Er schüttelt den Kopf.
„Denken Sie an die arme Desde-
mona!"
Ein Schatten überfliegt ihr Gesicht.
„Ich fürchte mich nicht, Othello,"
sagt sie und sieht ihn fest an. Sie
sprechen ganz leise, aber Heftigkeit und
Leidenschaft ist in ihren Stimmen —
als ginge es um Leben und Tod.
„Ich bin nicht dieser Othello. Ich
bin nicht eifersüchtig und habe keinen
Grund, es zu sein."
— „Dr. Bruun sagte mir, daß Sie
hier ganz allein säßen."
Er weiß, warum sie das jetzt, gerade
jetzt erwähnt. Er lächelt.
„Vergeben Sie mir, Anna «Pia,
heute tanze ich nicht mit Ihnen. Die
Wahrheit ist, daß ich mir nicht traue ...
Das Fleisch ist schwach, wenn Musik es
entnervt..."
„Was wäre dann?
„Es würde mit Schimpf und
Schande enden."
„Drei Iahre ... die bedeuten viel."
„Schimpf und Schande — das wäre
gleichwohl das Ende."
„Ungläubig sind Sie."
„Gegen wen?"
„Gegen ... das Glück, meinet-
wegen."
„Glück? — Ich kenne das nicht.
Ich habe das nie gekannt. Ich darf
das nicht kennen. Wer hätte mich auch
dran glauben gelehrt? Mein Leben,
mein Erleben war dazu kaum angetan."

Hans von Hülsen
Inge
„Wie bitter Sie sprechen ... wie
unerlöst..."
„Glück. . . Das ist etwas für die
Intakten, die nicht irgendwie schwarz
sind, für die Gewöhnlichen, für des
Volkes reiche, lockige Lieblinge. Für
die da drinnen ist es . . . für diesen
Dr. Bruun ... für Sie, Anna Pia,
das verzeihen Sie mir ..."
„Sie verachten mich?"
„Ich preise Sie über alles
preise ich Sie glücklich!"
„Was ist das für ein Glück, das man
mit — denen teilt?"
Er sieht sie stumm an.
„Drei Iahre", spricht er langsam
und mit zitternder Stimme, „bedeuten
viel."
„Alles, oftmals."
Er ist bewegt. Seine Augen flackern
wie in gewissen Stunden des einsamen
Rausches am Arbeitstisch. Aber dann
wird sein gelbes, häßliches Gesicht ganz
düster.
„Nein, nein!" ruft er. „Ich habe
vor Ihnen auf den Knien gelegen, da-
mals! Sie sind hinausgegangen, und
taten recht daran! Es war ein Irrtum
— ich habe das längst erkannt... Wohl
sehnt sich der Geist nach dem Leben,
manchmal . . . Aber er darf sich nicht
erlösen lassen ... Er darf es nicht! —
Adieu, Anna Pia", fährt er ruhiger
fort. „Ich störe Ihren Frieden nicht.
Ich lasse Sie in Ihrem Glück ..."
„Ich bin nicht glücklich! Ich bin es
nie gewesen, diese Iahre lang . . . seit
damals!"
Er hat sich schon wieder gefunden.
„Das ist Dr. Bruuns Angelegen-
heit," sagt er und lacht.
Sie läßt die halb erhobenen Arme
sinken.
„Das ist nicht Ihr Ernst, Herr Bar-
lösius."
„Kann sein. — Aber ich sage Ihnen,
Inge Oesterheld: abgesehen von gewissen
unvernünftigen Stunden bin ich ganz
wunschlos. Der einzige gute Standpunkt
dem Leben gegenüber: vollkommene
Resignation."
„So gibt es doch unvernünftige
Stunden?"
Er lacht grausam.
„Ia, bei Gott, die gibt es. Sehr
unvernünftige Stunden. Man muß sich
damit abfinden und einrichten, so gut
es geht . . ."

Inge, Inge, Inge, denkt er.
„Oder man muß ihnen Genüge tun",
sagt sie, ohne den Blick von ihm zu wenden.
Er schüttelt den Kopf.
„Das ist nicht möglich. Wir beide
haben erfahren, daß es nicht möglich
ist . . ."
„Und wenn es dennoch möglich
wäre?"
Sie messen sich mit den Blicken, —
drei Sekunden lang.
„Adieu, Inge," sagt er, „adieu,
Anna Pia ... ich gehe . . . ."
„Auf Wiedersehen, nicht wahr?"
Er nickt nur mit dem Kopf. Er
hält ih« Hand in der seinen und verschwindet dann im Gewühl.
Inge Oesterheld sinkt in den Sessel,
darin er vorhin saß, und birgt das Gesicht in die Hände. Aber hinter den
Händen lächelt sie.

IV.

Kommerzienrat Oesterheld sagte zu
seiner Tochter:
„Bruun war vorhin bei mir. Er
hat eine Depesche bekommen, man ruft
ihn ins Ministerium zurück."
„Wann fährt er?" erwiderte sie
gleichmütig.
Ihr Vater sah sie mit forschendem
Blicke an.
„Heute noch. Er wollte nach dem
Frühstück kommen, sich von dir zu
verabschieden. — Das waren kurze
Ferien für ihn ",fügte er bedauernd hinzu^
„Ia, nur vierzehn Tage. Wären
wir wenigstens, statt uns an den Laghi

aufzuhalten, gleich nach Venedig gegangen."
Sie saßen auf der prächtigen Gartenterrasse bei Bauer-Grünrvold und frühstückten.
Der Maimorgen war mild und von Vogeljauchzen erfüllt.
Schläfrig lag der Kanal.
Inge Oesterheld trug ein weißes Kleid von unvergleichlicher Leichtigkeit.
Ein schmaler Goldreif wand sich durch ihr Blondhaar.
Ihr Vater saß ihr gegenüber und hatte, als sie kam, die Zeitung fortgelegt; er war auch in den Ferien ein Frühaufsteher.
„Tut es dir gar nicht leid, daß Lothar geht?" fragte er und strich seine Koteletts.
„Die Wahrheit zu reden, Papa: wenig."
„Und warum? — Er ist von der größten Aufmerksamkeit."
„Er ernüchtert mich."
„Welch ein Wvrt!"
„Auf eine abscheuliche Art ernüchtert er mich. Er paßt nicht nach Venedig. Er nimmt sich deplaciert aus in dieser feenhaften Stadt."
„Du bist hart."
„Ich habe ein Recht dazu."
Der Kommerzienrat langte wieder nach der Zeitung, um einen aufsteigenden Unmut dahinter zu verbergen. Aber die Blicke, die er dann und wann zu seiner Tochter hinübersandte, zeigten, daß er sie liebte.
Inge trank Tee und las ihre Briefe.
Auf der Terrasse saßen nur wenige Menschen, denn es war noch früh.
Eben erst hatten die bronzenen Venezianer auf dem lurre 6' orloßic» die achte Morgenstunde verkündigt.
Ein Herr kam heraus, ein Herr im hellen Sommeranzug: mit weißen, umgeschlagenen Wollbeinkleidern und blauem Iakett.
Der Kommerzienrat sah gerade auf.
„Da ist Herr Barlösius", sagte er; er hatte inzwischen erfahren, daß der Novellist in diesem Hotel wohne.
„Guten Morgen, gnädiges Fräulein," sagte Barlösius. „Herr Kommerzienrat, ich habe die Ehre . . ."
„Sind Sie auch solch ein Frühaufsteher?"
„Wer kann faulenzen? Faulenzen bei so schönen Tagen? . . Überdies, ich

habe schon meine Arbeit gemacht."
„Arbeiten Sie so früh?" fragte
Inge.
„Nur so früh. Seit ich in der Lage
bin," lachte er, „mir die Zeit auszu-
wählen, die mir am besten ist, arbeite
ich nur in den Morgenstunden ... Es
wird ganz anders, was man da macht.
Viel freier, leichter. Der Kopf ist gut
ausgeruht, wissen Sie . . . Man ist
dem Tage fremd und hat Distanz . . .
Darauf kommt letzten Endes alles an . ."
„Wie lange arbeiten Sie denn so?"
fragte der Kommerzienrat; er dachte
an sein Kontor.
„Von fünf Uhr ab, in der Regel
und im Sommer."
„Drei Stunden?"
„Wenig, nicht wahr?" lachte Bar-
lösius: „Ia, ja, ich bin ein großer Tage-
dieb vor dem Herrn! — Aber ich werde
mich hüten, nach der dritten Arbeits-
stunde noch irgend etwas Ernsthaftes
vorzunehmen."
Inge nickte mit dem blonden
Köpfchen.
„Es sind wohl besondere Bedin-
gungen, unter denen Sie arbeiten, ich
kann das ganz gut verstehen. Aber
Sie sagten vorhin, daß es. . . daß
es früher anders war?"
„Ia, solange ich Fronarbeit ver-
richten mußte, um leben zu können.
Da habe ich den ganzen Tag gearbeitet,
bis zur Dämmerung ..."
„Das war, als Sie noch bei uns
da oben wohnten, nicht wahr? In
dem .enthaltsamen' Zimmer, von dem
Sie mir erzählten ..."

Hans von Hülsen
Inge
„Es war, als ich Sie . . . kennen
lernte — es war vor drei Iahren."
Ihre Blicke kreuzten sich, wie feind-
liche Klingen.
„Es war, bevor ich .Inge' schrieb..."
„Ich muß das doch wirklich einmal
lesen," sagte der Kommerzienrat: „Wissen
Sie, unsereinem bleibt wenig Zeit für
Romane und solch Zeug . . . Man
führt ein beschäftigtes Leben . . . Aber
da ich nun den Vorzug Ihrer persönlichen
Bekanntschaft..."
Barlösius hatte ein Lächeln im
gelben Gesicht.
„O, bitte, Herr Kommerzienrat,
derangieren Sie sich nicht ... ich dis-
pensiere Sie..."
„Nein, nein, sobald es geht. . .
Meine Tochter hat ja wohl das Buch . . .
Ich wußte gar nicht, daß sie eine so
enragierte Verehrerin von Ihnen ist...
Erst jetzt merke ich es . . ."
Nicht wahr? — Inge wird ein
wenig rot. Unter ihrem gescheitelten
Haar kriecht die Röte hervor und ver-
teilt sich über die Stirn.
„Nun, Papa, Verehrerin ..."
sagte sie. „Das Buch .Inge' hat immer
auf meinem Schreibtisch gelegen, und
ich kann wohl sagen — ohne Herrn
Barlösius zu schmeicheln — daß ich
mit dem Buche einigermaßen ver-
wachsen bin. Aber Verehrerin? —
Ich habe nie Verehrungsbedürfnisse ge-
habt ..."
„Niemals? — Du hast doch, ent-
sinne ich mich, schon manchen Dichter
angebetet?"
„Angebetet! In was für Worten
du redest. .Anbeten' — das Wort wird
ebenso oft mißbraucht, wie .sündigen'.
Ich habe stets den Künstlern zuungunsten
der Referendare und Gesellschafts-
maschinen den Vorzug gegeben —
vielleicht nur deshalb, weil ich, durch
Sympathie, mehr von ihnen wußte ...
Ein Künstler ist einer, der mit Narben
bedeckt ist, die er in gefahrvollen
Kämpfen davontrug. Ich habe solche
Kämpfer immer geliebt ..."
„Wie Desdemona," sagte Bar-
lösius ernster, als sein Gesicht vorgab.
Und, da sie nicht verstand:
„Entsinnen Sie sich der Verse?
Othello sagt sie, als er ihr und ihrem
Vater gegenübersteht. Auge in Auge
mit ihr und ihrem Vater sagt er sie,
nachdem er heimlich ihr Herz gewann:

.Sie liebte mich, weil ich Gefahr
bestand.
Ich liebte sie um ihres Mitleids
willen'."
Ein Funke flog aus seinem Auge
in das ihre und zündete dort.
Dann sagte Barlösius, er müsse
fort, er wolle auf der Lagune segeln
und später am Lido baden, das tue er
alle Tage.
Nach dem Frühstück kam Dr. Bruun,
reisefertig.
Mit zärtlicher Höflichkeit küßte er
Inges Hand.
Er bedauerte, daß man ihn zurück-
rufe — allein die Pflicht ... der
müsse ein preußischer Assessor und Hilfs-
arbeiter im Finanzministerium gehorchen.
„Auf Wiedersehen also."
„Auf Wiedersehen, Lothar."
Er wollte ihre Hand zum Munde
heben, aber sie entzog sie ihm.
Der Kommerzienrat sah das alles
mit erstaunten Augen an, doch er schwieg.
So reiste Dr. Bruun ab. —
Inge, Inge, Inge.
Wie schön das ist, im Segelboot
ausgestreckt zu liegen und an dich zu
denken.
Die Lagune schläft, und träge gleitet
das Boot über ihren Rücken.
Der Himmel strahlt in reinem
Kobaltblau.
Die weißen Wölkchen sehen aus
wie Mädchen in weißen, bauschigen
Röcken, die Reigen tanzen.

Wie du sehen sie aus.
Inge, Inge, Inge.
Heut' nacht träumte ich von dir.
Du warst so schön, wie damals, an
jenem Abend bei dem gelehrten Herrn,
der uns beide einlud.
Und trugst das weinfarbene Kleid.
Heut sah ich wieder den Goldreif
in deinem Haar.
Was sagtest du doch, neulich? Du
seiest nicht mehr, die du gewesen?
Du bist es noch. Bist noch so schön.
Du bist das Leben!
Was sagtest du doch, damals! An
jenem Abend bei dem gelehrten Herrn?
Das Leben kann ihn erlösen, den
Geist.
Du kannst mich erlösen!
Ich möchte meinen Kopf in deine
Hände betten.
Du sollst mich lieb haben, hörst du
nicht?
Mich hat ja noch nie einer lieb
gehabt!
Soviele lieben mich — und keiner
hat mich lieb!
Inge, Inge, Inge!
Sie liebte mich, weil ich Gefahr
bestand.
Ich liebte sie um ihres Mitleids
willen . . .
Wie blau der Himmel ist!
Die Wellen glucksen an der Bord-
wand.
Wer hätte alles dies gedacht, vor
drei Iahren ... Als ich von dir kam,
an jenem Sonntagnachmittag ... Ich
nahm eine Droschke ... Ich wollte
nichts sehen, nicht das Leben sehen,
das lockend und lächelnd in den Schau-
fenstern thront ... Ich war fertig . . .
Und nun — nun liege ich hier, im
Angesicht Venedigs, im Segelboot, und
meine Wünsche reichen den deinen die
Hand . . .
Wenn es dennoch möglich wäre . . .
Sagtest du nicht so?
Inge, Inge, Inge:
Es ist möglich!
Ietzt ist es möglich!
Man muß nur glauben. Man muß
an die Versöhnung glauben können.
Du hast mich glauben gelehrt:
ich kann glauben . . .
Inge, Inge . . . meine Inge!

VI.

Als Kommerzienrat Oesterheld am
Sonntagnachmittag, gegen sechs Uhr,

ins Hotel zurückkehrte, fand er auf der Platte seines Sekretärs, mit einem unverschlossenen, an Dr. Bruun adressierten Briefe, eine Mitteilung seiner Tochter. Sie erinnerte ihn, daß sie zum Tee im deutschen Konsulat sei, und bat, den beiliegenden Brief zu lesen und abzuschicken.

Er schüttelte den Kopf, nahm den Bogen aus dem Umschlag und las:

„Lieber Freund. Daß diese Zeilen Dir Schmerz bereiten werden, bedauert niemand mehr als ich; aber niemand weiß auch wie ich, daß es sich nicht vermeiden läßt. So geschehe denn in aller Kürze, was geschehen muß.

Ich habe Dir versprochen. Deine Frau zu werden, doch ich kann mein Versprechen nicht halten. Ich nehme mein Wort zurück und bitte Dich nur zu begreifen, daß ich es zurücknehmen muß.

Erst hier ist mir klar geworden, daß ich einen andern liebe, — und immer geliebt habe, länger jedenfalls, als ich Dich kenne.

Es muß Dir gleichgültig sein, wer dieser andere ist.

Ich kann Dir auch heute noch nicht sagen, ob ich seine Frau werden werde. Aber Du wirst begreifen, daß ich mit der Liebe zu ihm im Herzen nicht Deine Frau werden kann.

Vor Iahren hat mich dieser Mann geliebt. Er hat es mir damals gesagt; aber da ich ihn nicht liebte, da er mir fremd und unheimlich war, so sagte ich nein.

Hans von Hülsen
Inge
Ob er mich heute noch liebt? Ich
weiß es nicht genau. Iedenfalls liebe
ich ihn, und darauf kommt es an.
Du wirst begreifen, daß ich nicht
Deine Frau werden kann.
Laß uns, wenn wir uns wieder
treffen, einander als die guten Freunde
begegnen, die wir sind und hoffentlich
bleiben.
Inge Oesterheld."
Der Kommerzienrat schüttelte den
Kopf.
Das begriff er nicht.
Er begriff nicht, daß so etwas sich
vor seinen Augen abspielen konnte.
Oder doch:
Er begriff. Denn er kannte seine
Tochter. Er kannte ihr Wesen, das
nur dem sich erschloß, den sie liebte.
Wer war er . . . der andre?
Es war der Dichter Barlösius,
ohne Zweifel.
Armer Bruun, dachte er, da ist
nichts zu machen. Darein wirst du dich
ergeben müssen.
Wenn Inge so etwas tut, so hat
sie es reiflich überlegt.
Er nahm den Brief, klebte ihn zu,
frankierte ihn und schickte ihn zur Post.
„Wenn das gnädige Fräulein zu-
rückkehrt, melden Sie es mir," sagte
er zum Portier.
Er setzte sich mit einer Zigarre auf
die Terrasse und sah nachdenklich auf
die trägen Fluten des Kanals hinaus.
Er überdachte das Schicksal seiner
Tochter.
Eine kleine Stunde war vergangen,
da wurde ihm ihre Rückkehr angezeigt,
und er begab sich auf ihr Zimmer.
„Du hast meinen Brief gelesen?"
fragte sie, indem sie ihm entgegenkam.
Er nickte.
„Auch bereits abgeschickt."
„Ich danke dir, Papa."
Er schloß sie in die Arme.
„Du weißt, mein Kind, daß ich
schrankenloses Vertrauen zu dir habe,
und ich weiß, daß ich es haben kann,
wenn auch dein Tun und Lassen mir
manchmal seltsam erscheint."
Er zog sie neben sich auf das zierliche,
lachsfarbene Sofa.
„Aber will mein Töchterchen mir
nicht wenigstens sagen, wer dieser .andre'
ist, von dem sie spricht?"
„Sollte es dir wirklich entgangen
sein?"

„Barlösius?"
„Ich liebe ihn!" Sie bettete das Köpfchen an des Vaters Brust: „Ich liebe ihn, ich liebe ihn . . ."
Ihm wurde das Herz warm, wie er sein kühles, strenges, beherrschtes Kind plötzlick so weicb und haltungslos sah.
Er strich über ihren glatten, blonden Scheitel.
„Und er?"
„Er ist so ungläubig, er glaubt an kein Glück. Glück, hat er mir neulich gesagt, Glück ist für des Volkes reiche, lockige Lieblinge..."
„Ist er nicht ein solcher Liebling des Volkes? Man liebt ihn doch überall, ihn und seine Bücher?"
„Nein, er ist hart und unselig. Er ist in der Sphäre des Geistee und der Kunst zu Eis erstarrt. Er ist kein Liebling, und sein Ruhm ist ein Mißverständnis. Ich habe Mitleid mit ihm.."
„Vielleicht liebt er dich — um dieses Mitleids willen?"
„Wie Othello dieDesdemona liebt?"
„Wie er es gestern früh sagte."
„Ich will ihn den Glauben lehren.."
Sie richtete sich auf.
„Mein gutes Kind," sagte der Kommerzienrat und küßte Inge auf die Stirn.
Dann ging er und ließ sie allein.
Es ist am besten so, dachte er.
Er kehrte in sein Zimmer zurück, nahm einen Briefbogen und schrieb an Bruun.
„Mein lieber Herr Bruun. Der Brief meiner Tochter hat Sic von

ihrem Entschlusse in Kenntnis gesetzt,
und ich habe ihm nur noch hinzuzufügen,
daß ich in einer Aussprache mit Inge
diesen Entschluß unabänderlich fand.
So sehr ich Sie bitte, nach wie vor
überzeugt zu sein, daß eine Verbindung
meiner Tochter mit Ihnen mein auf-
richtiger und herzlicher Wunsch war,
kann ich mich doch ihren Gründen nicht
verschließen und willige daher aus-
drücklich in die Lösung eines Verhält-
nisses, das allen Beteiligten zur Freude
und Ehre gereichte. Indem ich Sie,
mein lieber Herr Bruun, bitte, an die
in unserm Hause verlebte Zeit möglichst
ohne Bitterkeit zurückzudenken, füge ich
diesen Zeilen den Ausdruck meiner
großen und fortdauernden Wertschätzung
bei.
Ihr ergebener
Ocsterheld."

VII.

Inge, Inge, Inge ...
Sie liegen draußen, auf dem Lido,
weit von den Bädern entfernt, und
er hält ihre Hand.
Der Himmel ist blau, wie ein
veilchenblauer Sonnenschirm ist er aus-
gespannt.
Weiße Möwen fliegen kreischend
vorüber.
Mit breiter Zunge leckt das Meer
am Lande.
„Wie schön du bist, Inge . . .
Wie das Leben bist du!"
„Weißt du noch, was ich dir sagte,
als wir uns zum ersten Male sahen?
Daß das Leben den Geist erlösen könne?"
„Du hast mich erlöst... Du hast
mich erlöst. Aus eisigen Zonen hast du
mich in eine durchwärmte Frühlings-
landschaft geführt."
Er küßt ihre Hand.
„Du Guter . . . mein Freund,"
sagt sie:
„Wir werden glücklich sein."
Er lächelt:
„Ein Glück für mich! Es ist wie
ein Traum. Ich habe wohl gedacht,
daß Kreaturen, wie ich es bin, verdüstert
und verrucht, daß denen, die sich dem
Geist und dem Wort verschrieben haben,
kein Glück erblüht. Aber doch, doch
hat sich der Geist mir immer nach dem
Leben gesehnt . . . verlangend habe ich
die heißen Hände ausgestreckt. . . nach
einem armen Fetzen Sinnenglück. . .
Nun halt' ich dich, Geliebte, bei der

Hand ... du mein Glück, mein Friede,
meine Versöhnung mit dem Leben . . .
du meine Erlösung aus bittren Ein-
samkeiten ..."
Er bettet den Kopf in ihre Hände,
und sie schmiegt sich an seinen Nacken.
Eine Stimme singt — sie singt
wie im Traum.
Sie jauchzt und jubelt.
„Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit,
Ich liebe dich in Zeit und Ewigkeit!"
Fräulein Ionasson wandelt in den
Dünen.
Ihre Brust schwillt in Sehnen und
Iauchzen, und sie singt:
„Ieß elsker 6iß i l'id oß Lviß-
be6. . ."
Da steht sie auf der Höhe und sieht
die beiden.
Er hat den Kopf in ihre Hände
gebettet.
,,.5eß elLker "
Ihre Stimme bricht ab, ganz jäh.
Mit eingezognem Kopf läuft sie
davon . . .
Inge, Inge, Inge.

Oskar von Schütte:
Richtet nicht ....
Eine Erzählung aus den Bergen.
(Schluß.)
Rose trat ein in den großen Raum, der im Dämmerlicht des beinahe scheidenden Tages sich wölbte, gleich dem Kirchlein in ihrem Dorfe. Herrmann hatte mit dem Geigenspiel nicht aufgehört, dem sie schon lange vor der Türe gelauscht hatte. Es war gerade wie früher auch, so von einem ins andere spielte er, und immer hatte er die Geige hervorgeholt, wenn seine Gedanken am innigsten sich mit der Malerei beschäftigten. Drum war sie eingetreten, wie sie es früher immer getan hatte. Der Herrmann hatte nun aufgeblickt, ohne Überraschung im Blick, wie jemand, der erschaut, was ihm alltäglich geschieht. Er bot ihr keinen Stuhl an, und sie setzte sich, wie früher immer, auf den erhöhten Fenstertritt und horchte auf die seltsam feinen Töne, die Herrmann auf der Geige strich. Einmal sah er auf mit dem Augenzwinkern, wie vor all den Iahren. Als ob die Zeit still gestanden wäre! Durch die hohen Fensterscheiben schoß seitwärts ein greller Lichtstreifen. Es ging in die Dämmerung über. Da erhob sich die Rose.
„Nicht." Der Herrmann befahl mit einer scharfen Handbewegung.
Die Farbenpalette hatte er schon in der Hand, und mit dem Fuß schob er sich die Staffelei heran, darauf eine unbemalte Leinwand in einem Rahmen aus schwarzem Holz gespannt war.
Die Rose atmete kaum. Der Herrmann senkte die Augen in ihr Gesicht, wie in einen See. Immer tiefer sah er, immer klarer stieg ihm auf, was ihm die vielen Iahre hindurch nie wieder kommen wollte. Die Hand gehorchte den. Blick, erst zag und dann in seiner festen, schnellen Art. Es wurde fahl und bläulich in dem weiten Raum. Der Herrmann saß vor der Skizze, zurückgesunken mit dem Körper, wie mit den Sinnen. Leise erhob sich die Rose. Wer wollte da stören mit langen Reden, dachte sie. Vielleicht hat gerade jetzt die schwere Erinnerung an das Anni sein Ende gefunden, vielleicht war sie ihm wieder geboren, die reine Einfachheit seiner Iünglingsjahre. Die Rose schlich auf den Zehenspitzen nach der Türe. Da drehte der Herrmann den Kopf nach ihr. „Also, morgen wieder, genau zu demselben Licht." Die Rose nickte. Der Herrmann lächelte ihr zu, wie einer Erscheinung. „Gott helfe ihm," sagte sie leise vor sich hin, als sie die Treppen hinunterging.

„Lieber Christian.
„Du wußtes nicht übel vermerken, daß ich noch eine Woche hier bleiben werde," schrieb sie noch selbigen Abends. „Wer da helfen will, muß die Ruhe dazu finden. Ich habe alles überdacht. Wir können nun das Kind nehmen. Ich kann dem Herrmann nicht davon sprechen, und ich glaube, daß es besser ist des Kindes Triebe niederzulöschen mit dem kühlen Tau unserer Bergeinfalt. Dir aber, Christian, danke ich in meinem Herzen, daß Du mich mit Deiner Liebe gefunden hast. Sorge nicht um mich, es ist alles sicher und ruhig in mir. Die Rose, welche Deine treue Frau ist."
Um die späte Nachmittagsstunde des nächsten Tages saß sie wieder auf dem Fenstertritt. Der Herrmann spielte auf seiner Geige. Er hatte sie bestimmt erwartet, das konnte sie fühlen. Ie näher die Sonne dem Westen zusank, desto feiner und langsamer wurden die Melodien. Es kam Heimatliches hinein, mit andern verwobenen Bergliedern. Ganz plötzlich brach es mitten drin ab. Der Herrmann sah in den Himmel und auf das Bild von gestern. Das Licht strömte in weißen Bündeln herein. Der Herrmann tauchte eine breite Feierlichkeit in den Blick, wie er die Rose ansah, als könnte er seine ganze Kindheit in ihrem Gesicht wiederfinden. Vom ersten Anbeginn, da sich das zarte Nachbarskind über ihn gebeugt hatte, um zu sehen, was er da alles auf dem Papier hatte. „Ei," hatte sie erstaunt ausgerufen, „da ist ja die ganze Stadt beisammen." Und dann waren sie die ganze Iugendzeit zusammen geblieben, bis sie die Rose wegschleppten und er bald wußte, daß alles, was sie ihm damals darüber zu schreiben wußte, nur ein hilfloser Aufschrei bleiben würde, denn die Rose gehörte nicht in die Unsicherheit seines Lebens. . . .
Kam es vom Zurückdenken, oder war es kalt in dem Raum, dem wieder in bläulich fahlem Licht der Tag entschwand, die Rose fuhr fröstelnd empor. Ruhig legte der Herrmann den Pinsel weg und holte ihr Tuch, das auf dem Stuhl neben der Türe lag. Die Rose war aufgestanden, um zu gehen. Er legte langsam das Tuch um ihre Schultern.
„Du gehst wieder?" frug er langsam.
„Ich komme morgen und so lange, bis das Bild fertig ist."
„Das Bild ist fertig," der Herrmann sah sie klar an, „komm aber dennoch wieder."
„Ia. Um dieselbe Zeit?"
„Willst du, dann hol mich am Vormittag. Es ist so durchsichtig jetzt. Ich will dich am Tage sehen. Und gib mir auch einmal deine Hand."
Rose ließ ihm die Hand. Er sah lange darauf und sagte dann leise:
„Herrin vom Holunderberg."

Sie gingen in das sanfte Land hinaus am Genfer See. Manchmal
gingen sie bergan. Da blieb die Rose oft stehen und sah zurück.
„Das mußt du nicht," sagte der Herrmann gereizt. „Das tun die
Satten. Die Hungrigen schauen immer vorwärts."
„Ich verstehe dich nicht," sagte sie einfach.
„Das kann ich dir erklären. Du hast immer zurückgeschaut. Es war
das warme Deckbett der Familie, wo du unterschlupfen mußtest."
„Wäre es dir lieber, ich läge frierend auf der Landstraße?"
„Davon mußt du nicht anfangen, Rose von der Tannen." Seine
Augenbrauen zogen sich böse zusammen.
„Gerade davon muß ich sprechen, weil ich dir die Ruhe bringen möchte.
Es ist auch kein Gespenst. Es ist nur das arme Anni, die Selhoferin, und die
hat ihr armes Leben ausgehaucht in Geborgenheit auf dem Breitenast."
Der Herrmann lachte höhnisch. „Wie ihr das alles so hübsch ausgedacht hattet,
du und der dort auf dem Holunderberg. Derweilen mußte uns arme Land-
streicher der Wind zusammenführen. Schön war sie, die Selhoferin, und wenn
sie mich geliebt hätte, wäre alles gut geworden. Sie grämte sich um den dort
oben, und als sie dann mein Kind unterm Herzen trug, hab ich ihr den ganzen
Handel erzählt, wie du, die feine Rose von der Tannen, längst auf dem Berge
warst, und was für einer der dort ist. Da ist sie mir davongelaufen. Ia,
Rose, sieh mich nur an. Gut bin ich nimmer. Das hat auch seine Grenzen
nach dem, wo unsereins durch muß."
Rose zog ihr Tuch fester um die Schultern. Sie blieb stehen und lehnte
sich an einen Zaun. Dann sagte sie leise. „Es ist ein Kind da. Ein schönes,
ein besonderes Mägdlein, so sagt der Christian, und wir haben im Sinn, es
auf den Berg zu bringen, weg von den alten Grubers, die es bislang erzogen
haben. Dem Vater wurde nie nachgefragt, aber da war das schreckhaft Ähnliche
mit den Bildern und darum. Herrmann, kam ich auch, denn du mußtest davon
wissen." Die Rose wußte nicht, ob der Herrmann ihr weiter zuhörte. Er
stand da mit vorgestrecktem Körper und sah mit weiten Augen über den See
hinaus.
Es blieb lange still zwischen den beiden.
„So, so," sagte er endlich und lächelte wie fernab. „Also ein schönes
Kind, ein besonderes Kind, — ein Kind, das lebt und lacht und tanzt. Oh,
die, welche lachen und tanzen, leiden auch am meisten. Du warst immer still,
Rose, und der Herr auf dem Holunderberg, dem ich die Braut verdorben habe,
weil er sich die Meine als seine rechtmäßige Frau auf den Berg setzte, der
kann auch nicht lachen. Ein Stiller, ein Großer, ein Ehrlicher. Die Sel-
hoferin und ich, das hätte noch was werden können, ohne euch, mit eurer
erschrecklichen Nüchternheit. Lachen und leiden, das mußte so auf einmal in ein
Bild hinein. Darum, wenn sie sich gerade am meisten sehnte, die Selhoferin,

mußte sie sich lachend zur Schau stellen." — Rose fuhr fröstelnd zusammen.
„Herrmann, um deine Knabenseele, da war es wie eine Dornenhecke, da konnte keines Menschen Blick dahinter. Der Meine nur manchmal, so an hohen, hohen Festtagen. Wie herrlich muß es in deiner Knabenseele ausgesehen haben, da du noch alles vor den Menschen verbergen wolltest, und nachher ..."
Der Herrmann sah sie lange an, wie sie dastand, während ihr die Tränen einzeln in schweren Tropfen über die Wange rollten. „Du wirst wieder unterschlupfen, Rose von der Tannen. Sieh, Du fröstelst schon zum zweitenmal, und es ist Mittag mit der heißen Sonne."
Die Rose erschrak. Sie kam sich so müde vor, sie hatte zuviel hergeben müssen von ihrer Kraft in den letzten Tagen. Ia, das war des Herrmann Kunst, welche dem Menschen die Kleider vom Leibe und die Kraft aus der Seele reißen mußte, damit es etwas sei. Sie sah ihn schmerzvoll an. „Wie ein richtiger Kindlifresser bist du auch, Herrmann, deine Kunst ist ein Nimmer-satt."
Der Herrmann lachte sehr laut. „Fein bist du, Rose, aber helfen kann mir deinesgleichen nimmer."
„Dennoch habe ich dir geholfen. Einen Schritt weg vom Vergangenen. Es ist mit mir wieder ein Lebendes auf deine Leinwand gekommen." Die Rose hatte fest gesprochen.
Der Herrmann lachte noch lauter. „Und jetzt gehst du auf deinen Berg und kommst dir Wunder wie vor mit dem, was du hier ausgerichtet hast. Nüchtern ist mir mit dir, Rose, erschrecklich nüchtern. Ich möchte dich nicht einmal nackt sehen wollen." Er lachte roh. „Das erschreckt dich, „nackt" — gelt?" Sie war langsam weitergegangen. Mit einer ruhigen Art sagte sie: „Nein, Herrmann, das erschreckt mich nicht. Wir werden alle-samt nackt geboren. Mich erschreckt nur, wie du es ansiehst. Darum, Herrmann, möchte ich jetzt lieber gleich heimfahren. Wenn du einmal eine reine Sehnsucht nach deinem Kinde haben solltest, darfst du immer getrost auf den Holunderberg kommen." Sie war eilig fortgeschritten von ihm.
Der Herrmann hatte sie nicht zurückgerufen. Er hatte ihr nicht einmal nach-gesehen. Was ging ihn dies alles an. Die Moral seiner Knabenjahre, die hatte ihn auch nicht weitergebracht: aufgehalten hatte es ihn nur, daß er sich die Rose von der Tannen einredete, und da er am heißesten wünschte für sie Großes zu schaffen, fiel ihm nie etwas ein. Nur die Wirklichkeit, die breite Wirklichkeit konnte ihm helfen. Und mit der Selhoferin, da nahm er sich auch gleich alles, vom ersten Sehen an, damals auf dem Bahnhof, im Gedränge. Ia das absonderliche, flammende Wesen, das hatte Raum geschafft in seiner Phantasie. So lebendig konnte nur sein, was sündhaft ist. Und wenn er ihr auch die Kleider vom Leib gerissen hatte, so war immer mit der Wunsch dabei die. beiden zu treffen, die so an der vollen Schüssel des Alltags saßen, erstmals

sie, die Rose, die meinte, daß man mit zugeschnürtem Hals und aus aller Armseligkeit des Darbens nur gleich für sie der Große werden konnte. Keine Zeile durfte hin und hergehen zwischen ihnen, denn so lange sie, wenn auch nur für den Schein, die Herrin vom Holunderberg war, sollte es da keine Verbindung geben. Gott bewahre, denn damit hätte sie sich am Ende auch die andere Türe verschlossen, die Türe, durch die sie zu Christian kam. Die Selhoferin, sie hatte es ihm sauer genug gemacht mit der vergrämten Sehnsucht, mit der Reue um sich selbst und mit dem flammenden Haß für ihn. Er biß die Zähne aufeinander. Und dann, wenn sie ihm so dastand und auf dein bloßen Leib selbstvergessen mit der silbernen Herrinnenkette spielte — wie sie so dastand und er sah, wie sich's schon regte in ihrem jungen Leib, und wie ihn dies Wunder aufreizte, daß sie mit seinem Kind unterm Herzen sich weiter sehnte nach dem andern und seither — ja seither, da hatte er mchts anderes gesehen. Er blieb stehen. Ietzt mit einemmal war etwas stärker gewesen in den letzten Tagen. Er lief nach Hause. Oh, wie er sich freute der tiefen Farblosigkeit seiner Werkstatt. Die schweren Gardinen zog er nur zurück, wenn die Sonne nach Westen neigte. Er saß nun drinnen, aber ohne Ruhe, draußen war es doch Tag. Er riß die Vorhänge auseinander.
Er taumelte zurück vor der heilig ernsten Klarheit des Lichtes, das durch die breiten Fenster in die Werkstatt kam und, je höher der Mittag stieg, anschwoll, wie ein junger Strom, der los und ledig jeder Wehr, alles überflutete. Geblendet und betäubt konnte er nichts mehr erkennen als der Rose Bild, das wie eine ferne warme Freude sich über des Tages unmittelbare Nähe hob. Herrmann streckte die Hände vor. Immer zehrender wurde der Wunsch, nach dem Lebendigen im Bilde, nach dem, was ihm die Rose von der Tannen in den stillen Stunden von gestern und vorgestern zugeatmet hatte aus der Kindheit. Die blauen Abendschatten waren wieder im Raum, so lange hatte er dagestanden. Wie eine ferne warme Freude sah Herrmann das Bild wieder von sich wegrücken, dorthin, wo die reine Einfachheit seiner Iugend lag.

11.

Die Trudi hatten sie gestiefelt und gespornt, um sie auf die Reise zu schicken. Das Muetti hatte ihr einen Rock genäht aus Annelis Kleidungsstücken, der gar ordentlich aufs Zuwachsen bestimmt war. Die dicken Haarwellen bändigten sie ihr in zwei steifen Zöpfen, und über den kleinen Kopf zogen sie ihr eine dicke Kapuze. Das Kind stand da wie ein mittelalterlicher Ritter. Sie kam sich wichtig vor in der Vermummung. So gehörte es sich wohl auf die Reise, denn dem Großvater Gruber ging es ebenso. Immer noch fand das Muetti irgend eine Weste oder einen Halsschal, den er sich umtun mußte gegen die bittere Kälte. Und zu guter Letzt hatte der Knecht noch ordentliche

Nägel in des Trudi und des alten Gruber Stiefel eingeschlagen. Trudis
Gepäck bestand aus einem armseligen Bündelchen. Das wollte ihr zu der
gewaltigen Ausstaffierung, in der sie sich fühlte, nicht passen. Aber das Muetti
verstand heute keinen Spaß, sie mußte es zwischen die Finger nehmen, so sehr
sie sich sträubte.
„Das ist der Hochmut," jammerte das Muetti. „Die Frau Veronika
wird ihn dir schon austreiben."
Seit gestern sprach das Muetti immer von einer Frau Veronika, wie
der Prediger vom Teufel spricht. Trudi graute es, aber sie wagte gar nicht
erst zu fragen, wer mit einem Male eine Frau Veronika wäre.
Dem Muetti wurde es schwer und schwerer, als die beiden hinter dem
Wald verschwanden. Ob es einen Segen in des Christians Haus tragen wird,
dieses querköpfige, absonderliche Wesen, wie das Trudi war! Ahnungen
kamen ihr allerhand, schon seit gestern, und darum klammerte sie sich in ihren
Reden an die Frau Veronika, die, das wußte sie wohl, niemals einen Übermut
duldete. Der Christian dünkte ihr schwach und die Rose gar fein und zu
gütig für die Art, die in dem Kinde mitsteckte. Das Muetti seufzte schwer.
Es drückte sie fortab wie eine Schuld, daß sie nicht die Ausdauer zu dem
Kinde gehabt hatte. Indessen waren der Gruber und die Trudi fast an der
Station. Erst waren sie Hand in Hand ausgeschritten, wie zwei, die eine
wichtige Sache zusammen vorhaben. Eine Zeitlang wollte sie auch noch das
Bündel tragen. Im tiefsten Innern hatte sie bereits beschlossen, es bei der
nächsten Gelegenheit niederzulegen. Ie näher sie an die Station kamen,
desto einsilbiger wurde der alte Gruber. Zuerst hielten sie an der Kreuzung.
„Tu's Bündeli weg und bete hier ein stilles Vaterunser," sagte der alte Gruber
mit einer ganz tiefen Stimme.
„Hier ist doch keine Kirche," bemerkte das Trudi.
„Aber hier ist ein Gedenken," sagte der Gruber. „Wessen soll ich
gedenken?" frug das Kind beharrlich weiter.
Nur weil es gerade dem Großvater einfiel, konnte sie doch nicht beten.
Der alte Gruber schluckte ein paarmal tief, dann räusperte er vernehmlich.
Wie der Prediger im Dorf vor der Predigt. Sie legte das Bündelchen hin
und setzte sich darauf. Es wurde aber ganz kurz und sehr merkwürdig, was
der alte Gruber zu sagen hatte. Hier, gerade an dieser Stelle hatte man
sie gefunden. Die eigene Mutter war ermüdet hingefallen vor Krankheit, und
oben auf dem Breitenast war sie dann gestorben. Trudi starrte erschrocken
in die Weite. Einmal hatte eine Magd ihr erzählt, daß sie eines Tages
wie vom Himmel gefallen vor der Türe gelegen hatte und niemand wußte,
wer ihr Vater und ihre Mutter gewesen seien. Damals war sie in den Wald
gelaufen und hatte jeden Baum, jeden Vogel gefragt, ob sie Vater und Mutter
gehabt hätten. Später war ihr auch ein kleines Kätzchen zugelaufen. Sie

hatte es ins Haus genommen, und jedermann liebte es, und niemand ftug
es, wer sein Vater und Mutter wären. Vater und Mutter, das ist ein Haus,
ein Enges, dachte sie immer — vielleicht so wie der Vater Gruber und das
Muetti, die immer wollten, daß man tue, was ihnen einfiel, wenn man auch
einen ganz andern Sinn hatte.
„Ich kann nicht beten," sagte das Trudi entschlossen. „Ich kann mir
nicht vorstellen, wofür ich beten soll."
Der Vater Gruber erschrak bis in das tiefste Herz. Er fand keine Worte.
Er fand nur eine Reue, daß er heute zum erstenmale dem Kinde von seiner
Mutter sprach.
„Also laß uns weiter gehen. Vielleicht wirst du einmal selbst zu dieser
Stelle wandern und im Gebet nach deiner Mutter rufen."
„Ich weiß genau, Mutter und Vater ist nicht das Nötige."
Der alte Gruber wußte sich nicht zu helfen. Sie waren glücklicherweise
an der Station angelangt, wo es Billetts zu lösen gab und ordentlich
aufzupassen, daß man nicht in die verkehrte Richtung fuhr.
Das Trudi hatte alsbald sehr heiß in dem stark überheizten Waggon.
Auch dem Großvater tropfte es von der Stirne, aber er wagte es nicht einen
oder den andern Schal loszuwickeln. Dem Kind wurde ganz Angst. Ver-
zweifelt blickte es auf den Großvater. Da der sich nicht rührte, riß sie resolut
erst die Kapuze vom Kopf und dann das Tuch herunter.
„Dein Glück, daß die Großmutter nicht sieht, wie du dich demolierst.
Du bekommst sicher nimmer das Tuch so ordentlich verbunden und dann kommst
du wüst genug auf den Holunderberg. Wo hast du jetzt auch dein Bündel?"
„Ich habe es an der Kreuzung liegen lassen," sagte die Trudi. Der
alte Gruber war aufgesprungen. „Da soll doch gleich — Ia und der Zug
hält darum nicht auf. Trudi, du bist doch ein rechter Unsegen."
„Irgendwo hätte ich es sicher vergessen," lachte 5as Trudi leise. „So
aber ist es Eure Schuld."
An den Fenstern waren dichte Eisblumen. Man vermochte gar nicht
durch die Eisschicht in die Landschaft zu blicken. Kaum hatte das Kind mit
seinem warmen Atem ein rundes Loch aufgehaucht, war es alsbald wieder
zugefroren. Leute kamen und gingen an den Stationen, wo der Zug hielt.
Alle sahen verfroren aus und mißmutig. Die meisten auch hatten es mit der
innem Unruhe. Einige Versuche des alten Gruber, den oder jenen in ein
Gespräch zu ziehen, scheiterten meistens.
Dem Trudi wurde müde vor aller Erwartung, mit der sie einem neuen
Leben entgegenging. Ihr kleiner Kopf fing an, schlaftrunken von einer Seite
zur andern zu wackeln, wie ein Glockenschwengel. Der alte Gruber lächelte.
In solchen Fällen, es war ihm ganz deutlich erinnerlich, hatte ihn sein Vater,
da er selbst noch ein kleiner Bube war, in den Arm gebettet. Also tat er

jetzt mit dem Trudi auch, und sie schlief einen festen Kinderschlaf. Es kostete
später einige Mühe, das Kind zu erwecken. Sie rekelte sich gar behaglich
in des Großvaters Arm und sah endlich mit klar gewordenen Augen dicht
an ihm hinauf.
„Gut war's, so zu schlafen," flüsterte das Kind mit einer feinen zärtlichen
Stimme, daß es den Alten sonderbar wärmte in seinem Herzen.
„Iawohl," meinte er lächelnd. „Nun siehst du auch, daß Vater und
Mutter doch zu etwas nötig sein können."
„Ob es gerade Vater und Mutter sein müssen?" sagte das Kind nach-
denklich. „Es muß nur jemand sein. Mein Kätzchen hat gar oft warm
genistet bei mir. Es schnurrte und hat sich dabei sicher nicht gewünscht, daß
ich eine Katze wäre."
„Du bist ein richtig Losgelöstes," seufzte der alte Gruber. Ihm war
traurig, daß er dem Christian so gar keine Freuden von dem Kinde würde
versprechen können.
Der Zug hielt nun an der Station, wo sie aussteigen mußten. Das
Trudi hatte sich mit Hilfe des Großvaters ganz kunstvoll in das große Tuch
gewickelt, und die Kapuze saß auch ziemlich gerade auf den Ohren.
Der Trudi klopfte das Herz gar arg, denn nun würde der Christian
sie in einen Wagen setzen, der wie aus Wolken war. Sehen konnte man nicht
viel. Der Nebel war zu dicht. Das paßte auch zu dem, wie das Kind
sich alles vorstellte. Sie ging an der Hand des Großvaters oder vielmehr
war ihr, als schwebte sie. Es flackerten Lichter auf sie zu, und dann sprach
jemand neben ihr.
„'s Wägeli wartet vor dem Stationsgebäude," sagte eine hohe dünne
Stimme, und dazwischen schnupste es, wie Nasen in der Kälte tun.
Trudi riß sich förmlich weg von der Hand des Großvaters. „Der Herr
Amtsrichter habe auch noch eine Sitzung," meckerte die häßliche alte Stimme
weiter, „und die Frau Amtsrichterin dürfte seit der letzten Verkalkung bei diesem
Nebel nicht auf den offenen Wagen. Ihr sollet immer aufsitzen, und 's Gepäck
soll ich auch gleich mitnehmen."
Dem Trudi war es zum Losheulen. Am liebsten wäre sie auf und
davon gelaufen. Sie konnte sich denken, was zu dieser Stimme paßte. Ein
altes zerknittertes Knechtsgesicht, und so einer führte keinen Wolkenwagen.
Der alte Gruber genierte sich etwas vor dem Fuhrmann, daß es kein Gepäck
aufzuladen gab.
!. „Was des Kindes Sachen sind," sagte er endlich kleinlaut, „die würden
später nachgesandt."
Der Fuhrmann wickelte das Kind wie ein Ding in eine Pelzdecke und
schob ihm die Füße in einen Fußsack, dann half er dem alten Gruber vorsichtig

in den Wagen, und los ging es, als wäre es heller Tag. Ganz sicher machten die Pferde den gewohnten Weg.
Ie höher sie kamen, desto mehr Nebel ließen sie zurück. Der Himmel stieg aus dem undurchsichtigen Grau des Tales in rosa und violetten Streifen herauf. Auf dem Berg glühte es blutig rot von der untergehenden Sonne. Das Trudi beugte sich weit vor mit einem heißen Verlangen im Blick, Überirdisches zu schauen. Die Pferde zogen auf der hohen Ebene ordentlich an. Aller Dampf flog mit der rosenroten Luft um den Wagen herum. Die alten Gesichter des Großvaters und des Knechtes sahen aus, als flösse Glut unter den runzligen Wangen. Das Kind faltete die Hände unter der Decke. Atemlos sah sie es aufsteigen, wie einen vergoldeten Palast, das tief braune Haus mit dem neuen roten Dach drüber. Unter der Abendröte leuchtete es wie ein Feenhaus. Trudi setzte sich nun kerzengerade auf aus einem innern Drang heraus, denn dieses Haus sah sie an als ihr Eigenstes. Sie spannte die Brauen und preßte die Lippen aufeinander. Sie löste die Kapuze und riß sich die Bänder aus den harten Zöpfen, daß ihr Haar loswallen konnte und sie umgab, wie eine Krone. Erschrocken sah der Großvater auf das Kind. „Ei, was hast du dich jetzt wieder so wüst gemacht. Und keine Zeit mehr, die Haare aufzutun." Der leichte Abendwind fuhr in Trudis Gelock. Nun hielt der Wagen. Das Kind war aufgestanden, während der alte Gruber herunterkletterte. „Ihr müßt den Christian entschuldigen," grüßte die Rose den alten Gruber mit beiden Händen. „Der Himmel segne deinen Eingang, mein Kindeli." Die Rose hatte die Arme um das Kind gelegt und das Köpfchen mit den losen Haaren an ihre Wange gedrückt. Das Trudi war in seiner herben Schlankheit kaum kleiner als die Rose selbst. Nun schritten sie in das Haus. Durch alle Fenster leuchtete der untergehende Tag und Uberfirnißte mit Gold, was sonst nüchtern aussah. Das Kind hatte noch kein Wort gefunden. Es sah nur prüfend und musternd umher, ob auch alles zu dem Bilde, das in ihrem Kopf lebte, passen wollte. Endlich wurde sie in eine gar schöne, freundliche Kammer geführt mit Blumen am Fenster und hell polierten Möbeln.
„Aber nein, die verwöhnt Ihr ordentlich," rief der alte Gruber ein über das andere Mal aus.
Die Rose lächelte nur und sah das Kind, welches nichts in Erstaunen setzte, mit unverhohlener Neugierde an.
„Wollt Ihr vielleicht die Mutter grüßen," sagte die Rose. Dem alten Gruber war es recht. Indessen wollte sie des Kindes Haare zurechtbinden.
„Ist es die Frau Veronika?" flüsterte das Trudi mit einem Male. Und fast geheimnisvoll. „Ich möchte sie auch sehen."
Als die Rose eine Bewegung machte, fuhr das Kind mit hastiger Stimme dazwischen. „Ich fürchte mich nicht."

Christian stand in der Türe. Lachend frug er: „Vor wem solltest du dich fürchten?"
Demütig fast senkte das Kind den Kopf. Als Christian ihr die Hand gab, beugte sie sich nieder, wie vor einem Altarbild. Christian wurde verlegen.
„Ei, sieh doch, bist du so ein Verzagtes?"
Es entstand eine kleine Pause. Niemand wußte, was er sagen sollte.
Trudi sah plötzlich mit weit offenen Augen nach einer Türe, die gegangen war.
„Das ist die Frau Veronika," rief sie mit lauter Stimme.
Frau Veronika war es. Mit eisig unnahbarer Miene sah sie auf das Kind.
„Rose, mach diesem fremden Kinde die Haare in Ordnung. Es ist nicht alles ein Segen, was in der Welt wild aufwächst und das man von draußen weg in seinen eigenen Garten pflanzt. Warum habt Ihr sie nicht bei Euch behalten, Franz Gruber?"
Die Rose legte den Arm schützend um das Kind. Trudi starrte immer noch nach der Frau Veronika. Sie streckte den kleinen Arm gegen die Türe, welche gegangen war. „Hier ist der Himmel, und dort ist die Hölle. Ich bin im Himmel." Das Kind ergriff die Hand des Christian. Frau Veronika lachte. Es hatte sie getroffen, darum lachte sie.
Der alte Gruber schüttelte erschreckt den Kopf. „Ihr müßt es nicht übel vermerken, sie ist gar gewaltig aus dem Häuschen, die Trudi, und schwatzet so in einer Erregung heute hin. Man möchte denken, sie hätte das Fieber. Ia, darum ist es auch gleich besser, ich sage hier vor dem Kinde, warum wir, ich und mein Muetti, sie nicht auf dem Breitenast halten konnten, damit das Kind von diesem großherzigen Hause nicht klein denke und in seinem Kindergemüt nicht grüble, daß wir es von der Straße aufgelesen. Seine Mutter war wie mein eigenes Kind und mein Patenkind dazu. Darum hab ich mir das Allerbeste für des Anni Kind ausgedacht: den Christian und die Rose als Hüter seines kleinen Lebens. Wir Alten haben müde Beine, und so ein Iunges ist gar flink. Es sollte irgendwohin, wo man noch Schritt halten kann mit ihm. Ich hoffe, daß sie unserm hohen Alter noch ein rechter Segen wird und diesem Hause auch."
Das war eine Predigt, dachte das Trudi. Nötig ist so was nicht und alle schöne Zeit geht damit hin. Es drängte sie mächtig und mit aller Neubegier zu Frau Veronika.
„Ich furcht' mich doch nicht," sagte sie in die feierliche Stimmung hinein, welche allenthalben die Worte des alten Gruber hervorgebracht hatte. „Drum laß mich auch dort hineinsehen." Frau Veronika lachte wieder, und diesmal klang es besser. Ein mutiges Kind, ohne Falsch, ohne Rückhalt, anders, wie alles, was sie umgab. Sie war der Schwiegertochter gram. Es gab keinen

Erben, und überdies regierte sie so selbstverständlich und immer mit dem Hochmut, der sie die Herrin vollständig übersah. Immer kamen sie ihr mit Tatsachen, und dieses mit dem Kinde hatten sie gestern erst beiläufig erwähnt.
„Du magst kommen," sagte endlich Frau Veronika beinahe gütig.
„Morgen, morgen, Mutter," antwortete Christian und hielt des Kindes zitternde kleine Hand in der seinen. „Die Reise war ermüdend, die Trudi läßt sich nun zu Bett bringen, und morgen im hellen Tageslicht wird sie schon sehen, daß es hier nirgendwo wie in der Hölle ist."
Da Christian es wünschte, wollte Trudi auch mit eins in das helle freundliche Bett. In des Christian warmer Hand war etwas, das die Spannung ihrer flatternden unruhigen kleinen Seele löste.
„Wie muß ich dir auch sagen," frug sie die Rose, als sie sich bereits in ihrem Bette behaglich streckte. „Der Christian ist der Herr, muß ich dir Frau sagen?"
„Kannst du Vater und Mutter sagen?"^
„Warum?" frug das Kind. „Ich finde viel schöner Herr und Frau. Vater und Mutter sind welche, die immer unzufrieden sind. Der Herr ist zufrieden, und die Frau ist eine Rechte, so sagen die Mägde immer."
„Du sollst aber wie unser Kind sein." Der Rose wurde ängstlich vor diesem fremdartigen Wesen.
„Ich will lieber kein Kind sein. Ich möchte so für mich bleiben, da sein können und dort, wegbleiben oder —"
„Oder?"
„Wie eine Frau hier sein. Alles lieb gewinnen, als wäre es mit mir auf diesen Berg gefallen."
Die Rose lachte. „Dann sollst du die kleinste Frau hier sein, denn mir sagen sie kleine Frau oder die Rose."
„Rose von der Tannen, das will ich dir sagen."
„Nein, das nicht." Der Rose feine Stimme war plötzlich scharf.
Das Kind setzte sich auf im Bett. „Aber es ist schön. Es tut mir leid, wenn es dir nicht gefällt."
Es wurde nichts mehr gesprochen. Das Kind hatte sich still zurückgelegt. Die Rose stand vor dem Bett, und ihr Herz klopfte. Sie legte die Hände ineinander zum Gebet, das sie eigentlich mit dem Kinde beten wollte. Inbrünstig und laut kamen die Worte von ihren Lippen, in sich selbst erdacht, aus einer Macht entstanden, nur für sie selbst und für keines andern Menschen Ruhe.
„Gib meinem Herzen ein Licht, daß es erhelle, was im Dunkel der

Seelen schlummert. Gib meinem Herzen die Kraft, die Liebe in die Herzen der Andern zu tragen. Gib meinem Herzen die Freude, daß die Seelen der Andern drin ruhen und sich wärmen wie in der Sonne des Frühlings. Amen!"

12.

Gertruds Aufzeichnungen.

Gestern sagten sie mir, daß mein Vater ein großer Maler gewesen sei. Sie haben mir früher nie davon gesprochen, denn sonst hätte ich begriffen, warum alles, was ich erlebte, zuerst in Farben auf mich eindrang.

Ich mußte lernen, was ich immer längst wußte, aber ich mußte es lernen, mich genau so auszudrücken wie die Andern. Ieden Tag, viele Iahre hindurch mußte ich jeden Morgen an allen Farben vorbei in die häßliche dumpfe Schule gehen, mit den zusammengewürfelten Kindern darinnen. Die Augen habe ich zugekniffen, denn es war dort so häßlich, wie in dem nützlichen Garten der Frau Veronika, wo Lauch, Zwiebeln, Kohl und Rüben wachsen. Die Mädchen in der Schule hatten blaue Gesichter und Haare wie Blattstiele, bald dunkler, bald heller, aber immer in einer stumpfen unbestimmten Art. Ich hielt mich weg von allen.

Wenn ich eine Antwort gab, wie sie mir in den Sinn kam, schrie die Lehrerin, daß ich dummes Zeug schwätze und man redete, wie die andern auch. Sie war müde, die Lehrerin, darum war es ihr lieber, wenn alle das gleiche sagten. Und häßlich war sie auch wie der Mopsbastard, den wir ertränken mußten, weil so vielerlei Arten an ihm waren.

Der Herr meinte, daß man niemals des Charakters sicher sein könne, wenn ein Tier so aussieht. Die Menschen aber muß man sich so gefallen lassen. Von diesem Tag an wollte es mir gar nicht aus dem Kopf, warum man die Lehrerin nicht auch ertränkt hatte wie den Hund. Ich faßte mir denn auch ein Herz und frug den Herrn, wie es doch käme, daß die Menschen an sich mochten, was sie am Tier verachteten. Der Herr war lange still. Dann sagte er, daß die Menschen mit Einsicht begabt, widerstreitende Eigenschaften in richtiger Verbindung oft sehr nützlich verwerten können.

Die Zeit war schnell gegangen. Ieden Morgen wachte ich auf mit dem bestimmten Glauben, daß ich für jemand aufwachte. Sie waren alle immer gleich gut zu mir. Die kleine Frau verstand es lange und schöne Reden zu halten. Der Herr hörte auch gerne zu. Ich hörte nie zu. Die Stimme war mir so weich, wie warmer Föhn, bei dem man müde wurde. Es war eigentlich eine dumme Gewohnheit, über alles zu reden, während es sich draußen in Licht und Glanz von den leichtesten bis zu den schwersten Farben

offenbarte. Dann lief ich weg von den Reden. Warum haben sie mir nicht
gesagt, daß mein Vater ein Maler war. Nun ist er tot!
Der Herr holte der kleinen Frau Bild aus der Stadt, wo mein Vater
gestorben war. Ich sagte dem Herrn, daß die Neine Frau nun nicht mehr
reden brauchte, da alle die schönen Worte in viel schöneren Farben in ihr Gesicht
gemalt waren.
Die Schule hat ein Ende.
Die Frau Veronika ist heimgesucht. Sie hat es am Herzen. Sic leidet
Angst. Die Mägde und die Knechte sagen, daß es an der Zeit wäre, daß
sie auch einmal das Fürchten lernte. Die Frau Veronika ist ganz eine Art.
Ich gehe gern zu ihr, um allerhand Kurzweil zu treiben, wie sie es mag.
In ihrer Truhe verwahrt sie prächtige silberne Gollerketten und ein
goldglänzendes Mieder. Wie das herrlich ist umzutun. Die Frau Veronika
nennt es die Gaukelei, aber sie mag es gar gerne. Sie lacht aus vollem
Halse, wenn ich ihr dergestalt die „Frau Veronika" vormache.
Es ging eine lange Zeit so mit uns Beiden. Es war geheimnisvoll
vor den Andern, wenn wir uns einriegelten.
Dem Herrn war es nicht recht. Er sah mich bekümmert an. Da
erzählte ich ihm von unserem Treiben.
Die Frau verflattert seit einiger Zeit. Bald ist sie fröhlich, bald sieht
sie mit Tränen in den Augen auf uns alle.
Der Herr hingegen wächst in die Höhe, wie ein Baum, den der Sturm
etwas gebeugt hatte und der sich nun wie unter einem neuen Glück wieder
aufrichtet. In dieses Glück möchte ich mit hinein.
Die Frau Veronika verlangt nicht mehr nach mir. Es ist, als bereite
sich Größeres im Hause vor.
Die kleine Frau haben sie nach der Stadt gebracht. Die Frau Veronika
war aufgestanden, um sie in den Wagen zu betten. Alle waren mit einer
Fürsorge um die kleine Frau. Es war Unförmliches an ihr gewesen in der
letzten Zeit.
Nach einigen Tagen kam der Herr allein zurück. Sie hatten einen
Sohn mit eins.
In der Nacht darauf ist die Frau Veronika gestorben. Es war niemand
bei ihr. Sie sei vor Freude gestorben, sagten die Mägde.
Ich bin froh, daß ich nun allein geblieben bin mit dem Herrn. Ieden
andern Tag fährt er nach der Stadt.
Ich lasse die Augen überall herumgehen, als ob ich Sorge haben müßte

für das, was des Herrn ist. Die Mägde sehen mich mißtrauisch an, weil ich ihre Arbeit kenne. Der Herr kommt oft spät am Abend. Ich erwarte ihn vor dem Hause mit der Laterne. Drinnen aber ist es warm und blühendes Ziergewächs überall. Er sieht es und lächelt still. Er ist oft sehr müde.
Ich wünsche mir, daß die Frau niemals wiederkäme.
„Wie die Zeit kurzweilig ist mit dir," sagte der Herr gestern.
„Es gibt auch viel zu erleben jetzt, wenn der Frühling an die Arbeit geht."
„Du sollst auch einmal mit nach der Stadt. Die Rose fragt oft nach dir. Dann mußt du den kleinen Christian sehen. Die Rose ist noch ein gar Zartes und der Doktor möchte, daß sie erst wieder mit dem Sonnenschein hier heraufzieht. Es geht ja auch ganz gut so, du besorgst das Haus auch wie ein Altes.")
Der Herr lächelte dabei und legte mir die Hand auf den Kopf. Ich rührte mich nicht, damit er die Hand nicht zurückzöge. Ich sah ihm geradaus in die Augen. Er sah, wie in tiefen Sinnen in die meinen. Die Hand auf meinem Kopfe zitterte. Es war eine tiefe Stille in uns. Wir hörten uns atmen. Der Herr lächelte wieder. „Mir fällt ein, daß du mich für den lieben Gott angesehen hast, als du ein kleines Mädchen warst."
„Ich sehe dich nie anders," antwortete ich ernst.
Es kamen Tage, so unbeweglich schön wie Bilder. Draußen über die schwertreibenden Acker, drinnen in des Herrn Kammer. Nun fuhren wir auch nach der Stadt.
„Du bist auch verändert, Trudi. Kein Kind mehr." Die Frau sprach zu mir mit einer Stimme, der man Krankheit anhörte.
Sie nahm meine Hand. In der ihren zehrte ein Fieber.
In ihrem Blick aber lebt ein Wille. Sie wird in das Haus zurückkehren.
Sie sagte es mir mit diesen Blicken und konnte doch nicht wissen, was ich insgeheim wünschte.
Der Herr hob den kleinen Christian aus dem Bettchen und brachte ihn mir. Wie häßlich und vergrämt so ein Kind aussieht. Grau und faltig und wie ein durchlöcherter Gummiball. Ich mußte lachen. Sie nahmen es für Zärtlichkeit. Ihre Augen sahen auf das Kind, wie auf ein Wunder.
Später gingen wir zur Linni.
Dort ist ein Tollhaus. Die Kinder schreien um den Vater herum, und der lärmt noch über alle drüber. Die Linni drückt sich zwischen allen hindurch, als ob sie in ein großes Gedränge geraten wäre.
Es war gar schön, wieder auf den Berg zu fahren.

Der Herr sagt wenig. Es nagt eine Traurigkeit an ihm um die Frau.
Mich aber quälte die Neubegier, wie er es aufnehmen würde, wenn man der
Frau das Leben abspräche.
Ich wartete, daß er fragen würde. Das Unberedte vom Herrn machte
auch mich stumm.
Wir waren wie im Märchen. Die Tage hatten Siebenmeilenstiefel an.
Eine ganze Woche blieb der Herr hier oben.
Ms ich heute morgen den Kaffee in das Wohnzimmer trug, kam der
Knecht herein und sagte, der Herr sei in aller Frühe fort nach der Station.
Er ließe grüßen und käme vielleicht erst am andern Tag wieder. — Für seinen
Sinn bin ich also dennoch wie eine Magd, fuhr es mir bitter durch den Kopf.
Für so eine geht und kommt man, ohne vorher darüber zu sprechen. Ich
schämte mich. Mir war, als lächelte der alte Knecht und dachte dasselbe wie
ich auch. Ich ließ meine Beine und Hände nimmer ruhen den Tag über, und
der trug ein Schneckenhaus auf seinem Rücken. Die Sonne ging schon später
unter. Die Abende kamen nicht mehr plötzlich als wie im Winter. Auf
leisen Sohlen und von weit her kamen die Abende, als bürgen sie ein Ge-
heimnis. Ich schritt noch einmal durch das Haus, öffnete die Fenster weit
und ließ die Sonnenschatten herein. Dann wurde es still in mir, so inmitten
dieses sonderbaren Farbenvolkes, das dem Abend voran lief. Es war alles
näher bei mir. Ich fuhr mit zärtlicher Hand über alle die Geräte in der
Kammer des Herrn. In dem großen hohen Wohnzimmer schob ich die Möbel
auseinander und setzte sie in die Ecken, immer nur für zwei berechnet. Den
Tisch rückte ich in die Mitte, wie einen Erdteil für sich allein, Überall aber
in die Ecken stellte ich Blumen. Es war feierlich. Die Abendschatten er-
weiterten und vertieften alles, daß man die Enge nicht spürte, welche Jimmer-
wände an sich haben.
„Ich konnte doch noch heute heimkehren," sagte der Herr in der Türe.
Ich erschrak vor der Kraft meiner Wünsche.
Der Herr verwunderte sich über das Zimmer.
„Es ist ganz anders." Nach einer Weile meinte er: „Vielleicht muß
es jetzt auch anders sein."
Ich konnte nicht fragen, ob es schlecht ginge in der Stadt, aus Angst
vor der Kraft meiner Wünsche.
Als ich vor die Küchentüre kam, sagte die Susi, die alte Magd, daß

es sündig wäre, wie der Herr mich im Hause schalten ließe, als ob es bald
eine andere Herrin geben sollte.
Ich trat ein. Die Magd erschrak und goß sich siedendes Wasser über
die Hand, daß sie laut aufschreien mußte vor Schmerzen.
Ich holte Verbandzeug und brachte stumm die verletzte Hand in Ordnung.
Auf Schritt und Tritt lauern sie mir auf.^ Es heißt die Arme strecken,
die Glieder spannen und den Kopf hoch auf den Schultern tragen. Der Herr
muß in der Sicherheit bleiben. Wenn er was an sich merkte, würde er den
Verdacht in allen Winkeln des Hauses und des Landes sehen, und das wäre
stärker bei ihm als die Sinne.
Der Hof ist wie ein Bienenhaus. Sie stiegen heraus und herein.
Einige bringen Honig, die Andern kommen mit leeren Händen, aber alle
flattern geschäftig mit umher.
Die Frau ist wieder im Hause. Ich habe das Haus geschmückt, denn
nun heißt es die Sinne des Herrn wach halten. Er muß mich ^miterleben in
jeder Freude.
Ich nehme die Frau auf meine beiden Arme und trage sie vom Bett
in die große Stube, die blieb, wie ich sie gestellt hatte.
„Im Alten gefiel es dir wohl nicht mehr?" frug die Frau den Herrn.
Sie wollte lachen, aber es gab Tränen. Der Herr ist ohne Ahnung. Er
antwortete, daß mit dem kleinen Christian auch was Neues hinzugekommen
wäre.
Nun gefällt es der Frau auch mit all' den Blumen, die ich täglich in
Glasschalen aufstelle.
Die Frau kann nun wieder vor das Haus gehen. Der Herr war
dabei, wie bei einem Gottesdienst. Wieder legte er mir seine Hand auf den
Kopf. „Ich danke es dir," sagte er leise.
Die Frau kann mich nicht mehr als das Kind ansehen, das sie hier
hereingeholt hatte mit ihrem Segen. Ich bin ihr nun im Wege mit meiner
Kraft.
Diese Nacht schlief ich nicht. Es ist ein Kampf zwischen der Frau und
mir. Ieden Morgen sieht sie mir in das Gesicht mit einer schweren Bitte: Geh!
Ich dehne mich dann in den Sommerstrahlen und schwinge den kleinen
Christian, der weiß und fest geworden ist, in der Luft. Die Frau wird dann
blaß zum Schatten. Der Herr lacht und holt mir den Kleinen aus den
gestreckten Armen und schwingt ihn noch höher. Wir Beide sind in einer

Bewegung, in einer Freude. Die Frau ist ausgeschlossen, weil sie schwach ist. Wir greifen mit vollen Händen in unsere Kraft und spenden davon.

Es kam ein Brief vom Breitenast.

„Du solltest nach den alten Leuten sehen, Trudi," sagte die Frau voll Erwartung.

„Was denkst du, mitten in der größten Arbeit," lachte der Herr.

„Aber später," meinte die Frau mit einer vergehenden Stimme.

„Verlangt es dich nicht, Trudi," lachte der Herr weiter.

„Nein," antwortete ich fest. „Meine Heimat spüre ich hier. Als ob ich von Anbeginn hier herein gedacht worden wäre. Ich weiß auch, wie mir alles bekannt vorkam, als ich damals mit dem Vater Gruber herauffuhr. Ich hatte sicher vorher schon diesen Berg gesehen."

Der Herr senkte das Haupt. Er sah aus, als betete er im stillen.

Die Frau griff mit beiden Händen in die Stuhllehne, Über Allen war eine bange Stille.

Was das Korn hoch trug in dem Iahre, und wie das Gras üppig und bunt schoß. Den kleinen Christian holte ich mit hinaus an die Heuarbeit. Den Herrn hielt es auch nicht im Hause bei der sprühenden Wärme, die aus der Erde in des Menschen Blut stieg. Wir arbeiteten in stummem Einverstehen nebeneinander, und der Kleine mußte dabei sein, das machte Aller Freud'e zum Überlaufen. Mit lauter Fröhlichkeit schob der Herr den Wagen des kleinen Christian zurück vor das Haus, wo die Frau saß und sich die Farbe des Lebens aus dem warmen Sonnenschein holen wollte.

Heiß kamen die Tage. Heißer Atem kam von den Wiesen. Feld und Vieh und der Mensch dürsteten.

Draußen regte sich kein Halm. Das Vieh blieb liegen, und das Knechtsvolk schlich gebückt einher unter der schweren Ermattung.

Die Nächte brachten kein Labsal. Alle wälzten sich in den Kissen. Niemand schlief.

Der kleine Christian schrie nach allerlei. Es plagten ihn die Zähne. Ich holte ihn mir in meine Kammer.

Die Frau sah aus wie Knospen im Spätherbst, die nicht mehr zur Reife kommen konnten.

Der Herr trieb immer noch einen Quell von Liebe aus seinem Herzen, derweil die andern verdorrten.

„Alles nimmt Schaden," sagte der Herr traurig und sah in sein Land, das braun wurde in der Dürre.

„Alles nimmt Schaden in der Untätigkeit," dachte ich in schlaflosen
Nächten.
Der Herr kam in meine Kammer. Das Gewimmer des kleinen Christian
machte ihn verwirrt vor Unruhe. Ich ging mit dem Kind auf dem Arm
auf und nieder. Die Kehle war mir trocken, ich fand ihm keine Schlummer-
lieder. Das Hemd hing mir von der Schulter. Mit bloßen Beinen ging
ich in der Kammer auf und nieder. Es war keine Nacht und kein Tag, da der
Herr in meine Kammer kam.
Ich verbarg mich nicht seinen Blicken. Mir wurde, als müßte ich gleich
einem blühenden Baum mich hoch aufrichten vor ihm. Wußte ich doch, daß
die Früchte seine würden.
Eine Andacht, die mich heiligte, war in seinen Augen. Er blieb in sich
gekehrt, wieder als ob er betete. Nach dem Kinde frug er nicht mehr. Das
war nun still eingeschlafen. Der Herr war langsam aus der Kammer gegangen.
Er hatte mir die Müdigkeit der Nacht genommen. Ich ging, wie ich war,
in den Morgentau. Das war wie ein Trank.
Welch ein Tag war das gewesen! Man aß nicht, man verging wie
das Blühen auf dem Felde.
Am Mittag zog es in fernem Gegroll herauf. Man lief die Tiere ein-
zuholen, die hoch oben weideten. Alles lief durcheinander wie vor einer Angst.
Ich stand vor dem Hause in der gelben Luft. Ein Blitz fuhr vor mir
nieder in das trockene Land. Es flammte ihm schon entgegen, wonach er
lechzte.
Ich wendete den Kopf. Hinter mir am Fenster sah ich das fahle Gesicht
der Frau.
„Der Herr ist in der brennenden Scheune."
Wer hat es zuerst gerufen? Es rief nun aus hundert heisern Kehlen. —
Die Frau stürmte aus dem Hause an mir vorbei nach der brennenden Scheune.
Ich blieb wie in den Boden gewurzelt. Ich ließ alles um mich geschehen,
und dennoch wußte ich, daß der Herr nicht in der Scheune war. Vor der
Riesenflamme war die Frau zusammengestürzt. Die Knechte brachten sie
zurück. Die Natur raste, drinnen raste die Frau. Ihr Gehirn hatte Feuer
gefangen an der brennenden Scheune.
Als der Herr vom obern Stall zurückkam, war der Doktor schon da.
Was der nun sagte, war wiederum an dem Herrn wie ein Blitz niedergefahren.
Die großen Glieder versagten den Dienst. Er saß in dem alten Lehnstuhl.

Zwei Tage und zwei Nächte saß er, ohne sich zu rühren. Ich ging von Einem zum Andern. Alle Hände voll zu tun. Nun hatte die Untätigkeit ein Ende.
Die Frau erwachte nicht wieder zum Bewußtsein.
Der Doktor suchte dem Herrn Tröstliches zu sagen. Das Kind wäre zu spät gekommen. Das gehe oft, daß dann die Kraft zum Weiterleben nicht ausreiche.
Wir haben die Frau begraben.
„Den von der Tannen hat es," sagten die Bauern und wiesen nach der Stirne.
Der kleine Christian blieb in meiner Kammer. Er hatte in den Tagen, da sich niemand um ihn kümmern konnte, einen winzigen Zahn bekommen.
Der Herr hatte dem Kinde noch nicht nachgefragt.
Ich mußte alle Arbeit für den Herrn tun. O, diese gesegnete Tätigkeit!
Es regnete nun viele Tage. Auch als man die Frau begrub, regnete es.
Alle hatten es eilig. Der Karl aus Bern sah mich ein paarmal von der Seite an. Ich habe meine Augen nicht niedergeschlagen vor ihm.
Tag und Nacht war ich hell und wach in meinen Gedanken.
Eine große Freudigkeit spannte meine Glieder. Ich ertappte mich oft, wie mein Mund sich zuspitzte zum Losjodeln. Ich konnte mich eben noch besinnen, daß ich in einem Trauerhause war. Nach der Frau Tode habe ich des Herrn Bett in des alten Tannen Kammer gerüstet. Was er unten an Gewohnheiten angenommen hatte, fand er oben bereit.
Viele Wochen seither, und mit keinem hat der Herr noch ein Wort gesprochen.
Ich habe ihn noch nie gestört, und die Mahlzeiten findet er in seiner Kammer für sich allein.
Er muß selbst heraustreten aus der Gefangenschaft, in der seine Glieder und seine Gedanken eingeschlossen sind.
Heute schmückte ich das Grab der Frau mit den Blumentöpfen, welche sie selbst gezogen hatte an ihrem und des Herrn Kammerfenster.
Das Kind spielte neben mir im Friedhofgras. Es kroch zu mir an den Hügel und steckte mir den Finger in den Mund. Das hieß, ich sollte ihm

etwas singen. Wenn wir draußen waren, sang ich ihm meine Lieder. Ich
besann mich eben, als ein großer Schatten über den Weg fiel.
Ich nahm das Kind schnell auf den Arm und ging in anderer Richtung
die Baumallee hinunter.
In de« Herrn Schmerzen gehöre ich nicht mit hinein. Die müssen für
sich allein bleiben. Was jetzt noch auseinanderklafft, wird sich schließen, dann
kommt die Narbe und endlich ein feiner roter Strich, der nur sichtbar wird,
wenn man daran reibt. So war es mir in der Kindheit mit einer Kopfwunde
ergangen.
Oh diese gesegnete Tätigkeit! — Alles ist eingebracht. Ich fuhr an
den großen Herbstmarkt, verkaufte das aufgefütterte Vieh und brachte starke
Kühe herauf mit glänzendem goldbraunen Fell. — Auf dem Markt sah ich den
Vater Gruber. Er fand des Rühmens kein Ende, daß ich dem Herrn gar
tüchtig alles von den Schultern genommen habe.
„Aber Sorg' haben müßtest du auch, daß er nicht so arg verkümmert.
Es geht zu lange für einen gesunden Schmerz," meinte der Vater Gruber
später, als wir miteinander im Eisenbahnwagen saßen. Dann schüttelte
er noch mehrmals den Kopf und verfing sich in Selbstgesprächen. „Ums
Anni ging die Tröstung schneller, aber dieses war auch die erste große Liebe
gewesen, die immer alles verklärt." „Und das Anni, das ist auch meine Mutter
gewesen?" kam es mir tonlos von den Lippen.
„Das magst du doch lang gemerkt haben." — Der Vater Gruber hatte
blaue Augen aus seiner Kindheit in das hohe Alter mit übernommen. Die
blinzelten mir schlau ins Gesicht, als wollten sie mir was in die Gedanken
blinzeln. Ich aber richtete mich auf. „Denkt nicht, daß ich eine Lücken-
büßerin bin."
Schon dachten sie es alle so im Hause. Ich sah es daran, wie die
Knechte und Mägde kleinlaut waren vor mir. Als ob ich mich zu dieser
Schmerzbetäubung hergeben würde. Das müßte beim Erwachen Schatten und
Zweifel nach sich ziehn!
Ich sehe jeden Morgen die Sonne vor meinem Fenster aufgehen. Früher
oder später, aber immer an ein und derselben Stelle. Ich könnte die Stelle
mit der Hand greifen.
Ebenso sehe ich den Punkt, wo des Herrn Liebe zu mir aufsteigen würde
als eine Morgenröte, den Himmel und die Erde damit zu erfüllen.
Alles, was der Frau gewesen war, schaffte ich in eine verschlossene
Bodenstube. Die Kleidung ließ ich an manche Bedürftigen verteilen. Die

Susi, die alte Magd, fand das unrecht, denn sie ging immer noch in den Röcken umher, welche die Mutter von der Frau Veronika getragen hatte.
Die Wände in der Stube, darin die Frau gestorben, wurden weiß und rosenrot. Altes Kindergerät aus der Frau Veronika Haus und des Herrn Kindheit wurde hell gestrichen, und mit eins saß der kleine Christian drinnen mit seinen „Hottohühs" und seinem fröhlichen Krähen.
Das Kind tut gut in diesem Zimmer. Seine kleine Ungebärdigkeit und sein strammes Leben schreien den Spuk aus allen Ecken. Fenster auf! Totes, das modern muß, hinaus aus dem Hause. Schmücket eure Hügel.
Der Berührung des Alltags können wir nichts wehren; das hieße dem Licht befehlen, nicht mehr zu leuchten, weil es das Antlitz eines Verstorbenen beschienen hatte.
Ober des kleinen Christian luftig hellem Reich war die Kammer des alten Tannen, in welcher der Herr sich nun festgesessen hatte.
Er wird aufhorchen müssen auf des Kleinen Lärmen.
Nun sind es vier Monate, seit die Scheune brannte. Der November ist sonnenwarm. Wir sind noch immer viel draußen, das Kind und ich. Mit dem Kinde auf dem Arm schaffe ich im Hause.
Des Herrn erster Trost wird das Kind sein, darum darf es von keiner Magdhand berührt werden.
Die Menschen scheuen sich vor des Herrn Trauer. Man weicht ihm verlegen aus.
Ich soll gar oft Rede stehen.
Der Karl war da mit einem fertigen Plan. Ob es nicht anginge, den Herrn in einer Anstalt auszuheilen.
„Es ist gut, daß Euch der Herr nicht hören kann." Ich zitterte an den Gliedern. „Auch schätzet Ihr gering ein, was Eure Schwester dem Herrn gewesen sein mag, daß seine Trauer Euch verwirrt. Dem Hofe mangelt es an nichts, das könnt Ihr schon erfahren. Der Herr hat vorgesorgt mit seiner Arbeit die vielen Iahre zurück. Seine Trauer ist eine hohe Feier, die durch keinen Werkeltag beleidigt werden darf."
„Verrückt ist sie, wie ihr alle hier oben," brüllte der Karl und schlug auf den Tisch, — „verrückt wie der alte Tannen war, wie die Linni auch ist. Es dünkt allen gar lächerlich, dies Getue, nachdem wie die zwei sich doch geheiratet haben. Iedes mit einem Andern im Herzen. Wer so etwas

konnte —." Ich mußte geradeaus hinsitzen. „Ich habe hier nicht mitzureden,
sonst müßte ich Euch bitten, daß Ihr,lieber sogleich abreisen möget —."
Der Karl wollte eben wieder mit der Faust über den Tisch drüber.
Wie sein eigener Schatten stand der Herr in der Türe. Das Gesicht alt und
in Falten, die Augen tief im Kopfe. — Ich stand auf vom Stuhle, auf dem
ich gesessen, und ging um den Tisch herum nach der Türe zu.
Die Schwäger sollten allein bleiben.
Der Herr sah auf mich.
„Bleib du," brachte er mühselig vor. „Du aber geh," sagte er überlaut
zu dem Schwager. „Und wenn du etwa die Linni schlagen wolltest, nehme
ich sie dir fort, so wahr ich ein Tannen bin."
Es war wie die Gewalt eines Priesters in dem Herrn. Der Karl
duckte sich und ging.)
Wir waren allein. Der Herr sah mich ruhig, wie Einer, der überlegte,
von unten herauf und lange an.
„Braves Trudi!" Er verzog den Mund, als wollte er lächeln, aber da
war etwas noch stärker. Er stürzte nieder vorne auf einen Lehnstuhl und
bekam ein gewaltiges Schluchzen.
Ich ging und holte den kleinen Christian, denn nun war es Zeit, daß
der tröstete.
Meine Zeit war noch nicht gekommen.
Der kleine Christian war scheu und fremd vor dem Vater. Ich versprach
ihm allerhand hinter die kleinen Ohren, bis er sich bequemte, des Vaters Kopf
zu streicheln.
Wie das aber wirkte! Diese kleine Hand! Wie ein Wunderkraut.
Alle Liebe und alle Trauer stürzt sich nun auf das Kind. Das kommt sich
sehr wichtig vor, wie ein kleines Tier. Ich hatte gar Mühe, daß die Launen
des kleinen Christian nicht das Haus regieren.
Der Herr spricht nun den ganzen Tag. Ich muß an die kleinen
Rieselbäche im Frühling denken, wenn sie eisbefreit zwischen den Bergschründen
vorwollten. Und immer über die Frau spricht er. Mit dem Kind, mit sich
selbst, mit mir sogar. Er sitzt auch immer in dem Zimmer, das nun des
Kindes ist.
Mit dem starken Dezembernebel kam eine arge Verkältung über mich.
Ich bat nun den Herrn, statt meiner die Sorge für die Leute zu übernehmen,
da mir die Beine schwach wurden.
Nun kam bei ihm der Übereifer. Das war das Vernarben der Wunde.
Weihnachten steht vor der Türe. Da ich noch hinfällig bin, mußte der Herr
wie sonst früher in die Stadt mit einem langen Zettel.

Es sind glückliche Tage. Ich liebe meine Krankheit.
Der Herr setzt sich oft vor mein Bett und streicht mit seiner großen warmen
Hand tröstend über die meine.
Das ist eine Wonne wie oben auf dem Berge in hoher Sommerszeit,
wenn mein Blick jede auflebende Farbe von unten herauf gewahren konnte.
Ich schließe die Augen und tue schwächer, als ich bin, nur um diese Freude
lange zu behalten.
Alle sind gut zu mir. Auch die Susi, die alte Magd, welche eben
anfing, der Frau Veronika Kleider zu tragen.
Nun bin ich für niemand mehr die Glückssucherin, die Lückenbüßerin.
Sie haben mein Schaffen geachtet, und in das Bild, zu welchem der Holunder-
berg den Rahmen ausmacht, gehöre ich mit hinein, wie es auch kommen mochte.
Der Bau ist fertig, hoch wie ein Dom. Schöne, stolze Bogenfenster
strahlen ein vielfarbiges Licht auf sanfte Marmorweiße. Wir können eintreten!
Ieder Tag des ganzen, langen Winters hat daran gebaut mit einem heiligen
Eifer.
Der Frühling hatte ihm das weite Dach gewölbt. Des Herrn Liebe
;.agt nun, ein Turm geworden, darüber hinaus.
Viel sprach er mir von meiner Mutter. Von dem Anni, das in die
Welt lief, weil es nicht Geduld hatte, seine Zeit abzuwarten. Da geschah ein
Merkwürdiges.
Der Herr knüpfte seine Liebe zu mir dicht an die Iugendliebe. Die
siebzehn Iahre mit der Rose von der Tannen lagen dazwischen, wie eine
Schnur Perlen, die auseinandergerollt war in 'alle Ecken seines Lebens. Bald
gab er die Mühe auf, sich danach zu bücken. Mit dem Kinde nur war ihm
eine einzige Perle davon zurückgeblieben.
Vom Standesamt fuhren wir in die Dorfkirche.
Die Mutter Gcuber war gekommen, mir mit ihren gebrechlichen Händen
den Kranz aufzubinden.
Wir schritten durch viele Leute hindurch an den Altar.
Es wurde finstere Nacht, als der Prediger mit dem Segen anhob, und
es waren grause Gewittertöne, die von der Orgel herunter brausten.
Sie sagten später, ich wäre von einer Schwäche befallen worden, daß

der Herr mich festhalten mußte mit den starken Armen. Ich aber weiß es anders. Wie gehetzt lief die Frau an mir vorüber. Durch die Kirchenmauern sah ich, wie sie zur brennenden Scheune lief!....

Für die Liebe meines Herrn ist das Haus, darein unser Glück eingezogen ist, stark, — vor meiner Furcht aber wankt es. Bei Tage ist alles licht und freudig. Der kleine Christian sagt „Mamma" zu mir. Der Herr ist gar jung und mit einem Begehren nach Liebe, daß ich gar oft frieren muß vor so viel Wärme.

Ich werde ein Kind haben. Die Verängstigungen, die mich so viel umhertreiben, kämen daher, sagt die alte Susi. Sie hätten's alle so. Das wäre des Kindes Herzschlag. Ich horchte. Ich wußte, daß es ein anderes war.

Es sehnte sich alles in mir, einmal nach dem Breitenast zu kommen. Der Herr hatte sich mit mir auf den Weg gemacht. Er pflückte die ersten Maienblumen an der Stelle, wo, als ich ein Kind hier auszog, der alte Gruber mich beten hieß.

Der Herr war in stummer Andacht. Ich aber konnte meine verzweifelte Mutter sehen, weil ich mich immer selbst sah.

Ich werde dem Kinde nicht das Leben geben, bevor ich dem Herrn nicht das meinige als Opfer für das der Frau in die Hände gelegt habe.

Diese Nacht geschah es.

Die Knechte sagen, der Herr ist fort.

Er wird nicht wiederkommen, schrie es um mich herum.

Aus dem Hause löst sich Stein um Stein. Ein jeder fällt mit schweren, Geprassel auf mich nieder. —

13.

Das Licht zitterte in der Unsicherheit seiner ersten Strahlen über den Berg. Der Christian hatte die Knechte herausgetrieben. Eile war nötig, sollte da des Doktors Kunst nicht schon zu spät sein. Christian wischte sich die schwere Angst immerzu von der Stirne.

Diese Nacht, mein Vater im Himmel, diese Nacht!

Über seinem jungen Weibe waren alle Schrecken des jüngsten Gerichtes

hereingebrochen. Der Rose Tod lud sie auf ihr Gewissen. Er wußte das
doch anders. Er wußte, was der Doktor in der Stadt unten gesagt hatte.
Da war eine Blutleere in der Rose Kopf zurückgeblieben mit allerlei Wahn-
vorstellungen. So auch hatte sie sich einbilden können, daß er in der brennenden
Scheune gewesen sein müsse. Christian hatte große Mühe, sich in alles, wie
es war, zurückzudenken. So fern war ihm dies, ferner als seine Kindheit,
ferner als des Vaters Tod. Und doch mußte er. Ia, er mußte dahin zurück.
Iede Falte seiner Gedanken auseinanderlegen, ob die Rose nicht an ihm eine
Veränderung gemerkt hatte, die damals schon mit der Trudi zusammenhing
und von der er selbst nichts wußte. Ein Kind, das in die Höhe schießt, merkt
ja auch nichts davon, und eines Tages sieht es sich erwachsen.
Christian quälte sich umständlich, während er die Pferde antrieb. Gar
kein Bild hatte er von der Zeit, kein Merkmal, kein Wegzeichen.
Wenn er tief in sein Gedenken griff, dann war er in dem kleinen Haus
an der Mulde, und wenn er höher griff, fühlte er sein Haupt in der Trudi
Sonnenhaar.
Ihm dünkte nur, er hatte einen großen Umweg um seine Iugend gemacht.
Christian fand keinen Zweifel an sich. Er sah nur die neugeborene Glückselig-
keit wie eine junge Kraft ans Licht treiben, und nur die Angst saß ihm jetzt an der
Kehle um die Trudi. Ieder Gedanke, der zurückdrängte, schien ihm eine
Versündigung, denn dieses Besinnliche merkten die Pferde und hielten auch
zurück, wo sie vorwärtsstürmen sollten hinunter und dann wieder hinauf.
Rose im Himmel, deine feine Art hatte ihm die Augen geöffnet und
ihm die Beweglichkeit der Seele gegeben und die Empfänglichkeit, mehr wahr-
zunehmen, als was die Bibel, die Früchte auf dein Felde und das stumme
Leben der Tiere ihn lehren konnten. Rose in, Himmel, deine Arbeit hat ein
herrliches Farbenmuster in seine Sinne gewebt, das nun zum Teppich geworden
ist für die Füße einer Andern.
Es hatte eine schwere Fehlgeburt gegeben. Der Gertrud sollte es
beinahe ans Leben.
Die Fiebernächte hatte der Christian mit ihr allein durchwacht.
Welche Kämpfe gegen die tote Frau, welche Gewalt, sich daraus zu
befreien! Die Hand des Christian mußte stundenlang auf ihrem Kopfe liegen,
so nur bannten sich ihr die schrecklichsten Vorstellungen. Feder und Tinte
begehrte sie, und dann schrieb sie stundenlang wirres Zeug, mit wirren Augen.
Die große Müdigkeit war gekommen. Dumpf lag sie in den Kissen.
„Herr," flüsterte sie einmal. „Wie wirst du mich richten?"
„Mit der Liebe, die nimmer aufhöret," sagte Christian feierlich.
Gertrud schloß die Augen. Viele Tage schlief sie, als ob es kein Er»

wachen mehr geben sollte. Christian blieb bei ihr mit einer Kraft, die nicht
von Menschen war.
In der Iohannisnocht, da die Erde nicht zur Ruhe ging, erwachte die
Gertrud.
Sie hatte klare Augen, in denen viel zu lesen war, wie bei Menschen,
welche eine andere Welt geschaut haben.
Des Christians sichere Hand hatte das Schifflein gesteuert. Nun war
sie an Land.
â€žGrÃ¼ÃŸ Gott, Erde," sagte sie mit tiefer Bewegung.
Christian blickte erschÃ¼ttert. Da hatte ein Gott mit dem Teufel gerungen,
und ein Mensch sollte sich vermessen zu richten!

R
u
n
s «
a
u

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten vr Flügge.

Vor kurzem hat das Internationale Sekretariat der gewerkschaftlichen Landeszentralen seinen Iahresbericht über die „Gewerkschaftsbewegung" im Iahre 1910 erscheinen lassen und damit zum achten Male über die gesamte Arbeiterorganisation, soweit es sie als eine gewerkschaftliche ansieht, Rechenschaft zu geben sich bemüht. Dieser Umstand einerseits, andererseits die Tatsache, daß wir im Frühjahr die großen Arbeitskämpfe im deutschen Bergbau erlebt haben, uns aber, während ich dies schreibe, wieder neuen Arbeitskämpfen gegenübersehen, die entweder schon begonnen haben oder in nächster Zukunft zu drohen scheinen, mögen es rechtfertigen, daß ich an dieser Stelle ein paar Worte über die deutschen Arbeiterorganisationen sage.

Wir haben in Deutschland eine große Mannigfaltigkeit von Arbeiterorganisationen. Sobald bei uns die moderne Industriearbeiter-Bewegung begann, haben sich in ihr zwei einander entgegenwirkende Strömungen bemerkbargemacht: als der fortschrittliche Publizist Mar Hirsch im Iahre 1868 für eine Arbeiterorganisation eintrat, die die Lage der Industriearbeiter auf Grund der bestehenden Staats- und Wirtschaftsordnung verbessern sollte, wurde ihm sofort von der sozialdemokratischen Partei, vor allem von I. B. v. Schweitzer, nach Kräften der Wind aus den Segeln genommen und in dem von Schweitzer und seinem Parteifreunde Fritzsche im Jahre 1868 erlassenen Aufrufe zu dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresse in Hamburg wurde bereits die Idee des Generalstreiks propagiert, und der Kongreß selbst endete mit einer vollkommenen Niederlage der Anhänger der bestehenden Ordnung.

Seitdem hat dauernd der Gegensatz zwischen den parteipolitisch-fortschrittlich gesonnenen und den sozialdemokratischen Arbeitern die Organisation der deutschen Arbeiterschaft gespalten.

Die fortschrittlichen Arbeiter schlossen sich unter Führung von Mar Hirsch und seinem Parteigenossen Duncker zu den

Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen zusammen, und sie waren, wenigstens anfänglich, so sehr in Übereinstimmung mit der in der Fortschrittspartei herrschenden, wirtschaftlichen Überzeugung, daß sie auf ihrem ersten Verbandstage im Iahre 1871 ausdrücklich und offiziell die Harmonie der Interessen zwischen Kapital und Arbeit betonten, und den Kampf gegen die Sozialdemokratie führten sie mit solchem Ernste, daß sie bis zum Iahre 1907 nur solche Personen als Mitglieder aufnahmen, die in einem Reverse durch Namensunterschrift erklärten, weder Mitglieder noch Anhänger der Sozialdemokratie zu sein. Auf dem 16. Verbandstage im Iahre 190? wurde freilich diese Verpflichtung auf den Revers für ihre Mitglieder aufgehoben, aber der Verbandstag hielt es doch neben der nunmehr gewährten Zulassung von Anhängern aller Parteien für richtig, in feierlicher Weise zu betonen, daß die Gewerkvereine auf nationalem Boden ständen.

Die Entwicklung der sozialdemokratischen Organisationen wurde durch die Ausführung des Sozialistengesetzes

unterbunden, und erst als dieses Gesetz gefallen war, gelangten sie zu einer immer mehr wachsenden Ausdehnung; mit dieser Ausdehnung begann aber auch alsbald der bald stiller, bald lauter geführte Kampf in ihrer Mitte um die Frage, ob sie, die sich als „Freie Gewerkschaften" zu einem Gewerkschaftskongresse zusammen geschlossen hatten, nur ein Anhängsel der sozialdemokratischen Partei oder eine von deren Vorstand unabhängige, selbständige Institution sein sollten. Auf die einzelnen Phasen dieses Kampfes soll hier nicht eingegangen werden: den gegenwärtigen Zustand kann man dahin zusammenfassen, daß die Freien Gewerkschaften zwar in ihrer Mitte die eine oder andere Vereinigung dulden, die, wie die der Buchdrucker, nicht auf dem Boden der sozialdemokratischen Parteianschauung steht, daß aber im allgemeinen ihre Tendenz so ist, wie sie der Vorsitzende des 4. Gewerkschaftskongresses Bömelburg in Stuttgart im Iahre 1902 formulierte: „Die deutsche Gewerkschaftsbewegung und die deutsche Sozialdemokratie sind eins. Zwei Wege gibt es nicht."

Später als die Fortschritts- und als die sozialdemokratische Partei besannen sich auch die Zentrums- und die konservative Partei auf die Notwendigkeit, die Arbeiter in Organisationen zusammenzufassen — leider sehr viel später, erst im Iahre 1894. In diesem Iahre wurden nämlich die christlichen Gewerkschaften begründet. Sie gehören zwar als solche keiner politischen Partei an. Indem sie sich aber einmal — ohne Unterschied der Konfession — auf den Boden des Christentums gestellt haben, und indem sie ferner das vaterländische Interesse nachdrücklich betonen, haben sie ihren Standpunkt nahe der konservativen und der Zentrumspartei gewählt, und wenn sie in ihrem Geschäftsbericht von 1906 auch hervorgehoben haben, daß sie nicht gesonnen seien, sich bei „vernunftgemäß eingeleiteten und geführten Kämpfen der sozialdemokratischen Organisation gegen diese gebrauchen" zu lassen, so haben sie doch andererseits den Gedanken des Klassenkampfes stets ausdrücklich verworfen. — Neben den christlichen Gewerkschaften bestehen auf streng konfessioneller Grundlage die katholischen Arbeitervereine.

Erst das letzte Iahrfünft etwa

hat zwei andere Gruppen von Arbeiter-
organisationen mehr hervortreten lassen:
die vaterländischen Arbeitervereine und
die Werkvereine. Die ersteren pflegen
sich programmäßig nicht nur mit der
Besserung der Lage ihrer Mitglieder zu
beschäftigen, sondern auch eine nationale,
gegen die Sozialdemokratie gerichtete
Politik zu betreiben. Die Werkvereine
beschränken sich auf die Arbeiter je nur
eines einzigen Werkes und pflegen sich
in Übereinstimmung mit dem Unter-
nehmer des Werkes zu betätigen, für
das sie gegründet sind. Beide werden
nach französischem Vorbilde häufig als
„gelbe" Arbeitervereine bezeichnet.
Schließlich bestehen neben diesen
Gruppen von Vereinen noch eine An-
zahl selbständiger Vereine und Ver-
bände, von denen hier wenigstens der
größte, der Eisenbahnerverband für die
Preußisch-Hessischen und die Reichs-
Eisenbahnen mit seinen rund 450000
Mitgliedern Erwähnung finden soll.
Auf Grund der vorsiehenden Aus-
führungen wird nun die Bedeutung
der Zahlen, die ich im folgenden zum
Teil nach dem eingangs erwähnten
Internationalen Berichte, zum Teil nach
dem Statistischen Handbuche für das
Deutsche Reich, Iahrgang 1910 und 1911
gebe, verständlich werden. Dabei
muß aber noch bemerkt werden, daß
der Internationale Bericht unter ge-
werkschaftlich organisierten Arbeitern nur
solche versteht, die entweder in den
Freien Gewerkschaften oder in den
Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen oder
in den Christlichen Gewerkschaften oder

in gewissen Unabhängigen und Lokal-
Vereinen organisiert sind, den übrigen
aber, also dem Rest der Unabhängigen
und Lokal-Vereine sowie den Katholi-
schen, den Nationalen und den Werk-
Vereinen die Eigenschaft der gewerk-
schaftlichen Organisation abspricht.
Zunächst ergibt sich, daß mit der Zahl
der im vorbezeichneten Sinne „gewerk-
schaftlich organisierten" Arbeiter*)
Deutschland im Jahre 1910 — wie im
Iahre 1909 — an der Spitze aller Länder
steht: es hatte (alle weiteren Zahlen
in runden Tausenden gegeben) 2 688 000
solcher „gewerkschaftlick organisierter"
Arbeiter, während England 2 347 000,
die Vereinigten Staaten von Nord-
amerika 1710000 gewerkschaftlich or-
ganisierter Arbeiter zählte. Nun liegt
aber für mich, der ich von den deutschen
Arbeiterorganisationen spreche, gar kein
Grund vor, mich an die Unterscheidung
des Internationalen Berichts zwischen
gewerkschaftlich organisierten und nicht
so organisierten Arbeitern zu klammern.
Vielmehr zähle ich den oben bezeichneten
2 688000 ferner zu die Katholischen
Arbeitervereine mit 130 000 Mitgliedern
für das Iahr 1909 (nach Kulemann,
den, besten Kenner aller dieser Dinge,
im Handwörterbuch der Staatswissen-
schaften, Bd. IV., s. v. Gewerkvereine),
die von dem Internationalen Bericht
nicht berücksichtigten 452 000 Mitglieder
von Unabhängigen und Lokal-Vereinen,
sowie die Mitglieder der Nationalen
und der Werkvereine mit 113000, und
so ergibt sich, daß von den rund 13 000 000
deutscher Arbeiter — diese Zahl nach
der Berufsstatistik von 1907 — etwa
3383 000 organisiert sind, d. h. etwa
ein Viertel.
Von diesen 3383000 organisierten
Arbeitern wird man zur sozialdemo-
kratischen Partei rechnen müssen nach
dem oben Gesagten: die Mitglieder

') Unter den Arbeitern sind die Arbeite-
linnen überall mituerstanden.

der Freien Gewerkschaften mit 2 017 000
Mitgliedern, sowie einen nicht unbe-
trächtlichen Teil der in den Unabhängigen
und Lokal-Vereinen organisierten Ar-
beiter, vielleicht zusammen also etwa
2100 000 bis 2 200 000. So würde
man zu dem Resultat kommen, daß
von den organisierten Arbeitern etwa
zwei Drittel der sozialdemokratischen
Partei, ein Drittel den bürgerlichen
Parteien zuzurechnen seien.

Nun ist freilich nicht zu verschweigen,
daß die Freien Gewerkschaften nach
kurzem Rückgange 1908 besonders im
Iahre 1910 stark zugenommen haben:
die Zahlen ihrer Mitglieder für die
Iahre 1908, 1909, 1910 bettagen 1831,
1832, 2017 Tausend. Dagegen sind die
Zahlen der Mitglieder der Hirsch-Duncker-
schen Gewerkvereine für die gleichen
Iahre 105, 108, 122 Tausend, die
der Christlichen Gewerkschaften 264,270,
295 Tausend. Absolut genommen sind
diese Zahlen der Gewerkvereine und
der Christlichen Gewerkschaften ja klein
gegenüber den Zahlender Freien Gewerk-
schaften, aber prozentual ist die Zunahme
bei den letzteren beiden Gruppen größer
als bei der ersten Gruppe.
Und ich meine, das sollte allen
Vertretern der bestehenden Wirtschafts-
ordnung etwas zu denken geben.
Hindern kann man es überhaupt
nicht mehr, daß die Arbeiterschaft sich
zum Zwecke der Verbesserung ihrer
Lebensbedingungen organisiere (und ick
persönlich wünsche: wenn man es könnte,
so sollte man es doch keinenfalls tun,
sollte es nicht tun um der sozialen
Gerechtigkeit willen). Kann man es
aber nicht tun, so meine ich: man sollte
sich entschlossen auf den Boden des
gegebenen Zustandes stellen, sollte die
Organisation, soweit sie nicht sozial-
demokratischen Charakters ist, sich nicht
unwillig abtrotzen lassen, sondern ihr
willig entgegenkommen. Es sind (frei-
lich einschließlich der landwirtschaftlichen
Arbeiter) noch etwa 9 Millionen Arbeiter

in Deutschland nicht organisiert — sicherlich lassen sich noch viele Hunderttausende von ihnen durch eine Organisation auf Grundlage der bestehenden Staatsordnung vor sozialdemokratischen Tendenzen bewahren. Es müssen ja — auch vom Standpunkt des selbstbewußtesten Unternehmertums — nicht immer Werkvereine sein. Gegenüber der Sozialdemokratie sind alle ihr nicht angehörigen Organisationen eine einzige, wenn auch nicht „reaktionäre", so doch wirklich eine einheitliche Masse. Zwar haben die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine bei dem letzten Bergarbeiterausstand unbegreiflicherweise gemeinsame Sache mit den Sozialdemokraten gemacht. Aber dieses unnatürliche Bündnis wird nicht lange dauern: von ihrem Entstehungstage an haben ja die beiden Gruppen trotz gelegentlichen Zusammengehens in grundsätzlichem Gegensatze miteinander gekämpft. Und die Christlichen Gewerkschaften haben gerade bei diesem Ausstande ihre Unabhängigkeit bewiesen, haben bewiesen, daß sie eine auf dem Boden der bestehenden Ordnung fest gegründete Vertretung der Arbeiterschaft sind, und alle Vorwürfe, die ihnen in früheren Iahren von seiten selbstherrlichen Unternehmertums gemacht worden sind, durch dieTat widerlegt. Das sollte ihnen doch nicht vergessen werden.

Koloniale Rundschau.

Diamanten.

Von allen Produkten, die sich in unseren Kolonien befinden und die für unsere gesamte deutsche Volkswirtschaft äußerst wichtig sind, hat keines bis jetzt das Interesse weitester Kreise des deutschen Volkes und auch des Auslandes in einem solchen Maße auf sich gelenkt, wie die kleinen glitzernden Steinchen, die im Iahre 1908 durch einen Zufall in der Lüderitzbucht entdeckt wurden. Bahnmeister Stauch in Lüderitzbucht war der Glückliche, der um die Mitte des Iahres 1908 zuerst von den Diamanten Kenntnis erhielt und der es geschickt verstand, von dieser Kenntnis für sich einen großen Reichtum zu schaffen. Durch einen Neger aus dem Kaplande auf das Vorhandensein diamantähnlicher Steine aufmerksam gemacht, verfolgte er die Spuren, und es gelang ihm, sich in kurzer Zeit in den Besitz der wertvollsten Diamantfelder von

Südwestafrika zu setzen. Da ihm seine Mittel einen kostspieligen Diamanten-Abbau nicht erlaubten, gründete er mit einigen Freunden eine Gesellschaft mit dem verhältnismäßig geringen Nominalkapital von ca. Mk. 100000.
Weil er nun, wie erwähnt, im Besitz sehr reicher Felder war, so kam für die von Stauch gegründete Gesellschaft, die Koloniale Bergbau G. m. b. H., ein recht ansehnlicher Nutzen heraus. Die Dividende, die diese Gesellschaft ihren wenigen Teilhabern ausschüttete, erreichte die stattliche Höhe von 2500 ^ im Iahre 1910 und 2400 L. im Iahre 1911! Infolgedessen hat es der frühere Bahnmeister Stauch jetzt zum reichen Manne gebracht, und er erfreut sich in Lüderitzbucht eines großen Ansehens.
Nicht alle waren so vom Glück begünstigt wie dieser Mann. Im Gegenteil, wenn man heute in Lüderitzbucht Umschau hält, so wird man finden, daß verhältnismäßig viel mehr Geld an Diamanten verloren, als gewonnen wurde. In dem ersten Taumel der Begeisterung brach nämlich eine Hausse aus, die sich auf alle südwest-afrikanischenDiamantwerte erstreckte, und jeder trieb dem anderen die Kurse in die Höhe. Wie stets bei einem „Boom", so war es auch bei den südwestafrikanischen Diamanten: die Preissteigerung reizte zu Neugründungen, und es entstand eine kleine

Diamanten-Gesellschaft neben der anderen. Eine Aufstellung der in den Iahren 1908—1910 geschaffenen Diamant-Unternehmungen ergibt eine Zahl von weit über 100. Meist handelt es sich um kleine Unternehmungen, die von Lüderitzbuchter Handwerkern oder Klein-Kaufleuten errichtet wurden und die nur über geringe Kapitalien verfügten. Stellt man nun heute zusammen, welche von diesen Gesellschaften noch leben, so bekommt man kaum 20 zusammen, und von diesen 20 sind nur 3, die eine Dividende ausschütten. Es hat sich eben gezeigt, daß, wie es Dernburg auch seinerzeit richtig prophezeit hat, im südwestaftikanischen Diamantenabbau nur das Groß-Kapital rentabel arbeiten kann und daß der Kleinbetrieb den Anforderungen nicht gewachsen ist.

So entstand u. a. aus einer Reihe kleiner Unternehmungen eine Fusion, nämlich die Vereinigten Diamantminen in Lüderitzbucht. Auch eine andere Gesellschaft hat sich durch Fusion mehrerer Gesellschaften gebildet. Aber trotz dieser Fusion können auch diese Vereinigten Diamantminen noch nicht rentabel arbeiten; denn bei ihrer Gründung wurden Fehler gemacht, die sich später bitter rächten. Eine unkaufmännische Verwaltung im Verein mit einer allzu hohen Bewertung der Felder zwang auch hier zu einer scharfen Sanierung und zu einer Herabsetzung der Buchwerte. Die übrigen kleinen Unternehmungen sind zum großen Teil spurlos verschwunden, nicht aber ohne ein schmerzliches Andenken in dem Kassenschrank manches Anteilseigners zu hinterlassen.

Daß die Diamanten in der Ära Dernburg gefunden wurden, ist ein reiner Zufall. Sie hätten gerade so gut in der Ära Stübel oder Lindequist gefunden werden können. Aber es ist ein glücklicher Zufall, daß sie zu einer Zeit entdeckt wurden, als ein Kaufmann am Ruder der Verwaltung stand. Denn kein Iurist und kein Staatsmann würde es wohl verstanden haben, so schnell den Diamantensegen für den Fiskus auszunutzen, wie gerade der aus dem Bankwesen hervorgegangene Bernhard Dernburg. Zunächst organisierte Dernburg den gesamten Diamanten-Verkauf durch ein staatliches Syndikat, um der Ver-

schleuderung der Diamanten auf dem
Weltmarkt Einhalt zu tun. Dadurch
gelang es ihm mit Leichtigkeit, dem
Fiskus eine außergewöhnlich hohe Be-
teiligung einzuräumen. Das staatliche
Verkaufs-Syndikat ist nämlich ver-
pflichtet, 3Zl/g^ des Brutto-Erlöses an
den Fiskus abzuführen, also eine Be-
teiligung von einer recht stattlichen
Höhe. Ein großes Gebiet wurde der
Schürffreiheit entzogen, und die
Deutsche Diamanten Ge-
sellschaft, der das alleinige
Recht auf diesem Gebiet zugestanden
wurde, wurde verpflichtet, den dritten
Teil ihres Reingewinnes wieder dem
Fiskus zuzuführen. Daneben sind noch
besondere Abgaben von der Förderung
zu entrichten, sodaß der Fiskus in
Südwest-Afrika in sehr erheblichem Maße
beteiligt war an den Gewinnen der
einzelnen Gesellschaften. Er hat in
drei Iahren genau dieselben Summen
an Abgaben, Zöllen und Förderungs-
gebühren aus den Diamanten gezogen,
wie die Transvaal-Regierung bei einer
viel niedrigeren Besteuerung aus der
südafrikanischen Produktion, wobei zu
berücksichtigen ist, daß die deutsche Pro-
duktion, wie vr, Lotz in der „Ko-
lonialen Rundschau" (Verlag von Dietr.
Reimer) ausführt, noch nicht den dritten
Teil der Premiere-Minen beträgt.
Im Laufe der Zeit hat es sich
nun gezeigt, daß die Erwartungen,
die man auf den Diamanten-Abbau
setzte, viel zu hoch gegriffen waren.
Die Steine, die an der Oberfläche
lagen, sind gefördert. Man muß jetzt

schon viel tiefer graben, um Diamanten
zu erlangen, und der Reichtum der
Diamanten nimmt nach der Tiefe hin
bedeutend ab. Es kommt das klar
in den Förderziffern zum Aus-
druck. Im ersten Iahre (1908) wurden
38,275 Karat gefördert, wobei bemerkt
sei, daß die Produktion erst im August
des betreffenden Iahres eingesetzt hat.
Im folgenden Iahre begann ein regel-
mäßiger Abbau, der einen Gesamt-
ertrag von 483,266 erbrachte. 1910
war der Abbau in vollem Gange,
das Resultat belief sich auf 846,695
Karat. Der Rückschlag trat im Iahre
1911 ein. Die Produktion sank auf
773M8 Karat. Als Hauptgrund für
den Rückgang wurde neben dem Arbeiter-
mangel und dem geringeren Reichtum der
Felder darauf hingewiesen, daß die
Besteuerung zu hoch sei, um einen
rentablen Betrieb möglich zu machen.
In der Tat haben, wie schon erwähnt,
die meisten Diamant-Gesellschaften u n -
rentabel gearbeitet: viele waren
sogar gezwungen, ihren Netrieb über-
haupt einzustellen, da die Unkosten
durch den Erlös nicht mehr gedeckt
wurden. Infolgedessen ist das Reichs-
Kolonial-Amt jetzt dazu übergegangen,
die außerordentlich hohe Steuer durch
eine Netto-Abgabe zu ersetzen.
An Stelle des Bruttozolles von 33^^
»ritt eine Skala, die sich je nach
der Höhe der Unkosten abstuft. Natur-
gemäß ist die neue Form für den Fiskus
weniger günstig, da ihm die Erhebung
nicht mehr so einfach gemacht wird,
wie bisher, und vor allem, weil ihm
bei dem neuen System geringere Ein-
nahmen zufließen. Aber es hat sich
doch herausgestellt, daß der frühere
Zoll die heutigen Unternehmungen zu
sehr belastet, und die Gefahr bestand,
daß die Produktion einen immer stärkeren
Rückgang erfahren hätte. Um dem
vorzubeugen, mußten die fiskalischen
Bedenken fallen. Es ist gut gewesen,
daß Dernburg den Rahm für den
Kolonial-Fiskus abgeschöpft hat, und
infolgedessen ist es jetzt auch möglich,
bei der magerer gewordenen Milch
sich mit etwas weniger zu begnügen.
Gleichzeitig mit dem Diamanten-
zoll hatte Dernburg seinerzeit, wie
schon erwähnt, das staatliche Diamanten-
Syndikat geschaffen, das einheitlich den
Verkauf der Diamanten betreibt. Dieses
Syndikat, die D i amanten-Regie,

ist gerade in der letzten Zeit sowohl
in der Presse, als auch im Reichstag
der Zielpunkt schärfster Angriffe gewesen.
Diese Angriffe richteten sich weniger
gegen die Institution der Regie
als solche, als vielmehr gegen ihre
Technik und gegen die Hand-
habung ihrer Geschäfte. Man
ist sich vollständig im klaren darüber,
daß der Gedanke, die deutsche
Diamantenbeförderung einheitlich zu or-
ganisieren, sehr gut war und daß
man den einzelnen Förderern in Südwest-
Afrika unmöglich den Verkauf ihrer
Produktion überlassen konnte. Was
aber beanstandet wurde, das ist die
Form, in der die Geschäftsleitung
mit den Interessenten zu verkehren
pflegt. Wenn es sich ja leider auch nicht
ermöglichen läßt, die südwestafrikanische
Produktion in Deutschland unter-
zubringen, so hätte es sich doch empfohlen,
wenn früher die Regie den deutschen
Käufern etwas mehr entgegen-
gekommen wäre. Statt dessen
hat sie ohne Grund diese zu sehr vor
den Kopf gestoßen, und sie hat sich
die Angriffe, die von allen Seiten
auf sie niederprasselten, selbst zu-
zuschreiben. Mit Recht hat daber
ein Reichstags-Abgeordneter darauf auf-
merksam machen können, daß, wenn
ein Beamter einen solchen Ton riskieren
würde, wie die Angestellten der Regie,
man dann sofort über die „Bureau-
kratie" schimpfen würde. Es wäre
daher gut, wenn das Diamanten-Syn-
dikat kaufmännisch handeln würde,
und zwar nicht nur beim Verkauf

der Diamanten, sondern auch beim Empfang von Käufern und Verkäufern; denn um Kunden anzuschnauzen, hätte man Geheime Kanzlei-Beamte anstellen können. Dazu brauchte man sich nicht erst Kaufleute zu engagieren, die aus der Schule Carl Fürstenberg's hervorgegangen waren.

»

Zu unseren Ausführungen über „Mischehen und Rassenfragen" schreibt uns Herr Generalleutnant von Liebert, daß er die Worte „Fort mit den Volkskulturen, wenn sie den Plantagen im Wege stehen" (die in der letzten Kolonialen Rundschau erwähnt waren) nie ausgesprochen und daß er nie in diesem Sinne gehandelt habe. Generalleutnant von Liebert führt alsdann weiter aus: „Ich stehe durchaus auf dem Standpunkt des Herrn Geheimrat Stuhlmann, mit dem ich vier Iahre lang in Ostafrika zusammengearbeitet habe, und dessen Anschauungen über die Stellung des Weißen zum Neger in jener Rundschau so klar wiedergegeben sind." — Wir veröffentlichen die Mitteilungen des Herrn von Liebert gerne, bemerken aber, daß von uns gar nicht behauptet worden war, daß Herr von Liebert gerade diese Worte gebraucht habe. Der Satz diente — wie aus dem Inhalte ohne weiteres hervorging, — nur zur Charakterisierung des Standpunktes (wie es auch wörtlich hieß) der Alldeutschen.

Coloniensis.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Am 14. dieses Maimonats ist August Strindberg, 63 Iahre alt, verschieden. Schwedens größter Dichter, nicht nur der Gegenwart. Und einer seiner größten Menschen — der Zeit seines Lebens ein Darbender gewesen. Ein Darbender an dem, was er am heißesten ersehnt: Verständnis für sein Dichten und Trachten bei seinem Volk und der Welt. Bei der Welt, der er gehörte, weil er sich, befreiten Geistes, zu einem Produkte der Weltgroßheit gemacht. Auf sein Schmerzenslager hat das Mit-Leid dieser Welt geblickt. Sein Tod wird von der Welt betrauert. Und so weit auf Erden Kultur lebt, wird man sich verpflichtet fühlen müssen, dem toten Dichter, Denker, Forscher, Finder, dem uner-

müdeten Arbeiter mit der verwirrend
großen Macht im Können und Voll-
bringen, jene Ehrung und Anerkennung
zu zollen, die — jetzt zu spät kommt.
Die überquellenden Huldigungen, die
vor wenigen Wochen, an Strindbergs
letztem Geburtstage, von allen Seiten
her ihm dargebracht wurden, haben
zunächst wohl nur alte Wunden früherer
Bitternisse wieder aufgerissen, ehe sie
mit Freude und Glückempfinden sein
müdes Herz gelabt. Vielleicht aus
diesem Grunde mit hat er die „National-
spende", von spät besonnener Dankbarkeit
seines Volkes an jenem Tag ihm
gereicht, anderweit verschenkt, um
„reine Hände" zu behalten.
Von der Riesensumme seiner Lebens-
arbeit werden wir Deutschen dann
erst einen vollen Eindruck erhalten,
wenn Emil Schering, der kongeniale
Übersetzer Strindbergs, den Nachlaß
des Dichters verdeutscht haben wird.
Mit einiger Sicherheit ist zu erwarten,
daß der verdienstreiche Verlag von
Georg Müller, München, der
die Gesamtausgabe der Werke Strind-
bergs in deutscher Sprache herausge-
bracht, auch diesen Nachlaß noch dem
deutschen Buchbesitze vermitteln wird.
O'e5t Ig, vi« — von der Trauer
um den vielverkannten August Strindberg
zur Iubelfeier für den vom Glück und
Erfolg verwöhnten Arthur Schnitz-
ler, der dieser Tage seinen 50. Ge-
burtstag begangen, unter Ehrungen

von einhelliger Herzlichkeit. Worin liegt nun eigentlich das Geheimnis dieses bewunderten Erfolges? Nach meinem Empfinden zumeist in der tiefinnigen Verschmelzung einer von außen viel empfangenden Personlichkeit mit einer wohlberatenen Kunst und einer Kunstübung von hingebender Treue. Ferner darin: daß dieser Dichter der blutjung-treibenden Liebe und des erlösenden Sterbens niemals ein „Apostel" sein will — selbst in seinem Tendenz-Roman „Der Weg ins Freie" vermeidet er den Apostelton geflissentlich— sondern immer nur ein schlichter Herzdeuter,eingütigerEckuldversteher,ein Fehltilgender, wie vornehmlich in seinen Wiener Dramen „Liebelei", „Freiwild", „Comtesse Mizzi" u. A. Endlich darin: daß er in alledem unverändert von Anbeginn bis zur Stunde so bezaubernd jungfühlig un.d voll Altersklugheit geblieben. In allem Wollen und Wesen der klar Erfaßliche! Und daß er — neben seiner Neigung zur Tragik der verborgenen Schicksalsbeziehungen — heut, wie von Anbeginn, voll herzlichem Humor, überlegener Ironie und psychologischer Nachsicht in der Beurteilung menschlicher Irrungen geblieben. Und was ihn in alledem auszeichnet: die konsequente Charakteristik seiner Gestalten, für die er die knappsten Dialog-Finessen von blendender Beredsamkeit, Schlagfertigkeit, Lebensfülle findet.

Nicht in allen seinen Werken betätigt Schnitzler diese Vollsumme seiner Begabung und in dem Einzelnen nicht immer gleich stark und wirkungsicher. Aber überall ist seine Kunst in hohem Grade mitteilsam. Immer weiß er, auch in Symbolischem und „den Dingen zwischen Himmel und Erde" — wie in den Novellen „Dämmerseelen" — sich uns verständlich zu machen. Und was wir verstehen — besitzen wir. Was wir besitzen — lieben und hätscheln wir gern. Dank seiner durchseelten Wortbelebung, die mit sublimer Werktreue arbeitet, bleibt er uns nimmer dunkel noch fern. Eine Werktreue, aus der man seine Persönlichkeit am sichersten kennen, seinen Künstler am höchsten schätzen lernt. Eine Werktreue, die seine Kunst ihm selbst nicht einen Augenblick zur bloßen Vedute macht, vielmehr seine ganze Kraft an die Lösung jeder Aufgabe, auch der kleinsten, ruft. Schnitzler hat arbeitend ein

wichtiges Kunstdogma begriffen. Und das gibt ihm Wirkung und Macht von Dauer. Das Dogma: die Dichtung, vor allem das Drama, soll befähigt sein, unsere Seele weit zu erschließen; soll in uns wecken, was unbewußt in uns gelegen; soll gemacht und geeignet sein: zum starken Miterleben in uns aufzurufen, was alsSchicksal,Bestimmung oder Verhängnis Anderer vor unserer Impression sich vollzieht. Darum hat immer das unmittelbar Wirkliche als Gegenstand seiner lebendigen Darstellungen ihn am tiefsten angeregt. Damit hat er die nachhaltigsten und innerlichsten Eindrücke sich zu sichern gewußt.

Ich denke an seinen ersten. Wurf „Liebelei". Den Premierenabend wird niemand vergessen, der ihn erleben durfte: Das war gar kein „Spiel", das war ein Stück wirklicke Iugend in Glück und Fehl, in Seligkeit, Vertrauen und Sterben. Alles äußere VoNziehen beinahe kunstgegensätzlich; aber alles Erleben so pulswarm jung und wirklich; und der Dichter in seiner Greisenweisheit so kindhaft unwillkürlich. Es war für ihn schon damals sehr charakteristisch, daß er der blutjungen Heldin, dem Kind Christine, als letzten Aufschrei vor ihrem verzweifelten Sterben die Worte in den Mund legt: „Vater, verstehst du die Welt noch?" die Hebbels Meister Anton als letzten Seufzer seiner Sorgen ausstößt, „ich verstehe die Welt nicht mehr", Übrigens: die äußere Wirkung Schnitzlers wurde sicherlich dadurch ver-

stärkt, daß er sich zu Denen energisch
geschlagen, die sich losgelöst von den
dogmatischen Satzungen eines drama-
tischen Zeitalters, das damals ver-
drängt wurde von der Heilslehre, die
uns aus dem Norden gekommen.
Ich denke weiter an seine, von
daher fast ununterbrochene Reihe von
Erfolgen. Ich denke heut vor allem
an einen, in diesen Iubiläumstagen
erschienenen*) Band neuer Novellen:
„Masken und Wunder". Sechs
abgerundete, soignierte Kunstwerkchen.
Bei Schnitzler, und in der Dichtkunst
überhaupt, der sicherste und heikelste
Maßstab, so für die Kunst des Künstlers,
wie für die Geschmackskultur seiner Ich-
erziehung. Auch hier die vollste Wirkung
ausgehend von den Stoffen des Er-
lebten. Da ist „Der Mörder", — ein
erschütternder Vorgang, wie mit Ma-
gnesium-Blitzlicht die Abgrundmöglich-
keiten in der Menschenseele psycho-
logisch erhellend zu grauenvoller Natür-
lichkeit: Ein gutmütig unbewehrter
junger Lebemann, verlobt, zugleich aber
verstrickt in eine ernsthafte Liaison, die
zu brechen dem Entschlußmüden un-
möglich wird. Hin- und hergeworfen
von seinen unklar ihn umspinnenden
Empfindungen, die beide Frauen mit
gleicher Liebe umfassen, beschließt er:
sich zu befreien, indem er die Geliebte
tötet, um die Braut heiraten zu
können. Was er, fern von der Heimat
auf einer Meerfahrt, auch ausführt —
in der Phantasie schon alle Seligkeiten
lebend an der Seite der legitimen
Braut, die daheim längst einem andern
Manne sich verlobt hat und ihn schnöde
abweist. Ein Duell mit einem Anbeter
der Gemordeten bringt ihrem Mörder
erlösenden Tod. In den Erzählungen
ist überhaupt viel vom Tode die Rede:
') Verlag S, Fischer, Berlin, wo dem-
nächst, etwas pozt lestum, «in« Iubilit -
um«:G«sam »ausgab« d «rWerle
Schnitz! er« herauskommen soll, auf die
näh«, einzugehen ich mir vorbehalte.
„Der Tod des Iunggesellen", „Der
tote Gabriel", „Die dreifache Warnung",
selbst in „Die Hirtenflöte", ein Phan-
tasiebild mit symbolischen Schlagschatten
auf die Rätsel der Frauenseele. Die
Rätsel der Frauenseele, — Schnitz-
lers Domäne, auf der seiner anmu-
tigen Plastik meisterliche Leistungen
glücken. Eins noch ist an Schnitzler
bemerkenswert — je höher er in die

Iahre kommt, desto deutlicher wird
seine Neigung, in erzählender Form
sich auszusprechen. Zugleich wird gerade
im Drama seine Wortprägung immer
knapper und trotz der Knappheit er-
giebiger, sinntiefer; während seine er-
zählende Diktion immer behaglicher und
in epischer Unbeengtheit dahinfließt.
In seinen „Masken und Wundern"
finden sich Stellen, die man unbesehen
Kleist zuschreiben möchte, deren ruhig
und festgefügte Perioden an Michael
Kohlhaas erinnern. Aber von ungleich
packenderer Wirkung und einer Schön-
heit des Wortes, wie nur die vollaus-
gereifte Entwicklung un'erer heutigen
Muttersprache sie dem Künstler als
Instrument für seine Prägekraft und
seine Feilarbeit gewährt.
Kein Zweifel — wenn Schnitzler
auch ganz gewiß nicht zu den „Großen",
Zeitlosen gehört, so nimmt er unter
den Heutigen doch einen Rang für
sich ein: den Rang der Besonderheit.
In ihm vereinigt sich der psychologische
Scharfblick, das pathologische Erkennen,
die beobachtende Erfahrung des Arztes;
die verdichtende Impression und durch-
lichtende Phantasie des Dichters mit
der offenbar gütig beeiferten Menschen-
liebe dessen, der die Kreatur hat leiden,
sterben, verzweifeln, Gott suchen und
den Teufel finden sehen. Eine zu-
sammengesetzte Persönlichkeit, die, auf
ihr Kunstgestalten übertragen, reiche
und nachhaltige Wirkungen und Ein-
drücke nicht verfehlen kann.
Wenn Einer auf beschwerlicher Berg-
wanderung den höchsten Gipfel erreicht.

wird er gern wohl ein wenig rasten
und auf den Weg zurückschauen, den
er gegangen, um frohgemut den behag-
licheren Teil seiner Wanderung, tal-
wärts, zu beginnen. Wenn Schnitzlet
von der gewonnenen Höhe seiner Lebens-
jahre seinen Weg überschaut, mag wohl
ein berechtigtes Glückfühlen seine
Seele schwellen. Ihm ist geworden,
was die Allerwenigsten erreichen: An-
erkennung, die ehrlich erarbeitet ist, Er-
folge, die das Glück ihm gegönnt hat.
Zu fröhlicher Weiterwanderung ein
aufrichtiges „Glück auf den Weg".

Frauenrundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Englische Suffragettes — Deutsche Frauenstimmrechtlerinnen.

Das klassische Land der Frauen-
bewegung ist England geworden, von dem
Zeitpunkt an, als Mary Wollstonecraft
ihre „Verteidigung der Frauenrechte"
zuerst verkündete und durch ihren selt-
samen Lebensweg das, was sie begehrte,
in die Tat umsetzte. In England, ihrem
Heimatsland, galt sie seitdem als eine
Pionierin für die Rechte der Frauen,
die persönliche Freiheit, völlige Un-
abhängigkeit und ein Losgelöstsein von
allem Bestehenden zugunsten indivi-
duellster Lebensäußerungen zu erstreben
für wünschenswert, mehr als das für
unerläßlich hielten und — halten. Auf
diesem Wege entwickelte sich die Frauen-
bewegung Englands in ihren verschieden-
sten Phasen, kein Wunder, daß sie eines
Tages als ihre letzten Ausläufer die
Suffragettes präsentierte. Denn diese
„Märtyrer" der Bewegung, für die sie
angesehen sein wollen, von ihrer Partei
wohl auch angesehen werden, sind trotz
aller Bemühungen der gemäßigten
Frauenrechtlerinnen nicht abzuschütteln
von den Rockschößen der Reformkleidung,
die als ein Wahrzeichen der Bewegung
in Toilettenfragen gilt. Die Sache ist
mir ernst und heilig, und ich habe in
diesem Sinne über die Frauenbewegung,
ihren Aufstieg und zeitweiligen Tiefstand
mich wiederholt ausgesprochen, daß ich
wohl vor dem Verdacht sicher bin, mit
wohlfeilen Scherzen mich darüber zu
äußern. Und trotzdem: 6ilticil« 68t
5atirmn nc»n 5cridere, wenn man das
Treiben dieser Heldinnen der Straßen-
umzüge verfolgt, wie es uns hüben und
drüben dargestellt wird: Mit den einer-
seits enthusiastischen, andererseits in wil-
den Anklagen sich ergehenden Schilde-

rungen in den parteigängerischen Blättern, mit den das Groteske betonenden Berichten der gegnerischen Presse. Mit Entsetzen las ich zurzeit von den Greueln und unerhörten Grausamkeiten, die diese Streiterinnen in den Gefängnissen von Manchester, Birmingham, New Castle erlitten haben sollten. Foltern von so unerhörter Brutalität und einzigartiger Vergewaltigung, daß ich erschüttert vor dem Unglaublichen stand, bis ich bei ruhiger werdender Erwägung dahin gelangte, das Unglaubliche nicht zu glauben und es für das anzusehen, was es wohl war: die Ausgeburt allzu reger, im Gräßlichen schwelgender Phantasien. Denn wenn das erlitten worden wäre, was diese Gefangenen verkündeten, als sie wieder in Freiheit waren, so hätte sich Todesschweigen darüber gebreitet, nicht eine einzige hätte diese martervollen Prozeduren überlebt, die, rein physisch genommen, weitaus die Grenzen aller Leidens- und Lebensmöglichkeiten überschritten. Statt dessen haben diese Gekreuzigten aufreizend, wühlend, hetzend, Erzesse ausübend und dazu fortreißend, weiter gearbeitet ... in scheinbar guter Gesundheit. Aufs neue regt sich der Zweifel, mehr aber noch — die Bitterkeit, denkt man daran, wie schädigend und rückbildend diese jeder politischen Einsicht, jeder Gesetzmäßigkeit und Ordnung hohnsprechenden Ausschreitungen gewirkt haben. Um Iahrzehnte haben diese Suffragettentollheiten

die ernste, gereifte, bedächtige Arbeit
der Frauenrechtlerinnen zurückgeworfen.
Verwüstet, was allmählich und schwierig
ausgesät war und vielfach schon geerntet
wurde. Es wird lange dauern, bis die
Eindrücke dieser Aufzüge von 15—20000
wild gewordenen, wütenden Weibern
sich verwischen werden, die um sich
schlagend, alles, was ihnen entgegentrat,
in wüsten Angriffen niederreißend, ihr
Recht begehrten. Welches Recht? Das
ihrer Weiblichkeit, ihrer Würde, ihres
Mutes? Das ihrer persönlichen Frei-
heit, ihrer Unabhängigkeit? Köstliche
Güter fürwahr! Güter, die sie so
wundervoll verteidigten, so klug und
sinngemäß, daß wahrscheinlich selbst unter
ihren Anhängern den ehrenwertesten
Kahlköpfen in England die Haare zu
Berge standen. Wollte man seriös
bleiben, man könnte weinen über das,
was diese merkwürdigen Auswüchse der
„Frauenrechtlerei" angerichtet haben.
Errötend muß man es angesichts dieser
Tatsachen aussprechen, errötend und
beschämt und entmutigt, tief entmutigt.
Denn wie sollen praktische Politiker,
Regierung und Parlament sich solcher
Kampfesweise gegenüber verhalten?
Nachgeben? Der Gewalt weichen, einer
Gewalt, der gegenüber sie unbedingt die
Überlegenen sind, sowohl in der Möglich-
keit der Entfaltung äußerster Machtmittel
nach der Seite von Gewaltmaßregeln,
als in der Ausübung konstitutionell ihnen
zustehender Rechte, Gesetze, polizeilicher,
selbst militärischer Schutzwehr. Dagegen
können die revoltierenden Frauen nicht
an. Und wenn man endlich, aus einer
mit Mitleid und Großmut gepaartenNoch-
sicht, ihnen nachgeben wollte und ihnen
das so erlangte Stimmrecht gäbe, so wür-
den die Führerinnen, von ihrer dankbaren
Gefolgschaft gewählt, mit Standarten
und Bannern ins Parlament einziehen,
unter dem Triumphgeheul, das sie da-
mals anstimmten, als sie in der Alberts-
halle ihr großes Siegesfest glaubten
feiern zu dürfen. Was ist daraus ge-
worden? Auf den großen Triumph-
zug folgten die fortdauernden, beinahe
schon langweilig werdendenSuffragetten-
(Guerilla)-Kämpfe, und die Regierung
bleibt trotz einiger freundwilliger Ver-
sprechungen, ja sogar zeitweiliger Majo-
ritäten für die Stimmrechtsbill, der
rocker <le bronze mit ihrem lapidaren
not at 2ll, sei es nun konservativer oder
liberaler Fassung. Hinter dem Ernst

mancher Dinge verbirgt sich oft ein schmerzlich-lächelnder Humor, und auf die Tragödie folgt das Satyrspiel. Armselige Holdinnen-Heldinnen! Ihr habt euch nicht genützt, den andern aber geschadet. Zu diesen andern gehören auch wir, hier in Deutschland, denen nicht nur die maßgebenden Männer, sondern auch die beteiligten Frauen unter sich das Wort „politisch nicht reif" nur allzu oft vernehmlich in die Ohren rufen.
Und uns ist es in den letzten beiden Lustren wirklich gar nicht schlecht ergangen, in unserer frauenrechtlichen Bewegung. Empor! Wir hatten an dieser Stelle dies wiederholt freudig hervorheben können. Man hat die deutsche Frauenrechtlerei sogar in das Gebiet der „hohen" Politik miteinbezogen, wie Lucia Dorn Frost, eine unserer feinsten Federn, sehr interessant in der „Zukunft" mit folgenden Ausführungen beweist:
„Die Frau ist seit einigen Iahren in Deutschland zum politischen Objekt erklärt, ihre Sphäre der politischen Behandlung freigegeben worden. Man kann nicht einmal von einem Eindringen der Politik in das Leben der Frau sprechen: es ist ein Ansturm. Ein Überfall auf ein offenes Land, das nicht befestigt und leider in den letzten Iahrzehnten schlecht verwaltet ist, weil sich alles geistige Leben in der Frauenwelt auf die Emanzipation gerichtet hatte. Verfalls- und Krankheitserscheinungen erleichtern die Ingerenz der Politik.
Es handelt sich um einen Eingriff in eine Pathogenese. Er kam nicht von den Parteipolitikern, sondern von den

Regierungspolitikern. Welchen Einfluß hat das Bedürfnis nach „Großzügigkeit" der inneren Politik auf diesen Eingriff gehabt? Als Anamnese der deutschen Frauenpolitik findet man folgendes:
Wer als Gegner einer unbeschränkten Frauenrechtlerei gewohnt war, in der preußischen Regierung einen Bundesgenossen zu sehen, mußte vor fünf Iahren eine auffällige Veränderung bemerken. Ein unangenehmes Weichen und Nachgeben trat ein, steigerte sich schnell zu aktivem Fördern und schließlich zu einem Vorwärtstreiben der Frauenbewegung; offenbar war innerhalb der Regierung eine neue Parole ausgegeben worden. Der Umschwung war gründlich und kam unerwartet. Soeben hatten noch die Frauenrechtlerinnen, auch die gemäßigten, erklärt: „Von der preußischen Regierung erwarten wir nichts." Und nun schlug plötzlich diese schwärzeste aller Institutionen in allen Fragen desFrouenfortschrittes ein Tempo an, daß den ihr folgenden der Atem auszugehen drohte. Das war auch kein sachliches Fortschreiten, sondern einfach ein tätliches Bekenntnis zu prinzipiellem Fortschritt. Gegen alle preußische Regierungstechnik, die eine langsame Änderung überall, mit Recht, für zuträglich und der Verflochtenheit der Dinge entsprechend hält, wurden hier in fast revolutionärer Weise die Fortschritte beschleunigt. Nur wenn man beabsichtigte, der Frauenbewegung einen starken Impuls zu verleihen, wenn man sie in Gärung bringen, ihr eine auf die Akustik der Offentlichkeit berechnete starke Resonanz geben wollte, durfte man diese Fortschritte und neuen Rechte für nützlich halten. Eine höhere politische Absicht mußte man auch deshalb vermuten, weil es an sachlicher Rechtfertigung des neuen Kurses fehlte. Denn was als Begründung und Verteidigung der neuen Bestimmungen und Gesetze geliefert wurde, war herbeigezogen. Ob jemand Gründe hat oder Gründe zusammensucht, läßt sich nicht verkennen. Mit nicht passenden Voraussetzungen, mit Redewendungen aus Leitartikeln volkstümlicher Art, mit heftig ungenauen Aufforderungen zu neuen Zielen: damit wurden preußische Bestimmungen ausgestattet. Alle diese Vorgänge werden verständlich, wenn man eine Absicht auf dem Gebiet der hohen Politik annimmt ..."
Diese Absicht lag wohl sicherlich vor,

und wenn sie auch nicht der Erfüllung galt, den so heiß begehrten und heiß umstrittenen Eintritt der Frauen in das aktive politische Leben zu fördern, vielmehr die Frauenrechtlerei gewissermaßen als ein Erperimentierkarnickel für ganz anders geartete Konstellationen vorschob, so war der Nutzen, den diese Manipulationen der Frauenbewegung brachten, doch ein sehr großer. Sie sind in raschem Tempo vorgerückt in den letzten Iahren. An allen Stellen haben sie sich Platz erobert; energisch, sichtbar, tüchtig behaupten sie sich. Nur dem höchsten Ziele, das sie für erstrebenswert halten, der Mitwirkung im politischen Leben, sind sie nicht näher gerückt.

Wenn auch in den Wahlkampagnen bei den letzten Reichstagswahlen die Frauen zu tätiger Mitarbeit insbesondere von den bürgerlich linksstehenden Parteien herangezogen wurden, wenn selbst auf einem oder dem andern Parteitage der fortschrittlichen Volksparteien sich in eine Resolution schüchtern der Antrag einschlich: für die volle Gleichberechtigung der Frauen einzutreten, so ist es doch im allgemeinen still geworden über den Wassern. Die Hochflut der letztwinterlichen Begeisterung verebbte, und man erkennt, daß nur wirtschaftliche Notwendigkeiten und soziale Fortschritte diese tiefeinschneidenden Änderungen erzwingen können. Die besonnenen, klardenkenden Frauenrechtlerinnen fassen sich in Geduld, die Männer werden in ihrem Widerstand gefügiger, akzeptieren, oft sogar dankbar, heute die Mitarbeit der Frauen und befürworten die Anerken-

nung ihrer Rechte, wo sie als Notwendigkeiten sich geltend machen. Selbst in sehr verschlossenen und distanzierten Kreisen finden die Frauen der arbeitenden Klassen, die die doppelte Bürde der Arbeit und Hauswirtschaft zu tragen haben, verständnisvollen Anteil, wenn sie, die all die drückenden Lasten in Gemeinde, Staat und Land selbständig tragen müssen, gleiche Rechte für gleiche Pflichten fordern, und man begleitet mit Interesse und Nachdenklichkeit ihre dahinzielenden Kundgebungen in den von ihnen veranstalteten zahlreichen Versammlungen. Nur von prätenziösen Ambitionen will man nichts wissen, und gerade diese sind es, die selbst Leidenschaft, Leidenschaften zeitigen, die ausarten bis ins Suffragettenhafte. Glücklicherweise ist Deutschland kein rechter Boden dafür. Wo Neigung sich in dieser Richtung dafür zeigte, riefen die Bedächtigen, Einsichtsvollen: Halt! Und als trotzdem eines Tages die deutschen „Suffragettes" mit Umzügen drohten, da erfolgte das Verbot der mit Unrecht so viel verlästerten Polizei, und das Publikum ärgerte sich, daß der „Ulk" nicht stattfand. Bei den Frauenrechtlerinnen aber, denen die Sache heilig ist und über persönliche Eitelkeiten geht, war man verstimmt und dachte mit Schrecken daran, wozu solche, dem nationalen Empfinden durchaus unverständliche Provokationen führen müssen. Denn immer noch gelten als die führenden Geister der heutigen Frauenbewegung Frauen, wie die ausgezeichnete Helene Lange, die jeder Forderung das inhaltsschwere Wort: Leistung gegenüberstellt und ausruft: „wir werden das Stimmrecht nicht erlangen durch Fordern, sondern durch Leisten ..." oder wie Fräulein Doktor Gertrud Bäumer, die in ihrer feinsinnigen, leise lächelnden Art sagt: „Gewiß, man könnte einen Kongreß veranstalten, etwa mit den Themen: Freie Liebe; Auflösung der Familie und Staatserziehung der Kinder; die Zulassung der Frauen zur Kriegsakademie — der Phantasie ist ja jeder Spielraum gelassen, aber ernsthaft genommen: der Gedanke, als beruhe der Fortschritt unserer Bewegung darin, daß wir bestimmte in ihr liegende Tendenzen zu schrankenlos immer weiteren Konsequenzen trieben, wäre der Ruin.."
Die Frauenbewegung im Geiste solcher Grundsätze auszubauen, scheint, wenn

auch der langsame und schwerste, aber sicherste Weg, die Frauen an ihre sozialen Pflichten zu mahnen.

Wirtschaftliche Rundschau.

Es ist in der letzten Zeit viel darüber diskutiert worden, ob die Hochkonjunktur, deren sich unser Wirtschaftsleben seit einiger Zeit zu erfreuen ha», ihrem Ende zuneigt. Es wird Leute geben, die sich verwundert fragen, ob wir denn überhaupt schon in einer Hochkonjunktur drin gewesen sind. Zum mindesten fehlte eines der Charakteristika, die sonst als typisch für eine wirtschaftliche Hochkonjunkturperiode zu gelten pflegen: die hohen Preise für industrielle Rohstoffe und industrielle Produkte. Wenigstens wurde in einer großen Anzahl von Industrien ständig darüber geklagt, daß trotz angespannter Beschäftigung die Preise immer noch sehr zu wünschen übrig ließen. Danach hatte es den Anschein, als ob wir uns höchstens erst in der Vorhalle der Konjunktur befänden, und jetzt tönt uns plötzlich von hoher Warte der Warnruf entgegen: „Die Welle droht sich zu überschlagen." Die Industrie glaubt es allerdings nicht, die Industrie hat es nie geglaubt, wenn einer Konjunktur von berufener oder unberufener Seite das nahe Ende prophezeit wurde. Sie sieht die Schornsteine rauchen, die Bestellungen sich häufen, sie muß, um nur die Lieferfristen einigermaßen einhalten zu können, Nachtschichten einlegen. Sie hat also vorläufig noch anderes zu tun, als sich

auf schmale Kost einzurichten. Auch die Börse glaubt im Grunde ihres Herzens nicht an ein nahes Ende der Konjunktur. Zwar vorübergehend gab es ein paar schwache Börsen. Wenn der Staatskommissar an der Berliner Börse von Überspekulation spricht und der erste Direktor der Deutschen Bank, Herr v. Gwinner, auf Anzeichen des nahenden Konjunktur-Umschwunges hinweist, so überzeugt dies an der Börse zwar auf die Dauer keinen von der inneren Wurmstichigkeit des Kursgebäudes, aber jeder sagt sich, wenn solche Leute pessimistische Anschauungen zum besten geben, so sind ein paar schwache Börsen unausbleiblich. Also verkauft jeder von den Papieren, die er hat, die am meisten bedrohten, d. h. die am höchsten stehenden, und die Papiere, die er nicht hat, „firt" cr. Auf die Dauer aber vermögen Worte, und wenn sie auch von noch so autoritativer Stelle kommen, die Tendenz nicht zu bestimmen. Worte werden von heute auf morgen vergessen, wenn die Tendenz der Taten nach der umgekehrten Richtung weist. Und das scheint vorläufig noch der Fall zu sein. Gerade der Kassaindustrieaktienmarkt, auf dem diesmal die Phantasie sich am ungehemmtesten austobt, hat, kaum drei Tage nach den „Warnungen" des Staatskommissars und des Herrn von Gwinner, eine neue Iubelhausse veranstaltet und gerade die Papiere wieder auf den Schild gehoben, auf welche die Warnungen vor spekulativen Auswüchsen deutlich hingezielt hatten. Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Hausse der letzten Wochen eine ausgesprochene Hausse der Spezialitäten gewesen ist. Wenn man das allgemeine Kursniveau mit den Höchstkursen des Iahres 1911 vergleicht, so wird man finden, daß die jetzigen Kurse fast durchweg und zum Teil nicht unerheblich hinter den vorjährigen Höchstkursen, wie sie vor Beginn der Agadirfahrt zu verzeichnen waren, zurückbleiben. Es gibt aber eine Anzahl von Papieren, in denen die Börse irgend eine ganz besondere Chance sieht, und die infolgedessen von der Spekulation in zum Teil wahnwitziger Weise in die Höhe getrieben werden. Etwas Typisches kann höchstens bei allen diesen Einzelfällen darin erblickt werden, daß die Börse nach derartigen besonderen Chancen förmlich sucht und leicht geneigt ist, sie in mehr

oder weniger geeigneten Fällen auch zu finden.

Es sind fast immer dieselben Phantome, denen die Börse dabei nachjagt. Sie spürt entweder Unternehmungen aus, die nach ihrer Ansicht an finanzieller Überernährung leiden und von denen in irgend einer Form Abführungen aufgesammelter Reserven an die Aktionäre entweder in Gestalt von besonderen Gewinnausschüttungen, in Gestalt von Gratisaktien oder von wertvollen Bezugsrechten erwartet werden. Das war der Fall der Linke Waggonfabrik, der Fall der Accumulatorenwerke Berlin-Hagen und der Fall der Höchster Farbwerke. Die andere Kategorie der großen Kurssteigerungen am Kassamarkte wird gekennzeichnet durch die Chance großer Patent- und Lizenzgewinne. „Der Verkauf von Patenten nach dem Auslande" insbesondere, das ist eine Vorstellung, welche die Börse gewissermaßen elektrisiert. Riedel-, Hochfrequenz- und in letzter Zeit Vogtländische Maschinen-Aktien dienten der Börse zum Spielball derartiger wilder Patentphantasien, bei denen die Ernüchterung allerdings meist nicht ausgeblieben ist. Ganz besonders das Spiel mit den Aktien der Vogtländischen Maschinenfabrik führte zu Kursschwankungen von 90 und 75 A, wie sie in den letzten Iahren an der Berliner Börse — wenn man den Fall der Aktien der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ausnimmt — nicht erlebt worden sind. Wenn derartige Auswüchse der Spekulation bekämpft und in ihrer ganzen Sinn-

Widrigkeit dargelegt werden, so mag auch einmal ein Verstoß gegen die Formen des Börsenreglements mit in den Kauf genommen werden. Es ist an der Börse — und zweifellos nicht ohne Berechtigung — darauf hingewiesen worden, daß es nicht Sache des staatlichen Börsenkommissars sei, sich in materielle Börsenangelegenheiten hineinzumischen und Urteile über Börsenpapiere, ihren inneren Wert und ihre Kursschwankungen abzugeben. Um die Gefährlichkeit einer solchen Einmischung zu erkennen, braucht man z. B. nur auf einen Fall aus der Vergangenheit hinzuweisen, auf die gewaltige Kurssteigerung der Hercynia-Kure, die vor etwa 6 Iahren von zirka 16 000 Mk. auf 30000 M. pro Stück emporkletterten. Damals lag der Kurssteigerung wirklich die reelle Ursache zugrunde, die bei vielen Kursphantasien der letzten Zeit gefehlt hat, nämlich eine Ankaufsofferte des preußischen Staates zu sehr günstigen Bedingungen. Wenn der Börsenkommissar damals gewarnt hätte, würde er unter Umständen die Kurenbesitzer, die sich durch seine Warnung zum vorzeitigen Verkauf ihrer Kure bewegen ließen, schwer geschädigt haben. Aber auch die technischen Anregungen, die der Staatskommissar zum Ausgleich allzu heftiger Kursschwankungen geben zu müssen meinte, sind offenbar mehr gut gemeint, als brauchbar. Die Aufhebung des vom Börsengesetz vorgeschriebenen Einheitskurses in besonderen Fällen bringt zweifellos viele Nachteile und Gefahren mit sich, während die Erreichung des angestrebten Erfolges recht zweifelhaft erscheint. Mit technischen Mitteln kann man spekulative Bewegungen nur in Ausnahmefällen verhindern oder mildern. Und das Recht des Börsenvorstandes, bei besonders eklatantem Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage den Kurs einmal und sogar mehrmals streichen zu lassen, bietet eine durchaus genügende Handhabe zur Verhinderung von „Zufallskursen". Nur Zufallskurse sollen aber verhindert werden, nicht scharfe Kursveränderungen, die in manchen Fällen durch die tatsächlichen Verhältnisse gerechtfertigt sein können und für die infolgedessen möglichst weitgehende Freiheit gelassen werden muß. Aus diesem Grunde geht es meines Dafür-

haltens auch schon zu weit, wenn das
Rechtdes Börsenvorstandes, den Kurs
eines Popieres streichen zu lassen, unter
gewissen Umständen in eine Pflicht
umgewandelt werden soll.
Horatio.

»>>!o!«-'-
y«ou»g«I>« nnd Ihlfttdol,»«>»: V«l, Dr. Lud»!g Stein ln V«lln V IN, L«tzo«u<« 5». !l«I«fon »m» «ulfUllt «l «308>. - »«oittWorlIlch« ««da««n!: vs. Vylvln» Vluck w V«,i»n, — 2n ül»««lch flll dl« «,d»K»lon o««n«o«Uich: Kr, I Vlnnl«lch, llllen H, MoI«gaN« 3: — flll dl« K«n>»«HoI>«: «lod«l! «lohl, »N«n I, Domg»N« 4. — M«ln>V«t«tuno fUl Un»«n>: lllllllch« l>. l>, hosi>uchh<mdluno <?. V«nU), Vudop«p V,
Dolot»ya-u»cz» 2. — Flll d«n Inl«ote>tt«ll ««nMoorUlch: l»ll<lr»nl« ln l«mp«lhof-V«ll>l. — V«ll<>o nnd Dluck d« echl«stich«, Vuchdluck«r«l o. S. Vcho»tla«nd«l, »,»»„ V«»l»n III.
Unverlangte Manuskripte senden toil nicht zurllck, wenn ihnen nicht
Ruch»l!» beiliegt.